Sachsengrün.

Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben

von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar,

Pastor A. V. Richard und Archivar L. Gottwald.

Erster Band.

Dresden,

Verlag von Woldemar Türk.

1861.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Berg-, Forst- und Jagdwesen.

Kunstwerke etc.

Culturgeschichtliche Mittheilungen etc.

Sagen.

Miscellen.

Sprechsaal.

Dresden,
Druck der Königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold und Söhne.

Montag, den 1. October.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

An Sachsengrün.

Auf! gehe denn durch alle Gaue
Der Stämme Sachsens deine Bahn,
Forsch' emsig um dich her und schaue
Genau dir Land und Leute an.

Der Fürsten ernstbewegtes Leben
Vom alten Herrscherhaus Wettin,
Ihr Kämpfen, wie ihr Müh'n und Streben
Laß deinem Blick vorüberzieh'n.

In Kirchen, Städten und Palästen
Geöffnet sei dir Thür und Thor,
Und aus den letzten Trümmerresten
Ruf früh'rer Größe Bild hervor.

Denn viel noch giebt es zu entdecken,
Was Werth für Kunst und Wissenschaft,
Viel zu befrei'n, viel zu erwecken
Aus langem Schlaf in dunkler Haft.

Ja, vielleicht nahe dem Verfalle
Steht mancher Schatz in kurzer Frist,
Der, würdig für die Ruhmeshalle
Des Vaterlands, zu retten ist. —

Und Kunde sollst du mit enthalten
Nicht von vergang'nen Zeiten nur,
Auch von der Neuzeit Umgestalten,
Vom steten Fortschritt der Cultur. —

D'rum rüste muthig dich zur Reise
Und bring' zu Tage treu und klar,
Was fremd bisher im weitern Kreise
Vom Land und Volk der Sachsen war.

Und was davon dein Mund berichte,
Das schöpf' aus Quellen wahr und rein,
Damit für Vaterlandsgeschichte
Du Allen mögst Gedenkbuch sein! —

Eduard Gottwald.

Einleitung.

Das Sachsenland, der ehemalige obersächsische Kreis des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, bildet heut zu Tage allerdings kein politisches Ganzes. Die Herren dieses gesegneten Landes, zwei Könige, ein Großherzog, drei Herzöge und mehrere Fürsten sind aber durch Familienbande eng vereinigt und das Volk ist durch gemeinsamen Namen, durch geistigen und gewerblichen Verkehr und gemeinsames Schicksal zu einem Culturkörper verbunden.

Das Erzgebirge, der Thüringer und der Harzwald bilden die Grundfesten des Sachsenlandes; einer der Hauptströme Deutschlands, die prächtige Elbe, dann die Saale mit zahlreichen Nebenflüssen beleben die reich angebauten Thäler und Auen. Die Elbe aber tritt als wohlgenährter Strom durch die gewaltigen Sandsteinmauern, welche Böhmen von Sachsen trennen, in das Land ein. Das Sachsenland gehört dem Flußgebiet der Elbe an, die alle seine Gewässer, oft nach großem Umwege aufnimmt. Der Boden des Landes ist fruchtbar, von Natur und durch sorgfältige Pflege; er birgt aber auch unter der Oberfläche Schätze von Salz und von Kohlen und in den Gebirgen eine reiche Fülle von Metallen.

Das Sachsenland gehört seit uraltester Zeit dem großen Culturvolke der Germanen und seine Geschichte bildet einen wesentlichen Theil der Geschichte des deutschen Volkes in jeder Beziehung; es ist nicht blos unter allen deutschen Ländern das reichste an Schlachtfeldern, es besitzt auch großen Reichthum an den Denkmalen gewerblichen, literarischen und künstlerischen Strebens und religiösen Lebens.

Aus den ältesten Zeiten stammen die Hünenbetten, Kegelgräber, Heidenkirchhöfe und Opfersteine, deren meiste allerdings von der landwirthschaftlichen Cultur beseitigt worden sind. Im Sachsenlande liegt der bedeutendste aller deutschen Opferplätze, der Burgwall von Schlieben. Dies sind die ältesten geschichtlichen Denkmale des Landes.

In den Zeiten Karls des Großen waren die Elbländer von Slawen eingenommen, die zuweilen von Awarenhorden gewaltsam durchbrochen wurden. Der deutsche König Heinrich schlug bei Keuschberg die Awaren und trat den Slawen kräftig entgegen; er begründete die Marken und Bisthümer von Meißen und Merseburg. Allerdings dauerte der Kampf mit den Slawen noch über ein Jahrhundert fort. Aber die deutsche Cultur siegte und deutsches Wesen erblühete kräftig in den neubegründeten Städten. In Meißen, Merseburg, Naumburg und Zeitz wurden stattliche Domkirchen erbaut; die Klöster Chemnitz, Altenzelle, Pegau, Pforta u. s. w. wurden die Pflanzstätten literarischer Cultur; Freiberg wurde schon im 12. Jahrhundert Hauptsitz des sächsischen Bergbaues, während das an Böhmen grenzende Erzgebirge nur der Sitz von Köhlern und Jägern war und erst bei weitem später seine bedeutende Stellung im gewerblichen Leben antreten sollte.

Dagegen waren schon im Anfange des 13. Jahrhunderts die beiden Burgen, die Wartburg bei Eisenach und das Markgrafenschloß von Meißen blühende Mittelpunkte deutscher Dichtkunst.

Im Jahre 1247 vereinigte Markgraf Heinrich der Erlauchte beide Hauptländer Obersachsens, Thüringen und Meißnerland, zu einem Ganzen. Während der schweren Zeiten, die Deutschland vom Tode Kaiser Friedrichs II. bis auf Kaiser Karl IV. bedrückten, gediehen im Sachsenlande die Städte zu kräftiger Entwickelung; Erfurt, die Hauptstadt des Thüringerlandes, Chemnitz, Altenburg und Zwickau hatten sich zu Reichsstädten erhoben. Dresden, Leipzig, Freiberg, Hain, Torgau, Naumburg, Gotha, Weimar u. s. w. waren Sitze mannichfachen Gewerbfleißes geworden.

Am Ende des 14. Jahrhunderts bereitete sich in Böhmen ein gewaltiger Sturm vor, der dem Sachsenlande große Verwüstung brachte. Johannes Huß trat gegen den Papst auf und verbreitete die Lehren der Waldenser unter den Studirenden der Universität von Prag. Nächstdem gelang es ihm, seinen böhmischen Landsleuten Vortheile über ihre deutschen Studiergenossen zu erringen. Die nächste Folge war, daß im Jahre 1409 unter Anführung von Johannes Hofmann und Otto von Münsterberg über ein Dritttheil der Magister, Doctoren und Studenten die Universität Prag verließen und sich nach Leipzig wandten. Hier entstand am 2. December genannten Jahres nach dem Vorbild der pariser und prager eine neue Universität, die zweite in dem sächsischen Culturgebiet, denn die von Erfurt war bereits 20 Jahre vorher von der Stadt begründet worden.

Im Jahre 1422 kam ein neues Gebiet zu den meißnisch-thüringischen Landen der Fürstenfamilie Wettin, das Herzogthum Sachsen mit dem die Churwürde verbunden war. Seitdem ging dieser Name auf Thüringen, Meißen und Osterland über.

Der Hussitenkrieg begann und Sachsenland erlitt eine furchtbare Verheerung, als deren Denkmal noch heutigen Tages der größte Theil der wüsten Marken vorhanden ist. Der Hussiten- wie der unselige Bruderkrieg gingen indessen vorüber, die Städte kräftigten sich. Friedrich der Sanftmüthige (starb 7. Sept. 1464), der Vater der Brüder Ernst und Albrecht, die im Juli 1455 von Kunz von Kaufungen aus dem Schlosse Altenburg entführt, aber wieder gerettet wurden, hatte verordnet, daß die Brüder gemeinsam die Lande regieren sollten. Sie kamen dem väterlichen Wunsche nach, bis der Tod ihres Oheims Wilhelm von Thüringen, 17. Sept. 1482, Anlaß zu einer Theilung des gemeinsamen Landbesitzes gab. Seitdem wurden Dresden und Wittenberg die Residenzen der sächsischen Fürsten.

Mittlerweile nahm die Cultur im Sachsenlande einen neuen Aufschwung, die Buchdruckerkunst faßte im Jahre 1480 festen Sitz in Leipzig; frischer Bergsegen erblühete im Obererzgebirge, wo unwirthbarer Wildniß Raum für neue Städte, wie Annaberg und Marienberg, abgewonnen wurde; in Annaberg, Zwickau und Schneeberg wurden prächtige Kirchen erbaut, es entstanden dort wie in Chemnitz neue Klöster und städtische Schulen, in Wittenberg aber gründete Churfürst Friedrich der Weise im Jahre 1502 eine neue Universität, an die er namhafte Gelehrte berief und die seit dem Jahre 1517 der Ausgangspunct zweier großer kirchlicher Bewegungen wurde, die auf ganz Europa den erschütterndsten Einfluß übte. Dr. Martin Luther versammelte um sich einen Kreis von Gelehrten, Philipp Melanchthon, Bugenhagen, J. Jonas, P. Ebert, als Mitarbeiter, und aus ganz Deutschland strömten Schüler dorthin. Seit dem Jahre 1522 übersetzte Luther die Bibel aus dem Urtext ins Deutsche und ward somit der Begründer der allgemeinen deutschen Schriftsprache, die als Grundlage den obersächsischen und meißner Dialekt hat.

Durch die Bauten der Albrechtsburg zu Meißen und des Schlosses Hartenfels in Torgau, der Kirchen von Annaberg, Freiberg, Zwickau, Schneeberg und die Neubauten in Leipzig und Wittenberg, die städtischen Bauten in Chemnitz, Dresden, Rochlitz und vielen andern sächsischen Städten, sowie den Kirchenbauten in vielen Dörfern, entwickelte sich in den sächsischen Landen ein Sinn für die bildende Kunst, von welchem noch heute in kleinen Dorfkirchen, wie z. B. in Ebersdorf und Glösa bei Chemnitz stattliche Denkmale vorhanden sind. Am Hofe von Wittenberg aber gründete Lukas Cranach eine neue Malerschule, die nicht minder zahlreiche Denkmale hinterlassen hat.

Die beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig entfalteten einen regen Wetteifer, zumal seit dem Tode des

Herzogs Georg (17. April 1539) auch im eigentlichen Meißnerlande die Reformation allgemeinen Eingang gefunden hatte.

Unter Churfürst Moritz (1541 — 1553) erlangte Sachsen eine politische Bedeutung, die es bis dahin noch nicht eingenommen. Trotz der mannichfachen Kriegsarbeit, die dem jungen Herzog oblag und den politischen Verwickelungen, welche die Churwürde im Jahre 1547 auf seine Linie brachte, versäumte er nicht für die Entwickelung der geistigen Cultur lebhafte Sorge zu tragen. Aus den Gütern der aufgelösten Klöster von Chemnitz, Altenzelle, Pegau, Buch, Besau u. a. vermehrte er die Lehrmittel der Universität zu Leipzig. Demnächst gründete er die drei Fürstenschulen von Meißen, Grimma und Pforta; seinem Beispiele folgten kleinere Dynastien, wie die Werthern, welche in Dorndorf und die Witzleben, die in Roßleben ähnliche Lehranstalten bildeten, und die Städte Chemnitz, Zwickau, Leipzig, Freiberg u. a. Nach dem frühen Tode des Churfürsten Moritz wirkte sein Bruder und Nachfolger August in seinem Sinne fort und die ernestinische Linie, die seit 1547 in Thüringen ihren Sitz hatte, entfaltete nicht minderen Eifer. Schon im Jahre 1558 begründete sie die Universität Jena, die nachmals der deutschen Nationalliteratur ein Hauptstützpunct wurde. Die zahlreichen Sprößlinge der ernestinischen Linie begründeten allgemach neue Residenzen, Gotha, Weimar, Altenburg, Eisenach, Coburg, Saalfeld, Meiningen, Hildburghausen, die sämmtlich Culturpuncte wurden, die, mit Lehrmitteln, Gymnasien, Bibliotheken, Museen ausgestattet, Bildung über jene Theile des Sachsenlandes verbreiteten.

So ist denn seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die ältere ernestinische, wie durch die jüngere albertinische Linie des erhabenen Hauses Wettin eine Fülle von Cultur über das Sachsenland ausgestreut, die den geistigen und sittlichen wie den materiellen Wohlstand des Volks gefördert und demselben hohe Achtung bei den deutschen Brüderstämmen, ja im fernsten Auslande einen ehrenvollen Namen begründet hat.

Es würde die Grenzen, die diesen einleitenden Worten gegeben sind, überschreiten, wollten wir weiter auseinandersetzen, in welcher Weise durch sächsische Fürsten wie durch das sächsische Volk in allen Gebieten der Wissenschaft, der Poesie und der Künste gewirkt worden, welches Licht von seinen Universitäten und Academien ausgeströmt, welchen Einfluß Sachsenland auf staatlichen Verkehr, auf Gewerbfleiß, Handel und Ackerbau geübt.

Wir werden in den Blättern unseres Sachsengrün Schilderungen aus dem reichen Culturleben mittheilen, das auf dem sächsischen Boden sich während einer langen Reihe von Jahrhunderten entfaltet hat, und das selbst durch die wildesten Stürme des dreißigjährigen Krieges, dann der Kriege des 18. und 19. Jahrhunderts nicht blos nicht vernichtet werden konnte, sondern eben durch das Unglück zu erneuter Thätigkeit angeregt wurde.

Und so sollen denn in dem Sachsengrün die vorzüglichsten Culturerscheinungen des Sachsenlandes in den verschiedenartigsten Beziehungen zur Besprechung gelangen, wir werden Beiträge zur Geschichte der Familien, der Ortschaften, der einzelnen Landestheile, dann die mannichfachen Denkmale, die Sagen, Sitten und Gebräuche im Frieden und Krieg, Sprichwörter, historischen Lieder, neben urkundlichen und chronikalischen Nachrichten aus allen Landestheilen, auch aus den Nachbarlanden mittheilen, was für diesseits von Einfluß und Bedeutung gewesen. Das Sachsengrün wird demnächst von Zeit zu Zeit Blicke auf die sächsische Geschichte und Landeskunde berührende Literatur werfen und auch die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der älteren wie neueren Kunst berücksichtigen. Endlich aber soll auch die natürliche Beschaffenheit des Landes Gegenstand der Betrachtung sein.

G. Kl.

Sächsisches Studentenleben während des XVI. Jahrhunderts.

Wenn das Leben, die Sprache, die Tracht, die Freiheiten, die Tugenden und die Laster des deutschen Studenten noch heute Gegenstände ernster Forschungen fremder Gelehrten und Schriftsteller sind, so lohnt es sich wohl der Mühe, daß der Deutsche selbst einen prüfenden Blick auf jenes jugendliche Treiben auf sächsischen Universitäten im 16. Jahrhundert werfe, um über den Ursprung mancher, noch bestehenden, eigenthümlichen Gebräuche in's Klare zu kommen. —

Nicht selten kam es vor, daß bei dem Abgange zur Universität ein förmlicher schriftlicher Vertrag zwischen Vater und Sohn (auch Söhnen) geschlossen wurde und in welchem gewisse Bedingungen, sowie Verpflichtungen, denen der studirende Jüngling nachzukommen hatte, fest bestimmt wurden.

In einem (14 Quartseiten!) langen Revers erklären u. a die beiden Söhne eines churf. sächs. Rathes, daß sie fleißig beten, sich vor allem Calvinismus hüten, oft in die Kirche gehen wollen; sie geloben: sich „aller Gesellschaft zu enthalten, auf ihrer Stube zu verbleiben, ohne den vorgesetzten Hofmeister nirgends zu Gaste zu gehen, ein nüchternes, mäßiges Leben zu führen, die Trunkenheit zu meiden, nicht zu spielen (weder mit Karten, noch mit Würfeln oder Bretspiel), stets zu gehorchen, fleißig zu arbeiten, Alles aufzuzeichnen und über Alles Register zu führen, recht sparsam zu sein, die Regeln der Gesundheit genau zu befolgen, nicht Alles zu verschlucken, sonderlich kein Obst, mit Ausnahme der schwarzen, sauern Kirschen und Borsdorferäpfel zu essen"; sie schließen den Vertrag mit der Erklärung: „alle Wochen des Sonnabends, nach beendigter Arbeit, diesen Revers deutlich und verständlich miteinander durchlesen, sonsten aber bei sich in's Geheim behalten zu wollen".

Bald nach seiner Ankunft auf einer der sächsischen Universitäten hatte der Musensohn folgenden Aufnahme-Eid zu leisten:

„Ich N. N. schwöre, daß ich Euch dieses halben Jahres „Rectori, und allen neuren Nachkommen den Rectoren, in „allen Sachen, darinnen ich solches thun kann und soll, so „lang ich mich studirenshalben in dieser Universität enthalten „(aufhalten) werde, Geherfam leisten will. Zum Andern „daß ich mich solcher Zeit über, den Statuten und Satzungen „der Universität, so jetzt allbereit gemacht, oder künftig recht„mäßiger Weise gemacht werden, mit Fleiß verhalten will. „Zum Dritten, daß ich das Unrecht so mir begegnet, weder „durch mich selbst, noch durch Jemand anders, „vorsätzlich rächen, sondern deswegen des Rectoris Hülff er„suchen will. Zum Vierdten, wann mir durch den Rector „ein Arrest angelegt wird, so will ich aus solchem Arrest „nicht ziehen, noch meine Händel und Geräthe daraus ent„wenden. Zum Fünften, wann es sich begebe daß ich einer „Verbrechung halben, welches doch Gott verhüte, relegirt „oder von dieser Universität und Communion der Studenten „gänzlich ausgeschlossen würde, daß ich alsdann auf den mir „hierzu angesetzten Tag aus der Stadt ziehen will, als mir „Gott helfe."

Mit der Leistung dieses Eides war jedoch die Aufnahme unter die Zahl der Studenten noch nicht vollendet. — Der Ankömmling (Fuchs, auch Rapschnabel, Haushahn, Mutterkalb, Säugling, Bachant, Half-Pap, Beanus Spulwurm,

Hausunke u. s. w. genannt) hatte sich einer eigenthümlichen Ceremonie, Deposition oder Beania genannt, zu unterwerfen. Der Vorsteher oder Depositor gebot den jungen Leuten, die als Studenten aufgenommen werden wollten, Kleider von verschiedenen Stoffen und Farben anzuziehen. Das Gesicht der Aufzunehmenden wurde geschwärzt; an den Hut, dessen Krempen heruntergebügelt waren, befestigte man lange Ohren und Hörner; man setzte ihm in die beiden



(Facsimile.)

Mundwinkel lange Schweinszähne, die er bei Strafe von Stockschlägen wie zwei kleine Tabakspfeifen mit dem Munde festhalten mußte; ein langer schwarzer Mantel wurde ihm über die Schultern geworfen. Auf solche scheußliche Weise gekleidet, mußte er das Depositionszimmer verlassen, indem der Depositor mit seinem Stock auf ihn schlug. Waren nun mehrere, wie das gewöhnlich geschah, so mußten sie sich in einen Kreis stellen, in dessen Mitte der Vorstand sich befand, ihnen Gesichter schnitt, stumme Verbeugungen machte, sie ihres Anzugs wegen verspottete und dann eine ernste Anrede an sie richtete. Er hielt ihnen die Laster und die Fehler der Jugend vor und zeigte, wie sie nur durch die Studien gebessert, gezüchtigt und geschliffen würde. Die Jünglinge hatten sodann auf verschiedene, ihnen vorgelegte Fragen zu antworten. Aber die Schweinszähne, die sie in dem Munde hatten, hinderten sie verständlich zu sprechen, weswegen der Depositor sie, ihres Grunzens wegen, Schweine nannte und zugleich ihnen einen leichten Stockschlag nebst einem Verweise gab. „Diese Zähne", sagte er, „bedeuten die Unmäßigkeit, durch welche den jungen Leuten der Verstand verfinstert wird". Sodann nahm er aus einem Sacke eine hölzerne Zange, die er nach Belieben verlängern und verkürzen konnte; mit diesem Werkzeuge drückte er ihnen den Hals zusammen und schüttelte sie so lange bis die Zähne auf die Erde fielen. „Wären sie gelehrig und fleißig", sagte er, „so würden sie den Hang zur Unmäßigkeit und Gefräßigkeit ebenso verlieren wie diese Schweinszähne". Durch das Abreißen der langen Ohren wollte er sie darauf hinweisen, daß ohne fleißiges Studium sie dem Esel ähnlich bleiben würden. Er riß ihnen die Hörner ab, welche die thierische Rohheit bezeichneten; aus seinem Sacke nahm er dann einen Hobel. Jeder Bean mußte sich zuerst auf den Bauch, dann auf den Rücken und auf beide Seiten legen; in jeder Stellung behobelte ihm der Depositor den ganzen Leib und sagte: „Literatur und Künste werden Deinen Geist glätten." Nach einigen andern lächerlichen Ceremonien wurde ein großes Gefäß mit Wasser gefüllt, das der Depositor dem Novizen über den Kopf goß und ihn dann mit einem groben Lumpen unzart abtrocknete. Die nun so gehobelte, gestriegelte und gewaschene Gesellschaft sollte nun ein neues Leben anfangen, böse Neigungen be-



(Facsimile.)

kämpfen, und schlimme Gewohnheiten ablegen, die ihren Geist ebenso entstellten wie die verschiedenen Theile der Verkleidung ihren Leib entstellt hätten. — Die Deposition war nicht lediglich eine Studentenposse, sie wurde als eine von der Obrigkeit erlaubte Handlung an jedem jungen Studenten vollzogen. In dem Statut der Universität Erfurt heißt es: „Niemand soll als Student inscribirt werden, der nicht vorher durch den, seit alter Zeit eingeführten Ritus der Deposition hier oder anderwärts aufgenommen worden ist." Die Urtheile Luther's und Melanchthon's über diesen Gebrauch lauten sehr günstig. Der Erstere sagte zu einem Bean: „Also ist diese unsere Deposition in Wittenberg nur eine Figur und Bild des menschlichen Lebens in allerley Unglück, Plagen und Züchtigung." Die älteren, gottlosen Studenten mißbrauchten die Deposition auf abscheuliche Weise; sie wurde zur teuflischen Carricatur im Pennalismus, welcher jedoch erst um die Jahre 1610 und 1611 auftrat und während fünfzig Jahren die Universitäten beherrschte. Diese älteren Studenten hießen auch Schoristen, weil sie den jüngeren die Haare abschoren und sie wacker herumnahmen. Der Name Pennalismus dürfte wohl von dem Tragen einer Federbüchse, welche noch heute unter dem Namen Pennal in den Schulen in Gebrauch ist, abgeleitet werden; man wollte damit die Studenten, welche in den Vorlesungen fleißig nachschrieben, verspotten. — Trotz jener, obenaufgeführten Vorsichtsmaßregeln, welche die Eltern der Studirenden und die Behörden ergriffen, blieb nichtsdestoweniger das Studentenleben ein rohes, wüstes und aller Sittlichkeit entbehrendes. Die Studenten verheerten oft die Gärten der Vorstädte, liefen mit großem Gebrülle des Abends auf den Straßen umher, und erbrachen die Thüren der Bürgerhäuser; sie trugen gewöhnlich Waffen, Flinten, auch große Spieße und nicht



selten kam es vor, daß sie des Abends sich auf offener Straße duellirten.

Die vielen academischen Schriften über das Biertrinken, über die Trunkenheit und über die schrecklichen Verheerungen wilder Ausschweifung, Schriften, die aus jenen Zeiten auf uns gekommen sind, überzeugen Jeden, daß diese Laster damals furchtbar unter den Studenten herrschten. Solch hartes Urtheil bedarf geschichtlicher Beweise, unter deren großer Zahl nur einige angeführt werden sollen. — Im Jahre 1510 kam es am Michaeliskirmeßtage in *Erfurt* zu einem Kampfe zwischen den Studenten und den Landsknechten in der Art, daß die letztern aus der Stadt vertrieben worden wären, wenn die Handwerksgesellen sich nicht auf ihre Seite geschlagen und für sie Partei genommen hätten. Die Erbitterung war indessen so groß, daß die Bürgerwehr einschreiten mußte. Die von den Bürgern verfolgten Studenten zogen sich in ihr Collegium zurück, verschlossen die Thüren und warfen und schossen von da auf die Bürger, wohl während zwei vollen Stunden. In der größten Verlegenheit liefen einige Bürger nach dem Rathshofe, von wo sie zwei große Büchsen (wahrscheinlich Feldschlangen) brachten, welche sie, die eine „vor der Wage", die andere hinter „Aller Heiligen" aufstellten um damit nach dem Collegium zu schießen. Die in Schrecken gesetzten Studenten liefen davon und sprangen in das Wasser; die Bürger stürzten in das Collegium, hieben die Thüren aller Kammern auf, zerschlugen viele Bettstellen, Kisten und zerrissen die Bücher. Wer nicht entfliehen konnte wurde jämmerlich gehauen und gefangen; indessen blieb keiner todt, während einem der Studenten das Bein zweimal durchschossen und einem andern, dem Michael-Flossenschmidt, ein Auge ausgeschlagen wurde. Am folgenden Tage ließ der Rath von Erfurt in allen Bier- und Weinhäusern der Stadt ausrufen, daß, wer einen Heller oder Pfennig Werths oder sonst irgend Etwas in dem Collegio gestohlen, unverzüglich das geraubte Gut nach dem Rathhause zu bringen habe. Dem Befehle wurde nur wenig Folge geleistet. Einige brachten während der Nacht das Gestohlene, unter welchen sich ein gewisser Altreiß befand, der einem Magister etliche silberne Knöpfe von einem Wamms abgeschnitten hatte. Als er sich indessen weigerte, diese Knöpfe zurückzugeben, wurde er festgenommen und mit Ruthen ausgestrichen. Dieses Beispiel verfehlte seine Wirkung nicht, denn in der folgenden Nacht brachte das Volk eine Menge entwendete Töpfe, Tiegel und anderes Geräth; die Handwerksgesellen verließen aber alle die Stadt. Nach diesen traurigen Ereignissen erschien die ganze Universität vor dem Rathe, beklagte sich, daß ihre, von den Kaisern, Königen und Fürsten und Herren ertheilten *Freiheitsbriefe*, wie nicht minder das „freie" von der Stadt Erfurt ihr gegebene Geleit, das die päpstliche Heiligkeit bestätigt habe, genommen sei, und die Universität in Folge solcher Verletzung *in eine andere Stadt zu ziehen gedenke*. Der Rath entschuldigte sich durch die Erklärung, daß nicht er, der Rath, sondern ein Bürger die Andern aufgefordert habe, das Collegium anzugreifen. Die Angelegenheit wurde daraufhin gütlich beigelegt! — Wie solche Raufereien, so kamen auch *Kirchenraub*, *Mord*, *Plünderung* und *Erstürmung von Häusern*, durch Studenten verübt, häufig vor. Im Jahre 1511 wurde ein Student eingezogen, weil er in Greifstädt einen Kelch gestohlen hatte. Als er nach der Richtstätte, wo er gerädert werden sollte, hinausgebracht wurde, bemerkte der Henker, dem kein Knecht zur Seite stand, daß ihm ein Strick fehlte, um dem ausgezogenen Studenten die Füße zu binden. Der Student, dem diese Verlegenheit des Henkers nicht entging und der zugleich sah wie das Volk unruhig wurde, erfaßte seinen Gegner, um ihn von dem Rabenstein herabzuwerfen. Als Beide herunterfielen und lange auf einander lagen, trieben die Stadtknechte das Volk zurück. Der Student hatte noch einen Strick an der rechten Hand, womit ihm der Henker die Hände zusammen band. Um den Delinquenten fester zu binden, nahm er seinen Gürtel, woran ein Beutel hing, worin sich 3 Gulden befanden. Auf diese Weise wurde der Student an die Leiter geknüpft; seine Commilitonen aber machten ihn los, gaben ihm das Geld mit dem Beutel und führten ihn davon. Der Comthur von Greifstädt, entrüstet über diese Kühnheit, ritt unter das Volk und wollte den Entführten zurücktreiben; die Studenten aber schlugen ihm zwei Zähne aus, gaben dem Befreiten ein langes Brodmesser in die Hand und zogen Nachmittags 3 Uhr mit ihm davon. — Eine ganz ähnliche Geschichte ereignete sich ein Jahr vorher (1510) in Erfurt, wo Tyle Brückner einen Bürger, mit Namen Stolze, in der Hunddorfsgasse erstochen hatte. Der Student wurde ergriffen und zum Tode verurtheilt, jedoch ebenfalls von seinen Mitstudirenden befreit.

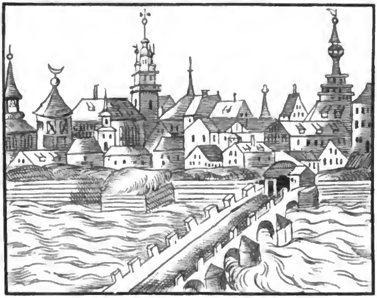
Gotthard Schmalz und Guthanns schildern in einem Gedichte, überschrieben: „Das Pfaffenstürmen im Jahre 1521" (nämlich in Erfurt) das Benehmen der Studenten mit den dunkelsten Farben. Die beiden Stifter zu Erfurt wurden genommen, die Oefen und Fenster zerschlagen, die Gitter gesprengt, die Weinfässer geleert, die rothe Thür zerschlagen, und Alles dies blos darum, weil die „Pfaffen" ihre bürgerliche Pflicht nicht thun wollten. Die beiden Capitel indessen beruhigten sich nicht, sondern traten vor den Rath, um durch eine gemeinsame Gabe von 10,000 Gulden Schutzgeld sicheres Geleit zu erhalten. — Zu Wittenberg wurde im Jahre 1512 (am 3. October) der Rector Dr. Ehrbar von einem adeligen Studenten mit Namen von Gleichen, der wegen Verbrechen auf zwei Jahre lang relegirt worden war, des Abends vor dem Elsterthor erstochen, welcher ähnlichen Gefahr auch der große Melanchthon (1555) ausgesetzt war. Im Jahre 1565 verwüsteten die Studenten den churfürstlichen Weinberg. — In *Leipzig* war es nicht um ein Haar besser. Bereits im Jahre 1521 entspann sich daselbst ein großer Streit zwischen den Studenten und den Handwerksleuten; der Kampf wurde ein so heftiger, daß, hätte der Rath die Thore nicht schließen lassen, die Studenten mit Gewalt aus der Stadt vertrieben worden wären. Die Handwerksburschen wurden dadurch noch aufsässiger, behandelten die Studenten verächtlich, wozu noch der unglückliche Vorfall kam, daß ein frommer und unschuldiger Student von einem Häscher auf der Gasse ermordet wurde. Die Universität forderte strenge Bestrafung des Mörders, der jedoch mit heiler Haut davon kam. Es fanden sich überdies Vertheidiger jener That, die den Todschlag entschuldigten und öffentlich eine Schrift unter dem Namen Erhardi Pistori anschlagen ließen, auch geradezu erklärten: „Die Universität sei früherhin eine Mutter des Friedens und eine Zuflucht der freien Künste gewesen, jetzt aber (1521) sei sie ein *Wust lautter böser Buben geworden*." Von allen Seiten versuchte man die Parteien zu beruhigen, jedoch vergeblich. In der nachfolgenden Zeit fanden die Studenten immer mehr und mehr Veranlassung zu Tumulten und Verschwörungen gegen die Bürger und namentlich gegen den Handwerkerstand. Im Jahre 1545 fand zu Leipzig von den Studenten wiederum ein Auflauf statt, weil ein Student von den Häschern beinahe zu Tode geschlagen worden war. — Die den Studenten auferlegten Strafen konnten (noch im Jahre 1544) mit Geld abgebüßt werden; eine Woche Carcer z. B. kostete einen Gulden. Im darauffolgenden Jahre (1545) wurde ihnen verboten ein „schädliches Gewehr" zu tragen.

(Schluß folgt.)

Sächsische Städte im XVI. Jahrhundert.

Das jüngere Geschlecht unserer Zeitgenossen, namentlich Diejenigen, deren Jugend in die dreißiger Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts fällt, haben kaum einen Begriff von der Physiognomie, die ihre Vaterstadt vor fünfzig Jahren noch darbot. Am längsten noch waren in Freiberg und Zwickau größere Denkmäler altstädtischen Ansehens erhalten, aber auch hier sind Thore, Mauern und Thürme gefallen und Stadtgraben und Zwinger verschwunden.

Wer sich einer alten sächsischen Stadt näherte, bemerkte schon aus der Ferne neben den Alles überragenden Kirchthürmen eine mehr oder minder bedeutende Anzahl wenig hoher viereckiger Thürme, zwischen denen sich eine mit Zinnen versehene Mauer hinzog. Kam er näher, so bemerkte er vor dieser Mauer einen meist 30 — 40 Fuß breiten Graben, in dessen Tiefe ein schmales trübes Wasser stand, das, in Kriegszeiten angedämmt, den Graben bis zum Rande füllen mußte. Am jenseitigen Ufer stieg eine Mauer aus dem Graben, die eine mannshohe Brustwehr bildete, hinter welcher sich in einem Abstande von 10 — 20 Fuß die eigentliche Stadtmauer erhob, die oben mit Schießscharten und Zinnen versehen war. Hinter ihr war ein Gang für die Vertheidiger angebracht. Der zwischen beiden Mauern befindliche Raum hieß der Zwinger und hier hielten im Sommer die Bürger ihre Schießübungen. Außer den Mauerthürmen hatte nun auch jedes der Stadtthore seinen besondern Thurm, der an manchen Orten, wie z. B. am Donatsthor in Freiberg, rund war. Manche Thore, wie z. B. das Petersthor in Freiberg, das Grimmaische und Ranstädter in Leipzig, das Johannis- und Chemnitzer Thor in Chemnitz, bildeten kleine Citadellen.



Dresden im Jahre 1587.
(Facsimile.)

Außerhalb der Stadt war das Schießhaus, das Hochgericht, der Pulverthurm befindlich; auch die Scheunen der Bürger waren vor der Stadt errichtet.

Das Alles gab nun den alten Städten ein von den jetzigen ganz verschiedenes Gepräge; sie hatten etwas Abgeschlossenes, während die modernen Städte sich nach Außen der Landstraße entlang fortziehen und da, wo ehedem Galgen und Rabenstein und strohgedeckte Scheunen zu sehen waren, elegante Gärten und Landhäuser das Auge erfreuen.

Die hier mitgetheilten Ansichten von Dresden, Leipzig und Weimar stammen noch aus dem 16. Jahrhundert.

Die Ansicht von Dresden ist einem alten Holzschnitt entnommen, der sich in dem 1587 gedruckten Lebenslauf des ersten Dresdner Superintendenten Daniel Greiser oder Greser, der sich auch Gräser schreibt, vorfindet und den J. C. Adelung in seinem Verzeichniß der Landkarten von Sachsen (S. 65) anführt, jedoch ohne das Buch zu kennen, zu welchem er gehört. Er zeigt die Nordseite der Stadt, im Vordergrund die alte, noch mit einem Zinnen bildenden Steingeländer versehene Stadtmauer, den Schloßthurm, Frauenthurm und die von Churfürst Moritz erbaute Façade des Schlosses. Es ist jedoch nicht der älteste von Dresden vorhandene Prospect. Hasche führt in seinem Magazin (Th. 3) einen im Jahre 1529 von Joh. Chr. Schneider gestochenen Prospect an, den indessen bis jetzt wohl kaum Jemand gesehen und dessen Vorhandensein zweifelhaft ist. Der bekannte älteste Prospect von Dresden, und zwar von der Ostseite, befindet sich in dem 1572 zu Amsterdam erschienenen Civitates orbis terrarum Th. 1. Bl. 28.

Diesem Werke ist denn auch die Ansicht der Stadt Weimar entnommen; sie zeigt uns, wie Weimar vor dem Jahre 1572 beschaffen war und wir sehen noch die ehemalige Stadtmauer, welche vier Hauptthore, zwei Nebenthore und einige Pforten hatte. Unter den Gebäuden tritt als das bedeutendste das Residenzschloß hervor, das bekanntlich im Jahre 1774 durch einen gewaltigen Brand vernichtet wurde und gegenwärtig eine ganz andere Gestalt hat. Im Vordergrunde sehen wir die Ilm mit zwei Brücken. Hogenberg's Städte-Prospecte sind so genau, daß man die Städte, die sich im Wesentlichen seit 1572 nur wenig verändert haben, wie z. B. Erfurt, Nürnberg sofort wieder erkennt.

Dies gilt denn auch von der beiliegenden Ansicht von Leipzig. Die nur wenig veränderten Grundfesten derselben, wie die Pleißenburg, die Kirchen, orientiren sofort wenigstens Denjenigen, der Leipzig vor 40 Jahren schon gesehen, bevor die Stadt zu dem gegenwärtigen großen Umfang gediehen war und als sie noch die Stadtmauer und die gewaltigen Thore besaß. Namentlich tritt uns das unter Churfürst Moritz von Hieronymus Lotter in den Jahren 1549 bis 1551 nach dem Muster des Castells von Mailand erbaute Schloß, die Pleißenburg, kräftig entgegen. Den Vordergrund bildet der Roßplatz, hier bereits „Roßmarck" benannt.

Der von Adelung angeführte „kleine in Holz geschnittene Prospect von Leipzig von 1547" ist gleichermaßen ein Blatt aus Daniel Greser's Lebenslauf, allein zu ungenau und zu wenig charakteristisch, um hier eine Stelle zu erhalten.

G. Kl.

Das herzogliche Kunst- und chinesische Kabinet zu Gotha.

Unter den reichen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, die das herzogliche Residenzschloß Friedenstein zu Gotha enthält, nimmt das Kunst- und chinesische Kabinet eine ausgezeichnete Stelle ein. Dasselbe wurde im Herbst 1852 durch Verlegung des eigentlichen Kunstkabinets aus dem Hauptgebäude des Schlosses in dessen westlichen Thurm und die dadurch bewirkte Vereinigung dieses Kabinets mit dem schon längere Zeit im genannten Thurme befindlichen chinesischen





Kabinet gebildet. Es umfaßt das ganze obere Stockwerk des Thurms und zerfällt in die beiden Haupttheile, aus denen es zusammengesetzt ist.

Das Kunstkabinet ist von Herzog Ernst dem Frommen zu Sachsen-Gotha (1640—1675) gegründet und von Herzog Friedrich II. (1691—1732) außerordentlich vermehrt worden. Unter Friedrich IV. (1822—25) wurden ihm die zahlreichen, von Seetzen im Orient auf Kosten des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg gemachten Sammlungen und ein großer Theil der von Friedrich IV. in Italien erworbenen römischen Alterthümer einverleibt, auch für dasselbe die nachgelassene Sammlung des Generals von Anthing, Gegenstände aus Java und Borneo, angekauft. Herzog Ernst I. von Sachsen-Koburg-Gotha (1826—1844) war fortwährend auf die Vermehrung des Kabinets bedacht und der jetzt regierende Herzog Ernst II. widmet ihm gleiche Gunst. Außerdem erhielt das Kabinet in den letzten Jahren Zuwachs durch Ankauf und Geschenke von Privatpersonen. So ist dasselbe auf 4500 Nummern angewachsen, die in eine Sammlung von Alterthümern, eine gemischte Kunstsammlung und eine ethnographisch-historische Sammlung gesondert und geordnet sind.

Der gemischten Kunstsammlung sind drei Zimmer eingeräumt, deren erstes hauptsächlich Gemmen, Gefäße aus werthvollen Steinen und Muscheln, Glas- und Emaille-Malereien, Sculpturen in Elfenbein und Holz, Kunstwerke aus Gold, Silber und anderen Metallen enthält. Auch befindet sich hier eine kleine, besonders für die Geschichte des herzoglichen Hauses interessante Sammlung von Miniaturen.

Die vorzüglichsten Gegenstände dieses Zimmers sind folgende:

1) ein antiker, viereckiger Onyx von 5″ 5¾‴ Höhe und 3″ 10‴ Breite. Die untere Lage ist dunkelbraun, die obere blau mit bräunlichen Streifen. Diese verschiedene Färbung ist bei Ausführung der darauf befindlichen Figuren sorgfältig benutzt worden. Die Figuren stellen Jupiter und Ceres dar. Jupiter sitzt auf einem Thronsessel, ein Olivenkranz windet sich um seine Stirne, den Scepter hält er in der Rechten, den Blitzstrahl in der Linken. Ceres steht mit langherabwallendem Gewande vor ihm, ihr Kopf und Oberleib sind von einem Schleier bedeckt, in der Rechten hält sie einen Büschel Kornähren, mit der Linken zieht sie das Gewand um den Hals in die Höhe. Sie führt Klage wegen ihrer vom Pluto entführten Tochter Proserpina und vernimmt des Herrschers Entscheidung.

2) ein Brustbild Ludwig XIV. aus einem Amethyst, 1″ 6‴ hoch. Das Unreife des Steins ist zum Gesichte, der reifere und dunklere Theil zum Haar und Gewand gewählt. Ludwig XIV. ist im jugendlichen Alter dargestellt. Der Hals ist frei, die gescheitelten Haare wallen in langen Locken auf die Schultern und den Rücken hinab. Das Gesicht ist äußerst glatt und weich geformt und der von den Haaren darauf fallende röthliche Schimmer leiht ihm Reiz und Leben. Die Nase tritt scharf, aber in sanfter Biegung hervor. Auf der Oberlippe ist ein zierliches Bärtchen sichtbar. Das Brustbild steht auf einem goldenen, schön emaillirten Fußgestell, auf dessen vier Seiten allegorische Darstellungen eingravirt sind.

3) eine Statuette des Confucius aus einem Saphir. Sie hat eine Höhe von 2″ 8‴. Confucius steht zusammengekauert auf einem, mit farbigen Steinen besetzten Fußgestell von vergoldetem Silber. Seine Füße sind mit goldnen Pantoffeln bekleidet.

4) ein ovaler, brasilianischer Topas mit einer Darstellung des Sirius, 1″ 5‴ hoch. Der mit Strahlen umgebene Hundekopf ist nach einer Antike, die sich früher im Palast des Fürsten Poniatowski zu Rom befand, meisterhaft hineingeschnitten. Der Stein ist in den Deckel einer goldenen, mit Perlmutter belegten und mit Türkisen besetzten Dose eingefügt, läßt sich aber herausklappen, um, gegen das Licht gehalten, die Darstellung in ihrer ganzen Trefflichkeit zu zeigen.

5) ein Büchlein mit 61 in Oel auf Pergament gemalten Miniaturbildern fürstlicher Personen. Die Bilder sind meisterhaft ausgeführt, besonders ist auf das Costüm und Colorit die größte Sorgfalt verwendet. Nirgends findet sich eine Andeutung, welche den Künstler errathen ließe. Aus den Aufschriften der Bilder läßt sich jedoch mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie bis zum Jahre 1593 am Hofe des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg vollendet wurden. Auch stellen 31 Portraits Fürsten und Fürstinnen des Brandenburgischen Hauses dar. Zu den vorzüglichsten gehören Friedrich V. von Hohenzollern und seine Gemahlin „die schöne Else".

6) ein anderes Büchelchen mit goldenem, emaillirten und mit Edelsteinen reich besetzten, dem Benvenuto Cellini zugeschriebenen Einband. Dasselbe enthält neutestamentliche Gemälde, die wohl alle von dem dresdner Maler H. Göding herrühren, dessen Monogramm auf dem einen steht. Insbesondere aber ist das Büchlein interessant durch die Handschriften fürstlicher Personen. So schrieben sich ein 1579 der Churfürst August von Sachsen und dessen Gemahlin Anna, Herzog Ulrich von Mecklenburg und dessen Gemahlin Elisabeth, Tochter Friedrichs I. von Dänemark. Vom Jahre 1590 sind die Handschriften des Königs Jacob I. von England und des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Aus dem Jahre 1623 datirt sich das Denkblatt des Königs Christian IV. von Dänemark.

7) Adam und Eva, ganze Figuren, über einen Fuß hoch, aus braunem Holz geschnitten. Franz Kugler nennt sie „mit der größten Feinheit und Zartheit, durchaus frei von aller Manier, im edelsten Dürer'schen Geiste ausgeführt", R. von Rellberg und andere Kunstkenner zählen sie mit Bestimmtheit zu den Werken Albrecht Dürer's.

8) ein Jagdhorn von Elfenbein aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auf jeder Seite sind Basreliefs in zwei Feldern zu sehen, unten auf der einen Seite Jagdscenen, auf der anderen ein Turnier, über dem Turnier der Ritter Sct. Georg im Kampfe mit dem Drachen, über den Jagdscenen der Sieger, den Drachen auf der Lanze emporhebend. Die Fassung von vergoldetem Silber ist mit aufgelegtem Laubwerk und den emaillirten Wappen von Dänemark, Schweden, Norwegen, dieser drei vereinigten Reiche, Oldenburg und Grönland verziert.

9) ein altdeutsches Schmuckkästchen von Elfenbein, 6″ lang, 4″ breit, 2½″ hoch, mit Basreliefs aus dem Ende des 13. oder 14. Jahrhunderts. Dasselbe war vielleicht ein Brautgeschenk. Man hat in den Basreliefs Darstellungen aus der Geschichte des zweibeweibten Grafen von Gleichen finden wollen, während sich dieselben wahrscheinlich auf eine andere christliche Legende beziehen.

Von den Kunstwerken in Elfenbein sind auch noch die großen Krüge und Becher aus dem 17. und 18. Jahrhundert hervorzuheben, die aufs Reichste mit Reliefsculpturen geschmückt sind und größtentheils eine Reinheit und Anmuth des Styles erkennen lassen, die überraschend ist.

Im zweiten Zimmer hängen Mosaiken und Reliefs in Holz an den Wänden; mechanische Kunstwerke stehen auf Tischen. Unter den Mosaiken sind auszuzeichnen das antike lebensgroße Brustbild einer alten Frau mit einem Vogel auf der Hand und zwei prachtvolle Tafeln von Giacomo Raffaelli, die Pyramide des Cestius und die Mühle von Tivoli darstellend; unter den Holzreliefs eine große Tafel aus Lukas Cranach's Zeit, die christliche Heilsordnung abbildend; der

Sündenfall, Albrecht Dürer zugeschrieben, und derselbe Gegenstand von Conradt, der im Dienste der Margaretha, Statthalterin der Niederlande, stand, sowie auch ein Vogelnest auf einem Rosenbusch von Parent in Berlin 1796 in Lindenholz geschnitten. Von den mechanischen Kunstwerken ist vor allen ein instructiv eingerichtetes Planetarium zu nennen. Ein Uhrwerk von Messing, ein sogenanntes Cylinderwerk, treibt das Ganze und zeigt zugleich 1) auf vier kleinen Zifferblättern das Jahr, 2) die Monate, die Monats- und Wochentage und zwar so, daß der Zeiger für die Monatstage bei den ungleichen Monaten springt, 3) Secunden, Minuten, Viertel und Stunden, 4) auf einem großen, alle übrigen umschließenden Zifferblatte die Stunden des Tages und der Nacht. Das Planetarium stellt auf der rechten Seite den Lauf der sechs älteren Planeten, Merkur, Venus, Mars, die Erde mit dem Monde, Jupiter mit vier, Saturn mit fünf Trabanten, nach dem kopernikanischen System dar. In der Mitte ist das System des Ptolemäus dargestellt. Auf der linken Seite bewegt sich die Erde mit dem Monde um die Sonne. Der Mond ist eine halb weiß, halb schwarz gefärbte Kugel, die sich in einer Messingkapsel um ihre Achse dreht und allmählig hervortritt, so daß die verschiedenen Mondesphasen deutlich zur Anschauung gebracht werden. Der Verfertiger dieses ausgezeichneten Kunstwerks soll der bekannte Philipp Mathäus Hahn aus Scharnhausen, Pfarrer von Kornwestheim im Würtembergischen, sein.

Ebenfalls im zweiten Zimmer liegen auf einem Tische unter Glas Hut, Stiefeln und Handschuhe von Napoleon I.

Auch sind hier noch beachtenswerth vier aus alten gemalten Glasscheiben zusammengesetzte Fensterflügel. Die schönsten Tafeln derselben gehören der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an, wo die Glasmalerei in der Schweiz ihre höchste Blüthe erreichte. Mehrere davon sind mit dem Namen Christoph Maurer bezeichnet.

Im dritten Zimmer sind alte Kirchenbilder aus Holz und Stein, geätzte Tafeln, phelloplastische Bildwerke, Reliefs von Gyps, Gefäße von Majolica, Fayence und Porzellan, namentlich Böttcher'sches, aufgestellt. Beachtenswerth sind: ein Basrelief in Stein von Peter Weichant aus dem 16. Jahrhundert, eine Schlacht Karls des Großen gegen die Awaren bei Regensburg darstellend, und eine große Platte von Solenhofer Marmorschiefer, auf welcher eine im Jahre 1604 mit Scheidewasser eingebeizte Karte von Deutschland abgebildet ist, die als Vorläufer der Lithographie gelten kann. Auch hat in diesem Zimmer ein Taufbecken von emaillirtem Kupfer, grau in grau, von Pierre Reymon nach Raphaelischer Zeichnung im Jahre 1560 bemalt, seine Stelle erhalten. Im Innern sind ringsum die Erschaffung des Weibes, Gottes Verbot in Betreff der Frucht, der Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradiese und der Tod Abels dargestellt. In der Randeinfassung wechseln Kinder mit Greisen und Satyren ab. Das Aeußere ist mit Arabesken, Masken und Engelsköpfen verziert.

Aus dem dritten Zimmer der gemischten Kunstsammlung treten wir unmittelbar in den großen Saal, welcher die Sammlung von Alterthümern und Nachbildungen von solchen enthält. Von den ägyptischen, die größtentheils von Seetzen gesammelt worden, verdienen besondere Beachtung: zwei gut erhaltene Mumien und eine Büste der Isis von schwarzem Granit mit eingesetztem Gesicht von weißem Marmor; von den etrurischen die großen Vasen, die Herzog Friedrich IV. aus Italien mitgebracht; von den römischen ein weiblicher Kopf von carrarischem Marmor aus Pompeji, ein großes, ganz unverletztes Glasgefäß und eine irdene Büchse, die einem Wagenlenker nach vollführter Wettfahrt im Circus zum Einsammeln seiner Belohnung gedient hat. Dieselbe, 4″ 4‴ hoch und 3″ 4‴ im Durchmesser, gleicht einer Sparbüchse. Auf der Vorderseite ist ein Wagenlenker en basrelief abgebildet. In der einen Hand hält er einen Lorbeerkranz, in der andern eine Palme. Neun kleine Altäre, die wohl die Anzahl seiner Siege andeuten, stehen ihm zu beiden Seiten. Auf der Rückseite sind die Buchstaben Ad. Max. eingedrückt, wohl der abgekürzte Name des Töpfers. Die deutschen Alterthümer sind größtentheils in Thüringen gefunden, z. B. ein langes, eisernes Schwert bei der sogenannten Tanzbuche zwischen Reinhardsbrunn und dem Inselsberg. Die Klinge ist 2½' lang und zunächst am Griff 2″ breit. Das Schwert rührt unstreitig aus dem frühen Mittelalter her. Vielleicht lag es seit jenem Tage, an welchem im Jahre 1260 die nahe Schauenburg von dem Markgrafen Heinrich von Meißen zerstört wurde, im Walde verborgen. Von den wenigen Nachbildungen von Antiken ist der farnesische Stier, gegossen aus Bronze von Adrian Vries 1614, die bedeutendste.

An den Antikensaal stößt die ethnographisch-historische Sammlung. Sie umfaßt nur ein Zimmer und besteht aus nordischen, arabischen, türkischen, persischen, ostindischen, ägyptischen und anderen afrikanischen, sowie amerikanischen und australischen Waffen, Geräthen, Kleidungsstücken und sonstigen Merkwürdigkeiten. Die ostindischen Waffen sind größtentheils vom General von Anthing aus Java und Borneo mitgebracht und in neuester Zeit durch Ankauf vermehrt worden. Einige große Glaspulte bewahren mehrere kostbare Kleidungsstücke von indischen Rajahs und ein Glasschrank ein mit Gold- und Seidenstickerei reich verziertes indisches und zwei prachtvolle türkische Reitzeuge. Nicht weit davon steht der aus Elfenbein verfertigte, mit durchbrochener Arbeit, Vergoldung und Malerei geschmückte Thronsessel des Nabobs von Oude (Audh), Vizir Abu, der 1798 von den Engländern erbeutet wurde. Von den anderen historischen Merkwürdigkeiten heben wir hervor: den Säbel des Königs Johann Sobieski in einer mit Nephrit, Türkisen und Rubinen reich besetzten Scheide; ein Reitzeug, welches Herzog Ernst der Fromme von dem Czar Alexei Michailowitsch erhielt; ein tambourirtes Chorhemd, welches Kaiser Maximilian I. 1512 auf einer Wallfahrt nach Echternach trug; ein blauseidnes, mit Sammetstreifen besetztes Kleid der unglücklichen Königin Marie Antoinette.

Aus dem ethnographisch-historischen Zimmer führt eine Thür in das chinesische Kabinet, welches vom Herzog August zu Sachsen-Gotha-Altenburg noch vor seinem Regierungsantritt im Jahre 1804 gegründet und mit Dem vermehrt wurde, was sich in der ehemaligen Kunst- und Raritätenkammer an chinesischen und japanischen Gegenständen vorfand. Hierzu kamen später die gleichartigen Gegenstände aus der von Anthing'schen Sammlung und durch Herzog Ernst I. von Sachsen-Koburg-Gotha ausgezeichnet große Vasen, alle im Kabinet befindlichen musikalischen Instrumente, eine Anzahl Statuetten von Holz und zwei Cahiers mit prächtigen Gemälden auf sogenanntem Reispapier, ingleichen durch Se. Hoheit, den jetzt regierenden Herzog Ernst II. einige werthvolle Stücke. Auf diese Weise ist das Kabinet bis zu mehr als 3800 Nummern angewachsen. Sämmtliche Gegenstände sind in fünf Zimmern so aufgestellt, daß Gleichartiges sich, soviel als bei der gegebenen Localität möglich, zusammengeordnet findet.

Im ersten Zimmer fällt zunächst die überaus reiche Sammlung von Geräthen, Tableaux, Basreliefs, Thier- und Menschenfiguren, Götterbildern, wunderlichen Phantasiegestalten u. s. w. aus Speckstein in's Auge. Bei den Gegenständen von Speckstein stehen 15 Tassen von einer wachsähnlichen, nur halbdurchsichtigen Glasmasse, gewöhnlich Reismasse genannt. Mehrere der Basreliefs stellen Ansichten der von buddhistischen Tempeln fast bedeckten Insel Puto (heiligen Insel) im Archipel von Tschusan dar. In den dicken, auf untergeschlagenen Beinen ruhenden männlichen Figuren erblicken wir den Gott des Reichthums, des Wohllebens und der Behaglichkeit. Die weiblichen Figuren mit einem Kinde auf dem Arm, auf einer Lotusblume in einer nischenartigen

Laube sitzend, die unwillkürlich an die Jungfrau Maria mit dem Christkinde erinnern, sind Bildnisse von „der heiligen Mutter“ der Chinesen. Die häßlich abgemagerten, lahmen und meist schwarzen Bettlerstatuetten erklären sich vielleicht durch folgende Bemerkung Gutzlaff's: „Bettelei ist in China allgemein und Bettlerbrüderschaften sind zahlreich und gut organisirt; ein Bettler kann kaum sein Gewerbe ausüben, ohne einer solchen Brüderschaft anzugehören.“ Es ist nun nicht unwahrscheinlich, daß die erwähnten Figuren wirklich Schutzgötter solcher Bettlervereine sind. Einige Bildnisse von Speckstein lassen erkennen, wie die Chinesen sich die Entstehung der Mondfinsternisse denken. Sie schreiben dieselben einem Drachen zu, welcher den Mond zu verschlingen trachtet und suchen diesen durch Geräusch und teuflischen Lärm zu verjagen. Unter den Elfenbeinarbeiten verdienen die aus dem Ganzen geschnittenen Kugeln, einige Pagoden und Theekästchen Auszeichnung. In einem Glasschranke ist eine Anzahl Automaten aufgestellt. Auf den Schränken stehen Modelle von Pagoden aus Alabaster und von chinesischen Häusern. An der Decke hängen Laternen von bunter Gaze.

In der Mitte des zweiten Zimmers zeigt sich vor einem großen Prachtbette ein Glaspult mit äußerst fein gearbeiteten Fächern und Wedeln von Elfenbein, Schildkrot, Perlmutter, Sandelholz, Palmblättern und Reismasse. Besondere Beachtung verdienen drei große, runde Fächer von Elfenbein, der eine wegen der spitzenähnlichen Feinheit und der sich gleichbleibenden Sicherheit in der Bearbeitung, die beiden anderen noch außerdem wegen der mit Basreliefs bedeckten Elfenbeinfutterale, deren eins den Namenszug der Kaiserin Elisabeth Alexiewna, Gemahlin Kaiser Alexanders von Rußland, das andere eine unbekannte Chiffre hat. Ein prächtiger Wedel in Blattform ist ein Geschenk der genannten Kaiserin an den Herzog August. Er ist aus zarten Elfenbeinstäbchen fein geflochten, in Schildkrot gefaßt und von einem Rohrstab in der Mitte getragen. An beiden Seiten sind Blumenäste von bemaltem Elfenbein, auf dem einen ein Vogel, auf dem andern ein Schmetterling. Dieser Wedel und die beschriebenen drei Fächer sind durch russische Gesandtschaften aus Peking nach Petersburg gekommen. Auf dem Fächerpulte steht eine japanische Nachtlampe von Silberfiligran mit sinnreicher Einrichtung. Ein Glasschrank enthält lebensgroße, reichbekleidete Figuren von Mandarinen nebst Frauen und Kindern. Andere Glasschränke sind mit lackirten Arbeiten von Holz und Papiermaché angefüllt. Ein schwarzlackirtes Schränkchen veranschaulicht in ausgezeichneter Elfenbeinarbeit die Einrichtung eines chinesischen Hauses. Unter den Gemälden an den Wänden zeichnen sich ganz besonders zwei große Glasgemälde aus, Pavillons mit Figuren in reichen Landschaften darstellend. Sie wurden von der Königin Luise von Preußen dem Herzog August verehrt.

Die Glasschränke des dritten Zimmers enthalten nur Porzellan und emaillirtes Kupfer. Von den Vasen erwähnen wir zwei hohe, blaue, mit Gold verzierte. Die Handgriffe in Form von Elephantenköpfen sind weiß. Um die Mitte läuft in einer Einfassung von einer Papiermaché-Masse ein vergoldetes Drahtgitter, hinter welchem bunte Vögel zu sehen sind. Wir finden alle Arten chinesischen Porzellans: Kaiserporzellan, Krack- oder Schlangenporzellan, türkisblaues mit matten Goldverzierungen, Eierschalenporzellan u. s. w. Mehrere Kännchen und Tassen bestehen aus japanischem Halbporzellan und sind mit aufgelegten Blumen und Blättern verziert. Die Gefäße sind oft sinnreich geformt, z. B. die Obertassen eines Services als Blumenkelche. Aus den Servicen heben wir das mit glänzendschwarzem Lacküberzug und mosaikartig eingelegten Blumen von farbiger Perlmutter (Halictis iris) hervor. Eine besondere Beachtung verdienen auch die japanischen, sauber emaillirten Kupfergefäße mit reichen Malereien.

Die Möbel des vierten Zimmers sind von Pfeffer- und Bambusrohr zierlich verfertigt. Einige Schränke sind fein lackirt und mit Perlmutter ausgelegt. Ein kleines, mit rothem Thon überzogenes Schränkchen ist an den Seiten mit Arabesken und an den Doppelthüren mit Drachen verziert. An den Zimmerwänden hängen musikalische Instrumente, Waffen und Bilder, unter letzteren zwei Tableaux von Schildkrot, die mit gleichen, aber durchbrochenen Tafeln bedeckt sind. Die auf diese aufgelegten Darstellungen bestehen aus angemaltem Elfenbein. Vor dem Ofen steht ein 7 Fuß hoher und 6 Fuß breiter Schirm, auf dessen Fläche von Papier ein Landgut in einer hügeligen Gegend mit Wasserfarbe dargestellt ist. Die Dächer der Gebäude, die Blätter und Blüthen der Bäume und mehrere Thiergestalten sind mit Reisstroh eingeflochten und theilweise bemalt. Eine große Anzahl Männer und Frauen, die von Pappe und Seide aufgelegt sind und reliefartig hervortreten, beleben das Ganze. Sie sind zum Theil bei einer Reispflanzung, zum Theil bei einem Fischzug in dem Gewässer des Vordergrundes beschäftigt. Der Besitzer des Landgutes und seine Frau schauen dem Fischzuge zu, während Diener und Dienerinnen in ihrer Nähe stehen und ihrer Befehle gewärtig sind oder diese schon mit geschäftiger Eile vollziehen. Der geschmackvoll gearbeitete Rahmen ist auf das Feinste schwarz lackirt und mit eingelegten Blumen und Vögeln verschiedener Arten prachtvoll verziert. Dieser ausgezeichnete Schirm ist ein Geschenk des japanischen Prinzen Raden Saleh an Se. Hoheit den regierenden Herzog zu Sachsen-Koburg-Gotha.

Wenden wir uns nun zu dem letzten Zimmer, so wehen uns am Eingange desselben zwei roth- und gelbseidene Fahnen mit Drachenbildern entgegen. Sie waren in Canton auf öffentlichen Gebäuden an großen Stangen schräg angebunden und wurden von den Engländern bei der ersten Einnahme dieser Stadt erbeutet. Das Kabinet verdankt sie Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albert in London. Der Eingang selbst kann durch zwei prächtig gestickte Teppiche von rother und grüner Seide verhängt werden. Vor Allem aber sind unter den hier aufbewahrten Seidenzeugen 10 Stück weiße Tapeten mit trefflich gezeichneten und colorirten Malereien zu erwähnen. Diese und die in einem Schranke verschlossenen Bildwerke, Holzschnitte und Rollen können ihrer Kostbarkeit und Seltenheit wegen nur an den Tagen, an welchen das Kabinet nicht unentgeldlich geöffnet ist, gezeigt werden.

Dr. Adolph Bube.

Die Sage vom Heidenkirchhof zu Radeburg.

Flüchtig und leicht, wie die Nebel unserer Haide, düster und schaurig, wie der Moor unserer Fluren, aber auch duftig und blüthenreich, wie die Knospen unseres Haideröseleins, weben sich die Gebilde der Sage zusammen und leben fort im Munde des Volkes, das in seinen mündlichen Traditionen so trefflich die tiefliegende Wahrheit durch Phantasie und Dichtung zu verschönen weiß. Hier sei eines Platzes gedacht, der als verrufen in Aller Augen gilt und den in Folge dessen selten ein menschlicher Fuß bei Abend betritt.

Den Fußweg, welcher vom Städtchen Radeburg nach dem Dorfe Berbisdorf führt, durchschlängelt ein munterer Bach: der sogenannte Seif. Ein kleiner Steg bahnt dem Fuße den Weg über denselben, die Strecke aber, welche dem überblickenden Auge im wechselvollen Durcheinander von ödem Sturzacker und Tannenwald entgegensteht, ist der Heidenkirchhof. Hier gab es Urnengräber in Menge, jedoch wenn auch Pflugschaar und Hacke sich bemühten, die Hügel grauer Vorzeiten zu ebnen, die Seelen der darunter Ruhen-

den besuchen noch heutzutage die Todtenmale, welche Freundschaft und Liebe ihnen einst errichteten.

„Es geht um," „Es scheucht," „Hier ist's nicht geheuer," mit dem in diesen Worten ausgedrückten Gedanken vermeidet Jeder den Schauplatz der dunklen Sage, ohne sich eigentlich Rechenschaft ablegen zu können, in welcher Art und Weise denn die gefürchteten Geister ihr Unwesen treiben. Anders urtheilt der Jägersmann, er kennt keine Gespenster, die dunkle Nacht ist ihm Freund, und die, jedem Anderen unheimliche Stille ihm ein willkommener Gast, wenn es gilt, dem edlen Waidwerk zu huldigen. Mit solchen Gedanken vertraut, befanden sich einst zwei Jäger auf dem Heidenkirchhof. Klar schien der Mond auf die beeisten Zweige der auch im Winter grünen Tannen und die silbernen Lichtreflexe des Gestirns brachen sich auf der schneeigen Flur in wunderlichen Gestaltungen, die wohl jedem Anderen, nur nicht einem Jäger, das Dasein neckischer Kobolde vorzuspiegeln vermochten. Sie warten mit Waidmannsruhe und rühren sich nicht; da endlich erreicht der leise, ziehende Ton ihr Ohr, welcher dem Wechsel des Wildes vorangeht. Hörbar knackt der Hahn, mit welchem Jeder sein Gewehr in Anschlag bringt; regungslos stehen die beiden Gestalten, aber das geübte Auge vermag trotz der Mondesklarheit nichts zu entdecken. Immer näher, immer deutlicher hören sie den geheimnißvollen Ton, kein Lüftchen rührt sich, ein Klingen und Singen erfüllt die Atmosphäre und feiner Schnee wird den Jägern von unsichtbaren Händen in das Gesicht geworfen. Die Erscheinung verstärkt sich. Aus dem Klingen und Singen wird Sausen und Brausen, kein feiner Schnee mehr, sondern große, feste Schneebälle und zackige Eisstücken werden auf die einsamen Jäger geschleudert, die, wie festgebannt, sich nicht von der Stelle zu rühren vermögen. Endlich durchsaust ein rasender Sturm die entfesselten Lüfte und schüttelt mit dem verworrensten Stimmengetön die Samenkapseln der Bäume (die sogenannten Tannzapfen) auf die Häupter der zitternden Jäger. Als die nächtliche Ruhe wieder eingetreten, begrüßt der Glockenschlag des Radeburger Kirchthurmes die erste Stunde des neuerwachenden Morgens, die Gipfel der Tannen auf dem Heidenkirchhofe grünen, vom schüttelnden Sturme des winterlichen Schmuckes beraubt, während kein Luftzug die angrenzenden Bäume der Schnee- und Eiskruste beraubte. Stumm schütteln sich die Jäger die Hände, und als ein Jeder auf die Frage des Anderen: „Warfst Du mich?" eine verneinende Antwort erlangt, da erkennen sie, daß der alte Volksglaube sich bestätigt und daß die Seelen der Heiden noch umherwandeln auf dem Platze, der ihre längst vermoderten Körper umschließt. Seit dieser Zeit meidet Jeder beim dunklen Fittich der Nacht den Ort, welcher den Muth der beiden Jäger so kühn auf die Probe stellte.

Wie weit nun die Dichtung sich in die Wahrheit drängte oder wie weit letztere ihren Platz behauptet — dies zu erörtern, ist nicht meine Aufgabe. Ich erzählte einfach die Sage, wie sie noch jetzt im Munde des Volkes lebt, und die Sage enthält ja stets die harmonische Vereinigung der Wahrheit mit der Dichtung.

Fr. Riehle.

Miscellen.

Eine Kautschuk-Frau vor 130 Jahren.

Die Menschen lassen sich seit uralter Zeit gern in Verwunderung setzen und wir sehen bereits in den altägyptischen Grabgemälden Darstellungen von Leuten, welche die Fertigkeit erlangt hatten, von ihren Gliedmaßen den absonderlichsten Gebrauch zu machen. Auch bei Griechen und Römern waren Seiltänzer und Equilibristen beliebt und sie gehörten auch zu den Belustigungspersonen des deutschen und europäischen Mittelalters.

Im Jahre 1730 ließ sich in Großenhain eine Frau sehen, der man den Titel der curieusen Posituremacherin gab. Das Publikum war überaus erbaut von ihren Künsten, denn, sagt ein gleichzeitiger Bericht, 1) nimmt sie ihre zwei Beine und leget sie um den Hals, gleich wie ein Halstuch; 2) nimmt sie ihren rechten Fuß, drehet denselben rund um, bringet ihn in ihre rechte Seite, also daß sie unverrückt auf einem Fuß in Positur stehen bleibet; 3) setzet sie sich mit dem Hinterleib auf ihr Haupt, als wann sie auf einem Stuhle säße; 4) wirft sie sich im Sprung hinten über und kommt mit beiden Beinen gerade auf die Erde, daß der Hinterleib fast aufsitzet, gleich als wann sie von einander gerissen wäre; 5) bringet sie ihren linken Fuß über die rechte Schulter, so gewiß curieus anzusehen; 6) marschiert sie auf beiden Händen mit schneller Behendigkeit und bringet alle zwei Füße von hinten zu auf ihren Kopf, so höchst remarquable; 7) setzet sie zwei Stühle zwei Fuß von einander, legt auf jeden Stuhl einen Fuß, daß der Unterleib gerade von einander liegt u. s. w. Kurz wir sehen, daß es den Herren Viol und deren Zeitgenossen in alter Zeit nicht auch an einer Vorgängerin gefehlt hat. 1.

Der Lilienstein,

der dem Königstein gegenüber liegt und denselben um 18 Ellen an Höhe übertrifft, soll zur Zeit des Königs Wenzel von Böhmen, der ihn pfandweise inne hatte, im J. 1396 befestigt worden sein. Im J. 1736 bemerkte man noch Mauerwerke und Spuren von Kalk und Mörtel an demselben; auch ist eine 4 — 5 Ellen im Durchmesser haltende Grube, als Ueberrest eines alten Brunnens, vorhanden. Ebenso will man damals Spuren einer alten Steintreppe bemerkt haben. Bis zum J. 1708 war der Lilienstein fast ganz unersteigbar. Da ließ König August II. eine hölzerne Treppe anbringen, die 84 Stufen hatte und bestieg den Felsen in Begleitung des Feldmarschall Baron von Ogilvy mit seinen Ministern, um in einer aus Laubwerk errichteten Halle Tafel zu halten. Zum Andenken an diesen Besuch ward der noch stehende Obelisk aufgeführt, der eine Inschrift in lateinischer Sprache trug, die dieses Ereigniß der Nachwelt kund giebt. 1.

Das Weinthor von Guben.

In Guben herrschte ehedem der Gebrauch, daß während der Weinlese sämmtliche Stadtthore, mit Ausnahme des Weinthores, geschlossen wurden. Letzteres ward dann mit starker Wache besetzt. Dieser Brauch schreibt sich aus dem 16. Jahrhundert her, wo einst der Feind, während die Bürger in ihren Weingärten mit der Lese beschäftigt waren, in die Stadt eindrang und sie besetzte. 1.

Als der Churfürst August von Sachsen im J. 1567 die Stadt Gotha belagerte, so mußten alle sächsischen Städte Säcke von Leinwand liefern, die man dann an Ort und Stelle mit Erde füllen wollte, um Schanzen darans zu erbauen. Die Stadt Zwickau lieferte 25 Schock Säcke, die Gesammtzahl aller eingelieferten Säcke betrug 19,009,656, schreibe neunzehn Millionen, neuntausend, sechshundert sechs und fünfzig. Diese Säcke wurden indessen nicht gebraucht, da die Stadt sehr bald eingenommen wurde. 1.

Die Bierglocke von Zittau.

Noch im J. 1733 wurde an jedem Abend um 9 Uhr eine Glocke angezogen und geläutet. Sobald dieselbe gehört wurde, mußte sich Jedermann, er sei wer er wolle, nach Hause aus den Bier- und Schankhäusern begeben. Darauf sahen die Circul-Meister nach; trafen sie noch einen Mann im Wirthshaus, so verhafteten sie denselben und brachten ihn in Gewahrsam, woraus er nicht eher entlassen ward, als bis er, außer dem Stock- oder Wachgelde, zwölf Groschen Strafe erlegt. Der Wirth, bei dem ein solcher Gast angetroffen ward, mußte ein Neu-Schock Strafe zahlen. 1.

In der alten Rathsstube zu Wittenberg las man folgende Inschrift:

Gleich und Recht theil mit männiglich,
Und nicht nach Gunst das Urtheil sprich.
Den Armen hör, sein Noth betracht,
Wirst bei Gott von der Welt geacht,
Denn, wo du hällst unrecht Gericht,
Wird dirs Gott wieder schenken nicht.

1.

Wappen der Stadt Leipzig 1504.



Das hier mitgetheilte Wappen der Stadt Leipzig findet sich auf dem Titelblatt eines ziemlich seltenen Buches

Hermanni Buschii pasiphili Lipsica.

Es enthält dasselbe auf 22 Quartseiten eine verherrlichende Beschreibung der Stadt Leipzig und ist im Jahre 1504 daselbst gedruckt. Als Schildhalter erblicken wir einen wilden Mann. In späteren officiellen Bekanntmachungen und Ordnungen von 1544, 1550, 1551 erscheint auf der linken Seite des Wappens neben dem Löwen der wilde Mann, auf der andern aber neben den Balken eine wilde Frau. 1.

Freiberger Butterbriefe.

Drei der größten Feuersbrünste hatten die alte reiche Bergstadt Freiberg in den Jahren 1375, 1386 und 1471 fast gänzlich verheert, und nur theilweise aus Schutt und Trümmern wieder erhoben, zerstörte ein furchtbarer Brand im Jahre 1484, vernichtender als alle früheren, die Stadt von Neuem, und auch die erst im Jahre 1480 vom Meißnischen Bischof Johann von Weißenbach eingeweihete Domkirche, die, vorher unter dem Namen der Pfarrkirche zu Unsern lieben Frauen bekannt, das einzige Gotteshaus war, welches durch frühere Brände unversehrt geblieben, während die Petri- und Nicolaikirche zu wiederholten Malen, nebst dem größten Theile der Klöster und Kapellen, ein Raub der Flammen geworden waren. — Um nun so schnell als möglich die Mittel zu beschaffen, diese Domkirche wieder herzustellen, erließ Papst Innocenz VIII. ein Indulgenzschreiben, durch welches Allen denjenigen, die sich verpflichteten, jährlich den zwanzigsten Theil eines rheinischen Guldens (nach damaligem Geldwerthe ein alter Groschen und ein Heller) zum Dombau beizusteuern, erlaubt wurde, während der Fastenzeit, sowie alle Quatember und heiligen Abende Butter und Milchspeisen zu essen, — was sonst zu jener Zeit verboten war, — und sollte diese Verwilligung auf 20 Jahre, von 1491 an, gerechnet sein, von den auf diese Weise eingehenden Geldern aber der vierte Theil nach Rom zur Ausbesserung der St. Peterskirche überwiesen werden. —

Durch diese Ablaßverkündigung gingen bedeutende Summen zum eifrigen Betrieb des Dombaues ein, allein sowohl die Gelehrten der damaligen Zeit, als auch sogar die Mönche des Oberklosters zu Freiberg eiferten heftig gegen diese päpstlichen Indulgenzschreiben, und zwar so arg, daß Papst Alexander VI. noch im Jahre 1496 den 26. August, nachdem eine kirchliche Commission diesen Streit vergeblich beizulegen gesucht, den freiberger Predigermönchen, Bruder Georg Frichenhausen, Bruder Johannes von Bamberg und deren Vorfechter Johann Breitenbach, Doctor beider Rechte, für immer zu schweigen befahl, und den von Innocenz verkündeten Ablaß wegen Butter und Milchspeisen von Neuem bekräftigte.

Ferner erließ Papst Julius II. auf wiederum 20 Jahre ein neues Indulgenzschreiben, aber die Einnahmen müssen später spärlicher gewesen sein, denn die Domkirche war noch im Jahre 1578 ohne Decke und soll in ihrer äußern Form bis zu jener Zeit eher einer Scheune als einer Kirche ähnlich gewesen sein. —

Ebenso ertheilte der päpstliche Legat Bartholomäus, um den Bau der Petri- und Nicolaikirche zu beschleunigen, Ablaß auf 40 und 100 Tage, aber wie Moller in seiner Freiberger Chronik Theil I. Seite 106 mittheilt, ist dieser Ablaß nur wenig benutzt worden und eine sehr geringe Beisteuer zu dem Bau dieser Kirchen erfolgt. Das Volk aber nannte jene päpstlichen Indulgenzschreiben „Freiberger Butterbriefe." 3.

Auf gleiche Weise sollte auch der Bau der Torgauer Brücke bewirkt werden, denn Churfürst Friedrich der Weise brachte es bei dem Papste Julius II. dahin, daß den sächsischen Unterthanen gegen Erlegung des sogenannten Buttergroschens erlaubt ward, die Fastenzeit hindurch Butter und Milchspeisen zu essen. Man sagte daher, weil dieses Geld in den sogenannten Butterkasten gesammelt wurde, die Torgauer Brücke sei aus der Butterbüchse erbaut worden. Indessen war der Ertrag in Folge der bald darauf eintretenden Reformation ein nur geringer. 3.

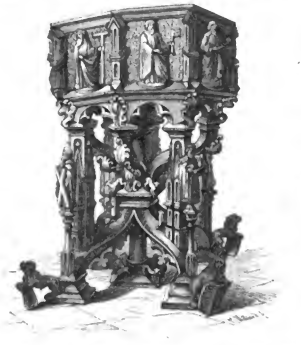
Jungfrauen-Stipendia.

In der Stadt Chemnitz wurden im Jahre 1731 am 6. Sept. von Rathswegen alle bekannten und unbekannten Abkömmlinge des Ulrich Schütze aufgefordert, sich zu melden. Es handelte sich um Auszahlung eines Legats an eine Jungfrau dieser Familie, die im Begriff stehe, sich zu verheirathen. Herr Ulrich Schütze, ein geborner Chemnitzer, der als Königl. Rath und Regierungssecretarius in Saragossa lebte, hatte in seinem Testament vom 6. Sept. 1569 verordnet, daß alle

Jungfrauen seiner Familie, wenn sie heirathen würden, 100 fl. zur Ausstattung erhalten sollten. Diese löbliche Verordnung war aber seit 1661 in's Stocken gerathen; da befahl der König Friedrich August I., daß das Testament Ulrich Schütze's auf das Neue in Kraft treten solle und demgemäß erließ der Stadtrath jene Aufforderung. Schütze's Beispiel war die Familie Arnold gefolgt, die jeder Jungfrau ihres Stammes eine Aussteuer von 40 fl. verordnet hatte. Chemnitz war die einzige Stadt Sachsens die eine derartige Einrichtung besaß. 1.

Taufbecken in der Stadtkirche zu Wittenberg.

Das bronzene Taufbecken in der Stadtkirche zu Wittenberg ist eine der interessantesten Arbeiten des Hermann Vischer in Nürnberg und wurde im Jahre 1457 laut gleichzeitiger Inschrift vollendet. Es ist unsere Abbildung nach



G. W. Geyser's trefflicher Zeichnung in Puttrich's mittelalterlichen Bauwerken von Wittenberg gefertigt. Eine genaue Beschreibung findet sich in Schadow's Denkmälern Wittenbergs S. 109. 1.

Der Klostergang zu Radeburg.

Die Spuren, welche von dem früheren Mönchskloster zu Radeburg noch übrig blieben, bestehen nur noch in einigen Benennungen, die man verschiedenen Grundstücken beilegt. So existiren noch: die Klosterfelder, die Klosterwiesen, die Klostergasse ꝛc. Auf dem Platze aber, wo jetzt das Haus des Maurers Creutz steht, erhob sich früher das Mönchskloster und umfaßte das Gartengrundstück des Schmiedemeister Behnisch als Hof und Garten. Immer erhielt sich unter den Einwohnern das Gerücht: „es ziehe sich von diesem Kloster aus bis zum Rittergut Boden (das früher auch Kloster gewesen sein soll) unter dem Röderflusse hinweg ein Gang, welcher den Mönchen zur Verbindung zwischen beiden Klöstern gedient haben solle", aber nie war nur irgend die geringste Gewißheit zur Behauptung dieser Vermuthung vorhanden. Da entdeckte der frühere Besitzer des jetzt Creutzischen Hauses, ein gewisser Törmer, auf der Seite seines Hauses nach dem Promnitzflusse zu eine Stelle, auf welcher der Ton des prüfenden Spatens hohl klang. Er grub nach und fand einen vollständig erhaltenen, mit Steinen gewölbten Gang; indeß die Furcht vor dem Ungekannten und die Bangigkeit vor dem Geheimnißvollen ließen ihn keine weiteren Schritte zu einer interessanten Forschung thun, er suchte, ganz im Charakter solcher Leute, nur seinen Nutzen und begnügte sich damit vollständig, d. h. er brach soviel Steine aus dem alterthümlichen Bau, als ihm zur Wölbung seines Kellers nöthig waren, verschüttete den Gang wieder und raubte uns dadurch die Grundlage zu einer interessanten Entdeckung.

Noch jetzt wissen einige der hiesigen Ortsbewohner den Platz, an welchem der unterirdische Klostergang einmündet, aber wenn diese einst schlafen gehen, dann erstirbt auch der letzte Laut, welcher uns noch Kunde bringt von einem erhaltenen und dennoch unsichtbaren Denkmale der Vorzeit. 4.

Im Jahre 1630 erhielt der kurfürstlich sächs. Instrumentist Kaspar Kittel für die Unterhaltung von vier Tafelknaben, welche sich in der Musik ausbilden sollten, vierteljährlich 67 Fl. 12 Gr. (jährlich also 270 Fl. 6 Gr.). Diese Summe war folgendermaßen specificirt: Für 4 Scheffel Korn (je 2 Fl.) 8 Fl.; für 42 Pfund Fleisch (je 11 Pf.) 1 Fl. 17 Gr. 6 Pf.; für 24 Pfund Karpfen (je 16 Pf.) 1 Fl. 11 Gr.; für 12 alte Hühner 1 Fl. 3 Gr.; für 15 Pfund Speck (je 2 Gr.) 1 Fl. 9 Gr.; für 1 Schock Eier 5 Gr.; für 30 Kannen Butter (je 3 Gr.) 4 Fl. 16 Gr.; für 1/4 Tonne Käse 1 Fl. 10 Gr. 6 Pf.; für 1/2 Scheffel Salz 1 Fl. 9 Gr.; für 1/4 Scheffel Erbsen 12 Gr.; für 1/4 Scheffel Hierse 1 Fl. 9 Gr.; für 1/4 Scheffel Grütze 20 Gr.; für 20 Pfund gedörrtes Obst (je 2 Gr.) 1 Fl. 19 Gr.; für 3 Viertel Bier 9 Fl.; für 1 Schragen Holz (halb hartes, halb weiches) 5 Fl. 15 Gr.; für 1/2 Stein Unßlit 1 Fl. 3 Gr.; vor Geld auf Betten, Wäsche, Flick- vndt Schuhgeldt, auch anderes 25 Fl. S. S. 67 Fl. 12 Gr. — Kaspar Kittel, geboren 1603 zu Lauenstein, hatte längere Zeit auf kurfürstliche Kosten in Italien Musik studirt und war damals berühmt als Tiorbist. Er starb den 9 October 1639 zu Dresden und wurde auf den alten Frauenkirchhof begraben. 5.

Sachsengrün eröffnet hiermit seinen Lesern einen

Sprechsaal

und ladet sie ein, Anfragen über alterthümliche, geschichtliche, topographische Erscheinungen und Thatsachen zu stellen, und deren Lösung zu veranlassen. In diesem Sinne nun ergeht zunächst an die Herren Forstleute und Landwirthe die ergebenste Bitte, der Redaction gefälligst Nachweisungen über die in ihrer Nähe vorhandenen, von Menschenhänden in alter Zeit aufgeworfenen Hügel und Erdwälle mitzutheilen, dadurch aber zu einer antiquarischen Topographie Sachsens mitzuwirken. Die täglich verschreitende Landescultur hat seit den letzten 30 Jahren manches derartiges Denkmal eingeebnet. Um so wünschenswerther ist es, das etwa noch Vorhandene kennen zu lernen und das schon Bekannte zu vervollständigen. C. Preusker's Blicke in die vaterländische Vorzeit (Leipzig 1841) werden den Forschenden dabei ein willkommener Führer sein.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographien: Weimar und Leipzig. ☜

Montag, den 15. October.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Friedrich der Weise.

Die Beilage stellt eine Tafel von Solenhofer Kalkstein in der Größe des Originals dar, die sich unter Nr. 1203 in der Sammlung des Unterzeichneten befindet. Sie ist ein Werk des kunstreichen Meisters Albrecht Dürer, der dieselbe im Jahre 1519 fertigte. Es ist die Gestalt Churfürst Friedrich III., der im Harnisch neben seinem reich mit Federn geschmückten Helme kniet.

Friedrich III. oder der Weise war geboren zu Torgau am 17. Januar 1463; nach dem Tode seines Vaters, des Churfürsten Ernst, Stammvaters der älteren Linie des erlauchten Hauses Sachsen-Wettin (26. August 1486) regierte er gemeinschaftlich mit seinem jüngern Bruder Johann, den man als den Beständigen bezeichnet, seine Erblande. Friedrich der Weise nahm lebhaften Antheil an den Angelegenheiten des deutschen Reiches, ja der Kaiser Maximilian ernannte ihn im Jahre 1500 zum Director des permanenten Reichssenates, dessen Bestehen allerdings von nur kurzer Dauer war; im Jahre 1507 setzte ihn der Kaiser während seiner Abwesenheit zum Reichsgeneralstatthalter ein. Das Vertrauen, welches Churfürst Friedrich im Reiche sich erworben, war so groß, daß nach dem Tode des Kaisers Maximilian (12. Januar 1519) die Blicke der Wahlfürsten sich auf den Churfürsten von Sachsen richteten. Bekanntlich hatten die Könige von Spanien, Frankreich und England sich um die deutsche Kaiserkrone beworben. Friedrich erkannte jedoch, daß ihm ein Erforderniß zu Führung dieses großen Amtes ermangelte, weltliche Macht und gewaltiger Nachdruck, und so lenkte er die Wahl auf Maximilian's Enkel König Karl von Spanien, Kaiser Karl V.

Friedrich's vornehmste Thätigkeit war jedoch den innern Angelegenheiten seines Landes zugewendet. Er gründete im Jahre 1502 in seiner Residenzstadt Wittenberg eine neue Universität, zu der er tüchtige und anerkannte Gelehrte berief und die seit 1517 der Mittelpunkt der kirchlichen großen Bewegung wurde, die über ganz Deutschland und das germanische Europa sich verbreitete und auch den romanischen und slawischen Völkern zu größter Bedeutung gedieh. Friedrich der Weise gewährte dem großen Reformator Dr. Martin Luther kräftigen Schutz und schirmte ihn gegen äußere Angriffe und Gefahren.

Nächstdem war er den bildenden Künsten ein eifriger Förderer. Er baute in Wittenberg das Schloß und die Stiftskirche aller Heiligen von Grund aus und schmückte letztere mit einem reichen Schatze von Kunstwerken, namentlich der Goldschmiede- und Erzgießerkunst. Er baute die Schlösser Eilenburg, Lochau und Grimma, und theilweise die von Coburg, Weimar, Colditz und Altenburg. An seinem Hofe fand ferner gastliche Aufnahme der kunstreiche Meister Lucas Cranach aus Franken, der Gründer einer sächsischen, fruchtbaren Malerschule.

Friedrich der Weise starb am 5. Mai 1525 unvermählt auf seinem Schlosse Lochau und ward in seiner Stiftskirche zu Wittenberg begraben. Im Jahre 1493 hatte er eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe in Palästina unternommen und ausgeführt.

Der Lebensbeschreiber Friedrich des Weisen, Georg Spalatin, hat uns eine Menge interessanter Charakterzüge mitgetheilt, die uns diesen Fürsten von der liebenswürdigsten

Seite zeigen, und von seiner Menschenliebe, Nachsicht, Geduld und Sanftmuth Zeugniß geben.

Der Churfürst war mit seinen Brüdern Johann, seinem Mitregenten und Nachfolger, Albrecht, nachmaligem Churfürsten von Mainz, und Ernst, später Erzbischof von Magdeburg und Primas in Germanien, zu Grimma in der Domschule unterrichtet worden; er hatte lateinisch und französisch gelernt, er verstand und sprach beide Sprachen. Seinem Lehrer, M. Ulrich Kemmerlin, Dechant zu Aschaffenburg, bewahrte er ein dankbares Andenken, wie er demselben im Jahre 1519 einige Goldmünzen mit seinem Porträt zusendete, was diesem so wohl that, daß er vor Freuden weinte. In allen Leibesübungen, Stechen und Rennen, war der Churfürst wohl geübt.

Friedrich der Weise war ein frommer und gottesfürchtiger Herr; in diesem Sinne ist auch seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zu betrachten, in jenen Zeiten ein schwieriges und mit mancherlei Gefahren verbundenes Unternehmen. Nächstdem begabte er die geistlichen Stifter und Klöster, namentlich Wittenberg, Altenburg, Gotha und Eisenach. Aus allen Unternehmungen und Handlungen Friedrich's geht ein festbegründetes Vertrauen auf Gott hervor und seine Stellung zu Luther beweist, wie ernstlich er es mit den kirchlichen Angelegenheiten meinte.

Gegen seine Diener und gegen Bittende war er sehr mild und sorgte gewissenhaft für ihr Wohl; er schenkte gern. Georg Spalatin, der Lehrer Johann Friedrich's des Großmüthigen, war mehrfach Augenzeuge dieser fürstlichen Milde. Er theilt auch manche der Sprüchwörter mit, die Churfürst Friedrich oftmals anwendete. So pflegte er zu sagen: Was man nicht haben mag, deß soll man sich gütlich verzeihen. — Wenn man urtheilen will, soll man den Grund der Sachen beim Anfang wissen. — Man soll nicht leichtlich ja sprechen, was man hat gesagt, das soll man halten. — Man soll nicht Alles glauben, wie es gesagt wird. — Es längt (lügt) auf Erden nichts mehr, denn der Mensch. — Ich glaube dem Schuster um die Schuhe, dem Schneider um die Hosen und dem Schmied um die Eisen. — Ein jeglich Werk lobt seinen Meister. — Das sind die größten Narren, die sich selbst dünken weise zu sein. — Die Jungen halten sich selbst viel klüger denn die Alten. — Untreu trifft gemeiniglich ihren eigenen Herrn. — Fromm sein gereut Niemand. — Ehrlich währt am längsten. — Es ist nicht Alles Gold, was gleißet. — Es ist nicht Alles gut was man lobet. — Es ist von mancher Sache leichtlich zu reden, aber schwerlich zu thun. — Unter den Blinden ist der Einäugige ein König. — Der Narren Spiel will Raum haben. — Der Rabe hält seine Jungen für die schönsten. — Man kann einem wohl in den Mund sehen, aber ins Herze kann man ihm nicht sehen.

Wenn er bisweilen sagen wollte, daß Einer närrisch redete und riethe, sprach er: „Narraverunt“; wollte er ein Ding nicht glauben: „Procurator non credit.“ Wollte er andeuten, daß man einem Dinge leichtlich helfen könne, dann sagte er: „Facile est addere inventio“ (leicht ist es erfunden, Etwas beizufügen). Nächstdem wandte er oft diesen Spruch an: „Hoc antiquum est, obsequium amicos, veritas odium parit“ (es ist etwas Altes, daß Willfährigkeit Freunde, die Wahrheit Haß erzeugt).

Wir theilen diese Sprüchwörter mit, weil sie ein treues Zeugniß für die innerste Gesinnung der Menschen sind.

Spalatin rühmt auch die große Geduld, die der Churfürst bei Leiden und Widerwärtigkeiten immer an den Tag legte und dadurch die Bewunderung der Augenzeugen erregte. Wenn ihm Untreue und Tücke von Freunden oder Feinden erzeigt wurde, schwieg er, und wenn es hoch kam sagte er: „Gott vergeb es ihnen.“ Wenn ihn sein Vetter Herzog Georg in Religionssachen gereizt hatte, rief er wohl aus: „Ach mein Vetter, Herzog George.“

Seinen fürstlichen Collegen war er ein treuer und aufrichtig ergebener Freund, den Frauen erwies er stets größte Achtung.

Friedrich der Weise war oft körperlich leidend, er litt an Fiebern, dem Steine, Gicht und Podagra, Coliken; im Jahre 1519 lag er acht Wochen hart darnieder.

Große Freude hatte er an den Kindern und als er einst in einer Straße von Wittenberg ein Kinderhäuflein sah, das in einem Braubottich fröhlich beisammen saß, äußerte er große Freude und lebhaftes Vergnügen, und so oft er an diesem Orte vorüber kam, gedachte er des Anblickes, den er da gehabt. Sah er an fremden Orten ein Häuflein Kinder beisammen, so befahl er, sie alle zu beschenken; so sagte er einst seinem Begleiter bei solcher Gelegenheit: „Lieber, gieb ihnen, denn heute oder morgen werden sie sagen: es zog einstens ein Herzog von Sachsen vorüber und ließ uns Kindern allen geben.“

Spalatin rühmt ferner das gute Gedächtniß Friedrich's des Weisen und war mehrfach Zeuge, wie der Churfürst Leute, die er vor zwanzig und mehr Jahren auf Reichstagen gesehen, wieder erkannte, und wie genau er sich der Verhandlungen, Vorfälle, Predigten und Reden erinnerte, die er vor vielen Jahren gehört hatte.

Die Beständigkeit und Festigkeit des Churfürsten geht vor Allem aus seiner Haltung im Verlaufe des Reformationswerkes hervor.

Der Churfürst hatte große Freude an der Kunst. Er selbst war ein sehr geschickter Drechsler, hatte auch stets zwei oder drei geschickte Drechsler in seinem Dienst. Er beschäftigte Meister Lucas Cranach, den er sehr achtete und auf dessen Besitz er stolz war.

Nächstdem liebte er die Musik. Er hielt sich eine ehrliche große Sängerei, die er oftmals mit sich auf Reichstage nahm und gut besoldete. Den Knaben hielt er eigene Schullehrer, sie zur Zucht und Lehre zu erziehen. Capellmeister war Herr Conrad von Ruppich. Der Churfürst hatte einen Altisten, einen Märker, dergleichen röm. kaiserl. Majestät und andere Fürsten und Herren weit und breit nicht gehabt. Dieselbige Singerei hat er auch bis zu seinem tödtlichen Abgange behalten. Ebenso wendete er der Erziehung der Jugend große Aufmerksamkeit zu und in der Cantorei und der Kammer wurden eine große Anzahl talentvoller Knaben erzogen.

Im Jahre 1524 fühlte sich der Churfürst sehr wohl, so daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg ohne seinen Leibarzt Dr. Simon Pistoris verweilte. Desto bedenklicher ward dessen Zustand im Jahre 1525. Er begab sich nach Lochau. Vierzehn Tage vor seinem Ende sagte er zu einem Kammerdiener: „Wenn mein lieber Gott will, so will ich gern von dieser Welt, denn es ist doch weder Lieb, noch Wahrheit, weder Treu, noch nichts Gutes hier auf Erden.“

Die Krankheit nahm zu und der Churfürst berief den Dr. Heinrich Stromer von Aurbach, zu dem er besonderes Vertrauen hatte, zu sich. Dieser rieth, noch andere Aerzte kommen zu lassen, und so ward noch Dr. Pasco von Magdeburg berufen. Spalatin berichtet nun das Nähere über den Tod des Churfürsten in folgenden Worten: „Da es nun überhand wollte nehmen, bat mich Dr. Aurbach, Donnerstags nach Misericordiä Domini, gleich den Abend zuvor, ehe Seine Churfürstlichen Gnaden des folgenden Freitags von diesem Jammerthal verschieden, ich sollte thun, wie ich könnte, und mich zu der Churf. Gnaden verfügen. Wiewohl ich nun wußte, daß S. Churf. Gnaden nicht gern hatten, daß sie von Jedermann überlaufen würden, dieweil ich aber allerlei bedacht, so erhob ich mich in Gottes Namen. Wie ich mich nun ließ vor Sr. Churf. Gnaden Stube zu Lochau, darinnen er auch verschied, ansagen, ließen mich Ihre Churf. Gnaden auch gnädiglich zu ihr kommen und sobald er mein gewahr wurde auf seinem niedrigen Stuhl mit Rädlein,

bethen mir die Hand und sagten zu mir: „„Ihr thut recht, daß ihr zu mir kommt, denn Kranke soll man besuchen““ und befahl bald, daß man ihn mit dem Stuhl dem Tisch gegenüber solle rücken und ließ die Kammerdiener von ihm gehen, und weil S. Churf. Gnaden und ich, Spalatinus, allein waren, da er des Dr. Martins (Luther) ganz gnädiglich gedacht hatte, desgleichen auch des Bauernaufruhrs erwähnet, kam er auf die Seelsorge fern und weit, daß S. Churf. Gnaden sich ganz darein ergaben und fragten: „„Wie thäte ich ihm denn?““ Da sagte ich: „„Gnädigster Herr, ich wollte in Gottes Namen das Hochwürdigste Sacrament nehmen.““ Da sagte er zu mir: „„Ich wills thun.““ Nahm darauf meine rechte Hand in seine und drückte sie, redete allerlei hohe Sachen mit mir ganz gnädiglich und herzlich bis fast über acht Uhr Abends. That darauf bald die Beichte desselben Abends und nachdem S. Churf. Gnaden auch ihren Beichtvater, den Pfarrer zu Herzberg, der zuvor Pfarrer in Colditz gewesen, von Mutzschen bürtig, etliche Jahr gnädiglich hatten leiden können, als behielten wir denselben in der Nacht mit dem Frühesten zu Sr. Churf. Gnaden zu kommen, wie er denn that. Darnach empfingen S. Churf. Gnaden das Hochwürdige Sacrament des wahren Leibes und Blutes unseres lieben Herrn und Heilandes, vermöge seiner heiligen Einsetzung, ganz und gar in beider Gestalt mit solcher Andacht, Ernst und Innigkeit, daß wir alle weinten, so viel unser dabei waren.“

Desselbigen Morgens früh, fährt G. Spalatinus fort, hatten S. Churf. Gnaden zu ihren Kammerdienern und Knaben gesagt: „O lieben Kindlein, wie ist mir so wehe!“ Da hat Joachim Sack, ein Schlesier, S. Churf. Gnaden zuvor durch den Römischen Kaiser Maximilian auf Sr. Kaiserl. Majestät letztem Reichstage zu Augsburg gegebene Antwort erinnert und gesagt: „Gnädigster Herr, es wird, ob Gott will besser werden.“ Ueber eine Weile hatten S. Churf. Gnaden abermals gesagt: „Lieben Kindlein, ich bin wahrlich krank.“ Da hat gedachter Sack abermals gesagt: „Gnädigster Herr, der allmächtige Gott schickt es Ew. Churf. Gnaden aus väterlicher Liebe und bestem Willen zu.“ Da hatten S. Churf. Gnaden die St. Jobs Worte gebrauchet: „Dominus dedit, Dominus abstulit, sit nomen Domini benedictum.“ Das ist: Gott der Herr hats gegeben, Gott der Herr hats wieder genommen, wie es ihm gefallen hat, also ists ergangen. Der Name des Herrn sei gelobet und gebenedeyet. Eine kleine Zeit hernach hatten S. Churf. Gnaden abermals diese Worte gebraucht: „Liebe Kindlein, ich bin wahrlich krank.“ Da hat Joachim Sack abermals geantwortet: „Gnädigster Herr, der allmächtige Gott hat Ew. Churf. Gnaden Alles aus bestem Willen zugeschickt.“ Da hatten S. Churf. Gnaden die Hände gewunden und gesagt: „Das trau ich meinem frommen Gott.“

Und S. Churf. Gnaden hatten immer an Gott gedacht und viel mit diesen Worten: „Ach mein Gott hilf, mein Gott.“ Nach der Empfangung des Hochwürdigen Sacraments, wie der Beichtvater, der Pfarrer zu Herzberg und ich Spalatinus von Sr. Churf. Gnaden kommen, hatten sie zu den Kammerdienern gesagt: „Lieben Kindlein, ich bitte Euch um Gottes Willen, wo ich euer irgend einen erzürnt hätte, es sei mit Worten oder Werken, sie wollten mirs auch um Gottes Willen vergeben. Denn wir Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt.“

Da S. Churf. Gnaden solche Worte geredet, sind Sr. Churf. Gnaden die Augen übergelaufen und alle die in der Stube gewesen haben auch geweinet. Da S. Churf. Gnaden solches gesehen, haben sie gesagt: „Lieben Kindlein, weinet nicht um mich, ihr werdet sehen, mein wird nicht lange mehr werden, gedenkt mein dabei und bittet Gott für mich.“

In der Nacht zuvor, da ich mich Spalatinus besorgt, es möchte seines Lebens auf Erden nicht viel länger sein, setzte ich mich zu meinem unterthänigsten Dienst nieder und schrieb einen Trost aus Gottes Wort S. Churf. Gnaden und schickte denselben Ihrer Churf. Gnaden des Freitags frühe, ehe S. Churf. Gnaden das hochwürdige Sacrament nach Christi Einsetzung empfangen und desselben Tages zu Abend auch starben, durch Sebastian von Jessen zu lesen. Da nun S. Churf. Gnaden gesehen hatten, daß Bastian von Jessen etwas in der Hand hatte, hat er gesagt: „Bub', was hast Du?“ Hat Bastian von Jessen gesagt: „Gnädigster Herr, der Spalatinus hat hier Etwas geschickt, Ew. Churf. Gnaden zu lesen.“ Da hat der Churfürst gesagt: „Reich mirs her, mit meiner Brillen, ich wills selbst lesen“, hat also denselben Trost, wie er nachfolgend auch in Druck ausging*) von Wort zu Wort selbst gelesen und befohlen, man solle ihn hinlegen, denn er wollte ihn mit Gottes Hülfe noch einst lesen. Nachmittags desselben Tages Freitags nach Misericordias Domini desselben Jahres am fünften Mai am St. Gotthards Tag holte mich Volkmar von Könitz, die Zeit seiner Kammerknaben einer, eilends in Hosen und Wamms zu Sr. Churf. Gnaden, da lasen sie ihm den Trost aus Gottes Wort, Sr. Churf. Gnaden noch einmal, und ich las ihn vollends aus.

Darnach stellten S. Churf. Gnaden ihr Testament und letzten Willen vor Hansen Beihel, Secretarien, der ihn aufgeschrieben aus Sr. Churf. Gnaden Munde und vor mir, Spalatino, und gedacht neben andern S. Churf. Gnaden fast gnädiglich mein, Spalatini und also, daß ichs Gott und Sr. Churf. Gnaden nimmermehr verdanken kann. Darnach sagte er: „Ich kann nimmermehr.“ Ueber eine Weile hob ich, Spalatinus, zu ihm an: „Mein gnädigster Herr, haben Ew. Churf. Gnaden auch Beschwerung?“ Sagten S. Churf. Gnaden: „Nichts, denn die Schmerzen.“

Das waren Sr. Churf. Gnaden letzte Worte. Da sagte ich: „Gnädigster Herr, es heißet via sanctorum wie zum Hebräern stehet und was Gott mehr gebe.“ Endlich zwischen vier und fünf Uhr unter dem Abendmahl zu Hof verschieden Ihre Churf. Gnaden in aller Stille, ganz sanft, wie in einem Schlafe, daß auch Dr. Aurbach, der gleich dazu kam, sagte: „Fuit filius pacis, ideo pacifice obiit.“ Das ist: Er ist gewesen ein Friedensmann und Kind des Friedens, darum ist er auch friedlich verschieden. Gott in Ewigkeit sei seiner und aller Gläubigen Seelen ewiglich gnädiglich und barmherzig. Amen!“

So war das Ende Friedrich's des Weisen, dritten Sächsischen Churfürsten Wettiner Stammes dieses Namens. Nach dem Verscheiden wurde die Section vorgenommen und man fand einen zackigen langen Stein. Die Leiche wurde balsamirt und in einen verzinnten Sarg gelegt. Der Bruder und Nachfolger des Churfürsten, Herzog Johann, war eben im Felde in Thüringen wider die aufrührerischen Bauern.

Nächste Mittwoch führte man die Leiche von Lochau nach Wittenberg. Am genannten Tage Mittags 12 Uhr ertönte die große Glocke der Pfarrkirche, wo Bürgerschaft und Universität und Schulen sich versammelten, und wo auch der Sarg stand. Von hier aus erfolgte der Leichenzug, den die Schüler mit dem Kreuze eröffneten, es folgte das Stift aller Heiligen, dann der Sarg, getragen von acht Rittern. Hinter demselben schritt Herzog Franz von Braunschweig und Lüneburg. Nach diesem kamen die churfürstlichen Räthe, der Hof, der Landadel, die Universität, der Stadtrath, die Bürgergemeinde, Frauen und Jungfrauen, die Reisigen und das Volk. Unter dem Geläute aller Glocken kam der Zug zur Stiftskirche, wo Meister Lucas Cranach und Goldschmied Christof jedem Armen einen Groschen auszahlten.

Der Sarg ward, mit den Wappen geschmückt, mitten in der Kirche niedergesetzt, und nachdem Psalmen und Lieder

*) Georg Spalatin Trost an Churfürst Friedrich nebst Luther beiden Predigten. Wittenb. 1525, Jena 1726 u. Dresden 1728. S. Weinart, Literatur d. sächs. Gesch. II. S. 212.

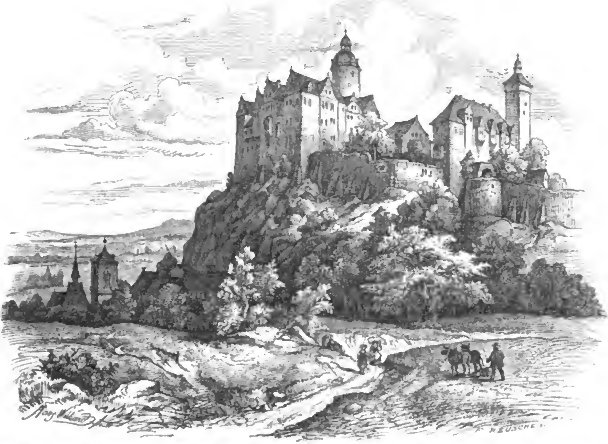
gesungen, hielt M. Philipp Melanchthon eine lateinische Rede und Dr. Martin Luther eine deutsche Predigt. Nach Absingung des Liedes: „Nun bitten wir den heil'gen Geist" ging die Versammlung auseinander, der Sarg blieb, von Wachen umgeben, in der nächsten Nacht in der Kirche stehen.

Am nächsten Morgen, Donnerstags 11. Mai, früh zwischen 3 und 4 Uhr wurde vor dem Hochaltar der Stiftskirche das Grab bereitet. Nach 6 Uhr wurde die Gemeinde durch die Glocken abermals zusammen berufen und nun fand beim Scheine von 20 Fackeln und unter Gesang die Einsenkung in die Erde statt, worauf Dr. Martin Luther eine ergreifende Predigt hielt. Den Schluß der Feierlichkeit bildete der Gesang: „Wir glauben All' an einen Gott" und eine Spende an die Armen.

M. Philipp Melanchthon verfaßte eine Grabschrift in lateinischer Sprache, die auf die zu Nürnberg in Erz gegossene Grabplatte kam. Eine zweite, mit dem Bilde des Churfürsten gezierte und einer zweiten lateinischen Grabschrift aus Melanchthon's Feder, ward dem Grabe gegenüber an der Mauer aufgestellt. Beide sind noch vorhanden und letztere in Schadow's Denkmälern Wittenbergs abgebildet.

G. Kl.

Die Burg Ranis,



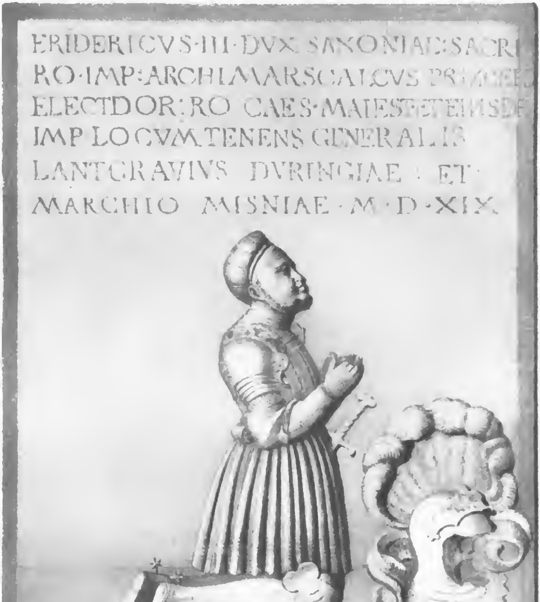
welche der vorliegende Holzschnitt darstellt, liegt auf einem Berge neben dem Städtchen Ranis in der von Preußen zurückbehaltenen Abtheilung des übrigens an Weimar abgetretenen ehemaligen königlich sächsischen Neustädter Kreises. Die Burg wird schon im Jahre 1199 genannt, indem damals Kaiser Philipp sie dem Landgrafen Herman von Thüringen in Lehn gab. Unter Friedrich II. fiel sie an Schwarzburg, kam aber dann wieder an die Landgrafen, denn im Jahre 1461 schenkte sie Herzog Wilhelm an Heinrich von Brandenstein, dem Bruder seiner zweiten Gemalin Katharina. 1572 kamen Burg und Herrschaft an das Geschlecht derer von Breitenbauch. Die jetzigen Burggebäude stammen meist aus dem 15. Jahrhundert, wie denn an dem Thorgebäude die Jahreszahl 1465 sichtbar ist. Die Gebäude sind jetzt fast unbewohnt, wenn auch noch wohl erhalten. Seit einer Reihe von Jahren schon hat man behufs leichteren Betriebes der landwirthschaftlichen Arbeiten Wohn- und Wirthschaftsgebäude in der Ebene am Fuße des Berges errichtet.

Der Holzschnitt ist nach einer Zeichnung von C. Patzschke in Puttrich's Baudenkmälern.

Sächsisches Studentenleben während des XVI. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Die Sittenlosigkeit der academischen Jugend zeigte sich auch in der Kleidung. Große, durchlöcherte Hüte und weit aufgeschnittene Beinkleider waren die Nationaltracht der meisten damaligen Studenten. Im Jahre 1562 wurde diese Kleidung in einem churfürstlichen Rescripte mit folgenden Worten verboten: „Dieweil auch die Pluderhosen eine unfläthige und schädliche Tracht ist, welche viel kostet und doch übel steht, soll der Schneider, welcher sie gemacht, dem



Friedrich der Weise.

Verlag von W. Türk, Dresden.

Rath 10 Gulden und der Student, der sie trägt, 10 Gulden dem Rectori zur Straf geben oder drei Jahr lang relegirt sein." Auch auf andern Universitäten war diese Renommistentracht gewöhnlich, denn Andreas Musculus, Professor an der Universität zu Frankfurt an der Oder, gab eine kleine Schrift heraus vom „Hosenteufel" (Frankf. a. O. 1556), welcher selbst auf dem Titelblatte abgemalt ist und in welcher es heißt: „Sonder were kein wunder daß uns auch die Sonne nicht ansehe, die Erde nicht mehr trüge und Gott mit dem jüngsten Tage gar drein schlüge, von wegen der grewlichen, unmenschlichen und teuflischen Kleidung damit sie jetzunder die jungen Leute zu Unmenschen machen und so scheudlich vorstellen, das nicht allein Gott die lieben Engel und alle fromme ehrbare Leut, sondern auch die Teufel selber einen Eckel und Greuel dafür tragen, wie man dann für war und gewiß sagt, das jetzunder in kurzvergangener Zeit ein frommer Mann bei einem Mahler eine Tafel bestallt und gebeten hat, das er ihm darauf das jüngste Gericht ernst und erschrecklich mahlen und sonderlich die Teufel greulich machen wölle, welches der Mahler sich beflissen und die Teufel als auf's allergreulichste mit solchen pluderichten Hosen gemahlt, wie sie jetzt die jungen Gesellen tragen, do sie dar kommen und dem Mahler einen gewaltigen Backenstreich geben und gesagt, er habe ihm Gewalt gethan mit Unwahrheit also gemahlet, dann er nicht so scheußlich und greulich sey als er mit den Luderhosen abcontrafeet habe." — Die Professoren in Wittenberg bestimmten im Jahre 1546 unter sich selbst eine Kleiderordnung, in welcher man unter anderen folgende Gesetze findet: Erstlich, daß die Doctores und Licentiaten ihrem Stande zur Ehre und zum guten Beispiele, wie es während langen Jahrhunderten gebräuchlich gewesen, lange Kleider tragen, so daß die Röcke eine Handbreit unter die Knie gehen. Die Magister oder die Baccalaurei, sie seien adelich oder nicht, sollen lange Kleider wenigstens eine Handbreit unter die Knie und keine sammetne oder seidene Röcke, auch keine Sammet-Baret oder „Schlepplein" tragen. Die Studenten in allen Facultäten sollen nicht „zerschnitzelte" noch kurze Kleider tragen, sondern ihre Kleider sollen „ehrlich" und von einer ziemlichen Länge sein, weil es eine große Leichtfertigkeit und Mißstand ist, wenn die Jugend in kurzen Kleidern vor ehrlichen und züchtigen Frauen und Jungfrauen gehet. Zu dieser, die bereits 1538 gegebene Verordnung ergänzenden Bestimmung gab der Churfürst im Jahre 1546 Vorschriften, welche die Wohnungen, das Schuldenmachen der Studenten betrafen.

Im Jahre 1556 mußten die Universität und der Stadtrath in Leipzig, damit die Studenten wegen des Schuldenmachens die Würde des Standes nicht zu sehr herabdrückten, beschließen, daß ein Student bei einem Schneider nicht mehr als fünf Gulden und in der Weinschenke nicht mehr als einen Gulden schuldig bleiben durfte; im entgegengesetzten Falle sollte die Obrigkeit der Bezahlung der Schuld wegen nicht angerufen noch in Anspruch genommen werden. — Während die Professoren alle mit „Ihr" titulirt wurden, nannte man jeden Studenten „Du".

Den 8. October 1563 entstand ein neuer Zwist in Leipzig zwischen den Studenten und den „Häschern". Ein frommer Studiosus, der von seinem Tische kam und seiner Wohnung zueilte, wurde von einem Häscher mit einem eisernen Flegel todt geschlagen. — Die Ungezogenheiten und Vergehen der Studenten, sowie dagegen das Bewußtsein fürstlicher Machtvollkommenheit waren zuweilen Schuld an ungesetzlichen Handlungen. So wurde z. B. 1567 während des Ostermarktes Caspar Freundt, Apotheker in Wittenberg, auf eine listige und betrügliche Weise von einigen Studenten und Bürgerssöhnen in den Keller eines Hauses gebracht und daselbst um 2500 Gulden von denselben „geschätzt" (ranzionirt) wobei der Eid abgefordert wurde: „in aller Ewigkeit nichts von diesem Vorfalle sagen zu wollen". Als jedoch späterhin der Apotheker durch einige gute Freunde bewogen wurde, sein Anliegen zu eröffnen und dem Rathe alles Vorgefallene mitzutheilen, suchte man die Thäter auf, die jedoch schnell die Flucht ergriffen und entkamen. Der Eine, dem das Haus gehörte worin die That vollbracht worden, wurde indessen festgenommen, es war Georgius Goldstein. Zufällig befand sich der Churfürst August in Leipzig. Als er diese That erfuhr, mußte der Stadtrath sofort und ohne Weiteres, am 25. April, dem Goldstein auf dem Markte den Kopf abschlagen lassen. Durch diesen Befehl des Churfürsten wurden die Privilegien der Universität in der Art verkannt („geschwächt"), daß der Rector Cramer vor dem Churfürsten einen Fußfall zu thun sich bewogen fand, worauf er von diesem die Versicherung erhielt: „daß in Zukunft die Privilegien der Universität geachtet und von Neuem bestätigt werden sollten". — Der Herzog Wilhelm gab 1570 dem Universitätskeller das Privilegium, alle Getränke an Wein und Bier frei und ohne Steuer, jedoch etwas billiger verzapft, zu schänken. Im folgenden Jahre kam die Verordnung dazu, daß der Schänkwirth keiner fremden Person, sondern nur den Universitätspersonen irgend Etwas zukommen lassen sollte.

Der Churfürst Christian I. verordnete im Jahre 1590, daß jeder Student, der an einem andern Orte etwas verbrochen hätte, wie im Weichbilde der Universität, an diese abgeliefert werden sollte. Auch Christian II. befahl, daß die Universität nur unter dem Hofgerichte stehen sollte.

Der Administrator Friedrich Wilhelm sah sich (1594) veranlaßt, an die Universitäten ein Mandat ergehen zu lassen, in welchem auf Mißbräuche hingewiesen wurde, die zu dulden die höchste Behörde nicht gemeint war. Es handelte sich nämlich um die Weigerung der adeligen Studenten sich inscribiren zu lassen, um das Tragen der Waffen („Wehre"), um die Kleiderpracht in den Städten, wo sie so weit gediehen war, daß „zwischen einem Doctorsweibe und einer Bürgerfrau" kein Unterschied gemacht werden konnte, um die Uebertheuerung, die man sich gegen die Studenten erlaubte.

Eine der entsetzlichsten Plagen deutscher Universitäten war und ist noch heute der Zweikampf, gegen welche heillose Sitte die ernstesten Maßregeln ergriffen wurden, trotz welcher indessen jener barbarische Gebrauch nicht gänzlich ausgerottet wurde. Der Churfürst August und seine Nachfolger hatten scharfe Verordnungen gegen den „Duel" ergehen lassen und nicht nur mit Gefängnißstrafe, sondern auch mit Landesverweisung gedroht. Das Tragen von Waffen wurde den Studenten verboten.

Nicht allein Könige und Fürsten führten im 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ihre Stammbücher, deren Aeußeres oft außerordentlich kostbar und deren Einband mit Perlen und Juwelen geschmückt war, sondern auch alle großen Gelehrten und Studenten besaßen solche Gedenkbücher, in welche ihre Bekannten Sprüche einschrieben, die an vergangene Thaten, an dieses oder jenes gemeinschaftlich genossene Vergnügen u. s. w. erinnern sollten. Die Stammbücher von Luther, Melanchthon, Bugenhagen z. B. befanden sich sonst in der Helmstädter Bibliothek. Weimar besitzt eine der schönsten Sammlungen dieser Art und die große Liberalität der dortigen Behörden machte es dem Verfasser dieser Zeilen möglich, einige jener seltenen Schriften genau zu prüfen.

Längst verloren gegangene Gebräuche fanden nach wohlbestandenem Examen und bei Erlangung der Doctorwürde statt. In Erfurt ritten z. B. im Jahre 1506 zwei Bürgerssöhne, Johann Reinboth und Johann von der Sachsen, nach damaliger Gewohnheit mit 271 Pferden in großer Pracht, als sie Doctores juris geworden, in der Stadt herum. Zuweilen gaben Stadtbehörden ihre Freude über academische Beförderung ihrer Landeskinder durch schöne Geschenke zu erkennen, wie u. A. Christophorus Pezelius von dem Rathe in Naumburg einen silbernen Becher, der, wie die Hand-

schrift sagt: „fast 16 flor. gestanden" (gekostet) hat, als Zeichen der Anerkennung erhielt.

Noch ein Wort über die sächsischen Universitäten. Die Geschichte der ältesten derselben ist bekannt und der Ruhm und Ruf Leipzig's wurde während des 16. Jahrh. immer größer, durch die Gelehrsamkeit und den Fleiß seiner Professoren, wie nicht minder durch den bedeutenden Zuwachs an Hülfs- und Lehrmitteln (Localitäten und Bibliotheken), den es durch die großartigsten Schenkungen von den sächsischen Fürsten erhielt. Leipzig stand in so hohem Ansehen, daß fremde Fürsten und andere hohe Standespersonen daselbst ihre Studien machten, wie z. B. 1536 der Herzog Ulrich von Schleswig-Holstein; 1577 der Herzog Sigismund Adolph von Mecklenburg; 1578 der Herzog Johann Casimir und der Herzog Johann Ernst zu Sachsen; 1580 der Herzog Wilhelm von Lüneburg; 1601 der lithauische Fürst Christoph Radziwil. Diese Universität hatte nicht allein den Vorzug, unter den protestantischen Anstalten eine der ältesten, sondern auch diejenige zu sein, die sich der größten Privilegien und Immunitäten erfreute, unter denen als das Wichtigste hervorzuheben ist, daß sie hinsichtlich der Civil- wie der Criminal-Gerichtsbarkeit Niemandem als dem Landesherrn unterworfen, weswegen sie nicht verpflichtet war, vor dem Oberhofgerichte in Leipzig zu stehen, sondern blos das Oberconsistorium in Dresden als ihr höchstes Gericht anzuerkennen hatte. Unter den anderen Privilegien mögen hier einige angeführt werden: Die Befreiung von den bürgerlichen Lasten und, wie gesagt, die Unabhängigkeit von den weltlichen Gerichten; die Berechtigung: in einem Umkreise von 15 Meilen die Schuldner der Universitätsverwandten zu citiren ꝛc. Alle Leipziger Studenten durften an allen gewöhnlichen Fasttagen Eier und Milchspeisen essen.

Die Verwaltung der Universität war dem Concilium übertragen, welches aus dem Rector und einigen Assessoren der vier Nationen (s. w. u.) bestand. Die wichtigste Stelle war die des Syndicus, welcher ein Jurist sein mußte, während der Rector und die Assessoren aus den andern Fakultäten genommen werden konnten. Die vier Nationen waren 1) die Meißnische, 2) die Sächsische, 3) die Baierische, 4) die Polnische. Diese Einrichtung bestand unverändert während 100 Jahren, bis der Herzog Georg sechs Collegien bildete: 1) Das große Fürstencollegium, 2) das kleinere Fürstencollegium, 3) das Frauencollegium, 4) das neue Collegium, 5) das Petrinum und 6) das Paulinum. Die Zahl der Professoren war nicht stets dieselbe, sondern wechsel.e oft.

Eine der wichtigsten Schöpfungen für Sachsen (ja man kann sagen für die ganze Menschheit) war die am 18. October 1502 von dem Churfürsten Friedrich dem Weisen nach mühseligen Vorarbeiten endlich ermöglichte Begründung der Universität Wittenberg. Dr. Martin Polichius, Leibarzt des Churfürsten Friedrich, war der Erste, der den Vorschlag machte, in Wittenberg eine Universität zu begründen. Der Cardinal Raymundus (Legatus a latere) gab von Magdeburg aus (2. Febr. und 6. Juli 1502) über die zu errichtende Universität zwei besondere Confirmationen, in Folge deren der Kaiser Maximilian I. von Ulm aus dem Churfürsten sowohl die Bestätigungsurkunde, als das Decret, die gewährten Privilegien betreffend, zusendete. Diese neue Anstalt kam zu immer größerer Blüthe, besonders durch Luther und Melanchthon. Der Tod des Churfürsten war für Wittenberg ein harter Schlag, wie nicht minder der Tod Luther's (18. Febr. 1546). In dem unheilvollen Jahre 1547, als man die Belagerung der Stadt befürchtete, wurden sämmtliche Studenten entlassen (6. Nov.) und die Universität kam dadurch sehr herunter. Moritz nahm sich jedoch derselben mit Liebe an, so daß sie am 16. October 1548 von Neuem eröffnet werden konnte. Kurz vor dem Tode dieses Wohlthäters fing die Pest in Wittenberg zu wüthen an und die Universität wurde einstweilen nach Torgau verlegt. Einen noch freigebigeren Beschützer hatte Wittenberg an dem Churfürsten August, der im Jahre 1564 derselben nicht allein das von Luther's Familie erkaufte Erbgut (das Augustinerkloster) schenkte, in welchem Gebäude der Churfürst mehrere tausend Gulden zum Ausbaue verwendete, sondern ihr auch später auf einmal 45,000 Gulden an Capitalien, zur Verbesserung der Besoldung einiger Professoren, wie nicht minder zur Erhöhung der Stipendien für junge, arme Studenten, überdies 2000 Scheffel Korn zur Communität und noch 1000 Gulden in das Hospital für arme Studenten vermachte, abgesehen von allen andern Wohlthaten, womit August diese Lehranstalt überschüttete.

Wenn auch der Uebergang der Cur von der ernestinischen auf die albertinische Linie ein Grund der Errichtung der Universität Jena gewesen sein mag, in Folge dessen die Söhne des gefangenen Churfürsten Johann Friedrich am 19. März 1548 die Statuten der neuen Lehranstalt bestätigten, so war doch der erste Grundriß zu dieser Universität bereits im Jahre 1535 gemacht, als die Wittenbergische Universität der Pest wegen nach Jena verlegt worden war. Die Einweihung der Universität fand am 2. Februar 1558 statt. Bald nach ihrer Begründung mußte diese Anstalt einen furchtbaren Sturm beschwören, der ihre Grundfeste selbst bedrohte. Die meisten Professoren, durch Aufstellung irriger Grundsätze, brachten die größte Verwirrung in das protestantische Leben und die Sache wurde so schlimm, daß Johann Friedrich der Mittlere, auf das Urtheil mehrer bewährten Männer sich stützend, am 27. März 1559 den Magister Victorinus Strigelius, Professor der Theologie, und den Magister Andreas Hügeln, den Senior der Universität, auf die Leuchtenburg (bei Kahla) bringen ließ, wo sie jedoch nicht lange verweilten, sondern nach gegebener Erklärung nach einigen Monaten freigelassen wurden. Die Nachgiebigkeit des Herzog's führte indessen zu keinem Frieden, weswegen der Fürst im Jahre 1561 sich genöthigt sah, etliche der unruhigen Professoren, unter welchen sich namentlich der orthodoxeste Aller, Matthias Flacius (Illyricus ꝛc.) und Johann Wigandus auszeichneten, ihres Amtes zu entsetzen.*)

A. v. U.

*) Von den zu diesem Aufsatze benutzten zahlreichen Quellen nennen wir z. B.: 1) Chronicon misnicum etc., 2) Erfurthische Chronica 1587, 3) Historie des Churfürstenthums Sachsen ꝛc., 4) Numburgensia etc., 5) Historische Nachrichten des Stifts Naumburg und Zeitz, 6) Annalen der Universität Wittenberg ꝛc. ꝛc.

Das Geschlecht der Edlen von Theler und das Höckendorfer Bergwerk.

Durch eines der schwierigsten und kunstvollsten Bauwerke der neuesten Zeit, durch den Bau der Freiberger Eisenbahn, welche, von Tharand aus beginnend, auf hohen Dämmen und kühn gewölbten Brücken, über Berge, Thäler und Flüsse, durch Wälder und Felder ihre Schienen immer weiter und weiter legt, kein Hemmniß scheuend, durch Granitfelsen sich Bahn bricht und verwirklicht, was vor wenigen Decennien noch unmöglich schien, zeigen sich unsern Blicken im stillen Thal der wilden Weißeritz, drei Jahrhunderte hindurch von verwittertem Gesteine und dichter Holzung verdeckt geblieben, die Bauwerke einer längst vergangenen Zeit, die nun durch Felssprengung und Abräumung der in wilder Unordnung aufgeschichteten Steinmassen als verfallene Schächte, Stolln, Pingen und Halden des einst durch seine reiche Silberausbeute berühmten Bergwerkes der Ritter von Theler auf Höckendorf ꝛc. zu Tage liegen, die Vermuthung der Bergwerkskundigen bestätigend, welch' eine weite Ausdehnung dieses Werk einst gehabt, und welch' unheilvolles Natur-

ereigniß hier mit einem Schlage vernichtet haben muß, was zwei Jahrhunderte hindurch in dieser von allen großen Verkehrsstraßen abgelegenen Gegend ein reges Leben hervorgerufen und seinen Eigenthümern unermeßliche Reichthümer zugeführt hat. —

Noch jetzt leben viele Sagen*) im Munde des sächsischen Volkes von der Macht, dem Stolze, dem Hochmuthe der Ritter von Theler und von den reichen Silberzechen ihrer Bergwerke. Da wir aber vor Allem den Lesern des Sachsengrün erst Das mittheilen wollen, was geschichtlich Wahres über dieses Geschlecht und dessen Besitzthum aus glaubwürdigen Quellen aufzufinden war, so werden wir später auf diese Sagen zurückkommen.

Die Edlen von Theler, deren Mannesstamm im 18. Jahrhundert ausstarb, gehören einem der ältesten sächsischen Adelsgeschlechter an, und nach „König's geneologischen Adelslexicon", Th. III. S. 1107, waren schon im Jahre 1090 die Ritter Conrad, Thielemann und Heinrich von Thelen an fürstlichen Hoflagern hoch angesehen, ein Wenzel von Theler, als guter Scharfrenner berühmt, lebte am Hofe des polnischen Königs Wladislaw II. zu Krakau im Jahre 1137 in hoher Gunst, und ein Conrad von Theler wird wegen seiner heroischen Kriegsthaten als ein Liebling Friedrich des Strengen, Markgrafen von Meißen, genannt, mit welchem er aber später in Streit gelebt haben muß, da nach einer Schrift d. a. 1366 der Kaiser Karl IV. jenen Markgrafen vor sich geladen, um sich wegen einer Klage Theler's gegen denselben zu rechtfertigen. Ferner erzählt Moller in seiner Freiberger Chronik, Th. II. S. 62 flg., daß die Theler ein altes Freiberger Patriziergeschlecht gewesen, und ein Conrad von Theler, dessen Vorfahren oft in der alten Bergstadt ihres Bergbaues wegen verkehrt, im Jahre 1360 ins gelobte Land gezogen, von da im Jahre 1361 glücklich wieder in seine Heimath zurückgekehrt sei, und zum Andenken an diese Reise von der Höckendorfer Kirche bis an den Gottesacker ins Feld hinaus sieben Martersäulen errichtet habe, deren jede eine Bitte des Vaterunsers enthalten und eine von der andern soweit entfernt gestanden, als Christus mit dem Kreuze beladen auf dem Wege nach Golgatha gegangen, ehe er ausgeruht, — welches gerade eine Länge Weges von 1538 Ellen betragen**). Auffallend aber ist, daß König in dem obengedachten Adelslexicon sagt, der Stammbaum dieses Geschlechtes ließe sich in richtiger Ordnung nur von einem Caspar Theler an beginnen und für spätere Jahrhunderte fortführen, doch giebt er weder das Jahr der Geburt noch des Todes desselben an, nennt ihn aber einen churfürstlich sächsischen Amtshauptmann zu Belzig, Rabenstein und Graupen, und als solcher kann er nicht früher als im 15. Jahrhundert gelebt haben. —

Waren aber die Ritter von Theler durch die ihnen schon im 14. Jahrhundert gehörigen Burgen, Edelhöfe und Ortschaften Groß- und Kleindorfhain, Höckendorf, Reschwitz, Niedergersdorf, Potschappel, Reichenbach, Reinsdorf, Ruppersdorf, Somsdorf, Schönwalde, Solschwitz, Streckenwalde, Wohla, Zeschau rc. mächtig genug, so wurden sie dies noch mehr durch den Reichthum ihrer Silberzechen, welche unter dem Namen des Höckendorfer Bergwerkes bekannt, bis zum Jahre 1565 im Besitz dieses Geschlechtes geblieben.

Als Begründer dieses Werkes, welches an Silber und Kupfer so mächtige Ausbeute geliefert, wird obenerwähnter Conrad von Theler genannt, welcher 1330 dasselbe zu bauen angefangen und auch ein sogenanntes Goldbergwerk in der Höckendorfer Haide nahe dem Porlaßer Kirchweg besessen haben soll. Von der Goldausbeute desselben habe dieser Theler den Altarschrank der Höckendorfer Kirche stark vergolden lassen, aber übertrieben sind wohl die in den kirchlichen Nachrichten daselbst enthaltenen Mittheilungen über den Werth dieses Schrankes, auf den wir weiter unten zu sprechen kommen.

Ebenso verhält es sich auch mit den Summen, welche eine ältere Beschreibung des Höckendorfer Bergwerkes hinsichtlich der Ausbeute desselben angiebt, wonach die „edle Crone", die reichste Theler'sche Silbergrube, in einem Quartal 15,000 Gulden an Silber und 18,000 Gulden an Kupfer, ohne das Blei, Ausbeute gegeben, woraus auch noch 20 Mark Gold abgezogen worden seien. Auf dieser Grube, welche aus sechs Zechen zusammengeschlagen und zwar aus der Zeche St. Georg, Crone, schwarze Crone, neue Crone, niedere Crone und Obercrone, sollen über 150 Bergleute angefahren sein, das Goldbergwerk aber, oder die sogenannte güldene Hauptkupfercrone soll im gewöhnlichen Betriebe jedes Quartal 50 Mark Gold, 100 Mark Kupfer und 14 Mark Silber geliefert haben. So unsicher wie diese Angaben, sind auch die Nachrichten über den plötzlichen Untergang dieses Werkes.

Am 25. August des Jahres 1557, den 9. Sonntag nach Trinitatis soll sich ein von Bärwalde kommendes Gewitter mit orkanähnlichem Sturm und Wolkenbruch über dem Thale der wilden Weißeritz entladen haben und durch dasselbe der größte und ergiebigste Theil der Gruben vernichtet worden sein, auch soll durch dieses fürchterliche Unwetter und durch andauernde wolkenbruchähnliche Regengüsse das Bett der Weißeritz nach und nach eine Erhöhung von 11 Fuß erhalten haben. Die Ritter von Theler scheinen eine Wiederherstellung der verschütteten und ersoffenen Gruben bei den damaligen Hülfsmitteln der Bergbaukunst nicht für möglich gehalten zu haben, da die Art des von ihnen getriebenen Bergbaues doch nur ein Raubbau war, und es verkaufte daher im Jahre 1565, also acht Jahre nach jenem, für dieses Bergwerk unheilvollem Naturereigniß, der Ritter Benno von Theler, Höckendorf an den Churfürst August für 25,000 meißnische Gulden; in der darüber ausgestellten Urkunde ist des Bergwerkes selbst nicht ausdrücklich gedacht und der Käufer hat nur des Rechts und der Gerechtigkeit des Bergwerkes darin Erwähnung gethan, „mit den Erbkuxen nach Erzgebirgischen Brauch, wie er dessen berechtigt gewesen, zusammbt allen Buchwerken und Hüttenstatteln"; das Rittergut Höckendorf aber wurde unter Churfürst Christian II. zerschlagen und 4300 meißnische Gulden daraus gelöst.

Wohl sind seit dem Verfall dieses Werkes und selbst schon im 17. Jahrhundert, bis zu welchem einzelne Zechen noch gangbar gewesen sein müssen, von Privatpersonen und ganzen Gesellschaften zu wiederholten Malen Versuche angestellt worden, um die an edlen Erzen einst so reichen Gruben wieder fündig zu machen, allein langjährige Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts und andere den Bergbau in jenen Gegenden gefährdende Ereignisse vereitelten alle derartige Bestrebungen, welche hauptsächlich bis zum Jahre 1817 darauf gerichtet waren, die Gänge der auf dem rechten Weißeritzufer gelegenen reichen Silbergrube „edle Crone" und die angeblich in derselben mit verschütteten Schätze wieder aufzufinden. Dem 19. Jahrhundert aber scheint es zu gelingen, den Weg zu den dort lagernden edlen Erzen mit besserem Erfolge als bisher zu erschließen. Zwei Bergbaugesellschaften streben gegenwärtig mit unermüdlicher Beharrlichkeit dahin, die Auffindung der alten und Aufschließung noch unbekannter Lager edler Erze mit günstigem Erfolg zu bewirken und der Bevölkerung einer Gegend lohnenden Erwerb zu sichern, welcher Jahrhunderte lang die in ihrer Nähe verborgen gelegenen Schätze nutz- und werthlos blieben; es ist dies die Gesellschaft „Edle Crone" auf dem rechten Weißeritzufer, und die Gesellschaft „Unverhofft Glück und Gottes Segen Erbstolln" auf dem linken und rechten Weißeritzufer.

Ueber die bisher gelieferten Resultate des Bergbaubetriebes dieser Gesellschaften werden wir später einen besondern Bericht erstatten, und geben hier noch ein in einer

*) S. Gräße's sächsische Volkssagen S. 189. Desgl. Ziehnert's sächsische Sagen Bd. II. S. 29 flg. und Gartenlaube 1853. S. 125 flg.

**) Von diesen Bet- oder Martersäulen sind noch drei vorhanden, deren erste nahe am neuen Höckendorfer Kirchhofe steht.

älteren Beschreibung aufgefundenes Verzeichniß der Zechen des alten Bergwerkes, woraus zu schließen, welch' weite Ausbreitung dasselbe gehabt, und wie dies neuerdings die verschütteten Gruben ꝛc. bestätigen, die durch den Bau der Tharand-Freiberger Eisenbahn jetzt erst wieder sichtbar werden.

Namen und Reviere derer Zechen,
so die Edlen Ritter von Theler gebauet und wie lange solche in Flor gestanden.

Nr.	Auf Bärwalder Refier.	Namen der Grundstücke, auf welchen die Zechen gebaut waren.	Jahr, bis zu welchem sie in Flor gestanden.
1. Erbstolln.	St. Annen-Zeche.	Auf Richters Grundstück.	1611.
2. Erbstolln.	St. Georgen-Zeche.	„ „ „	1553.
3.	Gottes Gabe.	„ der Gemeinde.	1561.
4.	Grüne Zweig.	„ Heinens.	1561.
5.	Graue Mann.	„ Abraham Hünichs.	1611.
6.	Heilige Dreifaltigkeit.	„ George Hünichs u. Löwenthal.	1563.
7.	Hülfe Gottes I.	„ Martin Jackermanns.	1580.
8.	Jacob.	„ Hünichs.	1509.
9.	Kupfergrube.	„ Greger Hünichs.	1553.
10.	Löwenberg.	„ Peter Fischer in der Mühle.	1621.
11.	Namen Gottes.	„ Richters.	1553.
12.	Reiche Kieszeche.	„ der Gemeinde.	1554.
13.	Glückseeliges Neu-Jahr.	„ Martin Jackermanns.	1587.
14.	Bescheerung Gottes.	„ Paul Müllers a. d. Weiseritz.	1561.
15.	Rauten-Cranz.	„ Peter Lehsens.	1611.
16. Erbstolln.	Hoffnung Gottes.	„ Gregor Hünichs.	1539.
17.	Kies-Zeche.	„ „ „	1561.
18.	Kühnels Lehn.	„ Paul Müllers.	1516.
19.	Löwenthal.	„ der Gemeinde.	1582.
20.	Hülfe Gottes II.	Bei der Thalmühle.	1566.
21.	Peter Paul.	„ „ „	1580.
22.	Rehbaum.	Unter derselben.	1566.
23.	Haus Oestreich.	Auf Niclas Köhlers an der Mühle.	1621.

Nr.	Auf Höckendorfer Refier. Thelerberg.	Namen der Grundstücke, auf welchen die Zechen gebaut waren.	Jahr, bis zu welchem sie in Flor gestanden.
1. Erbstolln.	Crone.	An dem Berge.	1557.
2.	St. Christoph.	An der Pochstätte allda.	1570.
3.	St. George I.	An dem Berge.	1561.
4.	St. Johannis.	Auf Christ. Fischers, am Berge.	1559.
5.	Graue Mann.		1595.
6.	Güldne Creuz.		1597.
7.	Römische Reich.	An und auf dem Berge.	1602.
8.	Donath.		1536.
9.	Himmels Heer.		1531.
10.	St. Sebastian.		1560.
11.	Gottes Gabe I.	Auf Churfürstl. Grunde.	1561.
12.	Hülfe Gottes I.		1557.
13.	Johannes.		1553.
14.	Gottes Gabe II.	„ dem Pfarrgute.	1583.
15.	Gottes gnädger Wille.	„ Hans Wunderwalds.	1621.
16.	Hülfe Gottes II.	„ dem Pfarrguthe.	1590.
17.	St. Michael.	„ Jacob Klemms.	1596.
18.	St. George II.	Der Schmelzhütte gegenüber.	1596.
19.	Tanne.	An der Bretmühle.	1586.
20.	Wunderbare Güte Gottes.	Auf Michael Hebers.	1525.
21.	Birnbaum.	„ Clemens Nitzschens an der Höckenbach.	1553.
22.	St. Nicolaus.	An der Weiseritz obigem Wehr.	1553.
23.	Heilige drei Könige.	An der Weiseritz obigem Wehr.	1595.
24.	Gerechtigkeit Gottes.	Auf Andreas Richters.	1631.
25.	Grüne Tanne.	„ „	1568.
26.	Gottes Segen.	Jac. Clemens über der Bretmühle.	1592.

Näheres über die Höckendorfer Gruben selbst findet man in „Charpentier's mineralogischer Geographie der chursächsischen Lande, Leipzig 1787", S. 141, und in „Klotzsch's Ursprung der Bergwerke Sachsens", S. 125.

Wir wenden uns nun der Kirche von Höckendorf zu, welche in Folge der in den Jahren 1664 und 1825 mit derselben vorgenommenen Renovationen nichts mehr von alterthümlichem Interesse in ihrer äußeren Form bietet, aber einen neuen schönen geräumigen Friedhof besitzt, welcher oberhalb des alten an der Straße nach Obercunnersdorf zu liegt. Berühmt ist der kunstvoll gearbeitete Altarschrank dieser Kirche, dessen Schnitzwerk in Wien gefertigt und dessen Vergoldung, wie schon oben erwähnt, aus dem 14. Jahrhundert herrührt, und auch jetzt noch gut erhalten ist. Das Hauptstück des Altarschrankes bilden fünf Figuren: Maria in der Mitte, rechts derselben Maria Magdalena und Petrus, links Johannes und Paulus, das Innere des Schrankflügels links stellt die Verkündigung und Heimsuchung Maria's, das Innere des Flügels rechts die Anbetung des Christkindes durch die heiligen drei Könige und die Beschneidung dar. Unter dem Mittelstück befindet sich Christi Geburt und Grablegung, in der Mitte zwischen beiden die Auferstehung. Ueber dem Mittelstück ist eine von Engeln getragene und in ein Thierfell eingehüllte egyptische Maria*) dargestellt, ihr rechts der heilige Georg, links der heilige Christophorus, beide etwas stark von Staub und Schmutz gebräunt, während das Aeußere der Flügelthüren die Leidensgeschichte Jesu zeigt. Hinter dem Altar sind zwei werthlose Gemälde angebracht, Deborah, nebst König David und die heilige Cäcilie. Das Schnitzwerk gilt als ein Meisterstück altdeutscher Kunst und die Farben der Gemälde haben sich sehr gut gehalten. Von den beiden in dem Schiffe der Kirche befindlichen Bildnissen stellt das eine derselben den im Jahre 1641 daselbst verstorbenen Pastor M. Wagner dar. Das andere ist das Bild des nun ebenfalls verstorbenen Pastor Junghänel, welches die Kirchfahrt zu Höckendorf zu dessen 50jährigem Amtsjubiläum anfertigen ließ.

Hierbei glauben wir auf Etwas aufmerksam machen zu müssen, was einer Untersuchung im Innern dieser Kirche werth wäre. Unter dem Altar derselben befinden sich die Erbbegräbnisse der Ritter von Theler, und die grüne Moderfärbung der Steinplatten links des Altars scheint die Feuchtigkeit der darunter befindlichen Grüfte zu bezeugen. Diese zu untersuchen würde keinen bedeutenden Kostenaufwand verursachen, obgleich die Kirchenvorstände des Geldpunktes wegen bisher stets gegen eine Oeffnung derselben gewesen, so oft auch der frühere Geistliche zu Höckendorf, Pastor Crasselt, welcher sich um seine Kirchfahrt viele Verdienste erworben und jetzt als Emeritus in Potschappel lebt, dies mehrfach beantragte. Von diesem würdigen Manne haben wir folgende Mittheilung erhalten:

Eine arme hülflose Somnambule, welche bei demselben im Höckendorfer Pfarrhause längere Zeit Aufnahme gefunden, war in der Nähe des Altars jedesmal von einer fieberhaften Unruhe ergriffen worden und hatte dann erklärt, daß sie hier nicht bleiben könne, da unter ihren Füßen Metall vorhanden sein müsse. Leicht möglich daß, wenn auch nicht, wie die Sage geht, die Edlen von Theler in diesen Grüften in silbernen Särgen ruhen, da unten doch, abgesehen vom Metallwerthe, noch manche nicht unwichtige historische Gegenstände zu finden sein dürften, welche wohl einer Untersuchung lohnten, — und dieser Untersuchung würde sich auch der gegenwärtige allgemein geachtete Geistliche zu Höckendorf, Pastor Wagner, bereitwillig mit unterziehen.

Von den in der Kirche befindlichen Grabdenkmälern der Ritter von Theler und deren Frauen verdient vorzugsweise

*) Die von der occidentalischen Kirche verehrte „Maria egyptiaca."

das hier mit aufgenommene Denkmal des Ritters Conrad von Theler Erwähnung, welcher 1330 das Bergwerk Höckendorf gegründet und 1360 ins gelobte Land gezogen und nach seiner Heimkehr die schon oben erwähnten Martersäulen errichtete.

Von ihm geht die Sage, er habe diese Reise nur gethan, um einen Mord zu büßen, den er an seinem Hauspfaffen begangen, welchen er hinter der Sacristei erstochen, da dieser ihn von der Kanzel herab verflucht, weil er denselben nicht genug an Gold und Silber für sich und die Heiligen gegeben. Die Höckendorfer Kirchennachrichten vom Jahre 1846 bringen hierüber, angeblich aus einer Urkunde *), dieses Ritters eigne Worte:

„Was ich mitgebracht hatte, das wollte der Pfaffe hineinschlucken, welches mir aber nicht anstund; weil nun das Verfluchen auf der Cancel auf mich losging und er mich so sehr verfluchte, sagte ich zu ihm: was habt ihr mich und mein Haus zu verfluchen, da Christus ja auch für mich gestorben und wieder auferwecket von den Toden, zu sitzen zu der Rechten Hand Gottes und vertritt uns.



Es war der Sonntag, an welchem das Evangelium: Jesus trieb die Teufel aus: Luc. am II. (am Sonntage Oculi) gepredigt wurde, Anno 1332, als ich den Pfaffen erstach und sogleich nach Jerusalem reiste, wo ich die heilge Stätte abmas, und als ich wieder nach Hause kam, ließ ich vom Dorfe Cunnersdorf an steinerne Capelln setzen, welche soviel auseinanderstanden, als unser Heiland mit dem schweren Kreuze gegangen ist, ehe er ruhete, in jeder Capell stehen die sieben Buchstaben christus, welches Alles in unserm Herrn Jesu zu einem Gelübde gethan habe. Ich Cunrad Theler habe auch den 5. Juny 1334 den hohen Altar zu Höckendorf zu bauen angefangen, welcher den 6. October 1337 fertig worden ist, das Schnitzwerk ist aus Wien kommen und kostet 5000 Thaler und das Gold mit Vorhängen 24,000 Thaler, und den 3. November ist selbiger durch einen Cardinal aus Rom geweihet worden."

Die Glaubwürdigkeit der in diesen Kirchennachrichten angezogenen Urkunde dürfte jedoch zu bezweifeln sein, denn weder Moller in seiner 1653 erschienenen Freiberger Chronik, Th. II. S. 62, noch König in seinem Adelslexicon, Th. III. S. 1107, welche beide die Reise Conrad Thelers nach Jerusalem mittheilen, erwähnen etwas von diesem Priestermorde, sondern es heißt auch noch in gedachtem Lexicon:

„Dieser Edle Ritter ist gewesen gegen die höchsten gottesfürchtig, in seinem Gebete andächtig, im Glauben beständig und **gegen die Kirche ehrerbietig** rc.",

was man doch wohl nicht geschrieben haben würde, wenn man einen geschichtlichen Nachweis hinsichtlich des Verbrechens desselben gehabt; eher aber ist anzunehmen, daß die knieende Stellung dieses Ritters — wie man dies häufig auf den Grabsteinen aus jener Zeit findet — für die eines Büßenden gehalten worden ist, und daher die Sage entstanden, daß er seinen Burgpfaffen erstochen und zur Buße dieser Blutthat nach Jerusalem gewandert sei.

Ebenso scheint es sich auch mit der allgemein verbreiteten Sage zu verhalten, daß die Ritter von Theler, durch ihren fürstlichen Reichthum hochmüthig und eitel geworden, die Hufe ihrer Rosse mit Silber hätten beschlagen lassen, und wenn ein solcher Hufschlag verloren gegangen sei, so habe ihn Niemand von ihren Unterthanen aufheben dürfen, damit man habe sehen sollen, wo die Herren von Theler geritten.

Ueber die Vernichtung des Bergwerkes aber lebt in verschiedenen Dichtungen die Sage, daß den 25. August 1557, am 9. Sonntage nach Trinitatis, der Ritter Conrad von Theler auf Höckendorf rc. in seiner Silbergrube zur edlen Crone dem mit ihm befreundeten Adel der Umgegend ein großes Gastmahl gegeben und um in seinem Hochmuthe es dem Herzoge Albrecht in der St. Georgengrube zu Schneeberg gleich zu thun und mit seinem Reichthume dabei zu prunken, habe die Knapp-

*) Diese angebliche Urkunde ist jedenfalls die mehrerwähnte ältere Beschreibung des Bergwerkes von Höckendorf, welche sich im Besitze des Vorstandes der Bergbaugesellschaft „Unverhofft Glück" befindet. Aus dieser Beschreibung, auf welche sich auch die im Jahre 1768 erschienene Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, Th. II. S. 45, beziehen, sind wahrscheinlich alle jene Sagen von Conrad Theler's Mordthat und dem tragischen Ende des prunkvollen Gastmahls in der Grube zur „Edlen Crone" hervorgegangen, und es scheint dieselbe mit den sehr oberflächlichen Grubenrissen, die wohl auch nur dem Verfertiger verständlich gewesen sind, verfaßt worden zu sein, um eine zusammengetretene Gesellschaft zu veranlassen, die Grube zur „Edlen Crone" von Neuem wieder gangbar zu machen.

Auch erzählt in derselben der Compaßführer (Markscheider) aus jener Zeit, welcher Augenzeuge dieses Grubenunterganges gewesen sein will:

„Wie wir nun solches sahen, daß es mit uns verloren sein möchte, da rissen wir zu den Tageschachten hinaus, wie wir wußten und konnten, denn das Wasser kam uns hauffen- und stromweise entgegen, daß wir nur mit dem Leben davon kamen; der liebe Gott half uns auch glücklich hinaus."

und schließt mit den Worten:

„So bitte ich denn, Lasset es doch nicht liegen (den Schatz in der „Edlen Crone"), sondern suchet es wieder auf, es wird Euch gewiß nicht gereuen."

Diese Beschreibung nebst Rissen rc. soll in einem alten Hause zu Perlaß, welches Georg Mosig gehört und Georg Wolff gekauft hat, beim Umbau in einem Balken wohl verspündet und verwahrt, den 8. Februar 1738 aufgefunden worden sein, die Grubenrisse aber soll der Bergschreiber und Compaßführer des Edlen Wolf Conrad von Theler, Erblehns- und Gerichtsherr auf Potschappel und Neschwitz, einem Hans Mosig und Martin Pietzsch, welche beide gegen 300 Thaler auf der „Edlen Crone" verbaut, verfertigt haben.

schaft Tafel und Sitze aus den schönsten edlen Erzen hauen müssen. Von dem Stollnmundloche aus, vor welchem man die Küche errichtet, seien die Speisen auf silbernen Schüsseln in die Grube getragen worden, und die Aufwartung von den Bergleuten der edlen Crone und anderer Werke geschehen. Bei diesem Banket habe ein ganzes Chor Musikanten aufgespielt und der Ueberschuß der Grube, 35,000 Thaler in Silber, sei auf der Gasttafel zur Schau aufgestellt gewesen.

„Als nun (so steht in der mehrerwähnten älteren Beschreibung des Bergwerkes Höckendorf) die Herren sich wohl bezecht und arg besoffen, da sei ein sehr schweres Gewitter von Frauenstein herunter nach Bärwalde gezogen ꝛc., welches denn die aufwartenden Bergleute gesehen, und es den Schmaußenden in der Grube vermeldet, auch erinnert auszufahren, weil man nicht wissen könne, was der große Gott etwa verhängen möchte, haben darauf einige von den Sauf- und Freßbrüdern gottloser und freventlicher Weise geantwortet:

„„Sie wären in der Grube sicher genug, es möchte Draußen zugehen wie es wollte.““

Da denn sogleich im Moment ein schrecklicher Wollenbruch vor Bärwalde hernieder gefallen, auch ein rechtes Erdbeben erfolget, und die Weißeritz in einem Nu so plötzlich aufgeschwellet, daß das Wasser das Stollnmundloch gleich erreichet, und darinnen hinuntergelaufen, so viel nur hinein gekonnt. Was nun im Abteufen auf Arbeit gelegen, ist sogleich umgekommen, die aber oben auf dem Stolln bei der Fresserei gewesen, sind zu den Tageschachten hinausgefahren, da sind faßt alle beschädigt worden, weil von der grausamen Erschütterung die Tonnenbretter und ganze Zimmerung in den Schachten ab- und losgeworden und den Auffahrenden entgegengekommen, und dieß ohne großen Schaden nicht abgegangen.

So sind denn in wenigen Minuten die sonst im ganzen Lande so sehr berühmten Bergwerke zu Grunde gegangen. Das Silber, das ganze Silberservice, die Musick liegt bis diese Stunde sammt allen verunglückten Menschen in der Grube."

In einem später herausgekommenen Tractätchen, welches ein Amtmann Zech in Dippoldiswalda besessen haben soll (wahrscheinlich im 18. Jahrhundert), wird gemeldet, daß nur 9 Personen mit verstürzt sein sollen.

Aber auch dies ist nur Sage, denn die zuverlässigsten sächsischen Geschichtsschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts erwähnen da, wo sie von dem Geschlechte der Theler und deren Bergwerken berichten, nichts von diesem Gastmahle und dessen tragischem Ende, und sicher hätte man dies wichtige unheilvolle Ereigniß nicht unberührt gelassen, wenn nur irgend etwas Geschichtliches näher darüber zu finden gewesen, und es bleibt daher — wie schon erwähnt — die Vernichtung dieses Bergwerkes durch ein furchtbares mit Wolkenbruch verbundenes Unwetter, welches einst das ganze Thal der wilden Weißeritz verheert hat, das Glaubwürdigste, was hierüber festgehalten werden kann.

Nebst der Kirche zu Höckendorf findet man auch noch in der Kirche zu Reschwitz Grabdenkmäler der Edlen von Theler, denn Reschwitz war der Rittersitz, auf welchem sie im Mannesstamme ausstarben.

Ed. G.

Querfurt.

Die Stadt Querfurt, der Mittelpunkt eines Landkreises im königl. preuß. Herzogthume Sachsen, gehört zu den ältesten Städten des alten, im Jahre 524 zwischen Franken und Sachsen getheilten Thüringerreiches. Querfurt wurde seitdem der Sitz eines Dynastengeschlechtes sächsischer Herkunft, das erst im Jahre 1495 mit Bruno XI. ausstarb, der den Tod seines Sohnes und Enkels erlebt hatte. Zu dieser Herrschaft gehörten Stadt und Schloß Querfurt und die Dorfschaften Ober- und Nieder-Farnstedt, Gatterstedt, Lodersleben, Leimbach, Göritz, Barnstedt, Göhrendorf, Obhausen, Weidenbach, Kuckenburg und Döcklitz, nebst den innerhalb und zwischen denselben gelegenen Fluren, Mühlen und Gehölzen. Im Jahre 1134 wurde Conrad, edler Herr zu Querfurt, zum Erzbischof von Magdeburg erwählt. Allgemach wurde das Gebiet dieser Dynasten durch Ankauf wesentlich vermehrt, und ihr Ansehen stieg dadurch so, daß Balthasar, Landgraf von Thüringen und Markgraf zu Meißen, im Jahre 1383 ein Bündniß mit Gebhard, edlen Herrn von Querfurt, und dessen Sohn Bruno abschloß.

Nach Bruno XI. Tode wurde die Herrschaft Querfurt zwischen dem Erzstift Magdeburg und Herzog Albrecht zu Sachsen so getheilt, daß die Stadt dieses Namens ans Erzstift fiel; der Prager Frieden (1635) brachte aber die Herrschaften Querfurt mit Aemtern und Städten Jüterbogk, Dahme und Burg ganz an das Churhaus Sachsen, bei dem sie bis zum Jahre 1815 verblieben.

Die Stadt Querfurt, von der wir nach Merian's Topographie von Obersachsen eine Abbildung geben, die ums Jahr 1640 aufgenommen ist, hatte über 400 Häuser und über 2000 Bewohner. Die Stadt war wohl befestigt und mit Gräben, Mauern und Thürmen reichlich versehen. Das Schloß war sehr stattlich. Bruno, der Letzte des Hauses, hatte in den Jahren 1461 bis 1479 die Befestigung erneuert und vollendet. Nach der Feldseite war das Schloß durch einen tiefen, in den Felsen gehauenen Graben, nach der Stadt mit einer hohen Mauer umgeben. Es hatte drei massive, 6 bis 8 Ellen dicke Basteien. Die eine derselben, der dicke Heinrich, war der stärkste aller alten Wartthürme in Sachsen; die Mauern, von mehr als 8 Ellen Dicke, reichten 20 Ellen tief in die Erde hinab. In der Schloßkirche befand sich ein Gemälde von Lucas Cranach. Die innere Stadt hatte zwei, die Vorstadt vier Thore. Die Stadtkirche hatte zwei stattliche Thürme, deren einen aber im Jahre 1643 der schwedische General Königsmark abtragen ließ, weil er den Festungswerken des Schlosses nachtheilig war. In der Stadt war noch ein Carmeliterkloster, das aber im Jahre 1619 mit seiner stattlichen Kirche abbrannte.

Die Annalen der Stadt melden, daß Kaiser Rudolph von Habsburg, als er im Jahre 1289 einen Reichstag in Erfurt gehalten, bei Gebhard VIII. zu Querfurt übernachtet habe, daß 1525 die Querfurter nach Allstedt zogen, um Thomas Münzern zu hören, daß die Obrigkeit jedoch Störungen der Ordnung verhinderte. In den Jahren 1596 und 1597 starben über 1100 Menschen an der Pest, 1610 aber 777 und 1611 242 Personen. In den Jahren 1621, 1635 und 1678 erlitt die Stadt große Feuersbrünste; durch die beiden letzten wurde fast die ganze Stadt zerstört.

Am 29. October 1625 rückte das kaiserliche Infanterieregiment Wratislaw, 3000 Mann stark, in die Stadt ein und lag drei Wochen hier. Am 25. Januar 1626 kam das kaiserliche Regiment Tiefenbach, 3500 Mann stark, in die Stadt, und da alle Vorräthe aufgezehrt waren, zerschlugen die Soldaten, was sie in den Häusern fanden, schnitten das Getreide, ehe es gereift war, und als sie am 15. Juli abzogen, war weder Bier noch Brot in der Stadt zu haben. Schon am 2. August desselben Jahres rückte Oberst Götz mit einem Infanterieregimente ein. Die Stadt mußte 350 Scheffel Korn schaffen, auch Geld zahlen. Nachdem der



W. Türk Verlag Dresden.

Dr. v. Rau & Sohn

Querfurt im Jahre 1650.

Wohlstand der armen Stadt vollständig zerstört war, zog Oberst Götz am 26. December 1626 ab. Dazu hatte im Laufe des Jahres die Pest 1200 Menschen das Leben geraubt. Nach der Schlacht bei Leipzig passirte die ganze schwedische Armee auf dem Marsche nach Erfurt am 17. September 1632 die Gegend von Querfurt und rastete zwei Nächte. Alles Sommerkorn wurde verfüttert und in den Dörfern die meisten Häuser geplündert. In der Stadt fehlten abermals Brot und Bier. Der König von Schweden, Gustav Adolf, hatte sein Hauptquartier in der Stadt und wohnte in der Klostergasse. Beim Abschied nahm er eine an seiner Halskette hängende Schaumünze und schenkte sie seinem Wirthe zum Andenken. Das Stück soll sich noch 1817 in dem Schomburgischen Familienbesitze gefunden haben. Die Schweden blieben bis zum 24. October 1632 in der Stadt, wurden aber dann von dem Pappenheim'schen Armeecorps vertrieben. Nach der Schlacht von Lützen (6. Nov. 1632) kamen die Schweden wieder und machten die kaiserliche Besatzung mit dem Hauptmann Villari zu Kriegsgefangenen. Am 5. December 1632 kam die Wittwe Gustav Adolf's in Querfurt mit großem Gefolge an und ging nächsten Tages nach Halle. Zwei Tage darauf, 8. December, wurde die Herrschaft Querfurt dem Grafen Christoph von Brandstein mit allen Gerechtsamen von der Krone Schweden übergeben. Sie blieb in seinem Besitz, bis sie durch den Prager Frieden an Chursachsen kam. Am 21. September 1635 räumte der Graf die Herrschaft, nahm aber alles Zug- und Zuchtvieh und was sonst wegzubringen war, mit fort, so daß die herrschaftliche Verwaltung bei der Winterernte in die größten Verlegenheiten gerieth. Am 5. November 1635 nahm der churfürstlich sächsische Commissarius die Huldigung ein.

Von nun an hatten Sachsen und Schweden abwechselnd Stadt und Schloß Querfurt inne. Den 19. Januar 1640 nahmen es die Schweden durch Accord ein, den 12. Mai 1641 eroberten es die Sachsen, den 15. November 1642 legte sich General Königsmark vor das Schloß und am 12. December accordirte die sächsische Besatzung und zog dann mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr ab. Seitdem hatten die Schweden Stadt und Schloß bis zum 5. Juli 1650 im Besitz und es wurde während dieser Zeit das Schloß immer mehr befestigt und alle hinderlichen Gebäude der Umgegend demolirt, der Wohlstand Querfurts aber durch den dreißigjährigen Krieg im Tiefsten erschüttert.

Am 18. October 1698 nahm Herzog Johann Georg von Sachsen-Weißenfels die Huldigung in Person ein. Es waren ruhigere Zeiten eingetreten und bei dem Einfalle des Schwedenkönigs Karl XII. im Jahre 1706 wurde das Gebiet für neutral erklärt.

Desto härter wurde Stadt und Herrschaft Querfurt durch den siebenjährigen Krieg betroffen; 1761 mußte die Stadt 11,000 Thlr. Brandschatzung und 1762 gar 29,030 Thlr. geben, die mit größter Strenge eingetrieben wurden.

Die Jahre 1763 bis 1806 verflossen wiederum in größter Ruhe und die großen Brände der Jahre 1783 und 1787, die jedesmal 80 Häuser, ohne Scheunen und Ställe, vernichteten, dienten nur zur Verschönerung der Stadt. In der Nacht vom 16. zum 17. October 1806 rückte das ganze Armeecorps des Prinzen von Pontecervo in Querfurt ein und es begann die Stadt von nun an das Loos ihrer Nachbarstädte zu theilen, das sie am 15. Mai 1815 der Krone Preußen zuführte.

Wir entnahmen diese Skizze den trefflichen Memorabilien der Stadt Querfurt, die im Jahre 1818 der Querfurter Rathssyndicus Johann Samuel Liebert dem Druck übergab.

In der Stadt Querfurt hat sich bis auf das heutige Jahr ein uraltes Fest erhalten. Es wird nämlich alljährlich Mittwochs nach Pfingsten auf der sogenannten Eselswiese ein Markt abgehalten, der für Querfurt dieselbe Bedeutung hat, wie für Dresden die weltberühmte Vogelwiese. Es werden Buden mit Eß- und anderen Waaren, Schaustellungen, Sehenswürdigkeiten aller Art, Caroussels, Seiltänzer- und Bereiterbuden u. s. w. errichtet, aus der ganzen Umgegend strömen Schaulustige und fröhliche Leute zusammen, und zur Ergötzlichkeit der Jugend bringen die Töpfer ganze Ladungen von thönernen, grün- oder braunglasirten Reitern auf Eseln herbei, an welchen letzteren hinten das Mundstück einer Pfeife angebracht ist und an die sich folgende Sage anlehnt.

„Als Bruno III., Bruno Apostolus genannt, edler Herr von Querfurt, seine zweite Bekehrungsreise nach dem heidnischen Preußenlande antrat, wurde auf dieser Wiese sein Esel so stätig, daß er absteigen mußte. Man deutete dieß auf einen unglücklichen Ausgang des Unternehmens, und Bruno's Freunde suchten ihn von seinem Entschlusse zu Ausführung der Reise abzuhalten. Bruno aber ließ sich nicht abhalten, zog nach Osten und wurde im Jahre 1008 wirklich von den heidnischen Preußen erschlagen."

Seine Brüder errichteten nun zu seinem Andenken eine Kapelle auf dem Orte, wo der Esel das böse Anzeichen gab. In der Kapelle wurden die Reliquien des Märtyrers aufbewahrt, die durch ihre Wunderwirkungen den Zulauf zahlreicher Gläubigen und Hülfesuchenden veranlaßten. Allgemach entstand daraus der alljährlich wiederkehrende Wiesenmarkt. Die Kapelle wurde von den Herzögen von Sachsen-Weißenfels in ein Absteigequartier (Wiesenhaus) verwandelt. Bis zum Jahre 1788 war mit diesem Wiesenmarkte eine eigenthümliche Rechtspflege verbunden, die in Hinsicht auf Strenge und Schnelligkeit dem Wechselrechte gleichkam. Hier galt keine Rechtsausnahme, keine Ausflucht des Gerichtsstandes. Wer Forderungen an einen Marktgast hatte, ließ es im Amte registriren, worauf der Beklagte, war er geringen Standes, vom Landknechte, war er vornehmen, vom Amtsactuar geholt wurde. Nach Eröffnung der Klage blieb ihm die Wahl zwischen Eingeständniß oder Abschwörung. Bei Ausnahmen, die er nicht gleich beweisen konnte, mußte er sich ganz dem Gewissen des Klägers überlassen. Gestand er die Schuld, so mußte er gleich zahlen, oder so lange im Gefängniß bleiben, bis er Rath schaffte.

Vor mir liegt ein altes Büchlein: Die Querfurthische Esels-Wiese und Markt nach dem Ursprung beschrieben, zum andernmahl vermehrt und verbessert von M. D. S. B. (Büttner). Gedruckt zu Eißleben Bey Johann Dietzeln. Im Jahr 1698. 29 Seiten 12°. G. Kl.

Der Judenkopf als Helmbild des Meißner Markgrafen-Wappens
und der dumme Junge von Meißen im Sprichworte.

Der dumme Junge von Meißen, von welchem das wirkliche Urbild verloren gegangen, und mit dessen späteren Stellvertretern man sich begnügen mußte, ist, ohne daß ein Historiker oder Topograph sich unsers Wissens mit ihm befreundete, oder ein Alterthumsforscher früherer Zeit seine Entstehung zu erforschen gesucht hätte, zum allgemeinen deutschen Sprichworte geworden; er hatte sogar die Ehre, von den Handwerksburschen in ihre Wandergeographie aufgenommen zu werden, und man denkt sich in ganz Deutschland bei diesem Ausdrucke so zu sagen die Quintessenz aller Dummheit.

Das Volk, das nie verlegen zu sein pflegt, sobald es

gilt, sich eine Erklärung von den ihm unbekannten Gegenständen, namentlich alterthümlichen Bildwerken, zu verschaffen, hatte sich, nachdem die Erinnerung an das Urbild des Sprichwortes vom Meißner dummen Jungen bei ihm erloschen war, mancherlei unter dieser weit berufenen Persönlichkeit gedacht.

So bezeichnete man vor mehr als 50 Jahren ein altes Gemälde in einem der Meißner Gasthäuser als das Bildniß des dummen Jungen. Ob das Gemälde, welches, wenn wir nicht irren, einen widerlich grinsenden jungen Mann darstellte, noch vorhanden ist, wissen wir freilich nicht. — Ebenso bezeichnete man seit etwa 1750 in der Porzellanfabrik eine in einem sonst völlig leeren Zimmer aufgestellte komische Figur, dergleichen viele zur Zeit der beiden Auguste als belustigende Carricaturen für Tafelaufsätze in derselben geschaffen wurden, als den dummen Jungen von Meißen. — Gräße erzählt, daß diese Figur einen 12- bis 14jährigen Knaben in natürlicher Größe dargestellt, und die Eintrittsdiele zum Zimmer mittels Federdruck mit der Figur in mechanischer Verbindung gestanden habe, so daß dieselbe, bei der Annäherung von Besuchern, die Zunge zum Munde herausgesteckt hätte.

Allein alle diese blosen Surrogate für den Meißner dummen Jungen sind doch unstreitig weit jünger, als das in aller Munde seit Jahrhunderten schweifende Sprichwort von demselben. Aber doch gewiß noch älter als dieses ist, als ein Gerichtsbarkeitszeichen, das alte markgräfliche Wappen mit dem sogenannten „Judenkopfe“ am ehemaligen Brückenthore, sowie am Gewandhause und an einigen alten Gebäuden der Stadt und des Schloßberges, wovon noch mehrere derselben wohlerhalten sind.

Das Wappen der Markgrafen von Meißen, ein schwarzer Löwe im goldenen Felde, hatte seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den sogenannten „Judenkopf“ als Helmschmuck, und dieses Wappenschild nebst Helmkleinod oder Zimier ist ebenfalls im dritten Decennium des 15. Jahrh. in das herzoglich und churfürstlich sächsische Gesammtwappen übergegangen. In dem Blason desselben steht es mit dem thüringschen Wappenbilde nebst Helmkleinode in heraldischer Correspondenz. Während nämlich das seit 1422 hinzugekommene Schild mit den irrthümlich sogenannten Churschwertern, den eigentlichen Zeichen der Erzmarschallswürde, als Herzschild oder als Mittelfeld der oberen oder mittleren Blasonreihe diente, und das dazu gehörige Helmkleinod mit dem des





Herzogthums Sachsen vereint den Schmuck des mittleren Helmes bildete, stand auf dem rechten Helme das Zimier Thüringens, die Hiefhörner mit den Schillerbaumzweigen, und auf dem linken Helme das neue Meißner Zimier, der „Judenkopf“, eine wachsende menschliche Figur mit spitzem, vollem Barte und dem kegelförmigen Judenhute nebst gipfelndem Pfauenwedel, oder der sogenannten Flamme, welche Gestalt leider alle mit der mittelalterlichen Heraldik unbekannte Geschichtsschreiber gewöhnlich für ein Narrenbild anzusehen beliebten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eine Verordnung, die Pfarrhäuser betreffend.

Der höchste Befehl vom 9. November 1646 (Cod. Aug. T. II. 1437.) enthält die beständige Fundation des Tischtrunkes der Geistlichen; wie viel Faß Bier nämlich einem Jedem derselben jährlich steuerfrei passiret werden sollten. Als eine specielle Verordnung stehet in diesem Befehle wörtlich:

> Auf den Pfarrhäusern soll jedoch nicht geschenkt, noch Zeichen ausgesteckt und Gäste gesetzt werden.

3.

Ein fürstlich Wort.

Als im Jahre 1683 die Churfürsten in Frankfurt auf dem Römer beisammen waren, wollte der Churfürst Maximilian von Cöln, aus Heiligkeit oder aus Mißtrauen gegen seine sinnliche Schwäche, nicht eher in den Saal gehen, bis die nackten Statuen bedeckt wären. Dies geschah. Kaum aber hatte dieser bedenkliche Herr Platz genommen, als Johann Georg III. von Sachsen befahl, die Bilder wieder abzudecken mit den Worten: „Dem Reinen ist Alles rein.“

3.

Ein Rappo des 18. Jahrhunderts.

Im Jahre 1717 besuchte ein starker Mann die Ostermesse in Leipzig. Er nannte sich Johann Carl von Eckenberg aus Harzgerode, hob eine Kanone von 25 Centnern, auf der noch ein Tambour saß, in die Höhe, 3 Pferde brachten ihn nicht von der Stelle, einen fingerdicken Nagel drehte er wie eine Schraube, und zwei starke Männer konnten ihm nicht einen Stock aus dem Munde ziehen.

3.

Sprechsaal.

Freiberg, den 17. Sept. 1860. Der Freiberger Alterthumsverein und die von ihm unternommene Sammlung vaterländischer Alterthümer hat sich in neuester Zeit sowohl durch fortwährende reichliche Eingänge, als auch insbesondere dadurch eines wesentlichen Fortschrittes zu erfreuen gehabt, daß ihm jetzt in dankenswerthester Weise durch Beschluß des Stadtrathes und der Stadtverordnetenschaft das zur Aufstellung dieser Sammlung besonders geeignete alterthümliche Local in der ersten Etage des Kaufhauses, die sogenannte Kastenstube, überlassen worden ist. Es wird hierdurch die schon bei Bildung des genannten Vereins gefaßte Idee, in Freiberg ein städtisches Museum zu begründen, ausführbar. Obgleich nun eine hierzu erforderliche entsprechende Einrichtung dieses Locals längere Zeit beanspruchen dürfte, während welcher auch noch manche zum Theil schon angemeldete Eingänge für die Sammlung erfolgen werden, so wird doch die Eröffnung des Freiberger Museums vielleicht schon zu Anfang des kommenden Winters stattfinden können.

Alle für das „Sachsengrün“ bestimmte **Beiträge** bitten wir an die **Buchhandlung von Woldemar Türk in Dresden** einzusenden.

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographien: Friedrich der Weise und Querfurt im Jahre 1650. ☜

Donnerstag, den 1. November.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Kurze Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues.

Erster Abschnitt.

Der mächtige Aufschwung, welchen in den letzten Jahrzehnten der Zwickauer Steinkohlenbau genommen, und die gewissermaßen europäische Bedeutung, welche dieser wichtige Zweig der sächsischen Industrie besonders seit Eröffnung der westlichen Staatseisenbahnen gewonnen hat, dürften es wohl rechtfertigen, wenn wir den Lesern dieser Blätter eine aus den besten Quellen geschöpfte historische Skizze desselben vorführen.

Wenn wir den Zwickauer Steinkohlenbau für den ältesten in Deutschland ansehen, so werden wir uns nicht leicht irren, indem die Sage seinen Ursprung bis in die Zeiten der gewerbfleißigen Sorbenwenden, welche die Zwickauer Pflege zuerst cultivirt und der Stadt selbst ihren Namen*) gegeben haben, also etwa bis ins 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück versetzt. Es sollen auf Planitzer Flur Hirten Feuer angemacht und zu ihrer Verwunderung die in der Nähe gefundenen schwarzen Steine (d. h. die zu Tage ausstreichenden oder Rasenkohlen), mit welchen sie das Feuer umstellt, in Brand gerathen sehen haben, und so sei man auf den Nutzen der Steinkohlen aufmerksam geworden. Gewiß ist wenigstens, daß von der Planitzer Flur der Zwickauer Kohlenbau ausgegangen ist, obwohl derselbe bis ins 15. Jahrhundert nur sehr unbedeutend gewesen und nur den zahlreichen Zwickauer Feuerarbeitern, welche im Mittelalter in genannter Stadt eine wichtige Rolle spielten, zu Gute gekommen sein mag. Der Hauptgrund dieser Unerheblichkeit war ohne Zweifel der frühere Reichthum des Erzgebirges an Waldungen und die daher rührende große Wohlfeilheit des Holzes*).

Den ersten sichern Nachweis dieses Kohlenbaues liefern die uralten Zwickauer Schmiedeartikel, welche dem in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen Pergamentcodex des Zwickauer Stadtrechts vom Jahre 1348 einverleibt sind. Dort heißt es in der betreffenden Stelle: „Daz sullet ir wizzen, daz alle smide, die niderthalb der mur (Stadtmauer) sitzen, mit nichte sullen smiden mit steinkoln", — ein Verbot, welches jedoch nicht lange bestanden zu haben scheint und in keiner spätern Schmiedeordnung wiederholt worden ist. Urkundliche Erwähnung des Planitzer Kohlberges geschieht aber zuerst in einem Lehnbriefe des Rittergutes Planitz vom Freitag nach Reminiscere 1499, kraft dessen der Zwickauer Amtshauptmann Rudolf von der Planitz mit diesem seinem uralten Stammgute nebst Zubehör (worunter auch der Kohlberg) vom Churfürsten Friedrich belehnt wird, während aus einer Planitzer Pfarrmatrikel vom Jahre 1538 hervorgeht, daß sich der dasige Kohlenbau ursprünglich nur auf die Grundstücke des Pfarrlehns beschränkte, jedoch vom Rittergute ausgeübt wurde. Daß sich indeß dieser Kohlenbau schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch auf den, die Planitzer Flur bei Nieder-Kainsdorf begrenzenden Communwald des

*) Zwickau, urkundlich Zwickowe, heißt Aue des Zwicz, eines slavischen Feuergottes, der hier verehrt wurde.

*) Noch 1630 kostete in Zwickau die Klafter Flößholz 9 Groschen.

damaligen Grünhainer Klosterdorfes Bockwa, wo die Kohlen ebenfalls zu Tage ausstreichen, verbreitet hatte, erhellt aus einigen alten Kaufbriefen des Zwickauer Rathsarchives.

Diese Verbreitung gab ums Jahr 1520 dem Grünhainer Kloster Veranlassung, im Vereine mit dem obgedachten Rudolf von der Planitz auf Planitz die erste Kohlenordnung (auch Innung genannt, weil die Kohlengewerkschaft eine geschlossene Corporation bildete) zu errichten, wodurch die Innungsmitglieder sich gegenseitig verbindlich machten, die Kohlen nur in festgesetzter Reihenfolge und zu bestimmtem Preise (den großen Wagen 25 Groschen) zu verladen und zu verkaufen. Dies ist der Ursprung der sogenannten Reiheladung, auf welche wir später öfter zurückkommen werden.

Im Jahre 1530 dehnte sich der Steinkohlenbau auch auf das rechte Muldenufer aus, indem man in diesem Jahre die Kohlen auf den Fluren des Klosterdorfes Oberhohndorf entdeckte. Weil nun aber die dasigen Kohlbergsbesitzer sich der obgedachten „Innung“ nicht anschlossen, sondern den freien Kohlenverkauf vorzogen, so zog sich der Kohlenmarkt mehr nach Oberhohndorf, und veranlaßte endlich die Bockwa-Planitzer Innung, die Reiheladung und Preisbeschränkung wieder zu suspendiren, was durch einen Vertrag vom 29. Februar 1532 geschah, der officiell als die erste Kohlenordnung gilt. Dieser Entdeckung folgte, nachdem im Jahre 1536 mit der Secularisation des grünhainer Klosters nächst andern Besitzungen desselben auch die obgenannten Klosterdörfer Bockwa und Oberhohndorf an den Staat übergegangen waren, im Jahre 1540*) die Entdeckung der Reinsdorfer Kohlen, wodurch sich nun auch die Standesherrschaft Wildenfels am Kohlenbau betheiligte, deren Besitzer vom Jahre 1551 an einen bestimmten Kohlenzehnten, als 2 Groschen vom Fuder, 1 Groschen vom Karren und ebensoviel von der Truhe, bezog.

Wenn nun um diese Zeit der Zwickauer Kohlenbau bereits einen ziemlichen Ruf erlangt hatte, so hatten hierzu die Schriften des berühmten Mineralogen und Begründers der Metallurgie, Georg Agricola, welcher vier Jahre lang (1519—22) an der Zwickauer griechisch-lateinischen Schule lehrte und während dieser Zeit die Kohlenschächte öfters befahren hat, nicht wenig beigetragen. Er kennt bereits drei Kohlenflötze**) und giebt auch die erste Nachricht über die bekannten Planitzer Erdbrände, von welchen weiter unten die Rede sein wird.

Jetzt begann sich auch die Aufmerksamkeit der Stadt Zwickau auf den benachbarten Kohlenbau zu lenken. Ein speculativer Zwickauer Bürger, der Spießmacher Hans Söldener nämlich, welcher im Bockwaer Communwald einen Steinbruch besaß, brachte im Jahre 1537 eine aus zwei reichen Zwickauer Grundbesitzern und einem Freiberger gebildete Gewerkschaft zusammen, welche das Unterirdische (zum Theil auch das Oberirdische) von 10 Bockwaer Bauergütern an sich brachte, um sofort die schwarzen Schätze auszubeuten. Wenn nun auch dieser Verein durch den Tod der Haupttheilhaber sich nach zwölfjährigem Bestand wieder auflöste, so bildete doch schon 1551 der unermüdliche Söldener wieder einen neuen dergleichen, welchem drei Zwickauer Bürger nebst dem Kainsdorfer Müller beitraten. Leider hatte aber diese zweite Gewerkschaft das Schicksal, durch das Wasser bald am Abbau behindert und dadurch genöthigt zu werden, zur Entwässerung ihrer Gruben einen kostspieligen Stolln zu treiben. Da nun dieser Stolln aber, den eigentlich schon die erste Zwickauer Gewerkschaft begonnen hatte, auch den Schächten der benachbarten Kohlenbauern zu Gute kam, so verlangten die Zwickauer Gewerken aus diesem Grunde nächst einer Begünstigung bei der seit 1541 wieder eingeführten Reiheladung von den Bockwa-Hohndorfern das zehnte Fuder Kohlen als Stollnsteuer, was von letzteren verweigert wurde. Die Sache kam zur Klage und wurde durch eine churfürstliche Commission am Dienstag nach Judica (17. März) 1551 dahin entschieden, daß die Zwickauer Gewerken zwar von den mit ihnen zunächst grenzenden Bockwaer Kohlenbauern den Kohlenzehnten erlangten, mit ersterer Forderung aber nicht nur ganz abgewiesen, sondern sogar bedeutet wurden, kein Kohlengrundstück weiter ohne specielle churfürstliche Genehmigung an sich zu bringen und letztere auch für die bereits erworbenen Grundstücke nachzuholen oder dieselben ihren früheren Besitzern rückkäuflich wieder zu überlassen. Dieser ungünstige Bescheid der Regierung, welche das Unterirdische nicht gern vom Oberirdischen getrennt wissen und das Parcelliren der Kohlberge verhindern wollte, gab der Zwickauer Gewerkschaft einen bedeutenden Stoß, und mit dem bald erfolgten Tode des Begründers löste sie sich ganz auf, so daß sich ums Jahr 1569 ihre sämmtlichen Kohlenfelder wieder in den Händen der Bockwaer Gemeinde befanden.

Der Wiedereinführung der Reiheladung, welcher sich nunmehr auch die Hohndorfer und Reinsdorfer Kohlengewerken anschließen mußten, folgte ums Jahr 1550 die Einführung der Truhenladung, ein Privilegium der Zwickauer und Werdauer Feuerarbeiter, kraft dessen dieselben bis in die neueste Zeit von sämmtlichen Kohlengewerken, ohne Rücksicht auf die Reiheladung, nach dem Truhenmaße gute Kohlen wohlfeiler als andere Käufer erhalten mußten und zwar Anfangs die Truhe zu 5 Groschen. Diese war damals dem noch jetzt gebräuchlichen Karrenmaße gleich, wurde aber später in Folge wiederholter Processe etwas reducirt.

Dieser Maßregel folgte im Jahre 1554 die Einführung des fiscalischen Zehntens und gewerlschaftlicher Kohlenaufseher zur Beaufsichtigung des Kohlenbaues und Verkehrs, welche der durch obigen Proceß auf die Ergiebigkeit der Zwickauer Kohlengruben aufmerksam gewordene Churfürst August durch ein Rescript vom 18. November gedachten Jahres verordnete, nachdem sich zuerst die Zwickauer Gewerken unter der Bedingung, daß ihnen, gleich den Reinsdorfern, der freie Kohlenverkauf gestattet würde, zur Entrichtung des Zehnten erboten hatten. Somit zog also genannter Churfürst den Zwickauer Kohlenbau gleich jenem im Plauenschen Grunde factisch unter die Bergregalien, obwohl dessen in der Bergordnung vom Jahre 1554 und deren späteren Zusätzen nicht gedacht wird: ein Anspruch, der jedoch von August's Nachfolgern (einen Versuch im Jahre 1682 ausgenommen) nicht wieder erhoben worden ist. Die Erhebung des Zehnten aber, welche von 1583 an nach besondern an die Kohlenfuhrleute ausgegebenen blechernen Controlemarken geschah, besorgten die erwähnten vereideten Kohlenaufseher, daher auch wohl Zehntner genannt, deren es zwei zu Bockwa, zwei zu Oberhohndorf, zwei zu Planitz und einen zu Reinsdorf gab. Zu bemerken ist jedoch, daß von gedachter Abgabe, welche anfänglich 3 Groschen vom großen Wagen, 2 Groschen vom zweispännigen Karren, 1 Groschen vom einspännigen desgleichen und 7 Pfennige von der Truhe betrug, das Rittergut Planitz mit seinen Gruben ganz befreit war, während die Reinsdorfer Gruben, wie oben erwähnt, nach Wildenfels zehnteten.

Der freie Kohlenverkauf, welcher, nachdem sich die Reinsdorfer eigenmächtig der Reiheladung entzogen hatten, durch obiges churfürstliches Rescript sämmtlichen Gewerken versuchsweise gestattet worden war, hörte jedoch schon nach 2 Jahren wieder auf, und durch die vom 14. Juli 1557 datirte dritte Kohlenordnung*) wurde die wiedereingeführte Reiheladung dergestalt regulirt, daß die Reinsdorfer in Betracht ihrer gestiegenen Kohlenförderung statt ihrer bisherigen großen Fuder künftig deren 20 verladen sollten, wenn die Reihe an

*) Um diese Zeit begann auch der Steinkohlenbau im Plauenschen Grunde bei Dresden.

**) Jetzt sind deren nicht weniger als zehn nachgewiesen.

*) Als die zweite gilt obiger Vertrag vom 17. März 1551.

sie käme. Bald nachher vereinigten sich aber mancherlei Umstände, um einen bedeutenden Verfall der Kohlenindustrie herbeizuführen und dies gab Veranlassung zu Abhaltung eines Gewerkentages (Generalversammlung) im Amte Zwickau am 21. März 1569, auf welchem unter Mitwirkung churfürstlicher Commissarien eine vierte Kohlenordnung festgestellt wurde, wodurch man die Truhenladung auf einen weiteren Umkreis ausdehnte, das Maßverhältniß der vier Ladungsarten genauer bestimmte und die Kohlenpreise wegen der gestiegenen Förderungskosten auf 30 Groschen für das Fuder, 20 Groschen für den zweispännigen Karren, 10 Groschen für den einspännigen dergleichen und 6 Groschen für die etwas reducirte Truhe erhöhte, während sich zugleich den Transport der Kohlen die Gewerken selbst vorbehielten; fremde Fuhrleute aber sollten nur dann Kohlen bekommen, wenn sie nachweisen konnten, daß sie Getreide auf den Zwickauer Getreidemarkt gebracht hatten. — Noch genauer normirte das Kohlengemäß (namentlich die Truhenladung) die vom 10. August 1579 datirte fünfte Kohlenordnung, welche auch den Einzelverkauf in Körben und Säcken, sowie das Creditgeben bei namhafter Geldstrafe untersagte. Weil nun aber die Truhenladung der Schmiede nicht nur den Kohlengewerken ein wahrer Dorn im Auge war, sondern auch zu mancherlei Beeinträchtigungen der fiscalischen Zehntenerhebung Veranlassung gab, so kann es nicht befremden, daß sie einen beständigen Zankapfel abgab, und daß es endlich dahin kam, daß sie die Gewerken auf einem am 7. August 1583 abgehaltenen Gewerkentage durch eine neue (die sechste) Kohlenordnung ganz zu beseitigen suchten, was ihnen jedoch nicht gelang. Denn die Zwickauer Schmiedeinnung kam sofort beim Landesherrn gegen diesen Beschluß ein und erhielt unterm 23. November desselben Jahres ihr altes Privilegium in seinem vollen Umfange bestätigt. Bald erneuten sich aber die alten Händel und gaben nebst dem Zerschlagen einiger Kohlengrundstücke Veranlassung zu der siebenten Kohlenordnung, welche den 2. August 1593 vom Churfürsten confirmirt wurde und nicht nur die gedachte Zerschlagung streng verbot, sondern auch die bisher unbeschränkte Truhenladung an die Reiheladung band. Weiter ausgeführt findet man diese neue Einrichtung in der vom 22. März 1597 datirten achten Kohlenordnung, welche das Reiheladungsquantum für Bockwa auf 144, für Oberhohndorf auf 130, für Planitz auf 66 und für Reinsdorf auf 43 Truhen feststellte und dabei zum ersten Male sämmtliche einzelne Kohlbergsbesitzer oder Gewerken (53 an der Zahl) namhaft macht. Nachträglich bemerken wir hierzu noch, daß im Jahre 1584 der Kohlenabsatz der Bockwaer und Hohndorfer Gewerken 159 Fuder, 882 Karren und 783 Truhen, das jährliche Reineinkommen des Planitzer Kohlenbaues aber zu Ende des 16. Jahrhunderts circa 400 Thaler betrug.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts machte der tiefer gehende Kohlenabbau zur Entwässerung der Gruben die Anlegung von Stolln auf beiden Muldenufern nothwendig, nämlich des Planitz-Bockwaer Communstollns auf dem linken und des Bockwa-Hohndorfer sog. Gnaspenstollns auf dem rechten Muldenufer, während durch gleiche Ursache der Reinsdorfer Kohlenbau seit 1608 ganz ins Stocken gerathen war. Die hierdurch erhöhten Förderungskosten bewirkten aber eine Steigerung der Kohlenpreise, welche 1609 auf 1 meißn. Gulden 14 Groschen pro Fuder oder großen Wagen, 12 Groschen 6 Pfennige für den einspännigen Karren und 7 Groschen für die Truhe, in der berüchtigten Kipper- und Wipperzeit aber (1621) sogar fast auf das Doppelte stiegen.

Im Jahre 1623 ging das Rittergut Planitz vom Zwickauer Rath käuflich an den Fiscus über. War nun dieser Wechsel für den Planitzer Kohlenbau von günstigen Folgen, so sollte der dreißigjährige Krieg für denselben um so verhängnißvoller werden. Als nämlich im Mai 1641 die Kaiserlichen unter General v. Borry in der Zwickauer Pflege hausten, verbargen viele Dorfbewohner der Umgegend ihre besten Habseligkeiten vor den raubgierigen Händen der Soldaten in den Planitzer Schächten, was jedoch jenen verrathen wurde und sie zum Nachforschen bewog. Als sie aber trotzdem nichts finden konnten, zündeten sie aus Aerger die hölzernen Schachthütten oder Kauen an, wodurch das Feuer in den Planitzer Hauptschacht fiel und sich dort der Zimmerung und den Kohlenwänden selbst mittheilte. Auf diese Weise fachten also die österreichischen Soldaten den unterirdischen Kohlenbrand von Neuem an, und es dürfte hier der Ort sein, über diese bereits oben erwähnte, noch heute unter dem Namen „Planitzer Erdbrände" bekannte Naturmerkwürdigkeit, das Nöthige nachzuholen.

Zweiter Abschnitt.

Von Oberplanitz nach Niederlainsdorf zieht sich nämlich ein Thal, in welchem es an verschiedenen Stellen, welche sich siedend heiß anfühlen und selbst im strengsten Winter grün bleiben, beständig aus der Erde dampft. Wenn nun der bekannte sächsische Historiker Peter Albinus (in seiner Bergchronik S. 187) die erste Entstehung dieses Erdbrandes, welcher in dem circa 30 Fuß mächtigen Rußkohlenflötz unter dem Bockwaer Communwalde begonnen zu haben scheint und von da westlich nach Planitz zu fortgeschritten ist, in das Jahr 1479 setzt, so dürfte er ebenso im Irrthum sein, als wenn er die Veranlassung einem bei Verfolgung eines Fuchses von einem Jäger unvorsichtiger Weise in einen Kohlenschacht abgefeuerten Schuß Schuld giebt. Wahrscheinlicher ist die Meinung, nach welcher der Brand durch Selbstentzündung der Kohlen auf chemischem Wege entstanden ist, wie dies auch in den englischen, belgischen und schlesischen Kohlenwerken, sowie an der Saar vorgekommen ist. Daß aber der Brand schon vor 1479 begonnen hat, geht aus den Schriften des obenerwähnten Georg Agricola hervor, welcher ausdrücklich sagt: daß Niemand den wirklichen Anfang des Brandes wüßte. Dabei erzählt er zugleich als Augenzeuge, daß derselbe im Jahre 1505 einmal so heftig gewesen sei, daß die Flamme einige Tage lang aus dem Schachte zu Tage ausgebrannt und nicht nur das Grubenzimmerholz verzehrt, sondern selbst die das Mundloch des Schachtes umgebenden Bäume versengt habe. Ein ähnlicher Brand mag auch früher im Jahre 1479 gewüthet haben. Doch scheint dieser Brand, dessen Spuren sich im Bockwaer Communwalde noch deutlich verfolgen lassen, zu Ende des 16. Jahrhunderts ganz erloschen gewesen zu sein.

Dagegen wüthet der obenerwähnte, im Jahre 1641 von Menschenhand angefachte zweite Erdbrand in dem tiefen Planitzer Kohlenflötz noch heute fort und hat allen wiederholten Löschversuchen durch Wasser, Vermauerung und Verstürzung der Schächte und Entziehung des Luftzutritts Trotz geboten. Ja in der Zeit von 1668—75 war er so heftig, daß er die Planitzer Kohlenförderung ganz unterbrach. Gleich Kanonenschüssen krachte es unter der Erde und aus den Schächten stiegen ungeheure Rauchsäulen, und noch 1679 klagten die Arbeiter in einer Supplik, daß sie der Hitze wegen in den Schächten fast nackt arbeiten und jeden Augenblick befürchten müßten, von einstürzendem Erdreich erschlagen zu werden. Von den wiederholten commissarischen Befahrungen der Schächte durch das Schneeberger und Annaberger Bergamt und dem damaligen Umfange des Brandes giebt ein, noch im Planitzer Archive vorhandener Riß vom Jahre 1685 Kunde, nach welchem der tiefste Planitzer Schacht damals 100 Ellen erreichte, während auf dem rechten Muldenufer die Schächte nicht über 40 Ellen tief waren.

Weil nun der Planitzer Amtsverwalter im März 1678 die Befugniß erhalten hatte, wegen seiner kostspieligen Löschversuche des Erdbrandes jährlich 100 Karren Kohlen außer der Reiheladung zu verkaufen, so gab diese Bevorzugung bald zu Beschwerden der dadurch benachtheiligten Bockwa-

Hohndorfer Gewerken Veranlassung, welche durch eine Commission untersucht wurden und unterm 14. Mai 1681 zu einem neuen Reiheladungsregulativ führten, durch welches nunmehr die Planitzer Ladung auf 129 Wagen, 202 Karren und 278 Truhen, die Bockwaer auf 70 Wagen, 111 Karren und 148 Truhen, die Oberhohndorfer auf 58¾ Wagen, 91 Karren und 130 Truhen, und die Reinsdorfer auf 23 Wagen, 34 Karren und 43 Truhen jährlich festgesetzt wurde, was also in Summa 280¾ Wagen, 438 Karren und 599 Truhen ausmacht.

Trotz der wichtigen Entdeckung des Planitzer Bergmeisters Lochmann, welcher im Jahre 1670 beim Schürfen nach Eisenstein auf dem Planitzer Pfarrgute in einer Tiefe von 34 Ellen den sogenannten tiefen Kohl in einer Mächtigkeit von 22 Fuß gefunden und dadurch die größere Ausdehnung des schon früher bekannten tiefen Planitzer Flötzes nachgewiesen hatte, fand sich indeß der Fiscus bewogen, im Jahre 1689 das Rittergut Planitz tauschweise an die Herren von Arnim zu veräußern, in deren Besitz es sich noch heute befindet. Zunächst übernahm es nebst dem Kohlberg der Kammerherr Johann Georg von Arnim käuflich für 51,000 meißn. Gulden, welcher sich nicht nur die Erneuerung des verbrochenen Bockwa-Planitzer Communstollns angelegen sein ließ, sondern auch 1715 die Hälfte des Reinsdorfer Kohlberges oder vielmehr des dasigen Reiheladungsquantums, nachdem hier des Wassers und der bösen Wetter wegen die seit 1658 wieder in Gang gekommene Förderung ganz aufgehört hatte, für 610 Thaler käuflich an sich brachte, aber auch mit mehreren Eingriffen in seine Kohlengerechtigkeit zu kämpfen hatte. Schon 1682 hatte nämlich der Fiscus wieder einen Versuch gemacht, den Zwickauer Steinkohlenbau zu den Bergregalien zu ziehen und dem Schneeberger Bergamte unterzuordnen und diesen Versuch 1717 wiederholt, jedoch ohne Erfolg, indem man der von sämmtlichen Kohlengewerken dagegen eingewandten Appellation Rechnung trug. Demohngeachtet hatten schon einige Personen nach beim Schneeberger Bergamte geschehener Muthung auf Planitzer Refier nach Kohlen eingeschlagen, wogegen aber der Herr von Arnim sein Recht behauptete und die fremden Arbeiter vertrieb.

Jetzt begann sich endlich auch die Industrie der Steinkohlen als Brennmaterial mehr und mehr zu bemächtigen, so zuerst das Radwischer Messingwerk, welches sogar ein Oberhohndorfer Kohlengut an sich brachte und bis in die neueste Zeit besessen hat, und die Wildenfelser und Planitzer Kalköfen. Dieser steigende Verbrauch der Kohlen und mannichfache Irrungen in Folge der veränderten Zeitverhältnisse machten aber nunmehr das Bedürfniß einer neuen Kohlenordnung dringend fühlbar. Diese neunte und letzte Ordnung, welcher auch die acht früheren Kohlenordnungen wörtlich einverleibt sind, kam endlich unterm 8. August 1740 zu Stande und handelt in 21 Paragraphen von der Verpflichtung der Kohlenarbeiter, der Controle und Stempelung des Kohlenmaßes*), gehöriger Säuberung der verkäuflichen Kohlen, Verbot des Aufschüttens derselben in den Wohnungen der Gewerken, Beschränkung der Truhenladung auf 2 Tage (Mittwochs und Sonnabends) und Verbot des Verborgens an die Schmiede, Bestimmung der täglichen Ladestunden im Sommer- und Winterhalbjahr, Verbot des Verkaufes von „Feuerkohlen" an andere Orte als die Kohlendörfer selbst, nebst Schedewitz, Neudörfel und Kainsdorf, Verbot der halben Karrenladungen, Nichtduldung der Kohlenkapitler oder Mäkler auf den Kohlbergen, und Einschärfung der Pflichten der Kohlenaufseher. — Gleichzeitig griff aber auch der Staat ein durch den Erlaß des Mandats vom 19. August 1743, durch welches zwar Aufsuchen und Abbau der Steinkohlen den resp. Grundbesitzern überlassen blieb, machten diese aber davon keinen Gebrauch, so mußten sie jedem Andern, der beim Landesherrn darum nachsuchte, gegen eine Entschädigung für die dazu in Anspruch genommene Oberfläche, das Einschlagen nach Kohlen auf ihrem Grund und Boden gestatten.

Bald nachher machte die Bockwa-Hohndorfer Gewerkschaft eine wichtige Erwerbung an der zweiten Hälfte der Reinsdorfer Ladung, als welche ein Verein von 10 Bockwaer und 10 Oberhohndorfer Gewerken für 1500 Thaler vom Grafen Solms zu Wildenfels an sich brachte, um das Ladungsquantum auf ihre Antheile zu repartiren. Hierdurch wurden aber die Reiheladungsverhältnisse so bedeutend verändert, daß sich ein neues ausführlicheres Reiheladungsregulativ nöthig machte, welches unterm 22. August 1759 zu Stande kam und nunmehr das Ladungsquantum für Planitz auf 131 Wagen oder Fuder, 213½ Karren und 285 Truhen, für Bockwa auf 75 Fuder, 124 Karren und 152 Truhen, und für Oberhohndorf auf 56¾ Fuder, 85 Karren und 130 Truhen festsetzte, wozu noch die erkaufte Ladung der eingegangenen Reinsdorfer Gewerkschaft kam, wovon Planitz 11 Fuder, 16½ Karren und 20 Truhen, Bockwa 5½ Fuder, 8 Karren und 10 Truhen und Oberhohndorf ebensoviel zugetheilt erhielt. Die Kohlenpreise aber waren nach der im folgenden Jahre erlassenen Taxe 4 Thaler für das Fuder, 1 Thaler 8 Groschen für den Karren und 20 Groschen für die von 7 auf 6½ Kübel reducirte Truhe: eine Steigerung, welche theils in den gestiegenen Förderungskosten, theils in der in Folge des siebenjährigen Krieges eingerissenen Münzverschlechterung ihren Grund hatte.

Von einer im Jahre 1765 höhern Orts angeordneten und durch das Schneeberger Bergamt ausgeführten Revision der Zwickauer Kohlenwerke ist der erstattete Bericht noch vorhanden und im V. Bande von Lempe's Magazin der Bergbaukunde abgedruckt. Aus demselben geht hervor, daß Planitz damals 2 Förderschächte von resp. 62 und 68 Ellen Teufe hatte, Bockwa aber 26 und Oberhohndorf 18 dergleichen von 9 bis 50 Ellen Teufe, sämmtlich Ziehschächte ohne Fahrten, in welchen die Luft durch Wetterlutten rein erhalten wurde. Die Gesammtförderung der Kohlenwerke aber betrug im Jahre 1767 37,721¼ Dresdner Scheffel (wovon 17,721⅞ auf Planitz, 11,342½ auf Bockwa und 8656⅞ auf Oberhohndorf kommen), und stieg im Jahre 1798 bis auf 61,456 Scheffel, nachdem sich die Benutzung der Steinkohlenfeuerung zu technischen Zwecken, namentlich zur Ziegel- und Brantweinbrennerei rc. immer mehr verbreitet hatte. Auch eine Vitriolbrennerei und ein Vitriol- und Alaunwerk legte der industriöse Planitzer Bergmeister Tittel in Kainsdorf an, wozu er den bei Oberplanitz lagernden Alaunschiefer benutzte.

Inzwischen hatten aber auch wieder mehrere heftige Ausbrüche des Planitzer Erdbrandes stattgefunden, besonders in den Jahren 1700, 1751, 1758, 1766, 1775 und 1799, welche meist durch Verstürzen der betroffenen Schächte und des Planitzer Stollns, sowie durch Abarbeiten der benachbarten Kohlenwände, um dem unterirdischen Feuer Luft und Nahrung zu entziehen, gedämpft wurden, und sogar 1758 die Anstellung eines besonderen besoldeten Feueraufsehers von Seiten des Zwickauer Justizamtes veranlaßt hatten. — Gingen nun auch zwei höhern Orts angeordnete commissarische Revisionen der Kohlenwerke in den Jahren 1801 und 1816 ziemlich spurlos vorüber, so hatten sie doch wenigstens die gute Folge, daß die Stollnbaue auf beiden Muldenufern mit neuem Eifer in Angriff genommen wurden.

Dritter Abschnitt.

Wichtige Folgen sollte das Wiederaufleben des Reinsdorfer Kohlenbaues haben. Der Gutsbesitzer K. F. Meyer in Reinsdorf hatte nämlich zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts auf seinem Grundstücke Kohlen gefunden und einige Zeit gefördert, bis er des Wassers wegen wieder aufhören mußte. Dies bewog ihn, sein Kohle ut im

*) Seit 1727 waren gestempelte Normalkübel gebräuchlich, welche 10 Dresdner Metzen faßten.

Jahre 1820 an den Major von Spiegel zu verkaufen, welcher, nachdem er sich dazu mit dem Hofrath Dr. Schaufuß in Greiz associirt hatte, auf 2 Schächten eifrig Kohlen förderte und durch sein Beispiel auch einige benachbarte Reinsdorfer Gutsbesitzer veranlaßte, einen gemeinschaftlichen Schacht abzusenken, in welchem sie mit 7 Lachtern Teufe Kohlen fanden. Weil nun dieselben der Aufforderung, sich der alten Gewerkschaft anzuschließen und somit auch der Reiheladung und Kohlentaxe zu unterwerfen, unter Berufung auf das Kohlenmandat von 1743 keine Folge leisteten, sondern ihre Kohlen frei verkauften, so bewog dies den Bockwaer Gutsbesitzer K. F. Kästner, im Vereine mit zehn andern Gewerken, denen sich später noch mehr anschlossen, die Aufhebung der Reiheladung und bisherigen gewerkschaftlichen Verfassung, welche nun fast drei Jahrhunderte lang die Kohlbergsbesitzer in der freien Benutzung ihres Grundeigenthums beschränkt und den Aufschwung der Kohlenindustrie gehemmt hatte, beim geheimen Finanzcollegium zu beantragen, was sie auch, wiewohl Anfangs abschläglich beschieden, durchsetzten, indem durch ein Decret vom 21. November 1823 die gedachte Behörde ihren Wünschen entsprach. Die nächste Folge dieses Schrittes war eine Vermehrung des Kohlenabsatzes um die Hälfte*) und wohlfeilere Preise der Kohlen, welche man nunmehr auch zur Stubenfeuerung in Zwickau und der Umgegend zu benutzen anfing. Mit der Reiheladung fielen nun auch die bisherigen Aufseher weg, und die Königl. Zehnteneinnahme wurde einem besonderen verpflichteten Zehntner übertragen; nur zu Planitz blieb ein herrschaftlicher Kohlenaufseher mit dem Titel eines Bergmeisters. Zu bemerken ist noch, daß man seitdem im Kohlenverkehr nur noch nach Karren rechnet, wiewohl die mehrerwähnte Truhenladung, nachdem sie in Planitz noch einige Zeit fortbestanden, erst 1830 ganz aufhörte.

Ein mächtiger Hebel für die Kohlenindustrie, für welche auch das 1822 erlassene neue ausführlichere Steinkohlenmandat von Wichtigkeit war, wurde die Dampfkraft, deren man sich nun zur Grubenentwässerung und Kohlenförderung zu bedienen anfing. Die erste Dampfmaschine von 16 Pferdekraft stellte 1826 der Rittergutsbesitzer Ch. G. Kirsch auf seinem neuerkauften Kohlenwerke in Oberhohndorf auf, ein Beispiel, welchem bald eine Menge anderer Kohlenwerksbesitzer folgten. Der Aufschwung des Kohlenbaues hatte aber auch eine Vermehrung der Kohlenarbeiter zur Folge, deren Wohl man seit 1827 durch Errichtung von Knappschaftskassen zu fördern suchte.

Eine neue Aera des Zwickauer Kohlenbaues begann mit dem Jahre 1837, als in welchem sich derselbe auf das Weichbild der Stadt Zwickau selbst verbreitete. Veranlaßt durch ein Gesuch des Freiberger Professor Dr. Breithaupt um Gestattung von Bohrversuchen auf die Kohlen, welche man unter den bei Niederplanitz gelegenen Fluren der Stadtgemeinde vermuthete, trat nämlich im October gedachten Jahres ein Comité von zwölf Zwickauern zusammen, um jene Versuche mittels eines zu bildenden Actienvereins selbst in die Hand zu nehmen. Dies war der noch bestehende „Zwickauer Steinkohlenbauverein", welcher schon mit 83 Lachtern Teufe das erste 12 Fuß mächtige Kohlenflötz erbohrte und gegenwärtig auf einem Areal von 513 Scheffeln aus 3 Schächten mit Dampfkraft ein so bedeutendes Kohlenquantum liefert, daß die Actien desselben in Folge der guten Dividenden bis auf das Siebenfache des Nennwerthes gestiegen sind.

Professor Breithaupt, der seinen Plan nicht aufgegeben, bohrte nun in der Nähe auf Niederplanitzer; Marienthaler und Schedewitzer Flur, und bildete, nachdem er hier in etwas größerer Tiefe Kohlen gefunden und ein unterirdisches Areal von 800 Scheffeln Flächenraum acquirirt, 1840 den sog. „Erzgebirgischen Steinkohlenactienverein", welcher ebenfalls mit bedeutendem Erfolg auf 3 Schächten, deren einer (der Vertrauensschacht) das Ende der obern Vorstadt Zwickau's berührt, Kohlen fördert und die stärkste Knappschaft hat. — Ein dritter erfolgreicher Verein bildete sich im Jahre 1841 aus 76 Zwickauer Bürgern und Grundbesitzern, um das Unterirdische ihrer im Südwesten und Westen der Stadt gelegenen Grundstücke (circa 860 Scheffel) selbst auszubeuten, wozu 2 Schächte nach einander angelegt worden sind, deren einer, der sog. Bürgerschacht, bei einer Teufe von 1029 Fuß der tiefste unter allen Zwickauer Gruben ist. Es ist dies die sog. „Zwickauer Bürgergewerkschaft", welche neuerdings in Compagnie mit dem Erzgebirgischen Verein das Unterirdische sämmtlicher, näher an der Stadt im Südwesten gelegener communlicher Grundstücke an sich gebracht hat, und gleich dem letztgenannten und dem Zwickauer Verein auch eine bedeutende Quantität Koks producirt. — Weniger rentabel hat sich ein viertes solches Unternehmen gezeigt, welches im Jahre 1847 zu Stande kam, nämlich der Steinkohlenbauverein zu Niederplanitz und Vorderneudörfel mit 80 Scheffeln Areal.

In Planitz wüthete 1816 und 1824 der Erdbrand*) wieder so heftig, daß die alten Schächte verstürzt und neue angelegt werden mußten; demohngeachtet brannte es schon 1838 und 1849 wieder zu Tage aus, und trotzte den Löschversuchen, wozu man u. A. auch kohlensaures Gas und Schwefeldämpfe verwandte. Nachdem man seitdem die Hoffnung, diesen Brand gründlich zu löschen, ganz aufgegeben, hat man versucht, die unterirdische Hitze zur Gartencultur nutzbar zu machen, was auch den fortgesetzten Bemühungen des bekannten Dr. Geitner in Schneeberg gelungen ist, welcher im Jahre 1837 mit Hilfe eines Actienvereins die noch blühende „Treibgärtnerei auf den Planitzer Erdbränden" anlegte. Gleichzeitig teufte die Rittergutsherrschaft einen neuen Förderschacht ab, welchem 1845 ein zweiter und 1859 ein dritter dergleichen folgte, sämmtlich mit Dampfmaschinen versehen. — Auf Reinsdorfer Refier hörte dagegen 1849 der Ausbeutung der Gruben und des Wassers wegen die Kohlenförderung wieder ganz auf.

Auf dem Bockwaer Refier war 1837 eine Wasserhaltungsconsortschaft zusammen getreten, um ihre Gruben mit Dampfkraft zu entwässern, während man auf Oberhohndorfer Refier, um die tieferen Gewässer desselben zu lösen, einen neuen in den Reinsdorfer Bach mündenden Stolln trieb, der aber leider seinem Zwecke nicht entsprach und neuerdings wieder verstürzt ist. Dagegen machte man auf diesem Refier 1839 einen erfreulichen Anfang zur Zusammenlegung des Unterirdischen durch den Verein der sog. Fünfnachbargrube, ein Beispiel, welches bald Nachahmer finden sollte. Gleichzeitig begann auch der Zehntenproceß, welchen der Fiscus mit den Bockwa-Hohndorfern Kohlbergsbesitzern führte, weil ihm diese unter Berufung auf das Kohlenmandat von 1822 den Kohlenzehnten von ihren Gruben verweigerten: ein Streit, welcher nach zwanzigjähriger Dauer zu Gunsten der Letzteren entschieden worden ist.

Von der größten Wichtigkeit für die Zwickauer Kohlenindustrie wurde, wie schon oben erwähnt, die Erbauung der westlichen Staatseisenbahnen, welche nunmehr den Absatz und Transport der Kohlen in weitere Ferne und größeren Quantitäten vermitteln, als der sächsisch-bayrischen Eisenbahn in den Jahren 1845—51, welche 1854 durch die (später bis Schwarzenberg verlängerte) Kohleneisenbahn mit den Kohlenwerken unmittelbar in Verbindung gesetzt worden ist, und der, die wichtigen Fabrikstädte Chemnitz und Glauchau berührenden Zwickau-Riesaer Eisenbahn seit 1858. Auch

*) 1820 wurden 65,000 und 1830 165,500 Scheffel Kohlen gefördert.

*) Auch in andern Gruben auf beiden Muldenufern sind neuerdings solche durch Selbstentzündung entstandene Brände vorgekommen, aber durch kräftige Mittel bald wieder erstickt worden.

die Koksfabrikation, welche seit 1830 — zuerst in Oberhohndorf und Bockwa — aufgekommen und seit 1840 durch die Anlage des großartigen Kainsdorfer Eisenhüttenwerkes mächtig gefördert worden war, nahm nunmehr einen bedeutenden Aufschwung, so daß 1850 von 200 Koksöfen ½ Million Centner Koks und Zinder geliefert wurden. Ueberhaupt weckte die Eröffnung der genannten Kohlenbahn den Speculationsgeist und rief eine Menge Actienbohrvereine in Zwickau's Umgebungen ins Leben, ohne sich durch die vergeblichen Bohrversuche abschrecken zu lassen, welche in den Jahren 1844—48 der in der industriellen Welt rühmlich bekannte Hildburghausener Buchhändler J. Meyer in weiteren Kreisen rings um die Stadt gemacht hatte. Leider haben aber von jenen Vereinen nur vier (Brückenberger, Zwickau-Oberhohndorfer Verein, sowie Forst- und Schaderverein zu Oberhohndorf) ihre Lebensfähigkeit und Productivität erprobt.

Gegenwärtig sind überhaupt 127 Kohlenschächte gangbar, welche 61 verschiedenen Firmen gehören. An Dampfmaschinen stehen auf denselben 19 Wasserhaltungsmaschinen (zur Entwässerung der Gruben), 22 Fördermaschinen und 11 zu beiden Zwecken dienende Maschinen, während auf 102 Gruben mit dem Haspel gefördert wird. Die größte dieser Maschinen ist die 1855 aufgestellte, 200 pferdekräftige der neuen Bockwaer Wasserhaltungsconsortgesellschaft. — Die Gesammtzahl der Arbeiter aber, welche vor 30 Jahren nicht 200 betrug, ist auf 3800 gestiegen, wobei die Koksarbeiter noch nicht mitgerechnet sind. — Die Gesammtsumme der 1857 geförderten Kohlen endlich betrug 11½ Mill. Centner oder 7⅙ Mill. Dresdner Scheffel, deren 5 auf einen Karren gehen.

Indem wir diese historische Skizze schließen, verweisen wir den ausführlichere Nachricht suchenden Leser auf des Unterzeichneten im Jahre 1852 bei Adler und Dietze in Dresden erschienene Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues und das Zwickauer Adreßbuch, welches auch die Adressen sämmtlicher Kohlenwerksbesitzer enthält.

Zwickau 1860. Dr. E. Herzog.

Miscellen.

Die älteste Ansicht der Stadt Zittau,

gestochen von J. G. Mentzel, welche wir in dieser Nummer als Lithographie mittheilen, befindet sich in Grosser's Lausitzer Merkwürdigkeiten und zeigt uns die Gestalt, welche diese ansehnliche Sechsstadt vor der Zerstörung durch das im Jahre 1757 stattfindende entsetzliche Bombardement hatte, wodurch sie Hauptkirche, öffentliche Gebäude und 564 Häuser verlor. Wir werden später eine Uebersicht über die Geschichte dieser interessanten Stadt, die im Jahre 1855 ihr sechshundertjähriges Bestehen feierte, mittheilen. 1.

Ein Schwertgriff von Eisen.

Der auf beiligender Tafel abgebildete Schwertgriff aus geschnittenem Eisen (Nr. 900 der Sammlung des Hofrath Klemm) ist ein Werk des bekannten Eisenschneiders Gottfried Leygebe, geboren in Schlesien 1630 gestorben zu Berlin 1682. Er war von Haus aus Schwertfeger und verstand die Kunst, dem Eisen so große Geschmeidigkeit zu geben, daß er mit diesem an sich so widerspenstigsten Stoffe zart ausgeführte Bildnisse, Statuen, Thiere rc. fertigen konnte. Leygebe lebte kürzere Zeit in Nürnberg, von wo ab er in den churfürstlichen Dienst nach Berlin berufen wurde, und das dortige Museum bewahrt mehrere seiner Arbeiten auf. — Dieses interessante Denkmal deutscher Kunst wurde zu Anfange des 19. Jahrhunderts in einem Thurmgewölbe eines verfallenen Schlosses in der Oberlausitz gefunden, und zwar nebst einem einfachen Visirhelme des 16. Jahrhunderts. Wahrscheinlich war derselbe von dem Besitzer, dem Schloßherrn, in den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, nebst der jetzt fehlenden Klinge und Scheide, versteckt worden. Das Schloß wurde nachmals zerstört und so ruhete denn der Schwertgriff an zwei Jahrhunderte im Verborgenen. Leider ist der Name des Funderes nicht zu ermitteln. 1.

Die erste chursächsische Kirchenordnung.

Bekanntlich liegt zu bevorstehendem Landtage den Ständen des Königreichs Sachsen der Entwurf einer neuen Kirchenordnung der evangelisch-lutherischen Kirche zur Berathung vor und es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, hier der ersten chursächsischen Kirchenordnung zu gedenken.

Beständige Religionsstreitigkeiten hatten unter Churfürst August I. die sächsischen Theologen entzweit. Sie, wenn auch nur in Ansehung der öffentlichen Lehrart, zu vereinigen, wandte der Churfürst auf die bekannte Concordienformel große Summen, große Mühen und Sorgen. Um nun dieses Werk der theologischen Vereinigung zu vollenden, vorzüglich aber die Lücken zu ergänzen, welche die kirchliche Gesetzgebung durch die Reformation erlitten hatte, erließ er im Jahre 1580 eine allgemeine Kirchenordnung, deren erste Wirkung war, daß das Zwickauer Consistorium aufgehoben, das Meißner aber nach Dresden verlegt und zum Oberconsistorium für ganz Sachsen erhoben wurde. Der Churfürst ernannte Dietrich von Schleinitz zum Präsidenten desselben mit einem Gehalte von 400 meißnischen Gulden.

Dieses Oberconsistorium, welches in Folge der veränderten Organisation der evangelisch-lutherisch-kirchlichen Mittelbehörden durch Verordnung vom 10. April 1835 nebst dem Consistorium zu Leipzig mit dem 30. Juni 1835 außer Wirksamkeit trat, soll, mit gleichzeitiger Aufhebung des evangelischen Landesconsistoriums, nach § 83 flg. des obengenannten Entwurfs wieder ins Leben gerufen werden. 3.

Die Maler des 16. und 17. Jahrhunderts gefielen sich, Sprüchwörter, biblische Sprüche, fromme und erbauliche Verse bildlich zu erläutern. So befindet sich in der Sammlung des königlichen Alterthumsvereines im Palais des großen Garten zu Dresden eine bildliche Darstellung der zehn Gebote von einem Meister aus der Cranach'schen Schule. Auf dem Schlosse zu Nossen war noch im Jahre 1738 ein ansehnliches großes Bild vorhanden, welches einen in einer Badewanne liegenden Mohren darstellte, dessen schwarze Haut zwei Bademägde mit Sandhadern kräftig scheuern, ohne daß auch nur ein weißes Fleckchen sichtbar wird. Darunter las man:

> Wir waschen ihn mit gantzem Fleiß,
> noch will der Mohr nicht werden weiß.

1.

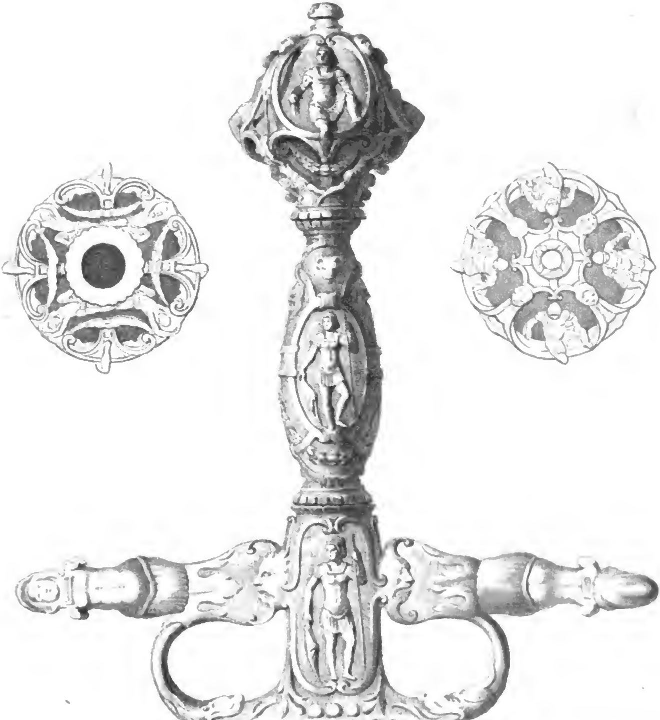
Vom Dorfe Sorah bei Bautzen glaubte man allgemein zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, daß dort keine Sperlinge zu finden, ja daß, wenn Sperlinge dorthin verschlagen würden, sie doch dort kein Bleiben hätten. Die Sage berichtete, daß einst eine Bande Zigeuner nach Sorah gekommen und von den Einwohnern liebreich aufgenommen und behandelt worden sei; zum Danke dafür hätten nun die Zigeuner die gefräßigen Korn- und Kirschendiebe für alle Zeiten aus dem ganzen Gebiete des Dorfes verbannt.

1.



Sachsengrün I. 3
Dr. v. Rau & Sohn

Zittau im Jahre 1711.



Sachsengr I 3. gez u lith v A Pretzsch

Schwertgriff von Eisen.

Verlag von W Türk, Dresden

Die töpferne Kanzel in Strehla,

deren getreue Abbildung neben steht, gehörte zu den Kunstwerken, dergleichen die deutschen Handwerker vor dem dreißig-



jährigen Kriege, der den vaterländischen Wohlstand auf das gründlichste erschütterte, hervorbrachten. Unsere Kirchen, Rathhäuser, Schlösser, und Privathäuser welche jener unselige Krieg verschonte, zogen eine Fülle von Bildwerken in Stein, Holz, gebranntem Thon und Eisen, die nicht aus den Ateliers namhafter Meister, sondern aus den Werkstätten schlichter Steinmetzen, Tischler, Drechsler, Töpfer, Schlosser und Schmiede hervorgegangen sind und die von dem Kunstsinn und Kunstgeschick zeigen, die in der deutschen Nation tiefbegründet und reich entwickelt waren und welche eben nur ein dreißig Jahre fortgesetztes Kriegeselend für lange Zeit zurückzudrängen vermochte.

Zu diesen nationellen Kunstwerken gehört auch die stattliche Kanzlei der Stadtkirche zu Strehla, über welche folgendes zu bemerken ist.

Das Ganze ruht auf dem linken Arme der gleichfalls aus gebranntem Thon bestehenden Statue des Moses, den die Hörner an der Stirn und die Gesetztafeln bezeichnen. Ueber der Eingangsthüre der Kanzel sieht man Simson, von Delila seiner Locken und seiner Riesenkraft beraubt, darüber aber denselben Helden mit den Thoren der Stadt Gazza.

Um den Fuß der Kanzel sieht man in starken mit Laubgewinden eingefaßten thönernen Tafeln in halberhabner Arbeit die vier Evangelisten mit ihren Attributen. Darüber erheben sich in acht starken Tafeln, deren jede über eine Elle hoch ist, folgende Darstellungen mit Erklärung in lateinischer und deutscher Sprache. 1. Das Paradies mit Evas Schöpfung, Sündenfall und Vertreibung. 2. Abrahams Opfer. 3. Hiob auf dem Düngerhaufen. 4. Die Anbetung der Könige. 5. Die Gefangennehmung, Kreuzigung und Auferstehung Christi. 6. Christi Himmelfahrt. 7. Pauli Bekehrung. 8. Das jüngste Gericht.

An der inneren Seite des Postaments worauf Moses steht, hat der Künstler folgende Inschrift angebracht:

> Im Jahr nach Christi Geburth 1565 ist diese Cantzel Gott zu Ehren gemacht durch Michael Melchior Tatzen Töpfer und Bildschnitzer zu Strehla meines Alters im 24 Jahre.

Man hatte im vorigen Jahrhunderte die Kanzel mit weißer Kalkfarbe überstrichen. In unserer Zeit hat aber ein Strehlaer Bürger diesen Anstrich entfernt und die ursprüngliche Färbung erneuert, dadurch aber das alte interessante Kunstwerk aufs Neue zu Ehren gebracht. 1.

Christliche Sanftmuth.

Im Jahre 1559 starb in Weimar Johann Graw, aus Cranach in Franken. Als erster Pfarrherr und Superintendent hatte er der Stadt Weimar treu während 36 Jahren gedient. — Graw hatte einst gegen das tolle Fastnachtswesen und namentlich gegen das damit verknüpfte übermäßige Trinken und Faßbrennen auf dem Markte eifrig gepredigt, worüber Jacob Siegfried (Canzler genannt, weil der Großvater desselben Canzler des Landgrafen Wilhelm gewesen war) sich ärgerte und dermaßen entrüstet wurde, daß er dem geistlichen Herren bei der Hinterthür der Kirche, dem Pfarrhause gegenüber, mit der Faust ins Gesicht schlug. Der Superintendent, der mit Geduld solche Schmach ertrug, sagte zu Siegfried: „Bist du befugt dies zu thun, so schlag' mich auch auf die andere Backe!“ Als Luther dieses vernahm, behauptete er, daß dieser Gesell an seinem Pfarrherrn Gut und Ehre verschlagen habe, was denn in der That geschah und zwar so, daß Siegfrieds Kinder betteln mußten. 2.

Früherer Wildstand.

Im Jahre 1622 kamen zwei wilde Schweine bis in das Innere der Stadt Leipzig; das eine derselben ward lebendig gefangen und dem Bürgermeister gebracht, das andere nahm seinen Weg durch die Brodbänke und entkam durch das Hallische Thor. 3.

Der eiserne Ofen,

der nebenstehend dargestellt und dem classischen Werke L. Puttrich's entlehnt ist, befindet sich in einem der Säle der alten Veste Coburg. Derselbe ruht auf sechs Löwen und ist eines der besten Eisengußwerke des 15. Jahrhunderts.

Es wäre interessant zu ermitteln, ob die auf den Reliefs dieses Ofens dargestellten Bilder irgend einem, vielleicht noch vorhandenen kirchlichen Kunstwerke entlehnt sind.

Die Form dieses Ofens ist die, welche wir durch das rauhe Klima des finnischen und germanischen Nord-Europa hervorgerufen finden, auch haben die



Oefen der Russen, Polen und Finnen im Wesentlichen noch dieselbe Form. Sie wurden in Deutschland namentlich durch Töpfer und Eisengießer künstlerisch verziert und eine der nächsten Nummern des Sachsengrün wird Proben dieser Kunstrichtung darlegen. Künstlerisch reich verzierte Oefen aus gebranntem Thone sind in der Burg zu Nürnberg und mehrern Privathäusern dieser alten Stadt bis auf den heutigen Tag vollständig erhalten. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden aus Italien und Frankreich an die Stelle dieser Oefen die Kamine in Prunkzimmern angebracht. 1.

Die Löwenapotheke zu Leipzig.

Als im Jahre 1409 gegen 100 Studenten aus Prag nach Leipzig kamen, brachten sie die noch in Leipzig florirende Löwenapotheke und deren Kennzeichen, einen goldnen Löwen mit, welcher bis 1650 an einem Eckhause des Thomasgäßchen gestanden hat, aber bei einer spätern Renovirung dieses Hauses vermauert worden sein soll. 3.

Die Einführung der Dresdener Chaisen.

Im Monat April 1705 führte der Senator, Herr Johann Friedrich Landsberger, die ersten Sänften in Dresden für sein eignes Geld ein, wozu er vom Stadtrathe die Bewilligung und vom Könige selbst die Bestätigung erhalten hatte, und dieses Privilegium blieb bis 1729 bei den Landsberger'schen Erben. Von der Zeit an nahm der Rath selbst die Besorgung über sich und zahlte den Erben für die Ueberlassung 285 Gulden. Es waren 12 Portechaisen, deren Stand 1738 hinter den Brodbänken auf der Frauengasse war und welche vorher ihr Standquartier bei dem alten Rathhause, hernach bei der Kreuzkirche gehabt hatten. Wegen der Menge der Standespersonen schaffte man bei Hofe 1717 8 Sänften und 1719 in Neustadt zwei derselben an. Der Geheimrath Baron von Seifertitz aber richtete mit dem Rathe, wegen der Eingriffe, eine besondere Convention auf. 1733 kam der Graf Moritz von Sachsen von Paris nach Dresden in einer Portechaise, die von 2 Pferden mit bedeckten Köpfen getragen wurde. Die erste Portechaise in Meißen war ein Privateigenthum des Kammerraths von Heinitz und die zwei anderen wurden 1733 von dem Senator Ullrich und von einem ehemaligen Geistlichen dieses Ortes der Stadt verehrt.

Die ersten Portechaisen in Sachsen wurden 1703 in Leipzig eingeführt, und seit 1730 hatte auch Freiberg vier dergleichen zum öffentlichen Gebrauche angeschafft. 3.

Die weltberühmte Sängerin Faustina Hasse, deren Bild uns Elisa Polko in einem ihrer neuen Romane vorführt, begeisterte im Jahre 1741 den Dr. Knoblauch sen. zu folgenden Versen:

Das lieblich-schmeichelnde, so Wälschlands Sänger ziert,
der ungezwungne Ton, den Frankreich sich erlesen,
der Briten springendes und doch gebundnes Wesen,
ist der Faustinen Art, die sie im Singen führt,
und ließen alle sich in ein Gehöre fassen,
so hörte man voraus gewiß die Frau von Hassen. 1.

Sprechsaal.

Die rasch sich bewegende Erwerbthätigkeit unserer Zeit beseitigt oft Denkmale, denen die Voraltern eine lange, liebevolle Pflege gewidmet. So verschwanden die Grabsteine in dem Kreuzgange des Benedictinerklosters zu Chemnitz, wo noch im Jahre 1824 der Grabstein des 1428 verstorbenen Abtes Johann von Schleinitz sichtbar war, so gingen viele interessante Grabdenkmale in der Jacobskirche und im Dom von Freiberg, der Sophien- und der Johanniskirche zu Dresden zu Grunde. Wir fordern die geehrten Leser des Sachsengrüns auf, Notizen über die Grabstätten, Denkmale und Inschriften interessanter Personen der Redaction mitzutheilen und so das Andenken an dieselben erhalten zu helfen.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographien: Zittau und ein Schwertgriff von Eisen. ☜

Donnerstag, den 15. November.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Bilder aus dem Plauenschen Grunde.

Nr. 1. Die Albertsbahn und deren Zweigbahnen.

(Mit einer lithographischen Ansicht der Windbergbahn.)

Eine der lohnendsten Partien in der Umgegend von Dresden ist der weithin berühmte Plauensche Grund. Jedermann, sei er Gewerbsmann oder Rentier, Freund von Geschichte und Sage oder von angenehmer Gegenwart und Wirklichkeit, Bergmann, Geolog, Botaniker, Zoolog oder blos Naturfreund, Land- oder Forstwirth, findet in ihm des Fesselnden so viel, daß ihm dieses Thal immer interessant bleibt. Das Dörfchen Plauen, ½ Stunde südwestlich von Dresden, giebt dem Grunde, der sich 2½ Stunde weit bis Tharand erstreckt, seinen Namen; die Weißeritz, die in zwei Armen (rothe und wilde W.) aus der Gegend von Altenberg herabkommt, durchrauscht ihn. Zu beiden Seiten derselben erheben sich senkrechtsteile Syenitfelswände, oft nur von der lieblichen Felsnelke (Dianthus caesius), oft auch von im Frühlinge durch saftiges Grün, im Herbste durch Farbenmannichfaltigkeit erfreuendem Laubholze geschmückt. Die Albertsbahn begleitet die Weißeritz bis Tharand, theils links, theils rechts derselben, theils auf Brücken über dieselbe hingehend. Mühlen, Steinbrüche, die Felsenkellerbrauerei, die herrlich gelegene Begerburg mit prächtiger Rundsicht, beleben das enge Thal ebenso sehr, als die Bahnzüge, welche die Producte des Plauenschen Grundes oft gleichzeitig auf 100 Lowries nach der Hauptstadt führen.

Bei dem Dorfe Neu-Koschütz erweitert sich das Thal zu einem Kessel, der links vom Windberge, rechts vom Burgwartberge beherrscht wird. Hier entfaltet sich ein gewerbliches Leben, wie solches in gleicher Mannichfaltigkeit keine Gegend Deutschlands auf gleichem Raume aufweisen kann. Die vor 50 Jahren noch kleinen Dörfchen haben eine bedeutende Ausdehnung und städtisches Aussehen gewonnen, die zu denselben gehörigen Feldgrundstücke sind mit Wohngebäuden, Fabriken, Hüttenwerken, Steinkohlenwerken, Coaksöfen rc. bebaut worden und das letzte Haus des einen Dorfes stößt oft unmittelbar an das erste Haus des andern.

Der Haupthebel eines solchen Wachsens der Bevölkerung und der Industrie ist die Steinkohle, welche hier zuweilen aus einer Teufe von mehr als 1000 Fuß durch Dampfmaschinen gefördert wird, an manchen Orten aber auch schon 30 bis 70 Ellen unter der Erdoberfläche zu finden ist, wie auf den Brendel'schen Werken zu Burgewitz und Niederhermsdorf.

Jedes Stückchen Land, welches nicht von der Industrie beansprucht ist, ist sorgfältig bebaut und ganz besonders erfreut sich die Obstzucht der verdienten Pflege.

Herrliche Partien sind auf die nahen Höhen: Begerburg, Hochhöhe (Juchhe?), Burgwartberg, Windberg rc., oder in die Thäler der rothen und wilden Weißeritz (Rabenauer und Tharander Grund) von hier aus zu unternehmen.

Ehe wir aber auf diese Gegenden selbst, auf die Industrie des Plauenschen Grundes, auf das Naturgeschichtliche und auf die Geschichte und Sage desselben eingehen, wollen wir

zunächst unsere Leser mit der vorzüglichsten Verkehrsader des Grundes bekannt machen. Dies ist

die Albertsbahn mit ihren Zweigbahnen.

Diese Bahn, deren Bau im Jahre 1854 begonnen wurde, verdankt ihre Entstehung dem Directorium der Hänichener Steinkohlenwerke. Dieses ließ zunächst Vorarbeiten zur Anlegung einer Kohlenbahn von jenen Werken nach Dresden vornehmen, veranstaltete dann aber auch, einem von vielen Seiten her ausgesprochenen Wunsche Gehör gebend, die Voruntersuchungen für Anlegung einer Bahn durch das Weißeritzthal von Dresden bis Tharand mit Zweigbahnen nach den sämmtlichen Schächten des Weißeritzkohlenbeckens.

Die Gesellschaft constituirte sich im September 1853 und wurde von Seiten der hohen Staatsregierung unter dem 26. Januar concessionirt. Die Concession lautete auf Herstellung einer, auch für Personenbeförderung einzurichtenden, zweigleisigen Hauptbahnstrecke zwischen Dresden und Tharand, sowie auf Anlegung von Verbindungsbahnen nach der Elbe und den verschiedenen Kohlenschächten des Weißeritzgebietes.

Die Hauptbahn erhielt nach den höheren Orts genehmigten Projecten eine Ausdehnung von circa 1,81 Meile. Die Gesammtlänge aller Zweigbahnen beträgt 3,2 Meilen, sodaß zu dem Unternehmen eine Gesammtlänge von 5 Meilen Bahn gehört.

Die Eröffnung des Betriebes auf der Hauptbahn erfolgte den 28. Juni 1855, die der Elbzweigbahn im April und die der Zweigbahnen nach den Kohlenschächten zu Ende des Jahres 1857.

Seit jener Zeit sind zu den Zweigbahnen nach der Elbe und den Kohlenschächten, von denen zehn im Betriebe, vier neue noch im Abteufen begriffen sind, noch mehrere kürzere Nebenstrecken hinzugekommen und zwar nach der neuen Glasfabrik zu Dresden, nach der Wagenfabrik von Thomas, nach der Friedrich-August-Hütte des Baron von Burgk, nach der Glasfabrik und der Gußstahlfabrik in Döhlen und nach der Hainsberger Papierfabrik, sodaß in die Hauptbahn zur Zeit zehn Nebenbahnen und Verbindungsgleise nach Fabriken einmünden.

Die Herstellung aller dieser Bahnstrecken, einschließlich der Beschaffung eines Betriebsparkes von 8 Locomotiven und 700 Stück Wagen aller Art, hat einen Aufwand von nur 2,400,000 Thlr. erfordert, welche Summe durch 9000 Stück Stammactien zu 100 Thaler Nominalwerth und 1,500,000 Thlr. Prioritäten zu 5% aufgebracht wurde. Der Voranschlag und das von der hohen Staatsregierung anfänglich zum Bau genehmigte Capital lautete auf 1,700,000 Thlr. Auf dasselbe wurden jedoch nur 900,000 Thlr. eingezahlt. Der Rest und die Summe, welche zur Beschaffung der nach und nach gegen die Vorannahme um das Dreifache zu vermehrenden Zahl der Betriebsmittel, sowie zur Erweiterung der Zweigbahnanlagen erforderlich war, wurde durch erwähnte Prioritäten aufgebracht.

Der Betrieb hat für das Gesammtanlagecapital seit der Zeit, daß das Unternehmen in allen seinen Theilen zur Verzinsung gelangte, somit seit Anfang des Jahres 1858, eine Verzinsung von 3% ergeben. Obschon dieses Ergebniß für eine erst kurze Zeit bestehende Bahn, für deren Betrieb sehr erschwerende Verhältnisse vorhanden sind, durchaus kein ungünstiges zu nennen ist, so ist es zur Zeit doch hinter den Erwartungen zurückgeblieben, die man mit guten Gründen hegen konnte.

Die Unternehmer haben daher auch gegenwärtig leider noch keinen Antheil an dem Reinertrage, weil derselbe zur Deckung der bedeutenden Prioritätszinsen aufgeht.

Von den drei Haupteinnahmen der Albertsbahn (Personen-, Güter- und Kohlentransport) sind die beiden ersteren fortdauernd im Zunehmen, die letztere im Abnehmen begriffen. Es wurden in den letztvergangenen beiden Jahren 50% mehr Personen und Güter befördert, als bei dem Beginne des Unternehmens vorausgesetzt wurde. Dagegen wurden in derselben Zeit durchschnittlich nur circa 4¼ Millionen Centner Kohlen transportirt, während man auf ein jährliches Transportquantum von 5½ Millionen Centner rechnen und für deren Beförderung alle Einrichtungen treffen mußte. *)

Der Ausfall im Transporte der Kohlen ist es einzig und allein, welcher Schuld an dem gegenwärtig für die Actionäre noch nicht dankbaren Resultate der Unternehmung hat. Gedachter Ausfall wurde herbeigeführt durch die bedeutende Verminderung des Absatzes der Kohlen, die theils in Folge der politischen Zustände und dem damit zusammenhängenden Darniederliegen der Industrie, theils in Folge der Concurrenz auswärtiger Kohlen eintrat. Voraussichtlich müssen sich aber bei Besserung der politischen Zustände und vorzüglich durch die bereits im Bau befindliche Fortführung der Bahn von Tharand nach Freiberg auch die Einnahmen und hauptsächlich die für den Kohlentransport in einer Weise wieder heben, daß für die Actionäre, welche vertrauensvoll zur Sache gehalten und dadurch das Aufkommen eines Unternehmens unterstützt haben, welches sich nach vielen Seiten hin Nutzenbringend erweist, der zur Zeit versagte Nutzen nicht ausbleiben wird.

Auf keinen Fall gehört das Unternehmen der Albertsbahn zu denjenigen, für das eine gute Basis nicht vorhanden gewesen und auf der nicht mit aller Anstrengung und Umsicht derjenigen, die dabei betheiligt sind, fortgebaut worden wäre. So wenig sich dasselbe von vorn herein zu großen Speculationen eignen konnte, so wenig war ein Verlust für die Betheiligten zu erwarten, und es mußten eben derartige unerwartete Verhältnisse, wie die erwähnten, unter denen übrigens alle Unternehmungen zu leiden haben, eintreten, um jenen Verlust herbeizuführen.

Doch lassen wir jetzt diese Bemerkungen und machen wir uns auf, die Bahn selbst zu befahren, ganz besonders aber, mit beiliegender Ansicht der Windbergbahn versehen, uns auf der Hänichener Zweigbahn, einer der in Bezug auf technische Ausführung eigenthümlichsten Bahnen der Welt, zu orientiren. Wir werden zwar nicht Brücken und andere großartige Bauobjecte auffinden, wie sie auf anderen Bahnen Sachsens in bedeutendem Umfange und mit Kühnheit ausgeführt worden sind, aber die ganze Ausführung und Anlage der Bahn, die gelungene Ueberwindung aller nur denkbaren Schwierigkeiten wird unser Interesse fesseln.

Der Gewerbeverein zu Dresden unternimmt heute eine Excursion zur Besichtigung unserer Bahn. Wir schließen uns an. Auf dem Albertsbahnhofe angelangt, steigen wir nicht in die gewöhnlichen Personenwagen, sondern in die kleinen, offnen Kohlenlowries, welche mit Sitzbänken versehen worden sind und von denen jede eine eigne Bremse hat. Eine der kleinen von Hartmann in Chemnitz gebauten Locomotiven, deren vier vordere Räder in einem gemeinschaftlichen Gestelle ruhen, sodaß sie sich in Richtungen einstellen können, welche den scharfen Krümmungen der Bahn entsprechen, bringt uns bald bis zum Plauenschen Grunde. Der fortwährend die Bahn begleitenden Feindin derselben, der Weißeritz, sind ihre Grenzen durch feste Uferbauten angewiesen. Bald ist der enge Grund, in welchem natürlich auch ein Tunnel ist, denn was wäre eine Eisenbahn ohne Tunnel, durcheilt. Da, wo sich das Thal erweitert, hinter dem Freiherrlich von Burgk'schen Eisenwerke, verlassen wir die Hauptbahn, um auf der Kohlenbahn des rechten Weißeritzufers weiter zu fahren.

Hier und da sehen wir am Berge, selbst auf dessen höchster Spitze Bahnhäuschen stehen. Wie soll man da

*) Durchschnittlich wurden jährlich in den Jahren 1858 und 1859 330,078 Personen, 310,010 Ctr. gewöhnliche Güter und 4,211,276 Ctr. Kohlen auf der Albertsbahn befördert.

hinaufgelangen? Die Locomotive giebt die Antwort, indem sie, der Bahn folgend, in großen Bogen uns hinbringt. Auch auf die Höhe des Windbergs, 805 Fuß über dem Dresdner Elbnullpuncte, wollen wir fahren. Das ist mehr als die doppelte Steigung der Hauptbahn, deren Ende bei Tharand nur 362 Fuß über jenem Mittelpuncte liegt. Eine Bahn auf solche Höhe zu führen, mußten Steigungsverhältnisse gewählt werden, die anderorts wohl auch schon vorkommen, z. B. bei der schiefen Ebene der königl. baierschen Staatsbahn von Markschorgast nach Culmbach und in der Semmeringstrecke, die aber doch nur selten angewendet werden und nirgends in solcher Ausdehnung. Bis zum Windbergschachte steigt die Bahn fast fortwährend so, daß auf 40 Fuß Länge ein Fuß Höhe kommt.

Ferner war es nöthig, Krümmungen anzulegen, die zur Zeit unter besonderen Verhältnissen nur in Amerika, für Zweigbahnen mit Locomotivbetrieb aber noch nirgends in solchem Maße zur Anwendung kamen, wie hier. Der Halbmesser für die schärfsten Krümmungen beträgt nur 300 Fuß, d. i. die Hälfte der gegenwärtig auf Hauptbahnen noch für zulässig erachteten Halbmesserlängen.

Auf der Fahrt gelangen wir zunächst zum Moritz- und Emilienschachte bei Birkicht. Das Werk steht öde, die Gruben sind verschüttet, die sonst weithin leuchtenden Coaksöfen eingerissen. Die traurige Gestalt dieser Werke erzählt uns von dem bedauernswerthen Verlaufe des Gitterseeer Actienunternehmens, welches auf 700,000 Thlr. verschuldet war, bei dessen nothwendiger Subhastation aber nur 17,000 Thlr. erzielt wurden.

Vor reichen Obstplantagen vorübergekommen, gelangen wir auf einen Durchstich, der einige Schichten des Kohlengebirges bloslegt, dann über den Geiersgrabendamm und an einen auf Porphyr angelegten Weinberg.

Herrliche Aussichten bieten sich in fortwährender Abwechselung. Der Plauensche Grund mit seinen zahlreichen Ortschaften, seinen rauchenden Essen und seinen lieblichen Bergen und Nebenthälern entfaltet sich vor uns. Jetzt ist eine neue freie Höhe erreicht. Rechts in einem lieblichen Thale liegt das Dorf Burgk mit dem herrschaftlichen Schlosse und dem Wilhelminen- und Bergerschachte. Die vielen kleinen, größtentheils von Bergleuten bewohnten Häuschen liegen zum Theil versteckt hinter den zahlreichen Obstbäumen, deren Ertrag ein nicht unansehnliches Nebeneinkommen der Bergleute bildet. Dort guckt aus dem Schloßgarten ein Gewächshaus hervor. Hinter demselben grub man die ersten Kohlen auf dem diesseitigen Weißeritzufer.

Von jenem Bahnhäuschen aus, welches wir vom Thale aus als das höchste sahen, können wir einen großen Theil des schönen Thales nochmals überblicken, sehen auch die Bahn viermal unter uns im Bogen vorübergehen.

Wir gelangen zum Meiselschachte bei Gittersee. Es war dies ein wahrer Kunstbau, hat aber, nachdem man die Kohle bereits erreicht hatte, das Schicksal aller Gitterseeer Werke theilen müssen: er ist verschüttet worden. Zum Glück führt uns die Locomotive schnell vor dem netten Gitterseeer Gasthofe vorbei. Wären wir genöthigt, dort einzukehren, müßten wir sicherlich Klagen und Worte der Erbitterung über das Geschick der Werke hören.

Wir vergessen dies Alles über der wahrhaft prächtigen und unvergleichlichen Aussicht auf Dresden, seine villenreichen Rebenberge, das Waldschlößchen, die prinzlich preußischen Schlösser, den Borsberg und die sächsische Schweiz. Vor uns liegt das Kaitzbachthal mit Naundorf am Ende desselben, gegenüber Kunnersdorf und Neukunnersdorf auf dem Horkenberge mit Sandsteinbrüchen.

Der Reiboldschacht (Potschappler Actiengesellschaft) ist erreicht. Jenseit des Kaitzbachthales sehen wir auf dem Horkenberge wieder Bahnhäuschen. Keine Brücke führt hinüber. Die Bahn umgeht das Thal im weiten Bogen, nachdem sie noch Zweige nach dem Burgker Hoffnungsschachte und dem Potschappler Windbergschachte abgesendet hat. Wir unterlassen es nicht, den Umweg nach dem Windberge, dem höchsten Puncte der Bahn, zu machen. Wieder macht die Bahn bedeutende Bogen, von denen eine Schiene wohl 7 Zoll höher liegen muß, als die andere und wieder kommt eine Steigung, die anscheinend noch stärker ist, als 1:40. Ein Spalt theilt das Gebirge (Rothliegendes) zu beiden Seiten der Bahn. Man vermuthet, daß die Unterhöhlung der Gegend ihn veranlaßt habe. Nochmals breitet sich das Burgker Thal vor uns aus und auch der südwestlichere Theil des Plauenschen Grundes ist fast vollständig zu übersehen.

Rechts der Bahn liegt da, wo die Windbergbahn abgeht, ein neues Burgker Kohlenwerk, der Segen-Gottes-Schacht. Man hat vom Hoffnungsschachte aus bereits Strecken bis unter dasselbe getrieben und wird, hat man die Teufe der Kohlen erreicht, sie dann hier fördern und auf einem noch herzustellenden Gleise nach der Bahn transportiren.

Von hier an hören die bedeutenden Steigungen auf und die Krümmungen sind nicht mehr so eng gezogen. Der Zug bewegt sich schneller und hat bald das Ende der 2 Meilen langen Zweigbahn erreicht. Vor uns liegen die Hänichener Werke. In der Nähe bietet die bekannte goldene Höhe Erfrischung und herrliche Umsicht.

Wir erblicken von hier aus außer den drei Hänichener Werken: Berglust-, Becker- und Beharrlichkeitsschacht noch den Golberoder- oder Dippoldschacht und den Possendorfer Schacht und gewahren ein Häuschen zwischen Quohren und Kreischa, in welchem Bohrversuche auf Steinkohlen unternommen werden.

Alle diese Werke wünschen eine Vereinigung mit der Bahn und es wird dieselbe sicherlich auch hergestellt, sobald günstigere Zeiten für die Bahn dies erlauben.

Unsere Leser haben uns bis an das Ende der Bahn begleitet, sie haben mit uns die Schwierigkeiten dieses Bahnbaues erkannt, die mit Sicherheit überwunden worden sind, sie haben mit uns die vollendete Ausführung des Werkes bewundert, und werden uns nach dem Manne fragen, der das für unmöglich gehaltene Werk doch hergestellt hat. Der Erbauer der sogenannten kleinen Semmeringbahn ist der Oberingenieur Brescius in Dresden. C. C.

Erfurt,

die alte Hauptstadt von Thüringen, war schon in dem Zeitalter der Römer ein Mittelpunkt mannichfachen Verkehrs; nach der Zerstörung und Theilung des thüringischen Reiches fiel sie mit dem südlichen Theile desselben an die Frankenkönige, deren Beamte auf den der Stadt zunächstgelegenen Bergen feste Sitze hatten. In die Zeit der Frankenkönige fällt wohl auch die Gründung des Benedictinerklosters St. Petri. Die große Bedeutung, die Erfurt schon im 8. Jahrh. hatte, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß der heilige Bonifacius, der im Jahre 719 zum ersten Mal nach Thüringen kam, in seinem im Jahre 741 an Papst Zacharias gerichteten Schreiben auch Erfurt unter den Orten nennt, in welchen er Bißthümer errichten wollte und daß der Papst auf seinen Vorschlag einging. Erster Bischof ward Adolar. Adolar hatte jedoch keinen Nachfolger, denn nachdem Mainz zu einem Erzbißthum erhoben worden, wurde Erfurt dieser Erzdiöcese untergeben, da es an Mitteln gebrach, in dieser Stadt einen Bischof zu unterhalten. Indessen erholte sich

das Peterkloster, zumal nachdem Erzbischof Siegfried I. im Jahre 1059 auch diesem Kloster die Anlage einer Schule zur Pflicht gemacht hatte.

In den Zeiten Karls des Großen ward die Stadt von Slaven, unter seinen letzten Nachfolgern von den Awaren bedroht. Erfurt war jedenfalls unter den Städten, die König Heinrich I. mit Mauern umgab. Die Stadt mit ihrem ansehnlichen Gebiet war auch in weltlicher Beziehung dem Erzstifte Mainz untergeben, das dort seine Beamten, Vicedome oder Statthalter hatte, bis es im Jahre 1109 dem Landgrafen von Thüringen gelang, sich zum Herrn der Stadt zu machen. Erzbischof Adalbert von Mainz setzte indessen im Jahre 1137 seine Ansprüche durch. Von da an beginnt nun ein steter Kampf zwischen dem Erzbißthum und den Landgrafen um die Oberherrschaft über die Stadt, an dem die Kaiser mehr oder minder Antheil nahmen. Trotz dieser Unruhen, trotz der mannichfachen Unfälle, Feuersbrünste, Seuchen, Fehden mit Nachbarn gestaltete sich eine städtische, ziemlich selbständige Verfassung, die im Jahre 1284 der Kaiser bestätigte. Der Wohlstand der Stadt nahm zu, Erfurt war im 13. und 14. Jahrhundert der Mittelpunkt eines

Bei solchem Wohlstand beschloß denn auch die Stadt, in ihren Mauern eine Universität zu gründen. Während des großen Kirchenschisma hatte der Rath im Jahre 1379 vom Papste zu Avignon Clemens VII. in einer besonderen Urkunde Erlaubniß erhalten, in der Stadt eine Universität zu errichten; allein er wagte damit nicht eher hervorzutreten, als nach dem Sturze desselben. Der Papst zu Rom, Urban VI., ertheilte indessen im Jahre 1389 dem Rathe ein neues Diplom, aber die Einrichtung der Baulichkeiten, Hörsäle, Ordnung der Facultäten, Berufung der Lehrer verzögerten die Eröffnung der Anstalt bis zum Jahre 1392, wo am Sonntag Misericordias Domini die feierliche Wahl des Rectors (Joh. Müller) stattfand. Somit ward denn Erfurt die älteste Universität in den sächsischen Landen.

Die Hussitenunruhen zu Anfang des 15. Jahrhunderts veranlaßten eine erneuerte Befestigung der Stadt und diese gab ihr eine größere Sicherheit gegen mächtige Nachbarn, besonders in dem sächsischen Bruderkriege. Der große Brand vom Jahre 1472, der an 600 Gebäude verzehrte und fortgesetzte Fehden mit den Nachbarn erschütterten den Wohlstand jedoch wesentlich. Der Handel hatte abgenommen, das



blühenden Handels; der Erzbischof hatte im Jahre 1291 der Stadt das Münz- und Marktrecht überlassen; Kaiser Ludwig hatte ihr im Jahre 1331 ein Meßprivilegium gegeben und es gab damals in Erfurt zahlreiche Wechsler, Gold- und Silberschmiede. Wie in den andern sächsischen und deutschen Städten, fehlten auch nicht in Erfurt von Zeit zu Zeit die blutigen Dramen der Judenverfolgung; im Jahre 1348 wurden deren 5000 ermordet, denn man gab ihnen die Schuld jene entsetzliche Pest veranstaltet zu haben, die im Jahre 1347 in Erfurt nicht weniger als 12000 Menschen hinweggerafft hatte.

Das 14. Jahrhundert ist übrigens der Glanzpunkt in der Geschichte von Erfurt. Die Stadt hatte ihr Gebiet vergrößert, der Wohlstand der Bürger war so bedeutend, daß man daran gehen konnte, größere und schönere öffentliche Gebäude aufzuführen, die zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten sind und deren Sculpturen von Dr. Ludwig Schorn im Jahre 1838 in einer eigenen Abhandlung namhaft gemacht wurden. Die Befestigungen, Thore, Mauern und Thürme wurden verstärkt und zahlreiches Kriegsmaterial, auch Geschütz angeschafft.

städtische Vermögen mußte angegriffen werden, große Veruntraunngen von Seiten des Rathes kamen dazu; man warf dem Rathe Verschwendung der öffentlichen Gelder vor; es bildeten sich Parteien, die beide Bevollmächtigte wählten und es ward eine genaue Untersuchung beschlossen. Da stellte sich denn heraus, daß die Stadt eine Schuldenlast von 600,000 Gulden habe, eine für jene Zeiten allerdings ungeheure Summe. Der Rath war in größter Bedrängniß, die erregten Bürger bemächtigten sich der Befestigungen. Vergebens boten Sachsen und Mainz Vermittelung und Geld an. Die Erbitterung stieg bis zur Hinrichtung des unschuldigen Viceherren H. Kellner im Jahre 1510, und man nennt das Jahr 1510 das tolle Jahr von Erfurt.

Bald darauf begann Martin Luther zu Wittenberg sein Reformationswerk. Er war im Jahre 1501 nach Erfurt gekommen, um die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, und wurde von da aus, nachdem er in den Augustinerorden getreten und sich der Theologie zugewendet hatte, nach Wittenberg berufen.

Seine Lehren fanden auch in Erfurt bald Anklang. Als er im Jahre 1521 über Erfurt nach Worms ging, zogen

ihm mehrere Erfurter Stiftsgeistliche entgegen und begrüßten ihn. Als nun deren Vorgesetzte sie deshalb bestrafen wollten, nahm sich das Volk derselben an, stürmte die geistlichen Gebäude und verübte abscheuliche Mißhandlungen. Im Jahre 1525 kam eine Bauernrotte nach Erfurt und beging an den Geistlichen arge Plackereien, bis die Kunde von der Frankenhauser Schlacht sie wieder verscheuchte. Indessen fand die Reformation in der Stadt Eingang, der Rath setzte die Geistlichen ab, die an der alten Lehre festhielten; die daraus mit Mainz und Sachsen erwachsenden Irrungen währten mehrere Jahre und wurden erst im Leipziger Vertrage von 1533 beigelegt. Erfurt ward eine protestantische Stadt, Oberherr blieb der Erzbischof von Mainz, Schutzherr der Churfürst von Sachsen.

Während des dreißigjährigen Krieges theilte Erfurt das Loos der übrigen deutschen Schwesterstädte, das mit Elend und Erschöpfung endete. Belagerungen, Brandschatzungen, Besatzungsnoth von Freund und Feind folgten in traurigem Wechsel.

Erfurt hatte gehofft sich von Mainz loszumachen. Allein nachdem es zum offenen Bruch gekommen, da rückte ein Churmainzisches von Kaiserlichen Truppen verstärktes Corps vor die Stadt, das am 5. October 1664 dieselbe mit Capitulation einnahm. Die Stadt verblieb fortan bei Mainz, bis sie im Jahre 1802 an Preußen abgegeben wurde. Vom 16. October 1806 bis 6. Januar 1814 war sie in den Händen der Franzosen; von da an ward sie abermals dem Königreiche Preußen einverleibt.

Die von uns mitgetheilte Ansicht ist aus Bruyn und Hogenberg Civitates orbis Terrarum (1576) Heft 1. Fol. 25 entnommen. G. Kl.

Ueber den Verkehr, das Reisen, die Gasthöfe und das Postwesen in Sachsen
während des 16. Jahrhunderts.

Von einer Beförderung der Personen und Sachen, wie unsere Zeit sie kennt, wußten unsere Vorfahren des 16. Jahrhunderts nichts. — Die Freuden des Umganges mit Andern suchte der Sachse in dem eigenen Hause, oder bei den Nachbarn, zuweilen auch, jedoch seltener, bei festlichen Gelegenheiten in den dazu bestimmten Räumlichkeiten seines Wohnortes, wie z. B. auf dem Rathhause, auf dem Schützenplatze rc.

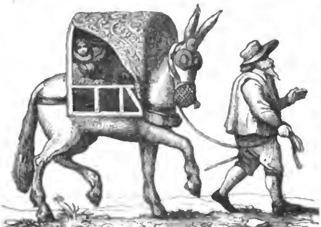
Nur wichtige Ereignisse oder das Geschäftsleben bestimmten ihn, seine Wohnstätte zu verlassen. Der Grund dieser Abgeschlossenheit lag nicht nur in dem häuslichen Sinne, der den Deutschen vor allen andern Völkern auszeichnet, wohl aber in dem Mangel an Beförderungsmitteln, und in den, mit einer Reise verbundenen, damals unvermeidlichen und unabweisbaren Unannehmlichkeiten. —

Die Gasthäuser mit Ausnahme derjenigen in großen Städten, wie z. B. in Dresden und Leipzig, waren im allgemeinen schlecht und die Reisenden wurden in der Art geprellt, daß die Obrigkeiten durch die Landtagsordnung vom Jahre 1543 diesem Unwesen zu steuern sich veranlaßt sahen. Die Verordnung ging dahin, jeden Wirth oder Gastgeber zu verpflichten seinem Gaste „stückweise" zu berechnen, was dieser an „Futter, Mahlzeit und Getränk" erhalten hatte; fände der Gast, daß ihm Unrecht geschehen, so habe er dieses dem Gerichte oder dem Rathe anzuzeigen. Der als schuldig erkannte Wirth sollte einhundert Gulden dem Gerichte als Strafgeld bezahlen; würde das Gericht selbst nicht strafen, so würden jene hundert Gulden der churfürstlichen Obrigkeit, vor welche die Klage zu bringen wäre, anheimfallen. Dem Wirthe stand es nicht frei, den Betrag der dargereichten Getränke aufzuschreiben, sondern er hatte die Bezahlung sofort anzunehmen, wenn es dem Gaste beliebte, sogleich zu bezahlen.

Der Unfug hörte jedoch nicht auf, und jeder Landtag brachte die größten Beschwerden gegen die Wirthe, welche „die Reisenden allzusehr übersetzten". Der Churfürst ließ deswegen (1554) einen Befehl ausgehen, daß „jedes Quartal die Obrigkeit eines jeden Ortes schuldig sein soll, an die Raths- und Wirthshäuser, oder sonst anzuschlagen, wie theuer die Wirthe, nach Gelegenheit derer Leute und Theurung Futter und Mahl, und was dazu gehörig anrechnen sollten." —

Den Reisenden stand es auch nicht frei an diesem oder jenem Orte zu übernachten, sie mußten vielmehr in den Städten sowohl das Mittagsmahl halten als auch daselbst zur Herberge verbleiben. Diese eigenthümliche Verordnung wurde im Jahre 1555 gegeben und lautet wörtlich wie folgt: „Wir wollen auch daß in offenen Flecken, Schenken, Kretschmarn und Dörffern, Niemand zu Roß noch zu Fuß soll einkehren, füttern, übernächtigen, noch beherbrigen, sondern ein jeder der in unseren Landen, Fürstenthumen und zugehörigen Stifften zu wandern hat, soll seine Reise also anstellen, daß er in öffentlichen Herbrigen derer Städte Mittagsmahl halte, zu Herberge kommen, und seinen Unterhalt oder Nachtlager haben möge; und da er unbekannt auf Befragung der Obrigkeit derer Oerter, wer er sey, guten, gegründeten Bescheid gebe."

Wie man die Leuth auff Mauleseln uber Landt führet.



Man pfleget so an manchem Ort
Zu bringen auch die Menschen fort.
Wann sie than raisen überlandt
Ein Maulesel nimpt man zu handt.

Der hat zu baiden seitten hangen
Zwen Körb, oder thut sonst herprangen
Mit eim Sessel darinn die Leut
Than sitzen wie sie Contrafeit.

War der Fremde bewaffnet, so mußte der Wirth ihm die Waffe abnehmen, sie über Nacht verwahren, und erst am folgenden Tage ihm dieselbe zurückgeben; einen Fremden, der sich weigerte dieser Anordnung nachzukommen, durfte der Wirth nicht beherbergen. —

Zur Fortschaffung der Personen und der Sachen bediente man sich überall der Pferde, auch der Maulesel, selten der Esel und der Hunde. Der, auf beiden Seiten des Thieres herabhängende, mit einem Teppiche bedeckte und durch breite Riemen oder Gürtel befestigte Korb, worin zwei Personen sitzen konnten, ersetzte damals den Wagen, dessen man sich nur zum Fortschaffen von Sachen (als Waaren, Steine, namentlich Getreide) bediente. Erst gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts kamen die Wagen als Fuhr-

werk für die Menschen auf, und anfänglich selbst nur für Männer, indem die Frauen nur ausnahmsweise fuhren. — Zu jener Zeit waren die, im Oriente Arben, jetzt „Kutschen" genannte Wagen aus Ungarn nach Deutschland gebracht, nach Sachsen jedoch kamen die ersten aus Baiern durch den Churfürsten Moritz. In einer Handschrift, vom Jahre 1550, wird gesagt: „daß man in diesen (sächs.) Landen zuvor nichts davon gewußt, sintemal nur behangene oder Rolwagen dafür braucht worden." — Der Gebrauch derselben wurde jedoch von einigen deutschen Fürsten (wie z. B. von dem Herzoge Julius von Braunschweig) verboten. Als jedoch der Churfürst August solche Kutschen in Dresden bauen ließ, zwei derselben seinem Schwiegervater nach Dänemark sandte, wie nicht minder seiner Tochter Anna zur Ausstattung zwei prachtvolle Exemplare, die sich noch heute auf der Veste Coburg befinden, schenkte, kam bald diese Art Beförderungsmittel in Auf- und Annahme. — Dem Freunde vaterländischer Cultur wird hoffentlich eine genauere Beschreibung dieser Wagen nicht unangenehm sein, umsomehr als dieselbe einer seltenen Handschrift der Königl. Bibliothek in Dresden entnommen ist, und zu dem es nur Wenigen möglich wird, die in Coburg aufbewahrten Wagen zu besichtigen. Der Brautwagen der Prinzessin Anna, der künftigen unglücklichen Gemahlin des Herzogs Johann Casimir war schön vergoldet; auf den vier äußeren Brettern des Kastens sah man vier, fein in Holz geschnitzte Wappen; der nach allen Seiten hin offene Wagen wurde von einem durchsichtigen Himmel bedeckt, woran fünf Schilder mit Herzen.



Ein auf dem Vordertheile angebrachtes großes Schild, worauf das churfürstlich sächsische Wappen sich befand, wurde von zwei vergoldeten Löwen getragen und lag in einer goldenen Zindelte. (Zindeltaffet war der schlechteste, leichteste und dünnste Taffet, der gewöhnlich zum Futter gebraucht wurde.) Hinten am Wagen wurde an einer Binde aus Zindeltaffet von zwei vergoldeten Löwen das königlich dänische Wappen (wegen der seligverstorbenen Churfürstin Anna, welche eine dänische Prinzessin war) getragen. Ueber dem vergoldeten Wagenhimmel lag ein, mit goldenen Fransen besetztes Tuch. Die Bänke, im Inneren, waren mit schwarzem Sammet und gelbseidenem Atlas gefüttert, während drei Polster mit Goldstoff überzogen, nebst zwei wohlbeladenen Kästchen zur Seite der Reisenden standen. — Dieser Wagen wurde von sechs lichtbraunen friesischen Hengsten gezogen; schwarze und gelbe Federbüsche schmückten die breite Stirn des Thieres; drei Fahrknechte in sammetnen Röcken gingen nebenher; die sechs schwarzsammetne Kummet waren mit goldenen Sternchen verziert; die sammetnen Hintergeschirre, über welche zwei Ringriemen aus demselben Stoffe kreuzweise sich legten, hatten Stränge mit schwarzseidenen Fransen verbrämt; die zwölf Reitscheiden waren mit Sammet überzogen und mit Fransen versehen; die Zäume, aus demselben Stoffe, hingen an sechs schwarzen Flügelgebissen, woran zwölf vergoldete „Barkeln" sammt den dazu gehörigen Leitseilen, und die goldenen Beschläge, dreierlei Art, trugen alle die Namen der fürstlichen Personen.

Zu dem Pferdegeschirre gehörten ebenfalls zwei lederne Polstersättel mit schwarzländischen Tuchdecken, die mit zwei Strichen Sammet verbrämt und mit feinen Fransen behangen waren. — Die sechs schwarzseidene Schweifschnüre hatten jede zwei goldene Troddeln mit schwarzer Seide durchwürkt. Auf jedem Pferde prangten drei Federbüsche. — Zu dem Brautwagen gehörten noch zwei lederne „Tritt", womit wahrscheinlich Schemel gemeint sind, deren man sich bediente um in den Wagen zu steigen.

Der Jungfrauenwagen, an welchem der Kasten vorn und hinten mit Schnitzwerk verziert war, hatte an den Feldern vergoldete Kränze, worin die Namenszüge der fürstlichen Personen angebracht waren und wurde von sechs lichtbraunen Gäulen, ebenfalls reich geschirrt, gezogen. Der Weiberwagen wurde von vier Braunen gezogen, sowie auch der Bettwagen, worin sich schwarzbeschlagene Kasten zur Aufbewahrung der Wagentücher und Polster befanden. —

Nicht Fürsten und reiche Privatleute allein, sondern auch städtische Behörden kauften Wagen. So erfährt man, daß der Stadtrath von Naumburg im Jahre 1517 von einem Herrn von „Schleunitzen zu Eyland" einen großen behangenen Wagen für 5 fl. 20 kr. kaufte, sodaß der Rath damals zwei Himmelwagen besaß. Derselben Behörde wurde im Jahre 1546 befohlen, zwei Heerwagen zu liefern, die mit allem Zubehör 200 fl. 10 kr. kosteten. Beiläufig wird bemerkt, daß eine solche Steuer von den „alten Fürsten" niemals gefordert worden war.

Einer, der Stadtbibliothek in Leipzig angehörigen handschriftlichen Urkunde entnehmen wir noch folgende, auf das Post- und Botenwesen des 16. Jahrhunderts sich beziehende Bemerkungen.

Auf dem Landtage zu Torgau (1588) kamen die, den Unterthanen durch die Frohnfuhren, die Jagd, sowie auch Post- und Kuchenfuhren auferlegten Lasten zur Sprache. Aus diesen Klagen ersieht man, daß einige Arten Posten eingeführt waren. Diejenigen, welche Lohnklepper halten mußten, beschwerten sich darüber, daß ihnen nicht allein kein Gewinn aus solcher Verpflichtung erwüchse, sondern daß sie durch dieselbe viele Schulden zu machen genöthigt würden. Im Jahre 1592 wurde dieselbe Klage wiederholt, überdies noch bemerkt, daß man den Abgefertigten (wahrscheinlich den Boten oder den Curieren) mit reisigen Kleppern habe aushelfen müssen, wozu man jedoch keineswegs verpflichtet gewesen. Der Churfürst und der Administrator versprachen, beiden Klagen durch zweckmäßige Veränderungen abhelfen zu wollen.

Jede Stadt hatte „etliche Leute", welche die herrschaftlichen Sachen fortbringen mußten, wobei allerdings manche Unordnung vorfiel. Der Churfürst August hatte einen „reitenden Boten" Jacob Felzenhauer der im Jahre 1586 eine „verneuerte Bestallung" erhielt, worin ihm 200 fl. jährlich zugesichert wurden, und zu welchem Gehalte im Jahre 1587 noch 100 fl. kamen; folglich war das Postwesen in Chursachsen schlecht bestellt. — Langrelli klagt in einem Schreiben darüber, daß er keine Briefe nach Dresden auf andere Weise als durch einen eigenen Boten oder durch Kaufleute, welche die Frankfurter Messe besuchten, befördern könne. — Zu derselben Zeit lebte Daniel Mintzenberger, der sich: „gewesener sächsischer Postbereiter" schrieb;

in einem Buche, betitelt: „Beschreibung einer Kriegsordnung zu Roß und zu Fuß, Dresden bei Gimmelberger in der Moritzstraße anno 1588" giebt er gar manchen Aufschluß über die damalige briefliche Mittheilungsweise.

Zu Ende des Jahrhunderts eröffnete der Rath zu Leipzig ein „Botenstübchen" auf der Waage, welche früher die Safranwaage genannt wurde. Dort kamen die Hamburger und andere Boten zusammen um Briefe abzuliefern und entgegenzunehmen. — Die pecuniäre Stellung der Botenmeister war indessen eine so schlechte, daß sie mit aller Mühe auskommen konnten. Für die Briefe des Churfürsten und der Hofbedienten wurde jährlich eine bestimmte Summe aus der churfürstlichen Kammer bezahlt.

Obgleich diese Zeilen sich nur über Das verbreiten sollten, was dem 16. Jahrhunderte angehört, so glauben wir doch noch Einiges über die Entwicklung des Postwesens zu Anfange des 17. Jahrhunderts mittheilen zu dürfen, umsomehr, als die benutzte Quelle eine zuverlässige ist. — Im Jahre 1608 ließ der Rath zu Leipzig ein neues Posthaus bauen und gab zugleich am 4. Februar eine neue Botenordnung, die am 1. März desselben Jahres publicirt wurde. — Fünf Jahre später nahm sich der Churfürst des Leipziger Postwesens an, wodurch das Rathsboteninstitut in Verfall gerieth und zugleich die Grundlage des churfürstlichen Postregals gelegt wurde. — Der erste Postmeister hieß Johann Sieber, welcher etliche Fußposten neu angelegt und überhaupt das Botenwesen in einer Art eingerichtet hatte, daß des Churfürsten, seiner Räthe und Hofbedienten Briefe frei von und nach Leipzig bestellt wurden. Dem Postmeister wurde nicht nur die Freiheit zuerkannt, das Botenwesen nach eigenem Belieben zu erweitern und in größere Aufnahme zu bringen, sowie den Gewinn für seinen Fleiß und seine Mühe zu behalten, sondern er erhielt von dem Churfürsten einen Ueberschuß im Betrage von 120 fl. aus der Rentkammer für diejenigen Sachen, welche von Leipzig aus weiter geschafft werden sollten. In demselben Jahre legte Sieber eine Fußpost und bald hernach eine andere Post nach Dresden an.

Caesarinus Turrianus giebt vor: acht Jahr nach der letzten Aenderung, folglich anno 1616, habe der Graf von Taxis durch Johann von Birg, Kaiserlichen Postmeister zu Frankfurt a. M., mit Johann Sieber einen Contract abgeschlossen und ihn zum Kaiserlichen Postmeister bestellen lassen, was jedoch ganz unrichtig ist, — wie dies aus Folgendem hervorgehet. Im Jahre 1628, als der Kaiser in Ober- und Niedersachsen mit einer Lieblingsidee sich beschäftigte (die Handschrift sagt: „besonderer Intention schwanger ging"), wollte der Graf von Taxis, welchem der Kaiser die Generaldirection des Postwesens im Reiche und den spanischen Niederlanden übertragen hatte, das gleiche Postwesen auch gern in Ober- und Niedersachsen einführen. — Er ließ in seine Bestätigungsurkunde die Bestimmung einfließen, daß nicht allein Sieber auf sein Leben, sondern auch nach dessen Absterben seine männlichen Erben und nach deren Abgange die männlichen Erben seiner Schwestern, nehmlich die Kühlwein und Marti, jenes behalten sollten. — Der Graf Taxis that solches, weil er hoffte, dadurch ein wohlbegründetes Recht auf das Sächsische Postwesen zu erlangen. Hatte nun Sieber in dieser Hinsicht den Befehl und die Interessen seines Landesherrn übersehen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß demselben das Postwesen eine bedeutende Verbesserung zu verdanken hatte, denn im Jahre 1613 wurden von ihm die Frankfurter und die Dresdner Post (letztere bis Prag), allerdings nur durch Fußboten, errichtet. — Die Ursache dieser neuen Einrichtung lag nicht allein in dem zu größerer Ausdehnung gelangten Handel, sondern in dem Umstande, daß während den damals ausgebrochenen Kriegen die Beförderung der Depeschen der Generale und Offiziere einen großen und sicheren Gewinn einem solchen Unternehmer verschaffte.

Diese Zustände dauerten bis zum Jahre 1631, in welchem die Schweden den Kriegsschauplatz nach Sachsen verlegten. — Alle diese Posten waren indessen nur „Fußboten" weil, wie der nachmalige Postmeister Mühlbach behauptete, die Kosten zum Unterhalte von Postpferden nicht gedeckt werden konnten. — Neben diesem Mühlbach wurde nach der Schlacht bei Breitenfeld ein „schwedischer" Postmeister, Andreas Wechel eingesetzt, der alle Correspondenz an sich gezogen hatte; in Leipzig wurde auch eine „schwedische Postordnung" veröffentlicht. — Im Jahre 1632 führte Sieber mit Wechel schwere „Injurienprocesse" und hatte überdies viel Verdruß mit der Kaufmannschaft in Leipzig.

Burchard Koch, des Postmeisters Sieber Schreiber oder Verwalter, hatte sich mit seinem Principal entzweit und, da er eine genaue Kenntniß des Postwesens gewonnen hatte, suchte er sich dadurch zu rächen, daß er durch die Kammerräthe und Landrentenmeister das Anerbieten vor den Churfürsten zu bringen wußte: gegen eine jährliche Summe von 500 Thlr. an die churfürstliche Kammer, mit Hinwegfall der 125 fl. Besoldung und mit der ausdrücklichen Verpflichtung alle Briefe des Churfürsten und des ganzen Hofstaates frei befördern zu sollen, das Amt eines „churfürstlichen Postmeisters" übernehmen zu dürfen.

Dasselbe Anerbieten machte nun auch Sieber, der bereits ein großes Vermögen besaß; Koch erklärte sich bereit 1000 Thlr. Pacht geben zu wollen. Als jedoch Sieber sich erbot ein Aehnliches thun zu wollen, so bestimmte der Churfürst, daß Sieber gegen 1500 Thlr. jährlichen Pacht das Postmeisteramt erhalten sollte. — Späterhin (1636) wurde Sieber Kaiserlicher Oberproviantcommissar, hielt sich meistens in Brüssel auf, obgleich er, zu Anfange des J. 1638 sich in Lüneburg häuslich niedergelassen und angekauft hatte und ließ das Postwesen durch seine Verwalter bestellen.

Aus einer Stelle einer damals verfaßten Handschrift geht auch hervor, daß zu Sieber's Zeiten bereits gedruckte Zeitungen erschienen.

Als im Jahre 1642 die Schweden Leipzig eingenommen hatten, wurde von ihnen ein besonderer, das Postwesen betreffender Artikel vereinbart; sie wollten Mühlbach gern als Postmeister behalten; dieser jedoch, als treues Landeskind, ging nach Dresden, wo er das Leipziger Postwesen einführte und Vorschläge machte, durch deren Annahme dem „schwedischen Postwesen" Einhalt und Schaden gethan wurde. — In Leipzig wurde Sieber nebst seinen Verwaltern den 10. Juli entlassen und Daniel Dickpaul von Halle an dessen Stelle eingesetzt. — Zugleich befahl der Schwedische Feldmarschall Torstenson allen Zeitungsschreibern, namentlich dem Moritz Körner und dem Georg Kranark, künftighin keine Zeitungen zu schreiben, noch durch den Druck verbreiten zu lassen, welches Recht nur dem schwedischen Postmeister zuerkannt ward. — Während der schwedischen Herrschaft brachte das Postwesen in Leipzig nicht einmal 400 bis 500 Thlr. ein. — Im Jahre 1650 wurde die Stadt Leipzig den Sachsen wieder übergeben; Dickpaul wurde den 29. Juni entlassen und an seine Stelle trat Christoph Mühlbach, welcher vom Jahre 1654 an jährlich 800 Thlr., von 1658 an aber 1000 Thlr. in die Rentkammer einzuzahlen hatte. — Er befand sich aber dabei so wohl, daß er zu Groß-Prößna Erb- und Gerichtsherr wurde.

Der Kaiser wünschte eine directe Verbindung mit Böhmen, weswegen der Postmeister Mühlbach in Hellendorf (im Amte Pirna) an der böhmischen Grenze ein Posthaus erbaute; diese Poststation kam später nach Peterswalde, woselbst der Kaiserliche Posthalter jährlich 200 Thlr. Rittgeld bekam. Noch später wurde diese Station in das Dorf Krebs bei Pirna verlegt.

Bereits zu Anfange des 16. Jahrhunderts hatte der

Reisende sich mit einem Passe zu versehen um in aller Sicherheit seinen Weg fortsetzen zu können. Der „Geleitsbrief", welchen der Herzog Georg im Jahre 1521 für Dr. Luther in Worms aussertigen ließ, lautete wie folgt: „Wir Georg, von Gottes Gnaden Herzog zu Sachsen, Landgraff in Thüringen und Markgraff zu Meißen rc. fügen Allen und jeden unseren Amtleuten, Verwesern, Vögten, Geleitsleuten, Schössern, Bürgermeistern, Richtern, Räthen, Gemeinden und andern Unterthanen und Verwandten hiermit zu wissen:

Daß Röm. Kayf. Majestät unser Allergnädigster Herr jetzo Dr. Martinum Luther erfordert hat, auf gegenwärtigen Reichstag anher zu kommen. Dieweil denn derselbe Luther seinen Weg zum Theil durch unser Fürstenthumb Land und Gebiete nehmen wird, so befehlen wir auch und wollen, daß Ihr gedachten Dr. Martin Luther Allenthalben unverhindert und ohne Beschwerung durchpassiren und kommen laßt, ihm auch dazu förderlich erscheinet, damit er sicher und ohne Gefahr reisen und desto eher ankommen möge. Das ist unsere Meinung und Gefallen.

Geben Worms unter unser zurück gedruckten Secret besiegelt am 8. Tage des Monats Martii anno 1521."

Welche Vorkehrungen übrigens zu einer, wenn auch nur kurzen Reise damals getroffen wurden, ersieht man aus dem nächstfolgenden (wahrscheinlich noch ungedruckten) Briefe des Herzogs Johann Wilhelm an seine Gemahlin Dorothea. Dieses Handschreiben wird in seiner ursprünglichen Form und Sprache hier mitgetheilt, damit der Leser einerseits die damalige Briefform, anderseits die vertrauliche, offenherzige Sprache eines Fürsten gegen seine Gattin kennen lerne.

„30. December 1567 aus Saalfeldt.
(Die Herzogin befand sich in Coburg.)

Was wir ehrenn liebs und guths vermugen allezeit zuvor. Hochgeborne Fürstin, freundliche, liebe Gemahl. Wir haben gegenwertigen unsern Ambtman Hellpurk und lieben, getreuen Hans Friederichen Götzmann abgefertigt um mit etzlichen Pferden D. L.*) zu Uns anhero zu bringen, daß D. L. den dritten dies Monats (soll heißen des nächsten Monates) alhier bei uns ankommen mogenn, Und wollest unsere kleine nuhr im Namen Gottes zu Coburk in unser Ehrenburk lassen und dieselbige unserm Rhatt und lieben getreuen Veitt von Sparenberk und unserm Diener Fritzen von Ponicken beuelen, dann sonsten allerhandt fürfallen mocht das schrecken geben wurde, Wie wir D. L. zu derselben glücklichen Ankunft freundlichen berichten wollen, D. L. wollen auch Ihr gantz Frauenzimmer mitt sich nehmen. Nachdem auch D. L. uns in zweien Schreiben gebetten, dieselbige zu berichtenn wie sie sich verhalten sollen, wann D. L. abziehen. Als wollen D. L. die zwo eiserne Ladenn, deßgleichen den eisern Stoock, auch die Silberkasten, zwee schreibkasten, das schwarzeiserne Kestlein und das Blanke welches in unserm Gewelb in Ehrenburg stehen hinauff auf das Schlos Coburk in ein Gewelb doselbst setzen lassen, Will D. L. nun dieselben kleinoter und unser kleinoter Ladenn darzusetzen mag es D. L. woll thun, doch wollen D. L. solches Alles hinauffbringen lassen einen Morgen frue das etwa nicht ein schrecken darvon Ins Volk komme. Und wo muglichen selbst darbey seyn wann es ins Gewelb daroben gesetzt wirdett, odder do D. L. darbey nicht seyn kounten Fritzen von Ponicken darzu verordnen der das Gewelb daroben uff dem Schlos auff und zu schließe. — Was aber unser kleider und Tapezerey ahnlangt, wellestu nur Im Nahmen Gottes In der Ehrenburk lassen, doch unser Kinderhofmeisterinn die Schlüssel zu der Hauskammer lassen und das Meister Lucas sich von Coburk nicht begebe dieweil er die Schlüssel hat zu unseren Kleidergewelbe. Dies nachvolgendes wollen D. L. mit sich nehmen, Überbeth darinnen wir teglich liegen zu Coburk, Item den einfechtigen, schwarzen Sammet so gesteppt ist, Item den Neuen Seiden Atlas mit schmalen strichen, das Aschenfarben hoßen und Wamms so gestickt ist, darzu ein rappir oder zwey. Desgleichen zwei paretter so gutt sein, Insgleichnus wollen D. L. solche kleider vor sich auch mitnehmen, die Kleider so wir mit allhier habenn seindt der Atlasrock mit Zobel gefuttert und mitt einem schwarzen sammeten gebrem mit schwarzen Schnuren, klein Zobelrocklein von schwartzem Sammet mit guldenen Knopflein, den Mantel mit den gülden Hacken, der aufgeschnittene Sammet mit Zobel gefuttert das Parett mit den Grillen, Solches Alles wollestu mit allem vleis einmachen und mit D. L. bringen Und habens D. L. freundlicher Meinung nicht wollen verhalten und seindt D. L. allezeit viel ehren liebs und Guths zu erzeigen geneigt. Datum Salffeldt den 30 December umb X Uhr uff den Abendt Anno 1567

Johann Wilhelm Herzog zu Sachßen."

*) Dero Liebden.

Die Senften (auch Porte-chaisen genannt) sind noch als Beförderungsmittel zu bezeichnen. — Ihre Form war sehr verschieden, und man bediente sich derselben nur in den Städten oder für kürzere Ausflüge in der Umgegend, wie dieses offenbar, sowohl aus der Bauart derselben, wie aus dem Anzuge der Träger hervorgeht. Auch die Stelzen dienten den Rathsherren von Gotha als Mittel nach dem Rathhause zu gelangen, wenn die zu weichen, noch nicht gepflasterten Straßen das Schuhwerk und die Strümpfe zu verderben drohten.

A. v. B.

Altenburgische Sagen.*)

Wie der Galgen am Markte in Altenburg wegkam.

Auf dem Markte in Altenburg, da, wo die Sporengasse herabkommt, hat einmal ein Galgen gestanden, und es wohnte damals in einem Hause, da, wo jetzt die Post steht, ein vornehmer fürstlicher Rath, der viel zu sagen hatte. Der hochedle Stadtrath hätte nun gern den Galgen am Markte weggeschafft, denn es entsetzten sich Weiber und Kinder vor ihm, wenn er Früchte trug, und nur den Krähen war er angenehm, da sie an ihm Futter fanden, aber dazu mußte der fürstliche Rath seine Einwilligung geben, und, da er einen Galgen für eine große Zierde des Marktes hielt, mußte der Galgen bleiben. Nun trug es sich zu, daß einmal bei einer festlichen Gelegenheit ein fürstlicher Herr bei dem fürstlichen Rathe speiste, und darauf hatte der hochedle Stadtrath lange gewartet. Flugs kamen die Stadtknechte und henkten einen Dieb an den Galgen.

Als sich nun die Herrschaften zu Tische setzten bei dem Rath, gab es auf der Tafel, die Sonne schien recht schön, ein gar kurzweiliges Schattenspiel, denn so wie ein Windstoß den Gehenkten am Galgen schaukelte, so lief dessen Schatten über die Tafel und besonders über den Teller des Fürsten, und wollte demselben kein Bissen schmecken, sodaß er ungnädig aufstand und das Haus verließ.

In der Nacht danach wurde der Galgen niedergerissen, denn der fürstliche Rath ließ dem hochedlen Stadtrathe vermerken, wie er sich wundere, daß man den schönen Markt

*) Der Verfasser dieser erst durch „Sachsengrün" veröffentlichten Sagen ist der Actuar Dr. Krause in Eisenberg.

von dem Galgen verunreinigen lasse; der Stadtrath aber that, als ob er den Galgen, der doch ein altes Denkmal sei, gar nicht gern wegräume.

Die rothen Spitzen.

Als einmal der deutsche Kaiser Friedrich der Rothbart in Altenburg gewesen ist, es ist das schon sechshundert Jahre her, hat er gesehen, daß Altenburg gar wenig Thürme hat und da hat er ein Paar Thürme bauen wollen. Aber er hatte just keinen Baumeister und Steinmetzen, der ihm einen schönen Plan dazu machte; da fiel ihm ein, daß sein rother Bart, der zweispitzig war, eine Spitze lang, eine Spitze kürzer, gar wohl geeignet sei, die Thürme nach ihm zu bauen. Und so geschah es. Unten wurden die Thürme durch einen Zwischenbau verbunden, oben ragten beide heraus, aus rothen Ziegelsteinen gebaut, der rechte Thurm länger, der linke kürzer, gerade wie die Bartspitzen. Oben darauf kamen spitzige Dächer mit Schiefer gedeckt und schauten nun über die ganze Stadt weg.

So stehen sie noch heute dort, die rothen Spitzen, und kann man sich an ihnen einen Begriff machen, wie Rothbart's Bart beschaffen gewesen.

Vom verhungerten Schüler.

Es steht noch jetzt das Gerippe eines Jünglings in der Bibliothek des Gymnasiums, oder es stand wenigstens vor gar nicht langen Jahren noch dort. Damit ist es eine gar traurige Geschichte.

Es war einmal, vor weit länger als hundert Jahren, wie es alle Jahre vorher und alle Jahre nachher, bis heut gewesen ist und immer sein wird, der letzte Sonnabend vor den Hundstagsferien gekommen, und die Schüler wußten nicht, was sie vor Lust darüber anfangen sollten. Als es dem alten Schuldirector zu arg wurde, ließ er in großem Zorne Einen in das Carcer stecken, das damals in den Kreuzgewölben unter der Brüderkirche gewesen sein soll. Der Famulus schloß ihn ein. Danach gingen die Ferien an, und Alle sprangen mit ihren Ränzchen froh der Heimath zu; der Eine aber war vergessen.

Der Schuldirector hatte wahrscheinlich eben eine wichtige Stelle des Livius oder Tacitus im Kopfe, ob es da et oder aut heißen sollte, was für den Inhalt des Buches ganz gleich war, und der Famulus dachte an seine Aeltern und Geschwister in seiner Heimath.

In einem Dorfe aber wartete der Pfarrer auf seinen Sohn und die Pfarrerin hatte schon zwei Sonnabende Kuchen gebacken, ihn zu empfangen, aber der Sohn kam nicht. Da schrieb der Vater an den Hauswirth nach Altenburg und dieser lief schnell mit dem Briefe zu dem Schulregenten, da er wohl wußte, daß die Schüler längst in die Ferien gewandert seien; dem Schulregenten aber, dem es schon lange gewesen war, als ob er Etwas vergessen hätte, fiel ein, daß der arme Junge wohl noch im Carcer stecken möchte. Der lag aber an der Carcerthür und war verhungert. Da war großer Jammer.

Das Gerippe ist von dem verhungerten Schüler.

Der Bierkeller zu Gödern.

In dem Pfarrhause zu Gödern hat sich sonst etwas gar Merkwürdiges zugetragen und weiß doch Niemand, wie es geschehen oder gekommen ist. Der Teufel hat an dem einen Orte mehr Vergnügen als an dem andern, und stellt dem einen Stande im menschlichen Leben mehr nach, als dem anderen. So hatte der böse Feind oft auch von je sein besonderes Augenmerk auf die Pfarrherren geworfen, Gott weiß warum, vielleicht, weil sie ihm zu vielen Abbruch thaten, Seelen für die Hölle zu fangen. Merkwürdig aber sind auch die Orte, an denen er den Pfarrherren nachstellte. Ein solcher Ort war auch der Bierkeller in dem Pfarrhause zu Gödern, denn wenn der Pastor in denselben eintrat, war es zu seinem Tode und mußte er daran verscheiden. Das wußten alle Bauern in Gödern und auch in Altenburg wußten es die hohen Herren, denn als der Superintendent Sagittarius einst einen neuen Pfarrer dort einsetzte, frug er diesen, wie er es denn in dem Falle mit dem Keller halten wolle, und der Pfarrer, der doch nicht ganz sicher war, ob er mit dem Bierteufel siegreich kämpfen könne, entgegnete, er wolle den Keller lieber gar nicht betreten.

Der Judenkopf als Helmbild des Meißner Markgrafen-Wappens
und der dumme Junge von Meißen im Sprichworte.

(Schluß.)

Wenn nun schon gelehrte Geschichtsleute die wirkliche Benennung dieses Helmkleinodes des Meißner Markgrafenwappens nicht kannten und den „Judenkopf“ (wie er selbst urkundlich sich genannt findet und sogar die damit beprägten Münzen im Volke während der zweiten Hälfte des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts allgemein die „Judenköpfe“ hießen) als einen bloßen Narrenkopf bezeichneten, so war es keineswegs zu verwundern, daß auch das Volk sich nach seiner Weise dieses Helmbild beliebig deutete. Auch lag es nur zu nahe, im „Judenkopfe“ das Bild eines Narren zu erkennen, und da auch Narr und dummer Junge bald nach Abgange des mittelalterlichen privilegirten Narrenthums gleichbedeutend geworden waren, so taufte man ohne Weiteres das in Meißen wiederholt vorkommende Helmbild des alten markgräflichen Wappens den dummen Jungen von Meißen.

Nun fragt es sich jedoch, wie eigentlich das Wappenschild der alten Mark Meißen zu diesem Helmkleinode gekommen, oder wann wohl die Meißner Markgrafen dazu zuerst veranlaßt wurden, sich dieses seltsamen Helmschmuckes für die Turniere sowohl als auch für ihr Wappen als Mahlzeichen, sowie auf Hand- und Lehnssiegeln zu bedienen.

Ueber den Gebrauch der Helmkleinode geben uns eigentlich allein nur die Reitersiegel, sowie außerdem die vollständigen Wappensiegel der Fürsten und des Adels seit dem 13. Jahrhunderte vollständig Aufschluß. Das erste Vorkommen der wirklichen Zimiere oder figürlichen Helmschmucksachen datirt sich auf Reitersiegeln, wie überhaupt auch auf den Wappensiegeln, welche genau genommen die aufgehangenen Schutzwaffen (Wappen), die doch hauptsächlich in dem Helme und dem sinnbildlich verzierten sowie fingirten Schilde bestanden, darstellen, eigentlich erst seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Unter den Meißner Markgrafen erscheint daher auch Heinrich der Erlauchte zuerst auf seinem zweiten Reitersiegel, welches er als wirklich regierender Markgraf führte, mit dem alten Meißner Helmbilde, scheinbar zwei stehenden Balken mit je drei auswärts geneigten Sparren, nebst dem darauf gipfelnden Federwedel, auf dem abgeplatteten Helmvaze (Sturzhelme), was wahrscheinlich das Rippenwerk zu einem Kahne darstellen sollte. Dessen Sohn

Albert, sowie dessen jüngerer Sohn Diezemann, als Landgravius junior Thuringiae, führen jedoch das thüringische Helmbild. Dagegen trägt der Markgraf Friederich wieder das alte Meißner und ebenso auch der nachgeborne Sohn Heinrich's des Erlauchten, der bekannte „Markgraf von Dresden", Friedrich der Kleine, dasselbe, mit ihm von dem Schauplatze der sächsischen Wappenkunde verschwindende, fälschlich sogenannte „Arnshaugker Zimier". Markgraf Friedrich der Ernste soll nun zuerst den „Judenkopf" als Helmschmuck getragen haben und sogar schon denselben auf seinen Münzen, welche man deshalb auch im gemeinen Leben die „Judenköpfe" nannte, geführt haben. Dagegen können wir mit voller Sicherheit von dessen Sohne, Friedrich dem Strengen, behaupten, daß er den „Judenkopf" als Helmschmuck auf dem Reitersiegel, sowie namentlich auch den ledigen Helm mit diesem Zimier auf Münzen führte, und nicht minder von dessen Brüdern, Balthasar und Wilhelm, sowie von den Gebrüdern Friedrich, Wilhelm und Georg, von welchen Allen beglaubigte Reiter- und Wappensiegel, sowie auch, wenn wir nicht irren, Münzen mit dem „Judenkopfe" vorhanden sind.

Die eigentliche, rechtlich bedingte Veranlassung zur Annahme dieses Helmbildes für die mit dem Markgrafenthume Meißen belehnten Fürsten des wettinischen Hauses dürfte jedoch noch so lange ein Problem bleiben, so lange nicht eine Urkunde aufgefunden ist, in welcher ausdrücklich dieses als ein Berechtigungszeichen der Markgrafen von Meißen bezeichnet ist. Solange müssen wir uns daher mit der blosen, allerdings sehr wahrscheinlichen und einer historischen Grundangabe keineswegs entbehrenden Vermuthung begnügen, daß die von den Kaisern den Markgrafen von Meißen ertheilte und wiederholt bestätigte Berechtigung zur Ausübung des Judenschutzes, oder die Belehnung mit dem sogenannten Judenschatze, den Grund zur Annahme des „Judenkopfes" als Helmschmuck für die Insignien der Mark Meißen abgegeben haben dürfte.

Die erste Spur, daß ein Wettiner Markgraf von Meißen mit dem Judenschutze und den damit verbundenen Einkünften, dem sogenannten Judenschatze, von dem Kaiser, welcher doch bekanntlich allein nur das Recht hatte, die Juden, als sogenannte „Kammerknechte des heiligen römischen Reichs" oder Reichskammerunterthanen zu schützen und zu schatzen, belehnt ward, findet sich, unsers Wissens, in einer Urkunde vom 13. April 1330. In dieser Urkunde spricht sich der Kaiser Ludwig IV. (der Baier) dahin aus, daß sein Schwiegersohn, der Land- und Markgraf Friedrich (der Ernste) alle Juden in der Landgrafschaft Thüringen und in den Meißner und osterländischen Markgrafthümern, sowie in den Reichsstädten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen unter seine Jurisdiction und Hoheit (Dominium) mit allen Rechten, die der Kaiser allein über sie auszuüben befugt war, erhalten und auch die dem Reiche rückständigen und zukünftigen Steuern (Steurae) auf seine Lebenszeit von ihnen zu erheben berechtigt sein sollte. Dieses Recht beanspruchte aber auch des Markgrafen Friedrich des Strengen Witwe, Katharine, die Hennebergerin, für ihre Söhne Friedrich, Wilhelm und Georg, und legte deshalb gegen die vom Kaiser Wenzel am 21. September 1391 ausgesprochene Schuldbefreiung für alle Diejenigen, welche den Juden („allir judischeit") Etwas schuldeten, Protest ein, welcher auch wirklich vom Kaiser, der doch sonst nicht so galant gegen die Damen war, berücksichtigt ward, und der sogar die neue Bestätigung des Judenschutzes und Judenschatzes in gedachten Ländern für die genannten Markgrafen zur Folge hatte. — Außerdem bedurfte der stets geldbedürftige Kaiser Sigismund, im Jahre 1418, für die Ausschreibung einer außerordentlichen Contribution aller Juden im Reiche, laut Urkunde, erst des Markgrafen Friedrich's des Streitbaren Zugeständniß für die Erhebung derselben in Thüringen, Meißen &c.; ein abermaliger Beweis für das markgräfliche Recht des Judenschutzes und Judenschatzes.

Wer in dieser gewiß nicht uninteressanten geschichtlichen Angelegenheit noch eine nähere, belehrende oder berichtigende Auskunft geben kann, mag es ja zur Förderung der sächsischen Geschichtswissenschaft thun. Widerspruch fördert die Wahrheit! —

Ueberdies dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß, während die Christen einen dummen Jungen von Meißen als Sprichwort im Munde führen, die Juden dagegen ein dem ganz entgegengesetztes Sprichwort haben: sie reden nämlich von einem „Weisen von Meißen".

Die Entstehung dieses jüdischen, gewichtigen Sprichwortes, was nur dann gebraucht wird, wenn der Jude die höchste menschliche Weisheit und größtmöglichste religiöse Gelehrsamkeit bezeichnen will, ist einzig darin zu suchen, daß im Mittelalter die Stadt Meißen (besonders im 13. Jahrhunderte) nicht nur die Metropole der Juden in den Marken Meißen, Osterland &c war, wo viele sogar ansässig waren und daselbst fast gleiche Rechte mit den Christen genossen, sondern hier auch das größte Sanhedrin der Juden in Deutschland war, in welchem die jüdischen Gelehrten und Rabbi gebildet wurden. Noch ist der Name Judenberg und Judenthor übrig, ersterer wird als Begräbnißplatz bezeichnet, und in den Umgebungen Meißens findet man hier und da noch sehr alte jüdische Leichensteine mit Jahreszahlen jüdischer Zeitrechnung aus der Zeit von 1200 bis 1350 und nach 1370 (dazwischen fällt die große allgemeine Judenverfolgung in Deutschland), theilweise in Gebäuden, an Brunnen und Weinbergsmauern als Baumaterial benutzt und vermauert.

Dr. W. S.

Miscellen.

Schauerliche Gerichtssitte der Vorzeit.

Schon im 12. Jahrhundert hatte Thüringen einen Gerichtshof, Landgericht genannt, welches unter Vorsitz der Landgrafen von zwölf ritterlichen Schöffen jährlich dreimal bei Mittelhausen im Weimar'schen unter freiem Himmel gehalten wurde, und wieder in vier sogenannte Dingstühle, zu Gotha, Thamsbrück, Weißensee und Buttelstädt sich theilte.

Von diesem Landgerichte, welches mit dem Anfall Thüringens an Meißen im 13. Jahrhundert allmählig verschwand, zeigten sich nachher nur noch Spuren in vielen einzelnen Gerichtshöfen, gleichfalls Landgerichte genannt, deren Vorsitzer immer noch den, ursprünglich nur dem Landgrafen selbst zukommenden Titel Landrichter führten.

Diese Landgerichte wurden jedoch noch bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit den sonderbarsten mittelalterlichen Gebräuchen abgehalten, und es mußte der Beschuldigte, welcher sich z. B. beim Landgerichte zu Burgau durch einen Eid reinigen wollte, aus der Kirche zu Briesnitz bei Altenburg einige daselbst ruhende Körper von Heiligen — jedoch nur gegen hinlängliche Caution — nach Burgau schaffen, dann barfuß vor Gericht sich ausziehen, die Heiligen selbst zur Feierstätte tragen, daselbst auf ein seidenes Tuch legen, und, neben demselben knieend, bei brennenden Kerzen den Eid ablesen.

Unter Johann dem Beständigen ward diese unheimliche Förmlichkeit abgeschafft, und man schreibt dies dem am 14.

Mai 1529 verstorbenen Landrichter zu Jena und Burgau, **Hans Sohiklen**, als Verdienst zu, welcher, als ein für seine Zeit sehr aufgeklärter Mann, an den Churfürsten die Anfrage stellte: „Wie er sich künftig zu verhalten habe, da doch wohl solcher Brauch nur auf die Vorzeit berechnet gewesen sei, jetzt aber sich mit dem Licht des Evangelii nicht vertrage?"

Von jener Formalität bei Eidesleistungen stammt übrigens die noch jetzt in Thüringen gewöhnliche Redeweise der Betheuerung: „Ich werde dir nicht alle Heiligen hertragen!" 3.

Nickel List's Schandsäule.

Nickel List war in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter den Deutschen nicht minder berühmt, als es in Frankreich Cartouche war. Er hatte wesentlichen Antheil an Entwendung der Lüneburger goldenen Tafel. Er war ansässig in dem schönburg-hartensteinischen Dorfe Beuthe und hatte hier in eigenem Hause als Gastwirth gelebt. Dieses Haus nun wurde auf landesherrlichen Befehl niedergerissen und an dessen Stelle ein Stein gesetzt, der folgende Inschrift trug:

Auf der einen Seite las man:

An diesem Ort hat gewohnt der Weltbekannte Dieb, Kirchenräuber und Mörder Nicol List, von Waldenburg bürtig, welcher in der Johannis-Nacht 1696 von einer aus dem Amt Hartenstein nach ihm geschickten Folge den einen Landschöppen, Christof Kneuflern, und noch einen Bürger, Gottfried Eckarden, jämmerlich erschossen und darauff die Flucht ergriffen. Auf der gnädigen Herrschafft Befehl aber ist das hier gestandene Listische Haus niedergerissen und wider den flüchtigen Mörder mit der Acht verfahren worden.

Auf der anderen Seite stand:

Nachdem nun Nicol List den 9. Nov. 1697 wegen der beyden hier begangenen Mordthaten zu Hartenstein in die Acht erklärt worden, ist er wegen anderer Uebelthaten zu Grätz gefänglich einkommen und von dar nach Hof gefahren, hirnächst aber, ob ihm schon daselbst gleich ein scharfes Todes-Urtheil gesprochen gewesen, dennoch aber als ein Mit-Räuber der köstlichen Lüneburgischen Tafel, erst nacher Zelle gebracht, allwo er wegen bekannten, vielen, wichtigen Deuben 9 Kirchen-Raube und dieser Mordthaten den 2. Mai 1669 seinen Lohn empfangen, indem er von unten auf mit 8 Schlägen zerschmettert, ihm noch lebend der Kopf mit einem Beil abgehauen, selbiger auf einen Pfahl genagelt, der todte Cörper aber auf einem Scheiterhauffen zu Pulver verbrannt worden.

Neben diesem Steine sah man die Namen und Lebensumstände der von Nicol List im Jahre 1696 erschossenen beiden Personen noch im Jahre 1731. 1.

Churfürst Christian II. von Meuchelmördern bedroht.

Christian II. war ein großer Freund der Auerhahnbalze und besuchte deshalb oft die Gegend von Gräfenhainchen, wo er einst in Gefahr schwebte, ermordet zu werden. Es war am 28. April 1604, in der Morgendämmerung, als er mit seinem Bruder Johann Georg und starkem Gefolge nicht weit vom Dorfe Judenberg einem Gehölz sich näherte, aus welchem nach ihm von unsichtbarer Hand geschossen wurde, ohne jedoch den Fürsten zu treffen. In der ersten Verwirrung ließ man den im Gebüsch versteckten Meuchelmördern zwar Zeit zur Flucht, doch entdeckte man dieselben bald darauf in einem Anhaltischen Dorfe. Es war ein gewisser Michael Heinrich, gebürtig aus Magdeburg, und Hans Wenzel aus Bitterfeld; der erstere ward lebendig geviertheilt, der letztere mit glühenden Zangen gezwickt und von unten auf gerädert.

Im Verhöre und bis zum letzten Augenblicke blieb Michael dabei, daß der Canzler Biedermann und der Obristleutnant Heinrich von Dünau, beide in Anhaltischen Diensten, ihn und seinen Helfershelfer gegen 200 Gulden Belohnung zu diesem Fürstenmorde gedungen, die Flinten dazu geliehen und auch 8 Gulden abschläglich bezahlt hätten.

Der Churfürst verlangte nun die Auslieferung der vorgeblichen Mordanstifter gegen sicheres Geleit nach Dresden, allein Georg I., Fürst von Anhalt, verweigerte dies als einen Eingriff in seine Gerechtsame, entsetzte aber doch die Angeschuldigten ihrer Aemter und ließ sie als Gefangene auf das Schloß Großalsleben bringen. Christian II., damit nicht zufrieden, beschwerte sich beim Kaiser Rudolph II., der sodann 1607 kraft der goldenen Bulle, welche Majestätsverbrechen nur kaiserlicher Gerichtsbarkeit unterwirft, die Verdächtigen nach Wien auszuliefern befahl. Aber ihr Landesherr verweigerte auch dies und erbot sich höchstens, Biedermann und Dünau unter Mitwirkung einiger seiner Räthe an einen dritten Ort zur Untersuchung zu liefern. Doch ehe es soweit kam, starben die Angeschuldigten und der Prozeß kam dadurch schnell zu Ende. 3.

Grabschrift auf Philipp Melanchthon von seinem Schüler Johannes Mathesius.

Ein Honigblum aus schwarzer Erd*)
der Ehren Cron und Lobes wehrt,
liegt hier verwelkt in ihrer Ruh,
da ihr die Hitz setzt heftig zu.
Aus ihr viel dankbar Bienelein
sogen und machten Honigseim
zu Trost und Lehr der Christenheit,
deß trägt manch Schul und Kirche Leid.
Viel Ungeziefers und Vogel wild
dieß kleine Würmlein hat gestillt
mit seinem Ruhm und theuern Safft;
viel Guts hat Gott durch es geschafft,
in Kirch, Schul, Haus und Regiment.
Nun hat sein Müh und G'fahr ein End.
Raup, Hummel, Mettel, Brem und Wesp
kein Nessel, Klett, Distel noch Tresp
dieß liebe Röslein dämpfen kunt,
Gott preists, Leut lehrts zu aller Stund,
manch Spinn ist drüber hingekrochen,
viel giftig Wurm hat darin gestochen,
noch lebts und schlifts in diesem Schrein,
sein Werk wird unvergessen seyn.
Gott ihm sein Thränen fein abwischt
mit Himmels Thau er's jetzt erfrischt,
lieblich Ruh seinem Bettelein geben
wird, in Kürz' auch wieder heben,
wenn treuer Lehrer Bein und Haut
wird blühen wie das grüne Kraut;
Da wird sein Glaub, Geduld und Fleiß
bekommen Dank, Lob, Ehr und Preis.
Wer nun zu diesem Sarg thut wallen,
der lasse doch ein Thränlein fallen,
und seufz mit mir aus Herzens Grund,
Gott g'fällt ein dankbar Sinn und Mund.
Herr Christ komm zeig Dein Herrlichkeit,
die solchem Blümlein ist bereit.
Durch Dein Fürbitt und Wunden roth.
Hilf Deiner Kirch aus aller Noth.
Erhalt auch alle Bienelein
und dieses Rösleins Blättelein
in Deinem Cypressen Schreinelein,
denn sie Deins Namens Zeugen seyn.
Dein Wort und gute lauter Schrift
dient wider Mord und Teufels Gift,
lehrt, tröst, erquickt, warnt Jedermann
ein bös Buch geht alls Unglück an. 1.

*) Melanchthon, auf deutsch Schwarz=Erd.

Der grüne Esel zu Querfurt.

Man hat von jeher den Wahrzeichen der Städte Aufmerksamkeit zugewendet, da sie gewissermaßen eine Art von Nebenwappen bilden und sich häufig Sagen daran knüpfen, die zumeist einen geschichtlichen Grund haben. Sie gehören zu den Eigenthümlichkeiten der Städte. Außer den feststehenden Wahrzeichen haben viele Städte noch eigenthümliche, in Form und Namen von denen anderer abweichende Gebäcke und Biere. In andern Städten herrscht die Sitte, an bestimmten Festtagen bestimmte Gewerbserzeugnisse in Masse zum Verkauf zu bringen und den Kindern als Spielzeug zu geben. Eine solche Sitte herrscht noch heute in Querfurt, wie wir S. 23 der 2. Nummer des Sachsengrün bereits erwähnten. Zum Pfingstmarkt, der auf der Eselswiese alljährlich daselbst abgehalten wird, bringen die Töpfer Tausende von Exemplaren eines Reiters, dessen Pferd



zu einem Pfeifchen eingerichtet ist und wovon wir hier eine Abbildung in der halben Größe des Originals geben. Die kleine Statuette aus grünglasirtem Thon stellt Bruno III., edlen Herrn von Querfurt, vor.

In ähnlicher Weise wurden in alter Zeit an gewissen Festen Bildwerke in gebranntem Thon, Wachs, Brodteig, Pfefferkuchen, welche weltlichen wie geistlichen Sagen als Träger dienten, angefertigt; manche derselben, namentlich aus festerem Stoffe, z. B. aus gebranntem Thon, sind erhalten und stehen als unerklärte Curiosa in den Museen, nachdem die Feste und Gebräuche, welche sie hervorgerufen haben, aus dem Kalender verschwunden sind. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, solche noch vorhandene Dinge den Nachkommen aufzubewahren, und diesen eine Deutung solcher Bildwerke möglich zu machen. Hierher gehören z. B. die kleinen 2 bis 4 Zoll langen Thonbildchen, die ein liegendes Kind darstellen, das die Arme auf der Brust zusammengefalten und einen Apfel in der Hand trägt. Sie kommen, zum Theil nur in Bruchstücken, ziemlich häufig im ehemaligen Churkreise und den Lausitzen vor und sind ebenso kunstlos gearbeitet, wie die Querfurter Statue. In Bronze aber sind sie in zahlreichen Exemplaren in der Sammlung christlicher Alterthümer bei der vaticanischen Bibliothek zu Rom vertreten.

Wohl verdienen solche Erscheinungen aufmerksam verfolgt zu werden, da sich oft ganz unerwartete Ergebnisse daraus entwickeln, die für die Culturgeschichte von Bedeutung sind. 1.

Die erste Ueberrumpelung Meißens.

Im Jahre 978 nahmen die Böhmen Meißen mit List ein. Sie lockten den Commandanten, unter dem Vorwande einer Unterredung, an die Nicolaikirche auf dem Neumarkte, wo sie ihn meuchelmörderisch tödteten, die Stadt besetzten, und den Bischof verjagten. Allein der Markgraf Eckard vertrieb die Böhmen wieder und zwang sie, dem Bischof Volchuld den Schaden zu ersetzen. Diesen Bischof rührte 994 alsdann in Prag, wohin er berufen worden war, am Altare der Schlag. 3.

Steinregen bei Schleusingen.

Am 19. Mai 1552, am Tage der Erstürmung der Ehrenberger Klause, zog über den Thüringer Wald ein fürchterliches Donnerwetter sich auf, welches, nach dem Bericht eines Augenzeugen, „einen Strich gewaltiger Kieselsteine mit sich führte, die sich in der Luft mit solchem Krachen, daß es nicht auszureden, zerstoßen und zerschlagen und keiner fast ganz auf die Erde kommen. Was troffen ward, das mußte zu Boden gehen" — „da sahe man Zweige und Aeste, so von Bäumen geschlagen, in der Luft herum fliegen; was an Ziegeldächern im Strich troffen war, in der Stadt Schleusingen und sonst, ward alles zerschmettert; Vieh, Kühe, Schaafe wurden eines Theils übel zerschlagen."

Fürst Georg Ernst von Henneberg und seine Schwester, Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt traf der Steinregen zwischen Schleusingen und der Glashütte, mitten im Felde so, daß sie schwer mit dem Leben davon kamen. Eins der Pferde fiel noch denselben Abend und der Fürst selbst ward vom Schreck so krank, daß er kurz nachher im 47. Jahre starb.

Spangenberg, Lehrer der Schule zu Eisleben, war gerade mit einem Freunde unterwegs in einem bedeckten Wagen. Der Steinregen ging hart vor den Reisenden nieder, doch trafen nur zwei Steine Spangenberg's Freund am Schenkel „also, daß er blaue Flecken bekommen, ungeachtet er Stiefeln angehabt." Einige der Luftsteine nahm man mit nach Eisleben und zeigte sie dort zu allgemeiner Verwunderung. 3.

Sprechsaal.

„Zur Sächsischen Literatur." Unter dieser Aufschrift sollen im Sachsengrün die neuesten, die Geschichte und Landeskunde des Sachsenlandes betreffenden, neu erschienenen Schriften insofern zur Kenntniß des Publikums gelangen, daß über deren Inhalt und Tendenz getreuer Bericht erstattet wird. Wir beginnen mit einer Notiz über die: Chronik von Borna, herausgegeben von Robert Wolfram, Oberlehrer in Borna. Im Selbstverlage des Verfassers. 1859. 452 Seiten 8., die um so willkommener ist, als seit dem Jahre 1688, wo Sebastian Kuhn seine Bornische Chronica in Chemnitz drucken ließ, eine eigentliche historische Notiz über jene Stadt fehlt. Joh. Gottl. Lucius gab 1712 biographische Notizen über die Bornaischen Superintendenten. Herr Wolfram hat sorgfältig das Wenige gesammelt, was sich über die Geschichte der Stadt vor dem dreißigjährigen Kriege auffinden ließ, und führt dann diese Erzählung bis 1859 fort. Seite 59 geht der Verfasser zu der Beschreibung der geographischen Lage der Stadt über, woran die Topographie sich anlehnt. Seite 90 beginnt die Betrachtung der kirchlichen Zustände seit ältester Zeit, Verfassung und Verwaltung, Gewerbthätigkeit, Naturereignisse; Vorfälle aus dem bürgerlichen Leben werden sodann aus den besten archivalischen Quellen mitgetheilt. Wir begrüßen Herrn Wolfram's fleißige und gewissenhafte Arbeit als einen willkommenen Beitrag zur sächsischen und deutschen Culturgeschichte. G. Kl.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu eine Lithographie: Die Windbergbahn. ☜



Lith. v. A. Pretzsch

Johann Georg I.

Sonnabend, den 1. December.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Jagdchronik des Churfürsten Johann Georg I.

1611 bis 1656.

Die Jagd finden wir unter allen Zonen als diejenige Beschäftigung, die den Culturgang der Menschen eröffnet. Erst später gelangen die wandernden Jägerstämme zur Viehzucht, endlich zum Ackerbau und seßhaftem Leben. Die Jagd tritt dann mehr in den Hintergrund; sie ist auf der einen Seite Abwehr schädlicher reißender oder feldverwüstender Thiere, auf der andern aber eine heilsame Uebung körperlicher Kraft und Gewandtheit.

Als die Römer zum erstenmal die deutsche Erde betraten, fanden sie Ackerbau bei sämmtlichen Stämmen. Die stattlichen Wälder, welche damals die gebirgigen Theile des Landes bedeckten, bargen indessen noch so viel Wild, daß die Jagd auf dasselbe von der Nothwendigkeit geboten wurde. Bären, Wölfe, Wildkatzen, Luchse, Füchse waren in reicher Fülle vorhanden, der Löwe bereits beseitigt. Nächstdem waren von Gehörn tragendem Wild außer Hirschen und Rehen, die Auerochsen, Wisent genannt und das Elenn, Elch, die auch unter den jagdbaren Thieren des Nibelungenliedes vorkommen, die stattlichsten. Der Wisent kommt bekanntlich lebendig jetzt nur noch im Walde von Bialowicza in Litthauen vor, während das Elenn in den Wäldern der russisch-deutschen Ostseeprovinzen heimisch ist. Im Burgwalle von Schlieben fand man ziemlich erhaltene Elenngeweihe. Das Andenken des Wisent hat sich in Deutschland nur in mehreren Ortsnamen erhalten; ein Geschick das — allerdings weit später auch Bären und Wölfe theilten.

Die sächsischen Lande sind noch jetzt reich an stattlichen Wäldern, aus denen seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die Forstwissenschaft hervorging und sich über die gebildete Welt ausbreitete. Vor Allem boten das Erzgebirge, die Annaburger Haide und der Friedewald ein umfangreiches Jagdrevier, welches die sächsischen Fürsten bestens benutzten. Herzog Albrecht war ein rüstiger Jäger; der Biograph dieses Fürsten, Herr Dr. von Langenn, berichtet, wie er mit seinen fürstlichen Zeitgenossen fortwährend in Bezug auf Jagdwesen in lebhaftem Verkehre stand, wie er Falken aus Polen und Brandenburg erhielt und Jagdhunde aus der Schweiz kommen ließ. Herzog Albrecht hatte auf der Viehweide in Dresden ein Jägerhaus erbaut und hatte auch einen besonderen Falkenmeister. Sein Sohn und Nachfolger, Herzog Georg baute ein neues Jägerhaus vor dem Wilsdruffer Thor. Unter den Gemälden des Schlosses Moritzburg befindet sich vom Pinsel des älteren Lucas Cranach die Darstellung einer Jagd, die Churfürst Johann Friedrich in der Lochauer Haide veranstaltet hatte.

Churfürst August begründete im Jahre 1568 den Jägerhof zu Alt-Dresden, die gegenwärtige Cavaleriekaserne in Neustadt. Das Königl. historische Museum im Zwinger enthält im zweiten Zimmer eine Reihe höchst interessanter Denkmale der Jagdliebe desselben Churfürsten. Es sind dies die, zum Theil überaus kunstreich gearbeiteten, reich verzierten Jagdmesser, Waidblätter, Sauspieße, Armbrüste, Pulverflaschen,

Hifthörner u. s. w., welche neben den Jagdtaschen und Hundehalsbändern desjenigen Fürsten aufgestellt sind, dem diese Mittheilung vorzugsweise gewidmet ist.

Churfürst Johann Georg I., seit dem 3. Juni 1611 der Nachfolger seines Bruders Christian II., war einer der rüstigsten Pfleger des edlen Waidwerkes, dem er auch, trotz aller Unfälle, die ihn und sein Land so hart trafen, bis an das Ende seines Lebens treu blieb.

Ein schönes Denkmal dieser Neigung des Churfürsten Johann Georg I. befindet sich in der Königl. öffentlichen Bibliothek durch die Gnade Sr. Majestät des Königs Johann. Es besteht dasselbe aus zwei kostbaren Bänden, die in grünen Sammet gebunden, mit stark vergoldeten Mittel- und Eckbeschlägen und Clausuren versehen sind.

Der erste Band hat folgenden Titel:

Verzeichniß, Was der durchlauchtigste Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Johann Georg Hertzogh zu Sachßen, Jülich, Cleve und Berg, des Heyligen Römischen Reichs Ertzmarschalch und Churfürst, Landgraff in Thüringen, Markgraff zu Meißen, auch Ober- und Niederlausitz, Burggraff zu Magdeburg, Graff in der Marck und Ravensberg, Herr zu Ravenstein in Viertzig Jahren, Als von Anno 1611 bis 1650 an Hohen und Niedrigen Wildtpret in Jagen, Pirschen, Streiffen und Hetzen geschossen, gefangen und gehatzt, Angefangen in Dero glücklicher Regierungseintretung zu Dreßden in der Hirschfeist Donnerstag den 11. July und in Obern Hasengehege in Lappen geschossen

2 Hirsche einer an 10 Enden haben gewogen einer over 7, 1 over 5 Centner.

Also lautet der Anfang dieses ersten Bandes, dem zwei Pergamentblätter vorgesetzt sind, von denen das erste das auf der beiliegenden Tafel wiedergegebene Portrait des Churfürsten in ganzer Figur zeigt. Der fürstliche Jäger erscheint im maigrünen, reich mit Gold gestickten Jagdkleide, an der Linken den Degen, an der Rechten das Waidmesser; zu seinen Füßen liegt einer jener colossalen Hunde, deren Halsbänder noch jetzt im Jagdzimmer des Königl. historischen Museums aufbewahrt werden. Das gegenüberstehende Blatt enthält auf schwarzem Felde den in zarter Goldschrift ausgeführten Titel des Buchs, worunter zwei Jäger, deren einer den Saufspieß trägt, während der andere auf die Büchse gelehnt, das Hifthorn bläset. Oben ist eine Ansicht von Dresden mit der Brücke, unten die Festung Königstein gar sauber abgebildet.

Diese Jagdchronik ist in höchst sorgfältiger gleichmäßiger Weise geschrieben. Wir bemerken dabei, daß das Jägerjahr in vier Hauptabschnitte zerfiel, der erste, das Wildbretschießen, währte vom Januar bis Juni, der zweite, die Hirschfeist, fand im Juli und August statt, der dritte, die Hirschbrunst, begann am 1. September und währte den October hindurch, der vierte und letzte Abschnitt, die Schweinehatz, dauerte während des November und December.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Schauspieler, Sänger und Tänzer am Hofe zu Dresden

1696 bis 1733.

Hatte unter der Regierung des Churfürsten Johann Georg III. das deutsche Schauspiel am Hofe zu Dresden, namentlich durch den Einfluß des berühmten Magister Johann Velthen und seiner Truppe, einen günstigen Boden gefunden, so sollte es denselben unter der Herrschaft Johann Georg IV. und Friedrich August I. wieder verlieren. Ersterer zeigte nur Interesse für italienische Oper und glänzendes Ballet, letzterer neigte sich entschieden hauptsächlich französischer Muse zu. Er war der erste sächsische Fürst, der im damaligen ausgebreitetsten Sinne des Wortes die sogenannte große Cavaliertour durch Europa gemacht und dadurch seine Neigungen vielseitig ausgebildet und seinen Geschmack verfeinert hatte. In Paris entzückten ihn, außer den dramatischen Meisterwerken Corneille's, Racine's und Molière's, die Opern Lully's und die zu jener Zeit dort im Schwunge stehenden Ballets, Divertissements und derartigen Kinder der Mode und der Unterhaltung. Es scheint, als hätte der Pariser Aufenthalt und der glänzende Hof Ludwig XIV. den entscheidendsten Eindruck auf Friedrich August I. gemacht, denn französische Sitte und Kunst behielt am Hofe unter seiner Regierung immer das Uebergewicht, trotz des Kampfes mit italienischer Muse, die erst nach seinem Tode (1733), unterstützt durch die Neigung des neuen Herrschers und durch politische Einflüsse, vollständig den Sieg davontragen sollte.

Sehr bald erschienen denn auch am Hofe August's des Starken nach seinem Regierungsantritte (1694) französische Schauspieler. — Während des Carnevals 1696 spielte in Dresden eine französische Schauspielergesellschaft, welche in Diensten des Churfürsten Ernst August von Hannover stand und von diesem Urlaub nach Dresden erhalten hatte, worüber sich zwischen beiden Fürsten ein freundschaftlicher Briefwechsel entspann. Die Truppe erhielt vom 1. Januar bis 2. März (wo sie entlassen wurde) an Verpflegungskosten 673 Thlr., an Honorar 5000 Thlr.; für die Herreise 600 Thlr. und für die Rückreise (welche 8 Tage dauerte) 310 — zusammen 6583 Thlr. Beleuchtung und Heizung bestritt die Kämmereicasse. Diese Gesellschaft spielte zum ersten Male am 27. Januar im Opernhause (jetzt K. Hauptstaatsarchiv), später auf einer im Riesensaale erbauten Bühne und gab überhaupt 14 Vorstellungen. Weder das Opernhaus, noch die Bühne im Riesensaale mochten sich jedoch für die Vorstellungen der französischen Schauspieler als zweckmäßig bewiesen haben, weshalb der Churfürst durch Specialbefehl d. d. Wien 10. November/31. October 1696 die Erbauung eines Schauspielhauses zur Darstellung „frembder Comoedien" befahl, indem er anführte, daß im Opernhause „allein die Singstimmen ihren Effect thun, die redenden Actores aber mit ihren Stimmen ohne sonderliche Beschwerung" dasselbe nicht ausfüllen könnten.

Mittlerweile erfolgte der Uebertritt des Churfürsten zur katholischen Confession in Wien (Mai 1697) und die Annahme der polnischen Königskrone (September 1697). Der Hof wurde durch das letztere Ereigniß immer glänzender und prächtiger; der neue Herrscher suchte durch alle Mittel, auch durch die Kunst, die neuen Vasallen an seine Person in Warschau und Dresden zu fesseln.

Während des Carnevals 1699 fand eine Reihe glänzender Festlichkeiten in Dresden statt, unter andern auch ein Ballet und 14 französische Comödien. Eine Schauspielergesellschaft war dazu engagirt worden, die zuerst auf Befehl des Königs während der Michaelismesse in Leipzig, die er mit zahlreicher Begleitung besuchte, im Zimmerhof (Brühl), Opernhaus und den 3 Schwänen spielte. Auch während des Carnevals 1700 gab diese Truppe in Dresden am Hofe Vorstellungen, worauf sie im März desselben Jahres ihre Entlassung erhielt.

Den König mochten diese wandernden Künstler nicht befriedigt haben, weshalb er den Entschluß faßte, eine Gesellschaft französischer Schauspieler, Sänger und Tänzer bleibend in seine Dienste zu nehmen. Vorerst wurde deshalb eine Persönlichkeit gewonnen, die zu Ausführung dieses Planes am geeignetsten schien.

Angelo Constantini aus Verona widmete sich sehr frühzeitig der Schauspielkunst, und wählte sich in der italienischen Pantomime den Charakter des Arlequino. Im Jahre 1680 debutirte er in Paris und bildete sich bald eine neue, aus dem Bedienten und Abenteurer zusammengesetzte Rolle, welche er Mézétin nannte und in französischer und italienischer Sprache spielte. Er wurde durch sie sehr bekannt und man legte ihm deren Namen auch im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben bei. Als sich 1697 die italienische Truppe im Hotel de Bourgogne auf löste, ging er in Dienste des Herzogs von Braunschweig, von wo er in demselben Jahre nach Dresden berufen wurde, um für den dortigen Hof eine französische Schauspieler-, Sänger- und Tänzer-Gesellschaft zu engagiren. Er reiste im Auftrage des Königs 1698 nach Paris und entsprach zur größten Zufriedenheit den Wünschen seines kunstliebenden Herrn, der ihn auch dafür durch Rescript vom 8. März und 28. April 1699 zum Geheimkämmerier ernannte. Der Verfasser der Histoire universelle des Théâtres de toutes les Nations (T. XII. Partie I. Paris 1780) erzählt von Mézétin*): „Der König August, sehr zufrieden mit der Ausrichtung jener Aufträge, verlieh ihm 1699 den Adel mit der Stelle eines geheimen Kämmeriers, eines Schatzmeisters der Menus plaisirs und eines Aufsehers der Schmuckkammer (Garde des bijoux).**) Solche Ehrenbezeigungen veranlaßten ihn zu der Keckheit, einer vom König geliebten Dame Anträge zu machen, wobei er Spott über die Person seines Wohlthäters trieb. Die Schöne war beleidigt, schwieg aber; als indeß Mézétin nicht abließ, benachrichtigte sie den König, welcher versteckt die übermüthigen Aeußerungen seines Nebenbuhlers hören mußte. August stürzte mit gezücktem Degen hervor und würde den Schauspieler geopfert haben, hätte nicht ruhige Ueberlegung Raum gefunden. Er ließ ihn auf den Königstein bringen." Bis zu dieser Festsetzung Constantini's kann die Erzählung richtig sein, wenigstens ist soviel gewiß, daß er den 15. Februar 1702 auf den Königstein kam, wo monatlich von der Rentkammer 41 Thlr. 13 Gr. 4 Pf. zu seinem Unterhalte ausgezahlt wurden. Der weitere Bericht der Histoire universelle, daß ihn nach 21 Jahren eine andere Geliebte des Königs bei einem Besuche auf der Festung losgebeten habe, ist jedoch eine Fabel. Im Jahre 1707 meldet ein Bericht des Festungscommandanten Generalmajors v. Ziegler d. d. Königstein 16. Januar, daß Constantini krank geworden sei, alle Arzenei verschmähe, sterben wolle und verlange, es solle dies dem Könige gemeldet werden. Dieser schickte darauf am 20. Januar den Geheimkämmerier Lange zu Constantini und befahl, denselben ungehindert zum Gefangenen passiren zu lassen. Darauf erfolgte wahrscheinlich bald die Freilassung desselben, denn ein Specialbefehl aus dem Feldlager von Lille (1708) an den Ober-Hofmarschall von Pflugk besagt: „Demnach Wir den auf die Festung Königstein arrêtirt gewesenen Constantini unlängst wiederumb auf freyen Fuß gestellet, und nunmehr in Gnaden gemeint seyen, denselben als Unsern Geheimkämmerier (mit 1700 Thaler Gehalt) wieder in Diensten zu nehmen" ꝛc. Man brauchte ihn wahrscheinlich sehr nothwendig, da in demselben Jahre in Lille eine neue französische Schauspielergesellschaft engagirt worden war und der König nach seiner Rückkehr das Theater wieder eröffnen wollte. Von da an wurde Constantini wieder häufig vom Könige mit Besorgung der Theaterangelegenheiten betraut und scheint dessen Vertrauen aufs Neue vollständig besessen zu haben. Er schrieb eigens für ihn eine „Gazette comique", die sich in satyrischem Tone über die damaligen Hofleute und Verhältnisse ausließ. Seine Frau Livia*) war 1717 als Sängerin bei der italienischen Oper engagirt, wurde 1719 aber wieder verabschiedet. Constantini erhielt 1725 seine Entlassung, verließ Dresden und spielte zu Ende des Jahres 1728 wieder in Paris als 75jähriger Mann noch einigemal mit den Italienern, nach dem Mercure de France mit großem Erfolg, nach anderen Stimmen, die ihm selbst in seiner Blüthezeit nicht das Lob des Kenners ertheilen wollten, ohne Glück. Nach seiner letzten Vorstellung (Sonntag den 23. Februar 1729, Arlequin Empereur dans la Lune von Fatouville) verließ er voller Schulden Paris und starb zu Ende desselben Jahres in Verona. Lafontaine verewigte sein Schauspielertalent durch folgende Verse unter seinem nach einem Bilde von F. de Troy von C. Vermeulen 1689 in Kupfer gestochenem Portrait (s. nachstehenden Holzschnitt):

„Icy de Mézétin, rare et nouveau Protée
La figure est réprésentée
La nature l'ayant pourveu
Des dons de la Metamorphose;
Qui ne le voit pas, n'a rien veu
Qui le void, a veu toute chose."

Dies etwas exaltirte Lob rief den Witz François Gaçon's hervor, der in seinem Poëte sans fard (Köln 1696), nachdem er die Verse Lafontaine's gebracht, einige scharfe satyrische Epigrammes folgen läßt**).

Wie bereits erzählt, bestand der erste Auftrag, welchen Constantini im Dienste Friedrich August I. erhielt, darin, in Paris eine französische Schauspieler-, Tänzer- und Sängergesellschaft zu engagiren. Er reiste den 23. Mai 1698 deshalb von Warschau nach Paris ab und führte von dort aus, namentlich im Herbste des Jahres 1699, mit seinem Herrn und dem Grafen Beichling***) eine lebhafte Correspondenz. Er hatte eine Operngesellschaft engagirt, welche, wie er selbst sagt, die Pariser Oper weit übertreffen sollte. Die Contracte waren im September 1699 fast alle abgeschlossen und es handelte sich nur um die Verabfolgung von Wechseln, um die gehabten Auslagen und Reisekosten zu decken. Diese waren nicht unbedeutend, da Constantini nicht nur Vorschüsse auszahlen mußte, sondern auch Kleider, Federn, Steine, Maschinen, Decorationen u. s. w. angeschafft hatte, und außerdem für den König und die Gräfin Esterle (damals Geliebte August's) noch bedeutende Einkäufe an Galanteriesachen und Toilettengegenständen, Rissen und Zeichnungen von Versaille und anderen Schlössern besorgen mußte. Die Wechsel erfolgten 7 Monate lang nicht, da besonders Beichling dem Unternehmen nicht wohl wollte, und nur den dringendsten Vorstellungen Constantini's beim König, nachdem er viermal persönlich in Dresden gewesen war, gelang es, endlich zum Ziele zu kommen. Er stellte namentlich die Lächerlichkeit eines derartigen gescheiterten Unternehmens vor und appellirte an die Gerechtigkeit und Großmuth des Königs, die ihn nicht der Verlegenheit aussetzen würde, eingegangene Verbindlichkeiten nicht halten zu können. Er sagt in einem der Briefe wörtlich: „sy cette affaire manque, je pranderay la fuite de Paris tout comme sy j'était un voleur du Grand Chemin. La cour en rira, les Parisiens raillerons, ceux, que j'ay engagé me meaudiront et je seray en état de ne plus revoir Paris" etc. Endlich war Alles in Ordnung, und die Abreise der Gesellschaft (93 Personen stark) erfolgte von Paris nach Warschau, wo sie zuerst spielen sollte, im Mai 1700, und zwar mit Wagen

*) Ebenso das Dictionnaire des Théâtres de Paris 1756. T. II. p. 146.

**) So nennt sich Constantini auch auf dem Titelblatte eines von ihm verfaßten und dem Könige gewidmeten französischen Divertissements: Le Théâtre des plaisirs, welches während der Anwesenheit des Königs von Dänemark in Dresden im Jahre 1709 aufgeführt wurde.

*) Wahrscheinlich war dies seine zweite Frau; die erste hatte er 1680 geheirathet. Sie hieß Auretta Dorsi und spielte ebenfalls in Paris mit ihrem Manne, jedoch ohne Erfolg.

**) Constantini schrieb: La vie, les amours et actions de Scaramouche. A Cologne 1695. 12. Auch in Paris erschien dasselbe 1695 und 1698.

***) Graf Wolf Dietrich von Beichling, Großkanzler. Ihn stürzte 1703 die Gräfin Kosel.

über Straßburg und Ulm, mit Schiff auf der Donau nach Wien und wieder mit Wagen über Krakau nach Warschau. Die Rechnung Constantini's für diese Reise und den Ankauf der Waaren, Transport derselben und theilweise Auszahlung der Gehalte betrug 52,305 Livres 17 Sous*). Die Mitglieder der Oper protestirten en masse gegen diese Rechnung Constantini's, welche in einzelnen Punkten allerdings übertrieben war und beehrten ihn nicht eben mit den schmeichelhaftesten Beinamen. Constantini vertheidigte sich energisch und schrieb schließlich: „je m'abandonne à la Clemence du Roy et à la genereuse justice du Mr. le grand chancellier.“ **)



Die Gesellschaft bestand aus einem Directer (Dechalliers); 13 Schauspielern und Sängern, 18 Schauspielerinnen und Sängerinnen, 8 Tänzern und 7 Tänzerinnen; 3 Musikern, 11 bei der Maschinerie und Garderobe Angestellten und 32 zur Familie u. Dienerschaft dieser Leute gehörigen Personen. Hierzu kam noch der damals berühmte Tänzer Louis de Poitier, später auch Balletmeister, sowie Tanzlehrer der Pagen, den der sächsische Generalleutnant und Gesandte in Paris, Karl Gustav von Jordan, dort engagirte. Er erhielt durch Rspt., d. d. Warschau 17. April 1700, 1000 Species jährlichen Gehalt und, wenn er die Ausspeisung nicht aus der Hofküche bekam, 2 Species tägliche Auslösung. Als er 1701 auch Lehrer des Churprinzen ward, erhielt er 3900 Kaisergulden incl. Kost- und Quartiergeld.

Seit Ausbruch des nordischen Krieges (1700) war der König fast gar nicht in Dresden, weshalb auch die neu engagirte Gesellschaft nur in Polen Vorstellungen gab. Durch den Kriegstrouble scheint indeß die Auszahlung der Gehalte sehr unregelmäßig erfolgt zu sein, weshalb die Mitglieder schon 1701 um ihre Entlassung baten, aber nicht erhielten; dafür bekamen sie durch Rspt. d. d. Taworow 29. November 1703 die Erlaubniß, auch in anderen Städten und an fremden Höfen, besonders aber in Leipzig während der Messe, spielen zu dürfen; jedoch ward die Bedingung gestellt, daß die Gesellschaft ihre Mitglieder nicht verändern und sich nicht auflösen solle ohne Bewilligung des Königs, widrigenfalls mit Nichtauszahlung der Gehalte gedroht ward, die freilich nie regelmäßig erfolgt war.

Im Jahre 1705 wurde das Carneval wieder in Dresden gehalten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen zum ersten Male in der sächsischen Residenz spielten, theils in dem Opernhause, theils in dem Comödienhause. Doch noch in demselben Jahre erhielten sie ihre Entlassung. Die „französischen Komödianten u. Operisten“ (32 Personen) hatten eine Forderung von 62,268 Thlr. 6 Gr. wegen rückständiger Besoldungs- und Verpflegungsgelder wovon auf die ersteren 30,485 Thlr. 16 Gr., auf die letzteren 31,782 Thlr. 14 Gr. kamen. Die Kammer accordirte mit den Künstlern bis auf 30,147 Thlr., — 13,000 Thlr. für die Schauspieler, 17,174 Thlr. für die Operisten. Erstere erhielten 1000 Thlr. baar, das Uebrige in 5 Ostermessen; letztere 2 Monate Gage, das Uebrige ebenfalls in 5 Ostermessen. Ein einziges Mitglied blieb in Dresden, und zwar der Tanzmeister Poitier, der noch 1709 5833 Thlr. 8 Gr. Rückstände ausgezahlt erhielt.

1708 wurde eine neue Gesellschaft französischer Sänger, Schauspieler und Tänzer engagirt. Die Verhandlungen darüber leitete der König selbst, der unter dem Namen eines Grafen von Torgau nach den Niederlanden gegangen war, um unter den Prinzen Eugen und Marlborough den Feldzug gegen die Franzosen mitzumachen, zu dem er 9000 Mann Hülfstruppen gestellt hatte. Ohne ein Commando zu übernehmen, begab August sich in das Feldlager, zog sich jedoch bald aus den Schanzgräben von Lille nach Brüssel zurück. Dort lernte er die Tänzerin de Bargues (Duparc, du Parc, Desbargues) kennen, welche ihm versprechen mußte, nach Dresden zu kommen. Er soll ihr damals einen Theater-

*) Hierbei waren die persönlichen Ausgaben Constantini's nicht mit verrechnet.

**) Sollte Constantini vielleicht wegen dieser Angelegenheit auf die Festung gekommen sein?

anzug geschenkt haben, dessen Taschen der Sage nach mit Diamanten gefüllt waren. Im Lager noch unterzeichnete der König den Contract mit der neuen französischen Truppe und zwar in der Abtei Loos „au camp auprès de Lille ce 14. Novbr. 1708." Die Gesellschaft bestand aus einem Director (de Villedieu), 7 Herren und 6 Damen („dont le plûpart scauront chanter ou danser pour les pieces d'agremens."), 4 Violinisten, 1 Decorateur und 1 Souffleur.

Villedieu erhielt 4000 Thlr. zu Bestreitung der Reise und 10,000 Thlr. jährlich in vierteljährlichen Zahlungen anticipando aus der Generalacciscasse, um hiervon die Gesellschaft zu erhalten, doch sollte er den König in keiner Weise mit weiteren Ausgaben behelligen, nur die Beleuchtung wurde aus der Kämmereicasse bestritten. Die Truppe mußte immer vollzählig sein, und für gute Costüme, Decorationen, Requisiten u. s. w. sorgen. Dem Könige stand es frei, sowohl die ganze Gesellschaft, als auch mißliebige Personen nach dreimonatlicher Kündigung zu entlassen, hinwiederum hatten die Mitglieder dasselbe Recht dreimonatlicher Kündigung. Während der Messe durfte die Gesellschaft in Leipzig spielen, im Fall sie der König nicht selbst brauchte, hatte dann für alle Unkosten selbst zu sorgen und außerdem noch 50 Billets an den Hof zu geben. Spielte dieselbe jedoch dort auf königlichem Befehl, was bei den häufigen Besuchen der Messe seiten des Königs öfters geschah, so erhielten die Mitglieder Quartier und Beleuchtung frei.

Die Franzosen spielten zum ersten Male während der Neujahrsmesse in Leipzig und darauf während des Carnevals 1709 in Dresden. Dasselbe war übrigens glänzender als je. Die Lettres historiques zum März 1709 berichten: „Les divertissements ont été fort grand à la cour pendant ce dernier carnaval. Il y a souvent bal, concert et mascarade et la troupe des comédiens de l'Ile que le Roi a pris à son service, a fort satisfait."

Die Truppe hielt sich fortwährend in der Gunst des Hofes und wurde durch viele Engagements, welche der König außerhalb des mit Villedieu eingegangenen Contractes abschloß, nach und nach bedeutend verstärkt. Namentlich erfreute sich das Ballet einer besonderen Pflege. Charles de Bargues (Gatte der schon erwähnten Tänzerin gleichen Namens) wurde 1714 Balletmeister mit 1200 Thlr. Gehalt. Im Jahre 1719 bestand die Truppe aus 4 Sängern mit 1900 Thlr. Gehalt; aus 10 Schauspielern, 11 Schauspielerinnen und 1 Souffleur mit 10,866 Thlr. 16 Gr. Gehalt; aus 1 Balletmeister, 1 Unterballetmeister, 10 Tänzern und 10 Tänzerinnen mit 10,833 Thlr. 8 Gr. Gehalt, — Summa Summarum 23,600 Thlr. Im Jahre 1720 wurde Louis Andreé als Compositeur de la musique française mit 1200 Thlr. Gehalt angestellt. An de Bargues' Stelle († 1722) kam Jean Favier als Balletmeister, der lange Zeit die Dresdener mit seinen glänzenden Arrangements entzückte, auch noch zur Zeit der italienischen Oper unter Hasse.

Das Repertoir der Franzosen bestand aus den besten Stücken der französischen Trauer- und Lustspieldichter, sowie aus den damals beliebten Opern, Divertissements, Ballets u. s. w. Gottsched spricht noch 1740 davon, daß er zu August's des Starken Zeiten (um 1725—1733) „die besten französischen Trauerspiele" mit glänzender Ausstattung im großen Opernhause (1849 abgebrannt) gesehen habe. Im Jahre 1719 bestand das französische Schauspielrepertoir aus folgenden Stücken:

Tragèdies: Andromaque, Bajazet, Aléxandre, Phédre und Berénice von Racine. Les Horaces, le Cid, Polyeucte und Cinna von P. Corneille. Ariane von T. Corneille. Electre und Rhadamiste von Crébillon dem älteren. Manlius von de la Fosse. Hypermnestre von Riouperoux.

Grandes Comédies: La Princesse d'Elide und le Misanthrope von Molière. L'Inconnu von T. Corneille. La Fille capitaine von Montfleury. Le jaloux désabusé von Campistron. Les Bourgeois à la mode von Sayntion und Dancourt. Esope à la Cour von Boursault.

Petites Comédies: Les Folies amoureuses von Regnard. Le Colin maillard von Dancourt, Musik von Gilles. L'Esté des coquettes von Dancourt. La coupe enchantée von la Fontaine und Champmeslé.

Unter den Opern mochten die von Lully wohl den Vorzug haben, wenigstens finden sich mancherlei Andeutungen hierüber. Joh. Joach. Quanz (der Lehrer des großen Friedrich) lobt in seiner Autobiographie ganz besonders die Ausführung der Ouverturen Lully's durch die K. Kapelle.

Nach dem Tode Friedrich August I. (1733) ward das französische Schauspiel aufgelöst. Nur das Ballet wurde beibehalten und bildete ungeschwächt einen Hauptbestandtheil der italienischen Oper.

M. Fürstenau.

Friedrich Märkel.

Am 28. October d. J. bewegte sich vom Marktplatze des Städtchens Wehlen in der sächsischen Schweiz aus ein festlicher Zug nach dem Wehlner Grunde. Es waren die Schulkinder Wehlens unter Anführung des Cantor Krause, Mitglieder der naturforschenden Gesellschaft Isis in Dresden, Lehrer aus der sächsischen Schweiz, aus Dresden und aus der Lausitz und fast sämmtliche männlichen Bewohner Wehlens.

Da, wo ein Seitenthal links in den Wehlner Grund einmündet, wurde der Zug von einer großen Anzahl Bewohner der Umgegend erwartet, die sich an den Abhängen in malerischen Gruppen auf Felsblöcken und Terrassen aufgestellt hatten.

Was aber hatte eine solche Menschenmenge in dieses stille Felsenthal gelockt? Eine Erinnerungsfeier zu Ehren eines Mannes, der, obwohl in bescheidener Stellung, doch berühmt war weit über die Grenzen unseres sächsischen und deutschen Vaterlandes hinaus. Die naturforschende Gesellschaft Isis in Dresden hatte zum Andenken an den Senior der Entomologen, den Cantor Märkel in Wehlen, eine Marmortafel errichtet, die festlich enthüllt werden sollte.

Märkel wurde den 27. November 1790 in Medingen bei Dresden, wo sein Vater Kirchschullehrer war, geboren. Von 1793 an, in welchem Jahre sein Vater nach Dorf Wehlen versetzt wurde, wurde Märkel in letzterem Orte erzogen. Er bereitete sich später auf den Lehrerberuf vor und bezog in einem Alter von 16 Jahren das Seminar zu Friedrichstadt-Dresden. Seiner Strebsamkeit gelang es sehr bald, sich die besondere Achtung und Zuneigung seines Directors, des großen Lehrerbildners Dinter und dessen Nachfolgers Heise zu erwerben.

Nach seinem Abgange vom Seminar trat Märkel 1811 in das Lange'sche Erziehungsinstitut zu Tharand als Lehrer ein und fand hier hinreichende Veranlassung und Gelegenheit, sich in Sprache, Musik und Naturwissenschaften fortzubilden. Er arbeitete sich hier besonders in die Botanik ein.

1816 wurde Märkel Cantor-Substitut in Stadt Wehlen und im Jahre 1817 Cantor in genannter Stadt. In demselben Jahre vermählte er sich auch mit der Tochter eines angesehenen Bürgers seines Ortes. Nicht lange sollte Märkel

das Glück der Ehe genießen, denn nachdem ihm seine Gattin eine Tochter geschenkt hatte, entriß sie ihm der Tod schon im Jahre 1819. Er heirathete nicht wieder. Seine älteste Schwester versorgte ihm sein Hauswesen und ersetzte seinem Kinde die Mutter.

Der bittere Verlust, den Märkel erlitten, veranlaßte ihn, in seinen freien Stunden wieder hinauszuziehen in die Thäler und auf die Höhen seiner Umgebung und in der Beschäftigung mit der Pflanzenwelt Zerstreuung und Trost zu suchen. Auf diesen Excursionen gelang es ihm, die sächsische Schweiz in Bezug auf ihren Reichthum an phanerogamischen und kryptogamischen Pflanzen vollständig und gründlich zu erschließen.

Angeregt durch Herrn v. Tischer in Pirna, den er seinen unvergeßlichen entomologischen Lehrer und Freund nennt (Allg. naturh. Ztg. Neue Folge 3. Band, S. 173), wurde er vom Studium der Pflanzen zu dem der Insekten geführt. Er begann mit den Schmetterlingen und ging dann zum Studium der andern Insekten-Ordnungen über; vorzüglichen Fleiß widmete er aber den Käfern.

Unermüdlich durchstreifte er die Thäler und Schluchten der sächsischen Schweiz und füllte die freien Tage, die sich nicht zum Sammeln eigneten, mit dem Bestimmen und Ordnen seiner eingetragenen Schätze aus.



Jeder Strauch im Wehlner Grunde war ihm bekannt und wurde immer von Neuem wieder von ihm untersucht, jeder Stein könnte erzählen, daß ihn Märkel umgewendet habe. Im weiten Kreise staunte man über die Kenntnisse des „Wehlner Cantors“ und freute sich, wenn er ein ihm gebrachtes Käferchen für „etwas Gutes“ erklärte und in seiner Flasche verwahrte.

Märkel schildert in einer Ode eine seiner Frühlingsexcursionen. Wir lassen diese Ode folgen, da sie in mannigfacher Hinsicht die Klarheit und Gemüthlichkeit unsers Landsmanns veranschaulicht.

Frühlingssonne, du strahlst mild auf die Flur herab;
Flora's Kinder, sie schau'n freundlich zu dir empor
Und dein Strahl weckt die Käfer
Auf vom eisernen Winterschlaf.

Froher Hoffnungen voll greif' ich zum Fanggeräth,
Das im Winter geruht, und auf bekannter Bahn
Wandr' ich förderndeu Schrittes
Hin in's prächtige Felsenthal.

Längs des flüsternden Bach's, welcher im engen Bett
Glatte Kiesel bespült, lenkte sich hin mein Fuß;
Spähend schaute das Auge
Auf die sandigen Ufer hin.

Und den weißlichen Sand stampfend mit breitem Fuß,
Scheuchte ich bald aus der Tief' duftende Talpa's*) auf
Sammt dem ähnlichen Bruder,
Bledius subterraneus.

Auch erspäh'te ich dich, seltsam gestalteter,
Wasserliebender Kerf, bräunliches Omophron,
Und den trefflichen Läufer,
Ach, ereilte sein herb Geschick.

In dem schlammigen Sand, da wo sich Parnus zeigt,
Ruht, sein treuer Gefährt', auch ein Helophorus,
Und die seltene Species
Ist ein freudig begrüßter Fund.

In die spiegelnde Fluth taugt sich des Jägers Hand
Und berücket mit List platte Hydropori;
Schnell und schön flieht ihr Leben
Im berauschenden Alkohol.

Aus dem Bette des Bach's reiß' ich ein Felsenstück
Auf das Ufer heraus; siehe, da schaut mein Aug'
Bald die trägen Elminen,
Fest sich klammernd am rauhen Stein.

Auf jung sprossendem Kraut weilte beim frohen Mahl'
Chrysomela des Dahl's; auch Carniolica**),
Ihre Renten verzehrend,
Auf Stellaria nemorum.

Dort, wo Weidengebüsch golden in Blüthen prangt,
Setz' den Kötscher ich an, und in ein sicheres Grab
Stürzt in beiden Geschlechtern
Das signirte Anthobium.

Auch du warest dabei, liebend den Weidenstrauch,
Lathrimaeum, begabt mit dem gerinnten Schild,
Und in Prachtexemplaren
Taumelst du in des Kötschers Grund.

Wie die Blüthe verblüht, ist seine Zeit dahin.
Wenn der Sommer sich naht, erben den Weidenstrauch
Deine gierigen Larven,
Schöne Lina lapponica.

Aus des Cercus Geschlecht wimmelt ein zahlreich Volk,
Wo Sambucus Gesträuch traubige Blüthen trägt,
Und es stürzen dem Jäger
Hekatomben zum Opfer zu.

Massenweise erschienst, als ich mit rascher Hand
Ueber Gräser und Kraut rauschend den Kötscher zog,
Du, o Balanomorpha
(vulgo: Haltica) Caricis.

Auch der grüne Juwel, welcher sein Domicil
Unterirdisch sich wählt, wurde zur Beute mir,
Und aus schmuziger Stätte
Hob ich den seltenen Kerf***).

Der den silbernen Mond gleich der Diana trägt,
Hochgewölbt von Gestalt, dich, einen Stoiker,
Edler Byrrhus ornatus,
Sah ich weiden auf zartem Moos.

Sieh, da blendet das Aug' noch ein Rarissimum;
Im gemessenen Gang schreitest am Felsenblock
Du, o Plinthus Tischeri,
Ueber schwellendes Moos dahin.

Doch, schon birgt sich die Sonn' hinter den Felsenwall,
Und der Jäger, er lenkt wieder zurück in's Thal,
Seiner Beute sich freuend,
Rasch die Schritte dem Elbstrom' zu.

Dort in Rathens Hotel reichte die Jungfrau mir
Bald den dampfenden Trank, den die Levante zeugt;
Doch ich dachte des Freundes,
Der einst hier mir zur Seite saß.

Märkel brachte ein ungemein reiches, entomologisches Material zusammen, entdeckte eine überaus große Zahl von Arten und hatte sie in seiner Sammlung längst unterschieden und benannt, ehe sie von Anderen ebenfalls gefunden und beschrieben wurden. Namentlich von seltenen kleinen Formen, z. B. Staphylinen, Pselaphen und Apionen hatte er zahlreiche Arten und große Vorräthe zu einer Zeit, wo die meisten noch als Seltenheiten ersten Ranges galten, bis sie durch Märkels freigebige Sendungen in die Sammlungen kamen.

Ganz besonderes Verdienst hat er sich erworben durch Entdeckungen unter den in Gesellschaft der Ameisen lebenden

*) Bledius talpa Gyll.

**) Phaedon (Chrysomela) carniolicum Germ.

***) Sphaerites glabratus Fabr.

Insekten (Myrmecophilen), über die er in Germar's Zeitschrift für Entomologie mehrere anregende, gediegene Aufsätze lieferte.

Märkel sah scharf, prüfte genau, verglich die Beschreibungen der Schriftsteller kritisch, und die Schönheit seiner Arten und die Zuverlässigkeit ihrer Bestimmungen ist sprichwörtlich geworden. Er hat überhaupt durch die Verbreitung gut determinirter Arten und durch unermüdliches Bestimmen von Insekten, die ihm von allen Seiten her zur Begutachtung zugeschickt wurden, die Entomologie wesentlich gefördert. Seine eigene Sammlung war für Alle, die sich wissenschaftlich mit irgend einer Abtheilung der Käfer beschäftigen wollten, jederzeit eine reiche, immer mit der größten Bereitwilligkeit geöffnete Fundgrube, die kaum ein deutscher Schriftsteller unter Märkel's Zeitgenossen, von Jakob Sturm bis auf Erichson und die heutige Generation herab, unbenutzt gelassen hat.

So urtheilt der Herr von Kiesenwetter über Märkel und seine Verdienste (Berliner entomol. Ztg. 1860, S. 328). Den Eindruck, den Naturforscher in Märkel's Behausung empfanden, schildert derselbe in folgenden Worten:

Wie viele Naturforscher, besonders von uns Entomologen, sind im Laufe des langen Lebens unsers Märkel hinausgezogen nach dem romantischen Wehlen, das so freundlich am steilen Felsenufer der Elbe daliegt. Wie traulich begrüßte uns hier das alte Cantorhaus mit dem altergebräunten Holzwerke, mit dem Spalierobste daran und den sorglich gepflegten Blumenbeeten, wie heimisch fühlten wir uns in der prunklosen, behaglichen Wohnstube, wo Märkel mit seiner alten Schwester waltete und jeden Gast so herzlich willkommen hieß, oder in der engen Giebelstube, die Märkel zum entomologischen Museum gemacht hatte und zu der man auf steiler Holztreppe hinanstieg. Hier saß der alte Cantor in seinen glücklichsten Stunden zwischen Schränken, Kisten, Schachteln, Büchern und Papieren vor dem zu entomologischen Studien bereit gestellten Notenpulte und untersuchte, bestimmte, ordnete und schuf so allmählich durch emsiges Sammeln und einen regen Tauschverkehr seine nicht blos an einheimischen Insekten, sondern selbst an ausländischen Arten reiche und durch die Zuverlässigkeit ihrer Bestimmungen im hohen Grade werthvolle Sammlung.

Märkel war aber ein ebenso treuer Lehrer der ihm anvertrauten Jugend, als er ein eifriger Naturforscher war. Die Bewohner Wehlens, fast alle Märkel's Schüler, fühlten sich dankbar zu ihm hingezogen, wußten ihn hoch zu schätzen und bildeten sich gar viel ein, einen so hochberühmten Mann zum Cantor und Lehrer zu haben.

Märkel's spätere Lebensjahre verflossen ihm nicht ohne Sorgen, denn nach dem Tode seines Schwiegersohnes nahm er seine Enkel zu sich und sorgte für dieselben mit treuer Liebe und Aufopferung. Doch sah man ihn nie gedrückt. Er bewahrte seine kindliche Frische und gesunde Heiterkeit bis an sein Ende.

Dies ereilte ihn, den Seinen ganz unerwartet, am 15. März d. J. Seitenstechen nöthigte ihn, seine Schulstunden einzustellen, hielt ihn auch ab, der Dinterfeier in Dresden, zu welcher er als alter Dinteraner besonders geladen war, beizuwohnen, und führte zu einem tödtlichen Lungenschlage, der plötzlich sein so erfahrungs- und segensreiches Leben schloß.

Die Marmortafel, welche die Gesellschaft Isis dem Geschiedenen weihte, befindet sich an einem Orte, der oft Zeuge der Thätigkeit unseres Forschers gewesen war, an dem, nach dem oft hier gefangenen Byrrhus ornatus benannten, Byrrhus-Felsen. Um sie aus dem Bereiche Alles beschmierender Touristenhände zu setzen, hat man sie ziemlich hoch angebracht, leider ist aber dadurch die Schrift nur für ein gutes Auge lesbar. Es lautet dieselbe:

Dem
gründlichen Erforscher dieser Gegend,
Friedrich Märkel,
Cantor in Stadt Wehlen.
In seinem Todesjahre
1860
errichtet
von der ISIS in Dresden.

Bei der Einweihungsfeierlichkeit sprachen der derzeitige Sekretär der Isis, Herr Dr. Drechsler, und der frühere Sekretär derselben, Herr Regierungsrath von Kiesenwetter, Beide im Namen der Gesellschaft; Herr Seminar-Oberlehrer Mathematikus Reinicke im Namen der Lehrer, insbesondere im Namen des Dresdner pädagogischen Vereins; Herr Pastor Horlbeck in Wehlen im Namen seines Ortes, und der Bruder des Gefeierten, Herr Cantor Märkel aus Leuben bei Lommatzsch, im Namen der Verwandten. **W. C.**

Gera in seinen alten Lehenverhältnissen zu Sachsen und anderen Ländern.

Die Länder- und Völkergeschichte geht über hochwichtige Ereignisse der Vergangenheit zuweilen mit Leichtigkeit hinweg, während sie andere minder folgenschwere Begebenheiten oft mit voller geschichtlicher Treue der Nachwelt aufbewahrt hat. Der Grund dieser Erscheinung ruht allein auf dem Umstande, ob der eine oder andere Geschichtsmoment sorgsame Geister unter seinen Zeitgenossen zählte, welche das, was um sie her geschah, durch Niederschrift den kommenden Geschlechtern erhielten.

So findet jener gräßliche Religions- und Nationalkrieg, der vom Ende des sechsten bis zum Ende des neunten Jahrhunderts die Gebiete zwischen der Saale, Elster und Mulde verheerte, der also durch volle drei Jahrhunderte hin die Fluren dieser Länder verwüstete und ihre Bewohner erschlug, nicht die geschichtliche Erwähnung, wie sie einem Ereigniß von solcher Tragweite angemessen wäre. — Die Geschichtschreiber jener Tage waren Mönche, und gerade diese sahen in genanntem Falle nur durch die trübe Brille des Parteihasses und haben der Nachwelt ein fast durchweg entstelltes Bild davon überliefert. Die Aufzeichnung der Daten ist in jenen dürftigen Mönchsnachrichten das einzig Verläßliche; das innere Wesen des gewaltigen Kampfes aber, der seine Resultate nicht nach einzelnen Schlachten, sondern nach dem Vor- oder Zurückdrängen der Generationen zählte; die besonderen Charakterzüge desselben, überhaupt die ganze Natur jener auf gegenseitige Vernichtung hinstrebenden Völker und der sie umgebenden Zeit, läßt sich nur mühsam aus einzelnen, weit zerstreuten Notizen sammeln, nur vorsichtig aus den unsere Höhen bedeckenden Burgruinen und Schlössern herauslesen, nur in einzelnen Streiflichtern in den alten Heidengräbern unsrer Gegend erkennen, sowie aus den Volkssagen, die, gleich ruhelosen Geistern aus jener Zeit, in die Gegenwart noch heraufgreifen.

Der Gegenstand speciell mag uns ein ander Mal als Thema dienen, heut haben wir ihn nur erwähnt, weil das eine große Resultat desselben in dem Deutschwerden unserer Gegend bestand.

Auf Deutschlands Kaiserthrone erlosch damals langsam und in sich zusammensinkend der Stamm der Karolinger. Die schwache Oberherrschaft seiner letzten Häupter gab den mehr und mehr unterjochten Slavenstämmen immer von Neuem Muth, in, wenn auch ohnmächtigen Zuckungen, ihre Befreiung anzustreben. Erst Heinrich der Vogler, der von 919 bis 939 das deutsche Scepter mit starker, gewaltiger

Hand gefaßt hielt, vermochte den letzten Rest jener Bewegungen zu erdrücken. Er führte eine durchweg neue Organisation des Reiches ein, gab große Strecken der eroberten Länder deutschen Edelleuten in Lehen und behielt nur einen Theil als unmittelbaren Kronbesitz, den er dann mit sogenannten Voigten oder Kronbeamteten besetzte.

Der Hauptcomplex dieser unmittelbaren Kronländer erhielt von jenen Voigten den Namen „das Voigtland" und bestand aus dem ehemaligen voigtländischen Kreise Sachsen, den Reußenlanden, den Aemtern Weida und Ronneburg, dem preußischen Kreise Ziegenrück und der bayer'schen Landhauptmannschaft Hof. Dies ist, beiläufig gesagt, der Theil, welcher heute noch unter dem Namen des Voigtlandes, wenn auch unter sieben verschiedenen Landesherren, besteht. Außerdem gehörten ursprünglich noch dazu: der heutige Neustädter Kreis, die Aemter Schwarzenberg, Wiesenburg und Zwickau, die Herrschaften Meerane, Asch, Graßlitz und das Egerland, endlich einzelne Theile der Aemter Altenburg, Kahla und Orlamünda, sowie der alten Bisthümer Saalfeld und Bamberg. Andere, jedoch weit kleinere Voigteien, bestanden im Elsaß, in Schwaben ꝛc.

Nach diesem nothwendigen allgemeinen Ueberblick wenden wir uns speciell zu der alten Voigtei Gera, die, einzelne gelegentliche Erweiterungen und Verengungen der Grenzen abgerechnet, ungefähr denselben Anfang hatte, wie das heutige Fürstenthum gleichen Namens, das als solches einen Haupttheil des Reußenlandes jüngerer Linie bildet.

Die Reichsunmittelbarkeit der Voigtei Gera nahm, wenigstens dem Begriffe nach, ein ziemlich schnelles Ende, indem Kaiser Otto III. diesen Landestheil im Jahre 999 dem Kloster zu Quedlinburg schenkte, und zwar, wie es in der betreffenden Urkunde heißt: „mit allem dazu Gehörigen, den sämmtlichen Einwohnern, adligen und nichtadeligen beiderlei Geschlechts, nebst allem ihren Vieh und Vermögen zu jeder willkürlichen Verfügung." Die Veranlassung dazu war so eigenthümlicher Art, daß sie hier kurze Erwähnung finden möge.

Otto III., der bekanntlich als Kind von drei Jahren schon als deutscher König gekrönt wurde und kaum sechszehn Jahre alt auch die römische Kaiserwürde erlangte, erhielt der Unmündigkeit halber seine Mutter, seine Großmutter und seine Tante als Vormundschaft. Die Tante, Mathilde, war Priorin im Kloster zu Quedlinburg, in welchem Otto deshalb den größten Theil seiner Kindheit verlebte. Die Mutter, eine geborne Griechin, leitete seine Jugendbildung und gab ihm eine sehr vielseitige, aber durchaus undeutsche Erziehung, die später der Grund zu den vielen Leiden des unglücklichen Kaiserjünglings wurde. Um das Jahr 999 starben ihm bald nach einander Mutter, Großmutter und Tante, und er eilte bestürzt aus Italien herbei, um seinen Kummer an dem Orte, wo er die seligsten Tage seiner Kindheit verlebt, dem Kloster zu Quedlinburg, auszuweinen. Eine seiner Schwestern, Adelheid, war als Nachfolgerin der Tante Priorin des genannten Klosters geworden. Bei ihr verweilte der Kaiser einige Zeit und ging am Pfingstfeste gemeinschaftlich mit ihr nach Aachen. Dort besuchte er im Geheimen Karls des Großen Grab und nahm, wie geschichtlich bekannt, dem todten Kaiser ein goldnes Kreuz vom Halse, sammt einigen noch unversehrten Gewändern, und trug dies als Reliquen hinweg. Von Stund an aber hatte er keine Ruhe mehr; der Gedanke, einen Frevel an der Ruhe des großen Todten begangen zu haben, verfolgte ihn wachend und im Traume. So erschien ihm Karls Heldengestalt eines Nachts, stand zürnend vor ihm und verkündete ihm seinen nahen und kinderlosen Tod. — Otto's Seelenangst stieg auf's Aeußerste und wurde durch den Wunderglauben damaliger Zeit nur genährt. In der Hoffnung wahrscheinlich sein Gewissen zu beruhigen, schenkte er seiner Schwester und ihrem Kloster das schönste seiner Kronländer, die Voigtei Gera, und eilte auf Nimmerwiedersehen hinweg nach Italien. Als freiwillig auferlegte Buße trug er, sowie auch wegen anderer Vergehen, fortan ein härenes Büßerhemd und starb, einundzwanzig Jahre alt, im Januar 1002 zu Paterno.

So war der Gau Gera rechtlich in den Besitz jenes Klosters übergegangen. Dasselbe scheint aber nie viel Freude an diesem Besitzthume erlebt zu haben, weil die kaiserlichen Voigte hier nach wie vor sich als Reichswürdenträger behaupteten und von den nachfolgenden Kaisern darin mehr unterstützt als gehindert wurden. Als ein Beispiel dieser Art sei nur erwähnt, daß Kaiser Heinrich IV. seinen Hofmarschall Heinrich von Gleißberg, nachdem er ihn um das Jahr 1080 als Voigt von Weida eingesetzt, bald nachher auch die Voigtei Gera übergab, ohne das Kloster darum zu fragen. Der Kaiser führte dadurch einen Akt der Genugthuung gegen einen seiner erbittertsten Feinde, den Bischof Albert von Halberstadt aus, der dem Quedlinburger Kloster als Schirmherr vorstand. Der Voigt Heinrich, mit dem Beinamen der Fromme, wurde als Voigt von Gera der Urahnherr des heute noch blühenden Reußenhauses. — Durch jene freie kaiserliche Verfügung wurde die Autorität des Klosters vollends gebrochen. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts übergab sogar Voigt Heinrich der Reiche von Weida die Voigtei Gera als eine ihm zugehörende Reichswürde erblich dem einen seiner Söhne. Das Kloster hatte dem eigenmächtigen Acte nur jenes Document entgegenzuhalten, mußte sich aber gefallen lassen, inwieweit es den Voigten beliebte, demselben sich unterzuordnen.

So war schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dem Kloster nichts weiter geblieben, als die Ausübung einer gewissen Lehngerechtigkeit; aber auch diese wollten die sich immer mächtiger fühlenden Voigte nicht mehr anerkennen, und die frommen Schwestern übertrugen deshalb zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das unruhige Lehnrecht über Gera dem Landgrafen Albrecht dem Entarteten von Thüringen. Das Verhältniß zum Reiche hatte sich insofern bereits geändert, als unsere Voigte sich als wirklich erbliche Besitzer der von ihnen beherrschten Länder betrachteten, und als solche Theilungen und Zusammenlegungen derselben ganz nach eigenem freien Willen vornahmen.

Dem Voigte von Gera konnte der von dem Kloster herbeigeführte Wechsel ziemlich gleichgültig sein, weil er ohnehin den Schutz eines größeren Nachbarstaates hätte suchen müssen. Die Unsicherheit im deutschen Staate hatte nach Kaiser Rudolfs Tode in erschreckender Weise überhand genommen, so daß alle die kleinen Reichslehenträger, wenn sie sich nicht freiwillig einem der größeren in die Arme warfen und so wenigstens noch ihre Reichsvasallenschaft retteten, in steter Gefahr waren, von irgend einem der mächtigen Churfürsten, Herzöge, Landgrafen ꝛc. verschlungen zu werden. Hatten sie sich aber einen dieser Großen zum Schirmherrn gewählt und ihr Land ihm lehnabhängig gemacht, dann hatte dieser die Pflicht, sie zu schützen.

Unter Albrecht dem Entarteten empfand die Voigtei Gera zum ersten mal, daß sie Reichs-Afterlehen geworden, indem der Landgraf allerlei neue Lehenpflichten und andere schwere Bedingungen schuf, neue drückende Abgaben einführte ꝛc. Die Nachtheile dieser Lehenherrschaft stellten sich immer fühlbarer heraus. Als Beleg hierzu sei nur eines Falles gedacht. Um das Jahr 1370 kam der damalige Voigt von Gera, Heinrich, mit dem Beinamen der Wortbalter, in dringende Geldverlegenheit, welche ihn zwang, seine noch völlig freie Reichsherrschaft Lobenstein gegen eine namhafte Summe an die Landgrafen von Thüringen zu verpfänden. Dies zog aber so äußerst unangenehme Consequenzen, indem die Landgrafen darin willkommene Gelegenheit fanden, ihren Lehenzwang von Gera nun auch über Lobenstein auszudehnen, daß der Voigt, in Vereinigung seines Sohnes und Nachfolgers, Alles aufbot, wenigstens Lobenstein wieder

frei zu machen. Es gelang ihnen durch den Verkauf der Festung und Herrschaft Blankenberg *) an den erst neun Jahre alten König Wenzel von Böhmen und dessen Vater, den deutschen Kaiser Karl IV. Der Kaufpreis, zweitausend Schock Groschen (ca. fünfzehntausend Thaler), reichte zur Einlösung des verpfändeten Lobenstein hin. Das Vertrauen zu den Landgrafen von Thüringen war durch die gemachten Erfahrungen indeß so gelockert worden, daß die Herren von Gera, um einen Rückhalt gegen sie zu haben, die Herrschaft Lobenstein und ihren Antheil an Hof freiwillig dem König Wenzel von Böhmen zum Lehen übertrugen. Aber gerade das war ein Mittel, die Landgrafen von Thüringen im höchsten Grade zu erbittern, die wegen solch offenbarer Handlung des Mißtrauens nun schonungs- und rücksichtslos gegen die Herren von Gera verfuhren. Sie zwangen dieselben jetzt, ihnen alle die noch freien Reichsherrschaften: Reichenfels, Schleiz, Burgk, Saalburg, ja sogar die Anwartschaft auf Weida, zum Lehen zu übertragen und knüpften daran Bedingungen der härtesten, willkürlichsten und schmachvollsten Art.

So hatte das Haus Gera keine freie Reichsbesitzung mehr und litt unter einem Drucke seiner Lehensherren, von dem es zur Zeit, als es noch Quedlinburger Lehen war, freilich keine Ahnung hatte. Als die drei Brüder, Landgrafen von Thüringen, im Jahre 1379 sich in die bis dahin gemeinschaftlich geführte Regierung theilten, und Balthasar dabei Thüringen behielt, Friedrich das Osterland und Wilhelm Meißen nahm und letzterem als Markgrafen von Meißen zugleich das Lehenrecht über das Voigtland zufiel, kam Gera an Meißen. In Gera's Lage trat dadurch einige Milderung ein, und dies noch mehr, als es durch Friedrich den Streitbaren, der im Jahre 1423 die erledigte sächsische Churwürde annahm, an Sachsen gelangte. Die beiden Söhne Friedrichs des Streitbaren schlossen am 4. Mai 1440 zu Altenburg die bekannte Ländertheilung ab, in welcher Wilhelm Thüringen und die fränkischen Besitzungen, Friedrich Meißen erhielt. Erst in dem besonderen Vertrage von 1445 theilten sie auch das Osterland und das Lehenrecht über Gera, wobei letzteres an Herzog Wilhelm kam.

Von diesem Tage an zog ein Verhängniß über Gera herauf, das mit einer der gräßlichsten Scenen, welche das Mittelalter kennt, endete. Heinrich, Herr von Gera (den Titel „Voigt“ führten sie nicht mehr und nannten sich dagegen bald Herren, bald Grafen), war dem Herzog Wilhelm persönlich abgeneigt, und das einer Handlung wegen, welche jene Abneigung vollkommen rechtfertigte, deren Mittheilung uns hier aber zu weit abführen würde; trotzdem war er Vasall des Herzogs und mußte als solcher den Interessen desselben dienen. Heinrich von Gera folgte indeß seinem Gefühl und hielt sich zu Churfürst Friedrich, der ihn, seiner geistigen Vorzüge halber, zu seinem Minister und Geheimen Rath ernannte. Unter allen anderen Umständen und zu jeder anderen Zeit würde dieses Verhältniß wenig Bedeutung gehabt haben, während es, als bald nachher zwischen Wilhelm und Friedrich der unselige Bruderkrieg, dieser Blutflecken in Deutschlands Geschichte, ausbrach, die entsetzlichsten Folgen hatte. Gera wurde an jenem dunkeln Tage, den 16. October 1450, durch Wilhelms Verbündete geschleift, seine Bewohner bis auf den letzten Mann gemordet, Graf Heinrich gefangen hinweg geführt und in der Gefangenschaft zu Prag 1451 vergiftet.

Die Herrschaft Gera blieb noch lange Jahre hindurch von Chursachsen in Lehenabhängigkeit, und wir finden sie in den Reformationszeiten des sechszehnten Jahrhunderts wieder in ernstem Zerwürfniß, namentlich mit dem Kurfürsten Johann Friedrich. Letzterer hatte den Herren von Gera das Recht streitig gemacht, sich noch als Reichsstände zu betrachten, obgleich sie vom Kaiser regelmäßig zu den Reichstagen eingeladen wurden, und ihnen angedeutet, daß sie blos sächsische Landstände seien. Der damalige Herr von Gera, ein Mann von sonst vortrefflichen Eigenschaften, widersetzte sich nun der Einführung der Reformation, weil diese von Sachsen ausging, und hielt so die ihm gehörigen Länder am längsten von allen der neuen Lehre verschlossen. Auf dem Reichstage zu Speier, im Jahre 1541, setzte Johann Friedrich es durch, daß die Herren von Gera, als lehenabhängig von ihm, aus dem Reichstage entfernt wurden, was denselben in einer Urkunde vom König Ferdinand I. 1542 angezeigt wurde.

Später wurde gerade dieser Akt dem Churfürsten als ein Verbrechen mit angerechnet und die Anklageacte gegen ihn dadurch vermehrt: daß er es gewagt habe, alte Reichsbelehnte und Reichstagsmitglieder „gewaltiglich unter sich zu ziehen“. In Folge davon wurde die Lehenherrlichkeit über Gera und die dazu gehörigen Länder, Chursachsen abgenommen und an die Krone Böhmen übertragen. Böhmen zeichnete sich fortan lediglich dadurch aus, daß es die „alten Rechte und Privilegien der Herren von Gera“ möglichst oft bestätigte, diese Rechte und Privilegien aber selbst nicht mit pedantischer Gewissenhaftigkeit achtete. Der Grund jener häufigen Bestätigungen scheint nur in dem starken Kostenpunkte beruht zu haben, dem die „Privilegirten“ sich stets dabei zu unterziehen hatten. Im fürstlichen Archiv des Schlosses Osterstein zu Gera, dessen reichem Urkundenvorrath wir sämmtliche hier gegebene Notizen entnommen haben, befinden sich nur allein vom Jahre 1652 bis 1807 vierunddreißig solcher von Böhmen ausgestellter Lehen- und Bestätigungsbriefe. Mit letzt genanntem Jahre fiel jenes Lehenwesen und unsere Grafen wurden zu souverainen deutschen Fürsten erhoben.

Ferdinand Hahn.

*) Das heutige Rittergut Blankenberg an der Saale, nahe der äußersten Grenze von Plauen.

Die Dorfschänke zu Kossebaude und die Beendigung des 30jährigen Krieges.

Von den vielen Tausenden, welche mit Beginn des Frühlings von Dresden aus dem linken Elbufer entlang, die liebliche Gegend durchwandern, welche während der Zeit der Baumblüthe eine wunderbare Zugkraft auf die Bewohner der Residenzstadt und den in derselben weilenden zahlreichen Fremden ausübt, werden gewiß schon Viele die von Prießnitz aus nach Niederwartha sich hinziehende freundliche Dörferreihe durchwandert, weiter hin nach Meißen zu eine Fußtour unternommen, und sich dabei in dem Garten der Dorfschenke zu Kossebaude verweilt haben um sich zur weiteren Tagespartie zu stärken; Wenige aber werden von der in dieser Jahreszeit im reichsten Blüthenschmuck prangenden Natur umgeben, an die Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges gedacht haben, der auch diese Gegend, wie das ganze Land so fürchterlich verheerend heimsuchte, noch Wenigeren aber von diesen Besuchern wird es bekannt sein, daß in diesem kleinen anspruchslosen Wirthshausgarten, der außer einem Grasplatz und einigen Obstbäumen und Hollundergebüschen nichts weiter als drei bis vier roh gezimmerte Tische und Bänke nebst eine allen Einflüssen der Witterung ausgesetzten offene Kegelbahn enthält, die Abgesandten Sachsens und Schwedens sich vereinigten, um dem furchtbaren Vernichtungskampfe ein Ziel zu setzen, welcher seit länger als 31 Jahren in Deutschland gewüthet, die Länder entvölkert, und Tausende der blühendsten Städte und friedlichen Dörfer in Trümmerhaufen verwandelt hatte. — Mehrmals

schon hatten die Prinzen des Kurfürsten Johann Georg I. diesem dringende Vorstellungen, eines Waffenstillstands wegen, gethan, wozu der Schwedische Feldherr, Torstenson selbst, in den Jahren 1642—1644 gar nicht abgeneigt sich bewies. Johann Georg aber, der einst schon, als er mit Schweden sich verband, die Pflicht gegen den Kaiser verletzt hatte, wollte nicht noch einmal dagegen handeln und schrieb deshalb seinem Prinzen August, Administrator von Magdeburg: „er wolle nach Anmahnung göttlichen Worts und Erheischung seines Kurfürstenthums eher alles Zeitliche (welches er ohnedies dermaleinst nach göttlichem Willen wieder verlassen müßte) hintansetzen, als in einen solchen Anstoß des Gewissens willigen.“ Uebrigens lies es auch der kaiserliche Hof, der durch bezahlte Kanäle von allem unterrichtet war, an Ermahnungen zur Treue gegen ihn nicht fehlen.

Johann Georg blieb auch standhaft bei seinem Entschlusse, bis der schwedische General Königsmark (im August 1645) über Mittweida nach Meißen vordrang und sich hier des äußerst wichtigen Passes über die Elbe bemeisterte.

An Hülfe von Seiten des Kaisers, den Torstenson in seinen Erbstaaten nur zu sehr beschäftigte, war nicht zu denken. Der Friedenscongreß zu Osnabrück hatte bereits (im April 1645) seinen Anfang genommen. Königsmark selbst schrieb von Kesselsdorf aus (8. August) an den Kurfürsten und trug, um dem Blutvergießen zwischen Völkern, die noch dazu einen Glauben hätten, ein Ende zu machen, auf Conferenzen an. Und darüber vereinigte man sich endlich, auf dem halben Wege zwischen Dresden und Meißen, zu Kossebaude.

Hier wurden den 15. und 17. August die Unterhandlungen zu einem Waffenstillstand eröffnet. Von chursächsischer Seite erschienen als Deputirte der Geheime Rath von Oppel, die Obersten von Arnim und von der Pforte; von den Schweden aber der General-Major Axel Lilie, der Oberst Saracien und der Oberstleutnant Nehr. Jede Partei hatte 50 Mann Kavallerie zur Bedeckung, welche an beiden Enden des Dorfes, nach Meißen und Dresden zu, hielten.

In dem Garten der Dorfschänke, welcher, wie jetzt noch, derselben gegenüber liegt, kamen die Deputirten zusammen, wo sie erst stehend, unter freiem Himmel, berathschlagten und dann kalte Küche speiseten, wobei man den Schweden in Allem den Vorrang ließ. Gegen Abend ging die eine Partei nach Meißen, die andere nach Dresden zurück.

Allein die Annäherung kaiserlicher Regimenter, welche unfern des Sächsischen Lagers an den Hahnebergen zwischen Dresden und Plauen sich zeigten, machte, daß man die Conferenzen auf dem jenseitigen Elbufer, im Pfarrhause zu Kötzschenbroda, den 19., 22. und 23. August fortsetzte. Den 27. ward endlich ein sechsmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen, welchem zufolge der Kurfürst sein Land, Leipzig ausgenommen, wieder bekam, auch seiner Pflicht gegen Kaiser und Reich nicht entbunden wurde, monatlich aber 11000 Thlr. zahlen, gewisse Naturalien liefern, den Schweden freien Durchzug gestatten mußte ꝛc.

Noch zeigt man im Pfarrhause zu Kötzschenbroda die lange Tafel, an welcher die Deputirten saßen und in der Kirche beurkundet eine gereimte Denkschrift jene merkwürdige Begebenheit.

Welches Schicksal aber Sachsen betroffen hätte, wenn der Kurfürst auf den Vorschlag Königsmark's nicht eingegangen und ein Waffenstillstand nicht zu Stande gekommen wäre, dies erfuhren die Abgeordneten Sachsens mit Entsetzen während dieser Verhandlungen. Denn von Torstenson aus war an Königsmark die Ordre ergangen, wenn der Kurfürst sich noch länger weigere, seinen Vorschlägen Gehör zu geben, bei Meißen eine Schiffbrücke zu schlagen, dann Großenhain, wo große Futtermagazine waren, anzuzünden, von da auf Pillnitz zu marschiren, das Schloß daselbst in ein Blockhaus zu verwandeln, auch hier eine Schiffbrücke zu schlagen und so die Elbe für Dresden zu verschließen, letzteres durch Reiterei auf der Landseite von allen Lebensmitteln abzuschneiden und endlich mit einem 8 Meilen weiten Schwedenzaume zu umgeben, d. h. alle Dörfer, Flecken und Städte in Brand zu stecken, die Bewohner zu plündern, die Feldfrüchte zu vernichten und selbst die Saat im Boden zu ruiniren.

Diese schreckliche Ordre zeigten die schwedischen Deputirten den sächsischen vor, nachdem Alles unterschrieben und untersiegelt war.

Jedoch läßt sich aus mehreren Gründen schließen, daß auch den Schweden viel daran lag, Ruhe vor Sachsen zu haben. Wenigstens konnte, wenn anders es glückte, die sächsische Armee mit der kaiserlichen Armee zu verbinden, Königsmark leicht von Torstenson abgeschnitten werden und dadurch alle in Ober- und Niedersachsen errungenen Vortheile für die Schweden verloren gehen.

Deshalb trugen auch letztere selbst, nach Ablauf des Waffenstillstandes, auf Verlängerung desselben an. Des Kurfürsten älteste Prinzen und Minister aber ließen mit Vorstellungen nicht nach, bis auch Johann Georg einwilligte, obgleich der Kaiser durch Bestechungen am Dresdener Hofe und durch geheime Anerbietungen den Kurfürsten auf alle Art für sich zu gewinnen suchte.

Eilenburg ward diesmal zum Congreßorte bestimmt, weil Leipzig in den Händen der Schweden war und Torstenson selbst, mit Generalvollmacht von seiner Königin versehen, dort sein Hauptquartier hatte.

Den 18. Februar eröffnete man die Conferenzen auf dem Eilenburger Rathhause, während 200 Schweden das Leipziger, 200 Sachsen das Torgauer Thor besetzt hielten und so kam denn den 31. März 1646 die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum allgemeinen Frieden glücklich zu Stande. Bis dahin aber mußten den Schweden monatlich 8000 Thlr. baar, 100 Fuder Heu, 300 Scheffel Hafer, jährlich 5000 Scheffel Korn ꝛc. geliefert werden.

Indeß litt Sachsen immer noch viel durch beständige Durchzüge, so sehr auch die Schweden die Uebel derselben zu lindern suchten. 3.

Miscellen.

Eine Madonna und Churfürst Johann Friedrich.

Die beiliegende Tafel enthält zwei Bildwerke in gebranntem Thon, deren ersteres dem 15. Jahrhundert angehört, während das zweite aus dem 16. stammt.

Das erstere ist das Bruchstück eines Madonnenbildchens, um dessen Kopf in gothischer Minuskel oder sogenannter Mönchsschrift der Anfang des englischen Grußes Ave regina coelorum ave domina angelorum zu lesen ist. Es wurde dieses außerordentlich zart ausgeführte Bildchen unter Schutt bei Königsbrück gefunden und gelangte im Jahre 1834 in die Sammlung des Hofrath Klemm. Das Bruchstück war jedenfalls das Hauptbild eines jener ansehnlichen Oefen, die in den Zimmern aufgebaut waren und deren Form uns die Abbildung des Coburger Ofens in Nr. 3 des Sachsengrün vergegenwärtigt.

Das auf demselben Blatte dargestellte Bildniß des unglücklichen Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich (st. 1554), ist ebenfalls einer Ofenkachel nachgebildet, die sich in Schwerin im Großherzogthum Mecklenburg vorgefunden hat.



Gez. u. lith. v. A. Pretzsch — Sachsengrün I, 3 — Druck v. Hau & Sohn Dresden

a. Madonna von Königsbrück. b. Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen.

Verlag v. W. Türk Dresden

Bei der allgemeinen Theilnahme, welche das Loos dieses Fürsten bei allen seinen protestantischen Zeitgenossen hervorrief, ist es zu erklären, daß seine Verehrer in Norddeutschland sein Bild in ihren Zimmern anbringen ließen.

Die Freude an solchen mit Heiligenbildern oder Portraits berühmter Personen ausgeschmückten Oefen war vom 14.—17. Jahrhundert ziemlich allgemein durch ganz Deutschland. Als Beleg dazu dienen die Bruchstücke von grünglasirten Ofenkacheln, die in den Ruinen des Cistercienserklosters auf dem Oybin bei Zittau im Jahre 1833 gefunden wurden und durch den verewigten Dr. A. Peschek an den Hofrath Klemm gelangten. Es sind Reliefportraits Kaiser Maximilians I., seiner Gemahlin, seines lustigen Raths, des Reichsadlers. In den Trümmern eines im 30jährigen Kriege zu Golßen in der Niederlausitz zerstörten Hauses fand man Fragmente von Brustbildern einiger Heerführer, sowie Reliefs von fürstlichen Frauen jener Zeit.

Die meisten dieser Oefen waren mit Säulen, Friesen, Frontispicen und Laubwerk architectonisch reich verziert und unterscheiden sich sehr vortheilhaft von den glatten und schmucklosen Flächen der heutigen Kachelöfen. Sie sind ein werthvolles, redendes Zeugniß für die künstlerische Ausbildung der Handwerksmeister der Zeit vor dem 30jährigen Kriege.
1.

Ein deutsches Wort des Churfürsten August 1559.

Als König Philipp II. von Spanien nach den siegreichen Schlachten bei St. Quintin und Gravelines mit Frankreich den Frieden zu Cateau Camebresis geschlossen, durch den er ein Landgebiet in den Niederlanden abgetreten erhielt, schrieb Churfürst August von Sachsen, auf die Mittheilung über diesen Frieden, an Herzog Heinrich von Braunschweig (1559): „Es hätte aber unsers Beachtens des heiligen Reichs Nothdurft wohl erfordert, daß in solcher, der beiden hohen Potentaten Vergleichung, desselben Bestes unter andern auch in dem etwas besser bedacht und die Dinge dahin gerichtet worden wären, damit dasjenige, so vor wenig Jahren dem heiligen Reich deutscher Nation entzogen, als die Stifter und Stadt Metz, Toul und Verdün und anderes, durch diese Vertragshandlung wiederum zum Reich wäre gebracht worden."

Die gedachten Städte hatte König Heinrich II. von Frankreich 1552 unter Benutzung der innern Kämpfe Deutschlands, gegen Zusicherung der Unterstützung des Churfürsten Moritz von Sachsen und seiner Bundesgenossen gegen Kaiser Karl V., in Besitz genommen, jedoch unter Vorbehalt der Reichsfreiheit. *) Erst durch den Westphälischen Frieden wurden die drei Bisthümer ganz an Frankreich abgetreten.

Was Churfürst August damals aussprach, das hat wohl seit dem mancher Deutsche nachgefühlt, zumal zu jenen Bisthümern seitdem „noch Anderes" gekommen ist. C.

*) v. Langenn: Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Th. I. S. 484.

Der Brautbrunnen bei Lichtenberg.
(Lausitzer Sage von Haupt.)

Bei Lichtenberg, am Wege nach Neukretscham, ist ein jetzt fast versumpfter Brunnen, der heißt der Brautbrunnen. Das hat aber folgende Bewandtniß. Vor langer, langer Zeit, wie noch Neukretscham zu Lichtenberg eingepfarrt gewesen, ist einmal ein Brautpaar von da herüber in die Kirche gekommen und hat sich trauen lassen. Es war ein großer und lustiger Hochzeitszug. Aber er nahm ein Ende mit Schrecken, denn auf der Heimfahrt fiel der Wagen um, darinnen Braut und Bräutigam saßen und sie fielen heraus und in den Brunnen hinein und sind da beide in treuer Liebe gestorben. Der Brunnen war so tief, daß man sie nicht wieder herausholen konnte, und nur der Brautkranz schwamm oben auf den Wellen. Und danach heißt der Born bis auf den heutigen Tag der Brautbrunnen, und welche Braut eine unbescholtene Jungfer ist, die kann den Kranz noch heute ganz deutlich auf dem Grunde des Wassers erblicken, ist sie dies aber nicht, so ist ihr auch der Brunnenkranz nicht sichtbar. Daher führen die Bursche des Dorfes ihre Bräute zu dem Quell, um ihre Reinheit zu erproben.

Es soll aber noch nicht vorgekommen sein, daß eine den Kranz nicht gesehen hätte. Wenigstens haben sie's immer gesagt.

Stiftung der Universität Jena am 19. März 1548.

Die Wittenberger Capitulation (19. Mai 1547) nahm Johann Friedrich dem Großmüthigen Churhut und Lande, damit aber auch ein Lieblingsstück der väterlichen Erbschaft, die Universität Wittenberg. Diesen Verlust zu ersetzen, legte er es, als Gefangener des Kaisers, seinen Söhnen dringend ans Herz, zu Jena eine andere Universität zu stiften, die neben den allgemeinen Studien besonders dem Verbreiten der reinen, evangelischen Lehre sich widmen sollte. Und diesen väterlichen Wunsch erfüllte denn auch (19. März 1548) noch vor dem Jahrestage der Mühlberger Schlacht Johann Friedrich der Mittlere für sich und als Vormund seiner Brüder, Johann Wilhelms und Johann Friedrichs des Jüngern. Den 16. Juni wurden die Statuten, welche der gefangene Churfürst selbst entworfen hatte, genehmigt. Mit der kaiserlichen Bestätigung aber verzog es sich gegen 10 Jahre. Denn Karl V. sah in jeder protestantischen Universität einen Strebepfeiler gegen den Katholicismus. Er verschob deshalb die Bestätigung der Universität zu Jena immer von einer Zeit zur andern, und als er sie endlich 1557 gab, wollte er ihr vor Beilegung der damaligen Religionsstreitigkeiten schlechterdings keine theologischen Doctorpromotionen gestatten. Doch mußte er endlich dem Drange der Stifter und der Zeitumstände nachgeben.

Die feierliche Einweihung erfolgte den 2. Februar 1558 mit großem Gepränge, wobei der Stifter, Johann Friedrich der Mittlere, selbst eine lateinische Rede hielt, welche der Canzler Brück beantwortete.

Willfähriger als der Kaiser, war Churfürst Moritz, welcher sogar die Abführung der ehemals churfürstlichen Bibliothek und die Berufung einiger Professoren von Wittenberg nach Jena erlaubte. Der erste Rector hieß Victorinus Strigelius.

Die neue Lehranstalt bekam bald starken Zuwachs, denn man konnte hier frei lehren und schreiben, besonders gegen das Interim, welchem man ohnedem durch Stiftung der Universität vorzüglich entgegen zu arbeiten suchte. Uebrigens sorgten auch die Herzoge Ernestinischer Linie auf alle Art für ihre Blüthe durch berühmte Männer und milde Stiftungen. Und selbst die theologischen Händel, in welche mehrere ihrer berühmtesten Professoren, wie Striegel, Stösel, Flacius u. A. sich verwickelten, trugen, so ärgerlich sie auch waren, doch in mancher Hinsicht bei, die Universität berühmt zu machen.

Die schönsten Perioden ihres gelehrten Lebens hatte sie bald nach ihrer Stiftung im 16. Jahrhundert, dann kurz vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges im 17. und vor den Napoleonischen Kriegen im 19. Jahrhundert. 3.

Der Kötzschenbrodaer Wein muß früher sehr beliebt gewesen sein, denn als Herzog Heinrich's Wittwe durch Leisnig reisete, so verehrte ihr der Rath drei und eine halbe Kanne Kötzschenbrodaer Wein, die Kanne zu 18 Pfennigen. So schickte derselbe Rath dem Churfürst August 10 Thaler Hochzeitgeschenk. Das Jahr darauf erhielt die Churfürstin

ebendaher 20 Kannen à 18 Pf. und 20 Kannen Most aus Kötzschenbroda à 14 Pf. Der Churfürst aber erhielt ein ganzes Fäßchen von 54 Kannen à 14 Pf. und der Transport des Churfürsten von Leisnig bis Marienberg kostete dem Rathe 3 Thlr. 14 Gr. 3.

Das Nixenkind an der Stadtkirche zu Belgern an der Elbe.



An dem 1512 erst, und zwar ohne alle architectonische Zier und Gliederung in viereckiger Form erbauten Thurme der St. Bartholomäuskirche zu Belgern, die seit 1309, sowie die Stadt überhaupt, unter dem Kloster Buch stand, findet sich das in Zeichnung beigegebene, $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe und 1 Fuß breite Steinbild rohster Form, das gewiß nur zu kirchlichem Zwecke gedient haben mag und auch unstreitig älter als der Thurm ist. Im Munde des Volks trägt dieses Bildwerk den Namen „Nixkind", und wie es 5 Fuß hoch über der Erde neben den Haupteingang zur Kirche gekommen ist oder vielmehr gekommen sein soll, darüber giebt blos folgende Sage Aufschluß.

Die Elbnixen kamen, wie anderwärts, auch öfter mit den Bewohnern Belgerns, des alten slavischen Bele gori (d. i. Schönberg), der Hauptstadt eines Gau's oder der seit dem 10. Jahrhunderte urkundlich bekannten Civitas Belo gora in Verkehr. Sie stellten sich sogar zu den Belustigungen und Festen gern ein, doch durfte dann dabei Niemand zugegen sein, der am selbigen Tage den apostolischen Segen empfangen hatte. Freilich ist es noch unentschieden, was die Nixen nach Belgern gezogen haben mag; vielleicht das gute Bier, von dem schon Melanchthon sagt: Cerevisia Belgrana est omnibus sana, denn der große, schreckensvolle Roland stand vielleicht daselbst noch nicht. Mehrere der Nixen begründeten sogar Haushaltungen in Belgern und gewannen sich durch ihre reichen Geschenke sogar Mädchen und Frauen als Zuhälterinnen. Diese konnten zwar mit Erlaubniß ihres Nixenmannes als gute Christinnen die Kirche besuchen, mußten aber, das war strengste Bedingung, die Kirche vor dem Segensspruche verlassen, damit sie des apostolischen Segens nicht theilhaftig würden.

Der Reichthum, an den es den Nixen nie fehlte, hatte auch ein heiteres schönes Weib in die Arme eines Nixes geführt, der sich in Belgern heimisch gemacht hatte, und nur von Zeit zu Zeit kleine Abstecher oder Geschäftsreisen nach dem benachbarten Nixenreiche, in den Fluthen der nahen Elbe, machte. — Die Geburt eines Kindleins, als Unterpfand des Liebesverhältnisses zu dem Nixe, machte die bis dahin glückliche Geliebte desselben betrübt und nachdenklich, da sie doch wünschte, daß ihr Kindlein des himmlischen und apostolischen Segens theilhaftig werden möchte. Und doch hatte der Nixvater es ihr streng untersagt, daß sie das Kind zur Kirche trage. Auch liebte sie ihren Nix so außerordentlich, daß sie ihn nicht durch Ungehorsam erbittern mochte. — Doch eines Tages nahm der Nix Abschied auf mehrere Tage; er kannte ihre trüben Gedanken wegen ihres Kindes und warnte sie daher nochmals vor dem Scheiden, in seiner Abwesenheit ja nicht gegen sein Verbot zu handeln. — Nach einigen Tagen riefen aber am Sonntagsmorgen die Glocken zu einladend zur Kirche und sie folgte ihrem unwiderstehlichen Rufe; blieb auch bis zum Segen in derselben, und vermeinte dadurch sich, Kind und Nix von der ewigen Verdammniß errettet zu haben. — Sie war daher erfreut, als sie, des Segens der Kirche theilhaftig aus der Kirche tretend, den Nix ihr entgegen kommen sah. Doch kaum hatte sie und ihr Kind dem Nahenden die Arme entgegengestreckt, als der grimmig sich gebehrdende Nixvater das Kind an den Füßen erfaßte und gegen die Thurmmauer schleuderte, wo es sogleich zu Stein wurde. — Dieses die einfache Volkssage; den Alterthumsforschern mag es unvorgegriffen bleiben, über die mögliche Entstehung dieses allerdings sonderbaren Steinbildes ihr Gutachten abzugeben. 6.

Für das Ostravorwerk im 16. Jahrhundert.

In dem, von dem Churfürst August entworfenen, für das damals neubegründete Ostravorwerk in Dresden geltenden Statute (das Original liegt jetzt in Weimar) findet man folgende merkwürdige Recepte:

„Wenn die Kühe bezaubert sind und die Milch gestohlen ist. Melke die Milch von allen Kühen zusammen und gieße Alles in ein Faß; laß ein Eisen glühend werden, stecke es „im Namen aller Teufel" in die Flüssigkeit bis es ganz kalt geworden; auf diese Weise wird die Zauberin an ihrem Leibe verbrannt und beschädigt, daß man das Zeichen oder den Brand erkennet. Sobald aber das glühende Eisen den Boden des Fasses berühret, wird die Kuh zu Grunde gehen." ꝛc. 2.

Thüringer Kanonenfieber.

Friedrich der Strenge, Landgraf in Meißen, führte 1365 mit Albert, Herzog in Braunschweig, Krieg, weil dieser seine Grenzen mit allerhand Räubereien beunruhigte und Friedrich auf eine verächtliche Art sagen ließ, daß er sich vor ihm nicht fürchte und sein Land behaupten würde, wenn es auch drei Tage hinter einander Thüringische und Meißnische Fürsten schneien sollte. Friedrich belagerte darauf mit seinen Bundesgenossen die Stadt Eimbeck. Die Bürger derselben aber vertheidigten sich mit einer großen, aus Blei gegossenen Kanone, aus welcher sie Steinkugeln in das Lager schossen, die Belagerungsmaschinen zertrümmerten, viel Leute tödteten, und durch den Donner dieses Geschützes ein so großes Schrecken unter den Thüringern verbreiteten, daß diese die Belagerung aufhoben. 3.

Sprechsaal.

Die im Jahre 1575 61 Jahre alte verstorbene Barbara Uttmann geb. v. Elterlein erfand oder begründete vielmehr im Jahre 1561 das für das Erzgebirge so wichtige Spitzenklöppeln. Sollte diese 300jährige Jubelfeier nicht im nächsten Jahre 1861 in Annaberg, vielleicht am Trinitatistage, begangen werden? — Ein sinniger Geist, eine thätige Hand, sie brachten den Segen ins Vaterland.

Vielleicht wäre es für Sachsengrün von Interesse zu erfahren, daß es in Sachsen ein Denkmal über Einführung des Gregorianischen Kalenders giebt. In Lauterbach bei Stolpen, am Wege nach Bischofswerda, steht eine Säule, nach Art der alten Betstöcke, mit der Inschrift: „1584 IAR DAS IST WAR ZVENE OSTEREN IN EINEM IAR." — Sollte nicht ein anderes Ereigniß Veranlassung zu Errichtung dieses Denksteins gegeben haben? 3.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographien: Eine Madonna und Churfürst Johann Friedrich, sowie Churfürst Georg I. im Jagdcostüm. ☜

Sonnabend, den 15. December.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Sebastian Romner

oder

die Begründung der Stadt Schneeberg.

Das jetzt so freundliche, stark bevölkerte Erzgebirge Sachsens war vor 400 Jahren größtentheils nur mit ungeheuren Waldungen bedeckt, welche hie und da von ungeregelten Holzpfaden durchschnitten wurden. Sorgenvoll betrat der einsame Wandrer diese wilden, rauhen Wege, da er fürchten mußte, vielleicht die Beute eines Bären oder Wolfes zu werden, oder in den urwaldähnlichen Holzungen sich zu verirren. Wie schaurig es früher im Erzgebirge ausgesehen haben mag, daran erinnern jetzt höchstens noch Namen, wie: wilde Ecke, Bärenfang, Wolfshöhle, Saubad u. dgl. m. — Die Gegenden südlicher von Zwickau, nach Böhmen hinein, waren um das Jahr 1470 noch ganz besonders wild, da man dort höchstens einen Holzarbeiter, einen Kohlenbrenner und vielleicht einen Bergknappen als seltene menschliche Erscheinung antraf, übrigens aber weder an Landbau, noch an gewerbliches Leben erinnert ward. Diese unwirthbare, weitausgedehnte Waldstrecke durchwanderte einst, man nimmt an im Jahre 1471, ein bemittelter Handelsmann, Sebastian Romner, welcher auf seinen Reisen durch Sachsen, Böhmen und andere Länder stählernes Werkzeug für Schuhmacher verkaufte. Sein Wohnort war Girle in Böhmen. Dorthin wollte er zurückkehren, nachdem er zuletzt die Stadt Zwickau besucht hatte. Beschwert mit seinem Waarenkasten, stieg er an einem heißen Sommertage von Zwickau aus dem düstern Walde zu, um wenigstens vor dem Einbruche der Nacht bis nach Klösterlein Zelle zu gelangen. Bald umfing ihn der düstere Wald, in welchem er auf wenig betretenem Wege vorwärts eilte. Mehrere Stunden lang war Romner schon mit der ängstlichen Hast, die den einsamen Wandrer so oft beschleicht, unter den altersgrauen, riesigen Nadelbäumen gegangen; da bemerkte er mit jedem weiteren Schritte, daß das Wirrniß des Waldes immer dichter wurde und daß er jedenfalls einen ganz falschen Weg eingeschlagen hatte. Geisterhaft starrten ihn die Fichten mit ihren großen Flechtenbärten an, grausig tönte der Wind in den wolkenanstrebenden Gipfeln und furchterweckend, gleich Knochen von Vorweltsthieren, starrten ihm die rindenlosen Bäume, die der Sturm gestürzt hatte, in's Antlitz. — Lange noch irrte der arme Mann umher, gepeinigt von dem Gedanken, die Nacht über im Walde bleiben und vielleicht eine Beute der wilden Thiere werden zu müssen; da fiel sein Blick plötzlich auf Spuren von menschlichen Fußtritten. — Wohin diese führen mochten, wußte er freilich noch nicht, aber demohngeachtet dankte er dem Himmel für die gemachte Entdeckung. Wie der Wilde jeden kleinen Umstand bei Aufsuchung irgend einer Spur gewissenhaft berücksichtigt, so ließ auch Romner die Fußtapfen und andere Merkzeichen nicht wieder aus den Augen. Zu seiner großen Freude gelangte er bald auf einen Fußpfad und so hoffte er, denselben verfolgend, doch noch vor Sonnenuntergang aus dem Walde

zu kommen. Das Glück führte ihn auch auf den Rettungspfad, denn er kam bald in die Nähe eines hölzernen Hauses, Kaue genannt, welches über der Einfahrt eines Eisengrubenschachtes erbaut worden war und diesen nicht nur vor Regengüssen schützte, sondern auch den aus- und einfahrenden Bergleuten vor Beginn und nach Beendigung ihrer Schicht ein willkommnes Obdach bot. Die Thür zur Kaue war verschlossen. Romner pochte an derselben an. Ein Steiger erschien, in der Meinung, ein Bruder von ihm begehre Einlaß. Als der Bergmann geöffnet hatte und in so unwirthbarer Gegend den fremden Menschen vor sich sah, hätte er fast die Thüre wieder zurückgezogen; aber Romner ergriff sogleich das Wort und sprach nach freundlichem Glückauf: „Ich habe mich verirrt, Freund, und bitte Dich, mir den Weg nach Böhmen zu beschreiben; auch labst Du mich wohl gern mit einem Trunke frischen Wassers!"

„Warum das nicht?" entgegnete der gutherzige Steiger. Er leitete seinen Gast sofort nach einer nahen Quelle, gab ihm sogar ein Stück von seinem Brode und ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein. Die Männer besprachen Mancherlei, zuletzt auch die Beschaffenheit der Eisengrube, in welcher der Steiger arbeitete. — „'s ist," sprach dieser, „mit dem Eisenerz aus unserm Schacht jetzt ein wahres Elend! Sonst war hier das Erz gut, seit wir aber einen neuen Quergang ausbeuten, finden wir nur nichtsnutzig Zeug; der Eisenstein bearbeitet sich schlecht, das Erz fließt und zerrinnt und ein Eisenstab ist kaum noch zu schmieden!"

„Das ist doch sonderbar, Freund," rief Romner, „und wer weiß, was dahinter steckt! — Willst Du mir nicht einige kleine Erzstücken aus dem ärgerlichen Quergange überlassen? — Ich reise ja weit umher und kann vielleicht erfahren, welche Bewandtniß es mit dem Eisensteine eigentlich hat!"

„O gern," versetzte der Steiger, „solch Erz beuten wir in Menge aus, d'rum nimm Dir immerhin ein Säcklein davon mit auf die Reise! — Uebrigens werde ich Dich vollends durch den Wald führen, hernach kommst Du zur Schmelzhütte, wo Du das flüssige Renneisen mit eigenen Augen sehen kannst!"

Romner suchte sich aus dem großen Erzhaufen, welcher für die Eisenschmelzhütte aufgeschichtet worden war, verschiedene Stufen aus, verwahrte sie bei sich und machte sich reisefertig. Der Steiger begleitete ihn bis an die Hüttenwerke, welche am Abhange der Höhen lagen, wo später Schlema gegründet wurde. Eben schmolz das Eisenerz im Ofen, aber der Fluß desselben zeigte sich wieder in der unerwünschtesten Weise. Die Hüttenleute jammerten laut auf bei der abermals mißlungenen Schmelzung und riefen: „Ach, daß sich Gott erbarme! Es ist gewiß eine Strafe vom Himmel!" — Romner mischte sich theilnehmend unter die Klagenden und bat sie um ein Stück des untauglichen Eisens, indem er versicherte, er werde sich in aller Herren Länder erkundigen, ob nicht dem Uebel abgeholfen werde könne. Er reisete ab und kam glücklich in seinem böhmischen Wohnorte Girke an. Hier hielten sich zufällig Wallonen auf, welche umher wanderten, um Geld aufzusuchen. Die Wallonen, die sich auch Walen und Venetianer nannten, hatten eine bedeutende Kenntniß von Mineralien und darum eilte Romner, ihre Ansichten über das räthselhafte Eisenerz zu hören. Dieses wurde von den Goldsuchern nach flüchtiger Prüfung sofort für sehr silberreich erklärt. Romner staunte, verrieth aber nichts Näheres über den Fundort des Erzes, sondern begnügte sich vor der Hand mit der stillen Freude, in dem Quergange einer sächsischen Eisensteingrube einen reichen Silbergang zu wissen. Zu seiner Zeit hoffte er sein Geheimniß zu eignem Vortheile gründlichst benutzen zu können.

Da der Winter zeitiger einbrach, so blieb Romner zu Hause, um seine Handelsangelegenheiten zu ordnen; als aber der Frühling kam, da machte der speculative Handelsmann die für die damalige Zeit weite Reise nach Steiermark, wo er verschiedene Geschäftsfreunde hatte. Seine vermeintlichen Eisenerze führte er stets bei sich, und es wurde ihm nicht schwer, über dieselben in dem fremden Lande das Urtheil Sachkundiger zu erlangen, das ihm seinen Schatz nur noch werther machte. — Auf der Rückreise ging Romner durch die berühmte Reichsstadt Nürnberg, wo er dem dortigen Münzwardein seine Erze zur Prüfung vorlegte. Der kluge Wardein machte den Handelsmann so geschwätzig, daß dieser sein Geheimniß fast verrathen hätte; doch er lenkte zur rechten Zeit noch ein und wurde auf einmal sehr schweigsam. Der Wardein wendete nun alle seine Beredtsamkeit an, um Romner zur Entdeckung des Fundortes zu bewegen, aber es war alle Mühe umsonst. Zuletzt ging der Wardein im Stillen an den Magistrat Nürnbergs, theilte demselben das Erfahrene mit und bat dringend, den seltenen Vogel ja nicht entwischen zu lassen. Am andern Tage, als Romner weiter reisen wollte, wurde derselbe verhaftet und vor den hohen Rath geführt. Die hochweisen Herren saßen beisammen, und in ihrer Mitte bemühte sich der Wardein auf's Neue den Beweis zu führen, daß die dem Handelsmanne abgenommenen Stufen kostbares Silbererz enthielten und daß man kein Mittel unversucht lassen dürfe, dem hartnäckigen Romner sein Geheimniß abzulocken. Anfangs versprach man diesem Manne glänzende Belohnungen, wenn er sich bereit erklären wolle, den Ort zu bezeichnen, wo das Erz zu finden sei, als aber dadurch das Schweigen des fremden Mannes nicht gebrochen werden konnte, da versuchte man es mit furchtbaren Drohungen und man machte Miene, den armen Romner in schwere Gefangenschaft zu legen. Dies schien zu wirken. Der Handelsmann bat demüthig um Gnade und sprach: „Hochweise Herren! Das Erz hat mir ja nur ein Freund eingehändigt, damit ich seinen Gehalt auf meiner Reise prüfen lassen solle; wie kann ich denn da den Fundort angeben? Gern will ich aber Nachforschungen halten und insbesondere vom Freunde zu erfragen suchen, wie er zu den Erzen gekommen ist. Lasset Ihr mich nun frei, so soll der hochweise Rath zu Nürnberg die genaueren Nachrichten zuerst empfangen; doch dürfen mir die Herren dann auch den versprochenen Lohn nicht versagen!"

Mit Freuden ging der Magistrat auf das von der List eingegebene Versprechen ein; Romner wurde sogar anständig beschenkt und der schlaue Fuchs entschlüpfte der Falle, um nimmer wiederzukehren.

In seiner Heimath hielt sich der unruhige Romner nur wenige Tage auf, dann reiste er zum Jahrmarkte nach Zwickau und gedachte von dort aus auf dem Rückwege die merkwürdige Eisensteingrube zu besuchen. In Zwickau trank er von dem damals sehr beliebten dortigen Biere mehr, als gut war; dadurch erhitzte er sich den Kopf und gerieth mit mehreren Bürgern in arge Händel, die mit einer Schlägerei endigten. Darauf erschienen Bewaffnete und nahmen Romner sammt seinen Streitgenossen in Haft.

Lange im Gefängnisse zu sitzen, hatte Romner keine Lust, er sann vielmehr auf Mittel, sich schnell möglichst zu befreien. An Nürnberg denkend, hoffte er dies am sichersten durch sein Geheimniß thun zu können, darum bat er im nächsten Verhöre, man möchte ihn doch zum Amtshauptmann Martin Römer *) in Zwickau bringen, weil er demselben eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Seine Bitte wurde ihm erfüllt. Der Amtshauptmann ließ den Gefangenen vorführen und die Wache einstweilen abtreten, dann fragte er nach Romner's Begehr. Dieser setzte auseinander, wie er wegen geringfügiger Händel verhaftet worden sei und wünschen müsse, recht bald wieder in Freiheit gesetzt zu wer-

*) Nach anderen Nachrichten hat der Amtshauptmann Carlowitz geheißen.

den, da er nicht weit von Zwickau einen Schatz entdeckt habe, der „Einen wohl zum reichen Manne machen könne."

Indem der Gefangene dies sprach, zog er aus seiner Tasche ein kleines, ihm noch übriges Erzstück und überreichte es dem Amtshauptmann.

„Was ist das?" fragte dieser.

„Silbererz," sprach dieser, „Silbererz, von Wallonen und andern Sachverständigen geprüft!" — Darauf trat er dem Amtshauptmann näher und erklärte halblaut: „Herr, ich weiß noch viele und größere Stücken dieser Art! Wollt Ihr mich nun frei lassen und seid Ihr bereit, mit mir den Bau auf Silber vereint fortzuführen, dann bitt' ich um Handschlag und Wort, und wir haben Beide unser Glück in den Händen!"

Der Amtshauptmann bedachte sich nicht lange, er schlug ein und erfuhr dann das Geheimniß.

Romner wurde sofort in Freiheit gesetzt und reiste in Gesellschaft Martin Römer's nach der reichen Grube. Wie staunte der Amtshauptmann, als er hier dieselbe Grube erkannte, auf welcher er früher schon Jahre lang mit gebaut und endlich, weil man so viel taubes Gestein gefunden, alle seine Kuxe hatte fallen lassen! — Der Bund mit Romner war aber geschlossen und er wurde treu gehalten. Die beiden Männer nahmen eine größere Menge guter Erzstufen mit sich, ließen sie in Zwickau nochmals untersuchen, fanden die früheren günstigen Urtheile abermals bestätigt und erwarben sich das Recht, den von Vielen verwünschten Silberbau in der Grube, wie in ihrer Umgebung, zu betreiben. Nun entstand in dem düstern Walde größere Thätigkeit. Bergleute von fern und nah eilten herbei, um den ihnen zugesagten guten Lohn zu verdienen. Die Silberausbeute überstieg alle Erwartungen. Romner verband sich später mit Römer's Familie auf's Innigste und nahm selbst ihren Namen an. Ihr Reichthum stieg von Tage zu Tage. — In der Nähe des Silberbergwerks ließen die zwei Besitzer Hütten zu Wohnungen aufrichten und auf diese Weise wurden sie die Begründer der Stadt Schneeberg. Um ihren Silberreichthum besser verwerthen zu können, errichteten sie große Silbergewölbe in Augsburg und Venedig, wo die Silberkuchen in großer Menge aufgeschichtet lagen. — In der Münze war man nicht immer im Stande, alles gewonnene Silber auszuprägen, daher den Theilhabern an den Gruben nicht selten Silberkuchen als Ausbeute eingehändigt werden mußten. Ein solcher Kuchen glich einer runden, tellergroßen Scheibe und war in der Regel 6 Pfund oder 12 Mark schwer.

Im Jahre 1478 bestand die Stadt Schneeberg schon aus 57 Häusern. Vor ihren Thoren zählte man 110 Gruben. An der Ausbeutung derselben betheiligten sich viele Leute, daher diese bald zu großen Reichthümern kamen. Immer mehr schöne Gebäude stiegen empor und doch fehlte es oft an Wohnungen. Die reichen Grubenherren wurden aber übermüthig. Sie lebten herrlich und in Freuden, sendeten viel Silber in das Ausland und ließen sich Kostbarkeiten mannichfacher Art, besonders Luxusgegenstände, von fern her kommen. — Das verschwenderische Leben war leider eine Hauptursache zu der, nach Abnahme der Silberausbeute später eingebrochenen Armuth vieler Familien.

Kurz nach Romner's Entdeckung soll auch durch Zufall — man nimmt an am 6. Februar 1472 — die reiche Grube St. Georg fündig geworden sein. Man erzählt sich hierüber, daß an diesem Tage einige Waldbesitzer in ihre Waldungen geritten seien, um für das Hammerwerk zu Schlema, sowie für einige Bewohner des alten Walddorfes Griesbach Baumstämme zum Fällen zu bezeichnen, da habe ein Reitpferd ungeduldig den Boden aufgescharrt und eine „Gilbe", d. i. ein gilbliches Erz, entblößet; bald sei man tiefer eingedrungen und auf diese Weise zum Baue der höchst ergiebigen Georgengrube veranlaßt worden. — Dieselbe Grube war es, in welche 1477 Albrecht der Beherzte zu einem Mittagsmahle eingeladen wurde. Man hatte ihm zu Ehren eine 400 Centner schwere Silberstufe zu einer Tafel geformt und außerdem Sessel in Silbererz gehauen. Der Herzog fuhr, geleitet vom Bergmeister Raspe, in die Grube hinab, fand den großen, weiten Erzgang glänzend erleuchtet und wurde unter dem Jubel der Bergleute nach der fürstlich besetzten Tafel geführt. Als man ihn bat, sich niederzulassen, trug er Bedenken, sich auf die kostbaren Sessel zu setzen und dadurch die reichen Gaben Gottes zu mißbrauchen; wohl aber rief er beim Anblicke der gewaltigen Silberstufe aus: „Unser Kaiser Friedrich ist zwar ein sehr reicher Herr, und dennoch besitzt er keinen so stattlichen Tisch, als dieser ist!" —

Wer einen Kux in der Georgengrube hatte, konnte von der Ausbeute gemächlich leben. Wollte man einen sehr reichen Mann sprüchwörtlich bezeichnen, so sagte man: „Er ist so reich, wie ein Fundgrübner zu St. Georg." — Nach einer Berechnung hat diese einzige Grube 4 Millionen Güldengroschen Ausbeute gegeben.

Robert Wolfram.

Ein Hexenproceß.

Seit länger als zwei Jahren mit der Ausarbeitung einer Lebensgeschichte des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha aus ungedruckten Quellen beschäftigt, war dem Unterzeichneten ein Actenstück, welches er auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha fand und welches die Geschichte eines Hexenprocesses in dem Amte Volkenroda aus dem Jahre 1661 enthält, von besonderem Interesse. Es bot dieses Actenstück eine Seite aus dem Leben jenes frommen Fürsten dar, welche bisher noch von keinem einzigen seiner Biographen berührt worden ist. Die Erzählung ist ein Bruchstück meines zukünftig erscheinenden Werkes über Herzog Ernst den Frommen.

Gotha. **Dr. August Beck.**

Soviel auch Herzog Ernst für die bessere Gestaltung des Justizwesens in seinem Lande that, und darin anderen Staaten ein Muster zur Nachahmung wurde, so war er doch in einem Punkte — und das dürfen wir nicht verhehlen — dem unheimlichen Geiste seiner Zeit nicht vorangeeilt: in dem Glauben an Zauberer und Hexen. Hier finden wir den Herzog Ernst als ein Kind seiner Zeit. Zwar ist die Anzahl der Hexenprocesse nicht so zahlreich, wie in den Nachbarländern*). Die Verurtheilung der Hexen zum Feuertode ist auch weniger häufig, und Hinrichtungen von jugendlichen Personen, oder gar Kindern, lassen sich nicht nachweisen; aber demungeachtet begreift man nicht, wie ein so aufgeklärter,

*) Im Hennebergischen wurden von 1597 bis 1676 im Ganzen 197 Hexen verbrannt; im Bisthum Bayreuth erlitten von 1627 bis 1629 mehr als 200 Personen, selbst Kinder von 8 bis 12 Jahren wegen Hexerei und Zauberei den Tod; im Bisthum Bamberg von 1627 bis 1630 bei einer Bevölkerung von etwa 100,000 Seelen 285 Personen. Ein Hexenrichter zu Fulda — Balthasar Voß — rühmte sich, in 19 Jahren 700 Personen beiderlei Geschlechts wegen Hexerei auf den Scheiterhaufen gebracht zu haben. Im Ganzen sollen vom 15. bis 18. Jahrhundert über 9 Millionen Menschen wegen Zauberei und Hexerei hingerichtet und verbrannt worden sein.

einsichtsvoller und weiser Regent, wie Herzog Ernst, von einem so gefährlichen und finstern Wahne sich nicht losreißen konnte. War es vielleicht, weil die ganze Natur in eine Zauberwelt verwandelt war? oder fürchtete der Herzog den Vorwurf zu großer Milde? oder schien ihm die Hinrichtung dieser Opfer gerechtfertigt durch das jüdische Strafgesetz „die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen"? (2. Mos. 22, 18, vergl. 5. Mos. 18, 10). Jedenfalls ist es ein Beweis dafür, daß dieser krasse Aberglaube, dieses Irrlicht der Vernunft, auch bei den Gebildetsten und Redlichsten tief eingewurzelt war. Wir lächeln wohl jetzt ob solchen Hexenglaubens, aber zu Herzog Ernst's Zeit war derselbe eine furchtbar ernste Sache, welche Schrecken und Entsetzen in Tausende von Familien brachte und Ehre und Lebensglück von unzähligen Menschen zertrümmerte.

In Herzog Ernst's Landen war besonders das kleine Amt Georgenthal — damals von kaum 4000 Einwohnern bevölkert — reich an Hexen. Am meisten trug dazu bei der Amtschösser Johannes Benedict Leo, ein frommer Mann, aber ein fanatischer Hexenverfolger und Peiniger „zur Ehre Gottes und des wahren Glaubens". Unter ihm wurden in den Jahren 1670 bis 1675 zusammen 38, im Jahre 1674 allein 12 Hexenprocesse geführt, welche meist mit dem Feuertode endigten. Später — so erzählt die Tradition — trat Leo mit gleicher Entschiedenheit gegen den Hexenglauben auf, weil seine eigene Frau rothe Augen bekam und darum für eine Hexe gehalten wurde. Die Hexenprocesse, welche in der Stadt Gotha anhängig gemacht wurden, führten zu einem glücklicheren Ausgange. Sämmtliche Angeschuldigte, meist Frauen, wurden freigesprochen, oft schon ehe die Tortur angewendet wurde.



Herzog Ernst der Fromme.

Die unwiderstehliche Neigung des Menschen zum Wunderbaren, und die Möglichkeit, durch außerordentliche Geheimmittel der Natur und mit Hülfe guter und böser Geister Uebernatürliches wirken zu können, findet sich zu allen Zeiten und unter allen Völkern, aber zu keiner Zeit ist dieser thörichte Glaube stärker gewesen und mehr verfolgt worden als im Zeitalter Herzog Ernst's. Es war „das wahre Jahrhundert des Teufels und des Hexenprocesses". Es entstand eine förmliche Hexenepidemie. Die Ursache zu diesen „verfluchten Schauspielen", wie sie Semler nennt, liegen in dem Fanatismus, den die katholischen Priester gegen die Ketzer rege machten. Wer vom alleinseligmachenden Glauben abgefallen war, galt als ein Verbündeter des Teufels, und hatte von diesem die Macht erlangt, die Elemente zu seinem Vortheile nutzbar zu machen und schwarze Zauberkünste zu treiben. Wäre nicht Luther ein Anhänger des Augustinus gewesen und hätte er nicht als solcher den Glauben an den Teufel und die Versuchungen durch denselben gelehrt, so würden die Protestanten von einer körperlichen Auffassung des bösen Geistes und von jener unglückseligen Verfolgung der Hexen frei geblieben sein.

Besonders förderlich dem Hexenglauben wurde die berüchtigte Zauberbulle des Papstes Innocenz VIII., „Summis desiderantes" vom Jahre 1414. Durch sie wurde ein förmliches Verfolgungssystem gegen die Hexen in Deutschland begründet. Nachdem der Papst vergeblich die Einführung der Inquisition in Deutschland versucht hatte, griff er zur Vertilgung der Ketzer zu einem anderen Mittel, welches auch vollkommen glückte. Der Papst — so heißt es in der Bulle — habe mit großer Betrübniß erfahren, daß in einigen Theilen Deutschlands mehrere Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres Seelenheils, von dem katholischen Glauben abwichen, mit dämonischen männlichen und weiblichen Buhlteufeln, Incuben, sich vermischten; durch Zaubersprüche, Beschwörungen und andere teuflische Künste, Saaten, Weinberge, Gärten, Wiesen, ja sogar Männer, Weiber und Kinder verdürben, erstickten und zu Grunde richteten; Menschen und Vieh mit schmerzlichen Krankheiten heimsuchten und quälten ꝛc.

Mehr noch als diese Zauberbulle wirkte der berüchtigte Hexenhammer (malleus maleficarum), ein Buch, durch welches der fratzenhafteste Aberglaube gefördert und in welchem den Hexenrichtern förmlich Anleitung zu den unerhörtesten Grausamkeiten gegeben wurde. Es war gewissermaßen ein Commentar zur Zauberbulle, der Criminalcodex bei den Hexenverfahren.

In jener finstern und schauervollen Zeit der Unwissenheit, der groben Willkür und des Aberglaubens waren die Richter und Schöffen bei den Criminalgerichten in den kleineren Ländern voll engherziger Beschränktheit, voll Brutalität und Rohheit. Jeder einzelne hielt es für eine heilige Pflicht und glaubte sich eine Himmelskrone zu verdienen, wenn er Hexen aufspürte. Niemand wagte es, auch wenn er eine bessere Anschauung gewonnen hatte, dem unseligen Wahn entgegen zu treten. Und es gab ein sicheres, unfehlbares Mittel, dergleichen Hexen zu finden. Das war die Folter, welche man auf das aller willkürlichste anwendete. Ohne die Folter würde man keine Hexen gefunden haben. Die Gefahr für einen Zauberer zu gelten, war damals überaus groß. Die leisesten Indicien, ungegründete Denunciationen, Haß und Neid, übler Ruf, Zanksucht, ausgestoßene Drohungen, rasch zunehmender Wohlstand, körperliche Gebrechen, frühere freundschaftliche Beziehungen zu einer hingerichteten Hexe genügten, um verdächtig zu werden und einen Proceß anhängig zu machen. Wehe dann dem unglücklichen Opfer, welches einmal unter die Klauen der unwissenden und verblendeten Richter kam!

Der Gang des Processes war in den meisten Fällen derselbe, nämlich anfangs Leugnen, dann erpreßtes Geständniß durch die Folter, und zuletzt Verurtheilung zum Feuertode, oder im gelinderen Falle zum Schwerte.

An die Inquisiten, für welche es immer schwer war einen Vertheidiger zu finden, weil er selbst in Gefahr des Verdachts kam, wurden die abgeschmacktesten und infamsten Fragen gethan. Nach dem Landrechte zu Baden-Baden vom

Jahr 1588 mußte der Richter unter anderen auch folgende Fragen an die Inquisitin richten: Ob sie auch etliche Stücklein, sie seien so gering sie wollen, gelernt, als den Kühen die Milch zu nehmen, oder Raupen zu machen, auch Nebel und derselbigen gleichen? Ob sie Gott verleugnet und mit was Worten? Ob und in wessen Beisein sie mit dem Teufel verkehrt, mit was Ceremonien, an was Ort, zu was Zeiten, und mit oder ohne Charakter? Ob er Verschreibung von ihr habe? Ob dieselbe mit Blut, und was für Blut, oder mit Dinte geschrieben? Wann er ihr erschienen? Ob er auch Heirath oder allein Buhlschaft von ihr begehrt? Wie er sich genennet? Was er für Kleider, wie auch seine Füße ausgesehen? Wie seine Persönlichkeit ausgesehen? u. s. w. Wie viel sie Männer getödtet, Weiber, Kinder? Wie viel sie nur verletzt? Wie viel schwangere Weiber? Wie viel Vieh? Wie viel Hagel, und was derselbe gewirkt? Ob sie sich auch, und durch was Mittel, verwandeln könne? Wie lange es, daß sie ihre Hochzeit mit ihrem Buhlen gehalten. Wo sie bei nächtlicher Weil Zehrungen gehalten, auf dem Felde, in Wäldern oder Kellern, auch wer jederzeit bei und mit gewesen? Wie viel sie junge Kinder geholfen essen? Wem sie selbige genommen, oder auf den Kirchhöfen ausgegraben? Wie sie solche zugerichtet, gebraten oder gesotten? Wozu das Haupt, die Füße und Hände gebraucht? Ob sie auch Schmalz von solchen Kindern bekommen? wozu sie das brauchen? auch ob sie zu Machung von Wettern nicht Kinderschmalz haben müßten? Wie viel Kindbetterinnen sie umbringen helfen? Oder ob sie Kindbetterinnen auf den Kirchhöfen geholfen ausgegraben? und wozu sie es gebraucht? wie lange sie daran gesotten? Wie viel Wetter, Reifen, Nebel sie geholfen machen? Ob ihr Buhl auch im Gefängniß zu ihr kommen? u. s. w.

Die Inquisitin bekannte Alles, was man von ihr verlangte und was sie nie verschuldet hatte, Alles, was im Volke, bei Hohen und Niederen, in den Spinnstuben und auf den Universitäten der herrschende Wahn war. Oft betrafen diese Geständnisse die allerunsinnigsten Dinge, die nur gemacht waren, um den schrecklichen Qualen der Tortur zu entgehen, so z. B. daß sie aus dem Fette ermordeter ungetaufter Kinder Salbe bereiten, durch deren Gebrauch sie auffliegen können (Blocksbergritt), daß der Teufel in menschlicher Gestalt den nächtlichen Versammlungen beigewohnt habe u. s. w.

Der Folter gingen in der Regel Proben voraus; die gewöhnlichsten waren: 1. die Wasserprobe oder das Hexenbad. Der Angeklagte wurde an einem Seile ins Wasser gelassen. Sank er unter, so war er unschuldig, schwamm er obenauf, so war es ein Zeichen der Schuld, weil es nur mit des Teufels Hülfe geschehen konnte. 2. Die Wagenprobe. Der Beschuldigte mußte schwerer sein, als er geschätzt worden war. 3. Die Nadelprobe. Eine Warze oder ein Maal am Körper wurde durch Einstechen einer Nadel untersucht. Kam kein Blut oder zeigte sich keine Schmerzensäußerung, so war das Maal vom Teufel aufgedrückt (Stigma diabolicum) und der Angeklagte galt für schuldig. 4. Die Thränenprobe. Mangel an Thränen beim Foltern war Zeichen der Schuld.

Vor der Tortur wurde der ganze Körper genau untersucht und alle Haare und Härchen daran wurden abgeschoren, um das Teufelsmaal zu entdecken, was gewöhnlich an den verborgensten Theilen des Körpers zu finden war, und zu verhindern, daß die Hexe ein geheimes Mittel bei sich trage. Ohnmachten und Starrkrämpfe während der Tortur hielt man für Beistand des Teufels und kam mit brennendem Schwefel zu Hülfe, den man auf die zartesten Körpertheile legte, oder man hielt brennende Lichter unter die Arme oder Fußsohlen. Die Tortur selbst war so mannichfach als der erfinderische Menschengeist. Gewöhnlich wurde mit dem Daumenstock begonnen. Die Daumen wurden in Schrauben gebracht, langsam zugeschraubt und so die Daumen gequetscht. Dann kam der spanische Stiefel, Beinschrauben, durch welche Schienbein und Waden zerquetscht wurden. Dazwischen wurde zur Erhöhung des Schmerzes auf die Schrauben mit dem Hammer geklopft. Die Elevation, Expansion oder der Zug. An die auf den Rücken gebundenen Hände wurde ein Seil befestigt und der Angeklagte an diesem bald frei in der Luft schwebend durch einen an der Decke angebrachten Kloben, bald an einer aufgerichteten Leiter, bei der oft in der Mitte eine Sprosse mit kurzen spitzen Hölzern (der gespickte Hase) angebracht war, gemächlich in die Höhe gezogen, bis die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe standen, dann ließ man zur Erhöhung der Schmerzen ein paarmal ihn schnell herabschnellen, und zog ihn wieder auf. Leugnete er fort, so hing man ihm Gewichte an die Füße und ließ ihn oft ganze Stunden hängen. Daher auch die Uebereinstimmung der durch die Tortur erpreßten Geständnisse, als: Bündniß mit dem Teufel, Gotteslästerungen, Reiten durch die Luft auf Ofengabeln, Besenstielen oder Stecken, nächtliche Zusammenkünfte auf benachbarten Bergen, Beschädigungen an Menschen, Vieh und Feldern.

Wehe der Armen, sagt Spee, welche einmal ihren Fuß in die Folterkammer gesetzt hat! Sie wird ihn nicht wieder herausziehen, als bis sie alles nur Denkbare gestanden hat. Häufig dachte ich bei mir: daß wir Alle nicht auch Zauberer sind, davon ist die Ursache allein die, daß die Folter nicht auch an uns kam, und sehr wahr ist es, was neulich der Inquisitor eines großen Fürsten von sich zu prahlen wagte, daß, wenn unter seine Hände und Torturen selbst der Papst fallen würde, ganz gewiß auch er endlich sich als Zauberer bekennen würde. Mit der Tortur war auch schon der Tod entschieden. „Ubi modo torturae initium factum est, sagt derselbe Spee, jam jacta alea est, evadere non potest; mori debet."

Hatte eine Hexe einmal den Besuch der Hexenversammlungen eingestanden, so mußte sie auch angeben, mit wem sie dieselben besucht hatte. Wenn sie keine Mitschuldige angab, so wurde sie so lange gefoltert, bis sie irgendwelche Person nannte. Was war natürlicher, als daß solche genannt wurden, die schon im Geruche der Hexerei standen? Wer aber genannt wurde, war sicher, seinen Tod auf dem Scheiterhaufen zu finden.

Ueberstand Jemand die Folter, so war das ein Beweis, daß der Teufel dazu geholfen hatte. Oft folterte man so lange, bis das Geständniß erpreßt war. Ein Mädchen zu Nördlingen gestand erst beim 23. Male. Starb Jemand auf oder gleich nach der Folter, so hatte der Teufel sie getödtet und sie wurde unter den Galgen begraben.

Ich schwöre feierlich, sagt Spee, von den Vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitete, war keine Einzige, von der man, Alles genau erwogen, hätte sagen können, daß sie schuldig gewesen wäre, und das Gleiche gestanden mir zwei andere Theologen von ihrer Erfahrung. Aber behandelt die Kirchenobern, behandelt Richter, behandelt mich ebenso, wie jene Unglücklichen, werft uns auf dieselben Foltern — und ihr werdet uns Alle als Zauberer erfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Hofnarren-Geschichte.

Das Narrengeschlecht unserer Erde besteht bekanntlich aus zahlreichen und von einander sehr verschiedenen Gattungen, die seit den frühesten Zeiten in allen Ländern und unter allen Völkern — den wildesten, wie den cultivirtesten — sich bis auf unsere Zeit fortgepflanzt und auch ferner nicht aussterben werden. Fast alle diese Gattungen von Narren haben Das, wodurch sie zu solchen geworden, auf ihre eigenen Kosten betrieben, und nur eine Gattung, welche die Narrheit als Gewerbe behandelte und dafür gut gepflegt und bezahlt wurde, sie ist ausgestorben und zu Grabe getragen vom achtzehnten Jahrhundert — es sind dieß die *Hofnarren*, die ungefähr um die Zeit des zu Hubertusburg abgeschlossenen Friedens von den Höfen der deutschen Fürsten verschwanden, und da diese Kaste einen Beleg zur Sittengeschichte früherer Jahrhunderte liefert, so dürfte ein kurzer Hinweis darauf, und vorzugsweise auf die Hofnarren an den Höfen der sächsischen Fürsten, hier wohl am Platze sein.

Schon Alexander der Große, Dionysius von Syrakus, Kaiser Augustus und viele andere Herrscher der Vorzeit duldeten Possenreißer, um sich während der Tafel an deren Späßen und Witzen zu belustigen und hielten dieselben ihren Haussclaven gleich; das Mittelalter aber brachte diese Lustigmacher zu größerem Ansehen und räumte ihnen eine Hofstelle ein; man gab ihnen die mit Schellen, Hahnenkamm und Eselsohren verzierte Narrenkappe, den Narrenkolben als Zepter und kleidete sie je nach dem Geschmack ihres Gebieters in die buntscheckigsten Farben. Außer dem Namen Hofnarr führten sie noch viele andere Titel, wie z. B. Hausnarr, Fatznarr, Speivogel, Pickelhäring, Schalksnarr, lustiger Tischrath u. s. w., und zu letzteren wurde in jenen Zeiten auch der größte Theil der Hofpoeten und Hofphilosophen gezählt. Unter diesen zeichneten sich durch geistreiche Witze und beißende Satyre, mit welchen sie die Schwächen ihrer Zeit und Umgebung auf das unnachsichtigste geißelten, in Frankreich unter Franz I. die Hofnarren *Tribulet* und *Brusquet*, in England unter Heinrich VIII. und Elisabet John Heywood und Serggan und in Deutschland unter Kaiser Maximilian I. Kunz von der Rosen u. s. w., vorzugsweise aus; aber der größere Theil der aus der Hefe des Volks hervorgegangenen Hofnarren war nichts weniger als witzig und gefiel sich nur in plumpen Possen und zotigen Späßen. Mit einer starken Dosis von Unverschämtheit begabt, ließen sie sich zum Gelächter ihrer Umgebung zu den blödsinnigsten Scherzen gebrauchen, sagten aber auch ihrem Gebieter sowohl, als den Großen des Hofes oft die derbsten Wahrheiten, wo es am Hofe zu tadeln gab, und dieß ist vielleicht das einzige Gute, was dieß Hofnarrenwesen bewirkt. — Fürsten, wie die Churfürsten von Sachsen, Friedrich August I. und II.*), die so hochgebildet und mit so viel Sinn für feinere Sitte, Literatur, Künste und Wissenschaften begabt waren, konnten wohl unmöglich auf lange Zeit Gefallen an dem läppischen Treiben dieser Narren finden; allein der Zeitgeschmack hatte diese Lustigmacher in Mode gebracht, sie gehörten gleich den Heiduken, Läufern, Mohren und Zwergen zum Hofstaat, und der leichte, lascive Ton, der vom Hofe von Versailles sich auch nach Deutschland übergesiedelt und an den Fürstenhöfen Eingang gefunden, ließ die derben und zweideutigen Witze der Hofnarren nicht so verletzend erscheinen als jetzt, und es würde gegenwärtig das schlüpfrigste Witzblatt Das öffentlich zu bringen Bedenken tragen, was damals bei hohen Hoffesten von den Hofnarren als Glückwünsche in Gedichten überreicht wurde.

Wenden wir uns nun zu den Hofnarren an den sächsischen Fürstenhöfen, so finden wir in dem zu Torgau im Jahre 1530 verstorbenen *Clauß Narr* den Stammvater derselben, welcher nach und nach Hofnarr bei drei Churfürsten, einem Herzog und einem Erzbischof war — nämlich bei den Churfürsten Ernst und Albrecht, sowie bei Friedrich dem Weisen, Herzog Johann dem Beständigen und dem Erzbischof Ernst von Magdeburg, und daher seinem Amte als Narr gut vorgestanden haben muß.

Schon die Gelegenheit, durch welche Clauß an den Hof gelangte, war komischer Natur. Zu Altranstädt bei Leipzig geboren, hütete er einst als 16jähriger Junge die Gänse seines Vaters, als Wagengerassel und der Lärm einer Reiterschaar seine Aufmerksamkeit auf die nahe Landstraße lenkte. Der Ruf: der Churfürst kommt! drang zu seinen Ohren, und da er noch nie einen Fürsten gesehen, aber auch seine Gänse nicht ohne Obhut lassen wollte, so faßte er sich rasch, zog die jungen Gänse durch seinen um den Leib geschnallten Gürtel, nahm die beiden alten auf den Arm und drängte sich durch die versammelte Volksmenge so dicht vor den Churfürsten Ernst, der zu Wagen mit zahlreichem Gefolge durch Altranstädt zur Leipziger Messe zog, daß dieser über den auf so sonderbare Weise beladenen Bauerjungen laut auflachte und zu halten befahl. Nachdem der Churfürst einige Worte mit Clauß gewechselt und an dessen raschen und naiven Antworten sich erfreut, ließ er den Vater desselben kommen, welcher gegen ein Geschenk von einigen Meißner Gulden den dummen Jungen, der ihm durch seine tollen Streiche schon viel Aerger verursacht, gern dem Fürsten überließ. Clauß ging willig mit, nachdem er die unter seinem Gürtel unterdeß erwürgten jungen Gänse seinem Vater zurück gegeben und die alten Gänse von sich geworfen, und wurde gar bald am churfürstlichen Hofe ein Mann von nicht unbedeutendem Einflusse, an welchen sich mancher Hochgestellte wendete, um durch dessen Mithülfe irgend Etwas beim Churfürsten durchzusetzen, und Claußens Werke, 627 Anekdoten, Sprüche u. s. w., welche den Titel: „*Historien und seine schimpfliche Worte*, die ehrbare Ehrenleut Klausen abgemerkt", führten, erschienen im Druck und erlebten *sieben* Auflagen. — Von den vielen Narrenstreichen, die er ausgeübt, wollen wir nur zwei hier wiedergeben, um zu belegen, welche Art von Witzen und Späßen derselbe sich erlauben durfte.

Einst hatte man Friedrich dem Weisen von mehreren Seiten gerathen, seine Lande mit seinem Bruder zu theilen, und als der Churfürst darüber mit seinem Narren sprach und dessen Ansicht verlangte, entgegnete dieser: „Fritz, gieb mir Dein bestes Hofkleid!" Der Churfürst ließ dasselbe bringen und übergab es dem Narren, welcher zum nicht geringen Erstaunen und Unwillen seines Herrn das kostbare Kleidungsstück in zwei Hälften theilte, die eine Hälfte anzog und so vor den Churfürsten hintretend, ausrief: „*Sieh! so wie mir dieser halbe Rock steht, so wird es Dir auch anstehen, wenn Du Deine Lande theilen willst.*" Diese Antwort besänftigte den erzürnten Fürsten, welcher des Narrenspruchs Wahrheit nicht verkannte.

Als Clauß später im Dienste des Erzbischofs von Magdeburg stand, hatte er aus Muthwillen eines Tages einen sammetnen Pfühl aufgetrennt und die Federn desselben im ganzen Zimmer umherfliegen lassen; aber ehe er Zeit hat, sich hinwegzuschleichen, tritt unerwartet der Erzbischof ins Zimmer und greift, unwillig über diesen unsinnigen Streich, nach dem Stocke, um den Narren zu züchtigen. Da springt der Lieblingshund seines Herrn aus einem Winkel des Zimmers dem Erzbischof entgegen, um sich unter freudigem Bellen an denselben anzuschmiegen; Clauß aber hält schnell dem Hunde die Schnauze zu und ruft, als fürchte er von diesem verrathen zu werden: „*Lepsch, laß nicht schnap-*

*) Als Könige von Polen August II. und III.


Joseph Frölich Hof = taschen spieler

pen!" worüber der Erzbischof herzlich lachen mußte und den Narren ungestraft ließ. Diese Redeweise wurde bei Hofe zum Sprüchworte und hat sich lange erhalten, und so oft man Jemand erinnern wollte, ein Geheimniß nicht auszuplaudern, hieß es jedesmal: „Lepsch, laß nicht schnappen."

Der bekannte Johann Agricola schildert übrigens diesen Clauß als einen Mann, der nicht nur Narrenspossen, sondern auch geheime Künste getrieben habe; ein Verdacht, in welchen man in damaliger Zeit leicht kommen konnte.

Am Hofe Herzog Georgs des Bärtigen lebte ein Narr mit einem Auge, welcher während der berühmten Disputation Luther's und Eck's in Leipzig zu Füßen seines Herrn saß. Diesem hatte man vorgespiegelt, Luther und Eck stritten sich über die Kosten seiner Hochzeit, Luther wäre für eine stattliche Feier derselben, Eck wolle, er sollte in der Stille getraut werden. Der Hofnarr, der dieß glaubte, schnitt nun Eck, sobald derselbe sprach, die greulichsten Fratzen, so daß dieser zuletzt unter heftigem Schimpfen das Zimmer verließ, während alle Anwesenden darüber in lautes Lachen ausbrachen.

Johann Friedrich der Beständige hatte einen Narren, Namens Godel, welcher aus treuer Anhänglichkeit seinem Herrn in dessen langjährige Gefangenschaft folgte, und ihm dort gewiß mehr genützt hat, als früher am Hofe. —

Uebrigens behalfen sich die Fürsten nicht nur mit Einem Narren. Johann Georg I. hielt deren mehrere, die er nach handschriftlichen Quellen dazu gebrauchte, auf der Reitbahn zu Dresden die wilden Sauen einzufangen, und nach einer Schneiderrechnung vom Jahre 1639 gab es damals drei Hofnarren: Michal, genannt der Graf, Michael, der Narr, und Kaspar Giegkeke, denen der Herzog farbige, atlasne Kleider und — neues Futter in ihre Pluderhosen hatte machen lassen.

Am kecksten trieben es die Hofnarren zur Zeit König August des Starken, und drei derselben, Joseph, Schmiedel und Leppert bildeten ein lustiges Kleeblatt in dem damals buntbewegten Leben am Dresdener Hofe. Der tollste darunter war Joseph, genannt Fröhlich, ein geborener Bayer, während Schmiedel oft stolz und mürrisch, Leppert dagegen, welcher später Schauspieler wurde, sich zu geckenhaft benahm. Fröhlich aber brachte es bald durch sein ausgezeichnetes Talent in Taschenspielerkünsten dahin, daß er in Dresden Haus und Equipage besaß und in seiner Garderobe 99 Narrenkleider zur Auswahl hatte. Täglich ritt er durch die Straßen Dresdens mit dem spitzigen Bajazzohut und wechselnder Narrentracht und erschien auch so am Hofe, wo er einst die Frechheit beging, mit einem Korbe voll Pathenbriefe auf dem Rücken, den König und den gesammten Hofstaat zu Gevattern zu bitten, ein Streich, der ihm eine bedeutende Summe Geldes einbrachte. Das Gedicht, welches er dabei überreichte, befindet sich im vierten Repositorium des sächsischen Curiositätencabinets, Dresden, bei P. G. Mohrenthal, 1733, die Art und Weise aber, wie er sich darin beschwert, daß seine Frau ihn statt mit einem Jungen mit einem Mädchen beschenkt, wollen wir hier nicht wiedergeben. Ein Bild aber sei hier mit eingereiht, welches, aus jener Zeit stammend, sich in Nr. 42 der sehr werthvollen Flugschriftensammlung des Grafen von Bose in hiesiger Königlichen Bibliothek befindet, auf welchem dieser Fröhlich, gut getroffen, als Hoftaschenspieler sich darstellt.

König August II., der diesen Narren im Scherz zum Grafen von Saumagen ernannte und ihm ein Wappen verlieh, dessen heraldische Zeichnung so origineller Art ist, daß es rathsamer bleibt, dieses Wappen nicht zu veröffentlichen, nahm diesen Fröhlich im Jahre 1728 mit nach Potsdam, wo damals der bekannte Freiherr von Gundling den Lustigmacher bei Hofe spielte. Allein so viel Belustigendes man auch von dem Zusammentreffen dieser beiden Menschen erwartet hatte, so fiel doch gleich die erste Unterhaltung sehr trocken aus, da Gundling, welcher den Fröhlich als einen gemeinen Narren betrachtete, diesem den Rücken zuwendete, als derselbe mit ihm Brüderschaft trinken wollte.

Im ersten Bande des Sammlers (herausgegeben von Hilscher, Dresden, 1837) befindet sich Seite 39 flg. ein Marktschreier-Zettel dieses Hofnarren, welchen derselbe während der Feste, die zur Feier der Vermählung der Prinzessin Marie Josephe, Tochter König August III. mit dem Dauphin von Frankreich vom 7. bis 24. Januar 1747 in Dresden stattfanden, auf dem im Schloßhofe veranstalteten Jahrmarkte, wo er unter den daselbst aufgebauten vierzig Buden ein Marktschreier-Theater errichtet hatte, in zahlreichen Exemplaren an sämmtliche anwesende Herrschaften vertheilte. Ein Exemplar desselben hat Engelhardt noch aufgefunden und im Sammler wiedergegeben; es ist in der gewöhnlichen Marktschreierweise die Anpreisung eines Universalmittels gegen alle möglichen menschlichen Schwächen, Leidenschaften und Gebrechen und wir wollen davon nur den Schluß wiedergeben, wo er denjenigen, die von ihm Hülfe und Rettung haben wollen, sagt:

> In Neustadt suchet ihn,
> Er wohnet in der Zeit*)
> Da find't ihn Jedermann
> Zu Hülf' und Dienst bereit.
> Da sticht er Euch den Staar,
> Da macht er alte Leut'
> Aufs Neue wieder jung
> Und Alberne gescheut.

Mit Fröhlich's Tode erlischt die Classe der besoldeten Narren an den sächsischen Fürstenhöfen, und nebst diesem kann man auch noch einen seiner Zeitgenossen, den unter dem Namen des Deutsch-Franzosen bekannt gewordenen Trömer, als Hofnarr betrachten, welcher jedes bedeutende und unbedeutende Hofereigniß in einer aus Französisch und Deutsch zusammengewürfelten Sprache besang, und dessen Gedichte so chablonenmäßig fabricirt waren, daß selbst seine Zeitgenossen dieselben sehr bald überdrüssig wurden.

Eine Hofnärrin aber lebte am Hofe der Herzogin Johanna Antonie Juliane von Sachsen-Weißenfels-Dahme zu Anfange des 18. Jahrhunderts, Catharina Liese, doch soll diese ihrer Herrin eine eben so treue Dienerin, als kluge Haushälterin gewesen sein, und nur durch die Derbheit, mit welcher sie gegen die Prunk- und Vergnügungssucht des kleinen Hofstaates der Herzogin eiferte, in den Ruf einer Närrin gekommen sein.

Irrig ist es aber, wenn man den im Jahre 1613 zu Wittenberg verstorbenen Professor Friedrich Taubmann und den General von Kyaw (starb 1733) unter die Classe der Hofnarren rechnet. Beide waren von der Natur mit einer reichen Gabe von Witz und guter Laune beschenkt worden, beide waren Freunde lustiger Streiche und Späße, wie man sie eben damals gern hatte, aber sie waren darum nicht jenen bezahlten Possenreißern gleichzustellen.

Taubmann, der auf der Schule zu Culmbach Currentschüler gewesen war, ging im 26. Jahre, unterstützt vom Markgrafen von Brandenburg, nach Wittenberg (1592), wo er als Dichter sich so vortheilhaft auszeichnete, daß er schon 1595 Professor der Poesie wurde. Seine scherzhaften Einfälle machten ihn nicht nur in Wittenberg beliebt, sondern auch bei Hofe. Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg und Churfürst Christian II. zogen ihn oft deshalb zur Tafel, wo er jedoch bisweilen die Würde des Gelehrten vergaß, über den Durst trank, die Taschen voll

*) An seinem Hause war der Gott der Zeit mit Stundenglas und Hippe ausgehauen. Dieses Haus, damals das Narrenhäuschen genannt, steht noch mit demselben Gebilde in Neustadt-Dresden zunächst der Brücke, dem Blockhause gegenüber, und war nach seiner eigenen Angabe so narrenhaft gebaut, daß in keinem Zimmer desselben, der vielen Ecken wegen, das nöthige Hausgeräthe Platz erhalten konnte.

Backwerk und Braten stopfte, und wie ein Küchenwagen bepackt von der Tafel zurückkehrte. So plump mitunter seine Späße, so derb sein Witz war, so war doch die Achtung vor seinem Dichtergenie so groß, daß es in einem churfürstlichen Rescript von 1595 heißt: „Wie man vernommen, daß ein junger Mann, welcher ein fürtrefflicher Latinus und guter Poet, mit Namen Taubmannus, in Wittenberg vorhanden sei, daß man in Acht haben möge, dergleichen Leute, die der Jugend sehr nützlich, bei der Universität zu erhalten" u. s. w.

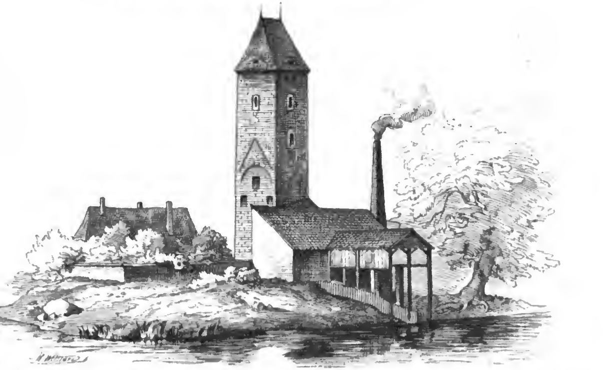
Gottsched aber, der ärgste aller Feinde Taubmanns, welcher 100 Jahre später lebte, nennt ihn den Großvater aller Pritschenmeister und poetischen Narren in Deutschland, den nur der Trieb, um große Herren zu sein und entweder ein fettes Maul oder sonst Etwas zu erschnappen, zu der schimpflichen Handthierung eines Lustigmachers verleitet hat.

Dieß konnte jedoch nur ein so gallensüchtiger Gegner wie Gottsched aussprechen. Taubmann genoß als ausgezeichneter Philolog die Achtung der gelehrten Welt seiner Zeit und man ehrte, trotz seiner oft plumpen Witze und seiner Schwäche, gern auf Anderer Kosten gut zu tafeln, in ihm nebst den Gelehrten zugleich auch den braven, biedern Mann, der die Schmähungen seiner Feinde unbeachtet ließ.

Was den General Kyaw betrifft, so wußte man zu seiner Zeit gar Viel von dessen tollen Schwänken zu erzählen. Er war ein Liebling August des Starken geworden, und das Volk sah in ihm nicht viel mehr als einen Hofnarren; aber daß er ein tüchtiger Offizier war, der in seinem 61. Jahre (1715) Commandant des Königsteins wurde, daß er viel zur Verschönerung und stärkeren Befestigung der ihm anvertrauten Festung gethan, welche er, der Unverheirathete, oft scherzweise seine Frau nannte, daß er, der Mann von offenem, ehrlichen Charakter, ein Versorger der Armen und der Begründer eines Stiftes für arme, unbescholtene Jungfrauen war, daß er die Gefangenen des Königsteins, welche er seiner Milde werth fand, wie Freunde, und seine Untergebenen wie ein gütiger Vater behandelte, das wußten selbst Viele seiner Zeitgenossen nicht, die über seine Späße und Schwänke sein edles Wirken unberücksichtigt ließen.

Ed. G.

Ein alter Thurm bei Eilenburg



im Hofe von Gruna, beinahe zwei Stunden nördlich von Eilenburg, überragt die Umgebungen in der breiten Muldenaue. An seine Ostseite lehnt sich die Brennerei des Rittergutes; neben ihm ragt die Dampfesse empor: das Symbol, unter dem die Gegenwart die Vergangenheit bekämpft und unterjocht — die Technik der Kräfte.

In der nordöstlichen Ecke einer regelmäßigen, quadratischen Erhöhung von 55 Schritt Seitenlänge im Lichten der Umfassungsmauer steigt die Säule des viereckigen Thurmes mit einer nur unbedeutenden Verjüngung, ohne einen Absatz, zu einer Höhe von 78—80 Fuß empor und wird durch ein abgeschrägtes Dach geschlossen. Die Erhöhung, auf welcher der Thurm steht, wird von drei Seiten von einem breiten Wassergraben umgeben, der auf der Nordseite zugeschüttet werden, um für den Wirthschaftshof des Rittergutes Raum zu gewinnen, und erscheint als der Rest eines Schanzenvierecks, dessen Wall einer Umfassungsmauer Platz gemacht. Das Herrenhaus des Rittergutes steht auf der Westseite des Hügels, welcher sich zu 20—22 Fuß über den Wasserspiegel des Wallgrabens erhebt.

Der Thurm hat keinen Abputz und ist aus hartgebrannten Ziegeln errichtet, deren größter Theil dunkelroth von Farbe ist. Die Mehrzahl derselben ist jedoch ausgewittert, und steht an diesen Stellen der Kalk zellenförmig. Die Härte dieser Kalkzellen ist aber so außerordentlich, daß nur mit wiederholten kräftigen Axtschlägen Kalkstücke aus diesem Zellengefüge herausgeschlagen werden können.

Dieses Bauwerk mißt in der Basis 30½ Fuß in der Länge von Süd nach Nord, 26½ Fuß in der Breite von Ost nach West. Seine Flächen entsprechen, so weit sich mit einer Handboussole nachweisen läßt, den Cardinalhimmelsgegenden.

Das Innere des Thurmes ist vom Ausgange der Treppe an, offen bis zum Dache. Die Treppe selbst ist mit kleinen Rundbögen von der Länge eines Ziegels, das nächste immer ein Stück höher liegend als das vorhergehende, von unten nach oben geschlossen. Ueber derselben ist ein kleines Behältniß, dessen zwei hohe, rundgeschlossene, schmale Fenster in der Westmauer des Thurmes später vermauert worden sind.

In der Höhe des Treppenausganges befinden sich drei breite Nischen mit Sitzbänken, nach Nord, Ost und Süd gerichtet; die Aussichtluken sind jedoch nicht mehr in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. — Nahe dem oberen Mauerrande des Thurmes sind noch einige kleinere Aussichtluken in der Mauer — die nach Ost und Nord sind besonders zu bemerken, da an ihnen die Nischen mit den Sitzbänken am besten erhalten sind. — Der Zugang zu dem Hofe des Thurmes wird durch eine hölzerne Treppe ermöglicht.

Der Zweck dieses Bauwerkes, aus dessen oberen Luken man die Gegend bis an und über die Elbe übersieht, ist ohne allen Zweifel Deckung des Flußüberganges in der Richtung von West nach Ost; Beobachtung der Gegend nach Ost. — Möglich — eine Signalgebung von den Ufern der Elbe bis zur Saale, denn man erkennt von ihm aus den Höhenzug westlich von Merseburg.

Dagegen lassen sich über die Zeit, in welcher dieser Thurm errichtet worden, nur Muthmaßungen aussprechen. Allerdings liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß er entweder zur Zeit des Vordringens des fränkisch-germanischen Elementes (800—900—950 n. Ch.), oder zur Zeit der römischen Streifzüge nach dem Innern Deutschlands (8—16 n. Ch.) erbaut worden sei: Gewißheit über die Zeit seiner Anlage wird sich wohl nie erzielen lassen.

Für die erstere Annahme spricht die Gestalt seiner Ziegel, der Mangel aller Spuren einer Straße, römischer Waffen, Münzen, Gefäße und dergl. mehr. Für die letztere — die ganze äußere Erscheinung des Thurmes, welche der eines römischen Wartthurmes, wie in Baden noch viele zu sehen, sehr ähnlich ist. Ferner dürfte die vorzügliche Wahl des Ortes zum Flußübergange darauf hindeuten, daß die Römer ihn wählten — denn jede ihrer Anlagen deutet auf die Trefflichkeit ihrer Kriegseinrichtungen, auf die Klarheit und Verständigkeit ihrer Generale hin — und der Zweifel, daß Heerführer im neunten und zehnten Jahrhundert eine so tadellose Wahl treffen konnten, ist wohl im Hinblick auf die ganze militärische Organisation dieser Zeit vollkommen begründet. Der Punkt deutet auf den Zug des Drusus Germanicus nach der Elbe. Von Merseburg (Mesuium) nach der Elbe erscheint auf der Muldenlinie von Wurzen bis Düben der Flußübergang bei Geuna als der zweckmäßigste.

Die Lage des Thurmes, sowie der zu seinen Füßen sich befindlichen Schanze in der Mittagslinie ist wohl auch nicht zufällig. Eine Anlage durch die Franken würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Wasserlaufe oder dem steilen Uferrande westlich der Mulde parallel stattgefunden haben. Die Richtung nach den Himmelsgegenden ist daher wohl ebenfalls eine Hindeutung auf den römischen Ursprung.

Die größte Hindeutung erscheint aber, unter Bezugnahme auf das Vorhergehende, in der Fläche des Schanzenvierecks. Dasselbe hat eine Lichtenweite von 55 Schritt, dieses sind 120 römische Fuß, und nach Abzug eines Zwischenraumes von 18 Fuß als Waffenplatz u. s. w. (via sagularis) bleibt ein Lagerraum von 7056 □.-Fuß, wo 480 Mann unterzubringen. 480 Mann sind aber eine Cohorte zu 6 Centurien, die Centurie zu 80 Mann: eine Truppe, welche zur Behauptung des Brückenkopfes selbst unter ziemlich ungünstigen Umständen als hinreichend erscheinen dürfte; ein römischer Truppenkörper von selbständiger Bedeutung.

Die Römer, welche sich bei der Belagerung von Massilia einen Thurm von Ziegelmauer im Vertheidigungsraven des Angegriffenen erbauten, werden kein Hinderniß darin gefunden haben, in der kurzen Zeit weniger Wochen einen Thurm von dieser Höhe herzustellen, um neuen Eroberungszügen über die Mulde nach der Elbe, und von dieser weiter nach Osten eine gesicherte Basis zu geben. Dieser Thurm kann in Bezug auf die römischen Befestigungen von Merseburg als ein Vorposten angesehen werden. Daß die Eroberungszüge nach dem Innern Deutschlands ein Ende nahmen, lag nicht in den Plänen des Drusus Germanicus; die Niederlage im Teutoburger Walde, wie die Niederlage an dem Castrum sceleratum, waren nicht die Hauptursachen zum Stillstande der Römerzüge nach Germanien.

M. v. S. H.

Das Jagdhaus zur fröhlichen Wiederkunft
im Westkreise des Herzogthums Altenburg.

Als noch die gelbe Kutsche von Leipzig nach Altenburg fuhr und jedes Fuhrwerk von Gotha nach Meiningen und durch einen Theil des Thüringer Landes, wie überhaupt auch gar häufig im übrigen Deutschland, sich seine eigene Straße suchte — und dies war noch zu Ende der Zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts der Fall — da wurde das schöne Osterland und die herrlichen Thäler und waldigen Höhen Thüringens noch nicht so häufig von den Touristen durchzogen als jetzt, und an den Preisen der Gasthofbesitzer konnte man am sichersten erkennen, daß der Zug der Reisenden zu Wagen und zu Fuß in jenen Gegenden kein allzustarker war; zu jener Zeit haben vielleicht auch nur wenig der das Altenburger Ländchen durchstreifenden Wanderer das im Westkreise dieses Herzogthums liegende Jagdhaus zur fröhlichen Wiederkehr kennen gelernt, während jetzt dasselbe allen Touristen von nah und fern bekannt geworden ist, und jeder, der in dessen Nähe streift, dasselbe nicht unbesucht läßt, und in diesem in Waldeinsamkeit liegenden fürstlichen Jagdhause, welches so reich an geschichtlichem Interesse ist, gewiß gern einige Augenblicke verweilt.

Durch das Sachsengrün ist dem Verfasser dieser Zeilen, der als Maler am betreffenden Orte selbst vielfach beschäftigt war, die willkommene Aufgabe geworden, über diese jetzt so vielfach genannte „fröhliche Wiederkehr" eine ausführlichere Mittheilung zu geben.

Dem Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg gebührt das Verdienst, dieses fürstliche Jagdhaus dem Verfall und der Vergessenheit entzogen zu haben. Gegründet wurde dasselbe durch Churfürst Johann Friedrich, wie aus einem Briefe hervorgeht, welchen dieser Fürst aus seiner Gefangenschaft von Augsburg aus, den 2. December 1547, an seine Söhne richtete.

In diesem Briefe theilt der gefangene Churfürst seinen Söhnen mit, wie er seinem Jägermeister Wolf Goldacker befohlen, daß er nebst dem Hofbaumeister Nickel Groemann einen geeigneten Ort aufsuche, um ein Jagdhaus in der Gegend zu bauen, wo das 1547 von den spanischen Truppen niedergebrannte Jagdhaus Trockenborn gestanden, welches Herzog Wilhelm erbaut hatte, da man ohne ein solches die Elisabethhaide mit Pirschen und anderem Waidwerk nicht gebrauchen könne und das in Hummelshain gelegene von dieser Haide zu weit entfernt wäre.

Einen solchen Ort habe man ohnweit Wolffersdorf auf einer dem Churfürsten gehörigen Wiese gefunden, allein der Bauanschlag, den man ihm überschickt, sei zu theuer und des Churfürsten Wille nicht gewesen, einen solchen Bau zu thun, da derselbe höchstens 1000 fl. kosten dürfe; darauf sei ein neuer Plan eingesendet worden und der Anschlag dafür auf 2035 fl. festgesetzt worden und der Churfürst sagt darüber:

„wiewhol wir nun selbst wissen, Was es mitt und Ew. Lbd. vor ain gelegenheitt hatt, das whol die notturfft erheischtt, den unnohten sovil muglich einizuziehen und sich nach der Decke, wie man sagt, zu strecken. Nachdem aber wir und Ew. Lbd. sonsten zu Duringen kein Jhagtt noch Lusthaus habenn, das wir wan wir Wils gott heim komm, Wie wir dan zu seiner Almechtigkeitt hoffen zum Balszen und Pirschen zugebrauchenn hattenn welchs auch der Elizabet heide so nahen gelegen, so habenn wir bei uns beschlossen, die zwei Tausentt und funff und Dreissig gulden, das es nicht mehr zu machen und zu erhalten, doran zu wagenn, ob es whol noch ein ziemlich Baugeld ist" rc.

Ferner fordert der Churfürst in diesem Briefe seine Söhne auf, mit dem Baumeister zu handeln, ob er das Jagdhaus nicht billiger herstellen könne und fleißig zu überwachen, daß Alles gut und zuverlässig gebaut werde, und verbreitet sich in seinen Sorgen wegen dieses Baues bis auf den geringfügigsten Gegenstand, und prägt seinen Söhnen wiederholt ein, darauf zu halten, daß der Anschlag nicht überschritten werde, aber das Gebäude bis Egydi 1548 fertig sein müsse.

Der Bau wurde ganz nach dem Grundgedanken dieses Schreibens für die bedungene Summe von 2035 fl. vom Churfürstlichen Baumeister Nickel Groemann unternommen, welcher gern ein seinem Namen Ehre machendes Werk ausgeführt hätte. Wie es aber Johann Friedrich in haushälterischer Sorge vorausgesehen, langte die bedungene Summe bei weitem nicht zu, und es ist erbaulich zu schauen, wie der Churfürst seinem Meister Nickel trotz aller Strafpredigten doch nie ein Gesuch abschlagen kann, sondern ihm zuletzt immer alles Erbetene großmüthig bewilligt. Erst für seine Person ein Wochengeld von einem Gulden, freie Beköstigung und Futter für ein Pferd, dann aber auch Zuschüsse von namhaften Summen, die nicht immer vorräthig, hie und da gesucht und zuletzt aus den „Fuggergeldern" beschafft wurden. Auch die bedungene Zeit der Vollendung des Hauses, Egidy 1548, konnte keineswegs eingehalten werden, doch war es 1552 so weit zu Ende geführt, daß Johann Friedrich nach endlicher glücklicher Rückkehr in seine Lande, am 10. September des genannten Jahres, sein erstes Nachtlager in seinen Erblanden allda aufschlagen konnte. Und dadurch hat denn die Stätte ihre historische Weihe, wie ihren Namen „zur fröhlichen Wiederkunft" erhalten. Hier empfing ihn die Churfürstin Sybille, die an diesem Tage zuerst wieder nach 5jähriger Trauer in Freudenkleidern erschien und deren Glauben sich bewährt, daß sie nicht eher sterben würde, sie hätte denn zuvor ihren geliebten Herrn, seines Gefängnisses entledigt, frisch und gesund gesehen.

Durch Unbill der Zeit und dem auffälligen Mangel an Pietät für die Denkmale deutscher Vorzeit, welcher dem Ausgang des vorigen, wie noch dem Anfange dieses Jahrhunderts eigen war, hatte die „fröhliche Wiederkunft" stark gelitten und diente zunächst dazu, um den jeweiligen Förster des Bezirkes eine Dienstwohnung zu bieten. Mit den gewiß werthvollen Documenten des Archivs waren die Oefen angefeuert worden, die aus der Werkstatt Lucas Cranach's hervorgegangenen Tücher waren abgerissen und verschwunden; wo die Oelgemälde Cranach's, welche nach Aussage der Baucorrespondenz sich dort befunden haben, unter anderen ein Bild, die Zehntausend Ritter genannt, hingekommen, weiß Niemand zu sagen. In den alten Räumen fand sich nichts mehr vor, als ein Paar alte Reitsättel, in einem Winkel der Bodenräume gelegen.

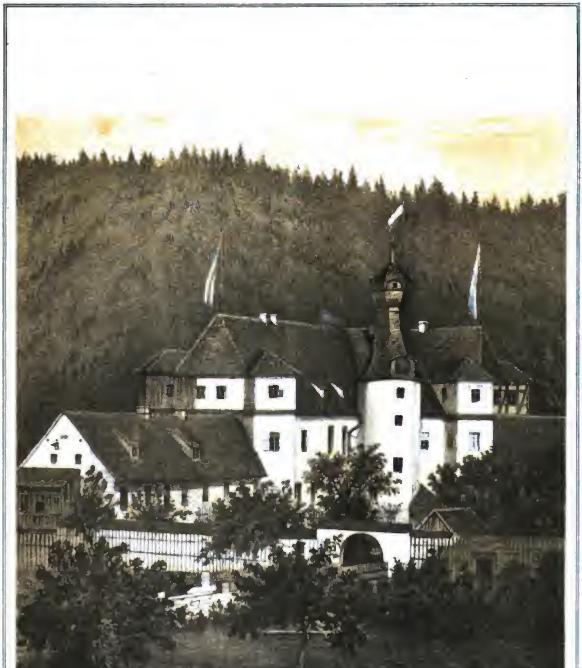
Es gehörte die ganze Liebe, welche den Herzog Joseph für die Geschichte seines Hauses beseelt, dazu, um ihm den Gedanken möglich zu machen, aus eigenen Mitteln die Wiederherstellung dieser Räume zu unternehmen. Aber Schaffen und Wirken ist Leben und giebt Leben. Der Bau ist gegenwärtig durch große Opfer, welche Herzog Joseph brachte, und durch das lebhafte Interesse, welches seine Töchter, die Großfürstin Alexandra und die Königin von Hannover, an dem Unternehmen des Vaters bewährten, auf dem besten Wege, das Ansehen zu gewinnen, welches er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben mochte.

Wir führen nun im nachfolgenden Bilde das Gebäude in seiner gegenwärtigen Gestalt vor.

Mit der Restauration des Saales und zweier Zimmer hatte Herzog Joseph bereits im Jahre 1857 in aller Stille begonnen, um zugleich dem regierenden Herzoge von Altenburg und der Frau Herzogin eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Der Herzogliche Bauinspector Zumpe, wie auch Förster Geinitz, welchem letzteren das Schloß als Dienstwohnung angewiesen ist, leiteten mit Einsicht und richtigem Verständniß die, manche Schwierigkeit bietende Restauration dieser Räume. Einen sehr geeigneten Schmuck erhielt das Zimmer vor dem großen Saale durch vier im Herzoglichen Schlosse zu Altenburg aufgefundene alte Oelgemälde. Sie sind auf Holztafeln gemalt und führen in der Weise altdeutscher Meister die Hauptepochen aus dem Leben Johann Friedrich des Großmüthigen vor. Diese Bilder nehmen die ganze Breite der in vier Felder eingetheilten Vertäfelung der Langseiten des Zimmers ein und gehören unstreitig der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Ueber den künstlerischen wie historischen Werth der Schildereien hat bereits im Decemberheft 1858 das deutsche Kunstblatt Bericht erstattet. Sie haben seitdem bei namhaften Künstlern und Kunstfreunden mannichfaches Interesse erregt, und werden, übereinstimmend mit meinem eigenen Urtheil, der Werkstatt Lucas Cranach des Jüngeren zugeschrieben. Der an dieses Zimmer stoßende Saal ist ganz dem Andenken Johann Friedrichs gewidmet. In der Mitte der Langwand, welche das volle Licht empfängt, erblicken wir sein Bildniß im Churfürstenornate, ganze Figur in Lebensgröße, eine Copie des im Rathhaussaale zu Wittenberg sich befindenden Originals. In den Feldern zur Seite des Churfürsten lesen wir seine Wahlsprüche in der Schrift des 16. Jahrhunderts: „Meine Hoffnung steht auf Gott" und: „Gott hilft aus Not". Dem Bilde gegenüber, in der Mitte der Fensterwand, stehen die Worte: „Herzog Johann Friedrichs gebornen Churfürsten fröhliche Wiederkunft aus harter Gefangenschaft feierten hier Gemahlin und Söhne Mitte September 1552". Den Schmuck der übrigen Felder des Saales bilden Jagdtrophäen, gewaltige seltene Hirschgeweihe, und bis in alle Einzelnheiten dieses Raumes ist der Geschmack des 16. Jahrhunderts in Möbeln, Schnitzereien, Decorationen rc. festgehalten.

Den 25. September 1858 wurden der Saal und die beiden Zimmer von dem Herzog Joseph dem regierenden Herzog mit einer entsprechenden Feierlichkeit übergeben, die namentlich durch eine geist- und gemüthreiche Rede des am 1. October dieses Jahres verstorbenen Consistorialrath Dr. Sachse zu einer tiefergreifenden wurde.

Bei der Herstellung dieser Räume hat sich, wie das bei allem ähnlichen Vorgehen in alten Gebäuden so oft der Fall ist, die Baufälligkeit des Ganzen erst recht bloßgelegt. Schon um den allgemein ansprechenden und anregenden ersten Theil der Restauration für die Dauer zu erhalten, mußte weiter vorgegangen werden. Herzog Joseph schrak auch vor einem völligen Ausbau seiner Johann-Friedrichs-



Jagdschloss „Fröhliche Wiederkunft."

Verlag v. W. Fink Dresden

Stätte nicht zurück. Die Untermauerung des Hauptthurmes wurde abgetragen und zusammt den Eckthürmen neu aufgeführt. Und wenn wir heute durch das Thor des Hauptthurmes eine alte, wohl erhaltene hölzerne Schneckentreppe bis in die 2. Etage verfolgen und uns links wenden wollen, gelangen wir durch den Vorsaal hindurch in ein vollständig erneuertes, dem Auge wohlthuendes Balkonzimmer, das, in mittelalterlicher Weise verziert und getäfelt, seinen bildnerischen Schmuck durch zwei große Oelgemälde, gemalt vom Professor Martersteig in Weimar und dem Schreiber dieser Zeilen enthält. Sie führen uns in Lebensgröße und ganzen Figuren die Bildnisse Johann Friedrich des Großmüthigen und seiner Gemahlin Sybilla vor. Der Churfürst ist in seiner bekannten Tracht, Pelzgewand und hohe Reiterstiefel, die Churfürstin in schwarzem Gewande, am Betschemmel knieend, dargestellt.

Von diesem Balkonzimmer gelangen wir in ein mit geschmackvollen Schnitzereien verziertes Nischenzimmer, einem höchst traulichen Raum, der in Verbindung mit dem Bilderzimmer und dem Saale steht.

Rechts vom Eingange ist, der Vollendung nahe, ein zweites, eine herrliche Aussicht gewährendes Balkonzimmer, und in der 3. Etage noch mancherlei ansprechende kleinere Räume, welche die schönsten Blicke in die malerische Umgebung von fröhliche Wiederkunft bieten. Die 1. Etage ist zur Zeit noch Försterwohnung.

Ueberall aber, in den Haupt- und Seitengebäuden, ist einer edlen Baulust ein Feld der Thätigkeit gegeben. Und wir hoffen, da gesetzlich der äußere Ausbau herrschaftlicher Gebäude der Landes-Finanzkasse Altenburgs zufällt, daß diese gewiß nicht versäumen wird, dieses historische Denkmal auch ihrerseits so würdig auszustatten, wie der innere Ausbau von dem hohen Bauherrn seither mit so großen Opfern ins Werk gesetzt wurde.

Es hieße gewiß nicht Ersparungen machen, wollte man das, was baufällig wird, einer späteren Zeit überlassen, wo Fertiges und mit vielen Kosten Hergestelltes wieder zerstört werden müßte, um plötzlich eintretende Schäden, denen jetzt vorzubeugen wäre, auszubessern, und gewiß sind Summen, die auf Erhaltung der Denkmäler der Kunst und Geschichte verwendet werden, in keinem Lande verloren, mehr aber noch ist es im Interesse der Nationalöconomie, solche Werke zu erhalten und nicht in Verfall gerathen zu lassen.

Ich schweige hier ganz von den geistigen Einflüssen, die sich einmal nicht in Thalern und Groschen nachweisen lassen, wohl aber sichtbar sind überall, wo man in schönen öffentlichen Werken, in Museen ꝛc. dem Volke eine sittliche Anregung bietet.

Der fröhlichen Wiederkunft gegenüber, will ich blos auf die materielle Seite hinweisen, weil ich mich durch längeren Aufenthalt am Orte überzeugt habe, daß es durch den schon jetzt und durch das Fremdenbuch nachzuweisenden nicht unbedeutenden Fremdenverkehr eine Nahrungsquelle für das arme Wolffersdorf werden wird.

Und das ist umsomehr zu erwarten, weil seine ganze Umgebung eine romantisch-schöne genannt werden kann. Die herrlichsten Waldpartieen, reiche Laub- und Schwarzhölzer, prachtvolle Buchenbestände führen uns nach den Höhen, von denen sich malerisch-schöne Aussichten eröffnen. Ueberall sind Reit- und Fußsteige mit Geschmack angelegt und so sauber und sorgsam gehalten, daß es eine Lust ist, auf ihnen zu wandern. Der Ort wäre zu einem Fichtennadelbade und dergleichen wie geschaffen; ein Bad in der herrlichsten reinen Waldluft hat jeder Besucher umsonst. Und so hoffen und wünschen wir, daß wir in diesen Blättern bald über die Vollendung von fröhlicher Wiederkunft nur Erfreuliches berichten können.

Altenburg, im November 1860. Prof. H. J. Finke.

Hieran dürfte sich am geeignetsten aus der Sammlung altenburgischer Sagen von Dr. Krause, von denen wir in Nr. 4 schon einige mitgetheilt, folgende anschließen:

Das Schloß in Trockenborn.

Im Dorfe Trockenborn, mitten darin, da wo der Weg bergan führt, liegt linker Hand ein kleiner Teich, der Hofteich geheißen, und über dem Teiche auf dem Grunde, auf dem jetzt drei Bauernhäuser stehen, hat sonst das Schloß gestanden; weiter drüben am Holze ist ein schanzenartiger Erdwall, der nennt sich die spanische Schanze.

In dieser Schanze haben im Jahre 1547 spanische Truppen gelegen, die zum kaiserlichen Heere gehörten, der Herzog von Alba ist ihr Kriegsoberster gewesen, und von da aus haben sie Land und Leute ausgeplündert weit umher. Da kamen einmal zwei spanische Lanzknechte in das Schloß und haben, da sie wußten, daß das Schloß dem unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich gehörte, gegen den sie zu Felde lagen, es eben nicht geschont. Da haben sie sich auch an dem jungen Weibe eines Mannes vergriffen, der im Schlosse wohnte. Freilich kamen sie da übel an, er vertheidigte sein Weib und erschlug den einen der Soldaten, der andere entfloh und kündete in der Schanze, was geschehen sei. Die Nacht danach stürzten die Spanier in wildem Blutdurste in das Schloß, erschlugen wen sie fanden und brannten das Gebäude nieder.

Diese sind nie wieder aufgebaut worden, aber es ward dann ein Schloß weiter herab gebaut im Thale, das heutige Schloß fröhliche Wiederkunft.

Die unterirdischen Gewölbe zu Lausigk 1718.

In Lausigk (sonst Luschka, Lutzke genannt) soll Wiprecht von Groitzsch um das Jahr 1105 ein Kloster gegründet, oder nach einer anderen Behauptung die Kilianskirche zu einer Art von Priorat für die Umgegend erhoben haben. Wir haben über diese Angaben *) in Urkunden aus alter Zeit nichts gefunden, vielmehr nur Nachrichten über Vorkommnisse im Jahre 1718. Ein uns vorliegender Bericht lautet also:.

„Casus hic est. Zu Loßcau ist vormahls eine Probstei gewesen, die von vielen Meilen ihre Revenues zugebracht bekommen, auch nicht in schlechtem Esse gewesen sein mag, denn die rudera zeigen, daß sie mit einem Wassergraben umzogen sich befunden. Nach geschehener Austreibung der Catholiken hat diese Probstei verlassen werden müssen und ist endlich gar in Ruin gerathen. In der Gegend um selbige will vor weniger Zeit der Todtengräber ein Grab machen, kommt aber auf einen gewölbten Bogen, welchem, als er ihn durchschlägt, sich ein aufgeführter steinerner Pfeiler entdeckt, der mit Sand angefüllt ist, welcher theils fast eingedrückt, theils ganz seichte gefunden wird. Wie nun dieses Anlaß giebt zu weiteren Nachforschungen und der Sand weggeräumt wird, entdeckt sich linker Hand im Pfeiler eine Oeffnung, durch welche man Särge sehen konnte, rechter Hand aber eine zugemachte Thüre, neben welcher zwei Schlüssel hängen, welche durch den Rost schon sehr consumirt sind. Nun

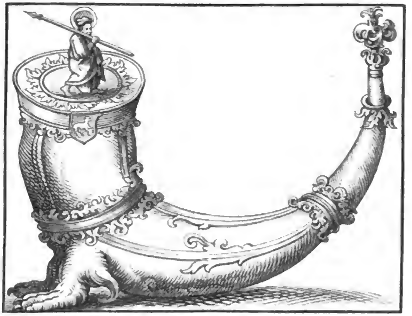
*) Schumann, Lexicon von Sachsen. Band V. S. 398. Suppl.-Band 4. S. 769. Hofmann script. rer. Lusat. tom. IV. pag. 121. Schöltgen, Historie des berühmten Helden Graf Wiprecht's zu Groitzsch. I. Buch. § 52. Seite 62.

findet sich in der Sacristei ein Loch, von dessen genauer Beschaffenheit Niemand wissen will, auch außer der Kirche ein Luftloch, daher der Lage nach die Vermuthung entsteht, es sei ein Gang und die Thüre im Pfeiler der Eingang dazu, in welches unterirdische Receptaculum vielleicht beim Abmarsch des Probstes die pretiosa salvirt worden, welches zu glauben mehreren Anlaß giebt das Luftloch, damit wegen Mangels der Luft die Sachen der Vermoderung nicht so leicht unterworfen sein dürfen, zumal auch diesem Gang gegenüber die Särge besonders stehn, mithin dieser ein anderes receptaculum vermuthlich ist, als daß Todte darin verwahrt sein sollten; die Särge müssen vermuthlich auch von einer anderen Masse als Holz sein, welches so lange Zeit wohl nicht gedauert hätte. Die Kosten hiervon, und was eigentlich hinter solcher verschlossenen Thüre ist, darzu die Schlüssel dabei gehangen, zu erkundigen, können nicht 6 Thlr. betragen und wenn man durch das Loch in der Sacristei einige beherzte Bergleute dürfte hinablassen, betrügen solche noch weniger: sollte auch gar nichts drunten zu finden sein, so würde doch der Aufwand Unterschiedliches ersetzen, so vermuthlich beim studio antiquitatis Dienste thäte."

Die Vermuthung, welche der Verfasser dieser Schrift hegte, daß der Probst „beim Abmarsch" die Kirchenschätze in den unterirdischen Gewölben vergraben habe, will uns zwar nicht wahrscheinlich erscheinen, da wir eher meinen möchten, er werde sie, wenn er sie einmal dem Cultus des neuen Glaubens entziehen zu müssen geglaubt, lieber mit sich genommen haben; doch erregte die Mittheilung in Dresden soviel Aufmerksamkeit, daß der Oberlandbaumeister und Geheime Kämmerier Mathäus Daniel Pöppelmann durch ein königliches Decret vom 4. Juli 1718 angewiesen ward, er solle „sich förderlichst an den Ort begeben, solchen und die allda entdeckten unterirdischen Gewölbe und Behältnisse in Augenschein nehmen, die verschlossenen Thüren oder Fenster öffnen, oder sonst auf andere Art die verborgenen Behältnisse durchgraben oder durchbrechen lassen, was in selbiger befindlich, genau untersuchen und aufzeichnen, da einige Antiquitäten oder Kostbarkeiten darin zu befinden, solche in Verwahrung nehmen und einliefern."

Leider finden wir keine Anzeige über das Ergebniß der Nachforschungen des Oberlandbaumeisters, wir ersehen daher auch nicht, ob er „einige Antiquitäten oder Kostbarkeiten" einzuliefern im Stande gewesen ist. C.

Eine Greifenklaue als Trinkgefäß.



Im Jahre 1509 erschien zu Wittenberg ein kleiner Quartband, in welchem die sämmtlichen Heiligthümer verzeichnet sind, in deren Besitz die dasige Stiftskirche vorzüglich durch die Fürsorge Churfürst Friedrich's des Weisen sich befand. Es waren dies Reliquien mehrerer namhaften Kirchenheiligen. Das jetzt ziemlich seltene Buch hat für die Kunstgeschichte einen besonderen Werth durch die trefflichen Abbildungen der kostbaren Gefäße, in denen sie aufbewahrt wurden. Diese Gefäße bestehen theils aus Muscheln, namentlich Nautilus, Straußeneiern, aus Stierhörnern, die kostbar und kunstreich in edles Metall gefaßt sind, theils sind es Kisten, Becher, Monstrauzen und ganze Statuen von Metall, in denen die Reliquien eingeschlossen waren. Es sind Meisterwerke der Goldschmiedekunst. Wir theilen aus diesem Buche, dessen Titel mit einer Radirung von Lucas Cranach, Friedrich den Weisen und Johann darstellend, geschmückt ist, eine „Greifenklaue" mit, die im 15. und 16. Jahrh. eine sehr beliebte Form für Trinkgeschirre waren und deren das erste Zimmer des Königl. historischen Museums mehrere Prachtexemplare enthält. Es sind diese Trinkhörner mit Füßen versehen, damit sie gefüllt auf die Tafel gestellt werden können. Man nannte sie Greifenklaue, weil man glaubte, daß sie an den Füßen des sagenhaften Riesenvogels Greif gesessen hätten. Man brachte sie aus dem Orient und bezahlte sie nicht minder theuer, als die maladivische oder Seenuß und glaubte, daß sie, wie diese, jedes darein gegossene vergiftete Getränk unschädlich machten. 1.

Sprechsaal.

Die beiden Lausitzen sind seit ihrer Anknüpfung an den Sächsischen Culturkreis ein so wichtiger und segensreicher Bestandtheil geworden, daß es nicht befremden kann, wenn das Sachsengrün öfter mit lausitzischen Mittheilungen hervortritt.

Diesmal beschränken sich diese Mittheilungen auf einige, die Gegend von Zittau betreffende literarische Arbeiten des Herrn G. Korschelt, Lehrer an der Bürgerschule zu Zittau. Es sind dies seine: Ortsgeschichte von Berthelsdorf und Herrnhut. Es ist dies der Boden, aus dem die Brüdergemeinde hervorwuchs, die von hier aus ihre segensreiche Wirksamkeit bis in die fernsten Gegenden der Erde erstreckte. Im Jahre 1722 hatte Graf Zinzendorf auf Berthelsdorfer Gebiet die Gemeinde Herrnhut gegründet, indem er einigen aus Mähren ausgewanderten Familien Aufnahme gewährte. Das Buch des Herrn G. Korschelt giebt einen trefflichen Ueberblick der Missionen der Brüdergemeinde, deren gegenwärtig außerhalb Europa nicht weniger als 14 in Blüthe stehen: Grönland, Labrador, Nordamerika, St. Croix und St. Thomas, Jamaica, Antioquia, St. Kitts, Barbados, Tabago, Moskitoküste, Surinam, Südafrika und Port Philipp in Neuholland (seit 1849).

Außer jenem größeren Werken haben wir von G. Korschelt: Den Ueberfall bei Hochkirch (14. Oct. 1755), Löbau, 1858 und: Kriegsereignisse um Großhennersdorf und Umgegend (den Zeitraum von 1363 bis 1814 umfassend). Löbau, 1857. 8. 1.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographien: Hoftaschenspieler Fröhlich und Jagdschloß fröhliche Wiederkunft. ☜



Sachsengr. I

Druck v. C. C. Meinhold & Söhne

Schloss Rochlitz.

Verlag von W. Türk, Dresden.

Dienstag, den 1. Januar.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Schloß Rochlitz und seine Umgebungen.

Skizzen nach der Natur.

Unter den lieblichen Flußthälern des Königreichs Sachsen verdient das Thal der Zwickauer Mulde, wo sie am Fuße des Schlosses *Rochlitz* hingleitet, als eines der anmuthigsten genannt zu werden. Doch ist es infolge seiner abgeschiedenen Lage und bei dem Mangel an directer Verbindung mit den besuchteren Landestheilen weniger bekannt, als manche andere nicht so ansprechende Gegend.

Daher hoffe ich denn, dem Freunde der Natur, der sich gern dem reinen Genusse einer Wanderung in derselben hingiebt, nicht ganz unwillkommen zu sein, wenn ich mich ihm als Führer in diesem schönen Thale anbiete, ihm zugleich die Versicherung gebend, daß sowohl die bildlichen als schriftlichen Darstellungen desselben aus eigner Anschauung und mit gewissenhafter Treue gegeben sind.

Wollen wir uns Stadt und Schloß Rochlitz auf guter Straße nähern, so gehen wir über Waldheim und Geringswalde, denn von der Höhe aus, welche wir eine halbe Stunde vor der Stadt erreichen, überblicken wir die romantische Lage derselben am vortheilhaftesten. — Den Döhlner Grund mit seinen Kirschbergen links lassend, kommen wir bald an die schöne, aus Rochlitzer Stein erbaute Brücke über die Mulde, und finden uns, eine lange krumme Vorstadtgasse passirend, in dem Städtchen selbst, welches in der Hauptsache nur aus einem sehr großen Markt mit darinnen eingebautem Häuser-Viereck und zwei an der Seite des Marktes laufenden Straßen besteht.

Mehrere Brände, der letzte 1847, haben veranlaßt, daß viele neuere freundliche Häuser denselben zieren. — Noch in der Vorstadt sehen wir die alte kleine Gottesackerkirche, dann fällt uns die alterthümliche *Kunigundenkirche* vortheilhaft ins Auge, während auf dem Markte ein freundliches Rathhaus Front gegen den größeren Theil desselben und gegen das aus der Ferne blickende Schloß macht.

Nachdem wir die berühmte „*Wincklersche Thibetfabrik*" besucht, deren Fabrikate besonders nach dem Süden Europa's und Amerika versendet werden, gehen wir die bergige Straße hinab, bei dem Postgebäude vorüber, nach dem Schlosse, das zu besteigen uns natürlich am ersten verlangt.

In der Rochlitzer Chronik von 1719 ist von dem Schlosse zu lesen:

„Selbiges liegt auf einem erhabenen grauen Felsen, marmorsteiner Art, der Stadt gegen Abend, hat einen über alle maßen lustigen Prospect nach der Mulde: in maßen man von demselben auf einen Blick Stadt, Dorf, Auen, Wasser, Wald, Felder, Berg und Thal, in summa alles, *was dem Auge Anmuth giebet*, sehen kann. Es ist mit Brücken und 3 Thoren, auch fester starker Mauer wohl verwahret; also daß es sich in den alten Kriegen ziemlich defendiren können."

Daß der alte Chronikschreiber Recht hat und wir es heutigen Tages noch so finden, werden wir uns gleich überzeugen. Ob aber der Felsen „marmorsteiner Art" nicht noch etwas genauer zu bestimmen sei, würde uns wohl unser berühmter Geognost Professor Cotta in Freiberg am besten sagen können — Rechts passiren wir noch die St. Petri- oder

Schloßkirche, welche, obgleich bedeutend kleiner als die zu St. Kunigunden, doch noch die Hauptkirche geblieben; sie ist viel früher als jene erbaut. Beim Häuschen des Thorwärters geht nun der Schloßbereich an.

Durch eine ziemlich dunkle Thorhalle treten wir in den Schloßhof, wo uns die riesigen Thürme nun plötzlich entgegen stehen. —

Doch bevor wir die Treppe steigen, lassen wir uns erst durch den freundlichen Amtswachtmeister in einige Räume des Erdgeschosses nach dem Zwinger leiten, der uns plötzlich die ganze herrliche Aussicht erschließt.

Das Fernrohr zur Hand, suchen wir den berühmten Rochlitzer Berg, der, ein kleines Stündchen von hier entfernt, vor uns liegt, und bemerken ein reges Leben da oben; das Monument, zu welchem Professor Heuchler in Freiberg den Plan lieferte, das Monument zu Ehren unsers allgeliebten, so früh der Erde entrückten Monarchen, steigt dort unter geschäftigen Händen empor. Dort, wo der Verehrte so gern verweilte, wo er an dem Busen der Natur von den schweren Mühen seiner, ihm von Gott auferlegten hohen Würde so gern ausruhte, dort soll dies Denkmal Zeugniß geben von der ihm gezollten Liebe und Verehrung, auch wenn alle die Herzen, die für ihn schlugen, längst zu Staub sind.

Wir wenden uns nun zur alten Schloßcapelle; eine niedrige runde Thüre wird geöffnet und wir befinden uns auf einer Art Chor mit steinerner Brüstung, wo zur Zeit der Ritter wohl die Reisigen und andere untergeordnete Schloßbewohner ihren Platz fanden; eine kleine vergitterte Loge dicht dabei war jedenfalls die der Herrschaft. Die Wölbung der Decke ist rein gothisch, und es ist sehr zu beklagen, daß die Capelle schon seit Jahrhunderten zu nichts mehr, als einem Aufbewahrungsorte für altes Gerüll benutzt wird.

Des Besehens werth sind, wenn wir uns nun in die höheren Räume des Schlosses begeben, eigentlich nur noch die vier Zimmer des großen Gebäudes, deren große Fenster im gothischen Styl ebenfalls nach der Stadt zu gehen. Jedes dieser hohen Zimmer ist, wie die Capelle, herrlich gewölbt, und in den Fenstern befinden sich im Halbkreise steinerne Sitze, die wir uns ungern ohne zarte Ritterfräulein mit der Spindel denken, die von hier aus sehnsüchtig den Blick über die Berge schweifen ließen.

Noch ist der Eingang in diesen Theil des Schlosses, ein schönes, gothisches Portal, zu dem einige Stufen führen, nicht unerwähnt zu lassen. Die übrigen Theile haben in den verschiedenen Jahrhunderten so viel Um- und Einbaue erlitten daß man weder einen Styl, noch ein der Jetztzeit entsprechendes Comfort darin findet. — Nur die, wenn auch unregelmäßige Rentamtmanns-Wohnung macht durch ihr gemüthliches Arrangement eine Ausnahme; auch zu ihr gehört ein ähnlicher Zwinger wie der, welchen wir betraten, und wir begeben uns nun, ehe wir herabgehen, in das nach der Stadt zu gelegene Eckzimmer an der Südseite, welches uns den Anblick auf die Mulde gewährt. —

Die Mulde oberhalb des Wehres, der Wehrteich, ist ziemlich breit und tief, und birgt manches schmackhafte Fischchen in ihrem Grunde; unterhalb des Wehres, welches selbst man von hier aus nicht sieht, fährt der kleine Kahn hinüber nach dem Dörfchen Zasnitz, besonders reizend vom Schlosse aus im Apfelblüthenschmucke, der es im Frühling reich verhüllt. Der Weg durchs Dorf führt nach dem nahen Wechselburg, oder hinauf nach dem ziemlich großen Dorfe Selitz, dessen Kirchthurmspitze da oben zwischen den Pappeln der nach Wechselburg führenden Chaussee hervorlugt.

Manche Geschichtschreiber nehmen an, daß in Selitz die erste christliche Kirche stand, in welcher ein Schüler des Bonifacius, der fromme Luidgar, das Christenthum zuerst gepredigt; andere glauben aber, daß dies in der Leonhardtskirche, einer eine halbe Stunde weiter nach Mittweida zu gelegenen Kirche, der Fall war.

Links uns wendend, sehen wir die Amtsmühle, deren Entstehung auch nach Jahrhunderten gezählt wird; den Mühlgraben und die Mulde schließen ferner ein kleines Stück Land ein, das Wehricht genannt, welches zur Winklerschen Fabrik gehört; auf der Spitze desselben sehen wir ein Haus, zwei verschiedene Spinnereien enthaltend; hinter der Mühle steigen dann die Häuser des Baderberges empor, der die vom Markte oben erwähnte rechts liegende Straße bildet.

Wir verlassen nun das Schloß, gehen an dem zur Justizbeamtenwohnung gehörigen Garten vorüber, und bemerken nur noch das treffliche Quellwasser im Hofe, welches schon seit langen Zeiten in einer bedeutenden Anzahl Röhren 20 Minuten weit her aus dem Walde hierher geleitet wird.

So lockend es uns auch erscheint, sogleich aus dem hinteren Thore den reizenden Weg bei dem netten Gärtchen vorüber nach den Steinbrüchen anzutreten, ist es doch weiser, dies für den Nachmittag aufzuheben, wo die Beleuchtung viel vortheilhafter ist. — Jetzt steigen wir also den gepflasterten Schloßweg wieder hinab, welchen wir herauf gekommen, vorüber an dem zur Justizbeamten-Wohnung gehörigen Gärten, wo an einer nach Süden gelegenen Mauer trefflicher Wein gedeiht.

In früherer Zeit stand hier der vordere Theil des Schlosses, doch da dieses zu sehr in verschiedenen Kriegen gelitten, wurde es 1717 auf hohen Befehl abgetragen. Noch sieht man in dem einen Garten die Thüre, welche mit der jetzt zugemauerten in der Petrikirche correspondirte und welche beide durch einen bedeckten Gang verbunden waren, durch welchen die Herrschaften in die fürstliche Emporkirche kamen.

Nun laß uns dem Thorwärterhäuschen gegenüber die kleine Treppe zur Mulde hinab eilen, denn wir wollen uns übersetzen lassen nach Zasnitz, von wo aus man den schönsten Anblick des Schlosses in seiner ganzen Länge hat.

Mehr als ein Jahrtausend zog schon dahin über das altersgraue Gemäuer dieses Schlosses. — Geschlechter blühten und sanken dahin; den Zeiten der einfachsten Landcultur folgten die des Ritterthums mit ihren Fehden und Turnieren, Zeiten kamen, wo Intelligenz und Kunstsinn aus ihrem Schlummer erwachten und immer mehr verbreiteten sie sich über die Wohnplätze des Menschengeschlechts — aber diese Mauern, einst durch die von fern her eingewanderten Wenden erbaut, sind noch dieselben geblieben, unwandelbar!

Nehmen wir, im Angesicht der alten Veste hier am Ufer ruhend, die Chronik des ehrsamen Magister Heine, 1719 Prediger an der St. Petrikirche, zur Hand, und schlagen nach, was er uns wohl über die Vorzeit derselben berichten kann.

Was zuerst den Namen Rochlitz betrifft, so ersehen wir daraus, daß es auf „Wendisch" einen Ort bedeutet, wo viele tiefe Wege und Wasserrisse seien, und daß dieses, da es mit der Gegend eine solche Beschaffenheit habe, auch die Annahme als die richtige bezeichne, daß das Schloß von den Wenden, aber nicht von den Römern zur Zeit des Julius Cäsar erbaut worden sei, wie Andere meinen. Mehrere Schriftsteller kommen darin überein, daß es zuerst der Sitz einer Grafschaft unter Karl dem Großen wurde. So blieb denn Stadt und Schloß mehrere Jahrhunderte unter Herrschaft der Herren und Grafen, bis es später an die Markgrafen zu Meißen und dann an die Churfürsten von Sachsen kam.

Daß das Christenthum schon früh dort verbreitet war, sehen wir aus folgender Stelle:

„Insonderheit gereichet unserm Rochlitz zu nicht geringen Ehren, daß hiesige Einwohner unter allen im Ostlande fast am allerersten den christlichen Glauben angenommen und giebet deßen starke Muthmaßung, daß Wittekindus, des großen Wittekind Sohn, der als ein frommer Christ gerühmt wird, des Grafen zu Rochlitz Tochter zur Ehe genommen, welches

schwerlich würde geschehen sein, wenn sie noch Heidnin gewesen wäre. — Zu geschweigen, daß Melchior Mathesius von ihr saget: Sie sei eine gute Christin gewesen."

Doch Dein Blick mißt, wie ich bemerke, die großen stattlichen Thürme, die durch ihr Felsenfußgestell wirklich eine erhabene Höhe zeigen. — Merkwürdig hat mir immer geschienen, daß ihre Dächer gar so verschiedene Gestalt annehmen, was aber sehr natürlich ist durch die sehr verschiedenen Standpunkte in Höhe und Tiefe, von welchen sie betrachtet werden können. Stellt man sich dicht unter die hintere Brücke, so schauen sie aus wie lustige Studentenmützchen, auf das linke Ohr gesetzt, während sie sich, vom Walde aus gesehen, ganz ernsthaft in die Höhe strecken wie steife Zuckerhüte. — Doch wie mancher Seufzer, wie mancher Zornes- oder Reueausruf mag wohl im Laufe der Jahrhunderte hier erklungen und doch unerhört verklungen sein! Denn immer waren diese unter dem gefürchteten Namen der Rochlitzer Jupen bekannte Thürme Gefängnisse. Unser Chronikschreiber berichtet uns dabei:

> Wer sie anhat, der erfreuet nicht,
> so fressen ihn auch die Wölfe nicht.

Unter den hochgebornen Gefangnen daselbst werden vorzüglich Philipp, Graf von Nassau, Kaiser Adolphs Vetter, erwähnt, dann mehrere böhmische Edelleute, unter andern auch Professor Peucer aus Wittenberg, Eidam des Melanchthon.

Doch wenden wir uns lieber von den trübseligen Bewohnern zu denen, die mit ihrer Gegenwart Lust und Leben in das Schloß brachten. Unter diesen erzählt uns der Herr Magister vorzüglich viel von drei edlen Frauen aus dem Fürstenstamme, die nach einander hier residirten.

„Amalie, Herzogin zu Sachsen, des Churfürsten Friedrich des zweiten Tochter, vermählt mit Ludwig dem Reichen von Baiern, nachdem sich dieser 1479, wie die Chronik spricht, „zum größten Hauffen" versammelt hatte, kam sie wieder in ihr Vaterland und sonderlich nach Rochlitz, welches ihr zum Witthum-Sitz gegeben worden. Hierselbst hielt sie 19 Jahre Hof, bis sie im Jahre 1502, 8 Tage nach Martini, Stadt und die Welt zugleich verlassen."

„Nachher hielt ihres Bruders Albert Sohn, Markgraf Friedrich, Hochmeister in Preußen, 3 Jahre lang allhier Hof und starb im Jahre 1510 hierselbst im 37. Jahre seines Alters."

„Im Jahre 1537, als Herzog Hantz, Georgi Hertzogs zu Sachsen Sohn, zu Dresden ohne Erben verblichen, resolvirte sich Frauen Elisabeth, seine Witwe, sich nach Rochlitz, ihrem Witwenthum, zu wenden. Sie regierte ganzer 10 Jahre wohllöblich hier, beschützte die Protestanten und erwarb sich durch viele nützliche und weise Einrichtungen den Dank der ganzen Gegend."

„Als ferner Christian der Erste, christmildesten Andenkens, 1591 mit Tode abgegangen, so bekam dessen hinterbliebene Witwe Frau Sophia, Churfürst Johann Georgs von Brandenburg Tochter, unter andern auch Rochlitz als Leibgedinge — ob sie nun auch eigentlich zu Colditz Hof gehalten, so hat sie sich dennoch sehr oft „wegen der lustigen Gegend" hier aufgehalten."

Fernere Gäste waren auch die Universität, der Schöppenstuhl und das Oberhofgericht von Leipzig, welche im Jahre 1530, als die Pest daselbst regierte, hierher verlegt wurden. — Gar manches Interessante könnten wir hier noch lesen, z. B. wie das Schloß in den Schwedenkriegen drei Belagerungen ausgehalten, wie andrerseits 1499 eine so wohlfeile Zeit war, daß der Leipziger Scheffel Hafer 18 Pfennige, das Korn 4 Groschen, die Gerste 2 Gr. 6 Pf. und die Kanne Landwein nur 3 Pf. gegolten hat. —

Wir wollen uns nun erst durch ein Mittagsbrod zu weitern Ausflügen stärken und nehmen des Nachmittags den Weg längs der Mulde durch die Schloßaue an den von dem Zwinger herab übersehenen Häusern hin, von denen das erste eine Lochmühle enthält, und wenden uns rechts in die sogenannte „Schlucht".

Ein schmaler Fußsteig führt uns in den duftigen, mit Laubholz gemischten Kiefernwald; nachdem wir einige hundert Schritte gestiegen, drehen wir uns um und erblicken plötzlich, eingerahmt von Waldesgrün, das Schloß, ganz isolirt von der Stadt, wie Du es auf der beigegebenen Ansicht siehst. Den Hintergrund bilden die Höhen nach Mittweida zu; man sieht im Sonnenscheine rechts das Chausseehaus an der Mittweidaer Chaussee, links den Thurm der neuen Kirche in Zedlitz blinken. Aus dem Thale herauf schimmert die Mulde durch die Bäume, wir hören kaum ihr leises Plätschern; um uns ist die tiefste Einsamkeit, wie denn die ganze Gegend uns noch so still und unberührt von dem menschlichen Treiben erscheint — für den Naturgenuß sehr erfreuend, aber für das Städtchen selbst würde es doch unendlich vortheilhaft sein, wenn es einst durch das Eisenbahnnetz in den größeren Verkehr gezogen würde. —

Nun sind wir im Gespräch herauf gekommen auf die Peniger Chaussee, an den Punkt, wo sich der Weg nach den Steinbrüchen von dieser scheidet. Wir verfolgen diesen Weg, der durch seine schöne rothe Farbe einen ansprechenden Contrast zu dem herrlich-frischen Waldesgrün bildet, und erreichen den ersten Steinbruch, der uns den Rückblick zu Schloß und Stadt mit der Ferne und den darein am Horizont auftauchenden Colmberg bei Oschatz bietet. Doch es geht immer weiter, bis wir endlich die größeren Steinbrüche, besonders den Haberkornschen und Seidelschen, erreichen. Da herrscht überall reges Leben, denn der treffliche rothe Porphyr wird hier zu allen möglichen Formen behauen, um zu Brücken, Kirchen, Wohnhäusern und noch vielem Anderen das beste Baumaterial abzugeben. Nun endlich sind wir auf dem höchsten Plateau angekommen und unser Auge weilt entzückt auf der prachtvollen Aussicht. Da liegt es vor uns, das gesegnete Land Sachsen, denn wahrlich, den größten Theil desselben überblicken wir hier. Im Vordergrunde Tausende von grünen Wipfeln bis zum Thale hinab, wo sich die Mulde wie ein silbernes Band dahin zieht; in größter Nähe Wechselburg, dahinter Rochsburg und dann weiter hinaus immer blauere Fernen! Rechts die Gegend nach Altenburg, dann die Schneeberger Höhen, die Fichtelberge, der Pölberg bei Annaberg, der Bärnstein, Greifenstein, mehr nach der Mitte in größerer Nähe Schloß Augustusburg, in dessen Fensterscheiben die Sonne funkelt, und wie sie nun heißen mögen, die Städtchen und Dörfer alle, die uns als Punkte und Pünktchen gezeigt werden, reizend in den mannichfachen Lufttönen der Natur, aber vergebens durch Pinsel oder Bleistift wiederzugeben! — Und hier steigt nun das Denkmal empor in die reinen Lüfte, ein Liebeszeichen für den theuern geschiedenen Beherrscher dieser Berger und Thäler. —

Schwer trennen wir uns von diesem herrlichen Panorama und steigen nun den schmalen Fußweg durch den Wald herab nach dem Dörfchen Sörnzig, dicht an der Mulde; auch hier wird man übergefahren und wir schwanken, ob wir dies und dadurch den jenseitigen Uferweg wählen, der uns durch die Schusteraue bei einer idyllisch kleinen Schänke vorüberführt, oder auf dem dicht an der Mulde unter dem Berge gelegenen Wege zur Stadt zurückkehren. Wir entscheiden uns für letzteren; er ist schattig und einladend und führt uns auch noch an einer kleinen Felspartie, der Katzenstein genannt, vorüber, die doch auch betrachtet sein will.

Um die Nordseite des Schlosses zu betrachten, steigen wir die kleine Treppe, die wir am Morgen passirten, wieder herauf, ich führe Dich zwischen der Petrikirche und der Schloßgrabenmauer hindurch in ein Stückchen Vorstadt, sehr unästetisch „das Loch" genannt, wir erklimmen auf diesem steilen, aber kurzen Fußpfade den Weinberg; dies ist der

Hügelrücken, welcher die Peniger Chaussee von dem reizenden Roßwitzer Grunde trennt.

Nun sind wir oben. — Im Schatten der eintretenden Abenddämmerung liegt das Schloß, das mir von dieser Seite immer wie eine gigantische Schnecke mit ihren beiden Thürmen als Fühlhörner erscheint, die vergebens nach dem höheren Berge sich zu bewegen bemüht. — Der Sage nach erscheint hier auf dem Weinberge in den Vollmondnächten die fast zu jedem alten Schlosse gehörende „weiße Frau", die irgend ein trauriges Geschick aus dem Schlosse vertrieb. — Vielleicht hältst Du auch den Schrei der Käuzchen, die sich zahlreich in den alten Mauern aufhalten, für den Angstruf des armen Ritters, dessen Rüstungsstücke und Gebeine bei dem letzten Umbau tief in einer Lucke unter dem Dache gefunden worden, vermuthlich war es ein Gefangener, der den Ausweg, indem er fliehen wollte, verfehlt hat. — Aber es ist noch nicht Mitternacht, daher werden wir hoffentlich ohne Anfechtung herabsteigen. — Horch, wie einladend das „Gute Nacht" der Trompete drin auf dem Markte ertönt!

Wir folgen diesem Rufe, und wenn uns der Wirth mit guten Matratzen versorgt, so werden wir gut ruhen nach unserem Tagewerk. Wenn Du nun ein anderes Mal wieder kommst, wirst Du auch Zeit finden, Wechselburg mit seinem anmuthigen Parke, das stille Kolkauer Thal, das freundliche Dörfchen Königsfeld mit Schloß und Park, dem Herrn v. N. gehörig, zu besuchen. — Heute nehmen wir Abschied und hoffen, durch unsere Erzählung recht viele Wanderlustige auf dieses schöne Thal aufmerksam gemacht zu haben.

S. H.

Altes und Neues aus Freiberg.

Freiberg ist gegenwärtig wohl die einzige Stadt in Sachsen, welche noch an manchen Stellen ihrer Umfassungen den Charakter einer Festung des Mittelalters erkennen läßt.

Leider hat man aber die Umwandlung in eine offene Stadt an so vielen Punkten der Stadtmauer begonnen, daß eine ganze Generation vorüber geht, ehe die jetzigen, keineswegs freundlichen Bilder der Zerstörung verschwunden sein werden.



Donatsthurm.

Nach Moller's Chronik soll Freiberg bald nach dem Fündigwerden des Bergbaues mit festen Mauern und Thürmen umgeben worden sein, und setzt dieser Chronist solches Ereigniß in die Zeit um 1187; denn Otto der Reiche, welchen man für den Gründer Freibergs hält, mag wohl besorgt gewesen sein, dies Kleinod als einen offnen Platz verlieren zu können, wenn die Habsucht eines Mächtigeren seine Arme darnach ausstrecken sollte. — Zwar hatte ihn der Kaiser mit dem Bergregal in seinem Lande belehnt, allein in damaligen Zeiten war dies keine für alle Fälle genügende Sicherheit, wie sich diese Befürchtung auch hundert Jahre später 1297 durch Kaiser Adolphs von Nassau Belagerung Freibergs bestätigte.

So sehen wir denn Freiberg im Verhältniß gegen andere zu jener Zeit mit Ringmauern erbauten Städte mit besonders starken Mauern und Thürmen umschlossen, und zwar zu einer Zeit, wo das Schießpulver noch nicht erfunden und die Vertheidigung der Stadt der persönlichen Tapferkeit ihrer Besatzungen und Bürger anheim gegeben war.

Die Grundform der Stadt bildete, wie man sie noch heute erkennt, eine unregelmäßige Eigestalt mit fünf Thoren, in ziemlich gleichmäßigen Entfernungen von einander. Jedes Thor hatte einen großen Thurm mit einem Außenwerk oder Rondel, in welchem sich die Fallbrücke befand. Thurm und Rondel waren überdies durch Mauern und hölzerne Galerien darauf mit einander verbunden und bildeten an jedem Thore eine Krümmung nach der Straße der Stadt, so daß man bei niedergelassener Zugbrücke nicht in die Stadt sehen konnte.

Jeder Thorthurm, mit Ausnahme desjenigen vom Donatsthore, war der größeren Sicherheit wegen mit zwei Fallgittern versehen. Zwischen diesen fünf Thoren befanden sich zusammen 39 kleinere Thürme, welche mit der 3 Ellen starken und an mehreren Stellen äußerlich wohl 20 Ellen hohen Stadtmauer in ziemlich regelmäßigen Entfernungen zusammenhingen.

Um die ganze Ringmauer zog sich außerhalb eine zweite niedere sogenannte Zwingermauer mit kleinen thurmartigen gevierten Außenwerken, in welchen sich Schießöffnungen befanden, um auch von hier aus die in den Stadtgraben eingedrungenen Feinde vernichten zu können. Diese Außenwerke mögen mit den dahinter liegenden Thürmen durch unterirdische Gänge verbunden gewesen sein.

Ein an manchen Stellen sehr tiefer und breiter Graben, der jedoch nur zwischen einigen Thoren mit Wasser gefüllt werden konnte, weil das Terrain zu bergig ist, umgab dieses feste Mauerwerk und war dasselbe nach Außen durch einen hohen Wall mit einer Futtermauer umgrenzt. Damit nun aber die sämmtlichen Stadtmauern von der Stadtseite aus an allen Punkten vertheidigt werden konnten, hatte man hinter derselben hölzerne Gerüste oder Wehren aufgerichtet.

In Moller's Chronik II. B. Seite 507 befindet sich die nachstehende Bemerkung hierüber, welche natürlich auch auf das frühere Vorhandensein solcher Wehren schließen läßt, ohne welche die Vertheidigung der Stadtmauern nicht möglich gewesen sein würde. Der Chronist sagt nämlich: „Den 18. Juni 1634 hat der General - Zeugmeister und Oberst Melchior von Schwalbach anbefohlen, umblaufende Gänge und Wehren entweder von Holze oder steinernen Bögen hinter die Stadtmauer zwischen die Thürme zu setzen u. s. w. Weil aber die Kosten der Zugbrücken auf 2150 Gülden, der umblaufenden Wehren von Holze auf 29,177 Gülden, von steinernen Bögen auf 187,190 Gülden angeschlagen worden und der Stadt solches bei damaligen Zeiten zu ertragen unmöglich gewesen, hat es damit verbleiben müssen."



An der Mauer.

Nicht weit vom Erbischen Thore, nach dem Donatsthore zu, befand sich ein starker höherer Thurm als die übrigen Mauerthürme, und zwar an derjenigen Stelle, wo die Münzbach, damals Lusitzbach genannt, in die Stadt eintritt. Er wurde auch der obere Wasserthurm genannt, weil es noch zwischen dem Donats- und dem Meißnischen Thore einen untern gab, wo die Münzbach wieder aus der Stadt fließt.

Zwei starke hölzerne mit Eisen beschlagene Fallgitter verschlossen diese Oeffnungen in die Stadt. Hier am oberen Wasserthurm soll sich der Sage nach auch die Stelle befunden haben, wo bei der Belagerung Kaiser Adolphs von Nassau ein Freiberger Bürgerssohn aus dem Geschlechte der Lobetanze die Stadt verrathen hat, wodurch die Belagerer bei Nacht unvermerkt in die Stadt eindringen konnten.



Das angebliche Haus des Kunz von Kaufungen.

Der stärkste und höchste unter allen Stadtmauerthürmen ist aber der runde Donatsthurm auf der höchsten östlichen Kuppe der Stadt, welchen unsere erste Abbildung in dem gegenwärtigen Zustande darstellt. Innerlich hatte er drei ringförmige Gewölbe übereinander und war er außerdem in seinem Centrum hohl gemauert. In diesen Ringgewölben sind später die Falkonettlein (Kanonen von 1 bis 3 Pfund Geschoß) aufgestellt worden, auch sah man noch vor der Abtragung dieser Gewölbe Ringe eingemauert, wo die Hakenbüchsen vor den Schießlöchern aufgehangen wurden.

Das Dach dieses Thurmes muß man sich in erster Zeit nach der Erbauung anders als jetzt gestaltet denken, denn gewiß hat es auf einer hölzernen umlaufenden Galerie geruht, die soweit über die Mauer vortrat, daß man auch noch senkrecht von dem Thurme herab auf die Belagerer schießen, oder auch Steine, Pechkränze ꝛc. auf sie herabschleudern konnte. In Nürnberg sind jetzt noch die starken runden Thürme mit solchen Galerien und Dächern versehen. —

Bis zum Jahre 1820 hatte der Donatsthurm an der Nordostseite bis auf drei Viertheile seiner Höhe eine dichte Bekleidung mit Epheu, was ihn herrlich decorirte; allein bei dem harten Winter desselben Jahres soll der Epheu erfroren sein! —

Zwischen dem Peters- und Erbischen Thore waren und sind von den kleineren Thürmen noch einige viereckige vorhanden, welche sich oben mit eiförmigen Gewölben schließen, so daß ihr steinernes Dach eine vierseitige Pyramide bildete. Die Spitze endigte in einem Akanthusblätterkorbe mit einem Pinienzapfen in der Mitte. Gewiß eine sonderbare Erscheinung an derartigen Thürmen, die sonst keine Verzierungen zeigten. Diese Thürme haben sich auch in der letzten schwedischen Belagerung 1643 als sehr fest erwiesen, da es nicht bekannt ist, daß ein gewölbter Thurm durch Kugeln oder Bomben zerstört worden sei. Einen dieser Thürme, welcher in das Kornhaus mit einer

Ecke verbaut ist, stellt unsere Abbildung Figur 2 vor. Ein herrlicher Epheu bekleidete auch die Außenseite dieses Thurmes, bis es einem unwissenden Menschen einfiel, die starken Aeste als Feuerholz abzuschneiden, wodurch sein Absterben veranlaßt wurde. Wie weit übrigens hier der Vandalismus in dieser Hinsicht auch früher schon stattfand, ist unglaublich, denn auch zwischen dem Kreuz- und Petersthore war ein großes Stück Stadtmauer mit sehr starkem Epheu bewachsen. Er wurde aber in einer Nacht durch einen jungen Forstmann seines dicken Stammes beraubt, welcher damit seine Holzartensammlung zu vervollständigen suchte! —

Viele dieser Thürme sind für die Geschichte Freibergs sehr interessant, da sie in den Belagerungen heldenmüthig vertheidigt wurden; so nannte man z. B. den ersten Thurm, vom Petersthore nach dem Kreuzthore zu den Feuerthurm, weil er in der letzten Belagerung 1643 von den Schweden mit Holz umgeben ward, um durch Feuer die Vertheidigung desselben unmöglich zu machen. Doch hielt die Besatzung standhaft aus. Der jetzt noch als Ruine stehen gebliebene zweite Thurm zwischen den genannten Thoren hieß der Rothgießerthurm, weil er von der damaligen Innung der Rothgießer besetzt ward, wie denn überhaupt alle Thürme ihre bestimmte Besatzung durch die Innungen hatten.

Umgeht man jetzt Freiberg als warmer Patriot und gedenkt des Ruhmes unserer Vorfahren, welchen sie sich durch ihre Tapferkeit, Treue und Frömmigkeit erworben hatten, so kann man sich eines gewissen Gefühles von Kleinmüthigkeit nicht erwehren, denn die auf dem Grunde und an der Stelle der alten ehrwürdigen Stadtmauern und Thürme errichteten, zum Theil sehr leicht gebauten, neuen Wohngebäude, können doch keinen genügenden Ersatz für die schönen Bilder gewähren, welche sich überall da darbieten, wo die alten Mauern und Thürme aus den herrlichen Baumgruppen der Neuzeit hervorragen, wie z. B. zwischen dem Kreuz-, Meißner- und Donatsthore, und von welchen sich manches schöne Bildchen darstellen ließ. Deshalb ist es aber auch wünschenswerth, daß man an allen solchen Punkten, wo keine Aussicht vorhanden sein kann, neue Gebäude an der Stelle der Stadtmauern zu errichten, wie zwischen dem Kreuz-, Meißner- und Donatsthore, die Mauern und Thürme möglichst zu erhalten suche, und sie nur dann abtragen lasse, wenn deren Einsturz zu erwarten stehe.

Man ist aber hier leider im Allgemeinen kein Freund von altem geschichtlich wichtigen und festem Mauerwerk und sucht dasselbe wegzubringen, wo es nur irgend thunlich, gleichviel, ob dadurch eine Schönheit für die Landschaft der Stadt gewonnen wird, oder verloren geht.

Vergleicht man in dieser Beziehung andere Städte, z. B. Nürnberg, Worms, Frankfurt a/M. und andere mehr, so giebt namentlich letztere Stadt einen sprechenden Beweis von Pietät gegen altes Gemäuer, da man das Eschenheimer Thor zu erhalten sucht, obwohl Frankfurt den gewonnenen Raum theuer und nützlich genug verwerthen könnte und die sehr starke Passage seine Entfernung nothwendig machte.

Eduard Heuchler.

Wir haben in der dritten Illustration dieses Aufsatzes die Abbildung eines Hauses gegeben, welches man Jahrhunderte hindurch als das dem Kunz von Kaufungen gehörige Wohnhaus in Freiberg betrachtet hat. Dasselbe ist nie im Besitze der Kaufungen, sondern stets nur im Besitze von Bergleuten gewesen. —

Herzog Georg der Bärtige.

Zu den Fürsten, die während ihres Lebens in den Partheikämpfen der Zeit mannigfache Anfeindung und Verunglimpfung erdulden mußten, denen aber die ruhig erwägende Nachwelt die Ehrenkrone nicht versagt hat, gehört auch Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen. Wir geben auf beiliegender Tafel sein Bild, wie dasselbe der kunstreiche Meister Lucas Cranach der Aeltere in dem sogenannten Sächsischen Stammbuch der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden sauber in Wasserfarben ausgeführt hat und knüpfen daran eine gedrängte Uebersicht des vielbewegten Lebens dieses Fürsten.

Georg war der älteste Sohn des Gründers der jüngeren Linie des Hauses Sachsen, des ritterlichen Herzog Albrecht, geboren am 27. August 1471. Der junge Prinz zeigte schon frühzeitig lebhafte Neigung für wissenschaftliche Arbeiten, er studirte in Leipzig und ward schon im Jahre 1484 unter die Domherren von Meißen aufgenommen.

Im Jahre 1485 fand zwischen den fürstlichen Brüdern Ernst und Albrecht eine Ländertheilung statt, in Folge deren Dresden fortan Residenz der jüngeren Linie wurde.

Bald darauf übernahm Herzog Albrecht die kaiserliche Erbstatthalterschaft von Friesland und ging nach dieser von Partheikämpfen wildbewegten Provinz ab. Schon im Jahre 1488 betraute der Herzog seinen Sohn Georg, der damals siebenzehn Jahr alt war, mit der Leitung der Angelegenheiten seines Stammlandes. Er gab demselben als Beistand den Canzler von Pflug, den Bischof von Meißen und mehrere Räthe bei.

Der junge Prinz nahm sich der Geschäfte mit Ernst und Eifer an. Im Jahre 1491 schloß er den sogenannten Oschatzer Vertrag mit Friedrich dem Weisen. Noch in demselben Jahre wurde seine Thätigkeit ganz besonders in Anspruch genommen, als am 15. Juli die Stadt Dresden durch eine furchtbare Feuersbrunst ganz in Schutt und Asche gelegt wurde. Dresden war damals eine Stadt, die kaum 5000 Einwohner zählte; die Häuser bestanden meist aus Holz oder Fachwerk und standen von Gärten unterbrochen da. Herzog Georg sandte einen ausführlichen Bericht über dieses Unglück an seinen Vater (s. Klemm's Chronik von Dresden S. 155.) und entwickelte eine große Thätigkeit. Er entwarf den Plan der wiederzuerbauenden Stadt und sorgte für die Befolgung desselben. Die alte Kreuzkirche mußte neu begründet werden; am 19. November 1499 war dieser Bau durch Meister Hans Reinhard vollendet und ward von dem Bischof von Meißen, Johann von Salhausen, feierlich eingeweiht, wobei Herzog Erich von Braunschweig und dessen Gemahlin, Georgs Schwester, zugegen waren.

Mittlerweile hatten auch andere Unfälle, im Jahre 1493 der Einsturz des Schloßthurms, 1496 eine Pest, 1498 eine Elbfluth die Stadt betroffen.

Am 25. November 1496 vermählte sich Herzog Georg mit der Tochter des Königs Casimir von Polen, Barbara, auf dem Gewandhause zu Leipzig, weil damals in Dresden die Pest wüthete. Es fanden sich bei dieser Gelegenheit 6000 deutsche und polnische Reiter ein. Die Hochzeit währte vom Sonntag bis Freitag und es wurden dabei 99 Fässer süßer, 1300 Eimer anderer Wein und 444 Faß Bier verzapft.

Im Jahre 1499 war Herzog Albrecht in Sachsen anwesend, sein zweiter Sohn Herzog Heinrich war in Friesland geblieben; da dieser aber in Franecker von den Friesen arg bedrängt wurde, ging der Vater mit seinem Sohne Georg und einem Heere von 1400 Mann nach Friesland am 25. Juni 1500 ab. Es gelang ihm, seinen Sohn zu befreien, allein er erkrankte und starb am 12. September desselben Jahres in Emden, in Gegenwart seiner beiden Söhne.

Nachdem nun Herzog Albrecht im Dome zu Meißen feierlich bestattet und ein Erbvergleich zwischen seinen Söhnen stattgefunden, wendete Herzog Georg seine ganze Thätigkeit



Sachsengr. I. *Lith. v. A. P.*

Georg, Herzog von Sachsen.

Verlag von W. Türk, Dresden.

den inneren Angelegenheiten des Landes zu, vornehmlich fand dies statt, seitdem er die Erbstatthalterschaft von Friesland im Jahre 1513 an Erzherzog Karl käuflich überlassen hatte.

So kam denn das Jahr 1517 heran, das einen so gewaltigen Umschwung in dem öffentlichen Leben Deutschlands hervorbrachte.

In den Kämpfen, die zwischen der alten und der neuen Kirche sich erhoben, finden wir den Herzog Georg als den entschiedenen Gegner der letzteren.

Im Jahre 1516 war Martin Luther in Dresden gewesen und hatte das Augustinerkloster revidirt. Im Jahre 1517 war er abermals hier und hielt vor dem Herzog Georg am 25. Juli eine Predigt im Schlosse.

Nachdem aber Luther am 31. October desselben Jahres sein Werk begonnen, wendete auch Herzog Georg demselben seine volle Aufmerksamkeit zu. Er erkannte gleich den besten seiner Zeitgenossen eine Abänderung der in die Kirche allgemach eingedrungenen Mißbräuche an; er wünschte sie und bot die Hand dazu; er theilte mit dem berühmten Desiderius Erasmus die Ansicht, daß eine Reformation der Kirche allerdings nothwendig, daß eine solche aber von dieser selbst ausgehen und nur das Ergebniß gelehrter Untersuchung sein müsse, ohne das Volk auf irgend eine Art hineinzuziehen. Er veranstaltete daher das bekannte Religionsgespräch zu Leipzig und gab im Jahre 1519 in einem besonderen Schreiben dem Bischofe von Merseburg zu erkennen, wie sehr er sich wundere, daß dieser Prälat so große Abneigung zeige, die Wahrheit der Religionsstreitigkeiten nach dem alten Gebrauche der lobenswürdigen Vorfahren und Kirchenväter zu erforschen, denn es könne dem Papste und der Kirche nicht unangenehm sein, wenn die Irrthümer der Theologen berichtigt würden. Er sprach ferner aus, daß es nur erwünscht sein müsse, wenn man den Laien Belehrungen über Dinge zukommen lasse, die Einfluß auf deren Seligkeit haben. Georg bethätigte seinen Eifer für die Kirche durch Errichtung von Klöstern auf dem Königstein und in Annaberg, die freilich nicht gedeihen wollten. Als nun aber die Bilderstürmer ihr Zerstörungswerk begannen, als 1521 selbst in Dresden ein Sturm auf die Priesterhäuser stattgefunden und der furchtbare Bauernkrieg losbrach, da griff er zu den Waffen und nahm in seinem Landestheile um so strengere Maßregeln, als sein Bruder die neuen Lehrer offenbar begünstigte und den von Georg Verfolgten Schutz und Zuflucht gewährte. Es trat Spannung und Erbitterung zwischen Georg und Heinrich ein; zumal als dieser im Jahre 1536 in seiner Residenz Freiberg die Reformation öffentlich einführte.

Gegen Ende des Jahres 1536 reiste Herzog Georg selbst nach Freiberg zu dem Bruder und versuchte es, ihn zu einer Annäherung an den Bischof von Meißen zu vermögen. Es war aber vergebens.

Die Begünstigung der neuen Kirche durch Herzog Heinrich war aber seinem Bruder Georg um so drückender, als er in demselben den Nachfolger in seinen Landen sehen mußte. Georg hatte von seiner Gemahlin Barbara fünf Söhne und fünf Töchter; von ersteren lebte im Jahre 1536 nur noch der am 15. März 1504 geborene Prinz Friedrich, der aber geistesschwach und der Regierung nicht gewachsen war.

Am 17. Januar 1534 hatte Herzog Georg seine Gemahlin Barbara durch den Tod verloren, am 28. December desselben Jahres starb seine Tochter Magdalena, Gemahlin des Churfürsten Joachim II. von Brandenburg, am 11. Januar 1537 starb sein Sohn Johannes (geb. 24. August 1498). Die einzige noch übrige Tochter Georgs, Christina (geb. 1505), war seit dem Jahre 1513 an Landgraf Philipp von Hessen vermählt und so stand denn der greise Fürst vereinsamt am Abende seines Lebens.

Herzog Georg ergriff nun das letzte Mittel, seinem Bruder die Erbfolge zu entziehen. Er vermählte den geisteskranken Prinzen Friedrich am 27. Januar 1539 mit der Gräfin Elisabeth von Mansfeld, aber auch diese Hoffnung zerrann, denn Prinz Friedrich starb plötzlich am 26. Februar desselben Jahres.

So war denn Georg vollständig verwaiset, wenige Wochen später, am 17. April, starb auch er und wurde im Dome zu Meißen feierlich bestattet, nachdem er das vollständige Mißlingen seiner Pläne erlebt hatte.

Herzog Georg war — trotzdem, daß seine Ansichten denen eines großen Theils seiner Zeitgenossen entgegen liefen, dennoch sehr geachtet, und von demjenigen Theile seiner Unterthanen, die seine Glaubensrichtung theilten, sehr geliebt. Der Universität Leipzig hatte er stets große Sorgfalt zugewendet und stand mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, mit Desiderius Erasmus, Richard Crocus, Petrus Moseltanus u. A. in Verbindung. Nicht minder war er ein Freund der Kunst, wie er denn das Residenzschloß zu Dresden neu erbaute und den Theil, der noch heute seinen Namen trägt, mit Bildwerken herrlich ausschmückte, die erst der Brand am 25. März 1701 zerstörte. G. Kl.

Ein Hexenproceß.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die nun nachfolgende Mittheilung ist einem Hexenprocesse entnommen, welcher im Amte Volkenroda gegen die 63jährige Martha Büchner zu Obermehler in den Jahren 1660 und 1661 geführt wurde, und, wie alle dergleichen Processe, als ein Denkmal des Aberglaubens, des Unsinns und der Barbarei jener Zeit dasteht.

Die Acten beginnen mit einem Auszuge aus dem Ruggerichtsprotokolle vom 13. December 1652. Sigmund Müller aus Kleinmehler bringt zur Anzeige, daß im Sommer vorher seine Gevatterin Martha Büchner eines Morgens, als der Hirte getutet, mit einem weißen Stecken gelaufen gekommen sei und seine Kuh aus dem Stalle habe treiben wollen; als sie daran verhindert worden, habe sie die Kuh mit dem weißen Stecken auf den Rücken oder das Kreuz geschlagen und diese habe darauf mehrere Tage keine Milch gegeben, weshalb er und seine Frau die Büchner in bösen Verdacht hätten. Die Angeschuldigte wurde vorgefordert (3. Januar 1653) und gab darauf zur Antwort, sie habe das Austreiben der Kuh aus guter Nachbarschaft und nicht aus böser Absicht gethan. Hierauf wurde die Büchner mit der Vermahnung entlassen, allen bösen Schein und Verdacht zu meiden und keine weitere Ursache dazu zu geben.

Beinahe sieben Jahre vergingen, ehe neuer Verdacht entstand. Da berichtet Anna Katharina, Hans Weber's Eheweib zu Kleinmehler (am 8. August 1659), daß ihr Töchterchen sechs Wochen lang an einer harten Krankheit darnieder gelegen, Reißen und Brechen in Gliedern gehabt habe, und endlich daran gestorben sei. Ihr Verdacht fiel auf die Wittwe Martha Büchner aus folgenden Ursachen: Als der Superintendent am 4. März 1659 Visitation zu Mehler gehalten, hätte sie in der Kirche neben Martha Büchner gestanden, welche so nach Branntwein und Knoblauch gerochen, daß sie fast nicht in der Kirche habe bleiben können. Sie hätte das andern Leuten erzählt, von denen es die Büchner wieder gehört habe. Darauf habe dieselbe „sie heftig gescholten, ihr Haus angespeit und gewünscht, daß sie

müßte verdorren, verkrummen und verlahmen" ꝛc. Neun Tage später, am Gründonnerstage, habe Martha Büchner ein Grasetuch auf einer Bank in der Kirche liegen lassen, welches Jemand an sich genommen habe. Die Büchner sei hierauf auf die Kirchmauer gestiegen, um auf der Klägerin Hof sehen zu können, sie habe aber nichts gesehen. Mit ihrem kranken neunjährigen Mädchen aber sei es nun so arg geworden, daß sie vor Angst sich nicht habe lassen können, und um sich geschlagen, das Trinkgefäß zerbissen habe, sowie auch sie, die Mutter, heftig in den Arm gebissen. Als nun auf ihren Wunsch für das arme Kind 14 Tage vor seinem Tode in der Kirche eine Fürbitte wäre gethan worden, hätte die Büchner oft nachgefragt, ob denn das Kind noch nicht gestorben wäre, und als das Kind beerdigt worden, habe dieselbe mit lauter Stimme mitgesungen, wie wenn ihr große Freude wiederfahren.

Diese Beschuldigungen waren zu wenig begründet und zu abgeschmackt, als daß selbst ein Richter der damaligen Zeit daraufhin hätte weitere Vorschritte thun können. Dies geschah erst als der Schultheis Thomas Riemann beim Rügegerichte (19. October 1660) zu Protokoll erklärte, daß Hans Büchner, der älteste Sohn der angeschuldigten Wittwe, welcher mit seiner Mutter in Streit gerathen, die Aeußerung gethan habe, er wolle, wenn seine Mutter ihn verklage, „ihr die Stücklein auflösen und sagen, wie sie seinen Vater, als er ins Feld gegangen, und säen wollen, ausgesegnet, so daß er darauf beim Schindauger todt umgefallen sei".

Jetzt war Grund vorhanden, den Verdacht gegen Martha Büchner weiter zu verfolgen, denn Zeugnisse der nächsten Anverwandten hatten nach der Vorschrift des Hexenhammers vollkommene Beweiskraft, wenn sie gegen den Angeklagten lauteten. Es war freilich ein schreckliches Zeugniß, das Zeugniß des Sohnes gegen seine leibliche Mutter! Der Amtsschösser zu Volkenroda, Christian Melchior Gerlach, vernahm nach solcher Aussage vom 6. bis 17. December 1660 den Schultheis und andere in der Sache genannte Personen über folgende drei Punkte: 1. In welchem Gerüchte die Wittwe Martha Büchner stehe? 2. Wie ihr Mann gestorben und was für Reden damals unter den Leuten gewesen wären? 3. Was jeder besonders von dem Verhalten und den verdächtigen Händeln der Beschuldigten wisse? oder ob er jemand bezeichnen könne, der auch noch darum wisse?

Das Verhör der vorgeladenen Personen bestätigte die Beschuldigungen. Es ergab sich, daß die Angeklagte seit der Kriegszeit allgemein für eine Hexe gehalten wurde, und daß sie die Ursache zu dem plötzlichen Tode ihres Mannes gewesen sein mußte, obschon einer der Vernommenen erzählte, daß der Verstorbene selbst einst gesagt, er habe einen Schaden an sich, der gewiß einmal seinen schnellen Tod herbeiführen würde. Nach der Aussage der Todtenfrau war die linke Seite des Körpers blau und der Mann war offenbar vom Schlage getroffen worden.

Aber das Verhör brachte zuleich eine Menge neuer Unthaten, welche Martha Büchner verübt haben sollte, zu Tage.

Der achtjährige Enkel der Wittwe Büchner hatte von freien Stücken erzählt: sie hätten im Keller ein Männchen, mit einem rothen Mantel angethan, welches an der Großmutter Rocken spinne. Diese hätte dem Knaben verboten, es seinem Vater zu sagen, und ihm mit Prügeln und den Worten gedroht, „sie wolle ihm, wenn er es sage, den Hals umdrehen". Andere Kinder hätten das Männchen im Keller auch gesehen. Den Kopf habe es verhüllt gehabt, zwei Spindeln voll Garn hätten am Rocken gesteckt, die dritte, auf welcher es gearbeitet, wäre noch nicht voll gewesen, und eine Weise habe auf der Erde gelegen. Es wäre Werg und kein Flachs gewesen. Auch springe das Männchen, wenn die Großmutter heimkehre, um dieselbe herum und herze sie. Als der Enkel einmal nach ihm geworfen, sei es aufgestanden, habe den Keller zugeschlagen und sei zum Küchenloch wie lauter Feuer hinausgefahren.

Ein Nachbar berichtete, die Verdächtige sei einmal in der Dämmerung aus ihrem Hause herausgelaufen, habe Etwas mitten auf die Straße gegossen, während sie doch auf ihrem Hofe Platz genug gehabt, habe sich dabei umgesehen, ob es auch jemand bemerke, und sei dann in ihr Haus geeilt.

Wenn die Knechte mit Dünger vor ihrem Hause vorübergefahren seien, habe Martha Büchner mit ihnen gezankt, und es wäre ihnen dann immer Unglück zugestoßen. Die Kuh des Einwohners Fricke habe keine Milch mehr gegeben, weil die Büchner auf die Kuh gescholten ꝛc.

Der achtjährige Knabe der Wittwe Barbara Schuchardt sei nach einem Besuche von Martha Büchner, bei welchem sie das Kind sehr gelobt habe, lahm geworden an allen Gliedern, sodaß er jämmerliche Schmerzen gehabt. Ein Vierteljahr darauf sei der Mutter des kranken Knaben gerathen worden, die Büchner „dreimal um Gotteswillen um einen guten Rath zu bitten". Als es geschehen, sei die Büchner heftig erschrocken und habe ihr gerathen, „Gelengkraut" in Bier oder Covent zu kochen und das kranke Kind davon trinken zu lassen. Die Schmerzen hätten darnach aufgehört, aber der Knabe habe darauf drei Jahre den Hals nicht gut wenden können. Als es sich nun mit dem Kinde gebessert, habe Martha Büchner die Mutter des Knaben auf der Gasse angeredet und gefragt, warum sie sie dreimal um Gotteswillen gebeten, sie hätte solchergestalt den Teufel und nicht sie bitten sollen. Die Mutter habe ihr darauf geantwortet: Martha, wenn Ihr mit Gott nicht wollt zu thun haben, so müßt Ihr mit dem Teufel zu thun haben. Ich werde Euch beim Pfarrer verklagen; worauf die Büchner geantwortet, sie werde durchaus nicht in die Pfarre gehen, sie möge klagen wie sie wolle. Die Sache gehöre vor das Amt und nicht vor den Pfarrer.

Ein junges Ehepaar — die Frau war des Pfarrers Tochter — lebte nicht einig. Martha Büchner rieth, Stroh aus drei Erbscheuern zu holen und unter das Ehebett zu legen. Das helfe, wenn die Uneinigkeit von bösen Leuten herrühre. Zu Windeberg, wo sie in ihrer Jugend gedient habe, sei ein Ehepaar dadurch wieder einig und glücklich geworden ꝛc.

Solche ähnliche, lächerliche und unsinnige Aussagen wurden gemacht. Auch der Pfarrer Martin Lether zu Mehler wurde vom Amtsschösser Gerlach aufgefordert, ein Zeugniß über Martha Büchner's Lebenswandel auszustellen. Derselbe erklärte: seit Jahren sei Martha Büchner bei den Leuten im Verdachte der Zauberei gewesen. Sie habe sich öfters mit den Nachbarn gezankt, sei aber fleißig zur Kirche gegangen, habe oft das heilige Abendmahl genossen, und „in den Predigten, wenn die Zauberei exaggerirt worden, daß ein solcher Mensch Gott den Herrn, seinen Schöpfer und Erlöser verleugnete, und nehme den Teufel zu einem Gott an, und würde der allerverfluchteste Mensch unter der Sonne, hat sie sich sehr morirt, alterirt, und bald auf die eine, bald auf die andere Seite, im Stuhle sitzend, sich gewendet, als wenn sie Gedanken hätte, so sich selbst unter einander verklagten, und ihr eigen Gewissen sie etwas Böses überzeugete, wie solches nicht ich, sondern auch andere Auditores gar eigentlich an ihr zum öftersten vermerkt haben". (Mehler, den 14. December 1660.)

Dem Amtsschösser schienen die gemachten Aussagen, das Zeugniß des Pfarrers und namentlich die Aussage des ältesten Sohnes, daß der plötzliche Tod seines Vaters durch seine Mutter veranlaßt worden sei, genügend, um die Schuld der Angeklagten zu begründen. Er berichtete an den Herzog Ernst, legte die Inquisitionsacten seinem Schreiben bei und bat um fernere Verhaltungsbefehle (18. December 1660). Wegen zu großen Wassers, durch die übergetretene Unstrut veranlaßt, konnte der Bote erst drei Tage nach Ausfertig-

ung des Schreibens dasselbe nach Gotha bringen. Unterm 5. Januar 1661 erhielt der Amtsschösser den Befehl, die Inquisitionsacten an den Schöppenstuhl in Jena „zum Verspruch Rechtens zu verschicken, und das darauf erfolgende Urtheil zu weiterer Verordnung uneröffnet eingeben zu lassen."

Mittlerweile hatte die Angeklagte — und wer wollte wohl darüber mit ihr rechten? — ihre Kühe und Frucht verkauft und war zu ihrer Schwester und Freunden nach Mühlhausen geflüchtet. Da die Beschuldigte wußte, daß ihr die Folter bevorstand, so war die Flucht etwas natürliches; aber Flucht galt für ein neues Indicium, und für Bestätigung von der Wahrheit der Schuld. Die Beschuldigte hatte einen Anwalt angenommen, welcher gegen zwei der Hauptankläger klagend auftrat und um Aushändigung der Inquisitionsacten, welche aber noch in Jena sich befanden, bat (Mühlhausen, den 13. Januar 1661). Der Amtsschösser wies das Gesuch zurück und befahl den Söhnen der verdächtigen Wittwe, einen weiteren Verkauf von beweglichen und unbeweglichen Gütern durch ihre Mutter nicht zuzulassen. Die Einziehung der Güter, welche Hexen gehörten, war für die Richter immer eine Hauptsache, und nicht leicht ließen sie sich Etwas entgehen, namentlich in einem Falle, wie der gegenwärtige, wo die Beschuldigte schon für überführt angesehen wurde. Ein sicheres Geleit, um welches die Hexe erst beim Amtsschösser, dann beim Herzog Ernst selbst nachsuchte, wurde nicht bewilligt.

Das Urtheil des Schöppenstuhles zu Jena lautete, wie es in solchen Fällen gewöhnlich war, dahin, „daß Inquisitin wegen der wider sie streitenden Indicien zur gefänglichen Haft zu bringen, und auf gewisse Artikel, so aus der Zeugen Aussage zu ziehen, zu vernehmen, und da sie nichts gestehen wird, ist sie mit den abgehörten Zeugen, wenn sie zuvor ihre Aussagen werden eidlich bestätigt haben, zu confrontiren. — Wenn nun Solches geschehen und die Acten wieder überschickt werden, so ergeht in der Sache ferner, was recht ist".

Herzog Ernst ließ dieses Urtheil dem Amtschösser zuschicken (Friedenstein, 18. Januar 1661), und wies ihn an, genau darnach zu verfahren und deshalb ihre Gefangennahme durch den Rath zu Mühlhausen zu bewirken. Am 29. Januar wurde sie in gefängliche Haft gebracht und in dem Thurme festgesetzt. Obschon sie ihres hohen Alters wegen um ein „leidlich Gefängniß" bat, so verwies sie doch der Amtsschösser bis auf weiteres zur Geduld.

Schon am 31. Januar wurde Martha Büchner im Amte Volkenroda verhört. 98 Fragen wurden ihr zur Beantwortung vorgelegt. Unter ihnen befanden sich folgende: Ob sie Zauberei gelernt? Ob sie mit dem Teufel einen Bund gemacht und dagegen ihren Herrn Christum verschworen habe? Ob sie mit ihrer Zauberei Menschen und Vieh beschädigt oder gar getödtet? Ob sie nicht ihren Mann mit Zauberei getödtet? Ob sie nicht Hans Frick's Kuh die Milch entzogen durch Zauberei? Ob sie nicht vermittelst Zauberei Anna Catharina Weber's Kind krank gemacht, und es unter großen Schmerzen mit Zerbeißung des Trinkgeschirrs sterben müssen? ꝛc.

Alle diese und ähnliche Fragen wurden von der Inquisitin mit Nein beantwortet. Die Frage: Ob sie den Rath gegeben, Stroh aus drei Erbscheuern unter ein Ehebett zu legen, damit das Ehepaar einig werde? bejahte sie mit der Bemerkung, daß sie das Mittel von ihrer ehemaligen Herrschaft in Windeberg gelernt habe, und weil ihr Schuld gegeben worden war, daß sie ungewöhnlich viel Garn im Besitze gehabt und gesotten habe, so bejahte sie zwar die deshalb an sie gerichtete Frage, behauptete aber, Alles selbst gesponnen zu haben. Ueber die Frage: Ob nicht ein Männchen im Keller sitze und ihr spinnen helfe? gerieth sie in's Lachen, und sagte, daß sie keinen Flachs im Keller habe. Als man aber deshalb noch weiter in sie drang, wurde sie ungeduldig und sagte, man solle sie nur damit zufrieden lassen.

Es wurde nun zum Zeugenverhör geschritten, wie das Jenaische Urtheil es vorschrieb; 29 Personen, unter denen sich auch Kinder befanden, waren dazu vorgeladen. Nach vorausgegangener Beeidigung sagten sie sämmtlich gegen die Inquisitin aus. Bei der Confrontation der Zeugen mit der Inquisitin (23. Februar 1661) gestand die letztere die ihr schuldgegebene Zauberei ebensowenig ein, und eine ausgeführte Vertheidigungsschrift, welche der Hofadvocat Martin Volkmar Schulthes zu Gotha auf Befehl der fürstlichen Regierung verfaßte (3. April 1661), versuchte, die Unschuld der Wittwe Büchner nachzuweisen.

„Es sei besser," begann diese Defensionsschrift, „einen Unschuldigen freizusprechen, als zehn Schuldige zu verdammen, zumal beim Verbrechen der Zauberei, bei welchem man selten zu einem richtigen Beweise gelangen könne, und meist im Dunkeln irre. Fast scheine es, wie wenn der böse Ruf der Angeklagten von der Erzählung vom Männchen im Keller herrühre, eine Anklage, welche doch auf blosem Kindergeschwätz beruhe. Gründe sich aber der böse Ruf auf die Aussage des ungerathenen Sohnes, Groß Hans Büchner, so wisse man wohl, daß er die Mutter gern beerben wolle, und deshalb Alles aufgeboten habe, sie los zu werden. Derselbe sei als Zeuge gar nicht zuzulassen, denn er sei ein Dieb, habe seiner Mutter alles Herzeleid angethan und sie sogar geschlagen. Daß der böse Ruf der Angeschuldigten ungegründet sei, könne dadurch nachgewiesen werden, daß ihre Eltern ehrliche, unbescholtene Leute gewesen, welche ihre Tochter zur Gottesfurcht und zu allen christlichen Tugenden angehalten hätten, sowie Martha Büchner hinwiederum auch ihre Kinder dazu erzogen und im Beten unterrichtet habe. Es seien viele Leute, welche sie für unschuldig hielten, und mit ihr gehandelt, von ihr geborgt und gekauft, und Niemand sich vor ihr gescheut, als ob sie eine Hexe wäre. Sie sei auch fleißig zur Kirche und zum heiligen Abendmahle gegangen, und habe bei den Prüfungen in der Kirche sich christlich und wohl erwiesen. Sie werde des Segensprechens und abergläubischer Dinge beschuldigt, aber die Zeugen könnten nicht angeben, was sie Abergläubisches gethan. In Bezug auf das Erbstroh, was sie der Braut unterzulegen gerathen habe, sei zu bemerken, daß das kein Segensprechen sei. Sie habe es als junges Mädchen gehört und in ihrer Einfalt hingeredet, wie das bei Bauersleuten zu geschehen pflege. Auf der Kirchmauer stehen, um sich nach seinem verlornen Gute umzusehen, und auf eine Kirchenbank treten, um über Andere hinweg eine Trauung mit ansehen zu können, seien keine verbotene oder verdächtige Dinge, und am wenigsten Indicien der Zauberei. Das Auffliegen eines feurigen Drachen sei von Kindern ausgesagt worden, und könne, wie die Inquisitin bei der Confrontation vermuthet hätte, vielleicht der Widerschein eines Lichtes gewesen sein, welches aus der Stube oder Kammer gegen den Schweinekoben geschimmert hätte, und von argwöhnischen Leuten für einen Klumpen Feuer gehalten worden wäre. Die Lähmung des Schuchardt'schen Knaben beweise nur, daß die Klägerin weit eher als die Beklagte für eine Zauberin zu halten sei, weil sie abergläubischer Weise jene dreimal um Gotteswillen gebeten habe, wie wenn es von dieser Zahl abhänge; und wer habe es ihr denn gelehrt, daß man Hexen durch solche dreimal wiederholte Worte zwingen könne? In Gotteswort stehe nichts davon. Das Anrathen des Gelengkrautes und der Meerlinsen seien nichts Verdächtiges, sondern natürliche Mittel, welche Heilung bewirkten. Daß die Schuchardt eine argwöhnische und unchristliche Frau sei, gehe aus ihren Worten hervor, sie hätte lieber einen Wolf, als die Inquisitin sehen mögen. Daher ihr Argwohn, und hat der Teufel zu gescherget, daß sie Alles zum ärgsten ge-

deutet. Aus dem Umstande, daß mir Jemand über den Weg gegangen und hernach ein Schaden geschehen, sei kein Schluß zu machen; denn dann wäre keine ehrliche Matrone ihres Lebens sicher."

Die Behauptungen in dieser Defensionsschrift wurden genügend durch vereidete Zeugen bewiesen. Eigenthümlich klingen aber die befangenen Aussagen des Pfarrers Martin Lether, der nur in den Buchstaben seines Namens mit Martin Luther einige Aehnlichkeit hatte, dessen geistige Bildung aber sich nicht weit über die seiner abergläubischen Pfarrkinder erhob, und der Martha Büchner offenbar für eine leibhaftige Hexe hielt.

Auf Herzog Ernst's Befehl wurden hierauf von Seiten des Fiscus ebenso wie von dem Vertheidiger der Hexe (Schulthes) die nöthigen Schriften eingereicht, und der Amtschösser erhielt den Befehl (Friedenstein, 25. Mai 1661), die Acten an den Schöppenstuhl in Jena einzusenden und das erfolgende Urtheil uneröffnet an die herzogliche Regierung zu Gotha gelangen zu lassen. Das Urtheil lautete: „Demnach sprechen wir nach fleißiger Verles- und Erwägung derselben (der Acten) für Recht, daß Inquisitin noch einsten in der Güte, jedoch im Beisein des Scharfrichters und seiner Instrumente mit ernster Bedrohung der Peinlichkeit, und da sie nicht gleich zu bekennen wird, vermittelst ziemlicher Tortur*) auf die in den Acten F. 57 befindlichen Inquisitionsartikel zu befragen, und ihre Aussage fleißig zu registriren. Wenn nun Solches geschehen, und die Acten wieder überschickt werden, so ergeht der Strafe halben, oder sonsten, was recht ist."

Der Amtsschösser erhielt dieses Urtheil vom Herzog Ernst mit dem Befehle (Friedenstein, 8. Juni 1661), es „seinem buchstäblichen Inhalte nach dergestalt zu exequiren, daß die Inquisitin zuvörderst beweglich ermahnt werde, Gott die Ehre zu geben, und mit der Wahrheit lieber in Güte herauszugehen, als durch deren Verhehlung sich nur selbst die größte Ungelegenheit und vor Augen stehende Pein auf den Hals zu ziehen. Darauf seien die in den Acten befindlichen Inquisitionalartikel ihr vorzuhalten, und wenn sie in Güte nicht gleich zu bekennen sollte, sodann die übrigen darin vorgeschriebenen gradus betreffenden Falls zu beobachten".

Natürlich war das Fragen des Richters in der Güte ohne den vom Richter gewünschten Erfolg. Wie konnte auch das Weib Dinge eingestehen, die sie nicht gethan hatte? Das Verhör (18. Juni 1661) hatte vier ganzer Stunden gedauert, und dem Urtheil gemäß wurde sie dem Scharfrichter übergeben, und derselbe angewiesen, es gebührend an ihr zu vollziehen. Als der Scharfrichter ihr die Hände band, fing sie an „mit sehr schönen Trostgebeten ihren Leib und ihre Seele in Gottes treue Hände zu befehlen. Darauf der Meister sie auf die Leiter gebracht und etwas mit dem Schemen aufgezogen, auch die eine Beinschraube angelegt, aber nicht hart zugeschraubt". „Du sollst — so lautete meist die Anrede des Scharfrichters — so dünne gefoltert werden, daß die Sterne durch dich scheinen." Auf fortdauerndes Zureden erklärte sie sich bald zu gütlicher Aussage und Bekenntniß, worauf sie losgelassen, auf einen Stuhl gesetzt und auf die vorigen Artikel nochmals gefragt wurde.

Jetzt gestand das arme Weib Alles, was man nur von ihr verlangte, und nach diesem Geständnisse wurde die Hexe am 21. Juni 1661 noch einmal in der Amts- oder Gerichtsstube, wo die Tortur nicht geschehen war, im Beisein des Amtsschössers, Schreibers, Richters und der Gerichtschöppen befragt und verhört. Sie bestätigte — gewiß nur, weil sie „des Lebens müde" — ihre früheren durch die Tortur erzwungenen Angaben, und fügte noch hinzu, „als man ihr beweglich zuredete, nichts, was die Wahrheit sei, zu verschweigen, es würde sonst noch scharf mit ihr hergehen": „Es hätte das Männchen sie in der gedachten Stube, wo sie hinknieen müssen, dreimal mit Wasser, welches die Leinewebersfrau in einem Töpfchen bei der Hand gehabt, in des bösen Feindes Namen benetzt und getaufet, auch den Herrn Christum so weit verschworen, wenn sie ohne Buße in diesen bösen Thaten versterben würde, kein Theil an selbigem oder dem Reiche Gottes zu haben. Sie hoffe aber nunmehr bei Gott wieder zu Gnaden zu kommen, indem sie täglich fleißig darum gebeten, und dies noch ferner thun wolle."

Am Schlusse fiel sie auf ihre Kniee nieder und bat um Gotteswillen, die Gerichte und der Herzog wollten ihr Gnade erweisen und sie mit dem Schwerte hinrichten, ihren Körper aber in die Erde scharren lassen. Auf ihre Bitte wurde die Schuldige in ein besseres Gefängniß gebracht, aber angeschlossen. Die Bitte aber, ihren Beichtvater, den Vater Lether zu ihr zu lassen, wurde nicht gewährt, sondern zuvor darüber vom Herzoge Verhaltungsbefehle eingeholt (22. Juni 1661).

Die Acten wurden jetzt von neuem an den Schöppenstuhl zu Jena eingesendet, und das Urtheil desselben lautete: „Demnach sprechen wir nach fleißiger Verles- und Erwägung derselben (der Acten) vor Recht: Hat Inquisitin gestanden und bekennet, daß sie Zauberei gelernt, mit dem Satan einen Bund gemacht, von ihm sich taufen lassen, die Teufelstänze besucht ꝛc. ꝛc. Wenn nun Inquisitin bei diesem ihren Bekenntniß vor öffentlich gelegtem Gericht verbleibet, so wird sie mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Von Rechtswegen."

Dieses Urtheil war mit dem Landesgesetze vom 1. September 1660 übereinstimmend, welches gebot, daß „die, so mit dem Teufel Verbündnisse aufrichten, oder unmenschliche Unzucht treiben, ob sie gleich mit Zauberei niemand Schaden zugefügt, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und gestraft werden sollen".

Der Amtsschösser Gerlach erhielt durch ein herzogliches Rescript den Auftrag, der Hexe „dieses Urtheil zu publiciren, sie zu christlicher Vorbereitung, zu einem seligen Abschiede beweglich zu ermahnen, und daß sie sich vor der Strafe, als wobei zu Verkürzung der Pein und Schmerzen schon gemessene Verordnung geschehen würde, nicht allzusehr zu entsetzen habe, auch erinnere, wenn sie sich zum Tode bereit gemacht haben wird, inmaßen du den Geistlichen, sie fleißig zu besuchen, und ihr mit Trost aus heiliger Schrift beizustehen, Kraft dieses anzudeuten hast, sodann die Strafe dergestalt an ihr exequiren zu lassen, daß der Scharfrichter dabei mit der Strangulation, wie bei andern auch geschehen, ihr die Pein gleichergestalt verkürze. Dieweil aber in dem Urtheile unter anderem gesagt ist, ob habe die Condemnirte auch bekennt, daß sie Bastian Zimmermanns Pferd lahm gemacht, welches jedoch in den Acten nicht, sondern hingegen zu befinden, daß sie diese Lähmung des Pferdes je und allezeit negirt, so hast du diesen Punct und in specie die Worte „wie auch Bastian Zimmermanns Pferd lahm gemacht" sowol bei der Publication, als auch bei Haltung des hochnothpeinlichen Gerichts zu übergehen. An dem geschieht unsere Meinung. Friedenstein, am 1. Juli 1661. Ernst."

So wenig genau war also der Schöppenstuhl zu Jena verfahren, daß er nicht einmal auf Martha Büchner's Zugeständniß Rücksicht genommen hatte. Ein trauriger Beweis für die Zuverlässigkeit und Gerechtigkeitsliebe jenes obersten Gerichtshofes, dessen Mitglieder noch in Finsterniß wandelten und vom Aberglauben gefangen gehalten wurden!

*) In der Regel wurde diese Tortur in unbestimmten Ausdrücken erkannt, wie gelinder Weise, menschlicher Weise, ziemlicher Maßen; selten hieß es die volle Marter oder mit der Schärfe. Dem Richter blieb die Ausführung nach Belieben überlassen, und so kam es, daß Einige drei, Andere bis neun Grade der Tortur annahmen.

Am 12. Juli 1661 wurde Martha Büchner vor das hochnothpeinliche Halsgericht zu Volkenroda gestellt, vom Scharfrichter angeklagt und das Urtheil und die Urgicht verlesen. Nachdem sie Alles eingestanden, wurde der Stab über ihr zerbrochen, sie dem Scharfrichter zur Execution übergeben und dem Urtheile gemäß mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht.

Miscellen.

Eine Pfefferspeculation.

Nicht nur im 19. Jahrhundert, wo man in Actien aller Art speculirt und dem Schwindel gar häufig ein weites bequemes Feld erschlossen wird, Leichtgläubigen und Habsüchtigen durch glänzende Versprechungen oder verlockende Dividenden den Jahre lang mühevoll ersparten und ängstlich bewahrten Nothpfennig aus der wohlverschlossenen Truhe heraus zu escamotiren, hat Mancher sich bitter in seinen Hoffnungen durch Betheiligung bei etwaigen Unternehmungen getäuscht gefühlt, sondern schon vor 300 Jahren fanden derartige Berechnungen und Täuschungen statt, wie aus Nachfolgendem hervorgeht.

Ein wohlhabender Kaufmann Dresdens machte in Leipzig die Bekanntschaft eines Augsburger Kaufmanns, Conrad Rott, welcher ihm mittheilte, er habe mit dem Könige Sebastian von Portugal einen Vertrag abgeschlossen, welchem zufolge Rott dem Könige etliche hunderttausend Gulden zum Kriege in Mauritanien zu verschaffen sich verpflichtet habe und dafür mehrere Schiffsladungen Pfeffer erhalten solle. Wie in Augsburg und Nürnberg, so auch in Leipzig und Dresden, wendete sich Rott an die vornehmsten Handelshäuser, um Geld zu erhalten, namentlich trat er mit dem churfürstlichen Kammermeister Hans Harren in Unterhandlung und versprach diesem goldene Berge, wie nicht minder einen sicheren Gewinn durch den Pfefferhandel in Leipzig. Da nicht allein der Kammermeister, sondern der Churfürst selbst diesem Menschen ein unbedingtes Vertrauen schenkten, infolge dessen ihm die Summe von hunderttausend Gulden ausgezahlt wurde, glaubte der Dresdner Kaufmann, ohne Weiteres zu befürchten, einen großen Theil seines Vermögens ihm anvertrauen zu dürfen, und erhielt dagegen Anweisung auf den Gewinn, den der Verkauf der Waare sicher auswerfen sollte. Nachdem nun Rott sich an verschiedenen Orten mehrere hunderttausend Gulden zu verschaffen gewußt hatte, schützte er vor, nach Portugal zurückkehren zu müssen, um durch seine Gegenwart den Erfolg der Unternehmung zu sichern. — Um jedoch jeden Verdacht zu entfernen und dem Geschäfte den Anschein der Solidität zu geben, wünschte er, daß der Sohn des Kammermeisters des Churfürsten, sowie andere Söhne vornehmer Leute, ihn begleiten möchten. Der Rath zu Leipzig, völlig getäuscht, ließ mit großen Kosten ein schönes, geräumiges Gewölbe und ein Kaufhaus unter dem Gewandhause zur Niederlage und dem Verkaufe des Pfeffers erbauen und schleunigst vollenden, in welches bald ein ziemlicher Vorrath von Pfeffer gebracht wurde und durch welches Verfahren die Betheiligten vollständig beruhigt wurden. — Dies geschah im Monat August 1578. Um diese Zeit starb Sebastian, König von Portugal. Da er keine männlichen Erben hatte, nahm der König Philipp von Spanien Besitz aller seiner Länder, wie nicht minder aller Pfeffervorräthe, infolge dessen Rott erklärte, er sei genöthigt, sofort nach Spanien sich begeben zu müssen, um die Interessen der Betheiligten zu wahren. Die jungen Leute begleiteten ihn. — Rott jedoch, um ihrer loszuwerden, bestach einen Schiffer, der das Schiff, auf welchem die jungen Deutschen sich befanden, in einiger Entfernung vom Lande untergehen ließ, sich selbst aber nebst seinen Leuten auf einem Boote rettete. Die armen jungen Sachsen fanden alle ihren Tod in den Meeresfluthen und Rott flüchtete sich mit seinem gestohlenen Gelde in ein Kloster, wo er eine zeitlang als Unbekannter verweilte. „Und also (sagten die Leipziger) fiel der Pfefferhandel in den Brunn und ward zu Wasser, dessen sich Viele schämen müssen." — Einige Augsburger Handelsherren griffen nun schnell zu und kauften für ungefähr hunderttausend Gulden die noch vorhandene Waare. — Jene Betrügerei Rott's hatte jedoch noch viel schlimmere Folgen. Der über den bedeutenden Verlust und namentlich über den Tod seines Sohnes sehr betrübte Kammermeister des Churfürsten schloß sich am 16. Juni 1580 in Dresden in der Silberkammer ein und schnitt sich Nachmittags 1/22 Uhr die Kehle ab. Dem Gebrauche gemäß, wurde er Nachts 12 Uhr durch den Diebshenker zum Fenster hinaus auf einen Schinderkarren geworfen und unter dem Rabensteine verscharrt. Diese böse That mochte wohl ihren Grund in der Erfolglosigkeit der Schritte des Churfürsten von Sachsen gehabt haben, der schon am 1. Januar desselben Jahres einen Brief „an den Herzog" und an den Senat in Venedig schrieb und demselben meldete, daß der obgenannte Conrad Rott von Augsburg mit seinem Handel in Portugal mit allerhand Spezereien von der Thüringischen Gesellschaft auf der Messe zu Frankfurt a. M. eine bedeutende Summe Geldes aufgenommen habe. Da nun ein Schiff von Lissabon in Venedig eingelaufen sein solle, worauf 200 Säcke Pfeffer (jenem Rott angehörig), so bitte der Churfürst, selbige mit Arrest zu beschlagen, damit seine Unterthanen zu ihrem Gelde, wenn auch nur zum Theile, kommen möchten. — 2.

Die enthauptete Gesandtschaft.

Im Jahre 1401 wollte der Commandant von Zwickau, Franz Steuchsingen, die Stadt ihrer Freiheiten berauben, allein der Rath und die Bürgerschaft ließen dem Commandanten auf dem Markte den Kopf abschlagen. Dafür forderte der Landgraf Friedrich den Rath nach Meißen. Man schickte daher die vier vornehmsten Anstifter des Tumultes, Peter Morgenthal, Hans Ditmann und die Gebrüder Gulden dahin, welche um Gnade bitten sollten. — Da sie aber leicht den Ausgang der Sache errathen konnten, so bereiteten sie sich vorher zu ihrem Tode, und nahmen ihre Sterbekleider mit sich. Ihre Ahnung täuschte die Abgeordneten nicht, denn als sie in Meißen vor dem Schloßthore abgestiegen waren, wurden sie unter diesem Thore enthauptet. Alle Vier liegen in Afra unter einem Steine begraben. 3.

Geweihte Messer.

Noch im Jahre 1546 wurden auf den Jahrmärkten zu Meißen, Bischofswerda 2c. viele rothe, geweihte Messerchen, mit drei Kreuzen darauf, verkauft, welche die Antoniusbrüder herumtrugen. Die Leute glaubten nämlich, daß die Kinder, wenn sie fielen und mit solchen Messern versehen wären, keine Beulen noch Wunden davon tragen würden. 2.

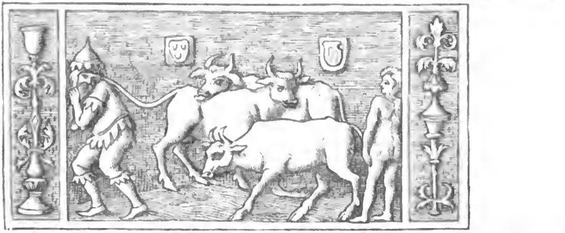
Das angebliche Wahrzeichen der Stadt Zittau.

Jedes dem Volke unerklärliche Bildwerk galt ihm fast ohne Ausnahme als ein Wahrzeichen, ward dann auch gewöhnlich in die Curiositäten-Geographie der Wandergesellen

aufgenommen und man verband mit den Wahrzeichen öfter sogar noch gewisse Sprichwörter, die über die Bedeutung oder Entstehung derselben im Munde des Volkes geläufig waren.

Ein solches, mit der Jahrzahl 1532 bezeichnetes Bildwerk befindet sich nebst drei anderen halbkreisförmigen, über Fenstern angebrachten und Venusgestalten darstellende Reliefs, welche aber das Volk, unsers Wissens, unbeachtet gelassen hat, am Hinterhause des Hotels „Zum sächsischen Hofe“ in Zittau, das durch die beigegebene Zeichnung dem Leser vor das Auge geführt wird.

Wir sehen auf diesem Bildwerke, von etwas über 2 Ellen Breite und über 1 Elle Höhe, zu dessen beiden Seiten sich Ornamentzierrathen im Renaissancestyle erheben, drei Rinder. Ein in der damaligen Tracht der Stadtknechte gekleideter Mann zieht das eine Rind am Schwanze nach sich, während ein links stehender, scheinbar entkleideter Mann, das zweite Rind auf gleiche Weise erfaßt hat.



Die Bedeutung dieses seltsamen Reliefs von lebendiger Zeichnung, ist von den Topographen und Historikern mit dem bekannten Bierstreite zwischen den Zittauern und Görlitzern im Jahre 1491 in Verbindung gebracht worden, bei dem die Ersteren sich dadurch an den Letzteren rächten, daß sie deren Rinder aus den Vorwerken entführten, die aber später wieder zurückgegeben werden mußten. So wahrscheinlich nun aber auch diese Deutung klingt, so scheint uns die Volkssage, die an diesem Relief haftet, der Erklärung doch noch Etwas näher zu führen. Man erklärt nämlich diese Darstellung als das bildlich gegebene schiedsrichterliche Urtheil: „Wen seine Kuh heißt Fahle, der zieh' sie bei dem Zahle.“

Dieses unbedingt alte Gerichtssprichwort enthält zwei Worte, die Reime Fahle und Zahle, welche nur eine provinzielle Erklärung finden. Das erstere Wort erklärt sich nur durch die noch in Lief- und Esthland gebräuchliche Benennung: „Fahlland“, welche den mit Ställen umgebenen Hofraum bezeichnet, während das zweite Wort, Zal oder Zahle in der Lausitz und in Franken den Schwanz der Thiere, besonders der Hausthiere, bedeutet. Darnach würde das Sprichwort soviel etwa anzeigen, daß Derjenige, welchem eine Kuh eigen oder die seinem Stalle angehörig ist, auch das Recht hat, sie beim Schwanze festhalten zu können, gleichbedeutend mit dem Sprichwort: „Wem die Kuh gehört, der faßt sie bei den Hörnern.“

Ein dem Zittauer ganz verwandtes Wahrzeichen besitzt die Stadt Brieg in Schlesien über dem dortigen Schloßportale, es wird dasselbe mit den dort drei Mal im Jahre abgehaltenen Rindermärkten in Zusammenhang gebracht, und wahrscheinlich hatte auch obiges Bildwerk nur Bezug auf den Rindermarkt der in frühen Zeiten in Zittau in der Nähe jenes Hauses abgehalten wurde. 6.

Sprechsaal.

Mit wahrer Freude begrüßten wir die erste Abtheilung eines Werkes wahrhaft deutschen Bienenfleißes, das soeben die Presse verlassen hat. Der Titel desselben ist:

„Sachsen und Thüringen.“ Grundzüge einer Vaterlandskunde, bearbeitet von Moritz von Süßmilch-Hörnig, Hauptmann im K. S. 12. Infanterie-Bataillon. Zugleich als Erläuterung zum historisch-geographischen Atlas von Sachsen und Thüeingen. Erste Abtheilung: Einleitung, Geotektonik, Geologie, Hydrographie, Klima, Flora, Fauna. (Dresden, Fr. von Böttichers Verlag. 1860. 66 S. 4.)

Der in diesem Werke eeläuterte Atlas aber besteht aus 10 Karten, deren 5 das Königreich Sachsen mit der K. S. Oberlausitz, und 5 Thüringen umfassen. Die ersten beiden Karten „Schulkarten“ enthalten die gegenwärtigen politischen Geenzen, nebst den Haupisteaßen und den Eisenbahnen; das nächstfolgende Kartenpaar zeigt uns das Relief beider Lande, während zwei andere Karten die Gebirgs- und Bergprofile zur Anschauung bringen. Zwei andere Blätter stellen in zweckmäßiger Färbung die geognostischen Beehälinisse und die beiden letzten das Wassersystem Sachsens und Thüringens dar. Alle diese Blätter sind mit größter Sorgfalt sauber und deutlich ausgeführt.

Nicht mindere Sorgfalt hat der Herr Verfasser dem diese Karten erklärenden Text zugewendet, und wer es weiß, welche Mühwaltung die Aufsammlung, Sichtung, Vergleichung und endliche Zusammenstellung solcher zerstreuten Notizen erfoedert, bevor sie sich zum wohlgegliederten Ganzen gestalten, der wird demselben seine freudige Aneekennung gewiß nicht versagen. In der Einleitung entwickelt der Verfasser zunächst den Zweck, den er bei Ausarbeitung seines Werkes verfolgt, darauf geht derselbe auf die umständliche Betrachtung der Erdoberfläche von Sachsen und Thüringen nach Höhe und Tiefe über, mit dem Fichtel-, Eger- und Erzgebirge beginnend und mit dem Bassin von Leipzig vorschreitend, woran sich dann der Kyffhauser, die Unstrutberge, der Thüringer Wald, Frankenwald und die Rhön schließen. Es folgen nun besondere Erläuterungen der Höhenkarten, dann aber die eingehende Betrachtung der geognostischen Verhältnisse nach der Altersfolge. Die Resultate dieser Bedingungen und Verhältnisse weeden sodann in dem Abschnitt Hydrographie erläutert, und Verzeichnisse der fließenden und stehenden Gewässer beigefügt, auch Geschwindigkeit und Gehalt der Gewässer bemerkt. Es folgt hierauf ein dem Klima gewidmeter Abschnitt, dem genaue Uebeesichtstafeln über Thermo- und Barometerstände, der mittlen Regenmenge, des mittlen Verhältnisses von Bewölkung, Wetter und Wind beigegeben sind.

Den Schluß dieses ersten Heftes bilden wohlgegliederte Verzeichnisse der Erzeugnisse der Flora und Fauna Sachsens und Thüringens.

Dies ist der Inhalt eines vaterländischen Werkes, was gleich wichtig für die Schule, wie für das Haus ist und sich gewiß bald einer Verbreitung in allen Kreisen erfreuen wird.

Das 2. Heft wird auf 8 Blättern geschichtliche Uebersichtslaeten, das dritte und letzte aber auf 6 Blättern die gegenwärtige Geographie Sachsens und Thüringens darbieten. 1.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hiezu zwei Lithographien: Herzog Georg der Bärtige und Schloß Rochlitz. ☜

Dienstag, den 15. Januar.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Einige Bemerkungen über das Kloster Nimtschen bei Grimma

und

über Katharina von Bora.

Das von Markgraf Heinrich dem Erlauchten gestiftete Cisterzienser-Nonnenkloster Marienthron zu Nimtschen bei Grimma*) wurde von den sächsischen Fürsten immer als eine Familienstiftung**) betrachtet und hatte deshalb nicht nur, wie andere Klöster ihres Gebiets, des rechtlichen Schutzes von ihnen sich zu versehen, und mancher Gnadenbezeigungen im Laufe der Zeit sich zu rühmen, sondern auch einer speciellen Fürsorge in allen Angelegenheiten sich zu erfreuen. Es war dasselbe von dem genannten Markgrafen schon bei seiner Gründung liberal dotirt und auch nachher noch reich beschenkt worden. Denn es besaß seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, außer den ziemlich umfangreichen Grundstücken, die noch jetzt das Landesschulgut Nimtschen bilden***) und einigen zur Grimmaischen Stadtflur gekommenen Ländereien, das Patronatrecht oder wenigstens den Zehnten von 4 Kirchen mit ihren Filialen und 26 dazu gehörigen Dörfern und dazu Zinsen von einzelnen Gütern ꝛc. aus mehr als 90 Dörfern. Von diesen Zinsen bestanden einige in Geld, andere in Naturalien. Die jährlichen Geldzinsen betrugen 185 Schock 27 Gr. 1 Pf. (oder 529 Fl. 18 Gr. 1 Pf.), wozu später noch von Lasgütern 23 Schock 2 Gr. hinzukamen. Die Naturalzinsen, welche das Kloster einnahm, beliefen sich jährlich auf 6—7 Scheffel Weizen, 707 Scheffel Korn, 27 Scheffel Gerste, 166 Scheffel Hafer, 12 Scheffel Erbsen, 53 Kaphähne, 5 Schock 17 Stück Hühner, 29 Schock Eier. Dazu kam noch der Ertrag der eigenen Grundstücke, zu deren Bebauung eine große Anzahl Fröhner hilfreiche Hand zu leisten hatte. Endlich wurde auch das Vermögen des Klosters durch verschiedene Legate und durch die Aussteuer und Leibgedinge vermehrt, welche den meistens aus adeligen und zum Theil wohlhabenden Familien stammenden Jungfrauen bei ihrem Eintritte in das Kloster mitgegeben wurden und die Eigenthum des Klosters blieben.

Gleichwohl spricht der Bischof Friedrich von Merseburg in einer Urkunde vom Jahre 1269 (in Hasche's Mag. VI. 204 flg.) von Armuth dieses Klosters, und ebenso eine Urkunde des Papstes Bonifacius IX. vom Jahre 1402 von Mangel und großen Lasten desselben (in Hasche's Mag. VII. 528). Um dieselbe Zeit finden wir, daß das Kloster den Markgrafen Friedrich um eine nicht eben bedeutende Summe anging; im Weimar'schen Gesammtarchiv ist ein Billet dieses Markgrafen an den Voigt zu Grimma v. J. 1417 vorhanden, worin derselbe angewiesen wird, den Nonnen zu Nimt-

*) Ursprünglich in Torgau gegründet, wurde dasselbe um's Jahr 1251 nach Grimma verlegt, aber von dort noch in demselben Jahrhundert auf die Stelle des kleinen Dorfes Nimtschen hinausgebaut (s. die Chronik von Grimma, S. 126 flg.).

**) So nannte Churfürst Friedrich der Weise sich in einem Schreiben vom Jahre 1491 „Landesfürst und Stiffter" dieses Klosters.

***) Es sind gegen 330 Acker Feld, Wiesen, Teiche und 478 Acker Wald, wozu noch 242 Acker Land kommen, welche die beiden dazu gehörenden Vorwerke enthalten.

schen 2 Schock Groschen „zu einem Sangbuche" zu geben, das sie gekauft hatten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts mußte das Kloster Geld aufnehmen und einige Grundstücken verkaufen (Hasche's Mag. VII. 651 flg.). Und noch im Anfange des 16. Jahrhunderts reichten die erwähnten nicht unbedeutenden Einnahmen desselben zur Bestreitung seiner Ausgaben nur mit Mühe aus. Der Grund davon, daß sich die Vermögensumstände dieses Klosters nicht günstiger gestalteten, lag nicht in besonderen Unfällen, die dasselbe betroffen hätten, z. B. in Feuersbrünsten oder in etwaigen Plünderungen oder Contributionen bei Kriegen, sondern theils in der damals in solchen Anstalten nicht ungewöhnlichen schlechten Wirthschaft, theils in den Plackereien und Erpressungen geistlicher Herren, theils endlich in der Ueberbürdung des Klosters mit Personen, die ihm zur Verpflegung von vornehmen Familien aufgedrungen wurden. Das Letztere war so häufig vorgekommen, daß endlich Friedrich der Weise sich genöthigt sah in einer Verordnung von Mittwoch nach Valentini 1495 (die im Weimarischen Gesammtarchive vorhanden ist) dem Abte zu Pforte, als dessen Vorsteher, und der Aebtissin zu gebieten: „Ir wollet hinfurder nicht gestatten einige Personen oder Kinder ohne Unser besonder Wissen und Willen in bemeltes Closter zu nehmen." Sehr drückend waren auch für die Klöster die im Namen des Papstes von herumziehenden Legaten desselben von ihnen erhobenen Deputate und Abgaben *). Dazu kamen noch Abgaben, welche sie an den Bischof des Sprengels, in dem sie lagen und an dessen Archidiaconus zu entrichten hatten. Als im Jahre 1279 unser Kloster mit dem Bischof zu Merseburg über dessen Rechte in Bezug auf das Kloster in Streit gerieth und sich dabei auf die Vorrechte berief, die ihm durch seine Einverleibung in den Cisterzienserorden zu Theil geworden seien, wobei dem Bischof von Merseburg nur soviel Recht über das Kloster geblieben sei, wie den Bischöfen von Meißen und Naumburg in den Cisterzienserklöstern ihres Sprengels zustehe, so fügte sich zwar der Bischof von Merseburg in diese von seinen Vorgängern genehmigten Bestimmungen, setzte aber dem Kloster einen Vorsteher in der Person des jedesmaligen Abtes von Pforta. Daraus erwuchsen unserm Kloster aufs Neue schon wegen seiner Entfernung von Pforte bedeutende Ausgaben, denn der Abt mußte zu seinen Verrichtungen im hiesigen Kloster geholt und zurückgebracht und unterwegs verpflegt werden, und außerdem mußte das Kloster sich noch gegen ihn erkenntlich zeigen. Noch nachtheiliger aber wurde für unser Kloster diese Einrichtung dadurch, daß seitdem auch Mönche von Pforta sich hierher wendeten und unter dem Titel von Beichtvätern der Nonnen im Kloster sich verpflegen ließen. Im 16. Jahrhunderte finden sich (bis zu Pfingsten 1526, wo die letzten beiden abzogen) immer zwei solche Mönche hier. Diese Mönche benahmen sich außerdem sehr anmaßend und stifteten Unfrieden im Kloster. In einem kurzen Aufsatze: „Des Closters zu Nimptschen Gebrechen" (aus dem 15. Jahrhundert, ohne Jahreszahl), der sich im Gesammtarchive zu Weimar befindet, lautet ein Artikel: „Item vmb den Monch von dan zcu fordern, der vil Irthums machet". Im Jahre 1374 ging einer derselben soweit in seiner Anmaßung, daß er sich bei der Vacanz eigenmächtig zum Pfarrer von Höfgen machte und dem von der Aebtissin und dem Convent ernannten Pfarrer nur dann wich, als die Aebtissin den Bischof Conrad von Meißen (wohin Höfgen gehörte) zur Schlichtung der Streitigkeit anrief (s. die Urkunde in Hasche's Mag. VII. 390 flg.). Andere dieser Mönche erpreßten Geld von dem Kloster und waren denjenigen Klosterbeamten aufsässig, welche sich ihnen nicht willfährig zeigten.

*) Eine päpstliche Bulle vom Jahre 1253 gesteht selbst zu, daß das Kloster Karnitz durch seine Leistungen an den Römischen Hof sich bis zu kläglichem Mangel entblößt habe (s. Tittmann's Heinrich d. Erl. I. 285).

In einem Artikel der erwähnten „Gebrechen" heißt es: „Item die Monch haben bey absetzung der eptischin geboten, sie wulle furderhyn keynen briue oder scholde dem vorsteher vorhigillen vnd haben doch selbist vber sechzigk gulden vorschreibung, die man yn hat mussen geben vnd alle dyner die von furstlicher gewalt dohyn gesatzt, darvber die Eptischin vnd Sampnung heldet, die werden allewege von den Monchen verfolget." Die Mönche hatten bei ihren Erpressungen umsoweniger Verantwortung zu fürchten, da die Aufsicht über Einnahme und Ausgabe des Klosters nur ihrem Abte zustand, der es mit ihnen nicht zu streng nahm. Es gehörte nämlich zu den Geschäften des Abtes von Pforta, als Vorsteher des hiesigen Klosters, unter Anderem auch die Aufsicht über die Verwaltung des Klostervermögens und die alljährlichen Abnahme und Justification der Rechnung über Einnahme und Ausgabe, welche die Aebtissin unter Mitwirkung ihres Wirthschaftsvorstehers und Schreibers anzufertigen und zur Prüfung und Genehmigung dem Vorsteher in Gegenwart des ganzen Convents vorzulegen hatte. Um das Ende des 15. Jahrhunderts scheint endlich die Begehrlichkeit der Pförtner Mönche sowohl der Aebtissin als auch ihrem Beamtenpersonal so unerklärlich geworden zu sein, daß sie auf ein wirksames Mittel dachten, sie zu beschränken. Sie ersuchten nämlich den Churfürsten, daß er zu der alljährlichen Rechnungsablegung zwei Commissarien dem Abte beigeben und die Rechnung alljährlich an den Hof kommen lassen möge, und der Churfürst bewilligte diese Bitte zum Verdrusse der Mönche. Es ergiebt sich aus dem erwähnten „Gebrechen", wo es heißt: „Item die Monche sagen, die Rechnung des vorstehers sey mit willen und bewust der eptischin vnd Junckfrauen vnd auch iren begern yn furstlichen hoff gebracht yn zcum vordriße dardurch die Eptischin wullen entsetzen vmb neids willen wie dan die alden Eptischin auch entsatzt." Die erste Erwähnung einer Rechnungsabnahme, bei welcher zwei churfürstliche Commissarien zugegen waren, finden wir in der in Hasche's Mag. VIII. S. 154 flg. abgedruckten Urkunde, durch welche der Abt von Pforta die Rechnung des Klosters vom Jahre 1504 justificirt, die Zuziehung solcher Commissarien scheint aber schon einige Jahre früher eingeführt worden zu sein. Eine Reihe solcher Jahresrechnungen der letzten Aebtissin dieses Klosters, der Margarethe von Haubitz, aus den Jahren 1509—1519 hat sich in dem Gesammtarchive zu Weimar erhalten. Aus diesen Rechnungen — von welchen wir vielleicht später eine im Auszuge mittheilen — lernen wir nicht nur die ganze damalige Klosterwirthschaft, sondern auch manche Einzelnheiten kennen, welche die Geschichte des Klosters vervollständigen. Unter Anderem ist ein nicht ganz unbedeutender historischer Gewinn aus denselben der, daß wir aus ihnen die Anzahl und die Namen der Jungfrauen ersehen, welche in den genannten Jahren in diesem Kloster lebten. Diese sind in dem Abschnitte der Ausgabe für die Speisung in jeder Rechnung vollständig und namentlich aufgeführt, während das übrige „über den Hoff" zu speisende Personal, worunter an der Spitze „zween Hern von der Pfortenn" stehen, auf welche dann der Vorsteher, Voigt, Schreiber, Bäcker, Müller und andere Dienstpersonen folgen, ohne Namen und nur mit seinem Titel angegeben ist. Die eigentlichen Klosterpersonen bestanden im Jahre 1509 aus 53 Personen (einschließlich einiger Mägde im Kloster), 1513 aus 55 Personen, 1516 aus 51 Jungfrauen und 9 Kindern, 1519 aus 52 Jungfrauen und 5 Kindern. Das sämmtliche Dienstpersonal betrug zwischen 40—50 Personen, sodaß täglich gegen 100 Personen im Kloster zu speisen waren.

Vor Allem ist es uns angenehm, in diesen Rechnungen eine Notiz über Katharina von Bora zu finden, und dies umsomehr, da wir daraus eine uns bisher ganz unbekannte Thatsache kennen lernen. Es führt nämlich die Klosterrechnung vom Jahre 1509 unter den 53 Klosterpersonen

der Reihe nach an der 43. Stelle, „Katherine von bore" als vorletztes adliges Fräulein auf; unmittelbar hinter ihr folgt noch „Aue Schonfelth" (von Schönfeld). Auf diese folgen noch 4 Conversen und 5 Dienstpersonen (Schwester Walperig, die Köchin, zwei Kochmägde und der Frauen, d. h. der Aebtissin Mayd). Wenn nun Katharina von Bora, wie bekannt, am 29. Januar 1499 geboren war, so sehen wir hieraus, daß sie schon in ihrem 11. Lebensjahre im hiesigen Kloster war, und aus der Stelle, die sie in der Reihenfolge einnimmt, läßt sich abnehmen, daß sie entweder erst in dem genannten Jahre 1509 oder im Jahre vorher in dasselbe eingetreten war. Aus der Rechnung vom Jahre 1515 ersehen wir ferner, daß Katharina damals in einem Alter von 16 Jahren als Nonne eingesegnet wurde; denn unter den gemeinen Einnahmen steht: „30 Gr. von Katherina von Bhor off yre eynseghnuge entpfangen Montages nach Francisci Confessoris." In demselben Jahre wurde vor ihr Ave und Margaretha von Schönfeld von Löbenitz und nach ihr Ilse Kitzschers eingesegnet; die ersteren schenkten dabei Montags nach Cantate dem Kloster 3 Schock 20 Gr., die letztere Montags nach andecim mit virgin. 40 Gr.

Katharina fand bei ihrem Eintritte in das Kloster daselbst eine nahe Verwandte; denn dieselbe Rechnung von 1509 nennt unter den Klosterjungfrauen an der 14. Stelle „Lene von bore", die auch in den folgenden Rechnungen (nach Verschiedenheit der Concipienten mit verschiedener Orthographie, die dann ebenfalls bei dem Namen der Katharina stattfindet, als Magdalena von Boer, Magdalena von Bhor, auch Magdalena Boer) und noch in der Rechnung vom Jahre 1519 erwähnt wird. In dem Verzeichnisse vom Jahre 1526 (die aus der Zwischenzeit sind nicht mehr vorhanden) findet sie sich nicht mehr, und ist demnach zwischen 1519—1526 im Kloster verstorben. Sie scheint nicht sowohl eine Schwester, als eine Tante der Katharina gewesen zu sein; denn sie war viel älter, viel früher ins Kloster gekommen und hatte dort schon in den Jahren 1502 flg. das Amt der Siechmeisterin verwaltet, welches sie im Jahre 1508 am Freitage nach Misericordias Domini an Metze von Schönfeld abgab. Eine von ihr in diesem Amte vom Jahre 1503—1504 geführte Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Siechmeisterin ist im Gesammtarchive zu Weimar vorhanden.

Aus einem churfürstlichen Schreiben d. d. Colditz am Sonntage Palmarum an dieses Kloster ersehen wir, daß die Nonnen den Churfürsten ersucht hatten, ihnen seinen „Schösser zu Liebenwerda Ern Johann Bora aus dem, das er dem Kloster hieuor 5 Jahr auch treulich gedient vnd vmb die Güter des Closters vnd ander Gelegenheit wissens habe", auf ein Jahr zum Vorsteher zu geben, was nicht zu Stande gekommen zu sein scheint. Ob dieser der gleichnamige Bruder der Katharina war, über welchen z. B. in Hofmann's Katharina von Bora, S. 66 Note 44, und Nobbe's Stammbaum der Familie Luther S. 108 flg. die vorhandenen Nachrichten zusammengestellt sind, oder ein anderer Verwandter, läßt sich nicht ermitteln*).

Endlich mögen hier noch auf Veranlassung der erwähnten Klosterrechnungen einige Worte über Leonhard Koppe zu Torgau, welcher im Jahre 1523 einigen Nonnen, darunter bekanntlich der Katharina von Bora, zur Flucht aus dem Kloster Nimtschen verhalf, eine Stelle finden. Es giebt über die Person desselben zwei entgegengesetzte Ansichten, indem Einige einen älteren Mann dieses Namens, welcher im Jahre 1552 88 Jahr alt in Torgau starb und früher daselbst Rathsherr, dann einige Zeit Amtsschösser war (s. Hofmann's Katharina von Bora S. 8, Note 17), Andere einen jüngeren Mann, den Sohn dieses Schössers, darunter verstehen (s. Hasche's Mag. II. 31 und Grulich's Denkwürdigkeiten von Torgau, herausg. v. Bürger [1855] S. 26 fl.). Der letzteren Ansicht, die in Leonhard Koppe einen jungen „waghalsigen" Mann sieht, dürfte Das entgegenstehen, daß Luther ihn in seinem Sendschreiben an ihn „den fürsichtigen, weisen" titulirt. Auch ist es außerdem wahrscheinlich, daß Luther, der, wie er selbst sagt, zu der Entführung gerathen, einen älteren Mann an die Spitze des Unternehmens gestellt haben werde, um die Nonne vor übler Nachrede zu schützen. Er deutet dies in zwei Stellen selbst an. In dem Schreiben an Koppe sagt er: „So haben wir doch das erwartet, daß niemand sagen darf, sie seyn durch lose Buben unredlich außgeführt und ihrer Ehre in Fahr sich begeben, dieweil man euch und die ewern kann anzeigen;" und an Spalatin schreibt er über diese Nonnen: „venerunt — per honestos cives Torgavienses advertae, nempe per Leonhardum Coppe et fratruelem suum et Wolfiam Tomitzsch, ut nihil ibi sit suspicionis iniquae." Daß der Befreier der Nonnen in dem Kloster bekannt gewesen sein müsse, wird mit Recht vermuthet, und ebenso hat man sich zur Erklärung des Umstandes, daß die Flucht der Nonnen von Torgau aus geleitet wurde, mit Recht auf den Verkehr berufen, der zwischen dem Kloster und Torgau stattfand. Nur ist in Bezug auf Grulich a. a. O., S. 27, Note 2 und Hofmann, S. 11, Note 21, erläuternd aus unsern Klosterrechnungen hinzuzufügen, daß sowohl die zwei Gebräude Bier, als auch die Naturalzinsen aus der Torgauer Gegend nicht mit dortigen Geschirren hierher ins Kloster zu schaffen waren, sondern daß das Kloster dieses Bier und Getreide mit seinen Geschirren dort abholen mußte. Aber auch dadurch fand ein häufiger Verkehr mit Torgau statt und es wurde dort Manches für das hiesige Kloster bei Gelegenheit der häufigen Fuhren dorthin gekauft und mitgebracht, was man sonst aus Leipzig bezog. In Torgau kaufte nun aber unser Kloster vorzugsweise bei Leonhard Koppe. Ich will zum Beweise einige Stellen aus Rechnungen anführen: im Jahr 1517 heißt es: „2 ßo. 14 gr. Lynhart Koppffen gegen Thorgaw", im Jahre 1519: „9 gulden vor 2 thonnen heringk Lynhardt Koppffen zu Torgaw"; — „1 ßo. 12 gr. Lynhardt Koppffen zu Torgaw vor 2 kyppffe*) stockvisch"; — „11 gr. idem Lynhardt Koppffe vor 1 ßo. neunaugen"; — „2 ßo. 48 gr. idem Lynhardt Koppffen vor 2 thonnen heringes"; — 4 gr. 4 pf. vor 5 Pfd. hecht Lynhardt Koppffen zu Torgaw"; — 2 ßo. 30 gr. Leonhardt Koppffen vor 3 vas byr"; — 1 ßo. 48 gr. vor 2 fas byr Lynhardt Koppffen"; — 28 gr. vor 4 stein lauensteiner eyßen Lynhardt Koppffen zu Torgaw"; — 1530: „1 stein lauensteiner eyßen von Leonhardt Koppe zu Torgaw"; — „9 gr. vor 3 eckße (Aexte) Lynhardt Koppffe zu Torgaw." — In einer Rechnung findet sich, daß die Aebtissin persönlich bei diesem Leonhardt Koppe eine Schuld für Waaren bezahlte, als sie in Torgau war. Die Aebtissin war nämlich alljährlich einmal zu Martini in Begleitung von Klosterjungfrauen in Torgau und nahm dort persönlich die gefälligen Geldzinsen ein. Dies sagen uns ebenfalls die Rechnungen, z. B. 1519 heißt es: „10 gr. hat mein gnedige frau in der herberge zu Thorgaw, als yr gnade sampt yr wirdigen Junckfrawen die zchns auff Martini genomen hat, zu vortrincken gegeben."

Wenn wir nun den ebenerwähnten Verkehr Koppe's mit dem hiesigen Kloster kennen und die Angabe einer Torgauischen Chronik hinzunehmen, daß die Nonnen von ihm fortgefahren worden seien, „gleich ob führe er ledige Herings-Tonnen", und in einer anderen Torgauischen Chronik (bei

*) Nicht verwandt mit den von Bora sind die von Borau, genannt Kessel, was früher Manche fälschlich angenommen haben, denn ihr Wappen ist ein verschiedenes (s. Kneschke's neues allgem. deutsches Adels-Lexikon. B. I. S. 562 flg.

*) Kyppffe schreibt der Concipient statt Kupe, so auch Koppffe für Koppe, welche letztere Form nur die Rechnung von 1530 hat, die von anderer Hand geschrieben ist.

Mencken II. 571) bemerkt finden, daß diese Entführung von ihm mit besonderer Klugheit und List bewerkstelligt worden sei (singulari consilio et colliditute rapuit), dürfen wir wohl, da wir keine weiteren Nachrichten *) über die Art der Flucht finden, auf Grund jener Andeutungen eine Vermuthung über den Hergang derselben wagen, wäre es auch nur, um dadurch eine scharfsinnigere anzuregen. Wir dürfen voraussetzen, daß Tag und Stunde der Ankunft Koppe's den Nonnen bekannt war. Die Verabredung wird wohl der Freund Luther's, Wolfgang von Zeschau, vermittelt haben, der ebenfalls aus dem Augustinerkloster zu Grimma ausgetreten und damals Spitalmeister in dem Johanniterhospital (nicht zu St. Georgen) in Grimma war, was um so wahrscheinlicher ist, da unter den flüchtigen Nonnen zwei Muhmen desselben sich befanden. Vermuthlich kam nun Koppe in Begleitung der zwei obengenannten jüngeren Männer am späten Abend des 4. April, am Sonnabend vor dem ersten Osterfeiertage **), mit einem „bedeckten Wagen" (wie ihn die Torgauische Chronik nennt, d. h. mit einem mit einer Plane überdeckten Rüstwagen) vor das Kloster gefahren und gab an, daß er bei Gelegenheit einer leeren Rückfahrt leere Tonnen von sich nach Torgau mit zurücknehmen wolle. Man öffnete arglos dem bekannten Manne den Thorweg. Koppe, der sich seinen Plan für alle Fälle wohl ausgedacht hatte, wußte den Pförtner vom Thore zu entfernen und ihn zu beschäftigen, indem er ihn ersuchte, die Herbeischaffung der Tonnen zu veranlassen und dabei behülflich zu sein. Sobald er so den vordern Theil des Hofes unbewacht sah, gab er den lauschenden Nonnen das verabredete Zeichen, und diese eilten, wohl wissend, auf welchem Wege sie am sichersten in den Hof gelangen konnten, hinunter und zur Pforte hinaus in der Richtung nach Grimma, von den beiden Freunden Koppe's begleitet. Nachdem Koppe die Tonnen aufgeladen hatte, fuhr er hinterher, und als er die Nonnen einholte, bestiegen sie den Wagen, auf dem die Tonnen lagen, und fuhren in derselben Nacht mit ihren Begleitern nach Torgau. Als man die Nonnen im Kloster vermißte, wird man ihre Spur auf jedem anderen Wege gesucht haben, als auf dem nach Torgau; denn daß Koppe sie entführt habe, ahnte man nicht; dies wurde erst von Torgau aus bekannt. Auf diesen Hergang scheint der Vergleich mit den Heringstonnen, der sonst wenig Geschick hat, hinzuweisen. Eine Flucht in der Stille der Nacht, wo Alles im Kloster verschlossen war, vermittelst einiger von Koppe mitgebrachter Leitern, konnte bei der ziemlichen Anzahl der Personen schwerlich ohne Geräusch und ohne andere leicht bemerkbare Umstände vor sich gehen und hätte leicht vereitelt werden können. Auch müßte dann Klugheit und List, die nur dem Anschlage Koppe's beigelegt wird, in noch höherem Grade den Nonnen zugeschrieben werden. Endlich sieht man bei einer nächtlichen Entweichung nicht ein, wie man auf den Vergleich mit den Heringstonnen kommen konnte.

Uebrigens waren es neun Nonnen *), welche damals mit Koppe aus Nimtschen flohen; drei andere aber folgten ihnen bald nach, ohne daß wir die näheren Umstände kennen, unter welchen sie entkamen. Daß eine zweimalige Flucht von Nonnen stattfand, deutet uns eine Aeußerung des Klostervorstehers Gangolff von Heilingen in einem Schreiben an die Sequestratoren vom Sonntag nach Galli 1538 (im Weimar'schen Archiv) an, in welchem dieser auf die Anfrage der Sequestratoren, wie lange Ave Grossin im Kloster Nimtschen gewesen u. s. w. unter Anderem antwortet, er habe durch fleißige Erkundigung bei den Jungfrauen, die noch vorhanden, erfahren, sie sei „von kindauff im Kloster erzogen — und mit den **ersten neun** i u n c k f r a u e n h i e n a u s k o m m e n". Hieraus erklärt sich das räthselhafte novem imo duodecim sanctimoniales Spalatin's (bei Mencken II. 621) vollständig, was Manche, trotz der sicheren Angaben, die nur neun Nonnen nennen, zu behaupten veranlaßt hat, daß Koppe mit zwölf Nonnen entflohen seien. Als nämlich Spalatin diese Stelle seiner Annalen aufzeichnete, wußte er blos von neun entflohenen Nonnen und schrieb deshalb novem sanctimoniales; später erfuhr er, daß bald darauf aus demselben Kloster noch drei entflohen seien, und trug dies an dieser Stelle ergänzend nach durch imo duodecim. Daß die letzten beiden Worte wirklich ein späterer Zusatz Spalatin's sind, hat Versenmeyer, der das Original der Spalatinschen Handschrift der Annalen besaß, im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen vom Jahre 1828 Nr. 288 S. 3234 bekannt gemacht.

M. Lorenz in Grimma.

*) Spalatin soll angeben, daß sie „auf der Flußseite aus dem Kloster" sich entfernt hätten. Dies ist aber unbegründet; denn die Worte desselben bei Mencken script. rer. German. II. 621: „in ripa fluvii Muldae" bestimmen nur die Lage des Klosters genauer und können nicht mit den gleich darauf folgenden Worten egressae simul abierunt verbunden werden. Ebensowenig kann die Sage, daß Katharina aus dem Fenster ihrer Zelle gesprungen sei, auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Die Zellenfenster waren sicherlich nicht so groß, daß man zu denselben heraussteigen konnte.

**) Ohnstreitig wurde der Vorabend dieses hohen Festes mit Absicht gewählt, weil man an demselben im Kloster mit Vorbereitungen für dasselbe ungewöhnlich beschäftigt war.

*) Die Stellen aus den Schriften Luther's und Anderer, welche neun Nonnen nennen, hat Förstmann in dem Allgem. Anzeiger der Deutschen v. J. 1828 Nr. 262 S. 2922 flg. zusammengestellt.

Heinrich der Fromme, Herzog zu Sachsen.

Der Fürst, dessen Bild wir aus derselben Quelle mittheilen, wie das seines Bruders Herzog Georg, nämlich aus dem Stammbuche des Meisters Lucas Cranach, war am 17. März 1473 geboren. Noch bei Lebzeiten seines Vaters trat er am 31. März 1498 eine Walfahrt nach dem heiligen Grabe an. Auf der Rückreise besuchte er St. Jacob zu Compostella in Spanien; aber im nächsten Jahre finden wir den Herzog Heinrich in Friesland im Kampfe mit den Städten, wobei er in Franecker so hart bedrängt wurde, daß ihm der Vater zu Hülfe eilen mußte. Noch wird im königl. historischen Museum zu Dresden die eiserne Kette aufbewahrt, an welcher die Friesen ihn aufzuhängen beabsichtigten, wenn er in ihre Gewalt gerathen wäre, und die er bis an sein Lebensende bei sich führte. Nach Herzog Albrechts Tode fand eine Theilung statt, in welcher an Heinrich die Schlösser und Städte Freiberg und Wolkenstein, mit Ausnahme der Bergwerke, zufielen. Heinrich hielt sich meist in Freiberg auf, lebte hier mit fröhlichen Genossen, hielt offene Tafel und übte ritterliches Spiel.

Im Jahre 1512 vermählte sich Herzog Heinrich mit Katharina von Mecklenburg. Zur Hochzeitsfeier wurden Gäste aus ganz Deutschland eingeladen, die denn auch eine außerordentliche Pracht in den Kleidern entfalteten.

Nun aber stellten sich auch häusliche Sorgen ein; die Einkünfte wollten nicht ausreichen und Herzog Georg mußte mehr als einmal aushelfen, zumal als drei Töchter und drei Söhne (Moritz geb. 1521, Severin geb. 1522, und August geb. 1526) heranwuchsen. Den ältesten derselben nahm der Erzbischof von Magdeburg, Cardinal Albrecht, zu sich; den zweiten ließ Herzog Georg auf seine Kosten zu Inspruck mit dem königl. Prinzen Ferdinand erziehen.

Herzog Heinrich neigte sich der lutherischen Lehre zu und gerieth darüber mit seinem Bruder in mannichfache Zerwürf-



Heinrich, Herzog von Sachsen.

Verlag von W Türk Dresden

nisse, die bis zum Tode des Letzteren sich immer mehr steigerten.

Nachdem nun Heinrich in den Besitz der sämmtlichen väterlichen Lande getreten, begann am 17. August 1539 die Einführung der Reformation zu Leipzig und Dresden und in den übrigen Städten des Herzogthums. Es fanden bei dieser Gelegenheit mancherlei Mißgriffe statt, so daß Heinrichs Sohn und Nachfolger bald nach seinem Regierungsantritt eine gründliche Revision der Kirchengüter anzuordnen für nothwendig fand. Einen Einspruch, den der römische König Ferdinand gegen das Reformationswerk an Herzog Heinrich gelangen ließ, wies dieser mit großer Entschiedenheit zurück, auf seine Rechte als Landesherr sich berufend. Ebensowenig konnte der Bischof von Meißen auf seine Ueberzeugung einwirken. Darauf ordnete der Herzog eine allgemeine Kirchenvisitation durch das ganze Land an.

So war denn der zu ruhigem Leben geneigte Herzog Heinrich in eine aufregende Thätigkeit gezogen worden, die denselben so ermüdete, daß er sich von den Geschäften zurückzuziehen beschloß und am 7. August 1541 seinem ältesten Sohne Moritz die Regierung übergab. Es war aber schon zu spät, denn wenige Tage darauf, am 18. August, starb Herzog Heinrich. Seine Residenz Freiberg, wo er die größte Popularität genoß, war ihm so lieb, daß er befahl, man solle ihm sein Grab in der dortigen Domkirche bereiten. „Ich habe die Freiberger", so sagte er, „in aller Treu und Gehorsam gegen Gott und mich befunden, darum will ich auch bei denselben ruhen und schlafen."

G. Kl.

Die Martins- oder Bettelmannskirche



auf dem südlich von der Stadt Meißen am rechten Ufer der Triebisch emporragenden Berge gehört zwar nicht zu den architectonischen Kunstwerken, bietet aber dennoch manches Interessante dar. Zunächst hat man von dem sie umgebenden Friedhofe eine höchst reiche und umfassende Aussicht in das Elbthal. Das kleine Gebäude besteht aus einem Quadrat, an das sich im Osten eine kleine, den Chor darstellende Niesche anlehnt, als dem ältesten Theile. Nach Westen ist später ein größerer viereckiger Saal angebaut. An der hölzernen, arabeskenartig bemalten Kanzel finden sich die Buchstaben S. M. NRI MHE, was wohl S. Martine nostri misere zu lesen ist. Dabei steht die Jahrzahl 1516.

An dem Bogen, der die Niesche von dem kleinen Schiff trennt, ist in höchst einfacher Weise eine Steintafel eingemauert, die ein aufgeschlagenes Buch, zwei Krücken und darunter zwei Pilgertaschen zeigt.

Dieses kleine Relief deutet an, daß das kleine Kirchlein ehedem das Ziel von Pilgern gewesen, und der unweit davon gelegene kleine Brunnen scheint damit in Beziehung gestanden und als Heilquelle gegolten zu haben. Vor 30 Jahren zeigte der eine Stein, mit welchem der Brunnen gefaßt ist, Spuren einer hebräischen Inschrift.

Die St. Martinscapelle ist eine der drei zu St. Afra gehörigen Begräbnißcapellen, und wird bereits in einer Urkunde des Bischofs Conrad I. von Meißen vom Jahre 1285 erwähnt.

Im Jahre 1588 gedenkt L. Faust in seinem Geschichts- und Zeit-Büchlein der Stadt Meißen der Martinskirche, und sagt, daß arme Leute darin ihre Wohnung haben, wie sie denn auch jetzt noch in dieser Art benutzt wird.

G. Kl.

Der Schatz auf dem Gnandsteiner Schlosse.

Unweit Frohburg liegt, umgeben von malerisch-grünen Wiesenfluren, auf einem jäh hervorragenden Felsen, das alte Ritterschloß Gnandstein. Schon seit uralten Zeiten der Familie Einsiedel angehörend, bildet es noch jetzt den Stammsitz derselben und die Zierde der Umgegend. Hoch in seinen Dimensionen, kraftvoll und stark in seinen Mauern, zieht vorzüglich der alte Wartthurm und die Kunigundenkapelle die gesteigerte Aufmerksamkeit auf sich. Befremdend wirkt es auf den Beschauer, die 7 Ellen starke, wie mir aber wahrer dünkte, 7 Fuß starke Mauer des Wartthurms durchbrochen zu sehen und die Erzählung der interessanten Sage, welche uns diese befremdende Erscheinung auflöst, ist wohl eher im Stande, das Interesse für die alte Burg derer v. Einsiedel zu steigern, als der nüchternen Genugthuung Platz zu machen, die gewöhnlich der Enthüllung eines geheimnißvollen Räthsels folgt.

Die Welt begrüßte die ersten Decennien unseres aufklärenden Jahrhunderts, als ein Herr v. Einsiedel vom Schlosse Gnandstein die herrlichen Gefilde Italiens bereiste. Erschöpfung und ungewohntes Klima, vielleicht auch die aufreibende Geistesthätigkeit des Reisens oder die zehrende Sehnsucht des Gemüths nach der Heimath, warfen den Wanderer auf das Krankenlager. In den Räumen eines Klosters fand er die geheiligte Stille, verbunden mit aufopferndster Pflege, welche den Gang einer Genesung so sehr beschleunigt. Geistdurchklingende und anregende Gespräche mit dem Prior des Klosters führten bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, bis sich dieselben, getragen von der Liebe zur Heimath und der Sehnsucht zur Familie, auch auf die ferne Burg Gnandstein und die Bewohner derselben erstreckte. Da erzählte denn der Prior dem staunenden Reconvalescenten, daß vor mehr denn hundert Jahren auch ein Herr v. Einsiedel eine Zufluchtsstätte in diesem Kloster gefunden; bis zum Tode erkrankt, habe derselbe seine Seele Gott anheim gegeben und wahrscheinlich die Bestimmungen seines letzten Willens in einer Mönchsschrift hinterlassen, deren Entzifferung bis jetzt noch Niemand gelungen sei. Das steigende Interesse des Genesenden bestimmte den Prior, ihm das Pergament seines Ahnherrn einzuhändigen und mit dem lebhaftesten Wunsche nach Aufklärung reiste der Herr v. Einsiedel wieder in seine Heimath zurück. Daselbst angelangt, übergab er dem Professor N. die räthselhafte Schrift und nach vielfachen vergeblichen Bemühungen gelang es dennoch den unausgesetzten Forschungen des gediegenen Gelehrten, den ersten Bogen des Pergamentes zu entziffern. Darin war das gläubige Vertrauen eines Christen enthalten, der mit der Welt abschließt und sich seinem Gott zuwendet, vorher aber noch die Angelegenheiten ordnet, die ihn an die Welt knüpfen und mit denen er die äußerlichen Verhältnisse seiner Familie sicher stellt. Die eine der Säulen, welche das schöne Gewölbe der Kunigundenkapelle trägt, war genau bestimmt und der Ort speciell angegeben, wo dem klopfenden Finger ein hohler Klang entgegentönen würde. Dort sollten die heiligen Gefäße verborgen sein, welche vermöge ihrer gediegenen Silberarbeit einen werthvollen Familienschatz gebildet hatten. Ferner war eine Stelle im Wartthurm bezeichnet, in welcher ein Schlüssel verborgen sei. Nach der Himmelsgegend zu, nach welcher der Bart des Schlüssels zeige, liege der Schatz vergraben, dessen Behältniß mit den gefundenen Schlüssel zu öffnen sei. —

So lautete die Eröffnung, welche der erste Bogen des wichtigen Actenstückes enthielt, und das Haupt der Familie v. Einsiedel ging mit regem Eifer an die Ausführung der Bestimmungen, welche ihm als letzter Wille eines Sterbenden heilig waren.

Die bezeichnete Säule in der Kapelle wurde richtig gefunden, der Ton des Klopfers klang hohl zurück, durch eine beschriebene Mechanik öffnete sich die Rundung, aber — nur ein leerer Raum starrte dem suchenden Auge entgegen. Die heiligen Gefäße waren und blieben spurlos verschwunden und keine der darüber ausgesprochenen Vermuthungen führte zu einem sicheren Resultate. —

Rüstige Arbeitsleute durchbrachen das Mauerwerk des Wartthurms und gruben mit ihren Werkzeugen die Stelle, welche uns heute noch als gähnende Oeffnung entgegentritt. Der Herr des Schlosses beaufsichtigte selbst die Thätigkeit der Suchenden, um bei günstigem Resultate die Lage des Schlüsselbartes zu ergründen, da nur diese die Himmelsgegend bezeichnete, nach welcher der Schatz vergraben lag.

Doch der Zufall führt oft wunderbare Scenen herbei, sucht hier zu fördern, was er dort hindert und leitet uns in diesem Wechselspiel zu Endzielen, die Niemand erwartet und Niemand voraussieht.

Kaum hatte sich der Herr des Schlosses nur auf ein Stündchen von den Arbeitern entfernt, als diese ein eisernes Kästchen fanden, im Jubel der Freude dasselbe von Hand zu Hand gehen ließen und es dann dem Herrn überreichten. Als man es öffnete, fand sich darin der Schlüssel, welcher die Stelle des Schatzes bezeichnen sollte; aber bei den vielen Wendungen und Drehungen, welche das Kästchen in den Händen der Arbeiter erhalten, vermochte Keiner mehr anzugeben, nach welcher Gegend die Seite desselben, die den Bart des Schlüssels enthielt, im Augenblicke des Fundes gestanden habe. —

So war denn durch einen widrigen Zufall der Faden der Nachforschungen plötzlich abgeschnitten, und ob der Schloßherr auch an mehreren Stellen des Burgzwingers einschlagen ließ, von dem Dasein eines Schatzes zeigte sich keine Spur. Die einzige Hoffnung setzte man nun noch auf die weitere Entzifferung der Mönchsschrift, um aus bezeichnenderen Enthüllungen vielleicht Genaueres über Ort und Stelle des vergrabenen Schatzes zu erfahren. Der gelehrte Orientale, dessen Zeit mit anderen Dingen noch sehr in Anspruch genommen blieb, um sich einzig und allein der schwierigen Lösung des Pergamentes zu unterziehen, hatte lange nichts von seinen Entdeckungen hören lassen, und auf einer Nachricht von ihm ruhte jetzt die ganze Hoffnung Derer, die das angeregte Ereigniß mit lebhaftem Interesse verfolgten.

Die Nachricht langte an und lautete ungefähr folgendermaßen:

„Wie unmöglich mir die fernerweitige Entzifferung des Pergamentes ist, werden Sie aus dem Umstande ersehen, den ich Ihnen nicht länger mehr vorenthalten kann und dessen bedauernswerthe Folgen mich an der Ausführung meines Vorhabens hindern. Durch einen unglücklichen, mir aber bis jetzt noch räthselhaften Zufall hervorgerufen, entstand während meiner Abwesenheit in meiner Studirstube, in welcher ich das Document aufbewahrte, Feuer, und bei meiner Heimkehr aus dem Hörsaale fand ich die Schriften und Papiere zu Asche verglommen, deren Studium so oft die Arbeit und das Vergnügen meiner einsamen Stunden bildete. Auch Ihre interessante Mönchsschrift, die ich bis jetzt noch nicht weiter enträthselt hatte, ist der Vernichtung des Elementes anheimgefallen" 2c.

So lauteten die Grundideen, welche der Brief des Professors enthielt und mit ihnen zugleich sank alle Hoffnung dahin, welche das Gebäude ihrer Wünsche im Vertrauen der Erfüllung nur auf diese Eröffnungen gerichtet hatte.

Vielleicht enthielte auch der Schatz, nach dem jetzigen Gesunkensein des Geldwerthes, das sich mit den damaligen Begriffen von bedeutendem Besitzthum nicht mehr vereinigt, zu wenig, um die Kosten der nun unsicher und schwierig gemachten Aufsuchung zu decken, vielleicht war er auch in den Kriegsjahren, oder durch die List der Mönche, schon in



Schloss Gnandstein.

Verlag von W. Türk, Dresden

die Hände eines anderen Finders übergegangen und nicht mehr vorhanden, wie die heiligen Gefäße in der Säulenhöhlung, vielleicht aber böte er der Numismatik und dem cultur-historischen Interesse seltene Vorlagen und dies Letztere, oder vielmehr die verlorene Hoffnung für des Letzteren Gewinn ist es, was uns ein aufrichtiges Bedauern entlocken dürfte.

Die Erinnerungen, welche noch jetzt im Volksmunde über dies Ereigniß vorherrschen, mit möglichster Wahrheitstreue zu sammeln und sorgfältig zusammenzustellen, hielt ich für meine Aufgabe; verleiht doch die frische Anpflanzung des „Sachsengrün“ noch mancher Sage, die dem Verschwinden und Verdorren nahe ist, einen neuen Lebenskeim, indem sie für das Aufblühen derselben durch die Verbreitung im weiteren Kreise segnend wirkt. —

Die verklingenden Töne der Sage führen uns auf Schloß Gnandstein noch auf die Ueberreste eines vergangenen Zeitalters zurück und das umherschweifende Auge begrüßt dabei als Merkwürdigkeit, außer der schon genannten Kunigundenkapelle und den Wartthurm, den Rittersaal, das Kaiser-Karlszimmer, einen tiefen, horizontal in das Gestein gemeißelten Brunnen und den noch jetzt benutzten, in den Felsen eingehauenen schönen Pferdestall.

Eigenthümlich erscheint die Mosaik, welche aus bunten, mannichfach zusammengesetzten Thonvließen den Boden der Kapelle bildet. Die Ahnenbilder derer v. Einsiedel schmücken nach wohlgeordneter Reihenfolge die Wände, während ein werthvolles Altargemälde und lebhafte Glasmalereien der Bogenfenster das Aussehen des Gotteshauses verschönen. Auf dem Altare befindet sich noch jetzt das Dintenfaß, aus welchem Dr. Luther bei seinem Aufenthalt in Gnandstein schrieb; auch die Kanzel von braunem Holze ist noch dieselbe, auf welcher von dem Reformator die Einführung seines großen Werkes verkündigt wurde. Nur ist sie neuerdings etwas reparirt; als ich sie vor ungefähr 12 Jahren sah, befand sie sich noch im alterthümlichen Urzustande, nämlich ohne Boden, sodaß nur ein schmales Bret den Füßen die nöthige Unterstützung gewährte; ferner die zu ihr aufführende Treppe von einer Enge, daß ich nicht begriff, wie Dr. Martinus mit seiner Wohlbeleibtheit den Hinaufgang bewerkstelligte und in seinem Predigteifer einem möglichen Fehltritte entging.

Der Wartthurm, eine Ruine, die dem Verfall entgegeneilt, ist ein runder, ziemlich hoher, sehr stark gemauerter Aufbau, der allein im Burgzwinger steht, keine Spur mehr von irgend einer Treppe oder darin enthaltenen Gemächern zeigt, jetzt nur noch noch den Aufenthalt unzähliger Eulen und Fledermäuse bildet und den Stürmen des Unwetters schonungslos ausgesetzt, von der Zinne an allmälig verfällt.

Im Rittersaal bewahrt man noch heutzutage die Gestelle, welche mit kostbaren Zeugen behangen den Kandelabern 2c. als Säulenbasis und Untersatz dienten und bei Festlichkeiten trauriger und freudiger Art die Pracht erhöhten. Anstatt des hölzernen Kreuzes trägt eine steinerne Säule den Doppelbogen der Fensterhöhlung, die kein schirmendes Glas mehr bedeckt, und während der Blick von da aus die herrlichste Aussicht auf die lachenden Wiesen und die grünenden Laubwaldungen der Umgegend genießt, versetzt sich der Gedanke unwillkürlich in die Zeiten des Mittelalters, wo die spähende Edelfrau der Heimkehr des kühnen Kreuzritters harrte.

Das Kaiser-Karlszimmer bietet nur die historische Merkwürdigkeit dar, daß einst Kaiser Karl V. daselbst übernachtet haben soll. Weiter eilt der Fuß über lange Corridor's, Treppe auf, Treppe ab, bis er im dunklen, unterirdischen Gemäuer, über schlüpfrige, unregelmäßige Stufen an den tiefen Brunnen gelangt, dessen ungeheuere Tiefe uns erst klar wird, wenn wir die angezündeten, herabgeworfenen Strohbündel verfolgen, die erst einige Minuten Zeit brauchen, ehe sie im Wasser zischend verlöschen.

Noch ist der in den Felsen eingehauene Pferdestall einer Erwähnung werth, zu dem ein Bohlenweg die muthigen Thiere führt, und man glaubt sich plötzlich in die Zeiten der Turniere versetzt, wenn man beim Eintritt in die dämmernden Räume das lustige Gewieher der darin befindlichen Rosse vernimmt.

Dieses wären die bemerkenswerthesten alterthümlichen Räume des Schlosses Gnandstein, und in diesen Umrissen sind ungefähr die hervorragendsten Merkwürdigkeiten enthalten, die dem Besucher des mittelalterlichen Schlosses zu empfehlen wären, denn der Anblick dieser Ueberreste bietet immer noch soviel Interessantes, daß es nur inniges Bedauern erweckt, auch einen Theil dieser Andenken einer früheren Zeit langsam, aber sicher, dem Verfalle entgegenwelken zu sehen.

Fr. Riehle.

Die große Pulverentzündung von Naumburg a. d. Saale.

Es war am 29. Juni des Jahres 1714, am Tage St. Peter und Paul, Freitag Nachmittags 2 Uhr, bei hellem, heißem Wetter, als die Stadt Naumburg durch einen furchtbaren Knall, dem ein entsetzliches Menschengeschrei, Schmerzens- und Hülferuf folgte, in Schrecken versetzt ward. Die Bewohner der Stadt, wie die zur eben begonnenen Peter-Paul-Messe anwesenden Fremden stürzten wild durcheinander; zerfleischte, blutige Leichen, wie einzelne abgerissene Gliedmaßen lagen zwischen den zertrümmerten Buden im Schutt durcheinander; zu den Thoren drängten Wagen, und mit weinenden Augen eilte der Herzog von Sachsen-Zeiz, begleitet von seinem Hofstaat, ins Freie. Da brach auf dem Dom und in der Vorstadt eine Feuersbrunst aus den ausgedörrten Schindeldächern und steigerte die Noth. Bald standen über 600 Häuser in vollen Flammen, der Dom selbst war in Gefahr, denn die ganze Vorstadt war am andern Morgen, bis auf wenige Häuser, ein Haufen von Schutt und Asche.

Als der erste Schreck bewältigt, forschte man nach der Ursache dieses entsetzlichen Unglücks. Eine Magd, die bei dem Pulverhändler Mieth aus Leipzig in Diensten stand und ihn bei dem Pulververkauf unterstützte, die durch die Gewalt des entzündeten Pulvers über zwei Häuser hinweggeschleudert und dennoch am Leben erhalten war, sagte aus:

Es sei um 2 Uhr Nachmittags ein Mann an die Pulverbude in die Fischgasse gekommen, habe ein wenig Pulver in die Hand genommen, um es zu probiren. Nun sei er aber nicht, wie sonst gebräuchlich, hinter eine Ecke getreten, sondern nur wenige Schritte von der Bude gegangen und habe nun das Pulver mit einem Brennglase in der Hand angezündet. Da sei ein Funken in das Pulver getrieben, worauf die Explosion mit furchtbarem Krachen erfolgt sei.

Die Stadt bot nun einen gräßlichen Anblick dar. Trümmer von zusammengestürzten Häusern bedeckten die Straßen, man sah Arme, Beine, Köpfe, versengte Leichen, und an den Wänden klebte Blut und Gehirn, andere Leichen waren von den Wagen und Wasserschleifen zerquetscht worden.

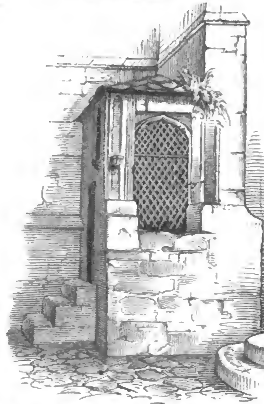
Am 2. Juli hatte man bereits ermittelt, daß 35 Personen ums Leben gekommen, darunter die Pulverhändler Mieth und Zeuner von Leipzig; am 8. Juli starb die Berichterstatterin über den Anfang des Unglücks. Am 5. Juli fing man zwölf Spitzbuben aus dem nahen Dorfe Altenburg ein, die das Unglück herbeigelockt hatte. Sie hatten an drei Orten in der Stadt Schwefellunte und Pulver eingelegt, um eine Fortsetzung des Brandes im

Innern der Stadt herbeizuführen und so eine reiche Ernte sich bereiten.

Dieser Brand veranlaßte mehrere Schriften; zunächst wurden am 5., 6. und 23. Juli fliegende Blätter ausgegeben, dann ließ Pastor Primarius Joseph Martin Schamelius die am darauf folgenden Sonntage von ihm abgehaltene Predigt drucken, der er im nächsten Jahre eine Gedächtnißpredigt folgen ließ. Endlich erschien auch noch ein ausführlicher Bericht auf $2^1/_2$ Bogen, den der abgebrannte Buchdrucker Balthasar Boßögel druckte. G. Kl.

Miscellen.

Die Büßerinnenzelle in Jena.



An der linken Seite des reichverzierten Portals der um das Jahr 1472 erbauten Stadtkirche zu Jena befindet sich der durch vorstehenden Holzschnitt dargestellte eigenthümliche Anbau. Er hat die Gestalt einer Capelle und ist mit einem eisernen Gitter versehen. Man nennt ihn die Büßerinnenzelle, und ist der Ansicht, daß er für Nonnen des nahen Klosters bestimmt gewesen, wenn diesen für irgendwelche Vergehen eine Buße auferlegt worden. 1.

Ein Sprachreinigungsverein des 17. Jahrhunderts.

Im Jahre 1617 wurde von Caspar von Teutleben, Hofmeister des Prinzen Johann Ernst des Jüngeren von Weimar, zur Wiederherstellung und Erhaltung der Reinheit unserer Muttersprache die sogenannte fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden gestiftet, indem man durch Einmischung fremder Wörter und Redensarten in die deutsche Sprache alle Originalität derselben verloren gehen sah. Die Gesellschaft stieg zu einem außerordentlichen Flor und bekam selbst Reichsfürsten und sogar Karl Gustav, König von Schweden, zu Mitgliedern. Die Einrichtung derselben war großentheils nach der italienischen Academie geformt; man hatte z. B., um allen Rangstreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höheren gleich zu machen, jedem einen Namen beigelegt, dessen er sich in der Gesellschaft bedienen mußte. Jedoch verfiel man hierbei in viele Lächerlichkeiten, und noch sonderbarer waren die Wahlsprüche und Namen von Gewächsen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterscheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog zu Weimar, der Schmackhafte; sein Sinnbild war eine Birne mit einem Wespenstich und der sogenannte Wahlspruch: Erkannte Güte. Andere hießen der Saftige, der Nährende, der Bittersüße, der Steife u. s. w. Bei Verbesserung der deutschen Sprache verbannten sie die ausländischen Wörter zu sehr und erfanden statt derselben seltsame deutsche; auch nahmen sie in der Orthographie auffallende Aenderungen vor. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich diese Gesellschaft nicht zur Herausgabe einiger Werke über die deutsche Sprache vereinigte, und daß zu wenig große Gelehrte an ihr Theil nahmen, denn in beiden Fällen hätte ihr Nutzen ungleich beträchtlicher sein können, als er war. Die Gesellschaft bestand 63 Jahre, also bis 1680, und hatte jedesmal einen regierenden Herrn zum Oberhaupt.

Dieser Sprachreinigungsverein entstand allerdings in einer Zeit, wo die gebildete Welt Deutschlands ungefähr wie nachfolgend dichtete:

Reverirte Dame
Phönix meiner Ame
Gebt mir Audienz!
Eurer Gunst Meriten
Machen zu Falliten
Meine Patienz — ꝛc.,

und Briefe der Art schrieb:

Monsieur! Hochgeehrter Herr Patron!

Seine hohe Meriten, woburch er a l'extrême mich verobligiret, causiren mich, denselben mit diesen Zeilen zu serviren. Mein Devoir hätte unlängst eine Addresse gegeben, solches zu effectuiren, aber aus Manquement einiger Occasion ꝛc. ꝛc. Uebrigens bitte sich in particularien zu assecuriren, daß ich sterbe

Sein fidel Diener, Knecht
und Esclave
a jamais
M. v. Haßhausen.

3.

Im Jahre 1519 wurde die Universität von Leipzig der Pest wegen nach Meißen verlegt. Petrus Mosellanus, der Professor Primarius, wohnte in dem Hause des von Lochau, welcher Abt von Celle war, und es wurde dieses Haus später die afranische Rectoratswohnung. Dr. Magnus von Hund, Prof. Lips., starb hier. 3.

Ueber Feuersegen.

Unter die lächerlichen abergläubigen Gebräuche, die auch jetzt wieder durch eine Erzählung in Auerbach's Volkskalender berührt werden, gehören auch die in vielen Gegenden gewöhnlich gewesenen Feuersegen, da nehmlich geglaubt wurde, es gäbe Leute, die die Kunst verstünden, das brennende Feuer entweder gleich zu löschen, oder es zu versprechen, das heißt, zu gebieten, daß es nicht weiter greifen und wirken könne, als sie es haben wollten.

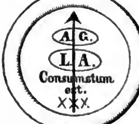
Noch vor 100 Jahren glaubten Fürsten und ganze Collegia an solche Albernheiten und verbreiteten durch ernstliche Behandlung solcher Gegenstände den Aberglauben, z. B.:

Von Gottes Gnaden, Wir Ernst August, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg ꝛc. Fügen hiermit allen Unseren nachgesetzten Fürstlichen Beamten, Adeligen Gerichtshaltern und

Räthen in Städten zu Wissen, wasmaßen Wir austragender landesväterlicher Fürsorge alles, was nur zur Conservation Unserer Lande und getreuen Unterthanen gereichen kann, sorgfältig vorkehren und verordnen. Wie nun durch Brand-Schaden viele in große Armuth gerathen können, dahero dergleichen Unglück zeitig zu steuern, Wir in Gnaden befehlen, daß in einer jeden Stadt und Dörffern verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen, und mit der Figur und Buchstaben*), wie der beigefügte Abriß besaget, des Freitags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neuen Federn beschrieben von nöthen sey. Sodann aber, wenn eine Feuers-Brunst, wovor doch der große Gott hiesige Lande in Gnaden bewahren wolle, entstehen sollte, ein solcher nur bemerktermaßen beschriebener Teller mit den Worten: Im Namen Gottes, ins Feuer geworfen, und dafern das Feuer weiter um sich greifen sollte, 3 mahl solches wiederholet werden soll, dadurch dann die Glut unfehlbar gedämpfet wird. Dergleichen Teller nun haben die regierenden Bürgermeister in denen Städten, auf dem Lande aber die Schuldheißen und Schöppen in Verwahrung aufzubehalten, und bei entstehender Noth, da Gott vor sei, beschriebener Maßen gebrauchen, hiernechst aber, weil dieses jeden Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist, solches bei sich zu behalten! hieran vollbringen dieselben Unsern resp. gnädigen Willen, geben in Unserer Residenz Weimar den 24. December 1742.

L. S. Ernst August.

8.



Zur Geschichte der Taufnamen.

In dem Taufregister des in der Inspection Eckardtsberge in Thüringen gelegenen Dorfes Lißdorf findet sich von der Hand des damaligen Pastors, Christoph Chemnitius folgende interessante, die Geschichte der Taufnamen vervollständigende Notiz, welche hier buchstäblich folgt:

„Anno 1658. Am 3. Aprilis nachts zuvor ward geboren Haußen Uhrloppen in seiner andern ehe sein drittes Kind, eine Dochter, Anna Ließe genannt in der herlichen Tauffe, welche sie am Palmsonntage, war der vierte Aprilis, erlangt."

Nachdem nun die Namen der Pathen aufgeführt sind, folgt noch folgender naiver Erguß des Herrn Pastors, welcher uns gewissermaßen eine Epoche in der Geschichte der Taufnamen andeutet.

„Dieß ist das erste Kind, dem ein Bauer hat zwei Namen geben lassen, vnd zwar ein alter Hirtensohn vnd Hirte selbst und Scheffeldrescher, welche heut zu Tage Edelleute werden."

Daraus geht also deutlich hervor, daß das Geben von mehr denn einem Namen in der Taufe dem Herrn Pastor als ein unerhörter Luxus erschien, den sich höchstens Edelleute erlauben durften. 6.

Erklärung der deutschen Spielkarte.

Besold (Thes. pract. lit. K. n. 75. V. Karten) sagt: „Die Alten haben nicht vergeblich die vier Stück in die Karten gesetzt: 1) Die Eichel, anzudeuten, daß die säuisch sind, welche sich gar zu sehr darinn verlieben. 2) Das grüne Laub, anzudeuten, daß die rauschend und unbesonnen seyn, die umb Gewinn spielen. 3) Das Herz, anzudeuten, daß die ein verstockt Herz haben, die sich in das gewinnsüchtige Spielen verlieben. 4) Die Schellen, anzudeuten, daß die thöricht sind, die umb Geld spielen, dieweil man ihnen doch endlich zu dem gewonnenen Gut bey der Obrigkeit nicht hilfft." 2.

*) Die Buchstaben A. G. L. A. heißen: „Allmächtiger Gott, lösch' aus!"

Wappen der alten Superintendur zu Dresden.



Vorstehende Zeichnung ist die Abbildung eines Steines, welcher über der Eingangsthüre der alten Superintendur zu Dresden nach der Kreuzgasse eingemauert war.

Dieser Stein wurde Unterzeichnetem Anfang des Jahres 1858, als die Superintendur eingerissen wurde, mit dem Auftrage, denselben abzuzeichnen, übergeben. Seine Formen waren durch oftmaliges Anstreichen wenig erkennbar, nur mit vieler Mühe erkannte man die Jahreszahl 1538*) und unter derselben zwei Schilder.

Unterzeichneter versuchte, die Farbe vom Steine zu lösen und fand zu seiner großen Freude die richtige Jahreszahl 1518 und das vollständige Doppelwappen. Die Jahreszahl zeigte noch Spuren von Vergoldung, sowie einen hellblauen Grund. Die Mondsichel mit den zwei Sternen auf dem linken Schilde hatte noch purpurrothe Spuren, die Buchstaben auf dem rechten Schilde waren schwarz und der Hirschkopf rothbraun. Die Schilder selbst scheinen eine weiße Farbe gehabt zu haben. Die Buchstaben im rechten Schilde D. P. E. P. bedeuten ohne Zweifel: „Dr. Peter Eisenbergk, Pleban". Eisenbergk nämlich war der letzte Pleban, welcher zu damaliger Zeit in der alten Superintendur wohnte. Das linke Schild mit der Mondsichel und den zwei Sternen ist das Wappen der Stadt Halle, welche Eisenbergk's Geburtsort war; das andere Schild mit Hirschkopf nebst Geweihen deutet sehr wahrscheinlich auf den Berufsstand seines Vaters, der dem Jagdwesen angehörte, deshalb stehen auch hier die Anfangsbuchstaben von Eisenbergk's Namen und Stand.

Er war 1473 zu Halle in Sachsen geboren, wurde Professor in Leipzig und 1503 selbst Rector der Universität, vorher zum wirklichen Doctor der Theologie promovirt.

Dr. Eisenbergk war ein heftiger Gegner der Reformation; im Jahre 1538 ging er aus Verdruß über dieselbe aus Dresden weg an das Domstift zu Bautzen.

Der beschriebene Stein ist übrigens wohl erhalten in der Hof-Façade des neuen Superintendur-Gebäudes über dem Parterre eingemauert worden; eine in natürlicher Größe colorirte Zeichnung befindet sich in der Kreuzkirchen-Bibliothek. Die beigegebene Zeichnung ist 1/4 natürlicher Größe.

7.

*) Siehe: „Der dreiundzwanzigste April 1839, oder die Reformation in der Stadt Dresden x. von M. Carl Gottfried Ziller, Archidiaconus an der Kirche zum heiligen Kreuz in Dresden."

Sachsen-Chronik

vom 1. Juli bis 31. December 1860.

Begründung und Enthüllung von Denkmälern.

Das zur Aufstellung in dem 3 Meilen von Eisenach entfernten Möhra, dem Geburtsorte Luther's, bestimmte Denkmal desselben, welches Burgschmitt in Nürnberg gegossen, ist nun völlig vollendet, und wird am 25. Juni 1861 (dem Tage der Uebergabe der Augsburgischen Confession) daselbst aufgestellt, resp. eingeweiht werden.

Am 11. October fand in Dresden in würdiger Weise die Enthüllung der von der Meisterhand des Professor Rietschel modellirten und im gräflich Einsiedel'schen Hüttenwerke zu Lauchhammer gegossenen Statue Karl Maria v. Weber's statt; sie ist 8 rheinische Fuß hoch und ebenso hoch ist das Postament, welches nach dem Entwurfe der Professoren Rietschel und Nicolai von Rietschel aus Hennersdorf bei Kamenz in Meißner Granit ausgeführt worden ist. Weber, der volksthümlichste der deutschen großen Tondichter, steht mit dem Gesichte nach dem Theater, der Kunststätte zugekehrt, deren Stolz und Ruhm er war, die linke Hand auf ein Notenpult gestützt, in der Rechten die Rose und den deutschen Eichenzweig haltend, den Blick nach oben gewendet, gleichsam den Tönen lauschend, die ihm aus höherer Geisterwelt herüberklingen. Den Hintergrund des Denkmals bilden die Parkpartien, welche den Zwingerteich umgeben. Das aufstrebende Postament mit einem kleinen Sockel und Carnies, steht auf zwei Stufen und enthält auf seiner vorderen Seite eine Bronzetafel mit dem Namen: „Karl Maria v. Weber". Der König, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, wohnten auf einer Tribüne vor der Front des Hoftheaters dieser Feier bei, ebenso die Staatsminister, das diplomatische Chor, sowie die Spitzen der königlichen und städtischen Behörden, während die Theilnehmer des Festzuges, bestehend aus den Mitgliedern der königlichen Kapelle und des Hoftheaters, sowie der Mitglieder der Dresdener Männergesangchöre sich auf der Tribüne versammelten, welche den mit Flaggen, Kränzen, Guirlanden und Blumen geschmückten Platz des Denkmals umgaben. Nach einem Festgesang, gedichtet von Dr. G. Kühne und componirt vom Hofkapellmeister Rietz, welchem eine geist- und gefühlvolle Rede des Prof. Dr. Hettner, als Vorsitzenden des Festcomite's, folgte, sank die das Monument umgebende Hülle, an welchem ein Enkel des großen Componisten stand, und es übernahm nun der Oberbürgermeister Pfotenhauer mit Worten des Dankes und einem dreimaligen Hoch auf den König das Denkmal im Namen der Stadt. Ein Chor zu einer Composition Weber's, mit unterlegtem Text von Dr. Kühne, endete diese Feier. —

Eröffnung einer neuen Eisenbahn.

Am 26. November fand die feierliche Eröffnung der Meißen-Dresdener Eisenbahn statt, welcher die Staatsminister, die Abtheilungsdirectoren aus den Ministerien des Innern und der Finanzen, die Kreisdirectoren Leipzigs und Dresdens, die Directoren der königlichen Staatsbahnen und der Leipzig-Dresdener Bahn, sowie die übrigen Spitzen der königlichen und städtischen Behörden beiwohnten. Mittags 11 Uhr 30 Minuten verließ der Festzug den Leipziger Bahnhof, passirte nach 10 Minuten den neuerrichteten Haltepunkt Radebeul, 11 Uhr 55 Minuten die Station Coswig, ging eine kleine Strecke unterhalb derselben von der Hauptbahn auf die neue Zweigbahn über und langte 12 Uhr 7 Minuten glücklich in dem Meißner Bahnhofe an.

Die Länge dieser neuen Zweigbahn beträgt 1¼ Meilen und wurde dieselbe binnen 4 Monaten begonnen und vollendet. Die Stations- und Haltepunkte von Dresden nach Meißen sind: Radebeul, Weintraube, Kötzschenbroda, Coswig, Neusörnewitz, Meißen (wo der Bahnhof sich am rechten Ufer der Elbe beim Dorfe Cölln befindet).

Todesfälle.

Am 1. Juli 1860 starb in München der Geheime Rath G. H. v. Schubert, geb. 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, einer der bedeutenden Naturforscher unserer Zeit, ausgezeichnet als Mensch wie durch seine zahlreichen Schriften, von denen hier eine, seine Selbstbiographie, erwähnt sei.

Am 3. Juli starb in Jena der Begründer der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Jena, einer unserer bedeutendsten Nationalökonomen, Hofrath Dr. F. G. Schultze. Er war geboren in Obergävernitz bei Meißen 1795.

Ein armer Dichter, Dr. Ewald Victor Dietrich, starb den 15. September 1860 im St. Johannis-Hospitale zu Leipzig; einer der ersten, der Sagenstoffe der sächsischen Geschichte in romantischer Form bearbeitete, auch ein größeres Werk über Freiberg, Immortellen um Freibergs Bürgerkrone, herausgab. Dietrich, dessen Lebensabend sorgenvoll und trübe ihn dem Tod entgegenführte, war Mediciner, hat als Militärarzt der königl. sächsischen Armee mehreren Feldzügen beigewohnt, war nächstdem als Gelegenheitsdichter bekannt und beliebt, und als Mensch hochgeachtet.

Am 24. September ½8 Uhr Morgens starb zu Gotha nach längerer Krankheit die verwittwete Herzogin Antoinette Friederike Auguste Anna Marie (Stiefmutter des regierenden Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha und des Prinzen Albrecht, Herzogs zu Sachsen, Gemahls der Königin von Großbritannien), nachdem sie erst wenige Tage vorher ihren Wintersitz im Residenzschlosse zu Gotha wieder bezogen hatte. — Die Herzogin, geboren 1799, eine Tochter des im Jahre 1833 verstorbenen Herzogs Alexander von Würtemberg, wurde am 23. December 1832 mit dem Herzog Ernst I. vermählt. Sie war 61 Jahre und 7 Tage alt geworden und war Wittwe seit 1844.

Am 25. September starb zu Leipzig einer der gefeiertsten Förderer und künstlerischen Pfleger des deutschen Männergesanges, Karl Zöllner, als Componist und Musikdirector weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus berühmt, nachdem er noch vor Kurzem bei dem Arndtfeste glänzende Anerkennung seines Wirkens und Schaffens auf dem Felde des Gesanges gefunden. Die Beerdigung des Mannes, der so viel geistig Schönes und das Herz Erfreuendes geliefert, und der arm an irdischer Habe eine der Hilfe bedürftige Familie hinterläßt, fand am 27. September unter zahlreicher Theilnahme aller Gesangsgenossen statt, und hier wie anderwärts wurden Concerte zum Besten der Hinterbliebenen des großen Liedermeisters veranstaltet, um den Dank des deutschen Volkes für dessen mühevolles und edles Wirken durch die Sorge für dessen Familie an den Tag zu legen.

Karl Heinrich von Einsiedel, königlich sächsischer Generalmajor a. D. (Gestorben den 30. September 1860.)

Der Verblichene war den 31. December 1783 geboren und trat 1797 in das Regiment Xaver, wurde 1803 im Regiment Thümmel Fähndrich und im Sommer 1806 Souslieutenant. 1809 erwarb sich v. E. den Militair-St.-Heinrichsorden. 1810 zum Premierlieutenant avancirt, begleitete v. E. den General v. Lecoq 1812 nach Polen. Beim Beginn des Feldzugs, in Dobriczin, stürzte v. E. mit dem Pferde und brach jede der beiden Röhren des rechten Unterschenkels zweimal. Unter den fürchterlichsten Schmerzen wurde er hierauf im ersten Verbande 11 Tage und Nächte bis Grodno transportirt und das Bein konnte hier nur mit Mühe vor der Amputation gerettet werden. Nach drei Monaten war v. E. bereits wieder bei der Armee und wohnte dem Gefechte an der Lesna bei, in dem zu zeitig angestrengten Beine stellte sich aber der Schwund ein, und er mußte deshalb nach Warschau zurück. Im Januar 1813 trat er, wiederhergestellt, ein und nahm an dem Gefechten bei Kalisch mit Auszeichnung Antheil. In's Vater-

land zurückgekehrt, wurde v. E. zum Rittmeister im Regiment Zastrow-Kürassire ernannt, da er als tüchtiger Reiter und Pferdekenner bekannt war. Er begleitete mit dem Regimente den König nach Prag, wurde von hier aber als Courier nach Dresden zurückgeschickt und legte diesen Weg von 19 Meilen, auf Postkleppern reitend, in 14 Stunden zurück. In der Schlacht bei Dresden erwarb sich v. E. die Ehrenlegion, indem er mit seiner Compagnie einer von den Ersten war, welche ein feindliches Quarré sprengten und eine Fahne erbeuteten. In dem Gefechte bei Ortrand wurde v. E. jedoch durch einen Lanzenstich verwundet, als er sich mit 50 Officieren und Kürassieren bemühte, den eben gefangenen Obersten v. Ziegler wieder herauszuhauen; bis Ende 1813 blieb er infolge dessen dienstunfähig. In den Jahren 1814 und 1815, welche den sächsischen Officieren so manche Versuchungen brachten, blieb v. E. dem Dienste seines Königs unerschüttert treu; — er wurde während dieser Zeit vom Fürsten Repnin als Adjutant verwendet und begleitete mehrmals den Kaiser Alexander und die Großfürstin Katharina auf Reisen durch Sachsen — verwarf aber jedes Anerbieten, in fremde Dienste zu treten. Als Anerkennung seiner Dienstleistungen erhielt er den Wladimirorden 4. Classe. Im Jahre 1817 unternahm v. E. eine längere Reise durch Italien und wurde dann wieder als Hauptmann im Regimente Prinz Max, damals noch in Frankreich stehend, angestellt. Nach Sachsen zurückgekehrt, wurde er 1821 zum neuerrichteten Leibregiment, 1822 jedoch als aggredirter Major zum Regiment Prinz Friedrich versetzt; 1824 erhielt er den Auftrag, das Coburgische Bataillon zu reorganisiren, 1825 wurde er zum Commandanten des 2. Bataillons im Leibregimente ernannt; 1834 trat v. E. in eine neue Stellung, indem er das Platzcommando in Dresden übernahm; bereits 1836 wurde ihm aber die große Freude, als Oberst das Commando des Leibregiments zu erhalten. Ein wiederholter Sturz vom Pferde, durch welchen das rechte Bein abermals brach und nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte, nöthigte ihn, 1845 in den Ruhestand zu treten, und als Anerkennung seiner langen und treuen Dienste ertheilte ihm der König hierbei den Charakter eines Generalmajors. Willig übernahm v. E. 1846 infolge an ihn ergangener Aufforderung das Commando der Dresdener Communalgarde; auch hier erntete er Achtung und Liebe, aber die im Frühjahr 1848 hereinbrechenden Stürme, welche seinem loyalen Soldatenherzen tiefen Kummer verursachten, veranlaßten ihn, zurückzutreten. Den Rest seiner Tage verlebte er still und heiter im Kreise seiner Familie, zum großen Theil der Erinnerung an eine reiche Vergangenheit und der Musik gewidmet, die ihn als eine treue Freundin durch sein ganzes Leben begleitet hatte.

Am 5. October starb der Fabrikbesitzer und Kaufmann **Jordan**, Chef der rühmlichst bekannten Firma Jordan und Timäus, deren geschmack- und kunstvolle Chocoladenwaaren weit über Deutschland hinaus ein ebenso beliebter als begehrter Artikel sind. Der Verstorbene zeignete sich ebenso durch Herzensgüte, als durch strenge Rechtlichkeit aus und genoß bis zu seinem Tode die allgemeine Achtung seiner Mitbürger. —

Am 9. October 1861 verschied in Altenburg infolge eingetretener Entkräftung im 75. Lebensjahre der Consistorialrath und Hofprediger Dr. theol. **Sachse**, bekannt als begabter Dichter, ausgezeichneter Kanzelredner und vorzüglicher Kenner unserer vaterländischen Geschichte, als welcher er sich besonders durch die Redaction der leider unvollendet gebliebenen Altenburgischen Kirchengalerie, des Altenburgischen Geschichtskalenders, durch die Schrift: „die Fürstenhäuser Sachsen-Altenburg" u. a. einen Namen erworben hat. Ein Mann von äußerst weichem Gemüth und seit länger als 30 Jahren mit dem Amte eines Seelsorgers der herzoglichen Familie betraut, stand er mit allen Gliedern dieses weitverzweigten Fürstenhauses in sehr inniger Beziehung und erhielt zu wiederholten Malen von diesen Seiten Zeichen des ehrendsten Vertrauens. —

Ernst Karl Georg Wilhelm v. Schirnding, königlich sächsischer Generallieutenant a. D. (Gestorben den 11. October 1860.)

Ernst von Schirnding, aus dem Hause Schirnding-Brambach, ward am 5 December 1790 in Freiberg, woselbst sein Vater als Bergrath angestellt war, geboren. Fast noch im Knabenalter trat von Schirnding im April 1805 als Freiwilliger bei dem sächsischen Husarenregimente ein und ward am 8. Juni desselben Jahres zum Cornet in diesem Regimente ernannt, focht 1806 den 10. October mit seinem Regimente bei Saalfeld und ward bei jener kühnen Attaque, die dem Prinzen Louis Ferdinand das Leben kostete, durch einen Streifschuß auf die Brust kampfunfähig gemacht.

Er wohnte im Jahr 1809 dem Treffen bei Linz am 17. Mai, dem Ueberfalle bei Neumark in der Nacht vom 19. zum 20. desselben Monats und endlich auch der Schlacht bei Wagram bei, wo ihm im Kampfgewühle ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde.

An dem Ruhme, den die sächsische leichte Cavalerie-Brigade v. Funk während des Feldzugs 1822 in den Gefechten bei Jannow, den 25. Juni, bei Bruczana am 10. August, in der Schlacht bei Podobna am 12. August, sowie in den Gefechten bei Szacz am 20. August, bei Luboml am 25. August und am Styr den 19. September errangen, hatte auch v. Sch. seinen wohlerworbenen Antheil; ganz besonders am Gefechte bei Bruczana, wo er einen feindlichen Husarenofficier, der die sächsische Linie durch kühnen Anfall schon mehrmals zum Schwanken gebracht hatte, mit starker Faust vom Pferde hieb.

Am 21. September theilte v. Sch. das Mißgeschick, das die aus sächsischer, österreichischer und polnischer Reiterei zusammengesetzte Recognoscirungs-Colonne des österreichischen Generalmajors v. Zechmeister betraf.

Die Bivouacs derselben bei Rieczwitz wurden in früher Morgenstunde von den Russen überfallen. Es würde vielleicht v. Sch. gelungen sein, dem plötzlich anstümenden Feinde zu entkommen, hätte nicht ein Säbelhieb ihm in die linke Hand getroffen und zugleich den Zügel durchhauen, sodaß er die Gewalt über sein Pferd verlor; er fiel mit noch zwei sächsischen und einem polnischen Officier und 135 Mann den Russen in die Hände. Erst im Jahre 1814 kehrte er aus der Gefangenschaft zurück und nahm mit seinem Regimente Antheil an den Feldzügen 1814, 1815 und an der Occupation in den Jahren 1816 bis mit 1818.

Am 5. September 1815 war v. Sch. indeß zum Rittmeister ernannt worden und kehrte 1818 nach Sachsen zurück.

Der Schmerz über das verhängnißvolle Schicksal, das inzwischen Sachsen betroffen, ward jetzt aufs Neue angeregt. Die alten Garnisonen der Husaren waren vom Mutterlande losgerissen, andere Orte dem Regimente zur Aufnahme bestimmt worden. Am 30. December 1818 rückten die Husaren in Grimma, Pegau, Borna, Lausigk und Geithain ein.

Unter dem 6. October 1830 avancirte v. Sch. zum Major, am 23. Juni 1832 zum Oberstlieutenant. Im August desselben Jahres mußte er das ihm so liebgewordene zweite leichte Reiterregiment (sein früheres Husarenregiment), dem er über 30 Jahre angehört hatte, verlassen; er wurde zum Garde-Reiterregimente versetzt, am 1. Juli 1838 aber zum Oberstlieutenant und königlichen Generaladjutanten ernannt. Nachdem er am 7. Juli 1842 zum Obersten avancirt, trat er schon am 22. September desselben Jahres zum zweiten leichten Reiterregimente zurück. Am 1. Januar 1846 übernahm er das Commando des ersten leichten Reiterregiments, am 9. December 1848 ernannte ihn der König zum Commandeur der Reiterbrigade, am 8. März 1849 zum Divisionsgeneral und am 15. März zum Generallieutenant der Reiterei, unter Belassung in seiner Function als Divisionär der Armee.

Nach Bewältigung des am 9. Mai 1849 in Dresden ausgebrochenen Aufstandes wurde v. Sch., welchem das Commando der in und bei Dresden versammelten Truppen übertragen worden war, und der sich bald auch die Liebe der unter ihm fechtenden preußischen Truppen erworben hatte, zum Oberbefehlshaber aller innerhalb des Kriegsstand-Bezirkes befindlichen sächsischen und preußischen Truppen ernannt. Das Com-

mandeurkreuz 1. Classe des sächsischen Militär-St.-Heinrichsordens und der Rothe-Adlerorden 1. Classe mit den Schwertern lohnten dem General den glücklichen Ausgang des Kampfes in Dresden.

Am 1. Juli 1850 ward Generallieutenant v. Sch. auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. — Er verbrachte die letzten Lebensjahre in Dresden und betrieb noch bis zum letztverflossenen Jahre das Waidwerk, dem er leidenschaftlich ergeben war.

Obgleich v. Sch. angeordnet, daß man ihn in aller Stille begraben solle, so folgte doch das Officiercorps der Residenz zahlreich dem Sarge, welcher die Hülle eines braven Kameraden umschloß. —

Am 17. October starb in Dresden der Obergensdarmerieinspector Seidendörfer, Ritter sächsischer, preußischer und österreichischer Orden, dessen Begräbniß am 20. October deutlich kundgab, wie hoch man ihn geehrt als treuen Beamten, als braven Mann und als biedern Freund. Seine ausgezeichnete und verdienstvolle Thätigkeit im Gebiete der Criminalpolizei verschaffte ihm im In- und Auslande Anerkennung, und daß das sächsische Gensdarmeriecorps, obgleich gering an Zahl, unter allen deutschen Instituten dieser Art wegen der in demselben vorwaltenden Bildung und Intelligenz als eines der geachtetsten dasteht, dies ist Seidendörfer's Verdienst, nach dessen Vorschlägen dasselbe im Jahre 1838 reorganisirt wurde. Mit der größten Aufopferung und mit Gefahr seines Lebens erfüllte er im executiven Dienste seine Berufspflichten, und durch seine fortwährende Geschäftsverbindung mit den Staatsanwälten in neuerer Zeit, hat er sich gewissermaßen als ein Centralorgan für criminalpolizeiliche Recherchen im Interesse der Strafrechtspflege und öffentlichen Sicherheit verdient gemacht. An seinem Grabe rühmte sein oberster Chef, der Staatsminister von Beust, ihn noch im Tode ehrend, seine aufopfernde Hingebung in der Erfüllung seines Berufs, seine Unerschrockenheit in der Vollbringung seiner Pflichten und seine unerschütterliche Treue gegen Fürst und Vaterland.

Am 20. October starb in Dresden, nach kurzem Krankenlager und im besten Mannesalter, der aus Braunschweig gebürtige Historienmaler Adolph Teichs, welcher in Düsseldorf seine künstlerische Ausbildung erhalten hatte. Unter seinen Bildern, in welchen er besonders der realistischen Geschichtsdarstellung der Belgier nachstrebte, sind: „Karl V. an Luther's Grabe" und „die Henkersmahlzeit der Girondisten" hervorzuheben, welche den Künstler im großen Kreise bekannt gemacht haben.

Am 23. October starb in Dresden der älteste Chef des hiesigen Handelshauses Schubert und Hesse, der königlich bayerische Consul und Ritter des bayerischen Verdienstordens vom heiligen Michael, A. G. Hesse, ein in allen Kreisen Dresdens und in der Handelswelt wegen strenger Rechtlichkeit und Humanität hochgeachteter Mann. —

Julius Koch (Familienname v. Keller), Mitglied des königl. Hoftheaters zu Dresden, starb am 18. December im 86. Jahre seines Lebens. Geboren zu Mainz, wo er der Apothekerkunst sich widmen sollte, ging er 1813 nach Leipzig und wendete sich der Bühne zu, spielte unter Seconda in Dresden und Leipzig bis 1815, und als Küstner 1817 die Direction des Leipziger Stadttheaters übernahm, ward Koch Mitglied desselben bis zum Jahre 1828, blieb, als dies Theater unter Remy's Leitung kam, bis 1832 daselbst, und ward, nach kurzem Aufenthalte in Hannover und Kassel, 1835 Mitglied des Dresdener Hoftheaters. Sein natürlicher Humor hat Tausenden von Theaterbesuchern heitere Stunden bereitet, und Koch galt seiner Zeit als einer der besten Komiker.

Naturereignisse.

Am 23. August 1860 gegen 3 Uhr 55 Minuten des Morgens wurde die Gegend von Reuth, Voigtsberg und Adorf durch einen gewaltigen Erdstoß erschüttert, welchen ein starker Donner begleitete; diese Erschütterung hatte eine Dauer von 2 bis 3 Secunden und endete mit einem fürchterlich dröhnenden Schlage, wodurch die Häuser erzitterten, die Fenster klirrten und alle beweglichen Gegenstände in den Zimmern in ein Schaukeln versetzt wurden, wie das eines Wagens auf der Eisenbahn. Der Lauf dieser Erschütterung schien von Westen nach Osten zu gehen, wurde in Hof sowohl, als auch in allen dem Fichtelgebirge nahe liegenden Ortschaften vernommen, und brachte an mehreren Gebäuden klaffende Risse hervor. —

Am 26. August Abends gegen 6 Uhr entlud sich über Leipzig und dessen Umgebung unter heftigem Sturm, von einem schweren Gewitter begleitet, ein so fürchterliches Hagelwetter, daß die Bewohner der nach Westen gelegenen Häuser zum großen Theil aus denselben flüchten mußten, denn in wenigen Augenblicken waren sämmtliche Fenster zertrümmert, Vorhänge und Rouleaux zerrissen und alle nahe den Fenstern stehende Hausgeräthschaften beschädigt, ellenhoch lagen Hagel und zerschlagene Dachziegel auf den Straßen der Stadt, und am härtesten traf dies Unwetter das Postgebäude, Museum und erste Bürgerschule, sowie alle im Osten des Augustus- und Roßplatzes gelegenen Gebäude. 2900 Straßenlaternen, 900 Fensterscheiben im Rathhause, 1900 allein im Brockhaus'schen Etablissement waren vernichtet und mehrere der werthvollsten Kunstgegenstände des Museums arg verletzt, wie z. B. Napoleon von Delaroche, welchem ein Eisstück die Stirn gespalten und kleinere Hagelstücke 16 Verletzungen beigebracht hatten, denn es fielen dieselben in einem Stücke von 7, 12 und 18 Loth. Gleich der Stadt wurden aber auch die Vorstädte, sowie die Dörfer Lindenau, Connewitz, Gohlis, Stötteritz ꝛc. auf das furchtbarste verwüstet und eine der reichsten Obsternten total vernichtet, mehrere Personen schwer verwundet und einige Pferde erschlagen, der Abendzug aber, der auf der Eisenbahn kurz vor dem Unwetter nach Dresden abgehen wollte, mußte wieder zurückkehren. In gleicher Weise wurde an demselben Abend gegen 7 Uhr auch Wurzen von einem gleichen Unwetter hart betroffen, und nach beiden Städten, sowie auch sämmtlichen Ortschaften, mußten von Dresden aus Wagenladungen voll Glas und Ziegel zur Herstellung der verwüsteten Fenster und Dächer abgehen, deren Reparatur für die städtischen Gebäude in Leipzig allein über 50,000 Thlr. kostete. Ebenso hart traf der Hagel auch Taucha, Brandis, Panitz ꝛc. und die beschädigten Dächer blieben noch Wochen lang den nachfolgenden Regengüssen geöffnet, ehe die nöthigen Arbeitskräfte zur Ausbesserung und Umdeckung herbeigebracht werden konnten.

Curiosa.

Am 2. October wurde in den sogenannten Schmiedewalder Bergen, an der Tanneberg-Blankensteiner Grenze, eine Stunde von Wilsdruff, ein Waschbär geschossen, welchen man für einen Dachs gehalten hatte. Derselbe war den 22. September einem in Wilsdruff anwesenden Menageriebesitzer entlaufen und es schien demselben während dieser 12 Tage an Futter nicht gefehlt zu haben. —

Am 13. December wurde auf dem Türchauer Revier bei Zittau von dem Unterförster Richter in Türchau ein Singschwan geschossen. Der erlegte Vogel, ein seltenes Prachtexemplar, wog 23 Pfund und wird an das naturhistorische Museum zu Dresden abgeliefert werden. Es waren 4 Schwäne, welche man beisammen gesehen, und vermuthlich wurden dieselben durch heftige Stürme aus ihrer nordischen Heimath in diese Gegend verschlagen.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographien: Herzog Heinrich der Fromme und Schloß Gnandstein. ☜

Freitag, den 1. Februar.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Die Kirche und das Kloster Lußnitz.

Dort, wo das Dorf Klosterlausnitz im Westkreise des Herzogthums Altenburg auf gelichteten Flächen seine Wohnungen verstreut hat, lag einst in stiller Waldeinsamkeit das Kloster Marienstein zu Lußnitz, dessen Kirche, der Blüthezeit des deutsch-romanischen Styles angehörend, verlassen von pflegenden Händen, dem Loose der Wandelbarkeit verfiel, aber in Kurzem dem Wiederaufbaue im alten Gewande und auf den alten Fundamenten entgegensieht.

Viele Bauwerke aus der Zeit des deutsch-romanischen Kirchenstyles sind zerstört worden oder verfallen. In den Ruinen von Paulinzelle rauschen die Stimmen des Waldes das ewige Lied vom Verfalle menschlicher Größe und feiern nur noch durch gestürzte Kapitäle und verwittertes Gestein das Andenken der frommen Paulina Reclusa, welche vor mehr als 700 Jahren am heiligen Teiche dem Dienste des Heilandes jene Zelle baute.

Auch die Trümmer des einst so reichen Klosters am Buchhain (Thalbürgel bei Jena), welches die edle Gemahlin des Markgrafen Heinrich, Bertha aus dem Hause Gleisberg, 1133 zum Andenken ihres entschlafenen Bruders Ecbert, im edelsten romanischen Style bauen ließ, predigen den Wechsel der Zeit und die Nichtigkeit irdischer Schöpfungen. Verstummt sind längst die frommen Lieder, die einst auf den Fittichen der Andacht zu den hohen Gewölben emporstiegen, welche jetzt, von Moos und Gestrüpp überzogen, den Grillen und Würmern zur Wohnung dienen.

Zwischen heute und jenem Tage, wo Cuniza, eine thüringische Matrone aus edlem Stamme, am Bächlein Lußnitz „der Gebärerin Mariä" eine Kirche von Holz bauete, liegen mehr als sieben Jahrhunderte. Möge der freundliche Leser mit uns die Gleise der Vergangenheit betreten, ein Stück Sitten- und Zeitgeschichte in das Auge fassen und dann im Geiste in die Hallen eintreten, welche die Gegenwart auf dem festen Grunde eines zerfallenen Bauwerkes der Vergangenheit neu erstehen zu lassen im Begriff ist. Wenn auch die in der Michaeliskirche zu Zeiz befindliche alte Handschrift über die Gründung des Klosters Marienstein zu Laußnitz*) ihrem Ursprunge nach dunkel ist, so ergänzt sich dieselbe doch durch andere Quellen und gewährt mindestens einen Leitfaden für den ersten Theil der Geschichte desselben.

In dieser alten Handschrift heißt es:

„Zu jener Zeit, als Markgraf Heinrich, der Sohn Wiprecht II., im Osterlande und Südthüringen gebot, lebte eine edle kinderlose Wittwe ohne Erben. Sie wohnte auf ihrem Besitz, der Reß genannt, bei einer Capelle und hatte angefangen, „alle Ehre der Welt zu verschmähen und alle Wollustbarkeit für Nichts und aber Nichts zu schätzen". Der Entschluß, den Heiland zum Erben einzusetzen und einen Orden nach der Regel des heiligen Augustin zu stiften, erfüllte das Herz der Matrone; sie offenbarte sich einem Blutsfreunde und Anverwandten, dem Ritter Bernhard (von Ebondershausen), welcher dem Schlosse Camburg vorstand, und bat ihn, ihr ein Mithelfer zur Ausführung ihres Vorsatzes zu sein. Dieser bewog den Markgrafen Heinrich und seine Gemahlin Bertha, aus dem Hause Gleisberg (Glizberg**),

*) Vom Pastor August Moser mit Bemerkungen herausgegeben bei J. Webel in Zeiz, 1833.

**) Die alte Cunitzburg bei Jena.

ihre fürstliche Besitzung, „da sie mit fürstlichen Erben nicht begnadigt wären", dem Herrn zum Erbe zu geben und Cuniza's Vorsatz, eine christliche Kirche zu bauen, durch Zuwendung eines Waldes zu unterstützen. Die noch darüber vorhandenen alten Handschriften sagen: Darauf haben diese sowie der Graf Sizo*) und dessen Gemahlin Bysia (Bertha's Schwestertochter), welchen der dritte Theil des der Cuniza zugedachten Waldes erblich zustand, „den Wald Gott zum Opfer gebracht und die Hände zu Händen sich gegeben, dem Opfer der Frau und ihren Bitten Genüge zu thun".

Darauf ist Cuniza mit ihrem Blutsfreunde Bernhard und mit ihrer Gesellschaft zu Fuße in den geschenkten Wald gezogen und hat trotz aller Schwerlichkeit „nach einer bequemen Stätte gesucht, wo man Gott dienen und eine Hütte für die Brüder nach Geschick des Herrn schier aufrichten könne". Da fand sie in einem Schäferhause einen Einsiedler Sigbodo, hielt das für ein Wunder, versammelte ihr Hausgesind' daselbst, räumte mit Feuer den Boden vom Holze und baute „an dieser allerlustbarlichen Stätte bei einem lieblichen Baum, am Ausfließen eines Baches, mit dem alten Namen Lußnitz benannt, den Menschen wahrlich unbekannt, allein den wilden Thieren und ungezähmten Bestien kund", ein Haus von Holz und einen Altar (1116?).

Dann ritt sie auf einem Esel aus, um „Ettliche zu erbitten, diese neue Stiftung auswendig aufzurichten und Ettliche, da inwendig Gott zu dienen", und hat in der Stadt Halle etliche Jungfrauen gefunden, „deren wahrlich neun gewesen", und diese dem Kloster zugeführt und eine derselben, mit Namen Mechthildis, zur Magistrin gesetzt.

Als nun das Haus vollendet war, suchte sie einen Hüter der Kirche und hörte von einem Leupold von Apolda, einem Manne, „ehrlich von seinem Gerüchte und vielen Tugenden". Zu ihm verfügte sich Cuniza, aber erst „durch lange Bitterei" ward er bewegt und nahm (1117) die Stelle als erster Propst und Gubernator des von der Domina mit sechs Hufen Landes zu Rißen, zwei und einer halben Hufe zu Hohenstein und einem anhängenden Walde zugeeigneten Hauses an. Hiernach hat auch Cuniza „ihr weltlich Kleid geistlich verwandelt, und wenn sie auch sonst pflegte lustig zu gehen vor der Welt in kostbarlichen edlen Perlen, so diente sie nun in verworfenen Kleidern den Armen".

Am 8. October (das Jahr ist unbekannt) wurde die Kirche von dem Bischof Udo von Naumburg**) „der Ehre Gottes und der heiligen Gebärerin (Mariä) geweihet und zu aller Betrübung der Lästerer und Schänder bestätigt und mit Bannen befestiget", auch vom Erzbischof Wichmann zu Magdeburg***) mit löblichem Ablaß begnadigt.

Kurz nach der Weihung starb Cuniza und wurde in der Kirche begraben. Ihr Blutsfreund Bernhard, der bei dem Schlosse Hayn (jetzt Hainspitz) ein Vorwerk (jetzt Klengel) besaß, nahm sich des Klosters und „seiner lieben neun Nonnen" sehr an, erhielt die Bestätigung als Schutzherr und übergab seine Tochter Adelhaid dem Dienste des Ordens. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Heinrich der Schutzherr des Klosters; jedoch hatte ersterer, da es an Raum zur Erweiterung des letzteren gebrach, noch bei Lebzeiten eine bequemere Stätte gesucht, eine neue Kirche gebaut und derselben zur Unterstützung einen Zehnten zugeeignet.

Im Jahre 1137 bereits ward die Zelle St. Marien zu Lußnitz durch die Hand des Ritters Bernhard von Shondershausen dem St. Peter in Rom überantwortet, infolge dessen Papst Innocens II. 1148 das Kloster gegen einen in die Stadt Bisantia (jetzt Besançon) zu entrichtenden Zins in Schutz nahm und dem Stuhle Roms zueignete. Der Ueberbringer dieses Schutzbriefes, welcher sich zugleich noch auf andere 9 Klöster (zu Dornburg, Jena, Lobeda, Jägersdorf, Roda, Schlöben, Gleine, Petersberg und Burglin) erstreckte, war Bernhards Schwager, Propst Conrad.

Nach 20jähriger Wirksamkeit (1137) starb Propst Luipold. Man fand und wählte einen andern Propst regularen Ordens, mit Namen Wulfer (Wölfer) im Haine Schloben*), einen ernsten Mann mit gutem Namen und geistlichem Wesen. Derselbe hatte eine Schwester, Limpurga, in dem Jungfrauenkloster Drüböcke (Driebeck in der Grafschaft Wernigerode), welche im Lußnitzer Kloster den regularen Personen vorgesetzt wurde. Hier aber suchte sie die Nonnen zu bereden, die leichtere Regel ihres frühern Klosters, des Ordens Sancti Benedicti, anzunehmen, und da ihr solches nicht gelang, so schied der Propst nach vier Jahren mit seiner Schwester aus dem Kloster, von Unwillen bewegt über den vereitelten Plan (1141).

Ihm folgte Hillebrand aus dem Augustinerkloster vom Neuenwerk vor Halle, welcher im Jahre 1150 im Münster gegen Mittag einen Altar erbaute, der von Berengarius, Bischof zu Meißen, mit Verwilligung des Bischof Berthold zu Naumburg unter Assistenz von Bartholomäus und Anastasius, am Tage Sancti Steffani (7. Januar) geweiht wurde (1157).

Dieser Propst sammelte zur Vollendung des Klosters in Städten und Dörfern, auf Gassen, Wegen und Stegen, an Höfen und in Schlössern, bei den Räthen der Fürsten und Bischöfe, bei den Händlern und Landtagen viele Almosen; es verdroß ihn nicht, sich unter die Hochzeiten zu mischen und edle Matronen anzusprechen, selbst wenn er nur Mäntel, Tischtücher, Handquelen, Kissen und anderes Hausgeräthe empfing. Dafür baute er das Kloster weiter aus, fügte es dem Münster an und mehrte und verbesserte die Aecker; das alte Holzhaus aber wurde abgebrochen und die Gebeine der Stifterin und des ersten Propstes wurden gesammelt, jene Cuniza's vor dem Altar Petri und die Luipold's vor dem Altare des heiligen Kreuzes begraben.

Aber dieser würdige Propst forschte nicht allein nach Almosen, sondern auch nach heiligen Gebeinen, zog nach der mit heiligen Knochen reich begnadigten Stadt Köln und nachdem er „mit hitzender Begier" in der Stadt der eilftausend Jungfrauen angekommen, hat er daselbst „etwas Fruchtbarliches" gesprochen, worauf die Jungfrauen der Kirche zwei Leichname, Miricus und Foramina, aus dem Schreine hervorbrachten und sie dem Bittenden opferten und schenkten. Mit diesen ist er heimgezogen und hat sie auf dem hohen Chore niedergelegt und im Altare eingeschlossen, auch mit Schlössern verwahrt, um „die mit Benedeiung überkommenen wunderthätigen Heiligen zu erhalten".

Nachdem er dies Alles vollbracht, wurde das vollendete Kloster von Udo II., Bischof von Naumburg, geweiht. Dies geschah 1180 und das Kloster erhielt nun den Namen: „Marienstein".

Nach 40 Jahren treuer Verwaltung starb der Propst Hillebrand (den 31. December 1181) und ward im Münster neben Luipold bestattet. Ihm folgte Berthold, seines Landes ein Schwabe und Pfarrer in Perdorf (3 Stunden von Laußnitz). Derselbe starb jedoch nach zwei Jahren und wurde am Altare der Cäcilia beigesetzt (1184).

Nach diesem kam Einer aus dem Kloster St. Moriz zu Naumburg, aber „derselbe hat die Regel eines göttlichen Lebens ganz vertreten, sich übel gehalten und zwei Jahr in großer Gefährlichkeit gesessen", weshalb er (1200?) aus der Kirche gestoßen und aller Ehren beraubt wurde. Er hieß Albero (Adalbert), verschwendete die Güter des Klosters

*) Geschlecht der Herren von Schwarzenburg.
**) Sohn Ludwig des Springers.
***) Schwestersohn Conrad des Großen, Markgrafen von Meißen.

*) Jetzt Schlöben, dem Herrn von Hardenberg gehörig, wo ein Kloster war.

und hielt es mit den Nonnen, aber nicht mit dem Amte, so daß ihm „sein Gedächtniß nicht zu gute gehalten wird".

Sechs Jahre blieb das Amt des Propstes unbesetzt; dann wurde auf Anrath Hedwigs, Tochter Albrecht des Bären und Gemahl Otto des Reichen, Marquard von Petersbergau (jetzt Petersberg bei Eisenberg), ein Mann „ordigen Lebens und vollkommenen Alters", zum Propste erwählt. Er war „in der Kirche der Erste und Letzte und in Weise und Forma des Singens förderlich den Schwestern".

Aber wegen der in verlaufener Zeit überhand genommenen Sünden verhing der Herr eine Strafe über die Kirche und im Jahre 1212*) ist ein Feuer gekommen und hat das Kloster verbrannt und „ausgetilget mit unbändigem Anzünden". Auch ein Bruder und eine Schwester verbrannten dabei, aber der hölzerne Sarg mit den beiden heiligen Jungfrauen Mirici und Foraminä blieb unversehrt."

Ob zwischen den in der alten Handschrift erwähnten Sünden und der Bitte des Schutzherrn Heinrich (der das Kloster oft besuchte und bewohnte), „ihm den demselben willig viel zugefügten Schaden zu verzeihen", ein Zusammenhang anzunehmen ist, welcher die Ehrbarkeit der unter dem berüchtigten Propste Albero bereits verdächtig gewordenen Nonnen bezüchtigt, möge dahin gestellt bleiben. Genug, er beschenkte die Stiftung reichlich, und 5 Jahre nach dem Brande, also ohngefähr 100 Jahre nach der ersten Gründung, erstand das Kloster mit der Kirche, letztere im edlen romanischen Style, von Neuem aus der Asche und wurde 1217 von Conrad, Bischof zu Halberstadt, wieder geweiht. Heinrich, der Schutzherr, aber baute 1219 die Capelle gegen Mitternacht am Ende des Kirchhofs, welche am 7. September dieses Jahres von Berthold, Bischof zu Naumburg, „in die Ehre der göttlichen Jungfrau Mariä, der heiligen Dreifaltigkeit, der Apostel Philippi und Jacobi, St. Egidy und aller Heiligen" geweiht wurde und starb dann mit seiner Hausfrau Mechthildis im selbigen Jahre.

Als Alles dies geschehen, gab Propst Marquard nach 18jährigem Amte „wegen großer Beschwerde seines Leibes sein Amt auf" und auf bischöflichen Befehl wurde Conrad, Pfarrer zu Borstendorf (im Amte Augustusburg in Sachsen), als Propst gewählt, welcher zwar „die ihm befohlene Kirche hitzlich liebte", aber nach zwei Jahren starb.

Ihm folgte Rupert aus Petersberge (Petersbergau bei Eisenberg oder Peters- sonst Lauterberg bei Halle?), welcher sehr streng auftrat und gewisse Fragen, namentlich auch die des „zweifältigen Kleides" aufstellte. Es hatten nämlich Etliche „in Demuth ohne Condition und Unterschied" ein schwarzes Kleid getragen, während die Meisten weiße Kleider trugen. Auf des Bischofs Befehl sollten sie sich jedoch einträchtig ein und dasselbe Kleid erwählen, und da „der wenigere Theil im schwarzen Kleide erfunden wurde und der größere sein weißes behalten wollte", so wurde das letztere eingeführt.

Hier verläßt uns die oben erwähnte alte Handschrift; jedoch andere Quellen lassen noch einiges Licht über das weitere Schicksal des Klosters fallen.

Dasselbe besaß 4 Vorwerke, zu Lußnitz, St. Gangloff, Rauschwitz und Greitzschen an der Gleise, mit 311 Acker Feld und 85 Wiese; außerdem bedeutenden Wald, eine Schäferei, 2 Mühlen, 4 Teiche, 30 Acker Weinberge, die Gerichtsbarkeit über 13 Dörfer nebst reichen Zehnten, Zinsen, Lehngeldern und Frohnen in vielen Orten.

1525 wurde es unter dem Vorsteher Heinrich von Mühlheim säcularisirt und die Nonnen erhielten bis zum Tode das Pfründenbrot. Im Munde des Volkes schreibt man den allmäligen Verfall der schönen Kirche dem Bauernkriege zu, allein aus den Eisenberger Amtsacten geht das Gegentheil hervor. 1567 klagt der Pfarrer Roder über Baufälligkeit der Kirche und bittet um Instandsetzung des hohen Chors. 1569 fand eine Visitation die Kirche und den Gottesacker „ganz böse baufällig und von zahmen und wilden Schweinen unterwühlt". — 1571 berichtet Eustachius von Draxdorf über den Zustand des Daches, wonach die Leute während des Gottesdienstes vor Regen und Schnee nicht geschützt seien. Hierauf ordnete Herzog Johann Wilhelm eine Besichtigung durch den Schößer zu Eisenberg an, damit dieselben nicht vollends eingingen, „sondern zur Erhaltung groß unkost's in Besserung gerichtet würden".

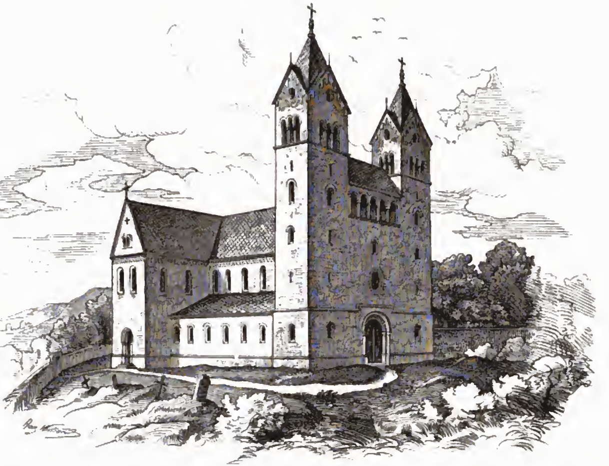
Aber es muß kein rechter Ernst dahinter gewesen sein, denn im Jahre 1575, also 50 Jahre nach der Säcularisation, vermauerte man, da die Kirche für die kleine Gemeinde zu groß war, den hohen Schwibbogen, schied dadurch das Langschiff ab und richtete „den vornehmsten hintersten Ort", d. h. Querschiff und Sanctuarium zur Dorfkirche ein. Das Langschiff ging nun natürlich seinem Verfalle immer schneller entgegen und hieß im Volke „die wüste Kirche", während man den zum Gottesdienste benutzten Theil „das Himmelchen" nannte.

1648 stand der Thurm noch, wurde jedoch 1678 mit der wüsten Kirche abgetragen. Ein 1682 projectirter Thurmbau blieb unausgeführt und 1696 begnügte man sich, über dem nördlichen Quadrate des Querschiffs eine thurmartige Vorrichtung für die Glocken herzustellen, welche 1792 wieder abgetragen wurde und einem andern Thurme weichen mußte. Später ward ein Theil der Schule auf den Grund des einstigen Langschiffs gebaut, und so ist jenes schöne Bauwerk aus der Blüthezeit des deutsch-romanischen Baustyls theils verfallen, theils verstümmelt und verpfuscht der Gegenwart überliefert worden. Nicht ganz mit Unrecht wirft man dem Protestantismus die geringe Pietät für die überlieferten Denkmäler der Vorzeit und die geringe Sorgfalt für die würdige Ausstattung und Erhaltung ihrer Gotteshäuser vor. Auch die Kirche zu Laußnitz ist ein Beweis dieses Vorwurfs, aber desto erfreulicher ist es, daß das gegenwärtige Geschlecht, nachdem der Rest der alten Kirche für die nach und nach auf fast 3000 Seelen gewachsene Kirchfahrt nicht mehr ausreichte, das Erbtheil der Vergangenheit im alten Style wieder herzustellen beschloß. Die Ueberreste der alten Kirche und die Aufdeckung des Grundes, so wie viele Bruchstücke von Ornamenten, Bogen und Pfeilern ließen die ursprüngliche Anlage genau erkennen und ergaben folgende Resultate:

Das Mittelschiff besteht, von der westlichen Vorhalle aus, aus 5 gleichen Quadraten; 3 fallen auf das Langschiff und 2 genau auf die Axen der Mauern. Eines nimmt die Durchschneidung des Querschiffs und eines die Chornischen ein. Die fünftheilige Eintheilung der ganzen Kirche entspricht der Anordnung der 5 Pfeiler im Schiffe. Die Seitenschiffe haben die Hälfte der Seite des Quadrats zur lichten Weite und das Querschiff enthält in seiner ganzen Länge 3 solcher Quadrate. Die Thurm- (West-) Seite ist in 3 gleiche Theile getheilt, wovon einer die Vorhalle im Lichten und jeder der beiden Thürme einen in's Quadrat einnimmt. An der Süd- und Nordseite zeigen sich Bogenfriese und die 4 Triumphbogen in der Durchschneidung des Kreuzes haben die Seite des aus dem Grundrisse entstandenen Quadrates ein und ein halbes Mal zur Höhe und correspondiren mit der Höhe der äußeren Fensterbogen. Die kleineren Bogen zwischen den Quer- und Seitenschiffen, sowie die Umfassungsmauern der Seitenschiffe haben Dreiviertel der Seite des Quadrates und die beiden Chornischen im Querschiffe die ganze Seite desselben zur Höhe.

Aus diesen, durch einen noch vorhandenen Grundriß versinnlichten Resultaten ließ sich der Bau selbst darstellen, wie er theilweise noch besteht, muthmaßlich der Hauptsache nach gewesen ist oder gewesen sein muß und wie er annähernd in demselben Style neu errichtet werden wird. Die beifolgende Perspective möge die Stiftung der edlen Cuniza

*) Donnerstags im Monat März in der Mitfasten.



dem lieben Leser auch im Aeußern vor das Auge führen und ihm Veranlassung geben, im Geiste an jene Schwelle zu treten, wo ihm das Bild menschlichen Strebens mit den verschiedenen Zügen von sieben Jahrhunderten zuruft:

„Die Werke der Menschen kommen und gehen, aber der ewige Baumeister bleibt unverändert derselbe! Unsere stolzesten Baue mögen dem Loose der Wandelbarkeit verfallen, wenn nur die Gottesidee in ihrer Reinheit nicht mit verfällt und untergeht!"

Altenburg. **Richard Claß.**

Die Entstehung des Plauenschen Grundes.

a) Syenit.

Dicht an den Pforten des herrlichen Felsenthales, welches die Weißeritz zwischen Plauen und der König Friedrich-August-Hütte durchfließt, hat Vulcan seine Werkstätten aufgeschlagen, gleichsam als Symbol, daß man ihm die Entstehung des Plauenschen Grund ganz vorzugsweise zu verdanken habe. Mit einem geognostischen Hammer versehen, den man in der Schmiedewerkstätte des Dorfes Plauen in vorzüglicher Qualität zu finden pflegt, treten wir von hier aus unmittelbar in das Gebiet des Syenites ein, um ihn erst nahe der König Friedrich-August-Hütte wieder zu verlassen.

Der Syenit, als Dresdener Pflasterstein wohl bekannt, ist im Wesentlichen ein körniges Gemenge von gemeinem Feldspath und von Hornblende. Der erstere, entweder weiß oder röthlich, oft fleischfarben, hat nach zwei unter einander rechtwinkeligen Flächen einen ausgezeichneten blätterigen Bruch, während die Hornblende bei einer dunkelgrünen bis schwarzen Farbe einen blätterigen Bruch nach zwei unter sich sehr stumpfwinkeligen Flächen wahrnehmen läßt. Außer diesen zwei Hauptbestandtheilen findet man in dem Syenit des Plauenschen Grundes nicht selten noch einen schiefwinkelig brechenden Feldspath von weißlichgrauer Farbe, den Oligoklas, sowie eine Anzahl anderer Mineralien, welche zum großen Theile durch die Thätigkeit des Herrn L. Zschau und anderer Freunde der Mineralogie in Dresden in dem letzten Jahrzehnt entdeckt worden sind. Außer Glimmer, Chlorit, Quarz und Epidot, Titanit und Titaneisenerz, Kupferglanz und Kupferkies, Rothkupfererz und Malachit, Scheelspath und Schwerspath, Kalkspath, Arragonit und Apatit, Turmalin und Beryll, Laumontit und Desmin verdient vor allem das Vorkommen des Orthit und des Malakon hier hervorgehoben zu werden. Durch das Auftreten dieser beiden Mineralien in unserem Syenit ließ sich die Aehnlichkeit desselben mit dem Zirkonsyenit des südlichen Norwegens am Schärfsten nachweisen.

Der Orthit, welcher jene seltenen Metalle Cer, Lanthan und Didym enthält, die wohl den Wenigsten kaum dem Namen nach bekannt sein dürften, erscheint in dem Plauenschen Grunde am häufigsten in gangartigen Bändern eines feldspathreichen Gesteins, welche gegen den Syenit in der Regel keine scharfe Begrenzung zeigen, oder in deren unmittelbaren Nähe im Syenit selbst. Man findet von ihm sehr vollkommene Krystalle, mit deutlichen Endflächen, von der Form des Epidot. Ihre Farbe ist braunschwarz, der Bruch ist muschelig. Die den Orthit um-

schließenden Mineralien, Feldspath und Quarz, haben stets ein von dem Orthit ausgehendes strahlig-stängeliges Gefüge angenommen, wodurch seine Anwesenheit leicht verrathen wird.

Diesem Funde hat sich seit einigen Wochen ein anderer angereihet, indem der *Polykras*, welcher die noch selteneren Metalle Niobium oder Pelopium enthält, wie in dem Syenite von Hitteröe in Norwegen, auch in den Plauenschen Grunde erkannt worden ist.

Alle hier genannten Mineralien mit Ausnahme des Laumontit und Desmin, sind in dem Bruche gegenüber dem Forsthause auf dem linken Ufer der Weißeritz gefunden worden und wohl auch fernerhin noch hier zu finden, wozu die Aufmerksamkeit der dortigen Steinbrecher sehr behüflich sein kann. Eine Anzahl derselben kam gleichzeitig auch in dem jetzt verlassenen Güntherschen Bruche vor, der an dem rechten Ufer der Weißeritz, nahe unterhalb einer nach Gittersee führenden Brücke liegt und in welchem ein ähnlicher gangartiger Zehren unterhalb Meißen an dem linken Ufer der Elbe über Meißen, Plauen, Gamighügel bei Leubnitz, Kauscha, Lockwitz, Dohna und Gottleuba bis Niedergrund in Böhmen zu verfolgen ist, wo sie die Elbe überschreitet.

Syenit ist ein massiges, mehr oder weniger unregelmäßig zerklüftetes Gestein, welches niemals deutlich geschichtet auftritt, sondern nur ausnahmweise, wie in der Nähe des Forsthauses an dem rechten Weißeritzufer, eine plattenförmige Absonderung zeigt.

Daß solche, meist enge, an den Absonderungsflächen des Syenites wahrnehmbare Klüfte zu einer störenden Ansammlung und Ausscheidung von Wasser im Innern des Felsens *keine* Veranlassung geben können, wie man dies früher theilweise gefürchtet hatte, hat sich wiederum bei der Anlage jener acht, 100—112 Ellen langen Felsenkeller der Brauerei im Plauenschen Grunde, gezeigt, welche — vielleicht die einzigen großartigen Felsenkeller im Syenit — sich als voll-



Granit auftritt, wie in dem vorher bezeichneten, jetzt klassischen Bruche an dem Forsthause.

Krystalle des Titanit von einem Zoll Durchmesser und einige andere der genannten Mineralien sind aus den Felsenkellern der Brauerei im Plauenschen Grunde herausgeführt worden. In keinem Falle steht aber das Vorkommen des Titanit und Orthit in dem Syenit des Plauenschen Grundes mehr vereinzelt da, nachdem man in dessen Fortsetzung in nordwestlicher Richtung, wie namentlich in der Nähe von *Seligstädt*, nordwestlich von Wilsdruff, und zwischen *Garsebach* und *Robschütz*, in dem Triebischthale beide Mineralien wiederholt aufgefunden hat. Ihr dortiges Vorkommen, verbunden mit allen anderen Charakteren dieser Syenite zwischen dem Triebischthale bei Meißen und dem Plauenschen Grunde bei Dresden, weisen auf einen directen Zusammenhang des Syenites zwischen beiden Gegenden hin, den man wiederum nur als ein Glied jener *Kette von Syenit und altem Granit* betrachten kann, die in der Richtung von Nordwest nach Südost aus der Gegend von kommen trocken und in jeder Beziehung brauchbar zur Aufbewahrung der dortigen vorzüglichen Producte bewährt haben.

Syenit ist eins der ältesten und festesten krystallinischen Massengesteine, die in dem frühesten Zustande unseres Planeten, zu einer Zeit, wo derselbe noch nicht von organischen Wesen belebt war, aus dem Innern desselben hervorgedrängt worden sind. Sein Alter überragt jedenfalls noch das des Granit, nach welchem an anderen Orten durch Aufnahme von Quarz ein wenigstens scheinbarer Uebergang vermittelt wird. Wie in dem Plauenschen Grunde, beobachtet man anch in anderen Gegenden, namentlich in den Umgebnngen von Meißen, mehrfach *Gänge von Granit in dem Syenit*, jedoch nicht umgekehrt Gänge von Syenit in dem Granit. Die innige Verschmelzung jener Granitgänge im Syenit der vorherbezeichneten Brüche des Plauenschen Grundes macht es wahrscheinlich, daß der letztere noch nicht vollkommen erstarrt war, als sich Granit, und zwar, wie wir wahrnehmen müssen, im feuerflüssigen Zustande in ihn eingedrängt hat.

Erinnert doch selbst das oben beschriebene Vorkommen des Orthit auffallend an eine ähnliche Zerklüftung des Glases durch eine in Sauerstoffgas verbrannte Stahlfeder, deren Verbrennungsproducte hier und da in der Wand der Glasflasche einschmelzen.

Welch einen Grad der Hitze und welchen Zustand der Flüssigkeit, vielleicht theilweise einen mehr zähen, wir diesen krystallinischen Gebirgsarten zuschreiben sollen, kann hier nicht erörtert werden; wahrscheinlich wird es jedoch, daß die aus dem Lichtloche Nr. IX. des Elbstollns in der Nähe der Bergschmiede bei Pesterwitz hervorgezogenen Feuchtschiefer durch Einwirkung von noch heißem Syenit auf Thonschiefer entstanden sind, sowie an anderen Orten ähnliche Producte der Umwandlung des Thonschiefers durch Granit entstanden sind. Wir erinnern an den Feuchtschiefer in dem Wesensteiner Grunde, an den Garbenschiefer von Wechselburg und andere ähnliche Schiefer in der unmittelbaren Nähe des Granites mit deutlichen oder nur in der Bildung begriffenen Krystallen.

Seinen Namen trägt der Syenit von Syene, dem heutigen Assuan in Ober-Egypten, wo ein im Alterthume viel gerühmtes und gebrauchtes Gestein, der Syenit der Alten, vorkommt, welches jedoch seines vorherrschenden Gehaltes an Quarz und Glimmer halber vielmehr zu dem Granit, einem körnigen Gemenge von Feldspath, Quarz und Glimmer, gehört.

Als ein wahrer Syenit hat sich dagegen ein Gestein am Sinai erwiesen, weshalb man in neuerer Zeit wiederholt vorgeschlagen hat, den Syenit, oder jenes Gemenge von Feldspath und Hornblende, wie es im Plauenschen Grunde auftritt, lieber als Sinait zu bezeichnen, welcher Name indeß den nun eingebürgerten älteren Namen nicht leicht verdrängen wird. —

b) Basalt.

Der Steinbruch bei der Königsmühle an dem südlichen Ausgange des Tunnels hat schon seit einem Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Mineralogen auf sich gezogen und fesselt noch heute selbst das Interesse des Laien, welcher von einer anderen, unmittelbar gegenüber gelegenen einladenden Stelle aus, die Hämmer der Mineralogen dort erklingen hört*). Die hohe schroffe Syenitwand (S. S.) wird von zwei schwärzlichen Gesteinsadern oder Gängen (B. B.) durchzogen, von denen der eine drei Fuß, der andere nur einen Fuß dick (oder mächtig) ist, und die in einer gewissen Höhe scharf abschneiden, um in geringer Entfernung daneben bis zu dem oberen Rande der Felswand fortzusetzen. Professor B. v. Cotta hat ihr Verhalten in seinen geognostischen Wanderungen, Bd. 1, schon 1836 sehr treu beschrieben. Die Grenzen beider Gänge gegen den Syenit sind vollkommen scharf. Man findet mehrfach größere oder kleinere scharfeckige Bruchstücke von Syenit darin eingeschlossen. An der dem Eisenbahntunnel zugekehrten Felswand treten mannichfache Reibungsproducte zwischen beiden Gesteinen hervor, deren Klüfte zum Theil mit Kalkspath ausgekleidet sind.

Das Ganggestein (B.) enthält in seiner schwärzlich-grauen Grundmasse zahlreiche kleine Krystalle und Körner von schwarzem Augit, grünliche Körnchen eines weichen und milden, serpentin- oder kerolithartigen Minerals und rundliche Ausscheidungen von weißlichem und röthlichem Stilbit. Deutliche Krystalle des letzteren wurden vor Eröffnung der Eisenbahn besonders in den höheren Theilen dieser Gänge gefunden und theilweise dem königlich mineralogischen Museum in Dresden einverleibt.

Das Gestein verdient jedenfalls den Namen „Augitporphyr", wie es v. Leonhard und v. Cotta bezeichnen, und es hat in der That eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Augitporphyr oder Melaphyr des Fassathales in Tyrol. Auch gleicht es auffallend gewissen porphyrartigen Varietäten des Basaltes, wozu es zuerst von Werner 1791 und später von Anderen gerechnet wurde, nachdem es vorher, 1771, von dem verdienten dresdener Mineralogen Chr. Fr. Schulze zu dem Serpentin gestellt worden war.

Das Gestein des Fassathales beansprucht indeß ein höheres Alter als dieses Ganggestein; der Name Melaphyr wiederum, so lange Zeit ganz vorzugsweise für den Augitporphyr des Fassathales gebraucht, ist in der neuesten Zeit von den meisten Geologen mehr auf die weit älteren, wie es scheint meist augitfreien Gesteine übertragen werden, die im Gebiete des Rothliegenden auftreten und für welche, um ferneren Verwechselungen vorzubeugen, der durch Herrn v. Raumer gegebene Name Basaltit der geeignetere ist.

Dagegen brauchen wir nicht anzustehen, das in dem Plauenschen Grunde auftretende Gestein dem wahren Basalte zuzugesellen, dessen porphyrartigen Abänderungen es nicht nur gleicht, sondern mit welchem dasselbe auch eine gleiche Zeit seiner Entstehung hat. Bevor wir diese erweisen können, setzen wir unsere Wanderung in dem Plauenschen Grunde noch etwas weiter fort, um später hierher zurückzukehren.

Aehnliche Gänge, wie hier, sind an dem linken Ufer der Weißeritz noch unterhalb Döltzschen (Tetschen) bekannt, ein anderer in der von der Brauerei zum Felsenkeller an dem rechten Gehänge sich emporziehenden Schlucht dicht an dem dortigen viel bestiegenen Fußpfade, und diese haben in früheren Zeiten mehrfach zu Nachforschungen nach Gold und Silber Veranlassung gegeben, welche edlen Metalle jene Deutschland durchziehenden Italiener unter den Felsen des Plauenschen Grundes vermutheten.

Bei Sprengung der Felsenkeller an den Gebäuden der jetzigen Brauerei, welchen die weit bescheidenere Grassi's Villa hat weichen müssen, wurde in dem vorletzten Keller ein ähnlicher Gang durchfahren, ein anderer, nördlich vom Forsthause an dem rechten Gehänge der Weißeritz in einem seit Vollendung der Eisenbahn verlassenen Syenitbruche gelegener, war schon früher zum Vorschein gelangt. Wahrscheinlich steht aber auch die in dem vorhergehenden Abschnitte schon erwähnte plattenförmige Absonderung des Syenits in der Nähe des Forsthauses mit dem Auftreten dieser Basaltgänge in naher Beziehung. Wenn man sich daran erinnern will, wie man in China ein massiges Gestein durch ein Feuer, das auf dessen Oberfläche angezündet wird, künstlich in dünnere oder stärkere Platten, je nach der stärkeren oder schwächeren Einwirkung der Hitze, absondern läßt, so findet man in einer späteren Erwärmung des Syenites dieser Gegend wie es scheint eine genügende Erklärung für seine plattenförmige Absonderung in dieser Gegend.

Zu Werners*) Zeit war es der wichtigste Streitpunkt, ob Basalt auf heißem oder nassem Wege entstanden sei. Der Streit ist zu Gunsten der feuerflüssigen (plutonischen oder vulkanischen) Natur des Basaltes endgiltig entschieden worden. Die aus noch thätigen Vulkanen im geschmolzenen Zustande herausgeflossenen augitischen oder basaltischen Laven lassen oft eine vollkommene Identität mit den älteren eigentlichen basaltischen Gesteinen erkennen, so daß die auch neuerdings hier und da wieder auftauchenden Ansichten extravaganter Neptunisten gerade an diesem Gestein scheitern müssen und stets scheitern werden, wenn sie auch eine Zeit lang im Stande waren, den Laien und selbst manchen Fachmann zu blenden.

Diesem Basalt gerade verdankt unser schönes Felsenthal seine Entstehung. Wie überhaupt die

*) Vergl. hierzu den Holzschnitt auf S. 97.

*) Abraham Gottlob Werner, geb. am 25. September 1749 zu Wehrau in der Oberlausitz, gest. den 30. Juni 1817 zu Dresden.

schönsten und großartigsten Partien der Erdoberfläche das Product einer erhöheten inneren Thätigkeit unseres Planeten sind, die Folge der Erhebung und Zerspaltung vorhandener Gebirgsmassen durch plutonische oder vulkanische Kraft, so auch der Plauensche Grund. Während in dem böhmischen Mittelgebirge und in dessen Fortsetzung bis in die Gegend zwischen Rumburg und Zittau basaltische Massen und Klingsteine oder Trachyte während und bald nach der Ablagerung der Braunkohlen, in der sogenannten Tertiärzeit, ihren Ausgang tief aus dem Innern der Erde gefunden haben, wurden gleichzeitig auch die unserer Gegend näher gelegenen Basaltberge der sächsisch-böhmischen Schweiz, der Cottaer Spitzberg, der Wilisch bei Kreischa und der Landberg bei Tharand geschaffen. Im Gebiete des Quadersandsteins ist hierdurch die früher zusammenhängende, sehr mächtige Decke desselben an vielen Orten der eben bezeichneten Gegenden zerspalten und durchbrochen worden, ja mehrfach steil aufgerichtet und sogar überstürzt. In ganz ähnlicher Weise konnte zu jener Zeit auch eine Einwirkung des Basaltes auf den Syenit des Plauenschen Grundes stattfinden.

Ruhig hatten sich Quadersandstein und Pläner über dem Syenit des Plauenschen Grundes aus Meeresgewässern abgeschieden, ruhig war in anderen Gegenden Sachsens sogar der größte Theil der Tertiärformation mit ihren hochwichtigen Braunkohlenlagern entstanden, noch immer war dieses Felsenthal noch nicht geschaffen. Da aber erhebt sich der kühne Basalt, um gleichzeitig in ganz Deutschland sich Terrain zu verschaffen. Ueberall ist der Boden unterminirt und keck und siegreich durchbricht er an den verschiedensten Orten die Reihen der in zahllosen Jahrtausenden aufgeschichteten Gebirgmassen. Mit den plötzlich emporgetriebenen Kegeln des böhmischen Mittelgebirges und der vorher genannten Berge in unserer Nähe reißt auch die Spalte auf zwischen Plauen und der König Friedrich-August-Hütte oder der heutige Plauensche Grund, in welchem die Weißeritz jetzt ruhig uns zufließt.

(Schluß folgt.)

Der Brunnen der heiligen Elisabeth.

Unter der Wartburg nach Eisenach zu befindet sich eines der Denkmäler, das an die fromme Landgräfin Elisabeth, Gemahlin Ludwigs VI., erinnert. Als ihr Gemahl im Jahre 1227 mit seinem Bruder Conrad nach Italien zu Kaiser Friedrich II. gezogen war, wandte sie ihre Zeit und Mittel vornehmlich dem Wohlthun und der Pflege der Armen und Kranken zu. Sie baute unter der Wartburg ein Hospital, in welchem sie beständig 28 arme und sieche Menschen in Pflege hatte, die sie meist selbst bediente und abwartete.

Hier ließ sie zugleich einen Brunnen fassen, der ein reines und gesundes Wasser darbietet, welches nur bei langandauernder Dürre ausbleibt. Unsere Abbildung zeigt uns den in den Berg gemauerten Rundbogen und unter demselben das Kreuz, dessen Form ein unleugbares Zeugniß für das Zeitalter seiner Entstehung darbietet.

Die Vortrefflichkeit des Wassers, der Name der Stifterin, die unter die Zahl der katholischen Kirchenheiligen aufgenommen wurde, führten fortwährend zahlreiche Besucher nach dem Elisabethbrunnen. In der Nähe hatte die Stifterin auch einen Garten angelegt, von welchem noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts Spuren, Terrassen und Graben, übrig waren.

Elisabeth aber war die Tochter König Andreas II. von Ungarn und geboren im Jahre 1207. Meister Klingsohr hatte in der Nacht, da sie geboren ward, dieses Ereigniß in den Sternen gelesen. Im Jahre 1211 ließ Landgraf Hermann für seinen Sohn Ludwig VI. um das Königskind werben und die Gesandten brachten dasselbe mit sich nach der Wartburg, wo es mit dem sieben Jahre älteren Bräutigam erzogen wurde. Die Vermählung fand im 15. Lebensjahre der Braut statt. Das junge Paar lebte glücklich — beide hatten gleichen Trieb zum Wohlthun und gleiche Freude an frommen Werken. Die Sage berichtet, daß der Gemahl doch zuweilen den Eifer seiner Gemahlin im Wohlthun zu lebhaft gefunden und meldet unter anderm Folgendes: Eines Tages begegnet die Landgräfin dem Gemahl an der Pforte, wie sie eben einen Korb mit Brot den armen Leuten zutragen will. Rasch wirft sie, um den Anblick dem gestrengen Herrn zu entziehen, ihre Schürze über den Korb. Als der Landgraf dies bemerkt, fragt er, was sie in dem Korbe habe. Unbefangen antwortet sie: Rosen. Und als der Landgraf ihr befahl, die Hülle zu entfernen und sie es thut, siehe, da schimmern zarte Rosen in dem Korbe.

Im Jahre 1223 gebar Elisabeth ihren ältesten Sohn, den nachmaligen Landgrafen Hermann II. Bald darauf unternahm sie mit ihrem Gemahl und stattlichem Gefolge eine Reise an den väterlichen Hof nach Ungarn. Nach der Rückkehr lebte die Landgräfin auf der Wartburg, wo sie noch zwei Töchter gebar, deren jüngste nachmals Klosterfrau in Kitzingen wurde.

Im Jahre 1227 hatte Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug gegen die Saracenen in Palästina unternehmen wollen. Landgraf Ludwig beschloß daran Theil zu nehmen; seinem Beispiele folgten fünf thüringische Grafen nebst vielen Rittern und Herren. Seine Mutter, Gemahlin, Kinder und sein Bruder Heinrich Raspe gaben ihm das Geleite bis Schmalkalden.

Landgraf Ludwig zog mit seiner Schaar von 200 Rossen durch Franken, Bayern nach Italien und traf den Kaiser bei Troja im Neapolitanischen. Sie zogen dann fürder, aber in Otranto erkrankte der Landgraf Ludwig VI. und starb hier im Jahre 1227, am 11. September.

Bald kam die Trauerkunde zur Wartburg. Elisabeths Schwager, Heinrich, ließ der unglücklichen Witwe gar bald fühlen, daß er nunmehr allda Herr sei. Er trieb sie mit ihren kleinen Kindern aus der verwaisten Burg; sie zog nach Eisenach, wo sie aber Niemand in sein Haus aufzunehmen wagte, um nicht den Zorn des Gewaltigen auf sich zu laden. Ja, ein altes Weib wagte es, die ehemalige Fürstin, der sie den Weg vertrat, in den Straßenschmutz zu stoßen. Elisabeth wandte sich daher zu ihrer Verwandten, der Aebtissin von Kitzingen. Sobald indessen Bischof Egbert von Bamberg, ihr Oheim, Nachricht von der trostlosen Lage der frommen Landgräfin erhielt, lud er sie ein, bei ihm eine Zuflucht anzunehmen.

Mittlerweile kehrten des verstorbenen Landgrafen Ludwigs Vasallen und Gefährten mit dessen Gebeinen aus Italien heim und kamen zu dessen Witwe nach Bamberg. Sie vernahmen mit tiefer Entrüstung die schmachvolle Behandlung, welche ihre Herrin von dem Schwager erduldet. Conrad von Vargula, der vertrauteste Freund des Landgrafen Ludwig, begab sich darauf mit anderen Herren zu Heinrich Raspe und setzte denselben zur Rede. Man zwang ihn, der Witwe seines Bruders die Wartburg wieder einzuräumen und ihr einen würdigen Unterhalt zu gewähren.

So kehrte denn die heilige Elisabeth zurück. Allein der Schmerz um den Gemahl, die erlittenen Kränkungen hatten ihr Gemüth wie ihre Körperkraft zu tief erschüttert. Sie wandte sich daher bald nach Marburg, wo der damals hochberühmte Conrad durch frommen Wandel und beredte Predigten trostbedürftigen Seelen eine Stütze war. Elisabeth stiftete in Marburg ein Hospital, worin sie selbst eine rast-

lose Thätigkeit entwickelte, nächstdem aber auch den Armen fleißig Spenden zukommen ließ.

Vier Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, im Jahre 1231, beschloß Elisabeth ihr Leben, im 24. Jahre ihres Alters. Sie ward in Marburg bestattet und zwar in der nach ihr benannten Elisabethkirche, wo sich über ihrem Grabe ein mit Edelsteinen geschmücktes Denkmal erhob, unter denen mancher köstliche, kunstreich geschnittene, antike Stein sich befand.

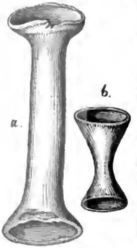
Elisabeth genoß hier zwei Jahrhunderte lang einer großen Verehrung; allein auch in dieser ihrer irdischen Ruhestätte sollte sie, so wenig wie früher in der Wartburg, nicht ungestört verbleiben. Landgraf Philipp von Hessen ließ in fanatischem Eifer das Grab seiner Ahnfrau öffnen, ihre Gebeine herausnehmen und an ungeweihter Stelle verscharren.

G. Kt.

Miscellen.

Auffindung von Lampen der heidnischen Zeitperiode zu Giebichenstein bei Halle a. S. und Reppen bei Vetschau in der Niederlausitz.

Vor 12 bis 14 Jahren wurden bei Giebichenstein in der Nähe von Halle mehrere Cylinder von röthlicher heidnischer Urnenmasse aufgefunden. Alterthumsforscher in dieser Stadt konnten sich nicht erklären, wozu dieselben gedient haben mochten, da der obere Theil derselben abgebrochen und nicht mehr vorhanden war.



Als die Erdarbeiten bei Giebichenstein zur Anlegung des bekannten Bades Wittekind unternommen wurden, richtete ein thätiger Alterthumsforscher sein Augenmerk auf die Stelle, wo diese Cylinder vor vielen Jahren gefunden wurden und es gelang ihm, einige vollständige Exemplare derselben zu erlangen, welche dort zwischen heidnischen Urnenschalen lagen. Jedenfalls dienten sie als Lampenuntersetzer. Die ganze Höhe dieser Gefäße (a) ist 7 Zoll, das cylinderartige Stück in der Mitte ist 5½ Zoll und hat 1½ Zoll Durchmesser. An beiden Enden des Cylinders befinden sich überstehende schalenartige Aufsätze von 2½ Zoll Durchmesser, welche ungefähr 1 Zoll ausgetieft sind und besonders dazu gedient zu haben scheinen, etwas darauf zu verbrennen. Dies erkennt man auch besonders an dem einen Aufsatz, welcher ganz schwarz ausgebrannt und dadurch porös geworden ist, während der entgegengesetzte Aufsatz seine röthliche urnenartige Farbe behalten und gleichsam als Fuß gedient hat. Das cylinderartige Stück in der Mitte hat eine noch hellere rothe Farbe, so daß es angestrichen zu sein scheint.

Fast zu derselben Zeit wurde bei dem Bau der Berlin-Cottbusser Chaussee ein ähnliches, aber viel kleineres Gefäß (b) auf dem Gute Reppen bei Vetschau in der Niederlausitz gefunden und mir übersandt. Dieses hat fast dieselbe Gestalt wie das erstere und ist ebenfalls sehr roh geformt von noch gröberer Urnenmasse. Die Höhe ist 3 Zoll. Die Mündung der oberen Oeffnung hat 1½ Zoll Durchmesser und ist bedeutend tiefer, als die untere. Eine Verbrennung scheint auch in diesem Gefäß stattgefunden zu haben, obgleich es seiner Gestalt nach einem Branntweinglase ähnlich ist.

Golßen in der Niederlausitz, im December 1860.

C. U. Schumann.

Der Reiter in den Klosterlausnitzer Buchen.

Altenburgische Sage (s. Nr. 4).

In der Nacht des Neumondes geht Niemand gern in die Klosterlausnitzer Buchen oder auch nur durch ihren Bereich, und wer es kann, nimmt einen anderen Weg, der um die böse Stelle herum führt. Denn in der Neumondnacht reitet ein gespenstiger Reiter mit Halloh und Hussahgeschrei in den Buchen; viele haben gesehen, daß ihm der Kopf fehlt, andere sahen ihn mit einem Jägerhute. Aber auf einem Schimmel reitet er, das ist gewiß. Das ist der Geist eines alten Wildmeisters, der die Bauern geschunden und mit seinem Jagdgefolge ihre Felder verwüstet hat, das Wild zu jagen, und hat sich vermessen, daß ihm weder Gott noch Teufel etwas anhaben könne. Bei seinem Leben schien es auch so, denn es ist ihm Alles geglückt, er hat Ehre gehabt und Ansehen bei vornehmen Leuten bis er zum Sterben gekommen. Da aber ward es anders, denn Gott läßt sein nicht spotten; nun reitet der Jäger in dem Revier, wo er am liebsten war, als er lebte, und seine ruhelose Seele wartet auf ihre Erlösung.

Es ist allbekannt, daß der in Stralsund 1809 der Uebermacht erliegende königl. preußische Major von Schill, Führer einer kleinen Heldenschaar, zu Wilmsdorf bei Dresden geboren ist, wo sein Vater ein kleines Gut besaß. Durch gütige Vermittelung des Hrn. Cand. Albert Lehmann geht uns jetzt eine Notiz aus dem Kirchenbuche zu Possendorf zu, woraus erhellt, daß dem polnischen Oberst-Leutnant Johann George von Schill am 6. Januar 1776 von seiner Gemahlin, einer gebornen von Traglauer, ein Sohn geboren, der in dem Vaterhause von dem Pastor M. Daligovius in evangelischer Weise getauft wurde und die Namen Ferdinand Baptista erhielt. 1.

Sprechsaal.

Das Sachsengrün richtet an die geehrten Besitzer der alten Burgen und Schlösser in den sächsischen Landen eine angelegentliche Bitte, deren Erfüllung allen Freunden vaterländischer Vorzeit zur größten Freude gereichen wird. Es ist dies die Bitte um geneigte Mittheilungen über die in den alten Rittersitzen annoch vorhandenen Denkmäler der Vorzeit. Die Kriegsstürme, die seit dem dreißigjährigen Kriege Deutschland durchrast haben, vernichteten allerdings einen großen Theil der werthvollsten Denkmale. Indessen, es ist trotzdem gewiß noch genug des Merkwürdigen und Werthvollen aufzufinden, was bis jetzt unbeachtet geblieben. Sachsengrün ersucht daher die geehrten Insassen der alten Schlösser, eine Rundschau in ihrem Hause zu halten, und nachzuforschen, wo ein altes Wappen, ein Wahrzeichen, ein architectonisches Ornament an Thür- und Fenstergewänden, vielleicht übertüncht, sich zeigt. Oft birgt sich auf den weiten Bodenräumen das Bild eines alten Vorfahren, das lange Zeit als Verschalung diente und dadurch erhalten wurde. Nicht selten fand man unter altem Gerüll werthvolle Waffenstücke und im alten Eisen kostbare Klingen und Panzertheile. Vor Allem aber sind es die Familienarchive der alten Geschlechter, in denen oft die kostbarsten Urkunden vergessen ruhen, die wichtige Aufschlüsse über einzelne geschichtliche Ereignisse und Thatsachen vergangener Zeiten gewähren. Nächstdem möge man die Sagen und Ueberlieferungen beachten, die sich an gewisse Oertlichkeiten heften, im Munde des Volkes fortleben und dieselben sorgfältig aufzeichnen. Mancher alte ehrwürdige Baum, mancher Felsen, Hügel, Quell, Teich, Fluß oder Bach ist der Heerd einer anziehenden Sage, an manches alte Gemäuer oder einzelnstehende Gedenksteine knüpfen sich Erzählungen aus alter Zeit, die nur den nächsten Nachbarn bekannt sind. 1.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu eine Lithographie: Der Brunnen der heiligen Elisabeth. ☜



Kemnate zu Waltershausen.



Sachsengrund   Druck v. Rau & Sohn, Dresden

Ein Hund zur Sauhatze gepanzert.

Freitag, den 15. Februar.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Ueber Jagd- und Forstwesen in Thüringen.

Das Jagdzeughaus und die Kemnate zu Waltershausen.

Wenn man in dem gothaischen Städtchen Waltershausen, mit 3500 Einwohnern, am thüringer Wald, die Burggasse nach dem Schlosse Tenneberg aufsteigt, so kommt man am Fuße des Burgberges gleiches Namens an zwei Gebäuden vorüber, die in culturhistorischer Beziehung auf Jagd- und Forstwesen von nicht geringer Bedeutung sind. Zuerst führt uns der Weg an dem einen der beiden der „Kemnate", jetzt einer Spielwaarenfabrik, vorüber und in einer Entfernung von 230 Schritten weiter aufwärts nach dem Jagdzeughause, schlechtweg das Zeughaus genannt. Reden wir zuerst von diesem, um über das Jagd- und Forstwesen aus älterer Zeit zu sprechen, um dann auf die Kemnate überzugehen und von dem aus neuerer Zeit Einiges mitzutheilen.

Schon in weiter Entfernung von der Stadt fällt der colossale lange Bau des Zeughauses auf. Es ist jedenfalls eines der reichhaltigsten Jagdzeughäuser, würdig seines Erbauers, eines der leidenschaftlichsten Jäger, von denen uns die Geschichte Kunde giebt, von dem Herzog Johann Casimir von Coburg, der von 1572 bis 1578 unter der Vormundschaft seines Oheims Johann Wilhelm von Weimar und von da ab bis 1633 selbstständig regierte.

Das Haus, zugleich die Wohnung des Waltershäuser Försters, enthält alle möglichen Geräthschaften zur hohen und niederen Jagd, namentlich zu einer Jagdart, die seit 1848 wegen des verminderten Wildstandes nicht mehr geübt wird, der sogenannten eingestellten Jagd. Um dieses gewöhnlich nur fürstlichen Personen zugestandene Vergnügen zu erreichen, bedarf es nicht blos oft mehrere Wochen dauernder Anstrengungen des dienstbaren Jägerpersonals, je nach dem Umfang des Walddistricts, aus dem das Wild auf einen kleinen Raum zum Schuß getrieben werden muß, sondern auch vieler Jagdgeräthschaften, um das beigetriebene Wild immer enger einzukreisen, bis es auf einem freien Raum rings um den improvisirten Jagdpavillon von letzterem aus in Schußweite gejagt wird. Wer kein passionirter Jäger ist, begnügt sich damit, einmal dieses wilde Vergnügen mit angesehen zu haben. Eine der großartigsten solcher Jagden der Neuzeit hielt 1845 auf dem Weißenberg am Inselsberg Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha zu Ehren seiner hohen Gäste, der Königin Victoria von England und deren Gemahl, des Königs von Belgien nebst Gemahlin, des Herzogs von Coburg-Cohari und anderer fürstlichen Personen ab, wobei nach einem bestimmten Jagdreglement unter festlicher Musik Schaaren von Hirschen von den Jägern in Galauniform mit dem Hüfthorn an der Seite den fürstlichen Schüssen zugejagt wurden.

Um es möglich zu machen, daß in wenigen Stunden hunderte von Stücken Wild geschossen werden können, wird dasselbe zur Jagd „eingestellt", nämlich auf einen Raum getrieben, von dem es nicht wieder entweichen kann.

Zu diesem Zwecke werden mehrere Wochen vor der Jagd die um denselben herumliegenden Berge von den Jägern mit ihren Treibern umgangen, das daselbst aufgejagte Wild mehr und mehr nach dem bestimmten Jagdplatz getrieben und dann mit 10 bis 12 Fuß hohen Jagdtüchern, das dunkle Jagdzeug, und das lichte Zeug — beides das hohe Zeug — genannt, umstellt,

damit das Wild nicht wieder zurückflüchten kann. Da, wo bei der Umstellung das hohe Zeug nicht ausreicht, werden die sogenannten Tuchlappen, um das Wild zu „blenden", aufgestellt. Diese bestehen aus roth, gelb und blau gefärbten Stücken Zeug, das fußweit von einander in Brusthöhe an Leinen befestigt und an Baumästchen, oder wo diese fehlen, an „Forkeln" (Bohnstangen mit Aesten) aufgehängt wird, zuweilen auch in doppelter Höhe über einander, wenn die Leine bergab übersprungen werden könnte. Der so eingekreiste Raum wird durch Vorschieben des hohen Zeugs immer enger abgetrieben, bis das Jagen „fest eingestellt" ist, jedoch mit der Vorsicht, daß innerhalb des eingestellten Raumes ein Bach zum Tränken des Wildes sich befindet, weil sonst dasselbe bald verschmachten würde, um so mehr, da es während der Hetzzeit fast nicht frißt, sondern seinen vermehrten Durst häufiger als sonst stillen muß. Nun werden die Tücher und Garne an Stäben, die auf beiden Seiten durch Leinen angezogen sind, festgestellt, so daß innerhalb derselben ungefähr der Raum eines ziemlich großen Marktplatzes mit dem Jagdpavillon oder Schießstand in der Mitte dadurch eingerichtet ist, daß Bäume und Sträucher, die den Schüssen hinderlich sein könnten, entfernt werden. Damit die schaulustige Menge, die z. B. im genannten Jahre (1845) am Weißenberge oberhalb der gemachten Blöße am Berge außerhalb der Schußlinie stand, der Haufen Wild nicht sogleich zu Gesicht bekommt und den Schützen im Pavillon eine Ueberraschung bereitet wird, sind innerhalb des eingestellten Jagens noch besondere Kammern durch das hohe Zeug errichtet, in denen das Wild so lange zurückgehalten werden muß, bis die Jagd angeblasen wird. Die Jäger (und zwar 1845 des ganzen Landes) stehen in Reihe und Glied von den Forstmeistern herab bis zu den Forstgehülfen; denn die Lehrlinge sind ausgeschlossen. Hoch flattern die Büsche, Alles ist von Erwartung voll. Da auf ein Zeichen des ceremoniellen Ober-Jägermeisters ergreifen die Jäger ihre Hörner, eine Jagdweise ertönt durch die Berge, darauf das Hallo und nun stürmen die scheuen Thiere aus den geöffneten Kammern auf den freien Plan, die Musik der Hautboisten schallt vom Orchester am Berge herab, ein Jagdlaquai läßt die gekoppelten Hunde von seinem Gurte los, die nur zum Ueberfluß hetzen, und der erste Schuß knallt in das nächste Rudel Wild. Erschreckt stiebt es nun wieder auseinander, hinweg über das getroffene Thier, das verendend in seinem Blute zuckt und vielleicht noch von dem nächsten Jäger geknickfängt wird. Indem die Herrschaften nach ihrem Range nach einander zum Schuß kommen, wiederholt sich unter dem Jauchzen der Menge, dem Rauschen der Musik, den Hörnersignalen und Hallorufen der Jäger die blutige Scene, bis diese Art Jagdlust gebüßt ist, wobei von dem beigetriebenen Wild noch manches Stück so glücklich ist, seine Freiheit wieder zu erhalten, weil nicht mehr geschossen werden soll. Die Jagd wird abgeblasen, das Getöse verstummt, die Jäger tragen nun die Beute auf Wildtragen (Tragbahren von starkem Filet an zwei Stangen) herbei und legen sie zum Triumph in der Reihe an den Seiten des Weges zum Pavillon. Die Herrschaften besteigen die Carrossen zur Rückfahrt. Die Jäger lagern sich zur Stärkung von der heißen Arbeit des Hetzens um die Bierfässer und die vom Dufte der Würste brodelnden Feuer, die Waldwarte und Holzhauer reißen das hohe Zeug nieder und laden es wieder auf die Jagdwagen.

Das weitläufige Ceremoniel dieser eingestellten Jagd, das wir nur kurz angedeutet haben, ist ein altherkömmliches, wie sich aus den steifen Jagdbildern aus der Zeit des Herzogs Johann Casimir ergiebt, die im Schlosse Reinhardtsgrimma aufgehängt sind und sich früher auf Schloß Tenneberg, als zeitweiligem Jagdhaus des genannten Fürsten, befanden.

Alle Geräthschaften zu den verschiedensten Jagdarten befinden sich nun in dem von Casimir am Wege nach Tenneberg 1615 erbauten Zeughause, von denen wir der Merkwürdigkeit halber Kenntniß nehmen wollen.

Betreten wir zu diesem Zweck das ungefähr 300 Fuß lange Haus. Durch einen Thorweg in der Giebelseite — einen anderen Eingang hat dasselbe in seiner langen Fronte nicht — gelangen wir in eine ziemlich große Hausflur, in der im 17. Jahrhundert Volkstänze, z. B. zu Pfingsten, abgehalten wurden. Ein breiter Gang, zu dessen Seiten Wohnzimmer und Küche sich befinden, führt uns in eine Remise, welche 14 Jagdwagen enthält, zum Theil noch aus der Zeit des Herzogs Casimir, mit Wappen bemalt, zum Transport des Zeugs und eine Anzahl neuerer Hirschkasten zum Transport eingefangener Hirsche. An die Wohnung des Försters im oberen Stockwerk schließt sich ein langer Boden, der das hohe Zeug enthält.

Voran dem Boden befindet sich die sogenannte Zeugkammer, welche verschiedene Geräthschaften zur Jagd aus alter und neuer Zeit enthält. Am meisten fällt unter diesen ins Auge eine alte Trappenbüchse, halb Kanone, halb Flinte, ungefähr 1/4 Centner schwer, weswegen sie auf einer Lafette gefahren wurde. Sie hat daher große Aehnlichkeit mit einer sogenannten Feldschlange, wie man sie z. B. auf der Wartburg sieht. Das sehr starke Rohr hat 8 Fuß Länge und ist an einem Schafte mit einem Kolben befestigt, den der Schütze wie eine Büchse an den Backen legte, um genau zielen zu können. Das Schloß daran ist verloren gegangen, doch scheint es von ähnlicher Construction gewesen zu sein, wie die Hahnschlösser an nicht percussionirten Büchsen, da sich innerhalb des Bügels ein Drücker und Stecher befindet. Ferner enthält die Zeugkammer mehrere alte, 7 Fuß lange Jagdspieße zur Sauhatze, Saufedern genannt, an deren oberem Schaftende unterhalb des Spießes an einem Riemen sich ein 3 Zoll langes Querstück von Hirschhorn befindet, der Knebel genannt, der dazu diente, daß der Spieß nicht tiefer eindringen sollte. Ferner giebt es Hundepanzer für Saufänger zu derselben Jagdgattung. Da der Kampf des Keilers mit den Hunden manchem derselben dadurch das Leben kostete, daß ihm das Schwein mit den Hauern den Bauch, den Hals oder die Brust aufhieb, so wurden sie mit einem solchen Panzer bekleidet. Hierzu konnten nur sehr große und starke Hunde verwendet werden, da eine solche Schutzwehr ungefähr 16 Pfd. wiegt und 1 3/4 Ellen lang ist, so daß das Thier vom Hinterkopfe bis zur Schwanzwurzel damit bedeckt war, wie unsere Abbildung zeigt. Der Panzer ist von sehr starkem und festem Leintuch, enthält linsengroße, mit feinem Bindfaden gesteppte Löcher zur Durchlassung der Ausdünstung und besteht aus einem Unterstück, das dem Hunde knapp an den Leib angezogen und auf dem Rücken zugeschnürt wird; das Oberstück besteht aus Lappen, von denen zwei, so lang wie der Körper, an beiden Seiten herabhängen, und zwei schmälere über die Vorderbeine. Die Hinterbeine bleiben frei; ein besonderes Stück geht um die Brust.

Es befinden sich endlich hier noch Lerchengarne und andere Geräthschaften zum Fangen der Vögel und ein Wolfseisen, das sich von den gewöhnlichen Fuchseisen nur durch seine Stärke unterscheidet.

Der dritte Boden des Hauses ist leer, wahrscheinlich deshalb, weil durch den Zahn der Zeit eine Masse Leinzeug unbrauchbar geworden und entfernt ist.

Das Alter der einzelnen Jagdgeräthschaften läßt sich nicht bestimmen, doch scheint das Meiste derselben von Herzog Casimir herzustammen. Der älteste Jagd- und Forstbeamte des Amtes Tenneberg aus der Zeit der Kurfürsten von Sachsen war der Jägermeister Ludwig von Goldacker; die Förster hießen noch Jahrhunderte lang nur Forstknechte.

Der Herzog, der zu seiner Zeit als guter Schütze nicht blos auf Wild, sondern auch auf der Scheibe bei Schützenfesten weit und breit eine Berühmtheit war, hielt sich zu Befriedigung seiner Jagdlust häufig zu Tenneberg auf und ging schon im Jahre 1609 mit dem Plane um, sich ein großes Jagdzeughaus zu bauen, da das zu Waltershausen vorhan-

dene und das bei Tabarz am Wege nach dem Inselsberge, wahrscheinlich 1562 erbaut, wohl nicht geräumig genug erschien. Durch Niederlassungen um letzteres hat sich allmälig das Dörfchen Kleintabarz gebildet. Das Jagdhaus selbst hat sich in einen großen Gasthof verwandelt, der noch heute die Firma „Zum Jagdhaus" behalten und während der schönen Jahreszeit seiner reizenden Lage halber sehr viel besucht wird. Das daneben liegende, ebenfalls vom Herzog 1603 erbaute Forsthaus ist schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts die Wohnung des Tenneberger Forstmeisters.

Im Jahre 1618 nahm der Herzog eine große Bau-reparatur am Schlosse Tenneberg vor. Von der Art und Weise, wie er sich bei seinem Aufenthalte auf seinen Lustschlössern unterhielt, wissen wir, daß er den Aufwand liebte, einen großen Marstall führte und fünf Hofnarren hatte, die ihm seine trüben Gedanken verscheuchen mußten, wenn er darüber Reue fühlte, daß er seine im Kloster Sonnenfeld bei Coburg ihre Tage einsam verseufzende Gemahlin Anna verstoßen hatte. Die Jagd aber war stets seine Hauptbelustigung.

Dieses fürstliche Vergnügen ist durch den Fortschritt der Zeit ein bei weitem kostspieligeres, denn ehedem, geworden; denn wenn der Fürst in älteren Zeiten eine Jagd anstellen wollte, so standen ihm eine Masse seiner Unterthanen zu unentgeldlichen Hülfsleistungen durch den Frohndienst zu Gebote. Bleiben wir — um ein Beispiel davon anzugeben — bei der Jagdverwaltung von unserem Zeughause stehen.

Die Dorfschaften aus der Amtspflege Tenneberg hatten ihre Bauern, sowohl die Zugviehbesitzer (Anspänner) als auch die, welche solches nicht besaßen (Hintersiedler), zur hohen Jagd zu stellen, und die Bewohner verschiedener Dörfer hatten verschiedene Dienstleistungen zu verrichten. So waren die zu Langenhain verbunden, die Hunde zu führen; die zu Winterstein und zu Ruhla hatten auf dem Forst die Jagdplätze zu räumen, d. h. Bäume und Gesträuch zu entfernen, um einen freien Platz zu gewinnen, auf dem das zusammengetriebene Wild nach der oben beschriebenen Weise geschossen werden konnte. Die Schneider aus den gothaischen Amtsdörfern zu zwei Theilen und die aus den Tennebergischen zum dritten Theile mußten am Jagdzeug arbeiten, nicht blos die zerrissenen Tücher flicken, sondern auch neue zurichten. Andere Bauern, die nicht zu diesen Arbeiten taugten, mußten als Treiber dienen. Jeder Müller des Tenneberger Amtes war verpflichtet, einen Hund zur Jagd zu stellen, oder jährlich dafür 1 Malter Korn unter dem Namen Hundekorn zu entrichten. Auch die Schäfer hatten ihre Hunde hierzu bereit zu halten. Ja noch lange Zeit, nachdem es keine Wölfe mehr in dem Thüringer Wald gab, mußte der Schäfer zu Wahlwinkel von Zeit zu Zeit mit einem Hund und zu Pferde sich nach Kleintabarz in's Forsthaus begeben und anfragen, „ob heute Wolfsjagd sei?"

Wir gehen vom Jagd- und Forstwesen der älteren Zeit zur Verbesserung desselben in neuer Zeit über. Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fühlte man das Bedürfniß, die bisherige roh-empirische Forstcultur durch Lehranstalten auf dem Wege der Wissenschaft zu veredeln. Eine solche Forstunterrichtsanstalt wurde unter anderen nur 225 Schritte von dem genannten Zeughaus gegründet und wir wandern zu dem Zweck vor demselben diese kleine Strecke herab, um uns jene zu betrachten und gelangen so auf dem Schloßweg abwärts zur Kemnate.

Schon der Name dieses alten Gebäudes kennzeichnet seine frühere Bestimmung als Rittersitz oder fester Wohnplatz überhaupt. Sie war im 14. und 15. Jahrhundert Burggut der Burgmannen auf Tenneberg und als den letzten derselben aus dem Geschlecht der Herren von Varnroda finden wir Lips (Liborius) von Varnroda. Im Jahre 1484 schenkte Kurfürst Ernst zu Sachsen die zur Kemnate gehörigen 7 Hufen Herrenland der Bürgerschaft zu Waltershausen, so daß das Gut fast ganz von Länderbesitz entblößt war, bis es ein späterer Besitzer desselben, Wilhelm von Utterodt, seit 1570 durch Ländereienkauf wieder bereicherte. Wegen der vielen damit verbundenen Grundstücke und Lehen war das Gut ein einträgliches Besitzthum. Der Amtmann auf Tenneberg unter Herzog Casimir, Georg Breithaupt, kaufte die Kemnate 1617 für 1200 Gulden und 1636 noch für 200 Thlr. Wiesen dazu; dann verkaufte er sie an den fürstlich sächsischen Hofmeister des Herzogs, Herrn von Kötschau, dieser an den Capitain-Lieutenant Friedrich Bernhardt von Wangenheim, der sie 1663 für 2100 Gulden dem Schösser zu Nägelstädt, Johann Hackspan, überließ. Von diesem kam sie an Burkhardt Sellenstädt, der sie z. B. 1706 besaß, dann an Georg Stöhn, Amtmann auf Tenneberg, von diesem an den Commissionsrath Hopf zu Gotha und darauf an dessen Erben. Von ihnen kaufte sie 1794 Johann Matthäus Bechstein, Candidat der Theologie, und gründete daselbst ein Forstinstitut, eines der ersten in den sächsischen Landen. Dieser merkwürdige Mann war der Sohn eines unbemittelten Hufschmieds, Johann Andreas Bechstein zu Waltershausen, aus dem ½ Stunde nahen Dorfe Langenhain gleich seiner Frau Catharine Elisabethe geb. Kaiser gebürtig, und erblickte am 11. Juli 1757 das Licht der Welt.

Für den Wissensdrang des Knaben war eigentlich der Schulunterricht seiner kleinen Vaterstadt nicht ausreichend. Neben seinen Schularbeiten trieb er noch Musik, was ihm später sehr zu Statten kam. Nach dem Willen des Vaters wie seiner eigenen Neigung besuchte er das Gymnasium zu Gotha und von 1778 bis 1781 die Universität Jena, um Theologie zu studiren, weil nach der Ansicht unbemittelter Eltern durch dieses Fach am schnellsten ein Lebensunterhalt geschafft werden kann, studirte aber mit großem Fleiß nebenbei Naturwissenschaften.

Er war ein großer, starker Jüngling mit dunklem Haar und volltönender Stimme, als er nach Beendigung seiner Studien, zur Freude seiner Eltern und Aller, die ihn kannten, in seiner Vaterstadt zum ersten Mal als Prediger sich bewährte. Während er sich zum Examen vorbereitete, war er Hauslehrer in der Familie des Amtsvoigt Ritter auf Schloß Tenneberg, dessen reizender Burgberg durch den Reichthum der verschiedensten Holzarten und Pflanzen in Thüringen berühmt ist. Dies war der rechte Platz für seine Lieblingsfächer. Er erntete nach bestandenem Candidatenexamen am 19. Januar 1782 als Prediger nach und nach solchen Beifall, daß er die Stelle des zweiten Hofpredigers zu Gotha erhalten sollte. Als er zu diesem Zweck in der Schloßkirche seine Probepredigt ablegte, war gerade Tafel bei Hof und der Herzog Ernst II. erwartete den Bescheid des Consistorialraths Bause über die Predigt während derselben. Jetzt erschien dieser. „Nun wie hat Bechstein gepredigt?" „Nichts wie Botanik, Ihre Durchlaucht." „Da müssen wir's doch lassen," erwiderte Serenissimus.

Bechstein ging wieder nach Waltershausen und wurde außer in der Familie des Amtsvoigt Ritter auch in denen der Amtscommissäre Orphal und Bause Informator. Eine Stelle als Prediger in Schönefeld bei Leipzig schlug er 1784 deshalb aus, weil in einer Gegend ohne Wald keine Lebensluft für ihn wehte.

Um diese Zeit beabsichtigte der später so berühmte Philantrop Gotthilf Salzmann seine Erziehungsanstalt bei dem ½ Stunde von Waltershausen entfernten Dörfchen Schnepfenthal zu gründen und warf zu diesem Zweck zuerst sein Auge auf Bechstein auf Tenneberg als Mitarbeiter an der künftigen Lehranstalt; auf sein Anliegen erhielt er dessen Zusage.

Bechstein's Ausflüge in die nahen Berge hatten ihn bei seiner Kenntniß in der Forstbotanik längst zu der Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit der Forstcultur in Folge der dürftigen Kenntnisse der Forstleute gebracht, und da sein Name

durch Ehrendiplome gelehrter Gesellschaften als Lohn seiner gelungenen Forschungen und naturwissenschaftlichen Schriften immer gefeierter wurde, so regte sich in ihm mehr und mehr der Wunsch, eine Forstlehranstalt zu gründen. Ein Antrag bei der gothaischen Regierung, gegen eine Unterstützung von 800 Thlr. alle gothaischen und altenburgischen Forstlehrlinge unentgeldlich zu unterrichten, scheiterte an dem alten Zopfthum. Das beugte jedoch seinen Muth nicht; mit seinen Ersparnissen suchte er die genannte Kemnate, die er für eine Lehranstalt schon seit 1789 im Auge hatte, zu erwerben. Er kaufte 1794 das Gut mit seinen Grundstücken, Lehen und Erbzinsen, und zwar wegen der schlechten Beschaffenheit der Gebäude für den geringen Preis von 6000 Thlr., und ließ während der durch Baufälligkeit nöthigen Herstellung seinen Plan veröffentlichen.

Durch Begründung dieses Forstinstituts war in dem Städtchen ein reges Leben eingezogen. Bald fanden sich Eleven, größtentheils Söhne reicher Eltern aus verschiedenen Theilen Deutschlands, meist Adlige, viele waren Grafen, und daher die jungen Leute an Luxus gewöhnt. Außer dem jährlichen Honorar von 40 Louisd'or kam mancher Thaler in Umlauf an Wirthe und Kaufleute. Ein Bürger, in der Nähe der Kemnate wohnhaft, hielt fast immer zwei Reitpferde für die „Kemnöter"; mancher von ihnen hielt sich seinen Bedienten und costümirte ihn oft bunt wie einen Harlekin.

Daß aber trotz der Vortrefflichkeit einer Anstalt, die dem Lande durch Vermehrung des Holzreichthums in Folge verbesserter Forstcultur allein schon Segen bringen mußte, dem Gedeihen derselben mehr Hindernisse von Seiten scheelsüchtiger Staatsmänner in den Weg gelegt wurden, trotzdem der Staat keinen Heller zur Erhaltung derselben beitrug, ist nicht zu begreifen. Ohne die thätige Freundschaft der benachbarten Förster — sagt Bechstein selbst — wäre es fast unmöglich gewesen, daß die Zöglinge eine Flinte hätten losschießen können, — alle praktischen Uebungen wurden fast unmöglich gemacht. Die specielle Erlaubniß von der höchsten Behörde war fast zu Allem nöthig, während dem Director des Weimarischen Forstinstituts Zillbach an der Rhön, Heinrich Cotta, aller Vorschub von seiner Regierung geleistet wurde, „ja sogar die Erfüllung des Wunsches, eine Jagd zu pachten, blieb ihm (Bechstein) versagt". Trotzdem blühte das Institut fort.

Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg hatte bei vielen Regententugenden den einen Fehler, daß er in hohem Grade mißtrauisch war. Bechstein hat oft geäußert — fährt sein Biograph Ludwig Bechstein fort — daß nur drei Männer im Lande des Herzogs vollstes Vertrauen besessen: der Astronom Oberhofmeister v. Zach, Kirchenrath Stieler — und Professor Salzmann in Schnepfenthal. Stieler war ein Freund Bechstein's und führte ihn bei v. Zach ein, dem er seine Pläne und Entwürfe für eine zu begründende Landesanstalt entwickelte. Der Oberhofmeister billigte Alles und forderte Bechstein auf, jene Ansichten nur getrost dem Herzog selbst vorzutragen, welcher gewiß gern und beifällig darauf eingehen werde. Zugleich aber gab er Bechstein den freundschaftlichen Rath, ja nicht früher, als bis er den Herzog gesprochen, gegen irgend Jemand von dieser Sache weiter zu sprechen und sich Niemand darüber mitzutheilen. Bechstein befolgte diesen sehr wohlgemeinten Rath auf das Genaueste und wurde einige Tage darauf durch v. Zach selbst mit in das Schloß genommen und mit jenem zugleich dem Herzog angemeldet. Während nun v. Zach zuerst vorgelassen wurde und Bechstein in einem Verzimmer wartete, trat die Herzogin ein, die Bechstein von Schnepfenthal her gut kannte, begann ein Gespräch mit ihm und fragte, was er denn für ein Anliegen bei ihrem Gemahl habe?

Bechstein theilte ihr ohne Arg dasselbe mit, worauf sie zu ihrem Gemahl sich begab. Nach einer Weile trat v. Zach zu dem Harrenden heraus und sprach zu ihm: „Mit Ihrem Anliegen, lieber Bergrath, ist es nun nichts, soviel kann ich Ihnen voraussagen. Der Frau Herzogin Durchlaucht haben bereits drinnen beim gnädigsten Herrn davon gesprochen und Serenissimus lieben es nicht, wenn Andere früher von solchen Sachen Kenntniß haben, als Höchstdieselben selbst. Ich bedauere."

Bechstein beschloß das Eingehen des Instituts mit Wehmuth, doch wurde er bald wieder aufgerichtet. Ganz anders wußte Herzog Georg von Meiningen ihn zu würdigen. Er ernannte ihn am 13. December 1799 zum Forstrath, wahrscheinlich um ihn für die Gründung eines Forstinstituts in seinem Lande geneigt zu machen. Bechstein war damals 42 Jahre alt. Das Jahr darauf ernannte ihn der Herzog zum wirklichen Forstrath für die Kammer in Meiningen und übertrug ihm den Plan zu einer Forstlehranstalt, die in dem 1/2 Stunde von Meiningen liegenden Jagdschloß Dreißigacker gegründet wurde. Den 1. März 1801 war der Geburtstag von Bechstein's Gattin; er wurde zum letzten Mal in Waltershausen gefeiert, in den ersten Tagen der zweiten Woche dieses Monats ward die Kemnate verlassen. Mit Wehmuth schied man von geliebten Freunden.

Bechstein verpachtete das Gut, kehrte aber jährlich zweimal auf dasselbe wie auf sein Eiland, wenn in Dreißigacker Ferien waren, zurück und verweilte allda jedes Mal 4 Wochen, am frühen Morgen unter fleißigen Studien und Abends im heiteren Kreise seiner alten Freunde. Schon im zweiten Jahr seiner Wirksamkeit in Dreißigacker war ihm eine Anstellung in Kursachsen in Aussicht gestellt, als man zu Freiberg eine Forstacademie zu gründen beabsichtigte. Der damalige Kammerrath H. von Lindenau im Auftrag seines Oheims, des Oberforstmeisters von Lindenau in Schneeberg, wendete sich brieflich an ihn mit der Bitte, zu jener Academie zwei Lehrer in Vorschlag zu bringen, und dieser schreibt in der Angelegenheit einem Freunde: „Wenn der Ruf zum Lehrer an der neuen kursächsischen Forstacademie ein Jahr früher gekommen wäre, so würde ich ihn herzlich gern selbst angenommen haben; allein jetzt habe ich nicht Ursache, mich nach einem andern Platz zu sehnen" 2c. Bekanntlich wurde von dem genannten Heinrich Cotta die Privatforstlehranstalt von Zillbach 1811 nach Tharandt verlegt und daselbst 1816 zur Forstacademie erhoben.

Bechstein starb am 23. Februar 1822 zu Dreißigacker. Sein Andenken bleibt in hohen Ehren.

Neu und unübertroffen ist jedenfalls seine Naturgeschichte der Stubenvögel. Wie viele Thüringer, war er namentlich ein ganz besonderer Verehrer und Züchter der Finken, über welche Liebhaberei wir zum Schluß ein Paar Anekdoten liefern wollen.

Die berühmtesten Finkenliebhaber in Thüringen sind die Ruhlaer und daß Einer für einen guten Schläger eine Kuh gegeben hat, wird mit Bestimmtheit erzählt. Der kostbarste Fink ist gewöhnlich der „Duißpfüffer" (im ruhlaer Dialect), d. h. Druß- oder vielmehr Draußenpfeifer, ein solcher Fink, der auch im Käfig draußen (im Freien) pfeift, und zwar im verdeckten Käfig zum Finkenfang, das Finkenstechen genannt. Der Finkenhahn duldet bekanntlich, wie viele andere Vögel, in dem von ihm gewählten Terrain nicht leicht einen zweiten zu seinem Aufenthalt und sticht deshalb auf einen solchen Sänger herab, um ihn zu verjagen. Diese Eigenthümlichkeit benutzt man zum Finkenfang, indem man den Finken, den man fangen will, lockt und zum Stechen verleitet. Zur „Lock" braucht man aber einen Duißpfüffer, und ein solcher Vogel ist in Ruhla ein so geschätztes Thier, daß man, um seinen Wohlgefallen an einem besonders hübschen Burschen oder Mädchen, oder auch z. B. an einem kräftigen Kinde auszudrücken, sagt: „Daas ihß ä Jong wie ä Duißpfüffer."

Bechstein, in dessen Arbeitsstube es von vielen Kehlen pfiff und zwitscherte, hatte zu den Einkäufen seiner Finken selbstverständlich den reellsten und renommirtesten Finkenhändler in Ruhla. Als er einstens bei diesem einen guten Duißpfüffer bestellt hatte, schickte er einen seiner Diener, der in

dem ersten Hause unter der Kemnate wohnte — das Bild zeigt zufällig dasselbe — dahin, um den Vogel zu holen. Der Mann ist auf der Heimkehr hoch erfreut darüber, wie herrlich der Vogel in dem Käfig an seiner Hand schlägt. In dem Dorfe Schmerbach kehrt er ein, um eine Stärkung zu sich zu nehmen, verläßt dabei auf einige Augenblicke das Zimmer und zieht dann seine Straße nach Waltershausen weiter, im Arm den Käfig. Allein den Vogel hört er nicht mehr schlagen, hofft indessen, daß er bei seinem Herrn an der Wand bald wieder den Weingesang ertönen lassen werde. Bechstein, erfreut über die Ankunft des gekauften Finken, horcht einen, zwei, drei Tage, das Thier schlägt nicht. „Ich bin betrogen," spricht er ärgerlich, „ruft mir den Oschmann." Der Diener kommt. „Sagt einmal, was mit dem Finken vorgegangen ist; wo seid Ihr unterwegs eingekehrt?" „In Schmerbach," antwortete Oschmann. „Nun, da habt Ihr Euch den Vogel vertauschen lassen. Geht hin nach Ruhla und seht zu, daß mein Vogeltobies die Sache herauskriegt." Der Diener machte sich auf zum Vogelhändler. „Oho," sagte dieser, „Ihr wollt den Fink noch einmal, da ist er. Der Kerl da in Schmerbach hat ihn Euch vertauscht, nach Breitungen verkauft und von dort hat man denselben mir zum Verkauf gebracht. Ich erkannte ihn gleich wieder. Da ist er, laßt ihn Euch nicht wieder stehlen und grüßt den Herrn Forstrath." Bechstein war froh, endlich seinen Duißpfüffer am baldigen Schlagen zu erkennen.

Einer von Bechstein's Schülern aus der Zeit, wo er noch Hofmeister auf Tenneberg war, der Amtsvogt Ritter, hatte die Liebhaberei seines Lehrers für Finken in hohem Grade sich zu eigen gemacht und hielt auf gute Schläger. Eines Tages machte er die Bemerkung, daß ein unbekannter Mann, den er schon oft vor seiner Wohnung dem Schlag seines besten Finken hatte lauschen sehen, ganz verstohlen aus einem am Hause stehenden Schuppen kam, in das gegenüberliegende Brunnenhaus und von da wieder in den Schuppen ging und dann noch eine Zeit lang dem Finken mit besonderer Aufmerksamkeit zuhörte. „Euch scheint der Vogel sehr zu gefallen," rief ihm Ritter herab, „kommt doch herauf und seht ihn Euch einmal in der Nähe an." Der schlichte Mann, sehr erfreut über die Einladung des Herrn, machte von derselben Gebrauch und erzählte jenem auf die Frage, was er in dem Schuppen gesucht habe, in dem Dialect, der ihn sogleich als einen Ruhlaer kennzeichnete: Er habe neulich im Amte Termin gehabt, auf dem Wege in das Schloß plötzlich den herrlichen Finkenschlag gehört und sofort den Plan gefaßt, ein Paar junge Finken danach abzurichten. Allein den theuern Vogel zu kaufen, sei er zu arm. Er habe sich daher in der Umgebung der Amtsvoigtei orientirt und gesehen, daß in dem daneben stehenden Schuppen ein Plätzchen für seine jungen Finken zum Lernen sei; zu Hause habe er aus einer Gießkanne einen Käfig, aus dem ihm die Katzen die Kleinen nicht holen könnten, gemacht, sie in demselben auf Tenneberg (3½ Stunden weit) von Ruhla getragen und kam nun jeden Morgen zurück, um die Finken zu füttern und zu tränken. „Das braucht Ihr nun nicht mehr, lieber Freund, hängt Eure Finken nur da herauf zu dem meinigen, ich werde sie jeden Morgen selbst in Obhut nehmen," antwortete der Amtsvoigt und der Ruhlaer schüttelte ihm dankbar die Hand.

Dr. Potsch.

Die Entstehung des Plauenschen Grundes.

(Schluß.)

c) Quader und Pläner.

Es liegt uns noch ob, den Beweis zu führen, daß die Aufreißung jener Spalte, wie wir das Felsenthal des Plauenschen Grundes bezeichnet haben, erst in der Tertiärzeit, nicht früher oder später, erfolgt ist.



Auf beiden Seiten werden die Höhen des Plauenschen Grundes von einem grauen, meist in dünnen Platten abgesonderten mergeligen Gesteine, dem sogenannten Pläner bedeckt, der bei größerem Thongehalte wohl auch als Plänermergel, bei größerem Sandgehalte als Plänersandstein unterschieden worden ist. Dieses Gestein bildet an dem linken Ufer der Elbe ein ununterbrochenes, nur durch einige Thal-

einschnitte theilweise getrenntes Band, das sich aus der Gegend von Gauernitz bis nach Pirna verbreitet und sich von dort aus noch eine beträchtliche Strecke weit in dem Quadersandsteine der sächsischen Schweiz verfolgen läßt. Wie diese Plänerdecke nicht allein auf dem linken Elbufer vorhanden ist, sondern auch auf weite Strecken hin unter der Elbe fortsetzt und selbst auf dem rechten Elbufer wieder zum Vorscheine gelangt, haben die artesischen Brunnen Dresdens auf dem Antonsplatze in Antonstadt schon längst erwiesen. Der erstere hat unter dem aufgeschwemmten Lande den Pläner bei 54′ Tiefe, der letztere bei 57′ Tiefe erreicht. In jenem ist er 460′, in diesem sogar 782′ mächtig angetroffen worden, worauf in dem Bohrloche auf dem Antonsplatze 68′ Quadersandstein und 258′ Rothliegendes gefolgt sind, so daß die ganze Tiefe des Bohrloches 840′ beträgt, während der artesische Brunnen in Antonstadt unter dem Pläner nur noch 20′ Quadersandstein durchsunken hat, da man sich bei 859′ Tiefe mit dem gewonnenen Resultate vollkommen begnügen konnte.

Der in der Nähe des „letzten Hellers" und bei Klotzscha in mehreren Steinbrüchen aufgeschlossene Pläner steht noch gegenwärtig mit dem Pläner der Plauenschen Höhen in einem directen Zusammenhange. In gleicher Weise ist dies der Fall zwischen dem Pläner auf dem linken Ufer der Elbe bei Pirna und jenem des rechten Elbufers bei Zatzschke.

An seinem südlichen Rande wird der Pläner in der Gegend von Pabstenau (Pabisnau), Golberoda, Rippchen (Rippien), Welschhufe, Cunnersdorf und Zschiedgen von einem trefflichen feinkörnigen Quadersandstein unterlagert, welcher zu Wassertrögen, Thürstöcken, Fenstersimsen und anderen Steinmetzarbeiten eine große Verwendung findet. Derselbe Quadersandstein wird auch bei Koschütz unmittelbar an dem rechten Gehänge des Plauenschen Grundes von dem Pläner überlagert, und seine aus dem frischen Grün hervorragende weiße Felswand gewährt den Besuchern der gegenüber gelegenen Begerburg ein freundliches Bild.

Die Begerburg, eine hohe Zierde des Plauenschen Grundes mit einer reizenden Aussicht nach allen Richtungen hin, dicht an dem Kanapee, einer Ablösungsfläche in dem uralten Syenit, gelegen, ist selbst fast nur aus Pläner erbaut, den der Besitzer in der unmittelbaren Nähe des romantischen Gebäudes gebrochen und welchen der sachkundige Baumeister durch eine Mörtelbekleidung vor der zerstörenden Einwirkung der Luft und Feuchtigkeit auf Pläner geschützt hat.

Bis vor wenigen Jahren war hinter dem Dorfe Koschütz nur ein im Felde ziemlich versteckt gelegener Sandsteinbruch im Betrieb; dicht am Gehänge der Weißeritz dagegen, oberhalb der sogenannten Pulvermühle oder jetzigen Garnisonmühle, hatten fünf in einer Reihe gelegene, mit Meeresconchylien gänzlich erfüllte Sandsteinblöcke unter dem Namen der „Koschützer Muschelfelsen" wohl seit länger als einem Jahrhundert das Interesse der Naturforscher auf sich gelenkt. Auch kannte man lange Zeit nur aus dieser Gegend den eigenthümlichen Leoparden-Sandstein, einen durch braunkugelige Flecken verzierten Quadersandstein. Nur bei dem Ausroden von Wurzeln waren einzelne Brocken desselben dort zum Vorschein gekommen. Der seit einigen Jahren hier eröffnete Quadersandsteinbruch hat die ursprüngliche Lagerstätte des Leoparden-Sandsteins, sowie auch den Zusammenhang der berühmten Muschelfelsen mit dem anderen Quadersandsteine bei Koschütz unmittelbar nachgewiesen. Von dem ersteren sind leider keine Spuren mehr übrig geblieben, da er sich nur in einer der tieferen Bänke gefunden und vorzugsweise bei dem Bau eines der ersten an dem Mühlgraben zwischen Plauen und dem Reisewitz'schen Garten gelegenen Häuser Verwendung gefunden hat; die Muschelfelsen, deren noch mehrere, als ehemalige Spaltausfüllung im Syenit, sich an dem Gehänge eine kurze Strecke weit herabziehen, werden in ihrer geschützteren Lage hoffentlich noch lange erhalten bleiben.

Viele der ersten Koryphäen geologischer Wissenschaft haben mit größtem Interesse gerade diese Gebilde an Ort und Stelle betrachtet.

Hier konnte zuerst das wahre Verhältniß zwischen Pläner und unterem Quader einerseits und die richtige Stellung dieser Schichten in der Kette der Kreideformation oder des Quadergebirges andererseits sicher ermittelt werden. Denn hier lagert charakteristischer Pläner (c, c), welcher zahlreiche Versteinerungen enthält, auf eben so charakteristischem unterem Quadersandsteine (a, a) auf.

Zwischen dem Quader und Pläner findet sich eine an Syenitgeschieben reiche Conglomeratschicht (b), über dem Pläner (c) eine mit Plänergeschieben erfüllte jüngere Bildung (d) vor, während e den Haldensturz und andere jüngste künstliche Erzeugnisse bezeichnet.

Der untere Quader der vorherbezeichneten Gegenden zwischen Pabstenau und Koschütz und der untere Pläner, welchem letzteren fast alle Pläner des Elbthales, mit Ausnahme des jüngeren Plänerkalkes von Strehlen und Weinböhla, angehören, entsprechen gemeinschaftlich ihrer ganzen Gesteinsbeschaffenheit, sowie ihren organischen Ueberresten nach dem oberen Grünsand von England und namentlich von der Südküste der schönen Insel Wight, während unser Plänerkalk von Strehlen und Weinböhla der über jenem Grünsande liegenden unterem weißen Kreide und grauen Kreidemergeln in jeder Beziehung auffallend gleicht.

Bis vor etwa 20 Jahren waren der noch jetzt gangbare Plänerbruch an dem ehemaligen Kalkofen hinter Koschütz in der unmittelbaren Nähe jener Muschelfelsen und ein kleiner jetzt verschwundener Bruch Eingangs des Plauenschen Grundes an dem Floßrechen fast die einzigen Localitäten, von welchen Versteinerungen des Pläners bekannt waren. Die Sammlung des würdigen Director Langgut in Dresden enthielt davon seiner Zeit das beste Material. Bei Erweiterung jenes lieblichen Fußweges, der an der Kirche von Plauen vorbei nach dem Forsthause führte, kam in den auf Syenit auflagernden Plänerschichten zum erstenmale eine reichere Anzahl von Versteinerungen zum Vorschein, und noch immer ist in dieser Gegend, namentlich in Spaltausfüllungen durch Pläner, noch sehr viel zu finden. Der Zutritt zu diesem Bruche, dessen schon früher wegen des Vorkommens eines basaltischen Ganges Erwähnung geschah und dessen Lage am Besten durch ein romantisch gelegenes Bahnwärterhaus kurz vor dem Forsthause bezeichnet wird, kann indeß nur mit Genehmigung der Organe der Albertsbahn noch erfolgen. Seit ungefähr 12 Jahren ist für die Auffindung der in den Schichten des Pläners begrabenen Meeresgeschöpfe wohl keine Stelle günstiger und ergiebiger gewesen, als die schwachen Plänerbedeckungen eines weiten Syenitbruches auf dem sogenannten „breiten Steine" oberhalb der jetzigen Brauerei zum Felsenkeller, an dem rechten Ufer der Weißeritz, jener Stelle, wo sich zuerst von Plauen aus die wunderbar schöne Aussicht in den Grund eröffnet. (Vergl. die Ansicht am Tunnel, wo jener Pläner mit Pl. bezeichnet ist.)

Der unausgesetzten Thätigkeit unserer Dresdener Mineralogen ist es gelungen, hier nach und nach mehrere Hundert wohl erhaltener und wohl unterschiedener Arten von Seethieren aus ihrem Grabe hervorzuziehen und den Annalen der Wissenschaft einzureihen. Eine unendliche Menge von Haifischzähnen, zahlreiche Schnecken und Muscheln, unter welchen die Austern vorwalten, Stacheln von Seeigeln, Korallen und Seeschwämme verkünden hier unzweideutig nicht allein den einstigen Meeresboden, sondern haben hier überhaupt eine frühere Thierwelt nachweisen lassen, deren Reichhaltigkeit sich mit jeder anderen der Erdoberfläche messen kann. Selbst aus den Gesteinen der Begerburg ist

dem Verfasser ein stattlicher Gaumenzahn einer nicht mehr existirenden Fischgattung zugegangen.

Es wird keinem Beobachter an den bezeichneten Localitäten entgangen sein, wie die auf den beiden Gehängen des Plauenschen Grundes auf Syenit gelagerten Plänerschichten, welche hier und da auch dessen Klüfte von oben her ausgefüllt haben, und in deren tieferen Lagen nicht selten rundliche Geschiebe von Syenit eingeschlossen sind, meist eine Aufrichtung erfahren haben und in der Regel von dem Grunde abfallen, was mit der Aufreißung des Plauengrundes durch Basalt im nothwendigen Zusammenhange steht. Es ist eine fernere Thatsache, daß man die Schichten des Quaders und Pläners, mit Ausnahme jener Stellen dicht an dem Eingange in den Grund, wie an dem Floßrechen und zwischen Plauen und dem Forsthause, noch nie in dem Grunde selbst gefunden hat.

Wäre der Plauensche Grund, das jetzige Felsenthal zwischen Plauen und der König Friedrich-August-Hütte, schon vor oder während der Ablagerung des Quaders und Pläners vorhanden gewesen, sicher hätten dieselben sich in dem tiefer gelegenen Grunde selbst, und nicht allein auf seinen Höhen, gleichfalls abscheiden müssen. Und wenn solche Schichten im Grunde wirklich abgelagert worden, so müßten sich Spuren davon auch heute noch finden! Man könnte vielleicht einwenden, daß spätere Fluthen, welche den Grund durchströmt haben, jene Schichten wieder zerstört und fortgeführt hätten, was in einer glattwändigen Mulde wohl der Fall sein kann. Nimmermehr wird jedoch solch eine Annahme für die zackigen und vielfachen Krümmungen unseres Weißeritzthales gelten können. Unter dem Schutze von einigen stark hervorragenden Felsenpartien des Grundes, wie namentlich an dem jetzt von dem Eisenbahntunnel durchschnittenen Syenitvorsprunge, hätten ohne allen Zweifel sich noch die Gebilde des Pläners vorfinden müssen, wenn sie überhaupt jemals in diesem Grunde abgelagert worden wären.

Der Schluß liegt nahe: die Aufreißung jener Spalte im Syenit, oder der Plauensche Grund, ist erst nach der Epoche der Quader- und Plänerbildung erfolgt und kann erst in der Tertiärzeit stattgefunden haben, welcher Zeit man auch an allen anderen Gegenden Deutschlands die Ausbrüche eigentlicher Basalte zuschreiben muß. — Der Tertiärzeit ist bekanntlich die Diluvialzeit gefolgt, welche der Alluvialzeit oder historischen Zeit unmittelbar vorausgegangen ist. Im Wesentlichen muß in jeder Zeit schon der Plauensche Grund seine gegenwärtige Gestaltung gehabt haben. Jene Lehmablagerungen an mehreren Stellen des Grundes selbst, wie namentlich an dem jetzigen Eisenbahntunnel, wo man ihn mächtig durchschnitten hat, sowie vor dem jetzigen Felsenkeller und theilweise schon außerhalb des eigentlichen Grundes in den Umgebungen des Dorfes Plauen sind diluvial. Thiere der Diluvialzeit sind an mehreren der oben bezeichneten Stellen im Lehme gefunden worden. Würde das fossile Pferd (Equus praeadamiticus), von welchem ein männliches Individuum in den Lehmablagerungen an der Brauerei zum Felsenkeller und früher in dem Eisenbahntunnel gefunden worden sind, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem lebenden Pferde noch einige Zweifel über sein höheres, diluviales Alter vielleicht übrig lassen können, so ist dies in keiner Weise mit dem fossilen Nashorn (Rhinoceros tichorhinus Cuvier) der Fall, von welchem ein ziemlich vollständig erhaltener Unterkiefer in der unmittelbaren Nähe jenes Pferdes entdeckt worden ist, welche beide durch das Directorium der genannten Brauerei dem königlich mineralogischen Museum in Dresden verehrt worden sind. Dieses Rhinoceros war überall der Zeitgenosse und meist auch der treue Begleiter des Mammuth und anderer Riesenthiere der Vorwelt, die in jener Zeit dominirten, während welcher das Menschengeschlecht wahrscheinlich noch nicht die Erde bewohnt hat.

H. B. Geinitz.

Ein Hungerjahr.

Ein harter Winter, welcher das Jahr 1719 begonnen, ungünstige Witterung, die ihm folgte, erweckten schon zu Anfang des Sommers gegründete Besorgnisse über den Ausfall der Ernte. Bei den Berathungen im Geheimen Rathe über die etwa zu treffenden Vorsichtsmaßregeln, stimmte der Cabinetsminister Graf von Watzdorff für Anlegung von Magazinen; wie es dem ebenso verständigen als ehrlichen Mann aber zu seinem Leidwesen öfters ging*), er ward überstimmt, seine Collegen bezogen sich auf die leeren Cassen, welche außerordentliche Ausgaben nicht gestatteten. Statt Watzdorff's weisem Rathe zu folgen, griff man zu dem damals beliebten Mittel eines Ausfuhrverbotes. Ein Befehl vom 16. Juni 1719 (Cod. Aug. Th. I. S. 1894) untersagte „daß inländische Victualien an allerhand Vieh, Butter und dergleichen, sowohl Getreide, Heu und Geströhde auswärts gebracht würden", und bestimmte zugleich, daß „zuförderst jedesmahl von Zeit zu Zeit sothane Victualien und Sachen in möglichster Quantität nach Dresden, desgleichen auch in andere anliegende inländische Städte geliefert und vertrieben werden sollten". Eine Generalverordnung vom 21. Juni 1719 (ib. S. 1894) schärfte dies ein und fügte die Anordnung hinzu, daß alle Vorräthe an Getreide, es sei Korn, Weizen, Gerste oder Hafer, genau verzeichnet und die Specificationen bei der Landesregierung eingereicht werden sollten. Ein Befehl und eine Generalverordnung schienen aber noch nicht genug, es kam unter dem 1. Juli 1719 noch ein besonderes, die bereits erlassenen Verfügungen bestätigendes Mandat hinzu (ib. S. 1895), welches zugleich den unglücklichen Versuch enthielt, die Getreidepreise durch eine Taxe niederzuhalten: der Dresdener Scheffel Korn sollte höchstens drei Thaler „gelten". Die Folgen dieser verkehrten Anordnungen zeigten sich sehr bald, die Regierungen der benachbarten Länder, aus denen Chursachsen zum Theil seinen Bedarf zu beziehen hatte, Churmainz im Erfurt'schen, Preußen, Oesterreich, ergriffen ähnliche Sperr-Maßregeln. Nach Dresden, wo man durch den Befehl vom 16. Juni 1719 Ueberfluß hervorzurufen gehofft hatte, erfolgte, weil Niemand um den zu niedrigen Preis verkaufen wollte, gar keine Zufuhr, man beseitigte daher nothgedrungen schon unter dem 28. August 1719 die Taxe wenigstens für Dresden, hob auch kurze Zeit darauf durch Generalverordnung vom 16. September 1719 (Cod. Aug. Th. I. S. 1906) die Getreidesperre selbst auf, rücksichtlich der „anliegenden Lande und Orte, allwo dergleichen Untersagung der Ausfuhre in das Churfürstenthum noch nicht geschehen". Dies hatte aber keine Wirkung, weil die benachbarten kornreicheren Länder bei ihren Ausfuhrverboten blieben, ja an der böhmischen Grenze kam es zu förmlichen Gefechten

*) Seine uns vorliegenden Briefe belegen dies vielfach; er schreibt u. A. einmal an den Grafen von Flemming: „ich habe das, was man heut zu Tage politique nennet, nicht gelernt, weil ich von nation ein Voigtländer bin."

zwischen den böhmischen Schützen und sächsischen Unterthanen, welche nächtlicher Weile kleine Quantitäten Getreide über die Grenze zu schaffen suchten.

Wirksamere Mittel wußten die Minister nicht zu ergreifen; der damals 23jährige Churprinz, Friedrich August, der während der Abwesenheit seines königlichen Vaters (Friedrich August I., der Starke, als König von Polen August II.) den Berathungen der Minister präsidirte*), nahm zwar den lebhaftesten Antheil an den dem Lande drohenden Unheile, sodaß Graf Watzdorff von ihm schreiben konnte: „ich muß mit Wahrheit sagen, daß Ihro Hoheit, wenn sie Conferenz halten, derselben mit ungemeiner Attention und Application beiwohnen und keine Sache, so Ihnen einmahl vorkommen, vergessen", allein sein guter Wille vermochte den Mangel an Erfahrung nicht zu ersetzen und insbesondere nicht die leeren Cassen zu füllen. Da erbot sich ein wackerer Mann, der Landesnoth abzuhelfen Es war dies keiner der Großen des Landes, die sich durch Friedrich August I. Großmuth bereichert, es war keiner der reichen Leipziger Kaufleute, nein, es war ein Jude, der Hoffactor Jonas Meyer: er erklärte, er wolle „aus allerunterthänigster getreuester devotion gegen Se. Königl. Majestät und Liebe zu deren Unterthanen und Lande, um dem bisherigen Wucher zu steuern und das Armuth nicht unterliegen zu lassen", Getreide aus Stralsund oder Danzig „ohne Profit dabei zu suchen," kommen lassen, wenn ihm Freipässe verschafft und je nach dem Bedarfe 30—60,000 Thlr. bis zur Neujahrsmesse 1720 vorgeschossen würden; daß er wirklich uneigennützig handle und keinen Gewinn für sich suche, bewies seine Zusicherung, daß er das Getreide nach Guben „etwa für 2 Thlr. 8 Gr.", liefern wolle. Die Getreidepreise waren aber, nach den uns aus den ersten Tagen des December 1719 vorliegenden Uebersichten, mit Ausnahme von Sangerhausen, wo der Scheffel 2 Thlr. 7 Gr. galt, überall in Sachsen höher, z. B. in Tennstädt, Wieha 2 Thlr. 12 Gr., in Dresden und der Umgegend 4 Thlr. 8 Gr., in Muskau 5 Thlr. Würden solche Preise auch in der Jetztzeit nicht als Zeichen großen Mangels betrachtet werden, so waren sie doch für die damalige Zeit sehr hoch. Die Regierung ging natürlich bereitwillig auf das Anerbieten Meyer's ein, er erlangte einen Vorschuß, dessen Betrag wir nicht ersehen, und konnte sehr bald anzeigen, daß große Quantitäten Getreide in Stettin bereit lägen. Dort lagen sie, aber wie sie nach Sachsen bringen? Abgesehen von der Schwierigkeit des durch ungangbare Wege, zahllose Zölle, Wege-, Pflaster- und Brückengelder, Geleite &c. erschwerten und vertheuerten Landtransportes (die Flußschiffahrt war schon im December 1719 unterbrochen), behinderten die Ausfuhrverbote der Nachbarländer, insbesondere Preußens, den Transport, und wenn man Hoffnung hatte, deren Aufhebung zu bewirken, so traten immer noch die Stapelrechte vieler Städte, z. B. Stettin, Frankfurt a. d. O., hemmend entgegen, indem diese Städte beanspruchten, „daß das Getreide bei ihnen müßte verkauft werden". Man begann denn nun Verhandlungen über „das freie commercium" mit Preußen und Hannover, man schrieb von Dresden aus nach Hamburg, Lübeck, an die Fürsten von Anhalt, den Herzog von Mecklenburg &c, allein man fand nirgends bereitwilliges Gehör. Inzwischen nahte mit dem Winter die Noth, welche man nicht zu beschwören vermocht hatte. Schon im December 1719 ward aus dem Gebirge gemeldet: „die Leute mengen Eicheln, Asche und Kleie unter das Mehl und backen es, bekommen aber große Hitze im Leibe und erkranken"; in Pobershau aßen „die Leute gekochtes Grummet", in Johanngeorgenstadt „Krautstrünke, Kleienklöße", in Geier, wo im Januar 1720 bereits einige Menschen vor Hunger umgekommen, sättigten sich andere mit „Luder". Anzeigen aus anderen Orten berichteten, „daß die Leute Sachen äßen, so kein Vieh fressen würde". Im Februar 1720 ward das Unheil noch durch einen ungewöhnlichen Schneefall vermehrt, der die Zufuhre zu manchen Orten ganz unmöglich machte. Ausführlichere Nachrichten hierüber bietet uns ein Bericht August Königsdörfer's aus Altenberg vom 21. Februar 1720. Derselbe erzählt Folgendes: „Nachdem ich mich bei einigen Wochen her in den allergnädigst mir anvertrauten Gebirgischen Inspectionsorten befunden, um die Visitation des Getreidevorrathes zu beendigen, bin ich nach und nach von dem ganz ungewöhnlich gefallenen und noch anhaltendem Schneegewitter endlich allhier dergestalt arretirt worden, daß ich nunmehr weder hinter noch vor mir weiter kann und weil bei dieser extraordinären Schneetiefe ein und andere notable Umstände angemerket, als habe hiervon meinen allerunterthänigsten Bericht zu erstatten, der Nothdurft erachtet."

„Als ich am 14. huj. von Geising mich nach Lauenstein gewendet, um von da ferner nach Bärenstein zu gehen, dahin aber den Weg vor tiefem Schnee ganz unpassable befunden, habe ich mich, nachdem ich bis auf den 3. Tag wegen des heftigen Schneegestöbers zu Lauenstein still liegen müssen, entschlossen, auf Altenberg wieder zurückzugehen, in der Meinung von da desto füglicher nach Hause gelangen zu können, weil in der Gegend mehr hantirt zu werden pflegt, zu dem Ende 6 Personen mit Schippen und Schaufeln zu mir genommen, welche mit Auswerfen für Pferde und Schlitten einige Bahn gemacht, also daß ich binnen 5 Stunden diese einzige Viertel Meile Wegs mit großer Gefahr und Arbeit, wobei ich beständig zu Fuße gehen müssen, zurückgelegt und in Altenberg angelangt, bin aber daselbst noch übler angekommen, maaßen die dasigen Fuhrleute sich weder herauswagen wollen, noch können, also daß ich nunmehr schon den 6. Tag hier verschneit liegen muß, mittler Zeit sich der Schnee, welcher Tag und Nacht in ungemeiner Menge mit dem heftigsten Sturmwetter herabgefallen, in und vor der Stadt an vielen Orten über 16 und 20 Ellen hoch angehäuft, in den Wäldern aber, wo er vor dem Wind gesichert liegt, über 5 Ellen hoch befunden worden. Der Markt und die Gassen sind wie hohe Berge und Klippen anzusehen, worüber die Leute, welche Brödung halber unumgänglich ausgehen müssen, auf Händen und Füßen kriechen, die Häuser aber, welche insgemein zwei Stockwerke hoch, sind bis an das Dach und darüber verweht, also daß sie den ganzen Tag über in den Stuben Licht zu brennen genöthigt werden. Andere aber bemühen sich durch die Stubenfenster den vorliegenden Schnee durch das Haus auf die Gasse zu schaffen, bis sie ein Loch gewonnen, wodurch das Tageslicht wieder in die Zimmer fallen kann, welches aber nur auf kurze Zeit und kaum eine Stunde lang besteht, so hat der Wind Alles wieder zugestrichen. Fast gleiche Bemühung haben diejenigen, welche zur Hausthüre heraus unter dem Schnee hin einen Stollen treiben mußten, bis sie auf viele Ellen Arbeit endlich das Tageslicht gewonnen, dahingegen Andere zu den Dachfenstern heraus durch den Schnee einen Weg sich zu machen bemüht sind. Indessen sind wenige Häuser in der Stadt, welche noch die Communication mit einander haben, die anderen leiden bereits an Brode großen Mangel

*) Es war dies, soviel wir ersehen, das erste Mal, daß dem Prinzen eine Theilnahme an den Regierungsgeschäften eingeräumt ward. Vom Anfang des Jahres 1726 aber nahm er regelmäßig Theil an den viermal wöchentlich in Gegenwart des Königs stattfindenden Ministerberathungen und im Februar 1726 ernannte ihn der König zum „Premier Ministre". Der Cabinetsminister Generalfeldmarschall Graf von Flemming erhielt den Auftrag, den neuen Minister in die Geschäfte einzuführen und mit seinem Rathe zu unterstützen. In demselben Jahre ward dem Prinzen noch eine andere Auszeichnung zu Theil, indem ihm der Papst Benedict XIII. einen in der Weihnachtsnacht geweihten Degen und Hut durch den Legaten Abbé Miaskowski übersendete; dieser überreichte die Gaben dem Prinzen am 11. August 1726 in der Johanniskirche zu Warschau mit den dabei üblichen Feierlichkeiten. Eine Abbildung des Hutes und Degens mit dem Portrait des Papstes enthält eine kleine Druckschrift unter dem Titel: Copia brevis apostolici ad serenissimum Poloniae Principem. 1726.

indem von Außen nichts herzugebracht werden kann. Großer Gefahr sind die anfahrenden Bergleute unterworfen, welche vielmals die Zeche nicht mehr finden können und daher, wie dato mit einem Geisinger Bergmanne geschehen, der durch die verschneiten Bungen 7 Lachter hinuntergefallen und für todt aufgehoben worden, unvermuthet in den Schnee hinunterfahren. Es wissen die ältesten Leute solcher Schneetiefe sich nicht zu erinnern."

Unthätig blieb die Regierung nicht, und wenn man mit Befehlen, Generalverordnungen, Generalien, Rescripten und Mandaten die Leute hätte sättigen können, so wäre ausreichendes Material vorhanden gewesen: Dutzende solcher Erlasse jagten sich im Frühjahr 1720, denen mehrfach einige Tage nach ihrem Erscheinen schon Erläuterungen folgten. Wir verweisen deshalb unsere Leser auf den jene Versuche zumeist enthaltenden Codex Augusteus und dessen erste Fortsetzung. Es ward die Oeffnung der Kornböden angeordnet, Zoll, Geleite und Handlungsaccise von ausländischem Getreide, Mehl und Maltzen aufgehoben, das inländische Getreide von den Brücken- und Fährgeldern befreit, man verbot (womit wohl nicht sehr viel erspart worden sein wird) die Verfertigung des Puders u. s. w. Von der Idee aber, daß man durch eine gesetzliche Taxe das Steigen der Getreidepreise verhindern, der Noth abhelfen könne, vermochte man sich nicht zu trennen, vielmehr ergingen deshalb unter dem 16. März, 23. März, 8. April 1720 wiederholte Mandate, bis man denn durch ein Erläuterungsmandat vom 16. April 1720 (C. A. I. S. 1919) diese Beschränkung in der Hauptsache durch die angebliche Erläuterung factisch wieder aufhob, „daß den Getreidehändlern und Fuhrleuten, welche von auswärtigen Orten Getreide ins Land hereinbrächten und zum Verkaufe auf Märkte führten, verstattet sein solle, ihr Getreide nach Beschaffenheit des Werths beim Einkaufe und derer auf dessen Zufuhre zu verwenden nöthig gehabten Unkosten, in einem billigen Preise zu verkaufen und damit den freien Handel, ohne Jemandes Einrede oder Hinderniß, treiben zu dürfen." Man beschränkte sich aber nicht blos auf diese zum Theil nur papiernen Maßregeln, sondern wir müssen der Regierung und an ihrer Spitze dem Churprinzen das Zeugniß geben, daß sie auch mit der That beistand, die Noth zu lindern, soviel es möglich war. Es war dies aber eben nur wenig! Man stürzte wirklich alle Cassen um, bisweilen in Posten von wenigen 100 Thalern, eine Summe zusammenzubringen, für welche Getreide zur Versorgung des Gebirges in der Kornkammer Sachsens, Thüringen, wo noch Vorräthe sich fanden, gekauft ward: es fehlte aber an Transportmitteln. Die Amtsfuhren, zu welchen die Unterthanen verpflichtet waren, genügten nicht, konnten auch theilweise nicht geleistet werden, weil viele Bauern aus Futtermangel ihr Zugvieh abgeschafft hatten. Es befanden sich in Dresden eine Anzahl alter Proviantwagen und „etliche 100 alte Reiter- und Proviantpferde", allein wegen ihrer Benutzung mußte erst nach Warschau, wo der König und der Generalfeldmarschall Graf v. Flemming sich aufhielten, berichtet werden. Kam auch von dort die Genehmigung dazu, „daß die Pferde zu Anführung des Getreides employirt würden und in dergleichen Fällen alles zu Dienste stehen müsse", so waren doch die Proviantwagen defect, sie mußten erst mit bedeutendem Aufwand hergestellt werden und nachdem man zunächst 24 Proviantpferde abgesendet, konnte erst unter dem 23. März 1720 nach Warschau angezeigt werden, daß 10 Wagen nach Thüringen abgegangen seien und die anderen schleunigst folgen würden. 20,000 Portionen Zwieback aus den Militairmagazinen wurden zunächst zum Verkauf an die Armen bestimmt, und da sich keine Käufer fanden, „weil die Armen" wie Watzdorff unbezweifelt richtig schrieb „kein Geld haben", im Gebirge umsonst vertheilt. In das Armenhaus zu Waldheim wurden aus dem Gebirge soviel Personen gebracht, als dasselbe nur aufzunehmen im Stande war. 3000 Scheffel Getreide überließ man den Bergleuten, den Scheffel für 2½ Thlr., ebenso 1000 Scheffel aus dem Magazin zu Leipzig den Oberlausitzer Ständen für 2 Thlr. 16. Gr.

Der Hoffactor Meyer bewährte übrigens seine schon für das ganze Land bewiesene Uneigennützigkeit auch in besonderer Beziehung auf Dresden: er hatte die Versorgung der Stadt mit Getreide übernommen und verkaufte den Scheffel daselbst ½ Thlr. unter dem Marktpreise; da er aber seine in den Seestädten lagernden Getreidevorräthe, der schon erwähnten Hindernisse halber, nicht nach Sachsen schaffen konnte, so sah er sich natürlich genöthigt, das Getreide im Inlande zu kaufen: darüber aber beschwerte sich der Stadtrath zu Zwickau, dessen Getreidemarkt darunter litt und verlangte, man solle Meyer den Aufkauf gänzlich verbieten! Darauf ging man aber in Dresden denn doch nicht ein.

Daß die Regierung übrigens gethan, was ihr möglich war, erkannte man auch im Lande an: nirgends kam es zu Unruhen, zu stürmischen Auftritten, wie sie wohl die äußerste Noth im Gefolge zu haben pflegt; mit dem Gottvertrauen und der Resignation, die unser Sachsenland so oft bewährt hat, trug das Volk das schwere Geschick, man half sich kümmerlich durch die Zeit der Noth. Allein im Frühjahr 1720 trat nun der Mangel des Saamengetreides hervor. Endlich nach langen Verhandlungen war es zu Ende März 1720 gelungen, in Berlin Freipässe für 42,000 Scheffel auszuwirken, allein dies genügte dem Bedarf natürlich nicht. Der Graf von Watzdorff schrieb deshalb am 20. März 1720 „schafft man den Leuten den Saamen nicht, so ist gewiß, daß das meiste Land muß unbesäet bleiben". Abermals war es der wackere Meyer, der hülfreich die Hand bot, um „unentgeldlich Saamengetreide aus Hamburg kommen zu lassen". Es gelang auch der Regierung gegen Verpfändung von Juwelen bei einem Kaufmann in Leipzig 100,000 Thlr. zu borgen und von Hannover unter dem 5. Mai 1720 einen Freipaß für 50,000 Scheffel Getreide zu erlangen. So war denn die Möglichkeit gegeben, das von Meyer eingekaufte Getreide auf der Elbe zu verschiffen, die Zölle aber von dem ersten Transport an 23,500 Scheffel betrugen, nur von Lauenburg aus, nicht weniger als 6618 Thlr. Das von Meyer eingereichte Verzeichniß der Zollstädte von Lauenburg an, benennt folgende Orte:

Lauenburg, Bleckede, Hitzacker, Schnackenburg, Boitzenburg, Demnitz, Lentzen, Wittenberge, Rumlosen, Sandau, Tangermünde, Jerichow, Ragetz, Magdeburg (Rathsfähramt), Mühlvoigtei, Königl. Kämmereizoll, Schönebeck, Aaken, Calba an der Saale, Rosenburg, Barby, Tocheim, Roßlau, Coßwig, Dessau, Bärenburg, Nienburg.

Bei solchen Hemmungen sollte der Handel bestehen! Wer segnet nicht, solchen Thatsachen gegenüber, die Zustände der Gegenwart, die Beseitigung der Zollschranken, die Erleichterung des Verkehrs, welche dem Einzelnen freieres Gebahren gestattet und auch den Regierungen es möglich macht, den Landesbedürfnissen in Zeiten Genüge zu leisten!

W.

Die faule Eiche bei Rudolstadt.

Sage.

Unter den reichbewaldeten Bergen in der reizenden Umgebung von Rudolstadt liegt eine Höhe, auf welcher nach der Sage kein Baum recht gedeihen will, weil auf der Stelle der Fluch eines Gerechten haftet. Vor etwa 200 Jahren standen auf gedachter Höhe, die das Volk heute noch „faule Eiche" nennt, tausendjährige Eichbäume, welche mit ihren riesigen Aesten weitgreifend zu den Wolken ragten. Unter ihnen schlugen im dreißigjährigen Kriege einst die Schweden ihr Lager auf. Aus dem Munde der begeisterten Krieger strömte das protestantische Heldenlied: „Eine feste Burg ist unser Gott!" feierlich in das Thal hinab und es hallte in den Herzen der frommen Rudolstädter wider. Der König Gustav Adolph stand unter seinen tapfern Truppen. Er flößte ihnen den wahren Kriegergeist und den Sinn für echte Soldatenehre ein, daher es im schwedischen Heere, so lange sein heldenmüthiger Führer lebte, zu den Seltenheiten gehörte, daß irgend Einer sich grobe Verstöße gegen Sitte und Mannszucht erlaubte*). Doch in der schönsten Heerde kann sich ein räudiges Schaf vorfinden.

Unter Gustav Adolphs Truppen, die bei Rudolstadt lagerten, war ein listiger, geldgieriger Soldat, der in der Regel des Nachts auf Beute ausging, um seinen Golddurst zu sättigen. Sein böser Geist führte ihn einst in das Thal hinab nach dem Kirchlein, in welchem er wenige Tage vorher den silbernen Kelch, aus dem der Priester das Sacrament spendete, hatte blinken sehen. Der Soldat kannte den Schrein, der das heilige Gefäß verbarg, auch wurde es ihm nicht schwer, in das Kirchlein zu gelangen. Wohl fühlte er ein Bangen, als er in der mondbeleuchteten Halle stand, als das Knistern seiner leisen Fußtritte wie Geistergeflüster in der Kirche widerhallte, aber er betäubte die Stimme seines abmahnenden Gewissens, schritt näher nach dem Altar hin, bemächtigte sich des Kelches, verbarg denselben unter seinem Oberkleide und eilte hinauf in das Lager seiner Kampfgenossen, um dort seinen Raub an geeigneter Stelle zu verstecken.

Im Lager der Schweden war noch Leben genug. Die wachthabenden Krieger hatten Feuer angezündet und um dasselbe sich scherzend und singend gruppirt. Einige von ihnen begannen ein Spiel um Geld. Zu diesen gesellte sich der Kirchenräuber, um von der Laune des Glückes noch mehr Vortheil zu erringen. Das Glück war ihm aber diesmal nicht günstig. Je länger und je leidenschaftlicher er spielte, desto mehr verlor er. Als er auch das letzte Silberstücklein aus der Tasche gezogen hatte, da fing er an zu borgen, und er borgte sehr viel. Doch die geliehenen Summen fielen ebenfalls seiner Spielwuth zum Opfer und seine Kameraden hatten keine Lust mehr, das Spiel weiter fortzusetzen. Im bittersten Aerger schlich der Räuber bei Seite, indem er seinen Kriegsgefährten die Versicherung gab, daß er am nächsten Tage seine Schulden mit reichen Zinsen zurückzahlen werde.

Nach und nach wurde es im schwedischen Lager stiller, denn die meisten Soldaten hatten sich zur Ruhe begeben; nur die Wachtposten schritten noch auf und nieder.

Der Morgen graute. Die meisten Schweden schliefen noch fest; da hörten die Wachen von fern her einen Weheruf aus männlichem Munde. Der Ruf kam näher und näher und bald ertönte er im Lager selbst: „Wehe dem Frevler, wehe dem Räuber, der den Kelch aus unserm Kirchlein hinweggetragen!"

Es war der greise Priester des Thales, aus dessen Munde die schwere Anklage kam. Er hob die hagern Hände zum Himmel und schüttelte sein mit schneeweißem Haar bedecktes Haupt. Ehrwürdig schritt er an den schnell erwachten Soldaten vorüber bis an das Zelt des Königs. Niemand wagte ihn aufzuhalten. Am Königszelte redete er die Wachen an und sprach: „O bittet den großen Gustav Adolph, daß er mich höre!" —

Kaum hatte der Priester die Bitte ausgesprochen, da trat auch schon der König aus seinem Zelte hervor und gab dem Klagenden einen Wink, näher zu treten. Der Priester folgte der Aufforderung und redete also zum König: „Hoher königlicher Herr! In der vergangenen Nacht hat es ein Räuber gewagt, in unsere Kirche zu dringen und den silbernen Kelch zu rauben. Ich bin grau geworden im Dienste des Herrn, aber nie habe ich erlebt, daß aus unserem Gotteshause nur ein Scherflein entwendet worden wäre. Nun lagern in unsrer Gegend schwedische Truppen und ich muß vermuthen, daß die That, an die von den Unsrigen Niemand zu denken wagt, von fremder Hand verübt worden ist!"

Gustav Adolph hatte aufmerksam zugehört; seine Blicke flammten und er rief: „Kirchenraub? — Kirchenraub durch meine Krieger? — Wehe Dem, der meines Heeres Ehre schänden kann durch solche Frevelthat! — Man forsche im Lager, man suche bei jedem Einzelnen und wen man als den Räuber entdeckt, den treffe der Tod!"

Das ernste Wort des Königs durchlief schnell die Reihen der Krieger und drang bald auch zu den Ohren des eigentlichen Räubers. Schon die Ankunft des Priesters hatte ihn tödtlich erschreckt, nun aber, nach dem Anhören des königlichen Ausspruchs, fühlte er sich vom Todesgrauen erfaßt. „Was soll ich thun?" meinte er bei sich, „ich kann, ich mag nicht sterben!" — Da fiel sein scheuer Blick auf einen noch schlafenden Kameraden, dessen Miene im Schlummer heiter aussah, wie der junge Morgen, und der in seinen schönen Träumen nicht ahnte, welch furchtbares Erwachen ein Bösewicht ihm bereiten werde. — „Schlaf' nur!" brummte der Kirchenräuber in den Bart, dann schlich er sich nach dem Versteck, wo seine Raubesbeute lag, ergriff den Kelch, kroch zu dem Schlafenden hin und steckte diesem den silbernen Kelch unter die Decke, auf welcher der Schuldlose ruhte. Mit teuflischer Bosheit eilte er hinweg und erzählte dann den übrigen Kriegsgefährten, daß er den Dieb kenne und bei ihm das Geraubte gesehen habe. Von seiner Mittheilung wurde den nächsten Befehlshabern im Heere Anzeige gemacht, man stellte sogleich Untersuchungen an und fand wirklich den Kelch, wie der Räuber angegeben, unter dem Lager des schändlich beschuldigten Soldaten. Dieser wurde aufgeweckt, und er erkundigte sich ganz harmlos nach dem Grunde der in seiner Nähe sich zeigenden Bewegung; als man ihm aber das Sachverhältniß genauer mittheilte, als man vom Kirchenraube erzählte und ihm zu verstehen gab, daß auf ihm der schwerste Verdacht ruhe, da erhob er sich im edlen Unwillen und rief: „Wer sagt es, daß ich ein Kirchenräuber sei?" — Alle Umstehenden schwiegen, denn sie kannten den Beschuldigten als einen treuen, frommen, liebenswürdigen Waffengefährten, und darum konnten sie ihm die Frevelthat nicht zutrauen. Aber so gewiß man ihn auch unschuldig glaubte, so hoch und theuer er auch seine Unschuld selbst versicherte, so fand sich doch kein Mittel, ihn von dem schrecklichen Verdachte zu reinigen, ja selbst seine besten Freunde mußten ihn, weil bei ihm der Becher gefunden worden, für schuldig erkennen. — Des Königs Wort: „den treffe der Tod!" blieb ungemildert; Gustav Adolph befahl, den entdeckten Dieb sogleich an einen Baum aufzuhängen.

Die Kameraden des armen Verurtheilten begleiteten den Unschuldigen auf seinem Todeswege, wobei sich die treueste Liebe und Anhänglichkeit kund gab. So manche Thräne floß über die Wangen der bärtigen Krieger. Der Trauerzug hielt unter einer großen Eiche. Wehmuthsvoll drückten die Schwe-

*) Nach Gustav Adolphs Tode mußte Sachsen unter den Greuelthaten der Schweden um so mehr leiden.

den ihrem scheidenden Freunde die Hand und schmerzlich beklagten sie sein trauriges Geschick, indem sie Verwünschungen über den Bösewicht aussprachen, der das Furchtbare durch teuflische List herbeigeführt hatte.

„Flucht ihm nicht!" bat der Verurtheilte, und setzte hinzu: „Ich sterbe unschuldig, meine Brüder, das wißt Ihr. Der wahrhaftige gerechte Gott wird meine Unschuld noch an den Tag bringen und wolle meinem Ankläger gnädig sein! — Ich danke Euch für Eure Liebe und Treue und gehe Euch voraus in der Hoffnung, Euch Alle einst wiederzusehen. Lebt wohl!" —

Die Waffengefährten legten dem Freunde die Schleife des Strickes, die ihn erwürgen sollte, um den Hals. Da rief der Arme laut aus: „Herr Gott, erbarme Dich meiner! Laß den Baum verdorren, an welchem die Unschuld der Bosheit eines Verräthers zum Opfer fällt!" —

Noch erhielt jeder Kamerad einen herzigen Händedruck, dann folgten die schrecklichsten Minuten und bald hing der Schuldlose entseelt am riesigen Aste der tausendjährigen Eiche. Als aber sein letzter Athemzug vorüber war, da zitterten alle Blätter der Eiche; sie neigten sich abwärts, wurden welk und gelb und fielen, wie von einem Giftwinde angeweht, alle zur Erde. Die Eiche stand entlaubt da.

Für den entseelten Gefährten gruben die Waffenbrüder ein Grab, schmückten es mit grünem Laub aus und legten dann den Freund hinein. Kaum war aber das Grab zugedeckt worden, da brauste ein gewaltiger Sturm einher, rüttelte fürchterlich an den dicken Stämmen, zersplitterte die starken Aeste wie Glas und wüthete so lange fort, bis der ganze Wald auf der Anhöhe vernichtet war.

Die Herzen der schwedischen Krieger wurden von Grausen erfaßt; noch schrecklicheres Grausen erfüllte aber die Brust des schändlichen Anklägers. Ihm stand das Kainszeichen auf der Stirn. Niemand wollte ihn mehr Freund nennen, Alle blickten ihn mit Haß und Mißtrauen an, weil in seinem Antlitz die tückisch verheimlichte Schuld zu lesen war. Eine glückliche Lebensstunde ward ihm nicht mehr zu Theil; er ging unter im Elende und sein Name ward verwischt. — Aber auf der Höhe bei Rudolstadt, wo einst ein Unschuldiger den Tod erlitt, wo der majestätische Eichenwald stand, wollte kein stattlicher Baum mehr gedeihen; dort unter dem krüppeligen Gebüsch suchte der harmlose Wanderer stets den Schatten vergeblich und wunderte er sich darob, so theilten ihm die Thalbewohner mit, warum der Ort „die faule Eiche" heiße, und erzählten die Sage vom unschuldigen armen Schweden.

Rob. Wolfram.

Miscellen.

Die schöne Eselsmüllerin im Thale der Zillbach oder des Esels Rache.

Bei dem jetzt in Folge des Baues der Werrabahn verlassenen, sonst aber durch seinen ebenso humoristischen als gastfreundlichen Postmeister weithin bekannten Posthause zu Schwallungen, eine halbe Stunde von dem durch seinen Tabaksbau bekannten Städtchen Wasungen führt ein Fahrweg links von der Chaussee ab über eine Werrabrücke nach dem höchst romantisch gelegenen, ehemals Fürstlich Hennebergischen und jetzt Großherzoglich Sachsen-Weimarischen Jagdschlosse Zillbach. Der Name des Ortes lebt noch bei Vielen, selbst im weiten Ausland, freundliche Jugenderinnerungen umschließend und weckend, im besten Andenken. Denn dort war es, wo Heinrich Cotta, später der Gründer der Forstacademie in Tharand, im Spätherbst 1796 eine mehrere Jahre hindurch in hoher Blüthe stehende, selbst von Franzosen, Engländern, Russen, Ungarn &c. besuchte Forst- und Jagdacademie, eine der ersten in Deutschland, gründete. Dort ist der Schauplatz einer im Munde des umwohnenden Volkes lebenden, aber noch nicht in unsere schriftlichen Sammlungen übergegangenen höchst anziehenden Sage.

Nach 10 Minuten haben wir von Schwallungen aus eine Waldecke erreicht; es nimmt uns das liebliche, auf beiden Seiten mit herrlicher Buchenwaldung umgebene Thal der Zillbach auf, und wir gelangen nach einer etwa halbstündigen Wanderung zu der höchst romantisch gelegenen Mühle, früher die Eselsmühle genannt.

Von ihr geht die Sage: Im dreißigjährigen Kriege lagen drüben im Werrathal, in Schwallungen auf der Zwick und auf der Todtenwarth eine Unsumme von Kroaten. Es war schwer, die Lebensmittel für das viele Kriegsvolk zu beschaffen. Die Werramühlen konnten das nöthige Mehl nicht liefern, da ging alltäglich von dieser Mühle aus die wunderschöne einzige Tochter der verwittweten Besitzerin hinüber ins Werrathal, um auf einem Esel Mehl in's Lager zu bringen. Darum hieß sie in der ganzen Umgegend nur die schöne Eselsmüllerin. Dabei aber war ihr Wesen von so Ehrfurcht gebietender Sittsamkeit, daß selbst die zügellosen Kroaten ihr nicht auf lüsterne Weise zu nahen wagten. Endlich aber entbrannte ein wüster Kroatenhäuptling in heftigster Leidenschaft zu der schönen Müllerin, und da sie seine Annäherungen und entehrenden Anträge entrüstet von sich wies, beschloß er, sie gewaltsam zu entführen.

Eines Abends, da er sie allein zu Hause wußte, ritt er, von einem Spießgesellen begleitet, nach der einsamen Eselsmühle. Er fand aber das Haus fest verschlossen, und alle Versuche, die schöne Müllerin zum Oeffnen zu bewegen, oder die feste Eichenthür gewaltsam zu sprengen, blieben fruchtlos. Da gewahrte er endlich, als der Mond aufging, daß das Wasserrad der eben stillstehenden Mühle bis zu einem Fenster des Hauses emporreiche. Er stieg, von wachsender Leidenschaft getrieben, auf den Schaufeln des Rades wie auf Leitersprossen empor und war eben im Begriff, das Fenster zu öffnen und einzusteigen, — da brauste plötzlich das Mühlwerk, von den schönen Händen der Müllerin, die das Vorhaben des Wüstlings zeitig genug bemerkt hatte, angelassen, los und zerschmetterte und zermalmte in wenig Augenblicken den Häuptling aufs Fürchterlichste unter dem Schaufelwerk des Wasserrades.

Der Begleiter des Hauptmanns aber schnob Rache. Er legte Feuer in die Mühle, um das schöne Müllerskind lebendig zu verbrennen. Der schwarze Racheplan gelang. In kurzer Zeit stand die Mühle in lichten Flammen und der herzzerreißende Schmerzensschrei der armen Müllerstochter hallte schrecklich durch das blutroth erleuchtete Waldthal.

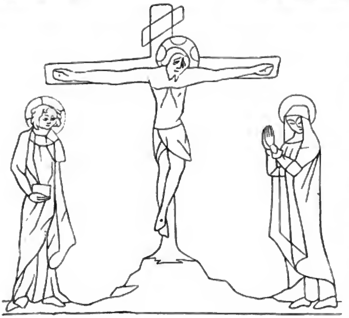
Doch bald ereilte den Mordbrenner die Hand der furchtbarsten Rache, und zwar auf die merkwürdigste Weise. Seiner Schandthat sich freuend, stand er noch da und sah grinsend in die Flammen. Da hörte er Stimmen eines von Zillbach herannahenden Jagdgefolges, sein böses Gewissen trieb ihn zu schneller Flucht. Er lief nach den Pferden, die unterdeß in dem nahen Walde gegrast hatten, schwang sich jedoch in der Hast, statt auf eins der Thiere, auf den neben den Pferden grasenden Esel. Dieser aber lief spornstreichs nach der brennenden Mühle und stürzte sich, die schöne Herrin rächend, mit seinem Reiter in die Flammengluth. Unter furchtbarem Geheul hauchte der Bösewicht seine schwarze Seele aus. Das indessen herzugekommene Jagdgefolge war noch Zeuge der rächenden That des treuen Thieres. Von Zeit zu Zeit soll sich der Sage nach noch bei Mondenlicht des Esels Schatten dort drüben an der Bergwand in colossaler Größe zeigen und Holzhauer wollen in der Mitternachtsstunde einen feurigen Reiter auf milchweißem Esel gesehen haben, der heulend und schreiend dreimal die Mühle umritten und dann spurlos verschwunden.

Meiningen. **A. W. Müller.**

Die Glocke in der Kirche zu Kollmen bei Kolditz.



Auf dem Thurme der Kirche des Dorfes Kollmen bei Kolditz hängt in einem uralten Glockenstuhle die beistehend abgebildete Glocke, die 2 Fuß hoch ist und am untern Rande 2 Fuß 8 Zoll im Durchmesser hält. Um den obern Rand läuft in gothischer Mimiskel oder sogenannter Mönchsschrift der Spruch: ave Maria gracia plena, dominus tecum; es sind jedoch die Worte desselben in folgender Aufeinanderfolge angebracht: **gracia . aue . dominus . tecum . maria . plena**, eine Erscheinung, die auf Glocken, Taufbecken, Schwertern sehr häufig ist, wo oft die einzelnen Buchstaben wunderlich durcheinander gemengt sind, da der Former nicht lesen konnte und, die Bedeutung der einzelnen Buchstaben oder Worte nicht kennend, seiner Pflicht genügt zu haben glaubte, wenn er nur einen jeden der ihm vorgezeichneten angewendet hätte.



Die bildlichen Darstellungen der Glocke zeigen zwei Hauptgruppen. Die der Vorderseite stellt den Heiland am Kreuze und zur Seite Maria und Johannes dar. Die entgegengesetzte Seite zeigt Sct. Georg, den Drachen tödtend, in der Tracht der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zwischen der heiligen Katharina mit Rad und Schwert und der heiligen Margaretha mit dem Salbgefäß; wahrscheinlich wurde dieselbe in der Zeit nach dem Hussitenkriege gegossen.

Die älteste Gestalt der Glocken ist die kegelförmige, wie sie noch häufig auf den Campanilen der italienischen Kirchen gefunden wird.

In den sächsischen Städtechroniken ist den Glocken gemeiniglich ein besonderer Abschnitt gewidmet und deren Gewicht, das Jahr des Gusses nebst der darauf befindlichen Inschriften sorgfältig angegeben. So wissen wir z. B. daß die Glocken des Domes zu Freiberg in den Jahren 1488, 1496 und 1512 gegossen worden sind.

Sie wurden während der Belagerung einer Stadt nicht angeschlagen und nach Eroberung derselben betrachtete der Sieger die Glocken als ein wesentliches Beutestück, das mit einer namhaften Summe ausgelöst werden mußte. — Schon in sehr alter Zeit wurden die Glocken gewissermaßen als belebte Wesen angesehen; sie wurden getauft, benamet und ihr Klang sorgfältig beachtet, daraus aber mancherlei Schlüsse auf künftige Begegnisse gezogen. Die Sage berichtet von Glocken, welche von selbst und unberührt von Menschenhand geläutet haben und von andern, die in Folge gewisser Vorgänge zersprungen; so meldet eine westphälische Sage, daß, als die geizige Jungfer Else begraben worden, die Kirchenglocke ihres Wohnortes zersprang, dieweil Jungfer Else die Thürklingel ihres Hauses umwinden ließ, damit sie die Züge der bittenden Armen nicht hören müsse.

t.



Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographieen: Ein zur Sauhatz gepanzerter Hund und das Jagdzeughaus nebst der Kemnate zu Waltershausen. ☜

Freitag, den 1. März.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Kupferbergbau bei Großenhain.

Eine an der Stadt Großenhain sich südöstlich erhebende, nicht unbedeutende Anhöhe führt den Namen „Kupferberg", welche Benennung von früher daselbst betriebenem Bergbau herrührt. Das Hauptgestein desselben ist nach Cotta's geognostischer Karte, wie der ganze Höhenzug von Klotzsche über Ebersbach und Großenhain bis Merschwitz und Glaubitz, ein zuweilen mit Granit-, Glimmerschiefer-, Porphyr- und Diorit-Gängen abwechselnder Gneis, wie sich auch aus den daselbst angelegten Steinbrüchen ergiebt. Diese befinden sich meist auf einer am Fuße jenes Berges gelegenen und unmittelbar an die Vorstadt angrenzenden Anhöhe, welche den Namen „Schwedentische" führt, weil schwedische Kriegsvölker im dreißigjährigen Kriege sich auf jener Anhöhe lagerten und von da aus die Stadt beschossen, und es wurden dort seit Jahrhunderten Bau- und Pflastersteine gebrochen. Die in den dasigen Gneis zuweilen eingesprengten Kupferkieskörnchen fallen wenig in die Augen und sind ohne Bedeutung; auch haben sich beachtungswerthe Kupfererzgänge dort noch nicht ergeben, davon sich jedoch vielleicht in größerer Tiefe und wie es wahrscheinlich bei dem frühern Bergbau daselbst der Fall war, in dem eigentlichen Kupferberge vorfinden könnten. Dieser wird jetzt meist zu Feldbau benutzt, doch scheinen Mauerüberreste an mehreren Stellen auf frühere Bewohnung, vielleicht auch auf Umfassungsmauern von Weinbergsgärten hinzudeuten, wie denn auch der an den Berg angrenzende Theil der Vorstadt den Namen „Weinberghäuser" führt, wo noch vor 50 Jahren Wein gebaut und geschänkt ward. Ueberhaupt ward früher in zahlreichen Orten der Umgegend, wo sich noch bis jetzt der Name Weinberge, Weingärten ꝛc. erhielt, Weinbau getrieben, dessen Eingehen wohl nur dem, durch das besonders in diesem Jahrhundert erfolgte unverantwortliche Niederschlagen zahlreicher und bedeutender Waldungen ohne deren neuen Anbau und dem daher durch weggefallenen Schutz gegen Nord- und Ostwinde herbeigeführten rauheren Klima der Gegend zuzuschreiben sein möchte. Da auf dem Kupferberge sich nicht mehr Schächte und Halden vorfinden und die Erinnerung an den früheren Bergbau überhaupt im Volke längst erloschen ist, so ward derselbe meist für eine leere Sage gehalten und die Sache unbeachtet gelassen.

Vor mehreren Monaten (im Sommer 1860) erregten jedoch einige auf jenem Berge bei der Feldbearbeitung gefundene kleine kupferhaltige Steinchen die Aufmerksamkeit auf jenen Gegenstand neuerdings, so daß ein zusammengetretener Verein denselben weiter zu verfolgen und selbst versuchsweise einzuschlagen gedenkt, wofern sich gewisse Auskunft über den frühern Bergwerksbetrieb und zugleich die Stelle der bebauten Gruben ergeben sollte.

Amtliche Nachweisungen haben sich jedoch bis jetzt weder in bergamtlichen, noch in hiesigen Archiven auffinden lassen, welche letztere überhaupt durch Stadtbrände meist vernichtet wurden, sowie auch durch die in neuerer Zeit sehr gewöhnlichen Versteigerungen der nicht mehr für nöthig gehaltenen Acten, wodurch wohl manche zufällig später sich noch als erforderlich ergebenden Schriftstücke der Vernichtung preisgegeben werden mögen.

In „Chladenius, Materialien zur Großenhainer Stadtchronik" (1788) findet sich dagegen Seite 91 bei dem Jahre

1608 die Angabe, daß man in der Gegend der schwedischen Tische einige kupferhaltige Steine gebrochen und deshalb Berg- und Hüttengebäude angelegt habe; doch sei das Bergwerk wegen schlechten Gehaltes wiederum in Stocken gerathen. Wenn aber auch bei jener Schrift die Kritik Manches auszusetzen hat, so konnte wenigstens eine solche Notiz nicht erdacht und wohl nur einer frühern Schrift entnommen werden, die sich vielleicht noch ermitteln läßt. Ferner führte die Mahlmühle in dem südlich am Fuße des Kupferberges gelegenen Dorfe Mülbitz sonst auch den Namen Hammermühle, und in einer dortigen Familie hat sich noch die Erzählung einer alten Urgroßmutter erhalten, welche sich noch des dasigen Bergbaues erinnerte und wie der Kupferhammer in Mülbitz in eine Mahlmühle umgeändert worden sei. So hieß ferner nach Angabe älterer und glaubwürdiger Personen ein Feldstück auf dem Berge früher „der Kupfergarten" und ein von jenem Berge nach Mülbitz führendes Wegestück „der Kupferweg"; manche erinnern sich noch an muthmaßlich vom Bergbau herrührende Vertiefungen auf dem Berge, welche jedoch später nach und nach zugeschüttet worden sind. Leicht möglich war es, daß das Bergwerk der geringen Ausbeute wegen verlassen ward, allein es mochte wohl auch der so traurige dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecknissen und Verwüstungen dazu mit beitragen, wo sich solche, zumal nicht einträgliche Unternehmungen um so weniger erhalten konnten, weshalb auch an zahlreichen Orten damals der Bergbau aufgegeben ward. Genug, ein damaliger Bergwerksbetrieb möchte wohl ohne allen Zweifel sein; es läßt sich selbst sogar die Vermuthung aufstellen, daß vielleicht bereits in vorchristlicher Zeit in dieser Gegend Kupferbergbau getrieben ward und wenigstens eine Kupferschmelze vorhanden war.

Unter den hier und da in der Erde aufgefundenen vaterländischen Alterthümern aus vorchristlicher Zeit nahmen die Waffen, Schmucke und andere Geräthe von Bronze (nämlich eine damals sehr gewöhnliche Mischung von Kupfer und etwas Zinn) eine bedeutende Stelle ein, indem sie den germanischen Nationen besonders eigen waren und mithin in das Bereich der noch so dunklen vaterländischen Culturgeschichte der nächsten Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt bis zu häufigerem Gebrauche eiserner Waffen 2c. gehören, wie ich diese Geräthe unter anderen in einer der vaterländischen Culturgeschichte gewidmeten Schrift näher zu schildern suchte, die unter dem Titel: „Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Mundarten, Bauwerke, Geräthe, zur Erläuterung des heidnischen Alterthums des christlichen Mittelalters der sächsischen und angrenzenden Lande", 3. Bändchen mit 530 Abbildungen, 1841—44 in Leipzig erschien (jetzt bei L. Wolf in Dresden zu erlangen). — Um nun solche in der Erde zufällig aufgefundene Alterthümer vor dem sehr häufig vorkommenden Einschmelzen zu retten, wurden die mir befreundeten Metallarbeiter ersucht, die ihnen zum Verkauf überbrachten bronzenen Alterthümer vor der Einschmelzung mir vorzuzeigen und gegen eine genügende Entschädigung mir zu überlassen, welches auch vielen günstigen Erfolg hatte. Ganz besonders aber ward ich freudig überrascht, als vor mehreren Jahren von einem hiesigen Kupferschmied mir eine Menge Celts (meißelähnliche Waffen), Sicheln, Lanzenspitzen, Ringe, Nadeln und andere gleichartige bronzene Alterthümer aus jener germanischen Zeit vorgezeigt und mir sämmtlich im Kauf überlassen wurden. Auch der Rest dieses bei dem 1½ Stunde westlich von Großenhain gelegenen Dorfe Weißig bei Skassa beim Ackern in einem jedoch zerbrochenen kesselartigen Gefäße von Thon entdeckten, auf mehr als ¼ Centner betragenden Fundes ward meistens noch dazu erlangt und fast Alles und dabei das Hauptsächlichste und Werthvollste der Geräthe der königl. Antikensammlung zu Dresden überlassen, um sie meiner derselben bereits 1853 übergebenen und dadurch vor Zersplitterung geschützten Sammlung vaterländischer Alterthümer beizufügen. Die Gegenstände dieses wahrscheinlich zu kriegerischer Zeit vergrabenen Fundes konnten nicht die Vorräthe eines Händlers sein, da sich nicht nur zahlreiche zerbrochene oder sonst beschädigte Waffen und Werkzeuge, sondern auch zahlreiche nur zum Verschmelzen geeignete kuchen- oder stangenartige Bronzemassen dabei befanden, so daß dadurch vielmehr auf eine Metallschmelze in jener Gegend hingewiesen ward, wovon sich jedoch bei genauer Untersuchung der Localität weitere Spuren nicht auffinden ließen.

Was die Wahrscheinlichkeit einer dasigen Metallschmelze noch mehr erhöht, ist die ebenfalls vor einigen Jahren auf Feldern des ½ Stunde südlich von Großenhain und ¼ Stunde von jener Hammermühle gelegenen Rittergutes Nieder-Zschauitz erfolgte Auffindung von mehreren steinernen Gußformen zu eben solchem Bronzegeräthe, wie jener Fund darbot. Es fand sich allerdings nur die eine Hälfte jener Formen, so z. B. von einer Lanzenspitze, Sicheln, Nadeln 2c.*) Schwerlich möchte es noch einem Zweifel unterliegen, daß demgemäß eine solche Metallschmelze der germanischen Periode in dieser Gegend bestand, wenn es auch räthselhaft erscheint, daß jene Gegenstände und diese Formen auf 2 Stunden von einander entfernten Feldern gefunden wurden. Diese Metallgießerei konnte allerdings vielleicht nur zum Umschmelzen alter Kupfergeräthe dienen, allein ebenso konnte wohl auch neues Metall dazu benutzt werden, worauf jene kuchen- und stangenartigen Bronzemassen hinzudeuten scheinen. Es entsteht nun die Frage, woher dies letztere erlangt ward, und da in jener Vorzeit bei ermangelnden gangbaren Straße 2c. ein Transport des zu schmelzenden Erzes aus entfernten Gegenden unausführbar war, so möchte wohl nur auf den Kupferberg bei Großenhain zu denken und es für möglich anzunehmen sein, daß vielleicht schon in jener heidnischen Periode daselbst auf Kupfer gebaut ward.

Doch zurück zur neuesten Zeit. Durch die so mannichfachen Erfindungen der letzten Jahrzehnte sind auch neue vortheilhaftere Einrichtungen bei dem Berg- und Hüttenwesen eingetreten, so daß man an zahlreichen Orten früher wegen nicht genügender Ergiebigkeit verlassene Schachte von Neuem bebaut und die geringhaltigen Erze der alten Halden noch mit Vortheil auszubeuten weiß. Waren nun auch die hiesigen Kupfererze nicht reichhaltig, so könnte dennoch derselbe Fall bei ihnen eintreten, und dieserhalb gedenkt jene obenerwähnte, bereits mit der Erlaubniß zum Schürfen versehene Gesellschaft im nächsten Frühjahr Versuche zur Auffindung des alten Schachtes anstellen zu lassen und im günstigen Falle die Sache weiter zu betreiben, und dazu gelte es am Schluß dieser Mittheilung einem stets so erfreulichen bergmännischen Glück auf!

Karl Preusker.

*) Näheres von jenem Funde, wie von diesen Formen — die als eine hohe Seltenheit zu betrachten sind, da sich deren, so viel mir bekannt, nur noch in zwei Orten Deutschlands ergeben — in dem 10. Hefte der Mittheilungen des königl. sächs. Alterthumsvereins, 1857, sowie in der kleinen Schrift: „Uebersicht der in der königl. Antiken-Sammlung in Dresden vereinigten Preusker'schen Sammlung vaterländischer Alterthümer, mit 1 lithographirten Tafel, 1856 (für sehr geringen Preis in dem Vorzimmer jenes in dem Japanischen Palais befindlichen, Mittwoch und Sonnabend Vormittags unentgeldlich geöffnetem Antikenkabinet zu erlangen).

Johann Adolph und Faustina Hasse in Dresden 1731.

Das Jahr 1731 sollte für Dresden ein wichtiges musikalisches Ereigniß mit sich bringen: die Berufung Hasse's und seiner Gattin Faustina an den sächsischen Hof. Der Kurprinz Friedrich August (II.) und dessen kunstsinnige Gemahlin, die österreichische Erzherzogin Marie Josephe (eine Schülerin des berühmten kaiserlichen Kapellmeisters Giuseppe Porsila), hatten richtig erkannt, daß der königlich-kurfürstlichen musikalischen Kapelle und der italienischen Oper in Dresden die Seele, der belebende Geist in der Person eines tüchtigen Leiters und einer großartigen Künstlerautorität fehlte. Die Kapelle hatte in den letzten Jahren schwere Verluste gehabt, da der Concertmeister Jean Baptist Volumier am 7. October 1728, der älteste Kapellmeister Johann Christian Schmidt am 13. April 1728 und der Kapellmeister David Heinichen am 16. Juli 1729 gestorben waren. Des ersteren Stelle wurde 1731 durch den berühmten Geiger Johann Georg Pisendel besetzt. Weder der vortreffliche Kirchencomponist Johann Dismas Zelenka, noch der Compositeur de la musique française, Jean André, noch der Compositeur de la musique italienne, Giovanni Alberto Ristori, mochten trotz ihrer ersprießlichen Thätigkeit der obersten künstlerischen Leitung der Kapelle und der Oper gewachsen sein, namentlich da man wieder an die Vorstellung größerer italienischer Musikdramen dachte; nicht minder fehlte eine Sängerin ersten Ranges. Deshalb schritt man zur einstweiligen Berufung Hasse's und seiner Gattin.

Von Italien aus war mit ungewöhnlicher Schnelligkeit eine pikante Erzählung nach Deutschland gedrungen und hatte den Ruhm eines jungen Deutschen verkündet, welcher, dem Vaterlande ein noch unbekannter Schüler Apollo's, mit Begeisterung für seine Kunst im Herzen und mit bescheidenem lernbegierigem Sinne nach dem Lande gezogen war, welches einen Scarlatti, Tartini, Durante, Feo und Andere stolz unter seine Söhne zählen durfte. Die Meister fanden an dem jungen Deutschen einen gelehrigen Schüler, der ihnen Ehre machen sollte. Von Venedig bis Neapel ertönte bald das Losungswort: „il caro, il divino Sassone!“ Der junge Deutsche bezauberte Alle, auch die Frauen. Eine der Schönsten und Begabtesten, wenn auch nicht der Jüngsten unter denselben, vergöttert von Jung und Alt, Männern und Frauen, — eben zurückgekehrt von Triumphen, die sie in England gefeiert hatte, erkor diesen immer noch bescheidenen, ängstlichen und doch schon so berühmten Mann zum Gebieter ihres Herzens. Johann Adolph Hasse (geboren zu Bergedorf unweit Hamburg am 25. Mai 1699, seit 1724 in Italien) hieß der Glückliche, welcher, reich von der freigebigen Mutter Natur mit Talenten ausgestattet, des Ruhmes und des Glückes Becher bis auf die Neige leeren sollte; Faustina Bordoni, damals eine der größten Sängerinnen, war diejenige, welche ihn 1730 zum Gatten wählte.

Ueber das Geburtsjahr Faustina's sind die Meinungen getheilt. Der englische Musikgeschichtschreiber Burney erzählt (IV, 39), sie sei 1783 in ihrer Vaterstadt Venedig 90 Jahre alt gestorben; demnach muß sie 1693 geboren sein. Der gewöhnlichen Angabe zufolge war sie „um 1700“ geboren. Die Portraits, welche von ihr in Dresden vorhanden sind, schildern sie als kräftiges, blühendes, aber nicht mehr junges Weib. Am idealsten, aber wohl auch am meisten geschmeichelt hat sie Rosalba Cariera aufgefaßt (s. Gemäldegalerie im neuen Museum, Pastellbilder Nr. 1977). Später, nach 1740, malte sie der Hofmaler Stef. Torelli, nach welchem Bilde Lor. Zucchi einen Stich fertigte, der im k. Kupferstichcabinet vorhanden ist. Ein wahrscheinlich noch später gemaltes Portrait mit einem dazu gehörigen Pendant ihres Gatten von Felicita Hofmann geb. Sartori (einer Schülerin der Carrieria) befindet sich in der Miniaturbildersammlung des neuen Museum. Nach diesen Bildnissen sind die nachstehenden Holzschnitte gefertigt; Hasse erscheint darauf jünger als seine Gattin.

Faustina hatte durch ihre wohlhabenden Eltern eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Benedetto Marcello selbst nahm Theil an ihrer Bildung und Franzesco Gasparini war ihr Hauptlehrer in Gesang und Declamation. Später studirte sie des berühmten Singlehrers Bernacchi Schule. Mit 16 Jahren schon trat sie unter großem Beifall in Venedig auf, später in Florenz. 1724 kam sie nach Wien mit 15,000 fl. Jahresgehalt, 1726 nach London an die Oper Händels mit £ 2500 Gage. Gegen 1728 verließ sie London, sang in Mailand, später in München und dann wieder in Venedig, wo sie Hasse kennen lernte. Ihre Erfolge waren selbst für die damalige Zeit, welche guten Gesang zu beurtheilen wußte, außerordentlich. Um das Vergnügen zu beschreiben, mit welchem man sie hörte, sagte man damals, daß die Podagristen das Bett verließen, wenn sie singen sollte. Man prägte zu Florenz Münzen auf sie und ihr Ruf erstreckte sich selbst diesseits der Alpen mit auf die von ihr vorgetragenen Gesänge. In der Anzeige eines Concertes, welches der Geiger Pietro Castrucci aus Rom 1719 in London gab, wird ausdrücklich gesagt: „Auch werden darin verschiedene Gesänge vorgetragen, welche die berühmte Faustina in Venedig sang. (Chrysander's Händel, II. 142.) Faßt man das Urtheil der Zeitgenossen zusammen, so war sie nächst der Cuzzoni damals die bedeutendste Sängerin. Sie hatte einen mehr starken als klaren Mezzosopran, nicht über 2 Octaven im Umfange, den sie aber vollständig beherrschte. Nach dem alten Sangmeister Tosi stand sie „unvergleichbar da in ihrer Begabung zum Singen, in der unerhörten Leichtigkeit ihrer Ausführung, mit welcher sie die Welt in Erstaunen setzt, in ihrem brillanten Vortrage (man weiß nicht, ob durch Natur oder Kunst erlangt), der Alles hinreißt“. Auch der berühmte Flötenspieler Joachim Quanz (der spätere Lehrer des großen Friedrich), welcher sie 1727 in London hörte, nennt ihre Art zu singen „ausdrückend und brillant (un cantar granitò)“. Er lobt ihre geläufige und deutliche Articulation, geschickte Coloratur, vorzüglichen Triller. Sie besaß eine große Fertigkeit, einen und denselben Ton schnell und oft zu wiederholen und konnte auch wieder einen Ton sehr lange aushalten. Faustina hatte ihre Stärke im gefühlvollen pathetischen Vortrage, im Heroischen, wobei sie das ausdrucksvollste Spiel und eine schöne, mehr kräftige als zarte Persönlichkeit unterstützte, so daß Quanz sagte, „sie sei zum Singen und zur Action wie geboren“; dagegen scheint ihr die Tiefe und das Schmelzvolle des Ausdrucks gefehlt zu haben. — Faustina scheint ein lebhaftes und sinnliches, aber kluges Weib gewesen zu sein. Sie schickte sich in die Umstände. Wenn Apostolo Zeno, der sie 1724—1725 in Wien kennen lernte, nicht genug ihr hofmäßiges, züchtig anständiges Betragen zu loben weiß, so erzählt uns ein neuerer vortrefflicher Schriftsteller viel von ihrem zweideutigen Rufe und Treiben in London, illustrirt durch den Kampf mit ihrer Nebenbuhlerin Francesca Cuzzoni. (Chrysander, II.) In der englischen Hauptstadt war freilich damals das öffentliche Leben und damit auch die Zeitungspresse viel ausgebildeter als in Deutschland und Italien. Chrysander urtheilt mit puritanischer Strenge und mißt doch wohl der Scandalsucht auch der damaligen Londoner Presse zu wenig Schuld bei. Verführerisch mochte Faustina jedenfalls für die Männerwelt sein. Noch im spätern Lebensalter, als sie sich längst in Stille und Häuslichkeit zurückgezogen hatte, war sie eine schöne Matrone. Burney, der sie 1772 in Wien sah, schildert sie noch damals als „a shoot brown, sensible and lively old woman“; sie hatte viel von ihrer Schönheit erhalten, aber ihre Stimme

ganz verloren. Burney bat Faustina zu singen, „ah non posso! — hò perdutto tutte le mie facoltà!" antwortete sie. Dafür fand er sie höchst unterhaltend, ein lebendiges Geschichtsbuch ihrer Zeit. — Ihr Gatte hatte zuerst in Neapel mit der Oper „Sesostrate" debutirt, welcher 1728 eine zweite „Attalo, Re di Bitinia" folgte. Für Venedig schrieb er 1730 die Opern „Dalisa", in welcher Faustina, und „Artaserse", in welcher die Cuzzoni sang. Hasse war in Neapel zum königlichen Kapellmeister und in Venedig zum Kapellmeister am „Conservatorio dell' Incurabili" ernannt worden.

Dieses seltene Künstlerpaar kam nun 1731 nach Dresden.

Der Einfluß des Kurprinzen und seiner Gemahlin, die beide im Gegensatze zu August dem Starken, welcher französische Kunst protegirte, der italienischen Muse des Gesanges huldigten, war bedeutend genug gewesen, die Berufung Hasse's und Faustina's nach der sächsischen Hauptstadt zu bewirken. Ersterer ward zum königl. polnischen und kurfürstlich sächsischen Kapellmeister ernannt, versprach für Dresden eine Oper zu schreiben, dieselbe einzustudiren und zu dirigiren, — Faustina sicherte die Uebernahme der Hauptrolle darin zu. Beide kamen am 7. Juli 1731 in Dresden an und wirkten bereits Tags darauf zum Entzücken des ganzen Hofes in einem Hofconcerte mit. Die „Dresdener Merkwürdigkeiten" (Juli 1731) sagen: „Am 7. Julii ist der Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. Capellmeister, Mons. Hasse mit seiner neuen Eheliebsten, der bekandten Sängerin Faustina, die ihresgleichen wenig haben soll, aus Venedig allhier angelanget, und hat Tags darauff bey Ihro Maj. dem König dieselbe die erste Probe ihrer Geschicklichkeit im Singen zu vollkommenen Contentement hören lassen".



Nachdem Faustina noch am Namenstage des Königs (3. August) in einer Cantate, „La Gloria Sassona", die ihr Gatte für sie allein geschrieben, die glänzendsten Erfolge errungen hatte, wurde am 13. September im großen Opernhause (1849 abgebrannt) die von dem „famosissimo Signor Giovanni Adolfo Hasse, detto il Sassone" (so heißt es im Textbuche) componirte Oper (Drama per Musica) „Cleofide" gegeben. — Der Componist bekam dafür 500 Speciesducaten, Faustina, für welche ihr Gatte in der Cleofide eine der glänzendsten Rollen geschrieben hatte, 1000, und der Verfasser des Buches, Chevalier Boccardi, 200 Speciesducaten. Letzterer hatte sein Gedicht augenscheinlich nach dem „Alessandro" des Metastasio bearbeitet und zugleich die Uebersetzung in's Französische übernommen.

Die Oper machte solches Glück, daß sie am 24. September bereits zum viertenmale gegeben wurde. Die Kunstfreunde Dresdens, welche seit der italienischen Oper unter Direction des berühmten Antonio Lotti in den Jahren 1717 bis 1719 keinen so vollendeten musikalischen Genuß gehabt hatten, geriethen über die Composition und Darstellung der Cleofide, namentlich über Faustina, in nicht geringes Entzücken. Ein Berichterstatter in den „Curiosa saxonica" (1731, 34. und 35 Probe) gab diesen Gefühlen in für die jetzige Zeit sehr komischer Weise Ausdruck. Er beginnt mit der Erklärung, daß die Oper von 1731 gegen die von 1719 entschieden den Vorzug habe, indem sie „durch die unvergleichliche Stimme und Action der in gantz Welschland und Engelland berühmtesten und grösseſten Sängerin itziger Zeit, Madame Faustinen, itziger vermählter Madame Hassen, und durch die Music dero Ehe-Herrn, Herrn Johann Adolf Hassen, Ihro Kön. Maj. von Pohlen und Churfürstl. Durchl. von Sachsen Capellmeister, auf das höchste erhoben ist. Dieses ungemeine Ehepaar kann wohl itziger Zeit vor die grössesste Virtuosen in der Music von gantz Europa passiren, indem der berühmte Herr Hasse in der Composition, die unvergleichliche Madame Haßin aber im Singen und in der Action ihres gleichen nirgends haben". Der Berichterstatter beruft sich ferner auf das Urtheil der Kenner, namentlich derer, welche die Musik, wie sie „in Italien, als dem Vaterlande der göttlichen Thon-Kunst, floriret, verstehen". Weiter nennt er Hasse und Faustina „zwei große Virtuosen, dergleichen nur, dem Sprichwort nach, alle Jahrhunderte einmal gebohren werden", und Dresden einen Sammelplatz „der auserlesensten Künstler und Virtuosen von aller Art". Alles weitere Lob des seltenen Künstlerpaares erklärt der Berichterstatter für „so vergebene Bemühung, als wenn man der ohnedem hellen Sonne ein Licht anzünden wollte".

Die Rollen waren in den Händen der Faustina (Cleofide — Sopran), der Signora Catanea (Erissena — Sopran), der Signori Campioli (Porus — Alt), Annibali (Alessandro — Alt), Rochetti (Gandarte — Sopran) und Pozzi (Timagene — Alt). — Die Scene spielte an den Ufern des Hidaspis und in den Zimmern der Cleofide. Unter den stummen Personen kamen Indianer im Gefolge des Porus und der Cleofide, Macedonier im Gefolge Alexanders, Zimmerleute im Gefolge des Gandarte, Pagen der Cleofide und Erissena vor. — Der Balletmeister Jean Favier hatte 3 Ballets arrangirt, welche von Matrosen, Indianern und

Bachanten getanzt wurden. Unter den 8 Verwandlungen in der Oper zeichneten sich ein Schlachtfeld, ein Lager und ein großer Tempel des Bacchus aus. Das Schlachtfeld am Ufer des Hidaspis war bedeckt „mit Zelten und umgeworffenen Wagen, mit Soldaten, welche die Flucht ergreiffen, mit Waffen, Fahnen und Standarten von der Armee des Porus, welche von Alexander geschlagen worden". — Das Lager schilderte „eine große Ebene, mit alten Gebäuden und Zelten, ingleichen Soldaten-Wohnungen, welche die Cleofide aufrichten lassen, die Griechische Armee daselbst zu logiren. Die Brücke über den Fluß. Die Trouppen des Alexanders, welche auf der andern Seite des Flusses campiren, dabey Elephanten-Thiere, offene Wagen und andere Krieges-Geräthschafft". Man sieht, die Ausstattung war damals eine glänzende, der jetziger großer Opern in keiner Beziehung nachstehend, ja dieselbe überbietend, da in unsern Tagen lebende Elephanten auf der Bühne jedenfalls eine große Seltenheit sein würden. — Die Oper kostete mit den Honoraren 11,000 Thaler, da Kleiderstoffe, Schmucksachen und dergleichen Gegenstände aus Venedig und Nürnberg verschrieben wurden. So bekamen die Kaufleute Jöcher und Romanus für solche Lieferungen 3500 Thlr. Das Drucken des Textes, der italienisch und französisch 16 Bogen stark in Quart beim Hofbuchdrucker Conrad Stößel erschien, kostete 176 Thlr. 6 Gr. 5 Pf., das Einbinden der Textbücher 85 Thlr. 5 Gr. 3 Pf. — 54 Mann von der Miliz, „so als Combattans, Zimmer-Leuthe oder in Wilder Thiere Gestalt mit agiret", erhielten 36 Thlr., der Mann 16 Gr.



Die Oper bezeichnet in musikalischer Beziehung höchst interessant genau den Standpunkt, welchen damals die italienische Oper überhaupt einnahm. Es ist hier nicht der Ort, die Partitur derselben musikalisch zu besprechen. Nur soviel sei bemerkt, daß sie alle Vorzüge und Mängel von Hasse's Schreibart enthält. Durch die Lieblichkeit und den milden Charakter seiner Musik, durch Melodienreichthum, sowie Einfachheit seiner Formen gehörte er der italienischen Schule der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an. Diese repräsentirt auch seine Cleofide. — In Betreff der instrumentalen Hilfsmittel stellt sich eine sehr mäßige Verwendung derselben heraus. Die Oper beginnt mit einer „Sinfonia" für 2 Violinen, Bratsche, Violoncell und Baß, 2 Oboen und 2 Waldhörnern. Hieran schließen sich eine Menge Recitativi semplici oder secchi (blos mit einfach angeschlagenen Accorden des Cembalo, Contrabasses und Violoncells begleitet), sowie eine große Anzahl Arien, ein Duett der Cleofide und des Porus, ein Schlußchor der Oper und zwei Märsche; zum letzten derselben im dritten Akte sind 2 Trompeten gesetzt, die einzige Nummer in der Oper, wo diese Instrumente vorkommen. Da überdies sämmtliche Gesangsnummern (mit Ausnahme des einen Chores) nur für Sopran- und Altstimmen geschrieben sind, so macht die Partitur jetzt auf den Leser den Eindruck der entschiedensten Monotonie. Das Streichquartett bildet überall den Hauptstamm, wobei die Bratsche oft noch mit dem Basse geht, also keine selbstständige Stimme bildet. Mitunter gesellen sich noch 2 Flöten, 2 Oboen oder 2 Hörner dazu, entweder einfach begleitend, oder concertirend in sehr brillanten, für unsere Zeit ungewöhnlichen Weisen, was für die Meisterschaft der damaligen Kapellmitglieder spricht. — Auf noch viel höherer Stufe der Ausbildung müssen jedoch die ausführenden Sänger und Sängerinnen gestanden haben. Großen Umfang der Stimme, verschiedenste Ausdrucks- und Vortragsweise, nebst brillanter Coloratur bei durchsichtigster Begleitung, kurz eine bedeutende Ausbildung in technischer und geistiger Hinsicht verlangte der Componist vom Sänger. In Dresden waren wenigstens einige Künstler, welche solchen Anforderungen entsprachen, an der Spitze natürlich Faustina. Der Altist Antonio Campioli besaß damals einen großen Ruf als Sänger und Lehrer; noch berühmter war Domenico Annibali, der namentlich später in England (1737) große Triumphe feierte und außerdem als Freund des Raphael Mengs bekannt geworden ist. Eine andere Art von Berühmtheit erwarb sich Nicolo Pozzi, gewöhnlich Nicolini genannt, der 1758 in Dresden starb. Er ließ sich zuletzt nur noch in der Kirche hören, weil er wegen seiner außerordentlichen Leibesstärke die Bühne nicht mehr betreten konnte. Er soll einige Centner schwer gewogen haben, weshalb sein Sarg auch 2½ Ellen breit sein mußte.

Wie schon bemerkt, machte die Darstellung der Cleofide damals gewaltiges Aufsehen. Der Berichterstatter der Curiosa saxonica läßt jedem der Ausführenden vom allge-

meinen Enthusiasmus seinen Theil zukommen. Er schreibt: „Wenn man zum Lobe der gantzen Invention dieser piece und dero geschickter Vorstellung von sämtlichen Acteurs, nicht weniger der unvergleichlichen Music, welche der Herr Capellmeister Hasse dirigiret, das gesamte Orchestre aber mit großer Virtu ausgeführet haben, nicht weniger von denen unvergleichlichen Sängern und denen Virtuosen, welche die Machinen dirigiret, und selbe verfertiget, alles nach Würden anführen wollte, so würde dieses Blat diesen Seltenheiten allen viel zu enge seyn. Nur dieses ist noch zu bemerken, daß auch selbsten die Soldaten von dem andern Regiment-Guarde, welches anitzo hier in Guarnison befindlich, das Ihrige bey der Bataille in der Opera mit gutem Fleiß und Geschicklichkeit verrichtet, wie sie denn mit Schildern auff die alte Griechische Art zu fechten einige Zeit vorher exerciret worden“*).

*) Fechter- oder Schwertertänze, wie wir sie noch heute in der „Jessonda“, im „Rienzi“ und andern Opern sehen.

Trotz des großen Erfolges der Cleofide blieben Hasse und Faustina nicht in Dresden. Nachdem die Oper noch einigemal während des Carnevals 1732 gegeben worden war, verließen Beide die sächsische Hauptstadt und gingen wieder nach Italien; jedoch behielt Hasse den Titel als königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Kapellmeister. In Venedig führte er 1732 im Theater Grimani während des Carnevals „Il Demetrio“ von Metastasio, am Himmelfahrtstage „Euristeo“ von Lalli, beide Opern von ihm componirt, auf. In der erstern sang die Cuzzoni, in der letztern Faustina die Hauptrolle*). Erst im Jahre 1734, nachdem am 1. Februar 1733 Friedrich August I. zu Warschau gestorben war, kehrten Hasse und Faustina nach Dresden zurück, um hier bis 1763 ruhm- und glanzvolle Tage zu verleben.

*) „Demetrio“ ist dem Grafen von Middlesex, „Euristeo“ der englischen Nation gewidmet.

M. Fürstenau.

Der Fähndrich von Scharfenberg.

Sage.

(Hierzu eine Ansicht des Schlosses Scharfenberg.)

In der Gegend von Meißen, nahe beim Dorfe Brockwitz, ragt auf einem freistehenden Berge die Ritterburg Scharfenberg empor, die schon von Heinrich dem Finkler gegründet und von Otto I. vollendet wurde. Dies erzählt eine Inschrift im Hofe der Burg. Die Höhe, auf welcher der feste Bau steht, ist durch tiefe Schluchten von den benachbarten Bergen getrennt und wo jetzt die schmale Einfahrt aus den Trümmern alter Mauern hergestellt ist, da schwebte früher an zwei runden Thürmen die schützende Zugbrücke. — Die Geschichte von Scharfenberg predigt Mancherlei. In den festen Mauern der Burg soll 1267 Agnes, die Gemahlin Heinrichs des Erlauchten, entschlafen sein; auf der Burg hauseten auch die Raubritter Vitzthum von Eckstädt, die Friedrich der Streitbare 1415 besiegte und aus dem Lande jagte. Später blieb Scharfenberg nicht mehr in fürstlichem Besitze, sondern es ging an die reiche Familie von Schleinitz über, welche die Burg um 1600 an die Familie von Miltitz käuflich abtrat. — Im Laufe der Zeit ist an der Burg Vielerlei abgeändert worden, doch erinnert ein Rittersaal, ein Burgverließ, ein in die Felsen gehauener Pferdestall und manches Andere an die vergangenen Jahrhunderte. Unter den alten Bildhauerwerken nimmt die Figur eines geharnischten Mannes die Aufmerksamkeit des Besuchers besonders in Anspruch, da das Steinbild an einen Fahnjunker erinnern soll, über welchen folgende Sage erzählt wird.

Als im dreißigjährigen Kriege die Schweden das meißner Land durchzogen, als sie das arme Sachsen durch tausendfache Bedrückungen und Qualen ängstigten, erschienen sie auch vor Scharfenberg, um diese Burg zu belagern und zu erobern. Dieselbe war freilich nur mit einem kleinen Häuflein, mit 30 Bewaffneten, besetzt, daher die Schweden mit den Wenigen ein leichtes Spiel zu haben glaubten. Doch sie irrten sich. Ein, zwei, drei Mal stürmten sie gegen Scharfenbergs Mauern an, aber sie wurden von der tapfern Besatzung stets mit großem Verluste zurückgeschlagen. Zuletzt waren die Feinde des längern Harrens überdrüssig, da ihnen an der Burg nicht gar zu viel lag und während der Belagerung die Zeit zu größeren Unternehmungen verstrich. Schon hatten sie beschlossen, in aller Stille wieder abzuziehen, schon war ein Theil des Belagerungsheeres abgegangen, da kam von der Burg her ein weißer Pfeil ins Lager der Schweden geflogen. Man hob den Pfeil auf, fand ihn mit Papier umwickelt, entrollte dieses und entdeckte darauf Schriftzüge. Das Papier wurde dem schwedischen Anführer gebracht. Dieser erkannte es als einen Brief vom Rottmeister des Schlosses Scharfenberg. Das Schreiben konnte nicht ohne Wichtigkeit sein, da es auf geheimem Wege ankam. Man hatte sich auch nicht getäuscht, denn der Rottmeister theilte den Schweden mit, daß er von seinem Schloßhauptmann wegen eines Vergehens schwer beleidigt worden sei und deshalb an ihm Rache nehmen wolle, er erkläre sich darum bereit, die Schweden in Besitz der belagerten Burg zu versetzen, wenn er auf eine hohe Belohnung und auf ehrenvolle Einstellung in das schwedische Heer hoffen dürfe; für diesen Fall wolle er dem Feinde auch gleich andeuten, daß in einem Birkenwäldchen nahe am Burgberge sich eine versteckte Thür befände, durch welche man in einen unterirdischen Treppengang und aus diesem in den Schloßkeller gelange. Diesen könne er öffnen und dann stände dem Einzuge in den Schloßhof nichts mehr im Wege. — Zu seiner eigenen Sicherheit forderte der heimtückische Rottmeister noch, daß die Schweden, sobald sie bereit wären, auf seinen Vorschlag einzugehen, drei Trompetenstöße im Lager hören lassen möchten.

Das Zeichen des Einverständnisses mit der Verrätherei ertönte gar bald. Auch die Besatzung auf der Burg hörte die Trompeten, da aber im Schwedenlager sich keine Bewegung kund gab, so fürchtete man nichts Arges.

Der Rottmeister war eine echte Judasseele. Er erheuchelte gegen den Schloßhauptmann die größte Demuth, er ermahnte die Knappen, tapfer auszuharren, wenn noch ein Kampf beginnen sollte und gelobte selbst, lieber Blut und Leben zu lassen, als die Burg in Feindeshände zu geben. Diese scheinbare Redlichkeit und Treue bestimmte selbst den Hauptmann, gegen den unentlarvten Verräther wieder freundlich zu sein. Mit kriechender Unterwürfigkeit nahm er die ihm dargebotene Hand der Versöhnung an, rollte aber im Niederblicken die tückischen Augen fürchterlich und murmelte vor sich hin: „Warte nur, Hauptmann, die Rache ist nahe!“

Die Nacht brach ein. Dem Rottmeister klopfte doch sein Schlangenherz, denn er hatte ja viele Kampfgenossen mit verrathen, die ihm noch niemals etwas zu Leide gethan. Aber die böse That war einmal begonnen und der Verräther konnte den Pfeil nicht wieder zurückrufen, der den Judasplan in's feindliche Lager getragen hatte. Mitternacht erschien: im Innern des Rottmeisters war's auch Nacht und Ruhe kam nicht in seine Seele. Es trieb ihn fort, fort nach der Eisenthüre, die nach den Kellerräumen führte. Wie ein Gespenst schlich er umher. Ohne große Mühe und ohne Geräusch hatte er die Riegel zurückgeschoben und nun saß er am düstern



Schloss Scharfenberg.

Verlag v. W. Türk Dresden.



Capelle zu Kloster Buch.

Verlag von W. Türk Dresden

Eingange und lauschte, um das Nahen der Schweden abzuwarten. Bald vernahm er aufwärts kommende Tritte. Die Schweden naheten. Eine größere Schaar von ihnen sammelte sich still im vordern Raume des Kellers. Als dieser gefüllt war, öffnete der Rottmeister die Thüre und die Feinde traten in den Schloßhof. So vorsichtig sie auch vorwärts gingen, so hörte man doch im Schweigen der Nacht jedes Knistern auf dem Sande, jedes unbedeutende Geklirr der Waffen; jeder Laut hallte verstärkt an den Wänden der Burg wider und tönte fort durch den ganzen Hofraum.

Die Wächter bemerkten sogleich das Nahen der Feinde. „Verrath! Zu den Waffen!" riefen sie erschrocken von den Mauern herab. „Verrath!" schrie bald die ganze kleine Besatzung und in Sturmeseile brach diese unter Anführung des Schloßhauptmanns auf den Feind los, dessen Zahl von Minute zu Minute sich mehrte. Die Scharfenberger kämpften wie die Löwen, doch fiel, von der ungeheuern Uebermacht gedrängt, Einer nach dem Andern dem Heldentode zur Beute und nach kurzer Zeit waren nur noch Wenige von der Besatzung kampffähig. Der Anführer der Schweden bewunderte den unbezähmbaren Muth des kleinen Häufleins, daher er den letzten Scharfenbergern unaufgefordert freien Abzug anbot, aber diese führten den ungleichen Kampf fort, bis endlich auch der Hauptmann niedersank und der letzte Knappe unter schwedischen Schwertern verblutete. — Nur Einer stand noch — der Fähndrich, krampfhaft die Fahne umklammernd. Der Rottmeister sah ihn und wollte ihm, da in der Hitze des Kampfes seine Tigernatur wieder geweckt worden war, das Panier entreißen, aber der Fähndrich zog sich schnell zurück und der Rottmeister verfolgte ihn bis zur hohen Burgmauer hinauf, von welcher aus man in den Abgrund am Schloßberg blicken konnte. — „Ergieb Dich!" brüllte der Verräther.

„Ergeben?" rief der Fähndrich und setzte hinzu: „Nein, einem Judas, der das Vaterland und seine Kampfesbrüder verrathen kann, ergebe ich mich nicht; lieber sterbe ich für's Vaterland und folge den Getreuen nach, die durch Deine Verrätherei in den Tod gesendet worden sind!"

Den Rottmeister verdrossen diese Worte. Wüthend sprang er auf den Fähndrich los, um ihm zunächst die Fahne zu entreißen und da ihm dies nicht gelang, so griff er die Person des Fähndrichs selbst an. Dieser war jedoch stärker; mit herkulischer Gewalt erfaßte er im Ringen den Rottmeister und schleuderte ihn hinab in den Abgrund. Der Verräther zerschmetterte im Falle an den Felswänden und lag entseelt am Fuße der verrathenen Burg.

Die Schweden waren den zwei letzten Scharfenbergern nachgeeilt und hatten den Standpunkt des Fähndrichs eben erreicht, als der Rottmeister in den Tod gestürzt worden war. Der Fähndrich sah die Feinde näher rücken. Diese streckten die Hände nach ihm aus, um ihn von der Mauer herabzuziehen und in Besitz der Fahne zu kommen; er aber erkannte noch zeitig genug ihre Absicht, blickte himmelwärts, rief: „Herr und Gott, nimm dich meiner gnädig an!" erfaßte die hochgeschwungene Fahne mit sicherer Hand, schwang sich auf den Mauerrand und sprang in die gräßliche Tiefe hinab.

Und der Himmel hatte Erbarmen mit dem kühnen Springer. Als ob der Fähndrich von der wehenden Fahne getragen würde, so sank er von der Höhe langsam hinab bis auf den am Fuße des Burgberges sich ausbreitenden Laubwald, an dessen Aesten er weiter abwärts glitt, bis er endlich auf weichem Moosboden wieder auf seine eignen Füße zu stehen kam. — Der Gegend genugsam kundig, eilte der Fähndrich von dannen und kam glücklich nach dem Lager seiner Landsleute, denen er die Trauerkunde vom Falle Scharfenbergs brachte.

Rob. Wolfram.

Das Kloster Ilgenthal zu Buch bei Leisnig.

Eine Stunde von Leisnig nach Morgen zu, am rechten Ufer der Freiberger Mulde, auf einer Landzunge dieses dort in das Felsenufer scharf einbiegenden Flusses liegen im Dorfe Buch (Filial von Altenhof) die Ueberreste des Feldklosters dieses Namens. In reizender Gegend gelegen, steigt an der südlichen Seite, nur durch den Fluß getrennt, ein dunkles Waldgebirge schroff empor. Die zum Theil noch jetzt zu wirthschaftlichen Zwecken benutzten Klostergebäude bilden das jetzige Kammergut Klosterbuch. Die Ueberreste des Klosters bestehen dermalen nur noch in einigen Mauern, in der Kapelle, welche ein Theil der Kirche sein soll, und der einen Seite des Kreuzganges. Ueber diese und andere noch vorhandene Alterthümer dieses Klosters behalten wir uns spätere Mittheilungen vor und beschränken uns heute auf das rein Geschichtliche, um es der anliegenden Abbildung beizufügen.

Das ehemalige Bernhardiner- oder Cisterzienserkloster Buch ward wahrscheinlich, denn mit Gewißheit läßt es sich nicht nachweisen, von dem Burggrafen Heinrich III. und seiner Gemahlin Clara († 1203) erbaut, so daß man annehmen darf, daß es am 1. December 1192 eingerichtet gewesen ist. Andere schreiben seine Gründung dem Grafen Friedrich von Brehna, oder dem Markgrafen Otto dem Reichen von Meißen, oder seinem Bruder Dedo von Rochlitz zu. Indeß sprechen für die erstere Annahme drei Urkunden, und zwar Kaiser Heinrich VI. vom Jahre 1192, Bischof Bruno II. von Meißen vom 4. Januar 1215 und Burggraf Sifrieds von Leisnig vom Monat Juni 1217, wie Albinus in seiner genealogia comitt. Lisnicensium und der Mönch Seyfried von Zschoppach in seinen Annalen coenobii Buchaviensis berichten. Am 17. August 1192 war das Kloster mit 12 Mönchen aus dem Cisterzienserkloster Sittichenbach im Mannsfeldischen besetzt worden. Nachdem später sich vorzüglich Albert von Segberg durch Wiederaufbau desselben nach der im Jahre 1203 stattgehabten großen Ueberschwemmung um das Kloster verdient gemacht, sodann die Freiherren von Colditz, vor Allen Thymo und seine Gemahlin Agnes, Ulrich und Volrad viel zur Hebung des Flors dieser Stätte der Andacht beigetragen, die Kapelle Petri-Pauli errichtet und die Klostergüter vermehrt hatten, konnte die Zahl der Mönche auf 30 gebracht werden. Es gewann nach und nach bei 120 Privilegien und außer den eigentlichen Klosterbesitzungen hatte es die geistlichen Lehen über Leisnig, Altenhof, Großmutschen, Altleisnig, Nauhain, Collmen (über dieses nur bis zum Jahre 1543), sowie 16 Dorfschaften und die Stadt Belgern, und zwar letztere ihres guten Bieres wegen berühmt (Belgrana cerevisia est omnibus sana), bis zum Jahre 1526. Im Jahre 1361 verkaufte Heinrich V. von Leisnig das Kloster, riß es aber mit Gewalt wieder an sich und verkaufte es nochmals an den Markgrafen von Meißen, erstürmte es aber 1365, plünderte es und brachte es dahin, daß er nicht allein das Kloster mit allem Zubehör den Herzögen Friedrich dem Strengen, Wilhelm dem Einäugigen und Balthasar käuflich überlassen, sondern auch Stadt und Schloß Leisnig mit Jurisdiction abtreten mußte. Diese Nachricht giebt ein Schild an der gegenwärtigen Altartafel in der Kapelle zu Klein-Buch. Als die Reformation ihren wohlthätigen Einfluß auch auf die Klöster erstreckte, verließen dasselbe: der Prior Simon Polenz, Jeremias Voigt (später zu Eilau), Michael Braun (später Pfarrer zu Mendishain), Leonhard Ulzsch, Bartholomäus Schmerzel und Andere. Mehrere von ihnen erhielten,

„damit sie desto stattlicher ein Handwerk lernen und sich ernähren könnten", eine Art Viaticum oder Pension.

Im Jahre 1536, in welchem das Kloster mit allen Herrlichkeiten ꝛc. an das Amt Leisnig verwiesen ward, waren Christoph Hochstadius und Simon Schoppach noch Mönche zu Buch. Schon im Jahre 1554 hatte Kurfürst August der Fürstenschule Grimma 100 Scheffel Gerste von Klein-Buch zuertheilt und am 30. Mai 1663 erstand die Fürstenschule daselbst das Klostergut Buch für 16,000 Gulden. Seit 1836 aber gehört es nicht mehr dieser Anstalt, sondern dem Staat, welcher jährlich eine bestimmte Rente an die Landesschule zahlt. (S. Kirchengalerie, S. 120.) — Die Klosterkirche war der Jungfrau Maria dedicirt, das Kloster selbst aber, welches ehedem beim „Altenhof" gestanden haben soll, obgleich dies unverbürgt ist, war dem heiligen Aegydius zu Ehren gestiftet. Man nannte es daher Ilgenthal, und es soll sogar eine Zeitlang verboten gewesen sein, es „Buch" zu nennen. Von der jetzigen Kapelle, in welcher aller 3 Wochen Gottesdienst für die Bewohner von Buch durch den Pfarrer zu Altenhof gehalten wird, heißt es in der Chronik von Kemprad (S. 318): „Anno 1678 am 14. April ward die neue Kapelle oder jetzige kleine Kirche im Kloster Buch, samt der darin befindliche Altar und neuer Taufstein, von Dr. Johann Friedrich Mayern, Superintendenten zu Leisnig, mit einer Predigt eingeweihet."

Der größte Theil der ehemaligen Klosterbibliothek am Buch befindet sich dermalen im Pfarrarchiv zu Leisnig und soll über dessen Bestand des Nächsten Weiteres folgen. In Nr. 1, S. 1 der Berichte der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, 1833, befindet sich eine gelehrte Abhandlung des Hofrath Dr. Gersdorf, welche die Zeit der Klostergeschichte vom Jahre 1438 bis 1489 umfaßt und sehr interessante Mittheilungen über das Kloster und die Leisniger Burggrafen enthält.

Dr. H—n.

Vereitelter Einzug des Erzbischofs von Mainz in Erfurt im Jahre 1515.

Der Erzbischof von Mainz, als Oberherr der Stadt Erfurt, hatte sich im Jahre 1515 entschlossen, mit aller Pracht und als Souverain einen feierlichen Einzug daselbst zu halten. Dieses Vorhaben wurde dem Rath, den Vormündern und der Gemeinde mitgetheilt, zugleich auch der Wunsch ausgesprochen, daß der Empfang ein recht glänzender sein möchte. Den Vierteln und allen „Viereygeu" wurde befohlen, vollständige Harnische einzuschicken, während die Handwerksleute geringern Standes nur „Hinter- und Vordertheile" der Rüstungen zu liefern hatten. Einige wohlhabende Bürger der Stadt, sowie etliche reiche Bauern hatten jeder ein Pferd zu stellen. Die Berittenen sollten grau, die andern Bürger roth gekleidet werden. Die Begüterten hatten für die Unterbringung der Pferde, wie nicht minder für das nothwendige Futter an Heu und Hafer zu sorgen. Man fühlte das Bedürfniß, helle Straßen zu haben, weswegen der Rath in allen Straßen Laternen anbringen ließ. Der Einzug des Erzbischofs sollte Montag vor Michaelis Abends stattfinden.

Ein festlicher Tag ohne Bier wird für den Deutschen seine Bedeutung verlieren; dieses fühlend, versäumte der Stadtrath von Erfurt nicht, Naumburgisches und Einbeckisches Bier in alle Keller legen zu lassen, und zwar in solcher Menge, daß dasselbe versauerte und später ein Viertel um 3 und 2 Pfennige verschenkt werden mußte. Dem Erzbischof sollte von Seiten des Rathes ein Ehrengeschenk dargereicht werden. Was anders konnte dem geistlichen Herrn wohl größere Freude machen, wie klingende Münze! Der Rath kannte die Gelüste der Kirche und ließ deswegen in Nürnberg einen silbernen, doch vergoldeten großen Knopf (?) im Werthe von 204 (Thalern) fertigen, der mit neuen erfurtschen Silberpfennigen gefüllt wurde; überdies sollte der Bischof einen großen, langen, runden, bunten Schamletenmantel erhalten, der, sowie ein kostbarer Bischofhut, mit grauem Rauchwerke ausgefüttert ward. — Nach allen diesen Vorbereitungen wurde den Bürgern und den Bauern geboten, mit ihren Pferden auszureiten; die Stadt selbst stellte (ohne die Buntschacken zu rechnen) 200 Reiter. Große Freude war unter Allen. Wohl gerüstet zogen die Erfurter vor das Johannisthor und hielten Musterung auf dem weiten Felde. Jeder hatte zwei Stecheisen und eine „Blutpeitsche" in der Hand, nebst zwei Feuerspritzen am Halse des Pferdes befestigt. „Die Läppgensträger" (Fahnenträger) ritten voran. — Die sächsischen Fürsten, denen alle diese Vorbereitungen wohl bekannt waren, hatten bis dahin Alles geschehen lassen. Als der entscheidende Augenblick nahte, ließen sie jedoch alle Brücken, die über die Unstrut nach Erfurt führen, abtragen und das Land mit vielem Volke besetzen. Dem Rathe in Erfurt wurde zu erkennen gegeben, daß die sächsischen Fürsten unter keiner Bedingung dem Erzbischof von Mainz, als einem Souverain, den Einzug in die Stadt gestatten würden, wohl aber dürfte derselbe, gleich seinen Vorfahren, als geistlicher Herr einziehen. Durch diese Erklärung wurde der Erzbischof eingeschüchtert, indessen bezeichnete er den Martinstag als den Zeitpunkt, wo er, „wenn es gleich Helleparten regnen sollte", seinen Einzug in Erfurt halten würde. — Nichtsdestoweniger blieb er weg und verursachte dadurch dem Rathe und der Gemeinde von Erfurt großen Schaden, der Veranlassung zu einer bedeutenden Mißstimmung wurde. In seiner Verlegenheit schrieb der Erzbischof noch einmal an den Stadtrath in Erfurt, um zu erfahren, welche Gesinnung die Stadt für oder gegen ihn habe. Die Erfurter erklärten in ihrer Antwort, „daß sie Leib, Leben, Ehr und Guth für ihr geistliches Oberhaupt hingeben wollten". — Die sächsischen Fürsten gaben indessen nicht nach und wollten es nicht dulden, daß in ihrer Nähe ein „Fürstliches Tabernakel" in Erfurt errichtet würde. — Diese mit Entschiedenheit geführte Sprache bestimmte nun den Erzbischof von Mainz, von allen weitern Schritten, einen festlichen Einzug in Erfurt zu halten, abzusehen, welchen Entschluß, wie die Handschrift sagt, „einige Bürger sehr gern vernahmen, weil die Erfurter nur viel zu leiden gehabt hätten", da sich in der Stadt drei mächtige Parteien gebildet hatten: die gut Sächsische, die gut Mainzsche und die gut Erfurtische, „darüber denn viel Bürger gehangen und gemartert und verwiset worden, da Hanns von Gotha der Oberste war in Erfurt, und ging wie es konnte".

A. V. U.

Berichtigungen. In Nr. 8, S. 82, Sp. 1, Z. 3 v. u. ist statt Karnitz zu lesen Kemnitz. S. 82, Sp. 2, Z. 4 v. o. versigillnen statt vorhigillen, Z. 15 v. o. alljährliche statt alljährlichen, Z. 22 v. o. unerträglich statt unerklärlich, Z. 33 v. o. ist zwischen „wie dan" einzuschieben „sie". S. 83, Sp. 1, Z. 21 v. o. undecim mil. statt andecin mit., Z. 43—55 „Aus — ermitteln" sind zu tilgen, da jener Schöffer in lesbareren Schriftstücken Gora heißt. S. 83, Sp. 2, Z. 11 v. o. Nonnen statt Nonne, Z. 13 v. o. verwaret statt erwartet, Z. 18 v. o. advectae statt advertae, Z. 19 v. o. Wolfium statt Wolfiam. S. 84, Sp. 1, Z. 3 v. o. calliditate statt colliditute. S. 84, Sp. 2, Z. 34 v. o. mit Koppe statt Koppe mit, Z. 41 v. o. Beesenmeyer statt Bersenmeyer.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographieen: Schloß Scharfenberg und das Kloster Ilgenthal zu Buch bei Leisnig. ☜

Freitag, den 15. März.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Ueber die Festlichkeiten der sächsischen Bergknappen

von der ältesten bis in die neueste Zeit.

(Hierzu zwei lithographische Abbildungen.)

Fast überall, wo sich der Bergbau ausbreitet, finden wir seinen Ursprung in unbewohnten, bewaldeten Gegenden, die erst durch ihn zur Cultur gelangen. Betrachten wir daher den Bergbau unseres Vaterlandes, so verdanken insbesondere die Städte Freiberg, Annaberg, Schneeberg, Marienberg und Altenberg nur diesem ihre Entstehung und Blüthe.

Diese Abgeschiedenheit von allen menschlichen Wohnungen machte es nothwendig, an dem Ort, wo der erste Fund erfolgte, Gebäude zu errichten, worin sich die Bergknappen zusammenfanden, um von dem Eigenthümer der Grube oder dessen Aufsehern zur Arbeit angestellt und beaufsichtigt zu werden. Hier mögen sich nun zwar bald auch die Bergknappen ihre Wohnungen erbaut haben, da ein weiter Weg von ihrer Heimath bis zur Grube die Arbeitszeit entweder unmöglich gemacht, oder zu sehr beschränkt haben würde.

Dem Aufseher über die Knappen, der Steiger, Zechmeister, Schichtmeister, wie sie später genannt wurden, lag es ob, für die Lebensmittel der Mannschaft zu sorgen, weil die Bergknappen wohl nicht in der Lage sein konnten, sich ihre Lebensmittel auf längere Zeit mitzubringen oder genießbar zu erhalten.

Die sich darbietende Gelegenheit, hier nach der Arbeit oder Schicht, wie es die Bergleute nennen, seine Bedürfnisse in Essen und Trinken zu befriedigen, mag dann auch sehr bald dazu benutzt worden sein, sich an Sonn- und Festtagen an diesem Orte zu versammeln und gemeinschaftlich zu vergnügen oder zu zechen, denn man nannte diese Gebäude sehr bald die Zeche, Bergzeche, auch Zechenhäuser und noch heutigen Tages nennt der Bergmann den Weg, welchen er von seiner Wohnung bis zur Grube zu machen hat, nicht den Gruben-, sondern den Zechenweg.

Entstanden nun in einer Gegend zugleich mehrere oder viele solche Gruben oder Gewerkschaften in geringerer oder größerer Entfernung von einander, so lag die Gelegenheit nahe, daß sich die Berknappen derselben gegenseitig besonders an Sonn- und Festtagen auf diesen Zechhäusern besuchten und mit einander zechten, hier also der erste Schritt zu den Vereinen gethan wurde, welche später die Knappschaftsverbrüderungen oder Knappschaften hervorriefen.

Hören wir, was der Freiberger Geschichtsschreiber Dr. Moller darüber berichtet:

„Zu Freyberg giebt es auch eine besondere Berggesellschaft, welche jetzo die Bergknappschaft, vor diesem aber die Häuerzeche oder Brüderzeche genannt wurde. Dieses ist eine uralte löbliche Verbrüderung, zu welcher kein unehrlich geborner oder wer unehrlich gehandelt, auch nicht die Handwerker alle zugelassen werden. Die Vorsteher sind die Bergmeister, die Geschwornen, 4 Zechmeister und 12 Aelteste, die haben Macht auf vorstehende Vergünstigung des Oberbergamts, jährlich Mitglieder aufzunehmen."

Man sieht aus dieser Nachricht, daß sich der Bergbau im Verlauf einiger Jahrhunderte besonders in Freiberg und Schneeberg so ergiebig zeigte, daß zu seinem regelmäßigeren

Betriebe und zur Beaufsichtigung eine Menge Beamten, oder wie sie damals genannt wurden, Bergbediente nothwendig waren.

Außer den gemeinen Bergknappen finden wir nicht nur deren Steiger und Beamte, sondern auch alle andern unbescholtenen Personen aufnahmefähig und in die Gesellschaft aufgenommen, wobei selbst der Churfürst und der Adel genannt werden.

Diese Gesellschaft erhielt „zu Erhaltung desto höheren Respectes" eine besondere Fahne mit dem churfürstlichen Wappen. Sie wurde alle Jahre am Frohnleichnamstage „zu des Bergmeisters Behausung in die Höhe herausgesteckt, und es haben sich hierauf die ehrlichen Bergleute und Mitbrüder versammelt, ihre gewöhnliche Frühsuppe zu essen und Morgensprache zu halten, ehe man die Fahne zur Procession trug".

Die Morgensprache war aber nichts anderes, als ein Bericht über den Zustand des Bergbaues, die entstandenen Schäden und Gebrechen darstellend und die Berathung über die Mittel zu deren Abhilfe und zur Hebung desselben.

Nach erfolgter Reformation hat man diese Zusammenkunft und Procession, mit welcher eine Collation verbunden war, in die Pfingstwoche verlegt. In späterer Zeit traten an diese Stelle die Quartalabrechnungen, welche mit Bergparaden und Gottesdienst beschlossen wurden, wie es noch heute, jedoch nur einmal, am Tage Margarethe, doch ohne Collation gehalten wird.

Daß die Register und Verzeichnisse derjenigen Personen, so sich in diese löbliche Verbrüderung begeben, ingleichen die Einnahmen und Ausgaben, so dabei geschehen, von 1503 an ordentlich eingetragen und in die Knappschaftslade zum Gedächtniß beigelegt worden sind, berichtet uns Moller.

Aus der Casse der Verbrüderung oder der Knappschaft, welche aus Beiträgen verschiedener Art, namentlich aber aus den Büchsengeldern der Bergarbeiter (1535 eingeführt) anwuchs, wurden armen Bergleuten, welche Schaden gelitten, oder zu deren Erhaltung bei Arbeitsunfähigkeit Unterstützungen und Beiträge zu den Begräbnißkosten verabreicht.

Daß es nun bei diesen jährlichen Versammlungen und Knappschaftsfesten nicht nur sehr ehrenhaft und bei der nicht fehlenden Collation sehr solenn hergegangen sein wird, werden wir später erfahren.

Schon frühzeitig mag sich das Bedürfniß nach einer bequemen, gleichmäßigen Kleidung der Bergknappen fühlbar gemacht haben, denn da das feste Gestein, worin die Erzgänge aufsetzen, damals nur mit der Keilhaue, dem Schrämspieß und mit Schlägel und Eisen bearbeitet werden konnte, so wurden natürlich die Schächte und Stölln auf das geringste Maß ihrer nothwendigen Größe beschränkt, um die Gewinnungskosten der Erze nicht zu vertheuern und die Ausbeuten zu schwächen.

Wir finden daher noch viele alte Baue, wo es uns fast unbegreiflich erscheint, wie sie, noch dazu von erwachsenen Personen, in diesen Dimensionen ausgeführt werden konnten. Das einzige Mittel, das feste Gestein durch Feuersetzen mürbe zu machen, mag allerdings nicht häufig angewendet worden sein.

Da nun so enge niedrige Räume besonders bei zunehmender Tiefe der Schächte sehr warm gewesen sein müssen, so mußte die Kleidung der Bergknappen darnach eingerichtet werden. Sie bestand daher aus einer Kutte mit einer Capuze, welche über den Kopf gezogen werden konnte, um die Haare vor Nässe und Schmuz zu schützen, denn jede andere Kopfbedeckung würde bei der gebückten Stellung beim Fahren in den Stolln und Strecken abgefallen sein, ferner aus, nach damaliger Sitte (à la tricot) anliegenden Hosen mit damit verbundenen Strümpfen, sowie Lederschuhen mit aufgeschlagener Hinterkappe. Das Fahr- oder Bergleder war sehr lang und reichte fast bis zur Ferse; es hatte wohl hauptsächlich den Nutzen, beim Einfahren in so engen Schächten sich nicht so leicht heraufschlagen zu können, übrigens schützte es beim Sitzen besser vor Nässe, als die jetzigen Leder in entgegengesetzten Dimensionen.

Da nun wegen der Niedrigkeit der Baue fast alle Arbeiten kniend verrichtet werden mußten, war es nöthig, auch die Knie gegen Beschädigungen zu schützen und wurden sie deshalb mit Lederkappen umschnallt, woraus später die bei Paraden noch üblichen Kniebügel entstanden, die jedoch von der wirklich gebrauchten Form sehr abweichen.

Zur Leuchte in der dunklen Grube diente eine aus Thon oder Kupfer gefertigte Lampe mit einem Griff, welche mit Unschlitt genährt werden mußte, da damals das Oel noch nicht im Gebrauch war. Sie wurde sowohl beim Fahren in den Schächten als Strecken in der Hand gehalten. Für das Feuerzeug und den Vorrath an Unschlitt trug man vorn über den Leib an einem besondern Riemen eine Ledertasche und neben derselben ein Messer in einer Lederscheide.

In solchem Costüm mögen die Bergleute sich damals mit ihren starken Bärten allerdings ehrwürdiger, als heut zu Tage, ausgenommen haben, wo der Lohn, wenigstens bei jüngern Bergleuten, zum Theil auf Luxusbedürfnisse, statt auf eine anständige haltbare Grubenkleidung verwendet wird.

Ganz ähnlich vorstehender Beschreibung müssen wir uns die Bergknappen an Sonn- und Festtagen gekleidet denken, nur daß die Kutte mit der Capuze von weißem und die Beinkleider von rothem Wollenstoff gewesen sein mögen. Das Lederzeug blieb in seiner Naturfarbe und war nicht geschwärzt, da die Färbung desselben erst in späterer Zeit eingeführt wurde.

Als Waffe diente ihm nicht nur sein Messer, sondern auch ein Beil, das sich uns noch in den Parthen erhalten hat.

Die Gewohnheit, stets Waffen bei sich zu tragen, mag allerdings in damaliger rauflustiger Zeit zu mancherlei Unfug geführt haben, da im Jahre 1532 der Rath zu Freiberg einen fürstlichen Befehl publiciren ließ, worin den Bergleuten ernstlich verboten wurde, Wurfkugeln und andere mörderische Waffen, sowie an Feiertagen Grubenbeile zu tragen. Es werden in den Chroniken Freibergs und Schneebergs viele Fälle genannt, woraus hervorgeht, daß die Bergknappen vor allen andern Ständen besonders rauflustig gewesen sein mögen.

Trotz aller Uniformirung der Knappen mag es doch zu den eigentlichen Bergaufzügen oder geordneten Bergparaden nur erst in späterer Zeit gekommen sein, denn Moller erwähnt zum ersten Male desjenigen Aufzuges, welcher am 16. December 1557 stattfand, wo zugleich mit Churfürst August mehrere fremde Fürsten hier in Freiberg eingezogen und bei welcher Gelegenheit „Rathspersonen (die damals auch Bergbeamtenstellen bekleideten) und Bergbediente in großer Anzahl sich nach Art der Bergleute mit weißen Bergkappen und weißen wollenen Bergröcklein und Bergledern bekleidet hatten und mit Grubenbeilen in den Händen der Herrschaft entgegen gingen".

Es stimmt allerdings diese Beschreibung in den Farben des Kittels (Bergröcklein) nicht mit den im hiesigen Dome noch vorhandenen aus Holz geschnitzten drei Statuetten von Bergknappen mit der Jahreszahl 1546 überein, wo die größte derselben eine schwarze Puffjacke, die beiden kleineren aber der Eine eine rothe mit gelben Aufschlägen, der Andere eine graue trägt und es dennoch unverkennbar die alten Farben sind. Auch sind die Kopfbedeckungen sehr verschieden, denn die große Figur hat gar keine und seine Capuze über die Schultern auf den Rücken gehangen; in den beiden kleineren aber hat der mit der rothen Puffjacke eine barettartige rothe Mütze, der Andere aber einen grauen Turban auf dem Kopfe und die Capuze eben auch auf der Schulter und dem Rücken hängen. Indeß scheinen die beiden letzteren Statuetten auch den Gesichtern nach keine deutschen Bergknappen vorzustellen, da der eine mehr einem Ungar, der andere mit dem Turban

einem Türken ähnlich sieht. Der Zusammenhang ist schwer zu errathen.

Diese Statuetten mögen einem Gestifte oder einem Epitaphium angehört haben, denn sie tragen auf ihren Schildern außer der schon genannten Jahreszahl 1546 noch die Buchstaben K. S. Bei Einrichtung der neuen Stände in der Domkirche im Jahre 1726 sind sie erst an den jetzigen Ort, welcher der Bergknappschaft angewiesen ist, aufgestellt worden.

In sehr reicher Kleidung erscheinen zu jener Zeit die Oberberghauptleute, von welchen mehrere Knieportraits in Lebensgröße in dem königlichen Bergacademiegebäude aufbewahrt werden. Der Stoff der Puffjacken und der Beinkleider ist jedenfalls weißer Atlas, zum Theil über und über mit goldnen Spitzen und Tressen besetzt. Das schwarze Sammetbarett ist mit einem Reiherstutz geschmückt. Die Bergparthe, als Zeichen der Berghauptmannschaft, fehlt dabei nicht. Dieser reiche Anzug mag indeß mehr als ein Hofkleid betrachtet worden sein, da nur alte adelige Geschlechter diesen hohen Posten bekleideten.

Einen zweiten Bergaufzug erwähnt Moller im Jahre 1576 bei Gelegenheit der Einweihung des neu erbauten Schlosses in Freiberg mit folgenden Worten:

„Die Bergbedienten aber sind absonderlich in die Achtzig stark aufgezogen, alle in weißen wollenen Hemden, Bergkappen, Nelkenkränzen auf den Häuptern*), in der Hand silberne Grubenlichter**), und haben auf den Achseln einen Trog Erz haltend, so die Herrschaft vorm Thore erwartet" ***).

Weiter heißt es dann:

„Der Churfürst und der Herzog aus Baiern haben zusammen in einem Wagen gesessen, neben welchem ganz wohlgekleidete Bergjungen mit silbernen Fäusteln und Bergeisen in den Händen unter den Trabanten hergelaufen sind".

Zu diesen silbernen Fäusteln und Bergeisen mögen jene zwei der Knappschaft gehörigen, noch vorhandenen gehört haben, welche auf Tafel I, Figur 1, abgebildet worden sind.

Auf dem Helme des Fäustels (links) befindet sich eingravirt ein Bergmann mit turbanartiger Kappe, Grubenbeil und Lampe.

Alle übrigen Flächen sind mit Arabesken in Renaissancestyl, doch in incorrecter roher Weise verziert. Am Untertheil des Helmes ist folgende Inschrift zu lesen; auf der einen Seite:

HANS · HAN ⟩ . MERTEN . SEIFNER ⟩ VRBAN.
GECƷEL ⟩ KILIAN . RICHTER .

auf der andern Seite:

ANDRES KÖLER BERCKMÆTER 1534.

Im Bergeisen hingegen sind auf dem Helme folgende Inschriften eingravirt.

Auf der einen Seite in einer aufsteigenden, mehr gothischen Verzierung:

VERBUM DOMINI MANET IN ETHERNVM . 1534.

Auf der andern Seite in einem gewundenen Spruchbande aufsteigend:

DIE HEIER DI SIND HOCH GENANT SIE RITZEN VF MANCHE FESTE BAND MIT IHREN KLVGEN SINNEN DARMID SIE ES GEBINEN.

Während nun Bergaufzüge in jener Zeit weniger oft und nur bei Ankunft fürstlicher Personen stattgefunden haben und solche auch dann nur in nicht so ausgedehntem Maßstabe vorgekommen sein mögen, wie sie in späterer Zeit auftreten, da von Hüttenleuten, Bergmusik, Bergsängern und dergleichen noch keine Erwähnung geschieht, sondern ein solcher Aufzug nur von Officianten und Beamten, welche als Repräsentation des Bergbaues zu betrachten waren, so mögen die Knappschaftsfeste sich meistens nur auf eine jährliche Vereinigung erstreckt haben, wo die Angelegenheiten des Vereins, wie in unserer Zeit bei den Generalversammlungen fast aller Vereine, besprochen wurden. Damit mag denn stets eine Collation verbunden gewesen sein, bei welcher verschiedene Ceremonien beobachtet, z. B. der Willkomm neueintretender Mitglieder oder Gäste getrunken und Trinksprüche ausgebracht wurden, worauf die großen silbernen Pokale hindeuten, die noch jetzt bei bergmännischen Festlichkeiten im Gebrauch sind.

Diese Knappschaftsverbrüderungen zerspalteten sich aber in späterer Zeit in die Berg- und Hüttenknappschaften.

Betrachteten die Bergknappschaften das Fäustel und Bergeisen als ein nothwendiges Symbol ihres Standes bei den öffentlichen Aufzügen sowohl, als bei den Versammlungen ihres Vereins, so versah sich auch die Hüttenknappschaft ihrerseits mit den ihr zugehörigen, wofür Tafel I, Figur 2, eine Abbildung gegeben ist. Diese Insigne besteht aus drei Instrumenten, nämlich in der Mitte die Furkel, links das Stecheisen und rechts der Glätthaken.

Alle drei sind, mit Ausnahme der Stiele, massiv von Silber, jedes 1 Elle 3 Zoll lang und so zusammenbefestigt, wie es die Zeichnung angiebt. Auf der Mitte befindet sich ein ovales, 5 Zoll hohes, silbernes Schild mit vergoldeter Platte, worauf folgende Inschrift steht:

Hans Börner, Andreas Pichhayn, Zacharias Seidel
dieser Zeit Hütten und Zechmeister. Zum erstenmahl
Knappschaft hiermit gehaltenn, am 11. Juni 1660.

Da es nun bei diesen Knappschaftscollationen hauptsächlich auf das Trinken abgesehen war, um die gehörige Heiterkeit hervorzubringen, so hat wahrscheinlich die Knappschaft zu Scharfenberg der hiesigen hierzu jährlich ein Faß Most verehrt, denn es ist den hiesigen Knappschaftsältesten noch bis in die neuere Zeit statt des Mostes eine entsprechende Quantität Branntwein, zuletzt aber ein Aequivalent an Geld verabreicht worden.

Nun befinden sich beim Inventar der Bergknappschaft allhier noch bis heute sechs Stück große zinnerne Krüge von eigenthümlicher Form, von 1 Elle Höhe mit der Bezeichnung:

16 ⚒ 28.
BERGK : KNAPSCHAFFT
FREIBERG.

Diese ihrer Form nach sich ganz gleichenden Krüge (s. S. 124) mögen wohl zum Ausschenken dieses Mostes gedient haben und besonders dazu angefertigt worden sein, um ein solches Geschenk würdig zu ehren. Möglich ist es, daß man diese Krüge später auch zum Wein benutzt hat. Bier ist aber gewiß nicht in dieselben gefüllt worden, dazu enthalten sie zu wenig Maß.

Der ebenfalls abgebildete zinnerne Krug (s. S. 124) von 15 Zoll Höhe scheint jedoch zum Biertrinken gedient zu haben und beweist uns, daß die damaligen Biertrinker ein größeres Kaliber liebten, als die jetzigen, doch bleibt uns unbekannt, wie oft er in einem Abende gefüllt wurde.

Als ein Hauptschmuck bei dergleichen Knappschaftsfestlichkeiten mögen jedoch die silbernen Pokale betrachtet worden sein, wovon sich ebenfalls noch einige erhalten haben. Da jedoch die vorhandenen erst aus neuerer Zeit stammen, so ist wohl anzunehmen, daß die früheren, gewiß noch viel schöneren Gegenstände dieser Art abhanden gekommen sind.

---

*) Woher sich wohl die jetzige grüne Farbe des Schachthutes ableiten mag, wenn man unter den Nelkenkränzen nur die grünen Blätter derselben und nicht die buntfarbigen Blumen versteht, welche zu einem Kranz gewunden waren.

**) Wahrscheinlich die Lampen, wie sie jetzt noch bei Paraden gebräuchlich sind.

***) Ihre Erscheinung gefiel so, daß 1666 (also beinahe 100 Jahre später) auf churfürstlichen Befehl 120 Berg- und Hüttenbeamte zu Pferde nach Dresden erfordert wurden, den Churprinz bei seinem Einzuge einzuholen.

Der auf Tafel I, Figur 3, dargestellte Pokal trägt die Jahreszahl 1625 und ist in reichem Renaissancestyl ganz in Silber und mit Vergoldung ausgeführt. Er ist mit der Figur 1 Elle 7 Zoll hoch und enthält vier gewöhnliche Weinflaschen Inhalt. Auf seinem in abgestumpfter Kegelform gebildeten Mittelstück befinden sich in Basrelief drei Medaillons, die verschiedenen Arbeiten in der Kupferhütte darstellend, auf drei kleineren, in den Zwischenräumen angebrachten Medaillons sind drei verschiedene Oefen, doch ohne Arbeiter, abgebildet. Unter dem obern Rand des Kelches sind drei nackte Knaben so angeordnet, daß sie die Lücken der großen Medaillons ausfüllen. Sie deuten auf die Stadien des Trinkens, indem der erste einschenkt, der zweite trinkt und der dritte in Schlaf verfallen ist. Fruchtornamente füllen die unteren leeren Räume aus.

Auf dem Deckel, der gleichfalls reich ornamentirt ist, steht ein Schmelzer, in der einen Hand die Furkel, in der andern ein Wappenschild haltend.

Um den obern Rand des Kelches steht folgende Inschrift eingravirt:

DER CHVRF : SAIGERHÜTT GRVNTHAL
GERECHTIGKEIT VND WILLKOMM.
1625.

Es scheint jedenfalls ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, und die Basreliefs und Ornamente sind schön componirt und vortrefflich ausgeführt.



Viel weniger Kunstwerth hat der Pokal der Bergknappschaft, welchen die Tafel II darstellt. Er ist mehr auf den praktischen Gebrauch zum Trinken, als zur Zierde berechnet, da sein Inhalt 6 Flaschen faßt.

Auch hier sind sowohl am Pokal als auf dem Deckel bildliche Darstellungen aus dem Bergmannsleben angebracht und dazwischen Silbermünzen eingelegt, deren älteste das Jahr 1552 und die jüngste das von 1681 nachweist.

Auf dem ersten Medaillon steht die Inschrift:

Such, schürffe, fahre ein

auf dem zweiten:

Zerstuffe fest Gestein

auf dem dritten:

So nimstu Ausbeut ein.

Die Bilder entsprechen den Ueberschriften, wogegen die auf dem Deckel die Wäscharbeiten oder die Aufbereitung der Erze darstellen.

Auf der Mitte des Deckels steht ein Bergknappe, in der rechten Hand eine Bergparthe und in der linken ein Schild haltend, welches mit zwei Deckeln versehen ist. Auf dem ersten Deckel ist ein Schlegel und Eisen sichtbar, der zweite führt folgenden eingravirten Reim: Weil Schönberg umb Freyberg das Bergwerk regiret hat Freyberg Schönbergwerk mit Nutzen gespüret. Auf dem Grunde des Schildes ist das Portrait von Abraham von Schönberg gemalt, der Pokal daher vielleicht aus dem Jahre 1684, wie ein zweiter vorhandener Pokal der Hüttenknappschaft, von welchem jedoch keine Abbildung gegeben ist, da er den soeben beschriebenen, in der äußern Form ganz gleicht und statt der bergmännischen Bilder hüttenmännische trägt. Der Deckel des letzteren ist aber mit einem ganz ähnlichen, sehr gut ciselirten Hüttenmann, wie der Grünthaler Pokal, verziert, während der Bergmann auf dem ersteren Pokal unkünstlerisch ausgeführt ist.

Den Fuß des vorbemerkten bergknappschaftlichen Pokals bilden drei große Kugeln, mit welchen derselbe angefaßt und beim Trinken gehandhabt wird.

Was diesen Becher aber besonders merkwürdig macht, ist seine innere Einrichtung. An der Seite befindet sich nämlich vom Rande bis zum Boden eine Fahrt (Leiter) mit 14 Sprossen angebracht, worauf ein Bergmann aus- oder einfährt. Diese Fahrt dient nun als Scala beim Trinken, um daran zu beobachten, wie viel Fahrtsprossen Einer abtrinken kann.

Als Tafelaufsatz bei festlichen Gelegenheiten sind noch ein Berg- und ein Hüttenmann von getriebenem Silber zu nennen. Doch sind sie so roh und plump gearbeitet, daß sie hier übergangen werden können. Jedenfalls sind sie aus den Jahren 1680 bis 1700.

Außer diesen zu heiteren Fröhlichkeiten der Knappschaftsverbrüderung dienenden Geräthschaften finden sich aber auch noch andere zu ernstem Gebrauche vorhandene.

Es sind dies zwei silberne Crucifixe, welche als Zierrath bei Begräbnissen auf die Särge gelegt wurden.

Sie sind ebenfalls im Renaissancestyl ausgeführt und mit Berg- und Hüttenleuten, je nach der Verbrüderung, bedeutsam verziert.



Die Knappschaftsfeste mögen sich in passenden Zeiträumen zu größerem Umfange ausgedehnt haben, je nachdem es die Zeitverhältnisse und der gute oder schlechte Zustand des Bergbaues gestattete; doch sind hierüber keine weiteren Nachrichten und Beschreibungen aufbewahrt worden, auch mag der 30jährige Krieg, der 7jährige und endlich der Napoleonische nicht dazu angeregt haben.

Dafür nehmen die Bergaufzüge besonders im 17. und 18. Jahrhundert desto größere Dimensionen an. So berichtet Benseler in seiner Geschichte Freibergs und seines Bergbaues, daß den 22. September 1711 der Czaar Peter der Große von Rußland bei seiner Reise nach Carlsbad Freiberg besucht habe und ihm ein großer Bergaufzug gebracht worden sei, wobei diesmal Bergsänger, Zitherschläger, Triangel und Bergleder gebraucht wurden und derselbe aus mehr als 2000 Grubenlichtern bestanden habe.

Im Jahre 1729 am 17. October fand bei Ankunft des Königs und Kronprinzen wieder ein Aufzug statt, desgleichen 1730, als der Herzog von Weimar Freiberg besuchte, wo 1200 Mann aufzogen. Ein noch größerer von 2500 Mann fand den 9. Juni 1733 vor dem neuen Churfürst Friedrich August II. statt, als ihm in Freiberg gehuldigt wurde. Ein ähnlicher Bergaufzug von 3555 Mann wird vom 19. August 1739 bei mehrmaliger Anwesenheit der Landesherrschaft berichtet. Ueberhaupt waren Bergaufzüge mit der Zeit ein sehr beliebtes Schauspiel geworden, so daß sie sich fast bei jedem nur einigermaßen für Freiberg wichtigen Ereigniß wiederholten.

Von einem sehr großen Bergaufzug, welcher im Jahre 1719 bei Gelegenheit der Festlichkeiten zu dem churfürstlichen Beilager im Plauenschen Grunde stattfand, ist in der Bibliothek der königlichen Bergakademie eine 76 Ellen lange Abbildung vorhanden, die jedoch leider sehr unkünstlerisch ausgeführt worden ist, indeß doch ein ungefähres Bild davon giebt. Die Berg- und Hüttenbeamten mit ihren großen Allongeperrücken, Schuhen mit hohen Absätzen, Krausen, Manchetten rc. nehmen sich gar sonderbar aus.

Fig. 3.







Fig. 2.

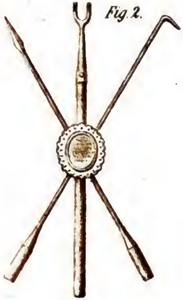
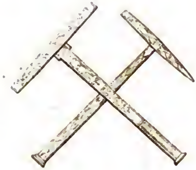


Fig. 1.



Sachsengr. I

Verlag von W. Türk, Dresden.

Fig. 1.





Fig. 2



Fig. 3.







Sachsengr. I.

Innere Ansicht.

Lith. v. A. Protzsch

Verlag von W. Türk, Dresden.

Im Jahre 1769 wurden über die Berguniformen und deren Gebrauch neue Bestimmungen gegeben und eine Interimsuniform eingeführt, die jedoch ganz von der Paradekleidung bei Bergaufzügen abwich und einen mehr militärischen Charakter hatte.

Es wiederholten sich nun die Bergaufzüge immer häufiger mit mehr oder minder Aufwand an Zahl der Mannschaft. In neuester Zeit war wohl derjenige der glänzendste, welcher zur Huldigung des Königs Anton im Jahre 1827 aufgeführt wurde. Sämmtliche Bergreviere Sachsens mußten ihre Contingente an Mannschaft und Beamten dazu stellen. Da sah man alle Metalle und Mineralien durch ihre Arbeiter vertreten, z. B. Blaufarbenleute mit blauen Uniformen, Schwefelhüttenleute mit gelben Schürzen, Eisenhüttenleute, Arsenikarbeiter, Zinnberg- und Hüttenleule, Kupferhüttenleute u. dergl. m. Dabei figurirten drei Musikchöre und zum erstenmale russische Hörner- oder Tubenmusik, wozu der Musikdirector Anacker einen besonderen Bergmannsmarsch componirt hatte. Bergsänger durften dabei nicht fehlen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß ein solcher nächtlicher Bergaufzug mit seinen unzähligen Lichtern und Fackeln einen großartigen, feierlichen Eindruck macht und dem Bergmannsstand eine besondere Würde verleiht. Doch sind die Kosten dabei sehr beträchtlich, da bis zum Steiger herauf alle Mannschaften, die nicht in fixer Besoldung stehen, für ihren Zeitaufwand bezahlt werden müssen und dabei noch der Aufwand für Musik, Fackeln, Lichter rc. aus bergmännischen Cassen bestritten werden muß.

Nach Einführung der Constitution trat in dieser Beziehung schon eine bedeutende Beschränkung ein, weil die bergmännischen Cassen nicht mehr so stark zu solchen Ausgaben angezogen werden durften und die Gruben schwieriger in der Gewährung der Löhne wurden. Unentgeldliche Leistungen von den Mannschaften zu verlangen grenzte aber an Unbilligkeit. Noch größere Schwierigkeiten aber erwuchsen für dergleichen Aufzüge nach Einführung des neuen Berggesetzes, indem der frühere organische Zusammenhang zwischen den königlichen und den gewerkschaftlichen Beamlenofficianten bis zu den Arbeitern herab aufgelöst wurde und an die Stelle der früheren mehr historisch-poetischen Auffassung der Bergwerkszustände eine mehr geschäftlich-industrielle Behandlung derselben trat.

Es ist deshalb natürlich, daß in neuerer Zeit nicht nur die Knappschaftsfeste, wovon das letzte große im Jahre 1836 stattfand, sondern auch die Bergaufzüge, welche dem Bergmannsstand soviel Eigenthümliches verleihen, immer seltener werden müssen und wesentlich nur dann noch ins Leben treten können, wenn der regierende Fürst des Landes hier erwartet wird und denselben annimmt. Bei allen anderen Gelegenheiten, wo der Bergbau durch eine solche Parade repräsentirt werden muß, wird sie stets auf das Minimum des Aufwandes reducirt und muß deshalb am Glanze sehr verlieren, da nur durch eine große Zahl Mannschaften eine großartige Wirkung zu erreichen ist.

C. Heuchler.

Erinnerungen an Gottfried Hermann.

Zu denjenigen Männern, auf welche unser Sachsen mit Recht stolz sein kann, wird Gottfried Hermann allgemein und selbst von Solchen gerechnet, welche seine geistige und wissenschaftliche Richtung nicht theilen. Nicht nur, daß er in der von ihm vertretenen Wissenschaft, der Philologie, neue Bahnen brach, nicht nur, daß er durch seine Schriften ein überraschendes und ungeahntes Licht über die Werke des classischen Alterthums verbreitete, nicht nur, daß er seit dem Alterthume nicht gepflegte Disciplinen neu belebte, oder solchen, welche bis auf ihn dilettantisch und mechanisch betrieben worden waren, wissenschaftliche Form und Vertiefung gab, nicht nur, daß er ein anerkannter Meister in der Handhabung der lateinischen Sprache war, nicht nur, daß er deutschem Geiste und deutscher Wissenschaft auch jenseits des Vaterlandes zu Ehre und Ruhm verhalf: so war es auch und ganz besonders sein unmittelbares Wirken durch das lebendige Wort und durch seine ganze Persönlichkeit, worin seine Größe bestand, ein Wirken, welches durch seine Schüler in die Kreise der Schule hineinragte und dort noch auf lange Zeit in Segen bleiben wird. Es war die schöne Mischung von hoher Genialität und Gelehrsamkeit mit sittlich reiner, würdig einfacher Menschlichkeit, was ihm zugleich Bewunderung und Liebe bei Allen, die ihm näher standen, erweckte. Es ist nicht dieses Ortes, Hermanns Stellung zur Wissenschaft und seine Bedeutung für dieselbe zu entwickeln, nur einige Bemerkungen über den Gang seines Lebens und sein eigenthümliches Wesen, welche keinen Anspruch auf Neuheit, Vollständigkeit und strenge Folge machen, hat der Unterzeichnete auf die Aufforderung eines ihm befreundeten Herausgebers dieser Blätter, mit theilweiser Benutzung der am 28. Januar 1849 gehaltenen Festrede von Otto Jahn, mitzutheilen unternommen.



Er wurde am 28. November 1772 in Leipzig geboren, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhls war. Wie es häufig geschieht (ich erinnere nur an Göthe), daß auf die Erziehung der Söhne die Mütter den größern Einfluß äußern und dem Charakter derselben Richtung und Ziel geben, so war es auch bei Hermann. Die Festigkeit des Willens, die strenge Sittlichkeit, ja selbst die deutsche Gemüthlichkeit, welche seiner, obgleich von französischem Geblüt entsprossenen Mutter eigen war, schien er von dieser ererbt zu haben. Als ein überlebendiger toller Bursche anfänglich dem Lernen abhold und entschlossen, Soldat zu werden, wurde er im 12. Jahre seines Lebensalters dem später so berühmt gewordenen Schulmanne Ilgen*) zur Erziehung und zum Unter-

*) Dr. Carl David Ilgen, Consistorialrath und Rector zu Schulpforte; eine Biographie desselben folgt in einer der nächsten Nummern des Sachsengrün.

richt übergeben, einem Manne im vollsten Sinne des Wortes, welcher allein im Stande war, durch seine unbeugsame Charakterfestigkeit und gewaltige Persönlichkeit den trotzigen Uebermuth des Knaben zu brechen, ihn zum Gehorsam und zur Arbeit zu zwingen und andererseits ihn durch seine Gutmüthigkeit, Gerechtigkeit und liebevolle Theilnahme für sich und für den Ernst des Lernens zu gewinnen. So wurde es möglich, daß Hermann schon im Jahre 1786 unter die Commilitonen der Universität seiner Vaterstadt aufgenommen ward. Ungeachtet er sich hier der Jurisprudenz widmen sollte und wirklich widmete, so zog ihn doch vor Allem das Studium der alten Sprachen und Schriftsteller an, in welchem ihm der edle Friedrich Wolfgang Reiz Lehrer und Vorbild wurde, ein Mann, zu welchem er auch in lebendig persönlichen Verkehr trat und dessen er niemals ohne die größte Pietät gedachte. Dieser Pietät hat Hermann hier zu Dresden bei der Philologenversammlung im Jahre 1844 in einem Vortrage über Leben, Wesen und Wirksamkeit seines Lehrers vor Hunderten von Zuhörern, unter denen sich die höchsten Personen befanden, einen einfach rührenden, aber lebhaften Ausdruck gegeben. Hier erfuhren wir zugleich, daß jener ihn einmal beim Durchgehen durch seine Bibliothek mit dem Plautus als seiner Braut vermählt habe, welche Hermann freilich einem Jüngeren (Ritschl) abtreten zu müssen, damals in liebenswürdigem Humor erklärte. Im Jahre 1790 wurde er Doctor philosophiae und Magister und 1793 disputirte er über seine juristische Abhandlung de fundamento juris puniendi. Sein frischer Drang nach Klarheit und wissenschaftlicher Begründung jeder Erscheinnng in Sprache und Leben hatte ihn zur Philosophie hingetrieben, und zwar zu der Philosophie, welche damals im Schwange war, der Kantischen, nachdem er vorher einem alle Tradition anzweifelnden und wegdisputirenden Skepticismus hingegeben war. Da aber dieser sein Eifer in Leipzig an den Vorlesungen von Cäsar und Platner keine Nahrung fand, so begab er sich nach Jena, um den dortigen Vertreter des Kantischen Systems, Reinhold, zu hören*), und obschon er auch bei diesem das nicht fand, was er suchte, so hat doch die Beschäftigung mit der Philosophie einen solchen Einfluß geäußert, daß derselbe wenigstens in der Form seiner Untersuchungen über Metrik und Grammatik zu erkennen ist; das innere Wesen freilich ist von jener Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie nicht bestimmt worden. Immerhin aber ist Hermann dadurch, daß er bis auf den Grund jeder Erscheinung einzudringen bemüht war, der Schöpfer der wissenschaftlichen Behandlung der Grammatik und Metrik geworden. Von Jena zurückgekehrt, habilitirte er sich im Jahre 1794 in der philosophischen Facultät, hielt Vorlesungen über Kantische Philosophie und Philologie, durch die er solches Glück machte, daß er bereits 1797, also 25 Jahre alt, zum außerordentlichen Professor, 1803 zum ordentlichen Professor der Beredtsamkeit und 1809 zugleich zu dem der Poesie ernannt wurde.

Seiner Vaterstadt Leipzig war er in solcher Treue ergeben, daß er mehrere an ihn ergangene Rufe, wie den zur Uebernahme des Rectorats von Schulpforta im Jahre 1802, zu welchem er seinen Lehrer und Freund Ilgen für geeigneter erklärte und empfahl, ferner der Professuren in Kiel und Berlin ausschlug und bis an sein Lebensende in seiner dortigen Stellung verblieb. Nur zwei Reisen in die Schweiz und der in der letzten Zeit alljährlich wiederholte Besuch von Karlsbad unterbrachen sein Leipziger Leben. An ebendemselben geliebten Orte seiner Geburt wurde ihm im Jahre 1840 noch das Glück bescheert, sein fünfzigjähriges Magisterjubiläum zu feiern, welches ein Fest für die Universität und die ganze Stadt, ein Gegenstand der Theilnahme nicht nur für das Heimathland Sachsen, sondern für die Gelehrtenwelt man kann sagen von ganz Deutschland wurde. Ueber diese allgemeine Theilnahme, welche ebensowohl dem Menschen als dem Gelehrten galt, war Hermann selbst überrascht, denn das war auch ein Zug seiner Größe, daß er kaum eine Ahnung von derselben zu haben schien, und obwohl mit dem Selbstbewußtsein des redlichen Forschungstriebes ausgestattet, doch niemals eine andere Anerkennung als die des aufrichtigen Strebens nach Wahrheit für sich in Anspruch nahm. In diesem Sinne schrieb er nach jenem Feste an den Unterzeichneten, welcher zu seinen begeisterten und begünstigten Schülern gehörte: „Während ich nichts gethan habe, als daß ich, was jedermann thun soll, redlich nach Wahrheit gestrebt habe, ist das mir als ein großes Verdienst angerechnet worden, und doch ist eigentlich daran weiter nichts besonderes, als der gute Wille. Indessen daß auch dieser anerkannt wird, der am Ende das einzige wahre Gute an einem Menschen ist, gewährt doch eine wahre und reine Freude". Auf das Jahr 1848 setzte er, ein 76jähriger Greis, große Hoffnungen und schätzte sich glücklich, unter denen gewesen zu sein, welche den Erzherzog-Reichsverweser in Leipzig begrüßten. Dasselbe Jahr war auch sein Todesjahr; am letzten Tage desselben verschied er nach kurzem Krankenlager sanft und schnell.

Der Grundcharakter des Hermann'schen Wesens ist Wahrheit und, weil diese eben der gerade Gegensatz des Scheines ist, Schlichtheit und Einfachheit in Wort und äußerer Erscheinung. Was er einmal als richtig erkannt hatte, das ließ er sich nicht nehmen, sondern vertheidigte es gegen Anfechtung mit scharfen, aber ehrlichen Waffen; dabei war ihm nichts fremder, als kleinliche Rechthaberei, welche an den einmal aufgestellten Behauptungen eigensinnig festhält; im Gegentheil, er gab sie bereitwillig auf, sobald er sich von seinem eigenen Irrthum überzeugt hatte. Noch weniger kämpfte er gegen solche, welche sich nicht zu vertheidigen vermochten, „gegen Schwache und Todte", wie er selbst einmal geäußert hat. Auch hierin bewährte sich seine Ritterlichkeit, welche zur Kennzeichnung seines Wesens fast sprüchwörtlich geworden ist und welche in seinem ganzen Auftreten sichtbar war. Ein ebenso gewandter als kühner Reiter bis in sein spätes Alter, beschämte er nicht selten in dieser von ihm fast täglich geübten Kunst manchen Jüngeren. Darauf bezieht sich der ihm oft beigelegte Titel eines fortissimus eques, sowie auf seine Würde eines Ritters des Civilverdienstordens, welcher ihm gleich bei dessen Stiftung im Jahre 1816 von seinem Könige zu seiner großen Freude verliehen wurde. Hierbei sei es gestattet, ein harmloses Witzwort mitzutheilen, welches er bei diesem Anlasse gebraucht haben soll. Man habe, so erzählt man sich, zur Zeit meiner academischen Studien bei ihm unter der Hand anfragen lassen, ob ihm der Titel „Hofrath" oder die Würde eines Ritters des Civilverdienstordens lieber wäre, worauf er erwidert habe, „der Hof wisse wohl, daß er gern r e i t e, dem Hof aber wisse er nicht zu rathen".

Sonst hat die äußere Erscheinung großer Männer für die ihnen Nahenden häufig eine blendende, einschüchternde, verwirrende Wirkung, gleichwie der unmittelbare Einblick in die leuchtende Sonne dem Auge wehe thut. Bei Hermann aber wurde das Imponirende der knappen, festen Haltung

*) Jener fröhlichen Studentenzeit erinnerte er sich gern noch im späten Alter. Zum letzten Male in seinem Leben sah er die liebe Musenstadt wieder bei Gelegenheit der dort im Herbst des Jahres 1846 abgehaltenen Philologenversammlung, wohin er sich mit seinem Schwiegersohn Moritz Haupt begab, welcher das den Seinigen gegebene Versprechen, über das Wohl des Vaters zu wachen, unterwegs auf das Gewissenhafteste erfüllte. Ich hatte das Glück, von Weißenfels ab ihr Begleiter zu werden. Als wir unter mancherlei Gesprächen vor der Kunitzburg vorbeikamen, erzählte Hermann mit einem gewissen Behagen, wie er als Student von der Saale aus die steile Anhöhe gerade hinaufgeklommen sei. In Jena selbst war er häufig von der muntern, blühenden Studentenjugend umdrängt, und als diese auf der Rasenmühle („Rasonia") ihm mitten auf dem freien Platze neben dem Hause ein Hoch ausbrachte, dankte er mit wahrer Rührung, indem er sich als den ältesten Jenaischen Studenten bezeichnete.

gemildert und das scharfe Licht seines Auges gleichsam gedämpft durch das über das ganze Antlitz ausgegossene Wohlwollen, durch den in demselben ruhenden Ausdruck der Güte und Heiterkeit; der kräftige Ton seiner Stimme schreckte im persönlichen Verkehr nicht ab, sondern wurde wohlthuend durch die Beimischung einer gutmüthig singenden, mitunter polternd neckischen Art des Ausdrucks. Dieser eigenthümliche Redeton geht mir noch durch die Seele, wenn ich an die hiesige, schon erwähnte Philologenversammlung zurückdenke, wo sich Hermann überhaupt in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigte*). Nach einem Festessen reichte ich ihm eine Cigarre (er rauchte bekanntlich viel und gern, daheim aber nur aus Pfeifen) und einen brennenden Fidibus mit der Bemerkung, es freue mich, meinem alten Lehrer, welcher mich ehedem oft durch sein Feuer begeistert habe, auch einmal Feuer mittheilen zu können; wir Jüngeren würden dieses uns wohl nicht so lange, wie er, erhalten. „Verbrauchen Sie nur," versetzte er lachend und mit dem bezeichneten Tone, „verbrauchen Sie nur Ihr Feuer nicht zu bald und brauchen Sie es mit Schonung, so wird es Ihnen auch im Alter nicht ausgehen."

Von Statur war er klein und zart gebaut, erschien uns aber, wenn er über das Katheder hinausragte und wenn er zu Pferde saß, viel größer. Der Schnitt seines Rockes mit dem stehenden bis fast an die Ohren reichenden Kragen wurde nicht nach der Mode geändert und ist so mit seiner Person verwachsen, daß man sich ihn gar nicht anders vorstellen kann und mag. Gleichsam als wollte er die durch einen Gang verursachte Unterbrechung seines Arbeitens und Wirkens im Hinblick auf die Kürze des Lebens wieder einholen, schritt er eilig, fast hastig einher, aber mit festem Tritte, welcher durch die klirrenden Sporen noch recht markirt wurde. So eilte er auch dem Katheder zu, nach beiden Seiten hin die ehrerbietig sich erhebenden Zuhörer mit freundlich-ernstem Blicke grüßend, und kaum hatte er dasselbe bestiegen und mit seinem feurig glänzenden Auge die Zuhörermenge überflogen, als er auch mit sonorer und fester Stimme die Anrede begann und in lebendiger, kräftiger, schöner lateinischer Rede**), welche im Verlaufe oft zum Pathos sich steigerte, niemals aber die ihr eigenthümliche Würde verlor, an die Eröffnung des Verständnisses des vorliegenden Schriftstellers ging. In gleicher Weise kam er auch in die griechische Gesellschaft, welche, aus höchstens 12 Mitgliedern bestehend, sich allsonnabendlich 6 Uhr in dem ehemaligen Krug'schen Auditorium versammelte und vor dem Erscheinen Hermanns ein lebendiges meist wissenschaftliches Gespräch führte. Wurde aber das bekannte Sporengeklirr von der Treppe her gehört, so schwiegen Alle wie in ehrfurchtsvoller Erwartung und erhoben sich bei dem raschen Eintritt ihres „fortissimus praeses", worauf die Disputation begann. In diese selbst mischte er sich nur dann, wenn sie abschweifte oder resultatlos hin und her schwankte, gewöhnlich mit dem kurzen Einleitungsworte: „hac re nihil efficitur". Die sich spreizende Einbildung und das Haschen nach speciösen, wenn auch noch so geistreichen Einfällen, denen die Wahrheit abging, wies er ebenso zurück, zuweilen mit strengen, von einem strengen Blicke begleiteten Worten, als er das zaghafte aber redliche Streben bei wirklichem Gehalte zu fördern und zu unterstützen, den Irrenden auf den rechten Weg zurückzuführen freundlichst bemüht war. Diese berühmte Gesellschaft, deren Mitglieder an Universitäten und Schulen über ganz Deutschland, ja über Deutschland hinaus verbreitet waren und sind, war es, durch welche Hermann am unmittelbarsten wirkte und sich die Schule gründete, welche seinen Namen trägt. Nachdem er seit 1795 nur Uebungen im Schreiben und Disputiren in lateinischer Sprache und im Erklären alter Schriftsteller geleitet, entwickelte sich daraus eine Gesellschaft, welche im Jahre 1801 den Namen einer philologischen, 1805 den der griechischen annahm. Welche Bedeutung diese für die Wissenschaft und das ganze Unterrichtswesen gehabt hat, kann hier nicht auseinandergesetzt werden; nur soviel sei erwähnt, daß die Namen der größten Philologen sich in den Reihen ihrer Mitglieder befinden, unter denen wir nur Lobeck, Seidler, Passow, Fr. Thiersch, Reisig, Meineke, K. Fr. Hermann, Ritschl, M. Haupt, Bergk nennen wollen. Daß daher Hermann mit Stolz und Liebe diese seine Schöpfung betrachtete, ist leicht erklärlich, ebenso, daß er sich gegen eine von dem Ministerium, wenn ich nicht irre, im Jahre 1833 beabsichtigte Verschmelzung derselben mit dem königlichen Seminar auf das Entschiedenste sträubte, in welchem Widerstande er durch die damaligen Mitglieder, zu denen auch der Unterzeichnete gehörte, unterstützt wurde, indem diese eine Bitte um Abwendung jener Vereinigung im Hinblick auf die historische Bedeutung der Gesellschaft und auf ihren privaten, mit dem Namen Hermanns eng verknüpften Charakter an das königliche Ministerium richteten. Diese Vorstellung hatte denn auch die Folge, daß das Ministerium seinen Plan wieder fallen ließ. Die Bedingungen der Aufnahme in die Gesellschaft waren streng, aber ganz unabhängig von der Anciennität der Studirenden und anderweitigen Einflüssen. Eine lateinisch geschriebene kritische Arbeit über einen griechischen Schriftsteller gab ihm, dem Vorsitzenden, die Grundlage für seine Entscheidung, welche in der Regel sehr bald erfolgte, sowie er denn überhaupt in Allem baldigen Bescheid gab, auch in Briefen, vorausgesetzt, daß man ihn um Etwas gefragt oder gebeten hatte.

Alles zusammengefaßt, so war Hermann, was man vorzugsweise eine Natur nennt: körperlich und geistig gesund, kräftig, beharrlich, ritterlich edel, einfach, harmlos, ohne Falsch: er besaß die Cardinaltugenden eines alten Römers, ohne der christlichen Liebe zu entbehren*) und da er wirklich in Folge seines Lebens und Webens in dem Alterthume in mancher Beziehung eine abgeschlossene antike Weltanschauung hatte, so ward er für seine Schüler gleichsam der persönliche Vermittler zur Deutung und zum Verständniß derselben; er wirkte Großes und Umfassendes für Wissenschaft und Leben und war dabei der trefflichste Gatte und Familienvater, welchem die Seinigen seine Liebe mit der zärtlichsten und aufmerksamsten Sorge für sein Wohl und seine Ruhe vergalten.

Das Andenken an ihn lebt fort in der Brust eines jeden seiner Schüler, die Nachwelt wird ihn stets mit Ehren nennen und das sächsische Vaterland sich für alle Zeiten rühmen, ihn zu den Seinen gezählt zu haben.

*) In dieser Versammlung war er, wie jeder der Theilnehmer sich noch erinnern wird, der Gegenstand der Verehrung aller Anwesenden, und selbst der Hof erwies ihm die achtungsvollste Aufmerksamkeit. Interessant war es bei dieser Gelegenheit, seine aufgeschlossene, unbefangene, auch hier sich nicht verleugnende ritterliche Art des Auftretens den höchsten Personen gegenüber mit der feinen und durch Gewohnheit geglätteten Hofmanier Thiersch's zu vergleichen.

**) Sein deutscher Vortrag war einfach und vorwärts dringend, aber zerstückelter und mitunter mit Latinismen versetzt.

*) Die Cardinaltugend der Charakterfestigkeit und Seelenstärke zumal bewies er bei dem Verluste seines älteren Sohnes, welcher seinen Tod beim Baden durch den Versuch der Rettung eines in die Tiefe gesunkenen Freundes fand, und bei dem Verluste seines Vermögens. Nur als ihm seine nach allen Seiten hin treffliche Gattin im Jahre 1841 durch den Tod entrissen worden war, dauerte es längere Zeit, bis er seine alte Kraft wieder gewann.

Karl Scheibe.

Aus dem Leben Markgraf Friedrich des Gebissenen.

Von allen Fürsten des alten Herrscherhauses Wettin hat wohl keiner derselben das Unbeständige des irdischen Glückes öfterer und bitterer empfunden, als Friedrich der Gebissene, oder auch, wie ihn die älteren Chronisten wegen seines unerschütterlichen Muthes und Selbstvertrauens nennen, Friedrich der Freudige, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, der edelste und ritterlichste Fürst seines Jahrhunderts, welchem die schmerzlichsten Täuschungen, die härtesten Schläge eines feindlichen Geschicks durch die Handlungsweise eines Vaters bereitet wurden, der, der Einzige in der Geschichte des sächsischen Fürstenhauses, unter dem Namen des Entarteten bekannt ist.

Bekanntlich theilte Markgraf Heinrich der Erlauchte im Jahre 1263 die wettinischen Lande, welche er unter seiner Regierung durch die Erwerbung des Landgrafenthums Thüringen auf die höchste Stufe der Macht erhoben. Er selbst behielt das Markgrafenthum Meißen und die Lausitz, seinem Sohne Albrecht gab er Thüringen und die Pfalz Sachsen und seinem Sohne Dietrich das Osterland, welches dieser unter dem Titel eines Markgrafen von Landsberg regierte. Seinem Sohne Friedrich aus dritter Ehe mit Elisabeth von Maltitz übergab er später (1287) die Städte Dresden, Tharandt, Radeburg und Hahn, daher dieser gewöhnlich Friedrich der Kleine oder Friedrich von Dresden genannt wird. Diese Ländertheilung aber, durch welche Heinrich der Erlauchte seine Söhne zeitig in die Regierungsgeschäfte einweihen wollte, wurden für ihn selbst ein Quell herber Leiden und vorzüglich war es sein Sohn Albrecht, dessen Handlungsweise seine letzten Lebensjahre oft und bitter trübte.



Albrecht wurde noch sehr jung mit Margarethe, der Tochter des Kaisers Friedrich des Zweiten verlobt und um dieses Bündniß zu sichern, an Heinrich den Erlauchten das ganze Pleißnerland verpfändet, welches die Städte Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Werdau, Crimmitschau, Schmölln, Leisnig, Colditz, Frohburg und viele andere Ortschaften umfaßte, die bisher unmittelbar unter dem Kaiser gestanden. Die Vermählung erfolgte im Jahre 1254 und drei Söhne, Heinrich, Friedrich und Dietzmann gingen aus dieser Ehe hervor. Bald aber erkaltete Albrechts Neigung zu seiner ebenso liebenswürdigen als edlen Gemahlin, und in einer heftigen Leidenschaft zu einer Hofdame derselben, Kunigunde von Eisenberg entbrannt, trieben ihn — wie allgemein bekannt — die Rathschläge dieser ehrgeizigen und ränkesüchtigen Buhlerin in seiner Verblendung so weit, daß er beschloß, seine Gemahlin aus dem Wege zu räumen. Aber die gedungenen Mörder waren menschlicher als der fürstliche Gemahl, und ließen die unglückliche, von Verzweiflung erfaßte Mutter aus der Wartburg entfliehen, nachdem sie zuvor von ihren Kindern Abschied genommen und dabei, von Schmerz überwältigt, ihren Liebling Friedrich in die Wange gebissen und diesem dadurch den Beinamen „der Gebissene" gegeben. Sie entkam, begab sich unter dem Schutze des Fuldener Abtes Berthold II. nach Frankfurt und starb dort, von Gram verzehrt, einige Monate nach ihrer Flucht. Albrecht aber verband sich mit Kunigunden, und obgleich der aus dieser Ehe hervorgegangene Sohn Apitz nicht zur Erbfolge gelangen konnte, da eine eheliche Geburt die Hauptbedingung zur Successirsfähigkeit war, welche weder Papst noch Kaiser einem unehelich fürstlichen Kinde verleihen konnten, so entschloß sich Albrecht doch, demselben Thüringen und die sächsische Pfalz zuzuwenden, wogegen die Söhne erster Ehe, welche fern von ihres Vaters Residenz am Hofe ihres Oheims zu Landsberg zu ritterlichen Männern sich herangebildet, auftraten, und als viele der deutschen Fürsten und Bischöfe theils für den Vater, theils für die Söhne Partei genommen, kam es zum offenen Krieg zwischen beiden Parteien. Die Söhne waren in diesem Kampfe (1281) nicht glücklich. Heinrich verlor das Erbe seiner Mutter, das Pleißenland*); Friedrich gerieth in die Gefangenschaft des Grafen von Käfernburg und wurde auf die Wartburg abgeführt und Dietzmann flüchtete in die Lausitz; an den gefangenen Fürsten in der Wartburg aber wurden Gesandtschaften der der Ghibellinenpartei zugethanen lombardischen Städte abgeschickt, um ihn, den Sohn einer Kaiserstochter aus dem Hohenstaufengeschlecht, einzuladen, sich an die Spitze der Macht dieser Städte zu stellen. Aber die harte

*) Dieser Sohn Albrecht des Entarteten, welcher in Folge dieses Verlustes den Beinamen Heinrich ohne Land erhalten hatte, wird seit dem Jahre 1282 nicht mehr in der Geschichte genannt und es ist nirgend zu finden, wenn und wo derselbe gestorben. —

Haft, in welcher Albrecht seinen Sohn hielt, gereichte vielleicht zu Friedrichs Glück, der als Gefangener jene lockenden Anerbietungen ebensowenig annehmen, als die durch Konradins blutigen Tod hervortretenden Ansprüche seiner Mutter auf das Königreich Sicilien geltend machen konnte, wozu schon Peter von Pretio, Konradins Canzler, Heinrich den Erlauchten ermuntert hatte. Aus dieser Gefangenschaft, in welcher Friedrich durch die Härte seines Vaters dem Hungertode nahe war, retteten ihn treue Diener, welche seine Wächter überfielen und mit dem Markgrafen flüchteten.

Es folgten nun eine Reihe von Kämpfen zwischen Vater und Söhnen, welche theils wegen Erbstreitigkeiten nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten, sowie nach dem Tode Tutta's, des ohne Erben verstorbenen Sohnes des Markgrafen von Landsberg, trotz eines vorhergegangenen, durch den Kaiser Rudolph von Habsburg zu Erfurt herbeigeführten gütlichen Vergleichs wieder ausbrachen oder durch den unversöhnlichen Haß Albrechts gegen die Söhne seiner ersten Ehe Friedrich und Dietzmann heraufbeschworen wurden, indem er, um seinem Mantelkinde Apitz ein Erbe zu sichern, diesem die Stadt Tenneberg nebst Voigteien und Schlösser übergab und gestattete, daß sich Apitz Albrecht der Jüngere, Landgraf von Thüringen nannte, obgleich derselbe die erlangten Besitzungen nach dem Rochlitzer Vertrage wieder herausgeben mußte. Wir übergehen diese Kämpfe, wobei Albrecht 1288 in die Gefangenschaft seiner Söhne gerieth und nur durch Vermittelung der thüringischen Landstände und gegen Abtretung der Städte Torgau, Hayn und Freiberg der Haft entlassen wurde, um von Neuem wieder, trotz geschlossener Verträge, wortbrüchig zu werden, und wollen aus dem an harten Prüfungen so reichen Leben Friedrichs des Gebissenen nur einige Züge hier wiedergeben, durch welchen der milde und edelmüthige Charakter dieses ritterlichen Fürsten in seinem schönsten Lichte hervortritt.

Dem Kaiser Rudolph von Habsburg war der seines erhabenen Vorgängers unwürdige König Adolph von Nassau gefolgt und an diesen hatte Landgraf Albrecht seinen Söhnen zum Hohne alle seine Ansprüche an die Meißner Lande für 12,000 Mark Silber abgetreten. Mit einem am Rhein gesammelten Heere, durch die geistlichen Fürsten von Mainz, Trier, Straßburg, Costnitz, Bamberg, Worms und Würzburg, durch die Pfalzgrafen von Oettingen und Würtemberg unterstützt, drang Adolph, welcher schon 1295 bis Frankenstein und Satzungen verwüstend vorgedrungen und, nachdem er Gerlach von Bruberg zum Statthalter der eroberten Provinzen eingesetzt, wieder zurückgekehrt war, im Jahre 1296 zum zweiten Male in die wettinischen Lande ein, wo seine zügellosen Schaaren Städte und Dörfer, Kirchen und Klöster verheerten und plünderten. — Aber als es Adolph nicht gelungen, den Markgrafen Friedrich nach Altenburg zu locken, um ihn dort während eines Gastmahls ermorden zu lassen, rückte er mit seiner ganzen Heeresmacht gegen Freiberg vor und begann der reichen Bergstadt Belagerung. Sechszehn Monate vertheidigte der tapfere Nicolaus von Haugwitz die Stadt, und als die Besatzung der Thürme und Mauern durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde und ein Verräther die Feinde ins Innere der Stadt geführt, da übergab Haugwitz auch die Burg, in welche sich die Getreuen Friedrichs zurückgezogen, jedoch nicht eher, als bis von dem Markgrafen, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, der Befehl zur Uebergabe an ihn gelangt war. Adolph ließ, trotz der geschlossenen Convention, sechszig der tapfersten Vertheidiger hinrichten und bedrohte mit gleichem Schicksale alle Die, welche sich noch in seinen Händen befanden, sobald nicht Friedrich das dafür verlangte hohe Lösegeld herbeischaffen könne. Da, um seine Getreuen zu retten, übergab Friedrich die letzten ihm übrig gebliebenen Städte Grimma, Rochlitz und Leisnig dem Feinde, in dessen Hand bald darauf auch Meißen fiel.

Wie edel handelte hier der vom Unglück so hart verfolgte Sachsenfürst, wie niedrig König Adolph von Nassau! Der Haß und Groll eines entarteten Vaters hatte das Glück des Hauses Wettin untergraben und ohne Obdach irrten seine Söhne in Dürftigkeit umher. Während Dietzmann in der Lausitz Schutz und Hülfe suchte, kam Friedrich, nachdem er bis in die Lombardei sich geflüchtet, am 19. Mai 1297 zur Krönung des Königs Wenzel nach Prag, aber so arm, daß er zu Fuß einwandern mußte und schon längst auf ein Pferd verzichtet hatte.

Von da wendete er sich wieder dem Erzgebirge zu und muß längere Zeit in der Umgebung von Freiberg sich als Flüchtling aufgehalten und Tage verlebt haben, wo er, von Feinden umgeben, oft kaum das trockene Brod zur Stillung seines Hungers hat erlangen können. So traf er einst, als Noth und Elend ihn der Verzweiflung nahe gebracht, einen Hirten an, der seine Heerde in der Nähe des flüchtigen Fürsten weidete, und in bitterem Spott über seine hülflose Lage rief er demselben zu: „Ich bitte dich, strecke deine Hand aus und fange mich." Als der Hirt darauf den ihm Unbekannten ergriff und ihn anfaßte, wie man einen Gefangenen anzufassen pflegt, da sprach der Friedrich: „Jetzt erzähle Allen, daß du den Markgrafen von Meißen als Gefangenen gehalten hast!" worüber der Hirt so erschrocken, daß er schnell seine Hand zurückgezogen und davon geeilt, um Allen zu verkünden, was ihm begegnet sei.

Auf ähnliche Weise war er auch im Jahre 1298 unerkannt und nur von einem einzigen Diener bekleidet in eine Schmelzhütte bei Freiberg eingetreten, als eben ein Freiberger Bürger, Namens Haberberger, einen starken Blick Silber abgetrieben hatte.

„Als er nun," erzählt Moller, welchem wir diese Nachricht verdanken, „gefragt, wem so viel Silber zuständе, und darüber Bericht empfangen hatte, hat er gedachten Haberberger allein vor die Hütte geführt, sich zu erkennen gegeben und ihn um das Silber angesprochen. Dieser hat ihm darauf solches nicht allein willigst zugestellt, sondern sich auch erboten und gesagt, er werde in wenig Tagen ein viel mehreres schmelzen und er wolle dasselbe ihm ebenfalls verabfolgen lassen. Dies hat der Markgraf mit erfreutem Gemüthe und gutem Danke angenommen, worauf er von diesen und anderen Freibergischen Ausbeuten, welche ihm auf sein Ansuchen etliche reiche Bürger noch mehr im Geheim zuschickten, neues Kriegsvolk geworben und dem Feinde wiederum die Stirn geboten hat. Diese Geschichte habe ich", erklärt Moller, „in einem uralten Schreiben verzeichnet gefunden mit der angefügten Nachricht, daß Markgraf Friedrich nicht allein die Haberberger deswegen herrlich beschenkt und befreit habe, so daß dieselben in der folgenden Zeit in große Aufnahme gerathen seien und lange, ehe es die Mönche an sich brachten, das Ober- und Niederfreie sammt dem Steinvorwerke besessen hatten, auch noch jetzt mit etlichen Lehnstücken von der hohen Obrigkeit begnadigt seien, sondern er habe auch die andern Bürger und Bergleute in Freiberg, welche ihn in seiner Verbannung so treulich aushalfen, in Gnaden bedacht und solches die ganze Stadt, als er sie wieder einbekam, fruchtbarlich genießen lassen."

Wohl gelang es Friedrich und Dietzmann, nach dem Tode des Königs Adolph einen großen Theil von Meißen und Thüringen wieder an sich zu bringen und nur die Städte Eisenach, Kreuzburg und Frankenstein wollten sich der fürstlichen Oberhoheit nicht wieder unterwerfen und sendeten Abgeordnete an den König Albrecht, Adolphs Nachfolger, um Schutz gegen die Markgrafen bittend und erinnerten ihn daran, daß er so gut als sein Vorgänger ein Anrecht an die wettinischen Lande habe. Albrecht brach darauf 1306 von Böhmen aus nach dem Osterlande auf, plünderte

Städte und Dörfer und zog dann wieder, des nahen Winters wegen, zurück, während die Eisenacher die Wartburg belagerten, auf welcher sich Friedrich mit seiner Gemahlin, seine Stiefmutter und seinem Vater befand, mit dem er sich versöhnt hatte. Allein Friedrich vertrieb die Belagerer und Albrecht räumte nun die wichtige Burg dem Sohne ein und zog sich nach Erfurt zurück.

Mit Hülfe der Erfurter, Mühlhäuser und Nordhäuser und durch königliche Truppen verstärkt, fingen indeß die Eisenacher unter der Anführung des Grafen von Wildenau aufs Neue an, die Wartburg zu belagern. Da jedoch der Graf gefangen genommen wurde und in der Gefangenschaft starb, hob man auch die Belagerung auf und fast ganz Thüringen kam nun in die Gewalt Friedrichs des Gebissenen. — Diese Belagerung aber ist es, durch welche uns ein rührender Zug von Friedrichs Vaterliebe aufbewahrt worden ist. Seine Gemahlin Elisabeth*) hatte ihm eine Tochter geboren, und in der rings von Feinden umgebenen Wartburg fand sich kein Geistlicher, welcher das Kind hätte taufen können. Da ritt Friedrich, um die heilige Handlung vollziehen zu lassen, von zehn seiner Mannen begleitet, mit dem Kinde und der Amme bei Nachtzeit aus dem Schlosse, sah sich aber bald von den Feinden hart verfolgt. Plötzlich schrie das Kind um Nahrung, und alsbald ließ der Vater trotz der augenscheinlichen Gefahr mit den Worten Halt machen: „Das Kind soll's um dieser Jagd willen nicht entbehren und sollte es auch das thüringer Land kosten." Zur Abwehr gerüstet umstanden die Männer die stillende Amme; allein die Verfolger verloren die Spur und zogen dicht an der Gruppe vorüber. Zu Tenneberg wurde darauf die kleine Elisabeth vom Reinhardsbrunner Abt Herrmann getauft.

Jetzt aber nahten für das Haus Wettin entscheidende Augenblicke, da König Albrecht im Anfange des Jahres 1307 ein aus Bayern, Schwaben, Rheinländern und den aus Böhmen gekommenen Truppen bestehendes Heer zusammenbrachte und damit in das Osterland einbrach. — In der Gegend von Lucka, zwischen Altenburg und Leipzig, lagerten sich die Truppen. Zu Leipzig aber vereinigten Friedrich der Gebissene und Dietzmann, verstärkt durch braunschweigische Reiterhaufen, ihre getreuen Vasallen und bewaffnete Bürger und Bauern; denn es galt ja, die Selbstständigkeit dreier Landestheile, Meißen, Thüringen und das Osterland, unter den angestammten Fürsten aufrecht zu erhalten, und darum mag auch vielleicht das Wesentliche von dem Inhalte jener Reden wahr sein, welche nach der Erzählung einiger Chronisten der Markgraf Friedrich auf dem Marktplatze zu Leipzig bei der Musterung der Mannschaften und der Aufsetzung des Helmes gehalten haben soll.**)

*) Friedrichs erste Gemahlin war Agnes von Kärnthen, die ihm einen Sohn (Friedrich den Lahmen) geboren hatte, welcher bei der Belagerung des Schlosses Zwenkau 1315 seinen Tod fand; die zweite Gemahlin des Markgrafen war Elisabeth, eine Tochter der Gräfin von Arnshangk, mit welcher sein Vater Albrecht sich in dritter Ehe vermählt hatte. Sein Vater sowie seine Stiefmutter wollten zu dieser Verbindung Friedrichs mit seiner Stiefschwester ihre Einwilligung nicht ertheilen, daher entführte der Markgraf die Geliebte, vermählte sich mit derselben und erhielt nach erlangtem Einverständniß seiner Eltern durch diese Ehe Ziegenrück, Triptis, Auma, Neustadt a. d. Orla, einen Theil von Jena und Weißenfels; aus dieser Ehe gingen als Kinder eine Tochter Elisabeth, vermählt mit Heinrich den Eisernen, Landgrafen von Hessen und ein Sohn (Friedrich der Ernsthafte) hervor.

**) Markgraf Friedrich soll vor dieser Schlacht sehr freudigen Muthes gewesen sein und zu seinem Rüstmeister gesagt haben: „Binde mir den Helm auf, da die Wappen der drei Länder Meißen, Thüringen und Osterland darauf stehen, denn ich will dieselben heute entweder erhalten oder ganz verlieren;" und daher noch der alte Spruch:

Heute binde ich auff Meißen,
Thüringen und Pleißen
Und alles was meinen Eltern je geward.
Gott helffe mir zu dieser Fahrt
Als wir vor Gott Recht haben, —
Also ritte er an die Schwaben.

Nachdem die Streiter das heilige Mahl genommen, zogen sie dem Feinde entgegen, und am 31. Mai 1307 wurde bei Lucka jene denkwürdige Schlacht geliefert, welche die Niederlage der königlichen Truppen herbeiführte und nicht allein dem Hause Wettin das angestammte Gut und seine Selbstständigkeit erhielt, sondern auch die durch Albrechts Pläne bedrohte Freiheit Deutschlands auf gleiche Weise rettete, wie jener kräftige Männerbund an den Ufern des vierwaldstädter Sees das freie Schweizerland vor der Herrschsucht dieses Königs bewahrte. In Folge dieses Sieges, von welchem das Sprüchwort entstand:

Es wird dir glücken,
wie den Schwaben bei Lücken,

kamen die meisten Orte, welche sich dem König unterworfen hatten, wieder in Friedrichs des Gebissenen und Dietzmanns Besitz und letzterer unternahm es auch, den Abt zu Pegau für die Unterstützung, welche er den königlichen Truppen gewährt, durch Verwüstung und Verbrennung seiner Stadt und seines Klosters zu züchtigen.

Noch einmal rüstete König Albrecht gegen Friedrich den Gebissenen, allein der Tod seines Sohnes Rudolph in Böhmen hielt ihn dort längere Zeit zurück, und bald darauf wurde allen seinen Entwürfen durch Johannes Paricides Mörderhand ein Ziel gesetzt, dessen Dolch den 1. Mai 1308 das Leben Albrechts endete. — Ein Jahr vorher hatte dem Markgraf Dietzmann ein gleiches Loos getroffen; nach den Altenzellischen Annalen wurde derselbe in der Leipziger Thomaskirche während der Christmette ermordet und es ist unenthüllt geblieben, ob den Mörder die Geistlichkeit des Klosters Pegau, welches Dietzmann zerstört, oder irgend ein Parteigänger des Königs Albrecht von Böhmen gedungen.

Friedrich der Gebissene stand nun mit Ausnahme dessen, was Friedrich der Kleine besaß, als alleiniger Erbe der wettinischen Lande da und vereinigte die Reichsstädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau mit seinen Landen, in welchen er 1309 einen allgemeinen Frieden befehlen ließ, zu dessen Haltung sich Adel und Bürgerschaft eidlich verbindlich machten. Auch schlossen sich in der Zeit des nach König Albrechts Ermordung eingetretenen Zwischenreichs mehrere Städte des Pleißner Landes, des Schutzes wegen, freiwillig an ihn an; auch erhielt er später im Jahre 1311 dieses Land für 2000 Mark Silber auf zehn Jahre unterpfändlich durch Johann von Böhmen eingeräumt. Dieser sowohl, wie der neugewählte und gerechter als seine Vorgänger am Reiche handelnde König Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg erkannten Friedrich als rechtmäßigen Herrn von Thüringen und Meißen an, nachdem zuvor (1310) der Erzbischof Peter von Mainz und der gefürstete Graf Berthold zu Henneberg schiedsrichterlich den Ungrund der Reichsansprüche auf jene Länder dargethan hatten. Aber bald führten die Ansprüche, welche Markgraf Waldemar von Brandenburg auf die angeblich von Dietzmann, ohne Friedrichs Einwilligung verpfändete Lausitz machte*), zu einer neuen Fehde, in welcher Friedrich bei Großenhain in Gefangenschaft gerieth. Erneuerte Kämpfe, die während dieser Gefangenschaft

*) Dietzmann trat in einem zu Dahme vom 3. August 1301 datirten Kaufcontract die Lausitz dem Magdeburger Erzbischoff Burchard für 6000 Mark Silber dergestalt ab, daß er sie von ihm als Lehen zurückerhalte, wogegen nach seinem (Dietzmanns) Ableben das nutzbare Eigenthum an den Erzbischoff fallen sollte. Indessen gelangte Magdeburg, ungeachtet es die Kaufsumme bezahlt hatte, nicht in den Besitz des Erkauften. Vielmehr wurde später im Jahre 1371 das Geschäft von dem Erzbischoff Albrecht für ungültig erklärt, und Kaiser Karl IV., der nach dem Abgange des brandenburgisch-askanischen Stammes die Lausitz mit Böhmen vereinigte, zahlte den Kaufpreis an das Erzbisthum zurück. Dietzmann aber verschwindet als Markgraf der Lausitz, während als solcher in einer Urkunde vom 28. November 1303, Markgraf Hermann von Brandenburg erscheint, indem an diesen und seinen Verwandten Otto IV. Luckau mit Zubehör von der Spree bis zur schwarzen Elster (1303 und 1304) verkauft worden war, das Uebrige aber an die drei Markgrafen Otto., Johann und Waldemar von Brandenburg kam.

in Thüringen ausbrachen, und besonders eine Fehde mit den Erfurtern, drängten den Markgrafen zu einem Vertrag zu Tangermünde, nach welchem er und seine Landstände einwilligen sollten:

1) des Markgrafen einzige und liebste Tochter Elisabeth, welche zwar zur Zeit noch unmannbar, dem Grafen von Anhalt-Köthen, dem Schwestersohn des Markgrafen Waldemar zu vermählen und derselben pro dote das ganze meißnische Land zu überlassen.
2) dem Markgrafen Waldemar die Markgrafschaften Unter- und Oberlausitz und soviel davon sein eigen, mit sammt den Schlössern und Aemtern Eckartsberg, Landsberg und Naumburg sammt deren Pflege abzutreten und
3) 32,000 Mark Silber Ranzionsgeld zu erlegen.

Nach mehrern neuern Geschichtsschreibern, wie Gretschel &c., wäre dieser Vertrag auch vollzogen worden und es hätte Friedrich der Gebissene nach Verpfändung der Städte Grimma, Döbeln, Rochlitz, Geithain, Naunhof, Oschatz und Leipzig (in welcher letzteren Stadt der Rath bereits im Jahre 1312 den brandenburgischen Markgrafen Waldemar und Johann gehuldigt haben soll) seine Freiheit auf gütlichem Wege wieder erhalten, allein alle älteren Chronisten und nicht allein der pirnaische Mönch und Rohte in seiner thüringer Chronik, sondern auch Laurentius Peckstein in seiner Stammgenealogie des Hauses Löser, pag. 35, Siegmund von Birken in seinem sächsischen Heldensaal pag. 705 behaupten, daß der gefangene Markgraf durch die Treue und den Muth seiner Landstände befreit worden und daß vorzugsweise der an der Spitze des Ausschusses der altenburgischen Ritterschaft stehende Magnus von Rehfeld, des Friedrichs Kriegsoberster, durch einen treuen Reiterdienst der Retter seines Fürsten geworden sei. Magnus von Rehfeld habe für diese That der Treue den Namen „Erlöser" erhalten und sei dadurch der Stammvater des Geschlechts der Edlen und Grafen von Löser geworden, welches drei Jahrhunderte hindurch im Besitz des sächsischen Erbmarschallamtes blieb. — Als zuverlässig aber stellt sich heraus, daß Friedrich die harten Bedingungen des Tangermünder Vertrags nicht zu erfüllen brauchte; denn Elisabeth, Friedrichs damals noch unmündige Tochter, heirathete 1322 den Landgrafen Heinrich von Hessen, dessen Untreue aber sie bewog 1339 nach siebenzehnjähriger Ehe, zu ihrem Bruder, den meißnischen Markgrafen Friedrich den Ernsthaften zu flüchten. Auch findet man nirgends erwähnt, daß Friedrich jemals die 32,000 Mark Silber bezahlt und es blieben ihm die Landestheile, welche dem Vertrage von Tangermünde zufolge dem brandenburger Markgrafen abgetreten werden sollten.

Aber trotz eines 1313 zwischen Markgraf Friedrich und dem Markgrafen Waldemar geschlossenen Landfriedens, in Folge dessen der Landgraf die Niederlausitz an Brandenburg abtreten mußte, welchen auch andere brandenburgische Fürsten, der Erzbischof Burkhardt von Magdeburg und die meißnischen, naumburgischen und merseburgischen Bischöfe beschworen, kam es bald wieder zu neuen Kämpfen, als Friedrich der Kleine*) 1316 starb und Friedrich der Gebissene dessen Besitzthum sich aneignen wollte, welcher schon den 21. Juli 1308 der Stadt Dresden im Voraus alle ihre Freiheiten für den Fall bestätigte, daß sie nach dem Tode seines Stiefoheims an ihn fallen sollte. An dieses Besitzthum machte Waldemar wegen der böhmischen, Meißen betreffenden Cession Anspruch und nahm Dresden und dessen Pflege nebst Hayn und Tharandt in Besitz, nach dessen Tode 1319 aber gelangten die brandenburg-meißnischen Besitzungen wieder in die Hände Friedrich's, welchen Bischof Witigo dieselben als ein heimgefallenes Lehn streitig machte, seinen Ansprüchen aber unter Vermittelung der Burggrafen von Altenburg und anderer Fürsten gegen 1000 Schock prager Groschen entsagte.

Nach mehrfachen Kämpfen mit der Stadt Erfurt und König Heinrich VII. und nach harten Züchtigungen der Erstern sowie der Städte Mühlhausen und Nordhausen fand der unter den wilden Stürmen seines vielbewegten Lebens zum Greise gewordene Fürst in den letzten Jahren vor seinem Tode die Ruhe, welcher er sich so selten erfreut hatte. Aber ein geistliches Schauspiel, die thörichten und klugen Jungfrauen vorstellend, dem er 1322 in Eisenach beiwohnte, wirkte so nachtheilig auf sein Inneres ein, daß sich eine finstere Schwermuth seiner bemächtigte, die ihn aufs Krankenlager warf. Seine Gemahlin Elisabeth übernahm, so lange er krank darnieder lag, die Regierung und ließ auch unter ihrem und ihres Sohnes Namen (Friedrichs des Ernsthaften) die Urkunden ausstellen. Nach dreijährigem Leiden starb Friedrich den 17. November 1324 im siebenundsechszigsten Jahre und wurde in der Katharinenkirche zu Eisenach begraben. Auf seinem Grabsteine wurde sein Bildniß mit einem langen, bis auf die Füße reichenden Talar bekleidet dargestellt. Mit der rechten Hand hält er ein an den Körper gelehntes Schwert. Das Haupt ist mit einer Krone geziert und ruht auf einem Kissen, welches zwei Engel halten. Darüber schwingen zwei andere Rauchfässer, und zu den Füßen hält ein Knabe den Schild mit dem meißnischen, ein anderer den mit dem thüringischen Löwen. Zwei lateinische Inschriften, eine äußere und eine innere, von denen die letztere die Todeszeit angiebt, umziehen das Ganze. Am Fuße des später nach Reinhardtsbrunnen gebrachten Denkmals stehen die Worte: Meister Barthold von Eisenach machte mich!*)

Wohl zeugten manche Handlungen dieses Fürsten von der Heftigkeit seines Charakters, aber die wilde Zeit, in welcher er lebte, verlangte ein oft rasches Dareinschlagen und nur ein solcher Fürst, wie Friedrich der Gebissene, vermochte es, von Jugend auf um seiner Väter Lande kämpfend, von zahlreichen Feinden umgeben, siegreich die Selbstständigkeit des Hauses Wettin zu wahren und durch seine Herzensgüte und seinen ritterlichen Sinn die Achtung seiner Feinde und die Bewunderung seiner Zeitgenossen sich zu erwerben.

---

*) Friedrich der Kleine, welchem die Kraft und Entschlossenheit fehlte, in jenen unruhigen Zeiten, die ihm von Heinrich dem Erlauchten überlassene Dresdner Pflege nebst den dazu gehörigen Städten, so wie den ihm durch den Tod des Markgrafen Heinrich (ältester Sohn Albrecht's) zugefallenen Theil des Meißner Landes zu behaupten, hatte diese Lande an seinen mächtigen Nachbar, den Böhmenkönig Wenzel, schon am 5. Februar 1289 für 4500 Mark Silber jährlichen Einkommens verkauft.

*) Das Original der in dieser Nummer beigegebenen Abbildung des Grabsteins s. Mencken, Scrippt. rer. Germ. II. 99. 3. Die von dem Markgrafen selbst in Bezug auf seinen Grabstein niedergeschriebenen Strophen lauten:

Ich will beim schlaffen gehen
Zwölff Engel sollen mit mir gehen,
Zween zum Häupten
Zween zum Seyten
Zween zum Füssen,
Zween die mich decken,
Zween die mich wecken
Zween die mich weissen
Zu dem himmlischen Paradeise.

Diesem letzten Willen ist auch bei Bearbeitung des Grabsteins Folge geleistet.

Ed. Gottwald.

Miscellen.

Die Mineralquelle bei Vippachedelhausen.

Seit einiger Zeit sind von verschiedenen Orten, wie Berlin, Leipzig u. s. w., durch Aerzte und Privaten, Anfragen wegen näherer Auskunftertheilung über die bei Vippachedelhausen im Großherzogthum Weimar befindliche mineralische Quelle anhergelangt, wozu wahrscheinlich das großherzogliche Staatshandbuch Veranlassung gegeben haben mag, welches unter den Bemerkungen auch einer bei hiesigem Orte befindlichen Mineralquelle gedenkt.

Allerdings befindet sich westlich, ungefähr 600 Schritte vom Orte entfernt, auf einem Gemeinderiede, dessen Grundlage reifender Torf ist, eine Quelle, welche nach Anordnung des für alles Gute und Nützliche so thätig wirkenden Großherzogs Karl August, da selbige von andern in der Nähe befindlichen Quellen überfluthet worden war, im Sommer des Jahres 1805 gesäubert, gefaßt und vom damaligen tüchtigen Chemiker Buchholz chemisch geprüft wurde. Dessen Bericht lautete dahin: das Quellwasser enthalte wesentliche mineralische Theile (einzelne genau angegeben), welche einen wohlthätigen Einfluß auf Unterleibsbeschwerden haben würden, worauf der hochherzige Fürst zur weiteren Ausführung die erforderlichen Anstalten zu treffen suchte Jedoch die unglücklichen Kriegsjahre 1805 und 1806, wie die siebenjährige französische Herrschaft und die seit 1813 zu heilenden, vom Kriege geschlagenen Wunden, brachten die Quellangelegenheit in den Hintergrund. Die Quelle wurde vergessen, die nebenfließenden Quellen vermischten sich mit selbiger und lassen blos noch die Ueberreste der hergestellten Fassung sichtbar werden. 3.

Menschenraub in Sachsen.

Am 3. December 1595 wurde ein Edelknabe, Bernhard Friedrich Westphal, 14 Jahre alt, aus dem Stifte Paderborn gebürtig, aus der Schule zu Lemgau in der Grafschaft Lippe, von zwei unbekannten Personen, in Folge guter Worte, aus der Stadt geführt, weil sie vorgegeben hatten: der Vater des Knaben sei anwesend und wolle mit seinem Kinde sprechen. Als sie nun den Knaben aus der Anstalt entfernt hatten, setzten sie ihn in eine Kutsche, die sie in Merseburg gemiethet hatten; sie brachten das Kind in das Haus des Kutschers Peter Jahn in Merseburg, wo dasselbe während vier Wochen verborgen gehalten wurde. Inzwischen sollte der Vater des Knaben 18,000 Thlr. bezahlen, und zwar in zwei Raten, die eine, 15,000 Thlr., auf der Leipziger Neujahrsmesse, die übrigen 3000 Thlr. auf der Frankfurter Messe, wo nicht, so würden sie (die Räuber) dem Vater den Kopf des Sohnes zum neuen Jahr senden.

Der Aufenthalt der Verbrecher war indessen dem Vater bekannt geworden und am 6. Januar 1596 wurde der eine, Simon von Bennewitz, nebst dem Edelknaben in dem Hause des Kutschers ertappt und festgenommen. An demselben Tage bemächtigte man sich in Düben des anderen Räubers; der Kutscher aber, welcher an demselben Tage von Leipzig zurückkehrte, wurde ebenfalls, als er bei dem Rathhause vorbeifuhr, angehalten und in's Gefängniß geworfen.

Der Stadtrichter Franz Kretschmar nahm den Edelknaben in sein Haus. Die Verbrecher wurden nach Leipzig abgeliefert, wo sie als Menschendiebe enthauptet und auf das Rad geflochten wurden. Der Kutscher wurde auf ewige Zeit des Landes verwiesen. 2.

Geburtstag und Geburtsort des Grafen Moritz, Marschall von Sachsen.

(Berichtigung.)

Unsers Wissens irren alle Geschichtsbücher in der Angabe des Geburtstages und Geburtsortes dieses als Feldherr berühmten natürlichen Sohnes des Churfürsten Friedrich August I. (als König von Polen, August's II.). Die meisten derselben geben den 15. October 1669 als Geburtstag an und bezeichnen als Geburtsort „ein Dorf bei Magdeburg." Eine im geheimen Kabinets-Archive zu Dresden befindliche eigenhändige Notiz des Marschalls von Sachsen setzt uns aber in den Stand, diese falschen Angaben dahin zu berichtigen, daß er am 28. October 1696 und zwar auf der kleinen Insel Moene in der Ostsee an der liefländischen Küste ohnweit Oesel geboren ist. Diese Notiz lautet nämlich wörtlich: „Je suis fils D'Auguste trois, La Comtesse de Koenismark est ma mère, Je naquit en L'Isle de Moene sur les costes de la livonie le 28. d'octobre de l'année 1696." 6.

Curiosa.

Freiberg ward schon vor der Reformation seiner gesunden Lage halber im Sprüchworte gefeiert; es sagt:

„Wenn Leipzig mein wäre, wollte ich's in Freiberg verzehren."

Besonders im großen Rufe stand schon zu Luther's Zeit das Freiberger Stadtbier; es ward weit „verfahren." Die Stärke und angenehme Wirkung desselben feiert aber folgendes Sprichwort: „Es kitzelt einem in der Nase wie Freiberger Bier."

Um eine gute, brave Frau zu bezeichnen, sagte man sonst: das ist „eine Mutter Maria von Eilenburg", während man dagegen ein schönes Mädchen: „die schöne Maria von Freiberg" nannte. Beide waren vor der Reformation berühmte Wallfahrtsbilder.

Das alte Merseburger Sprichwort sagt:

„Weg vom Platze
Wie Michels Katze."

Diese sprüchwörtliche Redensart, die von Dem gebraucht wird, der sich aus dem Staube ohne Abschied zu nehmen gemacht hat, hat wahrscheinlich ihre Entstehung in der bekannten Sage vom Bischof Michael, seiner Lieblingskatze und dem Katzenberge. 6.

Sprechsaal.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte vaterländischer Vorzeit ist vor Kurzem erschienen in der Chronik der Stadt Belgern und Umgegend von den Gebrüdern C. R. und G. H. Bertram (Belgern, Selbstverlag 1860, 175 S. gr. 8). Die Stadt Belgern an der Elbe im königl. preußischen Regierungsbezirk Merseburg gehört zu den ältesten des Landes; sie kommt bereits in Urkunden Kaiser Otto I. im Jahre 973 vor, ebenso im Jahre 1017 in der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg. Belgern ward im Jahre 1309 von dem Landesherrn, Landgraf Friedrich, dem Kloster Buch überlassen und blieb bis zur Reformation in dessen Besitz. Die Herren Verfasser haben mit lobenswerthem Fleiße Alles zusammengetragen, was auf die Geschichte der Stadt Bezug hat und namentlich schätzbare Beiträge zur Geschichte des Reformationszeitalters und des 30jährigen Krieges gegeben.

Die dem Sachsengrün beizugebende Chronik der bemerkenswerthesten Ereignisse der Neuzeit, wie solche nach Schluß des ersten Quartals in Nr. 8 erschienen, wird vom 1. Juli d. J. an in leicht übersichtlicher Zusammenstellung am Schlusse jedes halben Jahres erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographien: Bergmännische Gefäße. ☜



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Schloß Schwarzburg.

Eine historisch-topographische Skizze.

Willkommen in der Wälder Nacht,
Die meine Burg umhüllt,
Wo noch vom Rittergeist bewacht
Die alte Sitte gilt.

Dich grüßet Herz und Hand und Mund,
Zieh' traulich bei uns ein,
Du sollst geweiht zum deutschen Bund,
Sollst unser Gastfreund sein.

D. 5. August 1795.

Ludwig Friedrich.
Fürst zu Schwarzburg.

Dieser Gruß als Geleitsbrief fürstlicher Gastfreundschaft klingt noch heute durch die Hallen des in stiller Waldeinsamkeit thronenden Schlosses und noch heute öffnen sich bereitwillig Thore und Pforten dem Reisenden, der auf seinen Wanderungen durch Thüringen sich diesem Stammsitze des uralten Geschlechts der Grafen und Fürsten von Schwarzburg nähert.

Das eben so liebliche als wildromantische Schwarzathal führt, reich an malerisch-schönen Punkten, von Blankenburg bis Schwarzburg, und oft fürchtet der Wanderer, einen der Berge ersteigen zu müssen, durch welche der Fluß, sich in Bogen krümmend, Bahn bricht. Aber diese Besorgniß schwindet und unerwartet sieht er sich hin zu den großen, staunenswürdigen Massen des Kirchenfelsens versetzt, zu dessen Füßen die Schwarza mit brausender, empörter Fluth das steinerne Wehr durchwühlt, indeß die nahen Wälder in schweigender Ehrfurcht ihre kühlen Schatten umherstreuen. Bis hierher führt der Stunden lang von keiner menschlichen Wohnung

unterbrochene Weg an den Ufern des silberhellen Flusses entlang; an dieser Stätte aber hat die Natur, diese unerreichbare Bildnerin, Alles vereint, um das große Gemälde zu vollenden und den eigenthümlichen und unterscheidenden Ton desselben dem forschenden Blicke auf einmal in kräftigen Zügen zu entfalten. Das Thal nimmt von hier aus eine etwas veränderte Gestalt an; der Weg, der bisher mit dem Gebirge in einer Richtung fortlief, lenkt sich nun von demselben ab zum Ufer der Schwarza und je näher man dem Schlosse kommt, desto mehr weitet sich das Thal, die Straße geht hoch an der nördlichen Wand desselben hin. Tief unter sich erblickt man Wiesengrund, vor sich die aus stiller Waldnacht freundlich hervorschimmernde Burg, welche das dunkle Tännig beherrscht, sich aber dem Auge bald wieder entzieht; rechts über sich in schwindelnder Höhe den Tripstein, auf dem ohne Zweifel der auserlesenste Standpunkt ist, von wo aus man die Reize der Umgebungen Schwarzburgs mit einem Blicke zu überschauen vermag.

Dem ersten Bändchen des 1816 in Rudolstadt erschienenen Taschenbuchs der Geschichte und Topographie Thüringens entnehmen wir theilweise nachfolgende, durch urkundliche Forschungen erlangte geschichtliche Mittheilungen des Professors und Bibliothekars Dr. Hesse zu Rudolstadt über das Schloß und das Geschlecht der Grafen und Fürsten von Schwarzburg.

Das Schloß Schwarzburg liegt auf einer schmalen Felsenzunge, die ungefähr 250 Fuß (380 Fuß gegen Rudolstadt gerechnet) über das Thal erhaben, in dasselbe von Südwest, wo sie mit dem Tännigshaupte zusammenhängt, gegen Südost etwas gekrümmt hineinragt, um welche sich die Schwarza so herumwindet, daß sie auf der Morgenseite ihrer Hauptrichtung fast ganz entgegenfließt. Es ist für den Geschichtforscher keine ungewöhnliche Wahrnehmung, daß die Namen der Städte und Dörfer den Flüssen, welche sie bewässern, ihren Ursprung verdanken. Auch bei Schwarzburg findet sich dieses nach sorgfältiger Prüfung, durch welche andere, ehemals in historischen Schriften vorgetragene Meinungen in ihrer Blöße erscheinen, vollkommen bewährt und gegründet. So ist auch Salburg von der Sale, die Pleißenburg bei Leipzig von der Pleißa benannt worden. Der Name Schwarza läßt sich am sichersten aus der sorbischen Sprache herleiten. Sorbenwenden wohnten in dieser Gegend vom 7. bis 11. Jahrhundert und noch trifft man auf Spuren ihrer ehemaligen Niederlassungen in den Namen einiger Dörfer, Flüsse und Bäche, besonders derer, die sich auf „iz" endigen, z. B. Döschniz, Fröbiz, Garsiz, Göliz, Groschwitz, Milwiz, Pennewiz und des Baches Sorbiz, der bei Sizzendorf in die Schwarza fällt. Ueberdies gewinnt diese Behauptung auch dadurch an Glaubwürdigkeit, daß es in Mähren, welches ehemals von Wenden und Slaven bewohnt wurde, einen Fluß giebt, der Swarczava heißt.

Zwar kann die Zeit der Erbauung des alten Schlosses Schwarzburg nicht mit voller Gewißheit bestimmt werden, aber soviel läßt sich aus seiner Lage und einigen historischen Gründen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darthun, daß sich seine Entstehung in die fernsten Jahrhunderte des Mittelalters verliere. Es ist nämlich entweder von den Franken oder den Thüringern schon vor der Regierung Karls des Großen wider die Sorben erbaut worden, als die letztern (z. B. ums Jahr 687) immer weiter vordrangen und die thüringischen Herzöge nöthigten, ihren Sitz jenseits des thüringer Waldes, zu Würzburg, zu nehmen. Eine Burg auf dieser Seite verschloß den Sorben nicht nur den Eingang in das Schwarzathal, welches sich weithin nach Franken zu erstreckt und ausdehnt, sondern sie konnte auch auf der Seite nach der Sale und dem Gau Orla zu Unterstützung der kriegerischen Unternehmungen gegen dieses raubgierige Volk die Hand bieten und dazu beitragen, dasselbe weiter zurück zu drängen und die nächsten unruhigen Grenznachbarn aus dieser Nation im Zaume zu halten. Soviel ist wenigstens erwiesen, daß schon vor dem Jahre 800 mehrere solcher Vesten an der Sale hinab vorhanden waren, da dieser Fluß das Land der Thüringer und Sorben von einander schied.

Vermuthlich war auch Schloß Schwarzburg als Veste*) schon damals von den Königen der Franken mit Mannschaft besetzt, welche den Befehlen eines Grenzgrafen gehorchte, sowie sie hernach im 10. Jahrhunderte von den Kaisern aus dem alten sächsischen Hause den thüringischen Markgrafen nebst andern dergleichen Burgen an der sorbischen Grenze anvertraut wurde. Endlich scheint einer von ihnen, oder ein anderer thüringischer Graf, nachdem die Sorben (ungefähr ums Jahr 930) völlig unterjocht worden waren, zu dem erblichen Besitze derselben gelangt zu sein. Merkwürdig ist es, daß die alten Jahr- und Geschichtbücher fast einstimmig dieser Burg ein sehr hohes Alter beilegen, wenn sie auch in ihre Erzählungen manches Fehlerhafte und offenbar Falsche und Ungereimte einmischen. Zugleich geht daraus deutlich hervor, daß sie das Grafengeschlecht, welches sich zuerst von derselben schrieb, für eines der ältesten in Thüringen hielten. So richtig dies auch an sich sein mag, so wäre doch zu wünschen gewesen, daß die Verfasser der Stammtafeln desselben einen behutsameren Gebrauch von diesem Urtheile gemacht hätten. Allein leider verband sich damit die sonst unter den deutschen Historikern herrschende Sucht, eine in ihren Tagen bekannte und berühmte Familie in ununterbrochener Reihe bis zu den frühesten Jahrhunderten hinaufzuführen und an ein schon damals blühendes Geschlecht, aus welchen Kaiser und Könige entsprossen waren, unmittelbar anzuknüpfen.

Außer allem Zweifel aber ist es, daß als erster Ahnherr des Hauses Schwarzburg Sizzo III. zu betrachten ist, denn dieser ist der erste, welcher ausdrücklich Graf von Schwarzburg genannt wird, und als solcher in einer von dem Erzbischofe zu Mainz, Adelbert, ausgestellten Urkunde von dem Jahre 1123 unter den Zeugen einen ehrenvollen Platz einnimmt. Er regierte schon 1112 und kommt nicht lange hernach im Jahre 1114 wieder in dem kaiserlichen Bestätigungsbriefe des Klosters Paulinzelle vor. In andern Documenten nennt er sich bald einen Grafen von Thüringen, bald von Kevernburg. Er, oder einer seiner Vorfahren gleichen Namens, soll, der allgemeinen Sage zufolge, das in der Nähe von Schwarzburg liegende Sizzendorf erbaut haben. Sizzo's Vater, Günther, der zu Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts lebte, war, nach dem Zeugnisse des sächsischen Analisten, einer von den Fürsten Thüringens, seine Mutter aber eine russische Prinzessin, deren Vater, der Großfürst Izaslaw, sich mit der Tochter des Grafen von Orlamünde und Markgrafen zu Meißen, Otto, vermählt hatte. Nach dem ums Jahr 1079 erfolgten Tode des Großfürsten war diese nach Thüringen zurückgekehrt und hatte sich zum zweiten Male mit dem Grafen Kuno oder Konrad von Nordheim, dem dritten Sohne des Herzogs Otto II. von Baiern, und nach dessen Ableben zum dritten Male mit dem Grafen Wiprecht von Groitzsch, Markgrafen von der Lausitz und Burggrafen zu Magdeburg, verehelicht. Daher stand Sizzo mit den vornehmsten deutschen Fürstenhäusern in naher Verwandtschaft. Er selbst war mit einer Schwester des Grafen Eberhard von der Mark und Altena, Gisila, verheirathet, welche ihm zwei Söhne, Heinrich und Günther, gebar. Der Erstere wählte nach dem Tode seines Vaters (ums Jahr 1160) zu seinem Wohnsitze das Schloß Schwarzburg und kam den 25. September 1184 auf eine bedauernswürdige Art zu Erfurt ums Leben. Seine Ehe mit einer Tochter des unglücklichen Grafen von Winzenburg, Hermann, war mit keinen Kindern gesegnet, daher fielen seine Länder

*) Eine im Jahre 1071 ausgestellte Urkunde gedenkt dieser Veste namentlich als Bestandtheil des Orlagaues, in welchem, so wie in dem benachbarten Gaue Langawitz, die Schwarzburger begütert waren.

an seines Bruders Sohn, Heinrich II., welcher also für den eigentlichen Stammvater des Hauses Schwarzburg angesehen werden muß. Dieser hinterließ zwei Söhne, Heinrich und Günther. Im Jahre 1266 erhielt Günther IX. in der Erbvertheilung mit seinem Bruder Heinrich VII. das Schloß nebst Königsee und dem niedern Hause Kranichfeld 2c. Er verlegte seinen Sitz auf immer hierher und wurde Stifter der besonderen schwarzburgischen Linie, welche 1450 mit Günther XXXII. wieder erlosch.

Im Jahre 1370 erhielt der Graf Johann II., ein Sprößling desjenigen Zweiges der schwarzburgischen Linie, welcher sich „von der Wachsenburg" nannte, bei der Theilung mit seinem Vetter, Günther XXII., das halbe Schloß Schwarzburg mit allen dazu gehörigen Besitzungen und Rechten. Im folgenden Jahre wurde zwischen den genannten Grafen und dem Bischof zu Naumburg, Gerhard, über dasselbe ein Burgfriede aufgerichtet. Der noch darüber vorhandene Vertrag bestimmt mit großer Ausführlichkeit den Anfang und das Ende desselben, und die Strafe, die ein jeder, der ihn brechen würde, zu erwarten haben sollte. Ueberdies gelobte man sich gegenseitig, bei entstehender Fehde die Ruhe und Sicherheit dieses Schlosses nicht zu stören, sondern sich auf demselben aller Feindseligkeiten zu enthalten. Ebendieselben und Günther XXX. oder der Jüngere, Johanns Sohn, übergaben im Jahre 1382 diese Veste nebst allen Einkünften und Nutzungen an Dietrich von Wizleben, Lutolf von Willersleben, Dietrich von Berlstädt und Otto von Hof zu getreuer Hand und ließen ihnen von ihren Voigten daselbst huldigen. Diese vier Ritter leisteten dagegen das Versprechen, ihrer Pflicht mit der ihnen überantworteten Burg stets gewärtig zu sein.

In einer Urkunde vom Jahre 1394 wird das neue Haus des Schlosses Schwarzburg erwähnt. Graf Günther XXVII. verpfändete es nebst der damit verbundenen Herrschaft seiner Gemahlin, Anna, einer gebornen Gräfin von Falkenstein, für 3000 Gulden.

Das Stillschweigen, das von nun an in den Geschichtsbüchern über das Schloß Schwarzburg herrscht, wird gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts auf eine höchst traurige Weise unterbrochen. Die besondere schwarzburgische Linie näherte sich damals ihrem Ende und die Ansprüche, welche von verschiedenen Seiten auf die Besitzungen derselben gemacht wurden, legten den ersten Grund zum schwarzburgischen Hauskriege. Günther XXXII. hatte nämlich mit den Grafen der blankenburgischen oder arnstädtischen Linie über Schwarzburg, Königsee, Blankenburg 2c. eine Erbverbrüderung errichtet, die nicht nur von dem Kaiser Sigismund, sondern auch zuletzt im Jahre 1444 von Friedrich III. bestätigt worden war. Allein nach der Zeit wollte er die Gültigkeit dieses Vertrags nicht mehr anerkennen, sondern Alles, was er besaß, seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera, zuwenden. Nichts vermochte seinen Willen zu ändern, keiner der oft wiederholten Versuche, ihn auf dem Wege der Güte zu Annahme eines Vergleichs zu vermögen, hatte den erwünschten Erfolg. Heinrich XXXI., Herr zu Arnstadt, lebhaft überzeugt von Günthers hartnäckigen Gesinnungen, ließ dem Grafen Heinrich zu Leutenburg, der mit jenem in eine Fehde verwickelt war, alle Unterstützung angedeihen. Bald loderte der unter der Asche glimmende Funke der Zwietracht zur hellen Flamme empor. In dem Kampfe, welcher sich seit dem Jahre 1448 erhob, wurde durch die Theilnahme des Kurfürsten Friedrichs II. oder des Sanftmüthigen und seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, deren Herzen durch die Ränke Apels von Vitzthum einander nach kurzer Aussöhnung wieder fremd geworden waren, nicht nur das schwarzburgische Gebiet, sondern auch viele angrenzende Länder der Schauplatz der unmenschlichsten Grausamkeiten und furchtbarsten Verwüstungen.

Wir übergehen eine Reihe von verheerenden Fehden und die greuelvollste Scene derselben, die Einnahme von Gera, bei welcher durch die zügellose Wuth der Krieger des Herzogs Wilhelm und seiner böhmischen Bundesgenossen diese Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt, mehrere tausend Menschen ohne Schonung hingeopfert wurden und der Kaiser sich genöthigt sah, in Verbindung mit dem Kurfürsten zu Mainz, die Aussöhnung der Streitenden zu vermitteln. Diese erfolgte auch wirklich im Jahre 1451 bei einer persönlichen Zusammenkunft Friedrichs und Wilhelms zu Naumburg. Schwarzburg aber gelangte erst 1453 in den Besitz seiner rechtmäßigen Erben, der Grafen zu Arnstadt und zu Leutenburg, welche am 10. Junius d. J. daselbst die Huldigung annahmen.

Den 17. Junius wurde das Schloß Schwarzburg zwischen beiden Linien getheilt. Die bei dieser Gelegenheit ausgefertigte Urkunde enthält eine genaue Beschreibung seines damaligen Zustandes, welche zugleich einiges Licht über die Bauart der alten Burgen überhaupt verbreiten kann, und daher hier im Auszug mitgetheilt wird.

Der Graf Heinrich XXVIII. von Schwarzburg-Arnstadt erhielt den Theil zur rechten Hand, bei dem Eingange in die Burg, und Heinrich XXVII. zu Schwarzburg-Leutenburg die linke Seite derselben. Zu dem Antheil des Grafen zu Arnstadt gehörte 1) das leere Gemäuer, 2) das Schützenhaus, 3) die Stallung bis in die Küchenesse — Laube — auf dem mittleren Thore, 4) die Hofstube sammt dem Uebergebäude, 5) in der innersten Burg das Kornhaus und die Kemnate darüber, 6) die kleine Kammer auf der Treppe, die ins Kornhaus führt, 7) die neue Kemnate mit ihrem ganzen Umkreise, 8) die Voigtei bis an die Mauer, wo sie sich durch einen Bruch oben und unten auseinander gegeben hatte, 9) der oberste Keller gegen die Voigtei, 10) der Keller unter dem Kornhause.

Graf Heinrich zu Leutenburg bekam auf seinen Antheil 1) die linke Seite des Einganges von dem Mauerstücke bei dem Backhause bis an das Mittelthor, 2) die Stallung bis an das Hospital, 3) das Herrengemach, 4) die innere Burg mit den oberen und unteren Gemächern, 5) das Frauenzimmer (die Frauenstube), 6) den tiefen Keller gegen die Kapelle, 7) den Judenkeller, 8) die Harnischkammer darüber, 9) die Dachung der großen Kemnate.

Gemeinschaftlich besaßen beide Herren: 1) die Kapelle, 2) die Thore, die Thorstuben, die Thüren und Treppen, 3) die Cisterne, 4) den Thiergarten, 5) das Backhaus, 6) das Malzhaus, 7) die Mühle, 8) das Mußhaus und den Mittelboden über demselben, 9) den Zwinger und die Wehre.

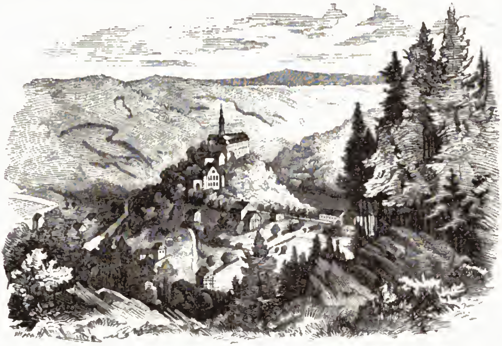
Schwarzburg hatte schon in den ältesten Zeiten seine eigenen Burgmänner, Voigte oder Amtleute. Noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts besaß die Familie von Hoff den Hof hinter dem Schlosse als ein gräfliches Lehn, welches 1436 auf Konrad von Würzburg, Domherrn zu Bamberg, Erhard von Würzburg und Hans von Lengefeld überging. Es scheint, als wenn jenes noch blühende Geschlecht von diesem seinen ursprünglichen Wohnsitze den Namen erhalten hätte.

Auf die Wiederherstellung einzelner Theile des Schlosses, welche den Einsturz drohten oder durch Brand zerstört worden waren, und auf dessen äußere und innere Verschönerung verwendeten die Grafen Albert Anton und Fürst Ludwig Friedrich I. zu Ende des 17. Jahrhunderts große Sorgfalt; 90 bis 100 Werkleute, unter der Aufsicht des Baumeisters Maylandt, wurden dazu gebraucht. Einige derselben, die aus fremden Ländern zu diesem Geschäfte berufen worden waren, nahmen hier ihre immerwährenden Wohnsitze und ihre Familien sind zum Theil noch vorhanden. Mitten unter diesen Veranstaltungen legte ein am 10. Januar 1695 Nachts 11 Uhr ausgebrochenes Feuer das sogenannte alte Gebäude, die Junkerstube über dem Reisigenstall zugleich mit diesem in Asche.

Albert Anton weilte hier noch kurz vor seinem Tode,

im Sommer und Herbst des Jahres 1710, und auch auf seinen Sohn, Ludwig Friedrich, pflanzte sich die Vorliebe für das Stammhaus seines Geschlechts in so verstärktem Grade fort, daß er mit dem Plane umgegangen sein soll, den unter demselben liegenden Ort zu einer Stadt umzuschaffen und alle Landesbehörden in dieselbe zu verlegen. Um die Ausführung dieses Entschlusses allmählig vorzubereiten, ließ er zwei Reihen Häuser nach dem Wildgarten zu errichten, deren eines zur Wohnung für den Pfarrer, ein anderes zur Schule bestimmt war. Außerdem verschönerte er nicht nur die Gegend durch verschiedene Anlagen, vorzüglich durch die Fasanerie, sondern erbaute auch eine neue Schloßkapelle, die am 26. October 1713 in Gegenwart mehrerer fürstlichen und gräflichen Personen feierlich eingeweiht wurde. An Vollendung seiner Entwürfe hinderte ihn sein früher Tod.

Den 21. October 1726 früh um 4 Uhr, nicht lange nach der Abreise des Fürsten Friedrich Anton, welcher sich mit den übrigen Herrschaften etliche Wochen daselbst aufgehalten hatte, kam ein Feuer in dem Schlosse aus, wodurch dasselbe bis auf wenige Ueberreste in kurzer Zeit verzehrt wurde.



Die Glut war so heftig, daß davon die vier auf dem Thurme hängenden Glocken zerschmolzen. Zugleich wurden die Gemälde der Ahnen des fürstlichen Hauses nebst vielem kostbarem Geräthe ein Raub der Flammen. Ungeachtet bald hernach auch das Schloß zu Rudolstadt ein ähnliches Schicksal traf, so betrieb man doch die Wiederherstellung der abgebrannten Gebäude mit allem unter solchen Verhältnissen nur immer möglichem Eifer. Der neue Bau war bald so weit gediehen, daß den 26. August 1738 die Einweihung der Kirche vor sich gehen und im Jahre 1744 die meisten Zimmer wieder bewohnt werden konnten. Da die Kirche der durch das Feuer vernichteten auf keine Weise nachstehen sollte, so verwendete man ebenfalls viele Sorgfalt auf die Verzierung derselben mit Marmor und Alabaster. — In einem Gewölbe unter dieser Kirche befindet sich das fürstliche Erbbegräbniß, in welchem seit Ludwig Friedrich I. bis auf Friedrich Karl alle Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nebst ihren Gemahlinnen 2c. beigesetzt zu werden pflegten, bis der anspruchlose Sinn Ludwig Friedrichs II. den gewöhnlichen Begräbnißplatz zu Rudolstadt auch zur Ruhestätte seiner irdischen Hülle sich auserkor.

Das Schloß ist nicht ganz regelmäßig und nicht durchaus von Stein gebaut, eine Colonnade von vier Paar gekoppelten, bei Großgölitz gebrochenen Marmorsäulen, schmückt die Hofseite desselben; die Treppe, welche zu dem ziemlich geräumigen Speisesaale führt, wo die Bildnisse schwarzburgischer Grafen und Fürsten aufgestellt sind, ist nebst ihrem Geländer ebenfalls von vaterländischem Marmor. Das Schloß hat drei Galerien; auf zwei derselben sind die prächtigen Geweihe vieler, bei den häufig hier gehaltenen Jagden erlegten Hirsche angereiht. Die meisten Zimmer gehen gegen Südwest und man blickt aus ihnen auf die senkrecht in den Fluß abfallenden Felsenwände nach einer herrlichen Wiese und einem malerisch sich erhebenden, mit Laubholz bewachsenem Hügel auf seinem rechten Ufer, welche beide ein Stück des großen, das Schloß umgebenden Wildgartens ausmachen, und wo man oft kleine Rudel von Rothwild ungestört grasend beobachten kann.

An die Stelle des ehemals blos mit Bretern beschlagenen Ganges, welcher den neuen Theil des Schlosses mit dem Kaisersaale verband, ist eine ordentliche Galerie getreten. Dieser Saal wurde ohne Zweifel zum Andenken des aus dem Hause Schwarzburg zum Kaiser erwählten Grafen, Günther XXI., erbaut. Er ist viereckig und die Haltung seiner ebenso gestalteten Kuppel verräth einen geschickten Baumeister. Er enthält Gemälde aller römischen und deutschen Kaiser, von Julius Cäsar bis Karl VI., theils in Lebensgröße, theils im Brustbilde.

Einige hundert Schritte unter dem Schlosse, an der Schloßstraße, steht das Zeughaus oder die Rüstkammer, an welche die Burgvoigtei stößt. Ersteres ist reichlich mit Ritterrüstungen und Waffen der Vorzeit ausgestattet. Außer alten Turniersatteln, Harnischen, einem Panzerhemde, Helmen, Streitäxten, Streitkolben, Armbrüsten, Pfeilen und Schwertern, unter denen dasjenige, welches ehemals Kaiser Günther geführt haben soll, nebst den ihm ebenfalls zugeschriebenen und hier aufbewahrten Steigbügeln und Sporen am bemerkenswerthesten sein möchte, erblickt man auch eine Stufenfolge von zum Theil schön und kunstreich gearbeiteten Feuergewehren.

Am östlichen Fuße des Schloßberges liegt das Dorf Schwarzburg, mit einem Eisenhammer und einer Mahl- und Schneidemühle, dessen Einwohner, an der Zahl 588 in

71 Häusern, sich Thalbewohner oder Männer von Schwarzburg nennen.

Von Schwarzburgs Umgebung sei noch der in neuerer Zeit ansehnlich vergrößerte, schon seit mehreren Jahrhunderten bestehende Wildgarten erwähnt, in welchem gegenwärtig noch eine nicht unbedeutende Anzahl Hoch- und Schwarzwild gehegt wird, sowie der Quittelsberg, dessen höchster Gipfel bei heiterem Himmel eine herrliche Aussicht bietet, bisweilen aber auch zu Pfingsten noch mit Schnee bedeckt ist. Eine Fasanerie, welche Fürst Ludwig Friedrich I. ohnweit Sonnewalde gründete, ist 1814 wieder eingegangen.

Ed. Gottwald.

Schloß Nossen.

Die vorliegende Abbildung giebt eine Ansicht des Schlosses Nossen, das sowohl hinsichtlich seiner malerischen Lage, als auch in Bezug auf die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpfen, einer Besprechung würdig sein dürfte.

Im Jahre 1315 verkauften die Herren von Nossen, vielleicht gezwungen, ihr Schloß und Gebiet an Bischof Wittigo II. von Meißen, Herrn von Colditz aus dem burggräflich Leißnigschen Geschlechte.



Das Schloß Nossen war bereits in der slawischen Zeit der Sitz eines Geschlechtes, welches sich nach ihm nannte; allerdings ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser alte Herrschersitz ursprünglich auf der höchsten Kuppe des nahen Rodigberges, der eine weitumfassende Aussicht darbietet, erbaut gewesen ist. In der Stiftungsurkunde von Altencella vom Jahre 1185 kommen Peter und Johann von Nuzzin vor.

Die Besitzer von Nossen lebten mit der neuen geistlichen Stiftung, sowie mit den benachbarten Grundherren nicht immer im freundschaftlichsten Einvernehmen. So hatten die von Nuzzin im Jahre 1271 eine Fehde mit denen von Zigerown, die dem Kloster Celle namhaften Schaden brachte. Die Herren von Nossen waren übrigens Vasallen der Markgrafen zu Meißen.

So ward denn Nossen dem Hochstift Meißen einverleibt und als souveränes Stiftgut aus einem landesherrlichen in ein kaiserliches Lehen verwandelt. Man vermuthet, daß in jener Zeit die Verlegung der Burg von dem Rodigberge auf ihren jetzigen Platz statt gefunden. Im Jahre 1319 muß jener Bau, wenn er überhaupt statt gefunden, bereits vollendet gewesen sein, denn in genanntem Jahre hielt Friedrich der Freudige dort mit den Bischöfen von Meißen und Naumburg eine Zusammenkunft.

Bischof Johann IV., Hoffmann von Schweidnitz, ein sehr gelehrter Mann, hatte das Hochstift Meißen in eine Schuldenlast gestürzt. Da entschloß sich das Stift im Jahre 1430 Schloß und Pflege Nossen zu veräußern und der Abt Vincentius von Celle ergriff diese Gelegenheit zur Abrund-

ung des Klosterlandes. Der Kaufpreis betrug 4200 Gulden. Bischof Johann V. von Weissenbach versuchte es, wiewohl vergebens, gegen das Ende des 15. Jahrhunderts das veräußerte Gut dem Stifte aufs Neue zuzuwenden. Im Jahre 1545 ging Nossen mit dem gesammten Gebiet des Klosters Altencella an den Landesherrn über und war seit 1547 kurfürstliches Amt.

Schloß Nossen ward nun zu einem kurfürstlichen Lust- und Jagdhaus eingerichtet und die Gebäude gar sehr erweitert und vermehrt. Der Neubau begann im Jahre 1554 und währte drei Jahre. Kurfürst Johann Georg I. erbaute im Jahre 1630 über dem großen Pferdestalle ein neues Gebäude, sein Nachfolger, Johann Georg II., fügte im Jahre 1667 ein anderweites Gebäude über dem Küchenstock bei, das zu kurfürstlichen Wohnzimmern eingerichtet wurde, baute auch über dem Schloßthore einen Thurm, woran noch ein Gebäude angefügt wurde. Derselbe Kurfürst ist gleichermaßen der Erbauer der Steinbrücke mit fünf gewölbten Bogen.

So bildete denn das Schloß Nossen eine ansehnliche Häusermasse, die zahlreiche Keller, Küchen, Stallungen, geräumige Wohnungen für den Kurfürsten, dessen Gemahlin und Hofstaat, für den Amtmann, das Amtspersonal, die Dienerschaft u. s. w. darbot. Es fehlte auch nicht an Gefängnissen, deren eines die „wilde Sau", ein zweites der „Voigtsberger" und ein drittes „der lichte Thurm" genannt wurde.

G. Klemm.

Bürgerlicher Parteihaß in früheren Jahrhunderten.

Der große britische Dichter hat uns in seiner herrlichen Tragödie „Romeo und Julia" eine Schilderung des Parteihasses gegeben, welche Jeden durchschauert, dessen Phantasie lebhaft genug ist, sich mit voller Seele in diesen wilden Wogenschwall von Leidenschaften, über den die edle Liebe Romeo's und seiner Julia den Hauch der Versöhnung ausströmt, hineinzudenken. Der nur durch Blut und Mord zu sühnende Haß zwischen den Capulets und Montechii, wie Shakespeare denselben mit erschütternder Meisterschaft in genannter Tragödie zeichnet, steht jedoch nicht vereinzelt da. Es bedarf keines italienischen Himmels, um solche schlimme Saat zu reifen, auch in unserm Sachsenlande finden sich Beispiele der Art, von denen wir hier einiger gedenken wollen.

In Zittau spielte eine solche Tragödie gegen Ende des 15. Jahrhunderts.

Die Ehre, im Stadtrathe zu sitzen und die jedenfalls dieser Ehre noch außerdem zustehenden Anhängsel geheimer materieller Vortheile, denn von einer Rechnungsablage hinsichtlich der Verwendung des Stadtvermögens Seitens des Stadtrathes war damals noch keine Rede, waren gewaltige Triebfedern für ehr- und habsüchtige Männer, denen Gewissenhaftigkeit durchaus nicht zur Norm ihrer Handlungen diente, sobald sie ihre Leidenschaften befriedigen konnten. Vorzüglich in den Städten, wo ein starkes, mächtiges Bürgerthum existirte, finden sich dergleichen Kämpfe in den Chroniken verzeichnet. Zittau gehörte zu diesen Städten mit allem Fug und Recht, seine Bürgerschaft pflegte gewaltig aufzutreten, wenn es nach Außen oder nach Innen die Vertretung ihrer Rechte galt.

Vor dem Jahre 1487 schon herrschte unter den Handwerkern und der Gemeine eine höchst üble Stimmung gegen den derzeitigen Stadtrath. Da gab es mehrere wohlhabende Männer, wie der Tuchmacher Hans Pabst, Nicol Röther, Caspar Prediger u. a. m., welche früher im Rathe gesessen, aber wer weiß durch welche Intriguen oder Selbstverschuldung ihrer Aemter entsetzt worden waren. Sie ließen nichts unversucht, die Gemeine gegen den Rath aufzuhetzen. Sie kannten die leicht zu Tumulten gereizten Mitbürger zu gut, um einen Fehlschlag für ihr heimlich Thun befürchten zu müssen. Der damalige Landvoigt der Lausitz, Georg von Stein, hatte schon im Jahre zuvor, 1486, einen gegen ihren Stadtrath gerichteten Aufruhr der Zittauer beschwichtigt, dessen Ursache stark an's Lächerliche streift. Die Bosheit hatte nämlich unter den dem Rathe ohnehin nicht grünen Bürgern das Gerücht zu verbeiten gewußt, daß König Wenzel (II.) der Stadt ein köstlich Panier, mit Perlen und Gold gestickt, verehrt habe, das aber der Stadtrath verheimliche, um sich an diesem königlichen Geschenk zu bereichern. Keine Menschenseele konnte sich rühmen, dies Panier gesehen oder überhaupt früher, ehe dies Gerücht ausgesprengt worden, etwas davon gehört zu haben — und doch glaubten Alle daran und ein bedeutender Auflauf war das Ergebniß dieses Wahns. Der Landvoigt jedoch vermittelte die Sache in Güte; aber ein Opfer mußte zur Beruhigung der störrigen Gemüther doch fallen, da sie nicht das Vergnügen genossen, den Stadtrath abgesetzt zu sehen, worauf eigentlich Alles hinauslief. Ein alter Rathsherr, Matthäus Pechstein, sollte mit falschem Maß und Gewicht umgegangen sein, so erkannte nämlich der Landvoigt, ganz im Sinne des Caiphas, der zu den Juden in Bezug auf Jesu sagte: „Es ist uns besser, Ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe." Dieser zum Sündenbock Erwählte wurde unter Zulassung des Landvoigts von den Zittauern vertrieben und somit hatte der Aufruhr sein Ende gefunden. Wie wenig gerechtfertigt derselbe gewesen, beweist am besten, daß der vertriebene Pechstein später wieder zu Ehren kam und — sogar Bürgermeister wurde.

Die Beschwichtigung der Gemüther taugte jedoch ganz und gar nicht in den Plan der mit Namen genannten Rädelsführer; sie wollten an Stelle des Rathes regieren und deshalb mußten andere Mittel und Wege ersonnen werden, zum Ziele zu gelangen. Der Privathaß mochte ebenfalls sich dieser Ehrsucht zugesellen und die Rohheit, welche damals noch sehr unverhüllt sich breit machte, vorzüglich wenn sie sich auf den begünstigenden Vorzug des Reichthums oder mindestens der Wohlhabenheit stützte, that das Ihre, um einen Brand anzuschüren, der schließlich nur mit Blut gelöscht werden konnte. Eine Verschwörung wurde gegen den Stadtrath eingeleitet; Tuchmacher, Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Goldschmiede und andere Gewerke nahmen Theil daran. Man kam heimlich zusammen bei verschiedenen dabei Betheiligten, natürlich zur Abendzeit, um Aufsehen zu vermeiden; als besonders von diesen Nachtgeistern bevorzugter Zusammenkunftsort galt die Queckwiese, zwischen der Frauenkirche und dem Schießhause, weshalb die Verschwörer, nachdem die Sache zum öffentlichen Geheimniß geworden war, mit dem Namen „Wiesenherren" bezeichnet wurden.

Bei diesen Zusammenkünften gewannen die Verschwörer an Bildung leider nichts, dagegen bildete sich ihre Leidenschaftlichkeit oder wilde Rohheit nur desto mehr aus. Da wurde davon gesprochen, wie die vom Rathe gewählten Handwerksältesten in Stücke gehauen werden sollten und dergleichen unlöbliche Redensarten mehr. Diesem Treiben, das

dem Rathe nicht unbekannt blieb, setzte dieser jedoch nichts entgegen, ob im Bewußtsein seiner Rechtschaffenheit oder seiner Schwäche, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden, aber wahrscheinlich, daß er sich zu schwach dazu fühlte.

Von unserm jetzigen Standpunkte aus, welcher Oeffentlichkeit der Verwaltungsmaßregeln als berechtigte Forderung der Gemeinde anerkennt, muß zugestanden werden, daß die Bürger durchaus nicht im Unrechte waren, Oeffentlichkeit der Verwaltungsmaßregeln, Abwehr der Willkür des Stadtrathes bei Verhandlungen u. s. w. zu verlangen. Es mußte für sie ein tief beschämendes Gefühl sein, Steuern zahlen zu müssen, ohne das Recht haben zu sollen, über deren Verwendung Rechnung abgelegt zu sehen. War es doch vorgekommen, daß z. B. der Breslauer Rath Steuern auferlegt hatte, mit welchem Gelde die Rathsherren ihre Töchter ausstatteten! Nur die Art und Weise, wie man dem Rechte (wenn nämlich der Zittauer Rath wirklich solcher unverantwortlichen Willkür sich schuldig gemacht hatte) Geltung verschaffen wollte, war tadelnswerth.

Bald erheben die zur Masse vermehrten Verschwörer, deren Haupt der hochmüthige Hans Pabst und der wilde Nicol Röther waren, ihre Beschuldigungen gegen den Rath: „von den Commun-Einkünften ein Erkleckliches zu eignem Vortheil zu verwenden", so laut, daß diesem angst und bange wurde. Auch an den Landvoigt brachten sie diese Klage und um Böses zu hindern, denn von den Zittauern wußte man, daß sie nicht lange Spaß verstünden, kam dieser selbst am Tage Kreuzerfindung (1487) nach Zittau. Die Verschwörer begrüßten ihn und führten ihn auf's Rathhaus, wo gerade der Rath Sitzung hielt. Sogleich wurden die Eingänge der Rathsstube besetzt, daß kein Mitglied des Rathes mehr heraus konnte. Man führte den Landvoigt im Rathhause herum, die Kasse wurde revidirt, wobei sich diverse Weinrechnungen auf Kosten derselben, und zwar zu Gunsten der durstigen Rathsmitglieder, und sogar an einer Säule eine mit Kreide angeschriebene Weinrechnung vorgefunden haben sollen. Fast sollte man meinen, daß vernünftige Leute, aus welchen doch der Rath bestand, das Bekenntniß einer von ihnen begangenen Veruntreuung am Communseckel nicht so öffentlich anschreiben ließen, damit es Jeder lesen konnte.

Der Landvoigt soll beim Anblick dieser Litanei von Muscateller, Malvasier, Rheinfall, Käse, Butter, Nelken, Ingwer (zum Aufstreuen auf die Speisen) u. dergl. m. ein wenig gelächelt haben. Vielleicht fand er es auch seltsam, daß der Rath so wenig Vorsicht gebraucht haben sollte, seine leiblichen Bedürfnisse in eine gleichsam öffentliche Rubrik zu stellen. Um Ruhe unter die Unzufriedenen zu bringen, setzte der Landvoigt einen Theil des Rathes ab. Der Bürgermeister Hans Bernt, der Richter Peter Frech, der Stadtschreiber Udalrich Steeger, der Unterstadtschreiber Thomas Meyer mußten weichen. Indeß so glimpflich durfte die Sache doch nicht enden. Hier traf's ein, was Schiller den Fährmann Ruodi im „Tell" sagen läßt:

'S ist heute Simons und Judä,
Da ras't der See und will sein Opfer haben.

Für den Haß war der Tag ein glücklicher, ohne Opfer durfte er nicht vorübergehen. Man hinterbrachte dem Landvoigt, daß der Rathsherr Michael Jentsch, welcher zugleich Vorsteher der Marienbrüderschaft war, nicht nur ihn, sondern auch den König Mathias geschmäht hätte. Dergleichen Beschuldigung fand beim Landvoigt fruchtbaren Boden, um exemplarisch zu strafen, was der unglückliche Mann an der Hoheit und Macht verbrochen haben sollte und was vielleicht eher an seinen Feinden, die wahrscheinlich auch seine Verleumder waren, hätte gestraft werden müssen. Die Folter war zu jener Zeit der Schlüssel für Alles, was man zu wissen wünschte, demnach wurde Jentsch dazu verurtheilt und zu Marterherren (Zeugen bei der Folter) wurden Hans Pabst, Hans Nothhaft u. a. m. vom Landvoigt ernannt. Der Haß hatte die Aufrührer so bestialisch gemacht, daß sie den Unglücklichen gleich auf offenem Markte beim Röhrkasten foltern wollten, was jedoch bei Einigen, die noch ein Gefühl für Schicklichkeit hatten, Anstoß fand, weswegen das Opfer blinder Parteiwuth, während man den in der Rathsstube versammelten Rath bewachte, von Henkersknechten und Söldnern umgeben, in das Innere einer Bastei im Zwinger an der Wasserpforte geschleppt wurde. Michael Jentsch war ein Held, der rasende Schmerz preßte ihm kein Geständniß ab, welches, wie man es gern haben wollte, den Rath hätte böser Dinge beschuldigen können. Die Wuth der Marterherren, ihren Wunsch durch sein Schweigen vereitelt zu sehen, war so groß, daß sie den Henker befahlen, ihn so lange zu martern, „als die Lichter dauerten", ja selbst als der ungeschickte Henker ihm den Arm zerbrach, schwieg der edle Mann, und es blieb nichts übrig, als ihn in das Thurmgefängniß „die Gans" zu schaffen, welche nur todeswürdige Verbrecher beherbergte. Die Freude seiner Feinde, daß er, den man die ganze Nacht hindurch gemartert hatte und an dessen Leibe sich Brandwunde an Brandwunde reihte, dessen Gelenke an Händen und Füßen auseinander gezerrt waren, in dem scheußlichen Kerker elend hinsterben werde, erfüllte sich trotz ihres rohen, unmenschlichen Jubels nicht. Er blieb leben und mußte, da von ihm kein Geständniß hatte erpreßt werden können und, wie es scheint, auch kein schlagender Beweis gegen ihn geltend gemacht werden konnte, später seiner Haft entlassen werden; seine Freunde — es gehörte viel Muth dazu, Dem Freundschaftsdienste zu erweisen, auf dem so vieler und so mächtiger, die Gewalt in Händen habender Feinde Haß lastete — brachten ihn nach Löbau, der Nachbarstadt, in die Cur zum Bader Meister Philipp, der ihn nach Kräften wieder herstellte. Die Löbauer erzeigten dem unglücklichen Opfer bestialischer Feinde viel Liebes und Gutes.

Unter den Rädelsführern dieser gelungenen Verschwörung, durch welche man den Rath nicht nur gesprengt, sondern ihm auch die Macht, nach eignem Ermessen zu handeln, gründlich geraubt hatte, denn von nun an durfte er nichts ohne Wissen und Willen der vier Handwerke: Tuchmacher, Fleischer, Bäcker und Schuhmacher, weder berathen noch vornehmen, besaß Hans Pabst den meisten Einfluß, denn der Landvoigt war ihm persönlich Freund und begünstigte durch seine Macht dessen Plan, daß er, nachdem, um jeden Schein von Ehrsucht und Streben nach Herrschsucht von ihm abzuwenden, einstweilen ein Anderer, Hans Plawner, zum Bürgermeister gewählt worden war, bei der nächsten Wahl in's Bürgermeisteramt trat. Das Ziel der Wünsche dieses ehrgeizigen Mannes war somit erreicht, die Macht und das Ansehen eines Bürgermeisters (damals im eigentlichen Sinne des Wortes Stadtregent) hatte er wieder errungen, denn den chronikalischen Nachrichten zufolge war er 1483 bereits Bürgermeister, 1484 Stadtrichter gewesen; aber die Saat der Ungerechtigkeit, des blutigen Hasses, die er selbst mit vollen Händen ausgestreuet, trug ihm keine Rosen.

Es kam ihm heim, daß er des Rathes Ansehen gewaltsam geschwächt, ihn zum willenlosen Werkzeug in der Hand der leicht zum Aeußersten gereizten Menge gemacht hatte, seine Mitverschworenen betrachteten ihn für ihr Geschöpf, das so wie sie es verlangten, handeln sollte. Hans Pabst's Stolz, empörte sich bei dem Gedanken, fremdem Willen unterthänig zu sein und so begann er gegen seine guten Freunde das Rauhe herauszukehren. Man kann ihm, so viele Makel auch an ihm haften, doch nicht den Ruhm eines starken kraftvollen Charakters entziehen. Furchtlos trat er als Bürgermeister seinen Genossen gegenüber auf und ließ, um das ganz geschwächte Ansehen des Rathes zu heben, die strengsten Befehle ergehen: Jeder sollte dem Rathe gehorchen, ohne des Rathes Willen dürfe Niemand sich erdreisten, Zu-

sammenrottungen (nach damaligem Ausdruck: Haufen machen) zu veranlassen, nicht massenweise sollten die Bürger in die Bierhäuser laufen (weil, wie er aus Erfahrung wußte, daselbst nicht viel Gutes angesponnen wurde, wenn die Köpfe erhitzt vom starken Trunke waren), und was wahrscheinlich ihn in den Augen seiner früheren Mitverschworenen besonders mißliebig machte, war die von ihm erlassene Verordnung, die abgesetzten Rathsherren nicht zu beleidigen durch Spöttereien über Vergangenes, sondern sie in Ehren zu halten.

In Wahrheit klang dergleichen Ehrerbietungsgebot von Seiten eines Mannes, der in Wort und That das Meiste beigetragen, jene Männer zu stürzen, sehr sonderbar. Wollte er dadurch sein Unrecht gut zu machen suchen? Und daß schweres Unrecht geschehen, war ja unumstößlich bewiesen durch ein dem abgesetzten Bürgermeister, Hans Berut, welcher in Budissin lebte, ausgestelltes Zeugniß seiner Schuldlosigkeit an allem, dessen man ihn bezüchtigt hatte. Da lag ja das begangene Unrecht klar auf der Hand, Rath und Bürgerschaft hatten dies Ehrenzeugniß unterschrieben.

Die böseste Stimmung grollte in den Gemüthern, obwohl der energischste Druck von Seiten Hans Pabst's jede öffentliche Kundgebung des Mißmuths niederhielt. Seine Stellung ward von Tag zu Tag unhaltbarer und jedenfalls fürchtete der stolze Stadtregent den Ausbruch einer blutigen Empörung, denn er rief brieflich die Hülfe des Landvoigts an, daß dieser mit seinen Soldaten komme, um den zu erwartenden Aufruhr im Keime, und wie sich von selbst versteht, im Blute seiner Leiter zu ersticken. Wie dies verrathen wurde, ob der Brief Pabst's in unrechte Hände kam oder aufgefangen wurde, ist nirgends erwähnt; ohne Weiteres bemächtigten sich seine ehemaligen guten Freunde, unter denen Nicol Röther die Hauptstimme führte, seiner Person, man machte ihm auf Grund erwähnter Hülfeforderung vom Landvoigt den Prozeß in allerkürzester Form, indem laut Statut Jeder, der fremde Kriegsknechte zum Nachtheile der Bürger in die Stadt bringe, als Verräther dem Schwert verfallen sollte. Man muß mit diesem Prozeß außerordentlich eilig verfahren sein, wahrscheinlich um die Abwesenheit des Landvoigts, Pabst's gutem Freunde, am königlichen Hoflager zu benutzen, denn ehe dieser wieder in Budissin, seinem Regierungssitze, eintraf, hatte man schon acht Tage nach Weihnachten 1495 den Bürgermeister Pabst auf einer vor dem Rathhause, seinem Wohnhause gegenüber, erbauten Blutbühne enthauptet oder nach altem Sprachgebrauch decolliret. Merkwürdiger Weise ging man schonend mit dem Leichnam des unter'm Henkersschwerte Gefallenen um, man begrub ihn feierlichst in die Johanniskirche in der Nähe des Taufsteins.

Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen, Todte nicht lebendig machen, der Parteihaß hatte sein Opfer vernichtet und — die Ankunft des Landvoigts diente eben nur noch dazu, die Hauptanstifter dieser blutigen Demonstration zu strafen, was denn auch geschah, indem diese in die Thürme gesetzt wurden. Der wildeste dieser Aufrührer, Nicol Röther, ehedem des enthaupteten Pabst Busenfreund, dann sein Todfeind, wurde in den böhmischen Thorthurm gesperrt und ihm der Proceß gemacht. Ein Zeichen von der Neigung zu Gewaltthätigkeit in jener Zeit giebt uns die chronikalische Nachricht, daß seine Freunde bewaffnet erschienen, um ihn zu befreien, was jedoch, den Maßregeln des Landvoigts gegenüber, nicht gelang. Die Aussicht für die fernere Existenz des eingesperrten Tollkopfes war schlecht genug, da ein Todesurtheil gegen ihn einging. Wollte er diesem Geschicke entgehen, durfte er nicht zögern, sich aus dem Bereich Derer zu bringen, welche ihm an's Leben wollten. Er versuchte (wahrscheinlich mit Hülfe Anderer) die Flucht mittels zusammengebundenen Leinenzeugs, und obwohl er, da entweder das Leinen gerissen, oder er durch einen sonstigen Zufall, einen harten Sturz that, so entkam er doch glücklich in sein Eigenthum, die Reißigmühle, von wo aus ihn seine Freunde nach Gabel schafften. Hier fand er Schutz, des Landvoigts Arm reichte nicht bis hierher.

Des Letzteren Anstalten zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther mochten indessen doch von der Art sein, daß allmälig die Besonnenheit Platz griff und die „Wiesenherren" so sehr in Verruf kamen, daß man ihrer in Nichts aufgelösten Herrlichkeit öffentlich spottete und die Bierhäuser wohl nicht selten Zeugen dieser Verhöhnungen geworden sein mögen, wie die Chronik andeutet. So hatte eine Tragödie bürgerlichen Parteihasses zu Ende gespielt und Ruhe und Friede überbreiteten wieder mit ihren Segnungen den Tummelplatz wilder, alle Schranken überstürzender Leidenschaften. Wie nach einem schweren Gewitter tiefe Stille in der Natur folgt, so auch die Abspannung der leicht entzündeten Gemüther. Man hatte nichts errungen als Unruhe.

Knüpfen wir an dies Beispiel bürgerlichen Parteihasses noch ein zweites an, welches uns jenen schweren Kampf zwischen Bürgerthum und Adel ganz besonders vor die Augen führt. Was der Adel den Bürgern zuwider thun konnte, that er in jenen längst verklungenen Zeiten mit sichtbarer Vorliebe, indeß die Bürger vergalten jedes ihnen geschehene Unrecht von dieser Seite mit einer so kräftigen Feindschaft, die manchen ihrer adeligen Gegner zu den Todten bettete. Die Zittauer Bürger hatten die Burgen der auf Entfernung von 5—6 Meilen von ihrer Stadt hausenden und ihrem Handel bedeutenden Schaden verursachenden Raubritter bald allein, bald im Verein mit dem Contingent der Sechsstädte zerstört und ahndeten streng und unnachsichtlich jede Verletzung ihrer Rechte oder sonstige ihnen zugefügte Beschädigung an städtischem Eigenthum oder Personen aus ihrer Mitte an den Adelsherren.

Enthauptungen Adeliger in Zittau sind in der Stadtchronik durchaus nicht vereinzelte Fälle, der Parteihaß verlangte sein Opfer und dem Stadtrecht durfte nichts vergeben werden. Adelige und Bürger bildeten zwei sich bei jeder Gelegenheit reibende Phalanxen, eine derselben, oft beide zugleich, zahlten ihren gegenseitigen Haß mit Blut.

Ein Junker, Heinrich von Scharffod, der Letzte seines Namens, war im Jahre 1614 Pachter des Falkenhahn'schen Gutes zu Radgendorf (zu Zittau gehörend), ein junger Hitzkopf, der, wie es scheint, den Bürgern sehr abgeneigt, sich im Dünkel auf seinen Geburtsvorzug und vor allem im Rausche zu einer That hinreißen ließ, die ihn dem Scharfrichter in die Arme warf. Mit Herrn Erasmus von Gersdorf und anderen adeligen Herren zechte er am 14. November 1613 im Rathskeller zu Zittau. Vor ihm that sich eine sonnenhelle, frohe Zukunft auf, denn noch vor Eintritt der Adventszeit sollte er eine Adelsdame, Fräulein von Jornitz, als sein Gemahl heimführen. Dies Glück und starker Weingenuß machten ihm alles vergessen, so daß er beim Heruntergehen der Weinkellertreppe einen ihm daselbst entgegenkommenden Ziegelstreicher, Namens Walter, welcher ihm wahrscheinlich nicht schnell genug auswich, ohne Weiteres mit dem Dolche niederstieß. Die ganze Stadt gerieth in Aufregung und der Junker wurde ins Gefängniß gebracht. Bei dem Festhalten der Bürger an ihrem wohlverbrieften Rechte, Jedem, der sich an der Stadt und ihren Leuten vergangen, das Urtheil zu fällen und an sein Leben Hand zu legen, und an dem tief eingewurzelten Hasse, welchen sie bei Gelegenheit den Adelsherren recht empfindlich fühlen ließen, war es vorauszusehen, daß der Junker den Kopf lassen müsse.

Seine Freunde boten alles in ihren Kräften Stehende zu seiner Rettung auf, besonders mühte sich Herr Erasmus von Gersdorf, die Väter der Stadt zur Milde zu bewegen, aber vergeblich. Seine Braut, Fräulein von Jornitz, reiste nach Prag zum Kaiser Matthias und that für ihren Bräutigam einen Fußfall bei der Majestät, sich zu jeder Entschädigung erbietend, die die Zittauer für des Junkers Loslassung verlangen könnten; der Kaiser selbst ließ zwei Rescripte

(vom 5. März und vom 18. Juni 1614) an den Zittauer Rath ergehen, diesmal das Recht durch Gnade ersetzen zu lassen, indeß die kaiserliche Mahnung hatte keinen bessern Erfolg, als die Bemühungen des Herrn von Gersdorf — die Zittauer wichen nicht von ihrem Rechte. Die Hinrichtung eines Junkers war ein Fest für den Parteihaß.

Unter solchen Umständen blieb selbst der Kaiserlichen Majestät nichts Anderes übrig, als der verzweiflungsvollen Braut Heinrichs von Scharffod den Rath zu geben, die Wittwe des erdolchten Ziegelstreichers zu bewegen, sich mit Gold abfinden zu lassen.

Dergleichen Abfindungsgeld war durchaus nichts Neues und ward nicht nur für Tödtungen, sondern auch für andere schwere Verbrechen, die dem Gesetze nach dem Thäter das Leben kosteten, in Anwendung gebracht, natürlich nur in dem Falle, daß die Hinterlassenen des Gemordeten oder durch irgend ein anderes Verbrechen an Ehre und Gut Geschädigten sich damit einverstanden erklärten. Man nannte es Wehrgeld.

Aber Fräulein von Jornitz bot umsonst der Wittwe des Ermordeten ein bedeutendes Wehrgeld (in der Regel 400 oder 500 Gulden), sie wurde abgewiesen, welche Härte wohl der Frau von Seiten des Rathes zur Pflicht gemacht werden sein mag, um dem Rechte der Bürger nichts zu vergeben. Sämmtliche Sechsstädte betheiligten sich bei dieser Angelegenheit, von ihnen aus war an den Kaiser die Bitte ergangen, ihre Justiz heilsam verwalten zu lassen. So kam denn der Tag des Todes für den 40 Wochen lang in Kerkerhaft gehaltenen Junker von Scharffod, als ein Tag des Triumphes für das Recht wie für den Haß der Bürger. Zechenweise (Zeche, Gilde, Zunft ist gleichbedeutend) schlossen die mit Hellebarden bewaffneten Bürger einen Kreis auf dem Markte, innerhalb dessen sich zwei Tische befanden. An dem einen saßen die Zittauer Stadtgerichte, am andern der Hof- und Landrichter (von Haugwitz) und mehrere Zittauer Herren. In Begleitung des Primarius Pascha und des Diaconus Lehmann kam der Junker von Scharffod aus dem Gefängnisse und wurde von der mit ihren beiden kleinen Kindern in tiefster Trauer erschienenen Wittwe unter freiem Himmel und in Aller Gegenwart des Mordes an ihrem Gatten angeklagt. Dann ward ihm das kaiserliche Hinrichtungsurtheil von dem deutschen Kirchensänger Otto (seltsame Vereinigung des Kirchensängeramtes mit dieser gerichtlichen Handlung) vorgelesen und der Stab über ihn gebrochen. Von den Geistlichen zu einem über einen Sandhaufen gebreiteten schwarzen Tuche geleitet, empfing darauf knieend der letzte Sprosse des Geschlechts der Scharffod den Todesstreich. Das Tuch diente zugleich seinem Leichnam zur Hülle, in die eingeschlagen seine Freunde ihn in das für ihn hinter der Kirche zu Friedersdorf bereitete Grab brachten.

Nur Blut vermochte den Parteienhaß zu befriedigen.

Wenn auch andere Leidenschaften thätig sein können bei Erzeugung so gründlichen Hasses, der keinem Sonnenstrahle der Erbarmung Raum giebt, so sind doch vorzüglich Ehr- und Habsucht, die so leicht im Menschenherzen Eingang finden, die Ursachen, die ihn hervorbringen.

Als Beleg dieser Wahrheit lassen wir folgendes Beispiel aus Zwickau's Vergangenheit folgen.

Der 1393 als Bürgermeister Zwickaus fungirende Conrad Brückner, ansässig daselbst, wie damals alle seine Amtsgenossen in den betreffenden Städten, war vom Markgrafen zum markgräflichen Voigt und Hauptmann Zwickau's ernannt worden. Dieser ohnehin an Glücksgütern wohlbestellte Mann suchte auf alle Weise, immer unter dem Schein, als handle er im Interesse seines erlauchten Herrn, die Herrschaft über Stadt und Bürger an sich zu reißen; er mißbrauchte zum Schaden der Stadt seine Amtsgewalt, indem er ihren Bürgern Rechte entzog, deren Verlust ihnen schwer empfindlich war. Sein Plan scheint dahin gegangen zu sein, den Rath, in welchem sich Männer befanden, die er fürchten mußte, zu sprengen, was durch Verleumdung beim Markgrafen und zugleich bei der Zwickauer Bürgerschaft wohl gelingen konnte, wenn er bei dem Ersteren den Rath als untauglich, bei den Bürgern ihn als unredlich darstellte.

Zu diesem Zwecke mußte er Helfershelfer haben, um Einsicht in die geheimen Rathsverhandlungen zu gewinnen, und fand in den Rathsherren Nicol Huge oder Haugk und Franz Steussing die rechten Männer, wie er sie brauchen konnte. Durch ihre Verräthereien gelang es ihm, den Rathsbeschlüssen entgegen zu arbeiten, böse Gerüchte unter den Bürgern hinsichtlich ihres Rathes auszustreuen und Parteiungen hervorzurufen, zugleich aber den Markgrafen dahin zu bewegen, der Stadt die ihm von dieser abgepachteten Gerichte zu entziehen, was ungemeine Aufregung unter den Bürgern gegen den Rath, der das doch durch seine Uebergriffe verschuldet haben mußte, bewirkte. Steussing besonders, der 1401 Bürgermeister gewesen und, wie es scheint, einen tiefen Groll gegen Manchen im derzeitigen Rathe hegte, war ein ehr- und habsüchtiger Mann, der Alles that, um den Rath bei der Bürgerschaft in Mißcredit zu bringen. Er wußte sehr gut, daß Beschuldigungen, wie unredliches Gebahren mit den Commungeldern, ein unauslöschlicher Funke in den Herzen der Mißvergnügten zu sein pflegt und er stand nicht an, dergleichen Argwohn anzufachen. Der Rath indeß bestand aus Männern, welche, auf ihre Ehrlichkeit fußend, dem geheimen Feinde zu Leibe gingen und in ihrem Collegen Steussing bald den Ohrenbläser entdeckten, er aber leugnete jedoch Alles, was man ihm als Schuld vorhielt und verschwor sich hoch und theuer, wenn man ihn dieser Lügen gegen den Rath überführen könne, wolle er freiwillig seinen Kopf dem Henker bieten. Die Ueberführung geschah vollständig und der Rath ließ großmüthig die Sache dabei bewenden.

War dies eine Schwäche des Rathes oder wollte er nicht dem Markgrafen, bei welchem der Voigt Brückner ihn schon genug verhetzt hatte, noch mehr Gelegenheit geben, die Hand in das Stadtwesen zu strecken, kurz, Steussing blieb im Rathe, obwohl seine Treulosigkeit bei mancher andern Angelegenheit auf's Unleugbarste an den Tag trat. Die Entziehung der Gerichte war für den Rath eine Lebensfrage und die Berathschlagung über die Mittel, sie vom Markgrafen wieder zu erlangen, beschäftigte ihn außerordentlich. Steussing, welcher jedenfalls aus manchem Auge, aus manchem Worte den Verdacht heraussand, daß Leuten (wie er und Huge), die mit dem Voigt Brückner, der der Stadt so sichtbar feindselig sei, Freundschaft hielten, nicht viel Gutes zuzutrauen wäre, fühlte sich veranlaßt, vor dem ganzen Rathe die seine Unschuld bezeugen sollende Aeußerung zu thun: „daß ein Bürger, der den Rath um die Gerichte zu bringen suche, wider Eid und Pflicht handle und verdiene, auf dem Markt den Kopf zu verlieren". Der Mann muß dabei sehr ehrlich ausgesehen haben, so daß der Rath in pleno sich zu dem Irrthume verleitet sah, er meine es aufrichtig und ihn, den guten Redner, zu der Deputation wählte, welche behufs der Pachterneuerung der Gerichte an den Markgrafen geschickt wurde. Bei dieser Gelegenheit führte Steussing einen Meisterstreich aus.

Vom Voigt Brückner jedenfalls gut empfohlen, unterhandelte er hinter dem Rücken der Deputation mit dem Markgrafen und erlangte von diesem den Pacht der Gerichte für sich und zugleich die Stadtrichterstelle. In Zwickau war man über dies heimtückische Verfahren ungemein empört, konnte aber nichts dagegen thun, der Markgraf und der Voigt Brückner waren Steussings Schützer. Jedenfalls zahlte er ein viel höheres Pachtgeld, als der Rath es gezahlt hatte, und dieser Umstand, verbunden mit seiner Habsucht, war es, der ihn die Geldbußen, die erpachteten landesherrlichen Stadtzölle und Geleite um's Dreifache erhöhen ließ. Man haßte

ihn gründlich, weil er so die Ursache geworden, daß der Stadtverkehr sich bedeutend minderte.

Unerwartet schlug dem ungetreuen Sohne Zwickau's die Stunde, wo man an ihm, dem tief Verhaßten, die Rache kühlte, die er gegen sich heraufbeschworen. Sein Schützer, der Markgraf Wilhelm I. starb (10. Februar 1407). Im Glauben, daß sein Nachfolger im Regimente es den Bürgern einer Stadt nicht verübeln werde, wenn sie sich eines Mannes entledigten, welcher ihren Wohlstand durch feindselige Handlungen gefährdete, und zugleich in der Annahme, daß dieses Bürgerdrängers guter Freund, der Voigt Brückner, mit dem Tode des Markgrafen auch seinen Einfluß am markgräflichen Hofe verloren habe, bei dem neuen Landesherrn nichts mehr als jeder andere Beamte gelte, reifte schnell der Entschluß des Rathes, dessen Glieder Alle für Einen, Einer für Alle zu stehen, gegenseitig sich angelobt hatten, Steussing zur Verantwortung wegen Erhöhung der Bußen und Zölle vorzuladen. Da er nicht erschien, begab sich der Bürgermeister Mergental mit bewaffneter Begleitung auf's Schloß und ließ ihn ohne Weiteres greifen, wobei es natürlich etwas gewaltsam zugegangen sein mag. Er wurde vor die Rathsversammlung gebracht, wo man ihm erklärte, daß, durch seine schnöde Handlungsweise gezwungen, der Rath die landesherrlichen Gerichte und Zölle übernehmen werde, bis auf weitere Verordnung des Markgrafen in dieser Sache, welche das Wohl der Stadt zu empfindlich berühre, ein Entscheid geschehen. Mit dieser Erklärung ward Steussing wieder auf's Schloß, wo sich jedenfalls seine Amtswohnung befand, entlassen; indeß scheint es, als habe er das Schloß als Gefangener, von bewaffneten Bürgern escortirt und bewacht, betreten. Seine Wuth gegen Rath und Stadt war grenzenlos und machte sich in den heftigsten Schmähungen Luft. Leider sind keine Angaben über die weitern Vorgänge aufzufinden, sie wären gewiß nicht uninteressant. Diese schwierige Angelegenheit fand, nachdem man jedenfalls den Verhaßten in den Kerker, vielleicht auch nach damaligem Brauch auf die Folterbank gebracht hatte, ihren Abschluß, und zwar einen sehr übereilten, denn schon am 14. Februar (1407), am Tage Valentini, ward Steussing auf den Markt geschleppt, wo die bewaffnete Bürgerschaft, an ihrer Spitze der Rath, hochnothpeinliches Halsgericht über ihn hielt und der Henker ihm den Kopf abschlug. Der Haß hatte somit wieder ein blutiges Fest gefeiert, aber die Vergeltung kam bald hinterdrein.

Die Markgrafen (nach Wilhelm I. Tode, am 10. Februar 1407, fiel seinen beiden Neffen, Friedrich dem Streitbaren, späterer erster sächsischer Kurfürst, und Wilhelm, die Hälfte der Markgrafschaft Meißen zu, die sie gemeinschaftlich regierten), nicht nur entrüstet über dies barbarische Rechtsverfahren des Rathes, welches in den alten Zwickauer Statuten durchaus keine Begründung fand, sondern auch (und jedenfalls hauptsächlich) wegen der unbefugten Anmaßung der Gerichte, zogen den Rath zur Verantwortung. Nachdem die Blutthat vollzogen, der Haß befriedigt war, mochte den Zwickauern bei abgekühltem Blute das Einsehen kommen, daß sie sich einen üblen Handel eingebrockt hatten. Man war damals frei von aller Sentimentalität, die Leute wußten, daß der alte Spruch: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" die sichere Richtschnur des Rechtsverfahrens ihrer Zeit war und diese Ueberzeugung scheint auch die Zwickauer beseelt zu haben.

Vom Rathe mußte eine Deputation nach Meißen an den markgräflichen Hof geschickt werden; außer dem Bürgermeister Mergental waren dies die drei Rathsherren Hans Dithmar und die Gebrüder Hans und Stephan Gülden. Mit ihnen zugleich begab sich eine Deputation der Zwickauer Bürgerschaft nach Meißen. Jedenfalls ist vor der speciellen Vorforderung des Zwickauer Rathes vor das Meißner Landgericht eine Untersuchung von markgräflicher Seite geschehen, welche den Rath stark gravirt erscheinen ließ, ihn als Verführer der Bürgerschaft zu unbefugter Rechtsanmaßung herausgestellt hatte. In solchem Falle gab es bei dem Landgerichte nur Todesurtheile und die Herren der Rathsdeputation bereiteten sich, dieses schlimmen Ausgangs voraussichtlich, vor ihrer Abreise feierlichst zum Tode und nahmen ihre Sterbekleider mit sich*).

Allerdings hatten sie diese nöthig. Das unter dem rothen Thurme der Meißner Burg abgehaltene Landgericht verdammte sie alle vier zum Tode und am 10. Juli (sieben Brüdertag) desselben Jahres 1407 wurden sie unterm rothen Thurme enthauptet, darauf, wie vereint in der Schuld und deren Büßung mit dem Leben, auch vereint in ein Grab in der St. Afrakirche zur Ruhe bestattet. Noch lange nachher war dies Grab durch den darauf befindlichen Leichenstein mit dem Zwickauer Stadtwappen kennbar.

Die Bürgerschaft Zwickau's, welche durch ihre Deputation sich freiwillig zur Geldbuße erboten, erhielt, ohne daß eine solche beansprucht wurde, Begnadigung.

Das sind so Geschichten aus lange verklungener Zeit, aber ihre Kenntniß ist nothwendig, um ein Urtheil über das von vielen schlimmen Leidenschaften bewegte damalige Treiben sich bilden zu können. Der Parteihaß ist zwar immer noch ebenso thätig, wie in den frühern Jahrhunderten, aber mit der Sittenverfeinerung hat auch er seine äußern Zeichen gemildert und findet in Gesetz und Recht einen Damm, an dem er, wie alle Extreme, die nicht im Boden staatlichen Rechtes und der Humanität wurzeln, bricht und dem Verdammungsspruche aller Gebildeten verfällt.

*) Vergl. hierzu Nr. 7, S. 79: „Die enthauptete Gesandtschaft."

Fr. Lubojatzky.

Obersächsische Trachten vom Jahre 1571.

(Hierzu eine lithographische Abbildung.)

Die beiliegende Tafel gewährt uns einen Blick in eine Gasse der alten Stadt Meißen zur Zeit des Kurfürsten August (1553—1586). Es ist die Gasse, die nach dem Dom führend die Eingangspforte zum Kirchhof St. Afra enthält und die noch denselben Anblick wie vor 300 Jahren darbietet. Der Künstler hat diese Gasse mit Gestalten belebt, die dem prächtigen Weigel'schen Trachtenbuch entlehnt sind, das die Königl. öffentliche Bibliothek in einem trefflich illuminirten Exemplar besitzt.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Trachten jener Zeit ganz deutlich spanischen Einfluß zeigen, der bereits unter Kaiser Karl V. (1519—1558) sich geltend machte und bis in das Zeitalter Ludwig XIV., also länger als ein Jahrhundert, die Herrschaft im Reiche der Mode durch das ganze romanische und germanische Europa behauptete. Dieses spanische Costüm hatte manches Eigenthümliche. Zunächst war die vorherrschende Farbe die schwarze, während in früheren Jahrhunderten helle und grelle Farben in möglichst bunter Zusammenstellung beliebt waren. So zeigen uns Bilder des 14. und 15. Jahrhunderts Männer mit einem gelben oder hellgrünen linken, neben einem blauen oder rothen rechten Beinkleid, und Jacken, deren linke Seite eine der rechten ganz entgegengesetzte Farbe darbot. Kaiser Karl V. und sein spanisches Gefolge brachte die schwarze Farbe zur Herrschaft,

142

die früher nur von den Augustinermönchen getragen wurde, während Cisterzienser und Dominicaner die weiße, die Franziscaner aber die braune Farbe führten, die Laien dagegen in möglichst bunten Farben einherzuschreiten sich gefielen.

Nächstdem hatte die spanische Tracht, namentlich die der Männer, das Bestreben, die Gestalt möglichst schlank darzustellen. Wamms und Beinkleid schlossen eng an und letzteres war nur um die Hüften faltenreich und bauschig. Um die Schultern war ein kurzer Mantel gehangen. Auf dem Kopfe saß ein Hut aus Filz oder Sammet mit schmaler Krempe, bei Vornehmen mit goldner Kette oder krauser kurzer Feder aufgeputzt. Es brachte diese spanische Tracht wohlgewachsene schlanke Gestalten sehr vortheilhaft zur Anschauung. Sie erhielt sich am längsten an dem Kaiserlichen Hofe zu Wien, und zwar bis in die Jugendzeit des Kaisers Joseph II.

Die Frauentracht ward von Spanien aus minder auffallend berührt, nur daß auch für dieselbe die schwarze Farbe die vorherrschende wurde.

Unsere Tafel zeigt uns eine Kirchgangsscene. Den Mittelpunkt bildet ein vornehmer Bürger der kurfürstlich sächsischen Stadt Meißen, vielleicht der Bürgermeister oder ein vornehmer Rathsherr, dessen Brust eine güldene Ehrenkette schmückt. Neben ihm erblicken wir drei Frauengestalten, deren eine wohl sein Ehegespons. Ihm naht sich in ehrerbietiger Stellung ein Bürger mit seiner Hausehre, den das Trachtenbuch als Kaufmann bezeichnet. Er scheint dem gewaltigen Herrn irgend eine Angelegenheit zu besonderer Berücksichtigung zu empfehlen.

Die zur Kirchhofpforte führenden Stufen beschreitet, dem dort knieenden Betteljungen kaum flüchtige Aufmerksamkeit schenkend, ein stattlicher Junker in Mantel und Federhut, die linke am Degen, ohne den in jener Zeit kein anständiger Mann weltlichen Standes über die Straße ging; der nachmals, d. h. erst 100 Jahr später in Brauch kommende Stock wurde im 16. Jahrhundert nur von Fußreisenden, Alten und Gebrechlichen geführt.

Hinter unserm Junker zeigt sich eine Tracht, die älteren Frauen, besonders aber den Wittwen eigenthümlich war. Sie besteht in einem langen faltigen Mantel weißer Farbe und einem Kinn und Mund deckenden Streifen Zeug. Zur Linken, ganz im Vordergrunde, sehen wir eine weibliche Gestalt, in der wir die kräftige, Wasser holende Hausmagd erkennen.

Diese, sowie die andern dem Mittelstande angehörenden Figuren sind durchgehends in der obersächsischen Tracht des 16. Jahrhunderts, die indessen auch in Franken und Hessen, wie auch in den meisten mitteldeutschen Städten im Wesentlichen dieselbe war. In den Reichs- wie in den Hansestädten des 16. Jahrhunderts kommen dagegen manche auffallende Eigenthümlichkeiten vor, die Jahrhunderte lang festgehalten wurden; in jener Zeit hatte die Mode noch nicht die heutige rastlose Geschäftigkeit entwickelt. Die Kleiderstoffe setzten ihr, in ihrer unverwüstlichen Dauer, einen kräftigen Damm entgegen. Ein kostbarer Frauenanzug erbte von der Großmutter auf die Enkel und Urenkel und manches Brautkleid hatte vielen Generationen zum Schmucke gedient.

G. Klemm.

Drei Steine im Voigtlande.

Ganz draußen an der südwestlichsten Grenze unsers geliebten Sachsenlandes, da, wo es gleich einer schmalen Erdzunge zwischen Böhmen und Baiern hineinläuft, liegt das Kirchdorf Planschwitz. Von einer freundlichen Höhe schaut es auf das liebliche Elsterthal herab, das gerade an dieser Stelle theils durch die vielfachen Krümmungen des Flusses, der es durchschlängelt, theils durch die bald enger und steiler, bald weiter und ebener sich gestaltenden Ufer viel des Lieblichen bietet. Das Schloß, das zum größten Theil neu aufgebaut ist, mag in der alten Raubritterzeit wohl seine Rolle gespielt haben, und die Nähe einer offenen Verkehrsstraße nach Baiern und Böhmen, wie noch vorhandene unterirdische Gänge, dürften dafür Zeugniß ablegen. Von großem Interesse sind die Petrefacte, urweltliche Gebilde, die sich am Fuße eines Waldhügels finden und sich uns namentlich als Pflanzen- und Muschelabdrücke darstellen. Kaum 1/4 Stunde entfernt ist das Dorf Magwitz, dessen Schloß auf einem Felsvorsprunge unmittelbar am linken Elsterufer äußerst romantisch liegt und aus dem ein altes Adelsgeschlecht, die Herren von Magwitz abstammen. Gegenüber stellt sich dem Auge ein kleiner Häusercomplex dar, Gößwein genannt, seinen Namen wohl von der alten Burg Gößwein führend, von der sich im nahen Waldhange auf dem felsigen rechten Elsterufer noch Spuren finden. Wie die Sage aber fast an keinem alten Schlosse, an keiner Ruine stumm vorübergeht, so weiß sie auch von der ver- und zerfallenen Burg Gößwein noch so Manches zu berichten. Am liebsten hat sie es aber mit schwarzen, grauen oder feurigen Gestalten zu thun, oder auch mit Männern ohne Kopf, ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Sage und Wahrheit, die am meisten von den Männern mit Kopf hält. „In mitternächtlicher Stunde nämlich verläßt der kopflose Ritter seine Trümmerburg, macht fast immer denselben Weg, Unheil verkündend, wem er begegnet, und kehrt endlich beim Eintritt des Morgengrauens wie von einem Erholungsritte zu seinem unheimlichen Berufsdienste zurück, der in nichts Geringerem und nichts Wichtigerem besteht als in der Bewachung eines verborgenen Schatzes."

Stromaufwärts den Blick richtend, treten uns die noch ziemlich gut erhaltenen Trümmer einer zweiten Burg entgegen, Stein genannt. Auf steil aufsteigenden Felswänden, an deren Fuße sich schäumend die Wellen der Elster brechen, starren uns ihre Grundmauern entgegen, aus denen sich hier und da die Eckmauern säulenartig erheben, wie mahnende Fingerzeichen vergangener Tage. Die zerklüfteten Felsen waren jedenfalls durch Brücken verbunden, die man theilweise an den halbverfallenen Bögen noch erkennt. Daß die Burg einmal gewaltsam zerstört worden sei, beweist theils die Eigenthümlichkeit der Ruinen selbst, die in keiner Weise auf ein Insichzerfallen schließen lassen, theils das Zeugniß geschichtlicher Notizen. Gerade dieser Theil des Voigtlandes ist in den verschiedensten Zeiten der unfreiwillige Zeuge verheerender Kreuz- und Querzüge kriegerischer Horden gewesen. Ihn durchzogen schon die alten Römer vor ohngefähr 1800 Jahren, als sie vom Süden kommend auf ihrem Vernichtungszuge gegen die Deutschen, unsere Stammväter, sich gen Norden wendeten, nicht ahnend, welch' blutiger Schlag ihrer dort warte. In diesem südwestlichsten Theile Voigtlands wütheten in blutiger Weise die Hussiten, und die Städte Plauen und Oelsnitz mit ihren Umgebungen sind Zeugen der Grausamkeit und Unmenschlichkeit jener zügellosen Rotten gewesen. Sachsens Peiniger, der österreichische General Holke, hat im Laufe des 30jährigen Krieges hier gebrennt und gemordet, bis die Pest in dem Dorfe Troschenreuth nahe der bairischen Grenze seinem unmenschlichen Treiben ein Ziel setzte. Jedenfalls aber rühren die Trümmer der Burg Stein aus der Zeit des Hussitenkrieges und die Sage von der weißen oder steinernen Frau steht damit in Verbindung.

„Vom Feinde überfallen, soll nämlich die männlich-kühne Burgfrau durch geschickte und entschlossene Vertheidigung der einzelnen Zugänge zur Burg die Wuth des rohen Feindes bis aufs Aeußerste gesteigert und endlich, der Gewalt erliegend, unter den furchtbarsten Qualen mit den Ihrigen geendet haben. Ihr Geist könne aber im Grabe nicht Ruhe finden und so wandere sie gleich einem still dahingleitenden Lichte, woher sie auch kurzweg im Munde des Volkes den Namen „Laterne" führt, in den Mitternachtsstunden ihre unheimlichen Wege. Leid thue sie jedoch Niemandem; weiche vielmehr jedem keck ihr Nahenden in raschen Sprüngen aus, als ob sie ihre Jammergestalt nicht schauen lassen wolle. Scheu vor ihr Fliehenden aber folge sie nach und gehe an Solchen, welche die Furcht oder der Muth zum Stillstehen bringt, schnell vorüber unter einem eigenthümlichen Geräusche, dem Rauschen eines seidenen Kleides vergleichbar."

Ferner berichtet uns die Sage über einen Uhlanensprung von einem mit der Burg Stein in unmittelbarer Verbindung stehenden Felskegel herab, auf den noch jetzt einzelne eingehauene Stufen führen und den eine mächtige Linde ziert, die ihre starken Wurzeln durch die Felsrisse getrieben hat. „Ein Uhlane, vom Feinde grimmig verfolgt und gedrängt, soll nämlich der Gegend ganz unkundig und in der Angst bis auf den Gipfel dieses Felsens gesprengt sein. Hinter sich die feindlichen Verfolger, vor sich den jähen Abgrund, habe er sich muthig entschlossen, ein kaltes Wellengrab in den Fluthen der Elster seiner Ergebung an die verhaßten Feinde vorzuziehen. Gedacht, gethan! Mit Todesverachtung springt er mit seinem Rosse in die Fluthen hinab und wenn auch das treue Thier, das ihn getragen, in ihnen versunken sei, habe er sich doch durch Schwimmen glücklich ans andere Ufer gerettet." — Unverkennbar große Aehnlichkeit hat übrigens diese Sage mit der vom Harrassprunge im Zschopauthale.

Am Schlusse meines Berichtes erlaube ich mir noch zweier „Steine" Erwähnung zu thun, des „Falkensteines" bei Erlbach und des sogenannten „Schneckensteines" bei Gottesberg; beide denkwürdig. Der erstere ragt als kahle und isolirt stehende Felsmauer aus dunklem Fichtenwalde hervor, den Fuß bedeckt von massenhaftem Rollgestein, und bietet auf seinen höchsten Spitzen, die man ziemlich ohne Gefahr ersteigen kann, eine liebliche Fernsicht nach Baiern und Böhmen bis Franzensbrunn hinein. Der Sage nach stand auf dem Falkenstein in den Zeiten der Markomannen ein Fürstenschloß, zu dessen Füßen ein See war. Theudolinde, die Tochter des Besitzers, sollte an einen anderen Fürsten verheirathet werden. Sie liebte aber einen Sänger und hatte mit diesem eine geheime Zusammenkunft, wobei sie belauscht wurden. Der Vater durchbohrte sie mit dem Schwerte und schleuderte ihren Leichnam in den See hinab. Der Sänger stellte sich der andringenden Schaar mit seiner Harfe und seiner Wehr entgegen, bis er, auf den letzten Felsvorsprung zurückgedrängt, sich in den See stürzte. Den Leichnam der Geliebten umschlingend, sprach er einen furchtbaren Fluch über den grausamen Vater aus und als er mit der Geliebten untersank, stürzte das Schloß und der Tempel zusammen und der See erstarrte zu Stein. Die Trümmer des Schlosses meint man noch heute zu sehen."

Gleich einem frommen Wächter, daß kein unwürdiger Wanderer den riesigen Felsaltar und seine heilige Stille entweihe, steht in unmittelbarer Nähe desselben anspruchslos und bescheiden eine kleine Kapelle, die selbst zwar verschlossen, doch durch ein Glasfenster die frommen Zwecke erkennen läßt, denen sie dient. Wunderbar schön ist doch der Eindruck, den eine solche unerwartet entgegentretende Gebetsstätte auf ein empfängliches Gemüth macht und es liegt gewiß eine tiefe Poesie darinnen, sie gerade auf einsam-stillen Höhen aufzurichten, als müßte hier das Menschenherz dem Himmel näher sein. — Der zweite, der Schneckenstein*), ist ein auf einem Waldplateau des Schönecker Forstes ohnweit Gottesberg von jeder Gebirgsverbindung isolirt aufsteigender Felsen, dessen beide getrennt stehende Hauptsäulen durch eine verfallene Brücke verbunden sind. Aus seinem „Königskronenbruche" werden die bekannten, doch jetzt nur noch wenig gesuchten sächsischen Topase gebrochen, wie sie nur Brasilien, Sibirien und ein Fels Australiens noch liefert. Der Topas, der gewöhnlich kleine vierseitige Säulen hat, sieht meist gelb aus wie Wein oder Honig; doch giebt es auch violette und ganz weiße, theilweise vom reinsten Wasser und dann ganz durchsichtig. Wegen seiner schönen, gelben Farbe hieß der Topas sonst auch Chrysolith oder Goldstein und kommt in der Bibel unter dem Namen Terschisch vor. Entdeckt worden ist der Schneckenstein angeblich durch einen Mann, der im trunkenen Zustande seine Obrigkeit gelästert. Er wurde deshalb landesflüchtig und verbarg sich in diese einsame und versteckte Waldgegend. Durch den Glanz aufmerksam gemacht, sammelte er in seiner rath- und hülflosen Langweile mehrere solche Steine, ein glücklicher Gedanke gab es ihm ein, dieselben zur genaueren Prüfung einzusenden und da solche als Edelsteine erkannt wurden, begnadigte man den Finder derselben.

Eine Inschrift, an der einen Seite des Felsens angebracht, nennt dem Wanderer Tag und Jahr, in welchem König Friedrich August, dem Liebe und Verehrung in seines Volkes Herzen ein unzerstörbares Monument gegründet, den unwirthbaren Felsen besuchte.

Im Munde des Volkes erzählt man sich auch vom Schneckenstein so manche wunderliche Spuk- und Geistergeschichten, welche durch die wilde Einsamkeit des Ortes und namentlich durch eine mit schwarz-grünem Wasser angefüllte Vertiefung am Fuße des Felsens an Schauerlichkeit nur gewinnen, umsomehr, als zu verschiedenen Zeiten Unglückliche diesen Platz zum Zeugen ihres frevelhaften Selbstmordes gewählt haben.

C. H. Meinhold.

*) Wir werden in einer späteren Nummer ausführlicher auf den Schneckenstein und dessen Königskronenbruch zurückkommen.

Die Redaction.

Miscelle.

Ein Tartarengrab. In manchen Beschreibungen Sachsens findet man in der Gegend von Dippoldiswalde ein Tartarengrab erwähnt. — Mustapha Sulkiewicz, Tartar von Geburt und Premierlieutenant unter dem sächsischen Uhlanenpulke des Obersten von Schiebel, ward am 1. Juni 1762 beim Dorfe Reichstädt in einem Vorpostengefecht erschossen und nach Tartarenart begraben. Im Jahre 1779 ließen das seitdem verfallene Grab die Offiziere des damaligen preußischen Infanterieregiments von Salbern auf ihre Kosten wieder herstellen. 3.

Sprechsaal.

Zu den ältesten und interessantesten sächsischen Denkmalen der Vorzeit dürfen sicherlich die beiden Stadtthore: das Wasserthor in Zeitz und das Paterthor in Gera gerechnet werden. Es wäre wünschenswerth, wenn der Eine oder der Andere, auf Urkunden (über Entstehung, Ausbau, Erhaltung ec.) sich stützende Mittheilungen an die Redaction des Sachsengrün einzusenden sich entschließen wollte. Mit Dank würde diese Arbeit entgegengenommen werden. 2.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu eine Lithographie: Obersächsische Trachten vom Jahre 1571. ☜

Montag, den 15. April.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Der Rautenkranz im sächsischen Wappen.

Prosa und Poesie, Dichtung und Wahrheit, Sagen und Schriften haben sich seit acht Jahrhunderten der Geschichte des Rautenkranzes bemeistert, haben viel darüber gelehrt, gesungen und geschrieben, aber darum ist's nach wie vor geblieben, d. h. wir sehen heute noch eine Figur im sächsischen Wappen, die wir den „Rautenkranz" nennen, ohne zu wissen warum. Klüger werde ich in diesem Punkte die Welt und die Leser dieses Blattes auch nicht machen; aber es wird dies bei den bis jetzt bekannten Hilfsmitteln auch schwerlich ein Heraldiker und Botaniker nach mir. Indeß dürfte es schon nicht uninteressant sein, zu wissen, seit wann das Wappen Sachsens diese so poetische Figur führt, und welches die Hauptsagen von ihr seien.

Fast jedes Land hat in seinem Wappen eine solche, theils mehr, theils minder mystische Figur; so Oesterreich seine weiße Binde im rothen Feld, Bayern seine Wecken, Braunschweig sein Roß. Man könnte ein dickleibiges Buch schreiben, wollte man alle Conjecturen nur der deutschen heraldischen Figuren zusammenstellen. Folge mir der Leser nur einige Augenblicke, ich werde mich kurz fassen.

Das uralte sächsische Wappen, dessen sich der Stammvater des Hauses Sachsen, Wittekind († 807), bedient haben soll — ich sage absichtlich „soll", da es sehr zweifelhaft ist, ob der Gebrauch der Wappen über die ersten Turniere (Anfang des 10. Jahrhunderts) hinausreicht — war ein schwarzes Roß, welches Wittekinds Bekehrung zum Christenthume (785) in ein weißes verwandelte. Das weiße Roß behielten die Herzöge von Sachsen bis zu Heinrichs des Löwen Achterklärung durch Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1180) bei, Heinrichs Erben aber, welchen die braunschweigischen Erblande verblieben, nahmen dasselbe mit in ihr braunschweigisches Wappen, wo es heute noch springt. Mit dem erledigten Herzogthume belehnte Kaiser Friedrich am Weihnachtsfeiertage 1180 zu Würzburg Albrecht des Bären Sohn, Bernhard von Askanien, Heinrichs erbittertsten Feind, und gestattete dem neuen „Herzoge von Sachsen" die Beibehaltung seines Stammwappens, des alten askanischen Wappens der (jetzt zum Fürstenthum Anhalt-Bernburg gehörigen) Grafschaft Ballenstädt, die nach einer zwar von mehreren Geschichtsschreibern erwähnten aber darum nicht verbürgten Sage, ursprünglich (weil das erste Schloß ein bloses einfaches, von Balken aufgeführtes Haus gewesen sein soll) „Balkenstädt" geheißen, und Graf Esiko IV. um das Jahr 940 an Askanien gebracht hat. Das ballenstädtsche oder „balkenstädtsche" Wappen hatte fünf schwarze Querbalken im goldenen Felde, war daher, nach heraldischem Sprachgebrauche, ein „redendes" Wappen.

Ziemlich gewiß ist es, daß vor 1180 das ballenstädtisch-askanische Wappen nichts weiter, als eben die fünf schwarzen Balken (Querstreifen) hatte. Von hier an beginnt das Kopfzerbrechen der Geschichtsschreiber und Heraldiker. Schräg von oben nach unten erscheint gegen das Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts in dem herzoglich sächsischen Wappen ein Streifen, rechts mit einigen Blättern verziert, welchen schon die ältesten Geschichtsschreiber, wie z. B. der 1517 als Syndicus zu Hamburg gestorbene Albert Crantz, einen „Rautenkranz" nennen. Von den verschiedenen Conjecturen der Aufnahme dieses Kranzes in das nun ballen-

städt-askanisch-sächsische Wappen sind folgende, chronologisch geordnet, die wesentlichsten:

Der nur genannte Crantz, der ziemlich gleichzeitige Chronist Chyträus (Melanchthons Hausgenosse) und nach ihnen viele Andere, wie Spalatin, der als Theolog viel angefochtene, als Heraldiker aber hochgeachtete Dresdner Oberhofprediger Spener, Fabricius, Albinus ꝛc. erzählen, wie bei Gelegenheit der Belehnung mit Heinrichs Landen, Bernhard den Kaiser, um sein Wappen von denen seiner Brüder unterscheiden zu können, um ein solches Unterscheidungszeichen fußfällig gebeten, der Kaiser aber die Hälfte des eben auf seinem Haupte befindlichen, der Hitze halber abgenommenen Rautenkranzes über Bernhards Wappen gehangen, und diesem dessen Führung als Wappenfigur gestattet habe. Diese Auslegung aber suchen spätere Schriftsteller, wie der gothaische Chronist Struve (1705) und Zollmann (1723) nicht ohne Grund damit zu widerlegen, daß der um 70 Jahre nach jener Beleihung, um das Jahr 1250, lebende Chronist Albertus Stadensis, der des Beleihungsactes in seiner Chronik umständlich gedenket, der Kranzgeschichte gar nicht erwähne, sowie, daß der Kaiser zu Weihnachten der Hitze halber den Kranz von seinem Haupte genommen haben dürfte. Der letzte Widerlegungsgrund möchte wohl aber der schwächere sein, da Kaiser Friedrich zu Weihnachten schwerlich der drückenden Hitze halber, sondern nur um Bernhards Bitte zu erfüllen, den Kranz vom Haupte genommen und an des Bittenden Schild und Wappen gehangen haben könnte.

Der Heraldiker Sylvester Petra Sancta in seinen 1628 zu Rom herausgekommenen Tessexae gentilitiae nennt es einen blosen rechten Schrägbalken, und ich möchte darin beipflichten. Bernhard bekam durch die kaiserliche Gnade zu seinen askanischen Ländern die des geächteten Heinrich, behielt dabei sein ursprüngliches Ballenwappen, und bezeichnete den neuen Zuwachs nun durch einen sechsten Balken, den er erklärlich nicht anders, als über die ältern Balken hinweg anbringen konnte. Die Blattverzierungen dieses Schrägbalkens, den ein, in einem Dobrilugk'schen Codex befindliches Diplom des Herzogs Albert II. vom Jahre 1297 selbst nur einen „tractus" (Strich) nennt, kann leicht nur der Geschmack des Wappenführers oder des Wappenmalers dazu gefügt haben. — Wohl weiß ich, daß durch diese Meinung aller poetische Hauch vom vielbesungenen Rautenkranze verwischt wird, das aber kann mich nicht beirren, solange an meiner Ansicht festzuhalten, bis mich nicht die Geschichte gründlich eines Bessern belehrt, dem ich gern mein Ohr leihen werde. Ein anderer Heraldiker, Höppingk — in der Mitte des 17. Jahrhunderts —, erzählt, es habe lange vor Herzog Bernhard ein sächsischer Herzog auf einer Reise nach Venedig den ihm von einer Geliebten präsentirten Rautenkranz getheilt, die eine Hälfte ihr zurückgegeben und die andere Hälfte als Andenken in sein Wappen aufgenommen. Der jenaische Professor Bachmann spricht von einer Geliebten Bernhards selbst oder doch seines Vaters Albrecht des Bären. Das Alles klingt aber für die Heraldik doch wohl etwas zu romanhaft.

Wieder Andere, wie der Engländer Speckmann (1664) und wohl nach ihm einer der bedeutendsten Wappenkundigen, Höne (1705), nennen — natürlich nur die Verzierungen des Schrägbalkens — Seeblätter, wie sie das spätere alte sächsische Wappen wegen der Herrschaft Brehna noch geführet. Indeß meint Höne, wahrscheinlich nur um diese Blätter mit dem Schrägbalken in Verbindung zu bringen, Beides könne auch eine halbe offene Krone vorstellen, dem auch Graf von Beust zu Altenburg (1797) beipflichtet. Daß es aber eine Krone, welche man in alter Zeit bisweilen durch sertam (Kranz) übersetzt habe, gewesen, das behauptet auch Böhme in seinem „Groschenkabinet" und in seiner „Monographie vom Rautenkranz" (1756) und mit ihm einer der berühmtesten sächsischen Geschichtsschreiber, Weiße, in der „Geschichte der kursächsischen Staaten" (1803).

Etwas romanhafter nimmt Zollmann die Sache. In einer eigenen Schrift (1723) führt er eine „Historische Untersuchung, daß das sächsische Wappen der kaiserlichen Prinzessin Agnes, Kaiser Rudolph I. Tochter, Haupt- und Haarschmuck sei, welchen ihr Gemahl, Herzog und Kurfürst Albertus II., ihr zu Ehren auf sein Schild und Wappen gesetzt". Diese Vermählung fand 1273 statt, und Zollmann will von da an erst die fragliche Figur im sächsischen Wappen finden.

Rudolph in seiner „Heraldica curiosa" (1718) sieht in der Figur nichts als einen blosen Blumenstreif, wie ihn das alte Geschlecht der von Malschwitz auch in ihren Wappen geführt. Wie aber das Blumenbouquet in beide Wappen gekommen, das erfährt man nicht.

Buder in einer Monographie über Herzog Bernhards Belehnung kommt auf den alten Gebrauch des Hutes bei feierlichen Belehnungen, und meint, Bernhard sei durch Hut und Kranz beliehen und dies in das Wappen übergetragen worden.

Dr. Heffner endlich in seiner neuesten (1855) Bearbeitung des alten Siebmacherschen Wappenbuchs hält die Figur für irgend einen Theil der ritterlichen Kleidung oder Ausrüstung, für einen Degengürtel oder etwas Aehnliches.

Das wären die vorzüglichsten Meinungen über den sächsischen Rautenkranz, der über die fünf schwarzen Balken im goldenen Felde heute noch im königlich sächsischen Wappen, in das er aus dem herzoglich sächsischen Wappen übergegangen war, prangt. Den Rautenkranz finden wir übrigens auch im Hause Anhalt, wegen Ballenstädt, im Königreiche Sardinien (Savoyen), wegen des einstigen Herzogthums Obersachsen, und einst bei dem Herzoge von Mantua (wie bei Sardinien).

Außer diesem herzoglichen Wappen führten die Kurfürsten von Sachsen noch 26 Wappen wegen des Erzmarschallamtes, der Landgrafschaft Thüringen, der Markgrafschaften Meißen, Ober- und Niederlausitz, Landsberg, der Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, Ingern und Westphalen, den Pfalzen Sachsen und Thüringen, der Herrschaften Pleißen, Münzenberg und Lichtenberg, der Grafschaften Orlamünde, Brehna, Eisenberg, Ravensberg, Mark, Hanau und Barby, der Burggrafschaft Magdeburg, des Burggrafenthums Altenburg, der gefürsteten Grafschaft Henneberg und der Regalien. Der Lüneviller Frieden am 9. Februar 1801, die Rheinbundacte vom 12. Juli 1806 und der Vertrag vom 18. Mai 1815 zwischen Sachsen und Preußen nahmen davon den größten Theil. Aber schon im Generale vom 29. December 1808 hatte man „vor der Hand" das jetzige einfachere Wappen, welches auch die bei den Regierungswechseln 1827, 1838 und 1854 üblichen Decrete ausdrücklich beibehalten haben, bestimmt.

Ich habe mich bei der gebotenen Räumlichkeit auf diese wenigen Andeutungen beschränken müssen; sie werden aber gewiß genügen, um Manchem, der den Rautenkranz im sächsischen Wappen bisher ohne Interesse anschaute, diese mystische Figur etwas genauer und mit mehr Interesse zu betrachten.

Nur noch ein Curiosum füge ich hinzu. Der sonst so treue, fleißige Bernd in seiner „Allgemeinen Schriftenkunde der gesammten Wappenwissenschaft" gedenkt unter den vielen Werken und Citaten auch eines Aufsatzes in den „Dresdener gemeinnützigen Beiträgen" von 1808 „Ueber die Raute, aus einem Briefe über den sächsischen Rautenkranz" von Semler. Gewohnt, jedes Citat selbst zu lesen, lese ich auch den Semlerschen Aufsatz, finde aber darin mit keinem Worte des sächsischen Rautenkranzes gedacht, sondern vom Anfang bis zu Ende nichts als eine recht lehrreiche Abhandlung über die — Heilkraft der Raute.

Ackermann, Appellationsrath.

Das ehemalige Schloß und Amt Reinhardtsbrunn.

Das Kloster Reinhardtsbrunn, 1085 vom Grafen Ludwig dem Salier, der Springer genannt, gegründet und 1089 vom Kaiser Heinrich V. bestätigt, stolz darauf, seinen hohen Stifter, sowie andere vornehme Häupter, als den Ahnherrn der berühmten Grafen von Gleichen, den Grafen Erwin von Tonne, sehr bald unter der Zahl seiner Mönche gehabt zu haben, stieg besonders dadurch an Macht vor andern Klöstern, daß es die Begräbnißstätte der Landgrafen von Thüringen (mit einigen Ausnahmen) wurde. Sein Ansehen wuchs rasch und mit diesem sein Reichthum durch zahllose fromme Stiftungen, nicht minder aber auch durch die Gebeine der dort dem Jenseits entgegen Schlummernden, die der Convent in den weithin reichenden Ruf der Wunderthätigkeit zum Nutzen der Klostercasse gebracht hatte. Seine Aebte, durch bischöfliche Insignien ausgezeichnet, waren kleine Kirchenfürsten, die über eine große Anzahl von Besitzungen in der Nähe und Ferne geboten und über ihre Unterthanen mit priesterlichem Stolze herrschten. Da schritt mächtig einher der Geist der Zeiten, der das Volk mahnte, den Druck des Adels und der Geistlichkeit abzuwerfen und schüttelte auch über dem stolzen Kloster seinen Fittig. Der prächtige Bau wankte unter den wilden Schlägen der aufrührerischen Bauern; vergebens suchte der Kurfürst Johann von Sachsen den Sturz seiner Mauern aufzuhalten, um die herrlichen Schätze an Kostbarkeiten und Büchern in ihren Wänden zu retten; sie fielen in Trümmer (nach Ostern 1525) und die Mönche zogen von dannen, ja alle Spur des Klosters ward für die Neuzeit vertilgt; nur ein großer Steintisch unter alten Linden, der Mönchstisch genannt, ist noch vorhanden. Doch allmälig erhob sich an der Stelle ein neues Reinhardtsbrunn.

Zunächst setzte der Kurfürst über die verwaisten Besitzungen einen Verwalter, Hans von Hönigen, der wieder den Sequestratoren der thüringischen Klöster untergeordnet war. Unter Kurfürst Johann Friedrich dem Großmüthigen wurden diese aufgefordert, von ihrer Obervormundschaft Rechnung abzulegen; doch ist über das Ergebniß derselben nichts bekannt. Da viele der Klostergüter durch den ungeordneten Zustand hier und da in eigenmächtige Hände gerathen waren, so ließ der Kurfürst 1541 eine genaue Untersuchung darüber anstellen, in deren Folge die Verwaltung 1543 es für rathsam gehalten zu haben scheint, aus den zunächst um das ehemalige Kloster gelegenen Besitzungen ein Gut zu bilden, „für den Fall, daß der Fürst etwa in der Gegend jagen wollte", die entferntern aber zu verkaufen, doch die Ausführung dieses Planes hinderten dringende Umstände, die in dem Kampfe der Führer der protestantischen Partei gegen den Kaiser begründet waren und durch den Ausgang desselben für Johann Friedrich so unglücklich ausfielen, daß sein Haus die Kurwürde verlor.

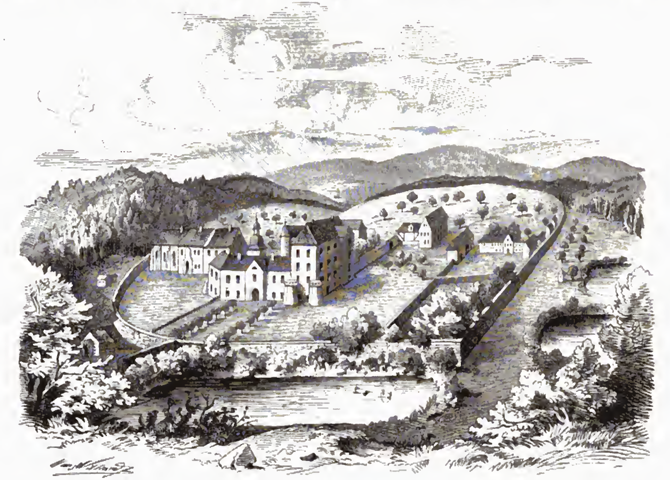
In der Wittenberger Capitulation (1547) wurde Reinhardtsbrunn dem ernestinischen Hause noch unter der Bezeichnung eines Klosters zuerkannt, und als Herzog Johann Friedrich der Mittlere, der 1554 die Leichensteine der Landgrafen von Thüringen aus den Trümmern des Klosters nach Gotha schaffen ließ und 1565 das zu demselben gehörige Dorf Uelleben bei Langensalze an einen Grafen von Gleichen verkaufte, in Folge der sogenannten Grumbachschen Händel auf immer Land und Freiheit (1567) verloren hatte, blieb Reinhardtsbrunn bei der definitiven Erbsonderung zwischen seinem Bruder Johann Wilhelm von Weimar und seinen Söhnen Johann Casimir und Johann Ernst, 1572, und dem 1573 erfolgten kaiserlichen Lehnbrief als Amt bezeichnet bei dem Hause Weimar, gleich den ebenfalls aus Klöstern entstandenen Aemtern Ichtershausen und Georgenthal, ferner den Aemtern Wachsenburg, Schwarzwald und andern. Zu diesem Amt gehörten das Dorf Friedrichsrode, das 1595 mit dem Marktrecht und 1597 mit dem Stadtrecht beschenkt wurde; ferner die Dörfer Ernstroda, Wipperoda, Cumbach, Städichen mit Schnepfenthal, Finsterbergen, Altenbergen, Engelsbach, Zella St. Blasii, Cobarz nebst Tabarz und drei Vorwerke.

Nach dem Jahre 1572 wurde hier nun das „hohe Haus" mit 3 Stockwerken und schönen Kreuzgewölben nicht weit von der Stelle, wo das Kloster gestanden, erbaut, und zwar „zur nothdürftigen Hofhaltung des Fürsten"; es wurde mit einer doppelten Mauer umgeben, die mit 2 äußeren und 3 inneren steinernen Thoren versehen war. Unter jenen Thoren war eines mit einer Zugbrücke eingerichtet, die aber schon im Anfange des 17. Jahrhunderts wieder beseitigt wurde. Im Schlosse selbst war das Amt zugleich mit und wahrscheinlich die Wohnung des Amtmanns, denn erst der Sohn und Nachfolger des 1573 verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm, Friedrich Wilhelm I., der, Anfangs Herzog von Sachsen-Altenburg, seinem Bruder 1592 Altenburg, Eisenberg und Ronneburg abtrat und 1601 nach Weimar ging, ließ in dem letztern Jahre das Wohnhaus für den Beamten bauen und noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts war die Amtsstube im Schloß. Nach seinem Tode 1602 kam Reinhardtsbrunn an seinen Bruder, Herzog Johann III., der seine Residenz von Altenburg nach Weimar verlegte und 1603 mit seines Bruders Söhnen daselbst einen Vertrag abschloß, in dem er Weimar bekam und jene Altenburg erhielten. Während seiner Regierung wurden in den Jahren 1604 und 1605 die Vorwerke von Reinhardtsbrunn, Espenfeld bei dem Dorfe Ernstroda und Au, nicht weit davon, damals übrigens schon Wüstungen, mit ihren Ländereien, Triften und andern Gerechtigkeiten an die Amtsunterthanen zu Ernstroda, Wipperoda, Culmbach und Städichen vererbt.

Nach seinem Tode (1605) baute seine Wittwe, Dorothea Maria, die sich zuweilen hier aufhielt, besonders zur Zeit der Pest in Weimar (1607), die Kirche an das Wohnhaus des Amtmanns (1611) und ließ dieselbe mit einem großen Altarbild durch den gothaischen Maler Richter 1615 zieren. Dasselbe, auf eine sehr große, ½ Zoll starke Zinnplatte gemalt, stellt den Traum Jacobs vor; um den Schlafenden herum sind der verstorbene Herzog Johann nebst Gemahlin und ihren 11 Kindern in Lebensgröße mit perlfarbenen Kleidern angebracht; die bereits gestorbenen sind durch Kränze ausgezeichnet. Wahrscheinlich ließ sie auch das Gewölbe zu Begräbnissen fürstlicher Personen unter der Kirche bauen, es ist wenigstens in der Reinhardtsbrunner Amtsbeschreibung nicht angegeben, ob dasselbe bei der von Herzog Friedrich II. von Gotha an Reinhardtsbrunn vorgenommenen Restauration gemacht worden ist, was jedenfalls für die Kirche selbst gefährlich gewesen wäre. Außen an der Südseite derselben brachte die genannte Herzogin die Leichensteine der Landgrafen von Thüringen, unter einem kleinen Schieferdache geschützt, mit großer Pietät für diese Ahnen des Hauses Sachsen an. Wie bereits erwähnt, hatte Herzog Johann Friedrich der Mittlere die Denkmale von Reinhardtsbrunn, sowie die Leichensteine Friedrich des Gebissenen und seiner Gemahlin von ihrer Begräbnißstätte, dem Katharinenkloster zu Eisenach, in die Kirche des Schlosses Grimmenstein nach Gotha bringen lassen, weil er beabsichtigte, in derselben ein Familienbegräbniß zu stiften. Der Plan scheiterte an der Zerstörung des Grimmensteins in Folge der Grumbachschen Händel und der damalige Schösser, Paul Schallreuter zu Gotha, ließ die Denkmäler in das sogenannte Gießhaus unterhalb des Schlosses bringen, 1568. Dorothea Maria ließ sie später durch den Lehrer ihrer Prinzen, den Geschichtsforscher Hortleder, aufsuchen und mit Bewilligung des Herzogs Johann Casimir von Coburg, an den nach der

Erbtheilung mit seinem Oheim unter dem thüringischen Landesantheil nebst anderen die Stadt Gotha zugefallen war, 1613 nach Reinhardtsbrunn bringen und außerhalb der Kirche aufstellen.

Bei der Theilung im Hause Weimar unter den Söhnen des Herzogs Johann, 1640, kam unser Schloß und Amt an Herzog Ernst I. von Gotha, den Frommen. Dieser unterzog sich der Verwaltung desselben mit großer Sorgfalt, ließ deshalb die Grenzen zwischen dem Amte Tenneberg und Reinhardtsbrunn im Juli 1642 durch den Amtsschösser des ersteren, Andreas Wex, und dem des letzteren, Johann Melling, den Oberförster Wilhelm Kuhn zu Kleintabarz und den Forstknecht (Förster) Cyriax Locker zu Friedrichsroda feststellen. Dasselbe geschah darauf am 24. August mit den Grenzen des Amtes Georgenthal durch den Schösser desselben, Peppe Silchmüller und dem genannten Reinhardtsbrunner, ferner



durch den Forstmeister Sebastian Wollner und die 3 Forstknechte Großgebauer zu Georgenthal, Valentin Schmidt zu Finsterbergen und den genannten Cyriax Locker; alsdann ließ der Herzog den Befund durch die Amtsrichter der beiden Aemter „beschreiben". Eine sogenannte Amtsbeschreibung, nämlich eine Zusammenstellung aller auf einen Amtsbezirk bezüglichen kirchlichen und weltlichen, territorialen, lehnschaftlichen und finanziellen Verhältnisse, ließ er für jedes Amt des Landes zur rascheren Uebersicht in der Verwaltung verfertigen. Das Personal in den Aemtern des Herzogs bestand in dem Oberbeamten (Schösser), der die Justiz nnd einen Theil der Verwaltung hatte; dem Amteschreiber (Amtsvoigt), der die fürstlichen Einkünfte verwaltete, und dem Amtsrichter, der Protocollist des Amtmanns war und die Registratur, Citationen, Executionen, Inventuren und Criminalsachen zu besorgen hatte. Zu der Forstei des Reinhardtsbrunner Amtes gehörten die Forsteien Friedrichsroda und Finsterbergen. Nach der Amtsbeschreibung von 1728 betrug der jährliche Ertrag 7—8000 Gulden nach der Holztaxe von 1723.

Am Schloß, das Herzog Ernst I. hatte repariren und durch neue Gebäude erweitern lassen, waren folgende Stücke vorhanden und zwar das Schloß selbst, als 1) das „hohe und große" Haus, das Kurhaus, der Saal, das Wohnhaus an der Kirche; 2) das Back- und Waschhaus; 3) das Brauhaus; das Münzhaus, dessen Gebrauch sich vielleicht aus einer früheren Gerechtigkeit des Klosters zum Prägen rechtfertigen ließ; 5) die Mühle; 6) das Jäger- und Hundehaus, worin damals der Amtsschreiber (Amtsvoigt) wohnte; 7) das Thorhaus; 8) der Gefängnißthurm, der Kaiser genannt; 9) der Marstall, früher der lange Pferdestall genannt, wurde später zu einem Wohnhaus hergerichtet; 10) das Zeughaus; die dabei stehende Stallung gebrauchten später die Beamten; 11) das Malzhaus. Hierzu kam später 12) der neue lange Viehstall zum Betrieb der Oekonomie des zum Schloß gehörigen eigeuen Vorwerkes. Dieses bestand in 79 1/2 Acker Areal znm Ackerban, 294 Acker Wiesen und dem 10 Acker großen Amtsgarten. Zum Betrieb der Landwirthschaft wurden 12 Ochsen, später 4 Pferde gehalten, und der Pachter, häufig der Amtmann selbst, zahlte z. B. im Jahre 1728 110 Gulden Pacht. Häufig verwalteten auswärtige Pachter, z. B. ein Vorfahr des Verfassers dieses, ein Fleischer zu Waltershausen das Vorwerk. Zum Vorwerk gehörte ein Hofmeirer, der nebst dem Hirten im Unterstock der Amtsvoigtei wohnte, ferner ein Kuecht, zwei Mägde und ein Schäfer. Neben der Amtsvoigtei stand der Marstall und die Stallung für das Vieh der Oekonomie. Die Viehzucht wurde zuweilen so stark betrieben, daß 2 bis 3 Schock Melk- und Geldevieh zur Weide gingen, später nur höchstens ein Schock. Wenn

der Hirt den Milchertrag der Heerden in Pacht hatte, da gab er von jeder Kuh 42 Pfund Butter und 3 Schock Käse ab. Außer dem Rindvieh wurde eine Heerde Schaafe (Schlachthaufen) von 200 bis 300 Stück gehalten und für 60 bis 70 Gulden jährlich verpachtet. Zur Weide des Viehes wurde dem Hirten und Schäfer außer der Gräserei um das Schloß herum die Trift auf den Bergen des Reinhardtsbrunner Forstes angewiesen. Zu den Gebäuden der Meierei gehörte später ein Hirtenhaus nebst verschiedenen Pferde- und Kuhställen.

Die übrigen Gebäude dienten zu folgenden Zwecken: Im Thorhaus wohnte der Amtsdiener; im Münzhaus, eine Zeit lang die Schreinerei genannt, der Amtswächter; ferner stand hinter der Amtsvoigtei ein kleines Brauhaus und eine Scheuer für den Amtsvoigt, 1719 erbaut; eine Ziegelei hinter der Meierei und ein Kalkofen bei der Mühle. Das Zeughaus wurde später zum Kutschenhaus verwendet, darauf war ein Heuboden. Der Kirche gegenüber (nach Süden) stand ein Back- und Waschhaus, ein Kellerhaus über dem Mönchskeller im großen Garten, wo vorher das Kloster stand. Hieraus geht hervor, daß dasselbe höher als das Schloß und südlicher als dieses und zwar hinter dem Platz, auf dem das Schloß erbaut wurde, und vor dem Teich gelegen war, aus dessen Tiefe der Reinhardtsbrunn entspringt. Dieser großen Anzahl der Gebäude entspricht die Masse Häuser auf dem beigegebenen Bilde, das freilich nicht mit kritischem Auge betrachtet werden darf, da das Original*) zu einer Zeit gemalt ist, wo man es liebte, nach landschaftlichen Ansichten Zeichnungen zu entwerfen, die mehr Situationspläne als Landschaftsbilder sind. Die herrlichen Linden, die jetzt Reinhardtsbrunn beschatten, sind nur angedeutet, wahrscheinlich um nichts an den Gebäuden zu verdecken. Diese stammen der Schilderung nach aus verschiedenen Zeiten.

Nach dem Tode des Herzogs Ernst I. scheint sich dessen Sohn und Nachfolger, Friedrich I., nicht sonderlich um Reinhardtsbrunn gekümmert zu haben, da er mit dem Bau der Schlösser Friedrichsthal zu Gotha und Friedrichswerth in dem Dorfe Erfa, das hierdurch später ebenfalls Friedrichswerth genannt wurde, zu sehr beschäftigt war. In der Reinhardtsbrunner Amtsbeschreibung von 1728 und 1729 findet sich wenigstens keine Angabe über Baulichkeiten aus seiner Regierung. Durch diesen Mangel an Fürsorge scheint allmälig mancher Theil einer Reparatur bedürftig geworden zu sein und sein Sohn, Herzog Friedrich II., ließ daher 1714 das Schloß mit einem ganz neuen „Eingelände", vielen Zimmern und einem neuen Doppeldach versehen, so daß das Haus ohne dem äußeren Mauerwerk vielfach verändert wurde. Ueber dem Einfahrtsthor zum „inneren" Schloß (Schloßhof) wurde der große Saal mit 2 Kaminen „à la moderne" nebst 2 Zimmern, da wo sonst das sogenannte Gewehrhaus gestanden, gebaut. Aus dem Saal gelangte man ins Amtshaus, wo aus einem großen, langen Saal 6 Zimmer und eine Galerie hergerichtet wurden, um das Archiv, die Amtsstube, 2 Geschäftszimmer und die Küche zu gewinnen. Dieses Amtshaus stieß zunächst an das 1601 für den Beamten erbaute Wohnhaus. Ueber diesem waren Zimmer für die fürstliche Herrschaft nebst einer neuen Galerie zur Kirche. Auch diese ließ der Herzog renoviren und mit einer neuen Decke, neuen Orgel, Singechor, Fenstern, Stühlen und zwei Herrschaftsständen versehen.

Eine wichtige Veränderung ging unter des Herzogs Sohn, Friedrich III., mit dem Amte Reinhardtsbrunn vor, indem er dasselbe mit dem Amte Tenneberg vereinigte und der Amtmann Dr. Wilhelm Jacobs auf Tenneberg nun beide Aemter gemeinschaftlich verwaltete, doch wurden sie nach mehreren Jahren wieder getrennt, dann 1757 wieder vereinigt und 1789 abermals gesondert. Die Reinhardtsbrunner Beamten wurden später, trotz der Trennung beider Aemter, nach Waltershausen versetzt, bis auf den Amtsvoigt, dem eine Wohnung in Friedrichroda angewiesen ward, und da der Amtmann keine eigene Dienstwohnung hatte, sondern zur Miethe wohnen mußte, so baute man 1810 auf dem Gasthofe „zum rothen Horn" eine solche, und die Verwaltung des Amtes fand neben dem Tenneberger auf dem Schlosse statt, bis unter der Regierung des Herzogs Ernst I. von Koburg-Gotha endlich dasselbe den Aemtern Georgenthal (und zwar die Amtsdörfer jenseits Friedrichroda) und dem Amte Tenneberg (die diesseits gelegenen) einverleibt wurde.

Den häufigeren Besuch des Schlosses im Anfang dieses Jahrhunderts verdankte dasselbe den Belustigungen im „Büchig" am Wege nach Tabarz. Während es fast nur noch ein Alabastersteinbruch mit langen und weiten Stollen ist, an den eine Kalkmühle angebaut worden und ein Haus mit einer comfortablen Sommerwohnung, wurde damals der reizend gelegene Platz unter Herzog Ernst II., der oft in Reinhardtsbrunn weilte, ein Vergnügungsort, jedoch so bescheideuer Art, daß sich das Bedürfniß zum Bau eines Gasthauses herausstellte und einen solchen baute 1813 der damalige Reisestallmeister des Herzogs August, Namens Wangenheim, nachdem er das Gut von seinem Gönner zum Geschenk erhalten hatte. Von jetzt an erkannten Besucher von nah und fern die Reize des wundervollen Thales immermehr, bis es endlich seinen größten Schmuck durch den Umbau des Schlosses durch den Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha den heutigen Styl erhielt.

Von jetzt an tritt Reinhardtsbrunn in die dritte Epoche seiner Geschichte und mit Recht heißt der Prachtbau mit seinen glänzenden Teichen und Parkanlagen die Perle Thüringens.

Der kunstsinnige Herzog erkannte mit geübtem Blick, was sich aus der reichen Natur der Umgebungen des Schlosses, sowie aus diesem selbst durch die Kunst schaffen ließ. Er berief 1827 zu diesem Zweck den ausgezeichneten Architecten Gustav Eberhardt aus Koburg, der sich damals in Rom aufhielt. Im Winter 1827 bis 1828 wurde die Mauer abgebrochen, der schöne große Teich nach Nordwest aus zweien hergestellt, der dritte zugefüllt und um den herrlichen Wasserspiegel die schönsten Baumgruppen angelegt. Obgleich der Herzog zum Baustyl den altdeutschen gewählt hatte, so konnte dennoch der Neubau auf dem alten Grund mit theilweiser Benutzung der früheren Gebäude aufgeführt werden, und daher kommt es, daß die Ausführung des Planes in denselben Winkeln und Richtungen der Grundfläche erfolgte. Auf diese Weise stößt an das nach Westen gelegene Hauptgebäude (hohe Haus) im rechten Winkel das (jetzt offene) Portal mit darüber liegendem Prunksaal nach Norden; hieran schließt sich das mit dem Hauptgebäude im Winkel nach Osten laufende Gebäude der schon vorhandenen Hirschgalerie im oberen Stock und der Castellanei im unteren, sonst das Amtshaus; von hieraus, und zwar von dem etwas vorspringenden Thurm, läuft nach Osten die Kirchgalerie und mit dieser schließt die Kirche das Ganze. Die Dächer, welche, mit Ausnahme der letzteren, mit Ziegeln gedeckt waren, bekamen Schieferbedeckung. Bis 1832 wurde das Hauptgebäude im Aeußeren und Innern vollendet, bis 1833 das Einfahrtsgebäude, bis 1834 dasjenige, welches früher Amtshaus war, bis 1835 der Thurm und ein Theil der Kirchgalerie. Von den alten Gebäuden blieb die Meierei in ihrer Verfassung, doch auch sie mußte 1855 einem, dem übrigen analogen, massiven Bau mit einem Kostenaufwand von 23,000 Thalern weichen; desgleichen ist die Kirche 1857 abgebrochen und wird nach einem Kostenanschlag von 12,000 Thalern im byzantinischen Styl aufgeführt. Durch sämmtliche Bauten hat sich der Hofbaurath G. Eberhardt ein bleibendes Denkmal gesetzt in diesem paradiesischen Stückchen Erde.

Dr. Polack.

*) Es ist ein großes Oelbild und hängt jetzt im Portierzimmer am Haupteingang des Schlosses und scheint aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts zu stammen.

Die Macht des Gebetes.

Eine Scene aus dem dreißigjährigen Kriege.

Mit mehreren tausend Mann zu Roß und zu Fuß verstärkt, kehrte der Feldmarschall Banner 1639 aus Pommern, wohin er im Jahre vorher vor dem kaiserlichen General Gallas flüchten mußte, nach Sachsen zurück. Erbitterter als je verübten seine gänzlich verwilderten Schweden die größten Grausamkeiten, verbreiteten Furcht und Schrecken im ganzen Lande. Parteigänger zogen mit ihren Schaaren umher, überfielen kleine Städte und Dörfer, sie brandschatzend, plündernd und kaltblütig durch Feuer und Schwert verheerend.

Einem dieser gefürchteten Krieger, dem Oberstleutnant Dörffling, war kund geworden, daß der kursächsische General von Schleinitz, Commandant zu Leipzig, den 24. Februar zehn Wagen nach Eilenburg senden werde, um Bier abzuholen; sich des schönen Vorspanns zu bemächtigen und seine meist unberittenen Dragoner mit tüchtigen Pferden zu versorgen, nahm er durch Hinterlist die halbabgebrochene Brücke weg, ließ sie schleunigst wieder herstellen und drang in die schwach besetzte Stadt. Zwanzig Musketiers, als Convoi der vor zwei Stunden angekommenen Wagen, flüchteten sich über die Torgauer Brücke nach Düben; die wenigen Eilenburger Defensiver streckten ohne Schwertschlag das Gewehr.

Im rothen Hirsche nahm der übermüthige Dörffling sein Quartier; von hier aus ertheilte er den strengen Befehl: „Binnen drei Stunden alle in Eilenburg befindlichen Rosse auszuliefern, dann eine Ranzion von 30,000 Thalern zu zahlen, wo nicht, so würde er sämmtliche Bürger zwingen, mit weißen Stäben aus der Stadt zu gehen." Dem ersten leistete man pünktlich Folge, obgleich mancher sein schönes Pferd mit Thränen im Auge überantwortete; das zweite zu erfüllen war unmöglich!

Die Angst der bedrängten Einwohner stieg aufs Höchste, denn fruchtlos blieben des Magistrates demüthige Fürbitten, und die Versicherung, „solch eine Summe sei nicht aufzubringen", entflammte den Schweden zum heftigsten Zorn; fluchend und tobend beharrte er bei seiner Forderung. Endlich, in der größten Angst, ging der Archidiaconus M. Rückhard zum Oberstleutnant, ihn noch einmal um Erbarmen anzuflehen. Die ganze Bürgerschaft hatte sich auf dem Markte versammelt, mit klopfendem Herzen seiner Rückkehr harrend.

Nach kurzem Zeitraume kam der Ehrwürdige zurück, sein geisterbleiches Antlitz verkündete Unheil. „Nun Vater, wie steht's?" riefen Alle voll banger Erwartung. Da erhob der Greis sein gesenktes, schneeweißes Haupt und sprach mit starker Stimme: „Kommt her, ihr lieben Kirchkinder! Wir haben bei Menschen kein Gehör, noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden." —

Alsbald ließ er die Betglocke läuten und unter freiem Himmel das Lied anstimmen: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein", hierauf das Vaterunser knieend beten. Dies brach des Feindes Herz.

In scheuer Entfernung standen mehrere Schweden, unter ihnen ihr Oberstleutnant Dörffling, unwillkürlich die Hände faltend; eine nie empfundene heilige Rührung schwellte zum ersten Male im Leben des stolzen Kriegers Brust. Kaum war der feierliche Gottesdienst vorüber, so begab er sich selbst aufs Rathhaus und erließ den Vätern der Stadt 22,000 Thaler.

Es war aber dennoch keine Möglichkeit, die 8000 Thaler, welche schlechterdings verlangt wurden, zu erschwingen, obgleich alle Baarschaften zusammengeschossen, ja selbst eine silberne Kanne und ein Kelch aus der Kirche geliefert ward. Deshalb mußte der Magistrat Brief und Siegel von sich geben, den Rest binnen einer gewissen Zeit zu erstatten.

Am andern Morgen bliesen die schwedischen Trompeter zum Abzug aus Eilenburg. B—a.

Die St. Martinscapelle auf Schloß Mildenstein zu Leisnig.*)

Hoch über dem Spiegel der Freiberger Mulde blicken aus den altersgrauen epheuumrankten Mauern des Schlosses Mildenstein 3 schmale Fenster im gothischen Spitzbogenstyl in das schöne Thal herab. Sie gehören der alten Martinscapelle an, welche kühn und frei auf einem Felsenvorsprung erbaut, ebensowohl architectonisch als historisch merkwürdig, der Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers werth ist.

Wohl ist mit Sicherheit die Erbauungszeit des Schlosses Mildenstein zu Leisnig nicht anzugeben**) und daher auch diejenige der Capelle nicht. Wenn indeß das Schloß Leisnig schon im Jahre 1048 von Kaiser Heinrich III. dem Bisthum Zeitz einverleibt und im Jahre 1082 dem Grafen Wiprecht von Groitzsch zur Lehn gegeben worden ist, so darf man annehmen, daß auch die Capelle mit dem Schlosse schon früher erbaut worden sein muß. Sie ist ein ritterliches Monument, das ehemalige burggräfliche Larar, und es ruhen in ihren Gewölben die Gebeine der vor der Stiftung des Klosters Buch (Jahr 1192) gestorbenen Burggrafen zu Leisnig, während die spätern zu Kloster Buch beerdigt wurden. Diese Capelle soll mit der Pancratiuscapelle zu Tragnitz in unmittelbarer Verbindung gestanden haben und hatte auch ihren eignen Sprengel. — Sie war ehedem an der Südseite von einem Küchengarten begrenzt, welchen der Altarist (Caplan) benutzte. 1695 ward indeß auf diesem Platz ein feuerfestes Gebäude zum Zweck der Aufbewahrung des Amtsarchivs errichtet. Ueber der Capelle hatte der Caplan seine Wohnung, jetzt noch sichtbar, obgleich verödet, aus Stube und Kammer bestehend und in den Fensterbogen steinerne Ruhesitze zeigend.

Den Eingang zu dieser Martinscapelle bildet vom Schloßhofe aus eine architectonisch bemerkenswerthe Thüre. Sie ist in byzantinischem Styl in Mosaik erbaut. Leider ist letztere bei vorgenommenen Reparaturen zum Theil übertüncht und unpassend ausgebessert worden. Ein eingefesteter steinerner Altartisch war bis zum Jahr 1845 das Einzige, was außer dem gut erhaltenen Kreuzgewölbe mit bunter Rosette noch an die frühere gottesdienstliche Bestimmung erinnerte. Das Innere bildet eine Rotunde, welche durch einen Gurtbogen von einem Vorplatz getrennt ist.

Bis zum Jahre 1552 ist diese Martinscapelle zum römisch-katholischen Cultus gebraucht worden, in welchem Jahre

*) Eine Abbildung des Schlosses Mildenstein wird später in diesen Blättern gebracht werden.

**) Der Schloßfundationsbrief (so sagte man schon im Jahre 1504, vergl. Schellenberg, Chronik von Leisnig S. 202) ist verbrannt.

der letzte Altarist „vfm Slos", Sebastian Buxbaum, gestorben ist. Derselbe hatte in gedachter Capelle eine Woche 3, die andere Woche 4 Messen zu lesen. Es rührt ursprünglich das jetzige Diaconat zu Leisnig von dieser Schloßcapelle her. Sie war dem würdigen Heidenapostel Martin von Tours*) gewidmet, dessen Gedächtnißtag auf den 11. November fiel. Von genanntem Jahre 1552 an stand sie „ganz ruinirt", wie Kamprad, Chronik S. 197 sagt, bis zum Jahre 1706. In diesem Jahre, und zwar bis zum 16. August 1707, bewohnte der Graf Leczinsky, mit Namen Stanislaus, welcher am 2. Juli 1704 vom Bischof von Posen zum König von Polen gekrönt worden war, das Schloß Leisnig. Zum Behufe des Gottesdienstes für ihn und seinen Hofstaat war zu dieser Zeit die Capelle restaurirt worden. Seitdem lag sie verödet. Referent fand sie im Jahre 1839 zum Aufbewahren des Holzes benutzt. — Dies veranlaßte den Unterzeichneten, bei den königl. Ministerien des Cultus und der Finanzen auf Wiederherstellung dieser Capelle zu dem Zwecke anzutragen, daß darin aller 2 bis 3 Wochen für die Inhaftaten des königl. Gerichts- (ehemaligen Justiz-) Amtes von dem Pfarrer und Diaconus zu Leisnig Betstunden gehalten würden. Diesem Antrage wurde auf sehr entsprechende Weise gewillfahrt*) und es konnte daher auch schon im Jahre 1845, und zwar am 10. November, als dem Geburtstage Martin Luthers, die Einweisung dieser Capelle für den evangelischen Gottesdienst erfolgen. Seitdem haben die gedachten Betstunden bis jetzt in ihr fortgedauert; es ist dieselbe aber auch seitdem insofern Simultancapelle geworden, als seit dem Jahre 1847 der katholische Pfarrer von St. Hubertusburg für die Katholiken Leisnigs und der Umgegend vier Mal im Jahre Gottesdienst darin hält.

*) Martin, Bischof von Tours in Frankreich, geboren zu Sabaria in Panonien, in seiner Jugend ein heidnischer Soldat, wurde Christ und ein sehr verdienstvoller Heidenapostel. Er hat an seinem Zeitgenossen Sulpicius Severus seinen Biograph gefunden, war ein edler Character, voll Beredtsamkeit und starb im Jahre 397. Man hat von ihm Folgendes gesagt: „Er war ein rechter Gebetsmensch, sein Tod gleicht dem Tode Luthers. Sein Name ist kein schlechtes Pathengeschenk (10. und 11. November: Martin) für unsern Luther gewesen. Was es auf sich habe mit dem Gebet ohne Unterlaß, zeigte sein vom Glanze des göttlichen Angesichts, das er allezeit suchte, leuchtender Wandel."

*) Die Capelle wurde durch das königliche Cultusministerium bei dieser Gelegenheit mit dem erforderlichen Crucifix, den heiligen Gefäßen, Altarleuchtern und Kirchenbüchern ausgestattet. — Im Jahre 1850 verehrte der damalige Justizamtsactuar v. Görschen (jetzt Gerichtsrath zu Zwickau) derselben ein in Zinn vortrefflich gegossenes antikes Lutherbild. Leider ist an diesem Kunstwerk weder Jahreszahl, noch Ort und Name des Verfertigers zu finden. Es ist eine Copie nach Lucas Kranach, circa 1/2 Elle ins Geviert, trägt die Ueberschrift: Dr. Martinus Lutherus, und an beiden Seiten des Hauptes: Das kurfürstlich sächsische Wappen und das Wappen Luthers, die Rose mit Herz und Kreuz.

Dr. W. Haan.

Hiob Magdeburg,

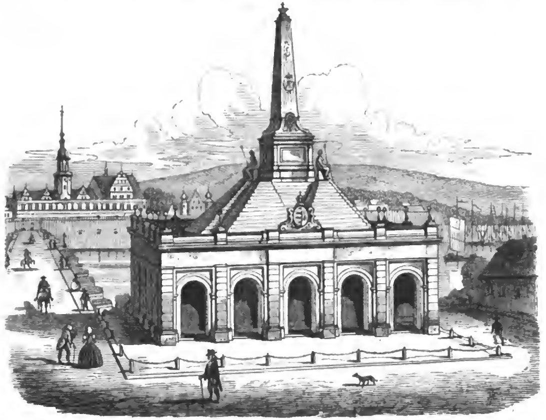
ein Mann, der um die vaterländische Geographie und um das Wiederaufleben des Geschmacks an der alten Literatur im Meißnischen große Verdienste sich erwarb. Von ihm ist die erste (1566) gezeichnete Generalkarte Sachsens (2 Ellen hoch, 2 1/2 Ellen breit), welche in der Königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt wird. Freilich sieht man es ihr an, daß die Kunst, Karten zu fertigen, damals noch in der Wiege lag; denn sie enthält, außer dem Meilenmaaß, weder Grenzen, noch Grade der Länge und Breite. Aber als das älteste Denkmal der vaterländischen Geographie ist und bleibt sie immer schätzbar. Am Rande sind die Ahnherren des sächsischen Hauses nebst ihren Gemahlinnen, bis auf Churfürst August, in Wasserfarben dargestellt. Uebrigens verzeichnet die Karte viel Orte. Auch ist die Lage ziemlich genau angegeben. Ein Auszug daraus, in Form eines Herzens (1 Elle hoch, 3/4 Elle breit), von 1584, enthält wenig Namen, aber viel Zahlen, welche in einem Register erläutert sind.

Magdeburg war ein (1518) geborner Annaberger, der 1537, also schon im 19. Jahre, Lehrer am Freiberger Gymnasium ward. Durch Frömmigkeit und Kenntnisse zeichnete er sich dort aus, und doch hatte er, der Theologen wegen, denen er sonder Zweifel zu aufgeklärt dachte, meist einen harten Stand. Allein Johann Rivius ward sein Retter, indem er ihn 1543 als dritten Lehrer an die Meißner Fürstenschule brachte. 27 Jahre verwaltete Magdeburg pflichtmäßig sein Amt. Als man aber merkte, daß er ein Anhänger des Flacius sei, der, seiner Irrlehren wegen, von Jena vertrieben ward, mußte auch Magdeburg (1569) die Fürstenschule meiden. Ein Märtyrer seiner Ueberzeugungen, ging er 1570 nach Lübeck. Allein auch hier verfolgt, wie in Meißen und Freiberg, ward er 1574 Erzieher der drei Prinzen des Herzogs Johann Albert von Mecklenburg-Schwerin. — Er muß also der gefährliche Mann nicht gewesen sein, wofür die Theologen ihn ausschrieen, sonst würde ihm ein deutscher Fürst seine Prinzen wohl nicht anvertraut haben. Aber noch ließ ihm ein widriges Schicksal nicht Ruhe. Zwei seiner Zöglinge starben, der dritte kam an den Dresdener Hof. Magdeburg, dienst- und brodlos, ging nun zurück in seine Vaterstadt Annaberg, dann nach Freiberg, wo er seit 1592 bis an sein Ende vom Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache mühselig sich nährte. Er starb arm im 77. Jahre am 20. Februar 1595.

Die Geschichte zählt ihn mit Recht zu den Wiederherstellern der Wissenschaften, besonders der klassischen Literatur im Meißnischen. Seine Zeitgenossen aber verfolgten ihn in früheren, ließen ihn darben in späteren Jahren. Doch man gab ihm ja, seiner Verdienste wegen, im Kreuzgange des Doms zu Freiberg, bei der Churfürstlichen Begräbnißkapelle die letzte Ruhestätte — damit war er im Tode belohnt, für das, was er im Leben that.

Seine Schriften — er führte eine fruchtbare Feder — sind nicht alle gedruckt. Unter letztern ist besonders merkwürdig sein: Heiliger Regierungsanker, ein lateinisches Werk, welches Churfürst Christian II. selbst drucken lassen wollte. Denn es enthält lauter Kernstellen, die, in Luther's Schriften, auf Obrigkeiten sich beziehen. In der Vorrede beweist Magdeburg kräftig und lehrreich, daß alle, also auch die politische Weisheit, Thorheit sei vor Gott — und daß man wahre Politik nur aus der Bibel lernen könne. Z.

Das Blockhaus oder sogenannte Pyramidengebäude zu Dresden.



So mancher großartige Plan zur Verschönerung der Residenzstadt Dresden ging leider mit dem Tode des Kurfürsten Friedrich August I. (als König von Polen August II.) gleichsam zu Grabe, oder erhielt eine völlig abweichende Ausführung. Der Verschönerungsbau der Elbbrücke war 1732 glücklich vollendet, doch der projectirte Schloßbau am Elbufer, wozu der Zwinger gleichsam den Vorhof bilden sollte, kam zwar 1736 wieder in Frage, gerieth aber, aus zum Theil noch unbekannten Ursachen, sofort in gänzliche Vergessenheit, und selbst der großartigst projectirte Unterbau zu der erst 1736 enthüllten, aus Kupfer getriebenen Reiterstatue August's II., die ursprünglich, sowie eine Zeitlang deren Modell, für immer die Brücke schmücken sollte, steht bis auf den heutigen Tag noch unausgeführt.

Ein viertes großartig projectirtes Bauwerk, leider aber unausgeführt geblieben und erst 20 Jahre später anders vollendet, welches eigentlich mit zur Zierde der Elbbrücke dienen sollte, war das sogenannte Pyramidengebäude zur rechten Seite des Aufganges zur Brücke in Neustadt, wozu man im März 1732 den Grund zu graben begann. Zwei Bürgerhäuser, welche früher hier standen, wurden vom Könige erkauft und zu Anfang gedachten Jahres erst abgetragen. Das Grundgraben stieß auf mehrlei Schwierigkeiten, namentlich hatte man in dem 9 und theilweise 12 Ellen tiefen Grunde mit dem Wasser außerordentlich zu kämpfen, so daß der Dirigent des Baues sich genöthigt sah, fortwährend durch 14 Mann mittels 2 großen Maschinen das fort und fort eintretende Wasser auspumpen zu lassen. Die ceremonielle Grundsteinlegung fand am 3. August 1732, in Abwesenheit des Königs, der erst am 23. October zurückkehrte, durch den General-Feldmarschall Graf von Wackerbarth statt, und eine Medaille, bereits in der Zeichnung entworfen, sollte zum Andenken an diesen feierlichen Actus, der noch mit einem großartigen Ballfeste im Hause Wackerbarth's beschlossen wurde, geprägt werden, welche den begonnenen Bau auf dem Avers veranschaulicht.

Der Bau selbst gedieh jedoch bis zum Tode Friedrich August's I., der am 1. Februar 1733 zu Warschau plötzlich erfolgte, nur bis zur Belle-Etage, auf deren im Mittel durch Arcaden unterstützten Ueberbau eine 70 Ellen hohe Pyramide aufgesetzt werden sollte. Der Bau ward mit dem Tode des Königs sistirt, und erst 1749 versah man die Hauptfaçade auf der Neustädter Marktseite mit einem Dach, während das Erdgeschoß zur Hauptwache eingerichtet und noch in demselben Jahre bezogen wurde. Die alte Hauptwache, welche bis dahin auf dem Markte vor der Reiterstatue gestanden hatte, wurde abgetragen und an deren Statt ein vierarmiger Candelaber errichtet. Im Jahre 1752 ward auch endlich noch der hohe erste Stock aufgesetzt und zur Commandantenwohnung eingerichtet, welche jedoch erst 1755 der Stadtcommandant Graf von Unruh bezog, während außerdem das Gouvernementsgericht in das nun wirklich vollendete sogenannte „Blockhaus", wie es jetzt noch steht und als Palais des Kriegsministeriums und Gouvernements dient, verlegt ward.

Ueber den Zweck des nicht zur Vollendung gediehenen Pyramidengebäudes spricht sich ein gleichzeitiger Bericht von der Grundsteinlegung einfach nur dahin aus, daß es zur Beschützung beider Städte dienen sollte. Unter der Benennung „Blockhaus" kommt der Bau jedoch erst um 1770 in den Beschreibungen Dresdens vor. Eine der ersten Ansichten dieses Gebäudes nebst Umgebung lieferte in Langquart ein Kupferstich von Schlitterlau.

Dr. B. Schäfer.

Der vergrabene Fluch.

Eine sächsische Dorfsage aus der Gegend von Pirna.

Der Bauer Martin Flade war mündig geworden und hatte das väterliche Erbgut an demselben Tage aus der vormundschaftlichen Verwaltung seiner Mutter und seines Nachbars Andreas Golle übernommen, an welchem dieser die trotz ihrer Jahre noch rüstige und stattliche Wittwe des letzten Besitzers geheirathet hatte. Martin selbst führte an demselben Tage ein junges Mädchen heim.

Solche Begebenheiten machen in dem Dorfe, wo sie eintreten, in der Regel einen Zeitabschnitt, nach dem später noch lange gerechnet wird. Denn sie beschäftigen in Gutem und Bösen die Nachbarn und Gemeindegenossen. Hier war diese Theilnahme der Dorfbewohner noch lebhafter als sonst. Eine doppelte Heirath und der neue Besitz- und Hausstand eines jungen begüterten Bauers gab dazu reichlichen Stoff.

„Wir werden wohl sehen, wie es abläuft", sagte eine Bäuerin, die vor ihrem Hause unter der großen Linde sitzend, beschäftigt war, das grüne Gemüse zum Abendessen zuzubereiten.

Eine alte Frau saß neben ihr und bewegte den schwachen Kopf. Ob es nur zufällig war, oder ein Zeichen der Mißbilligung sein sollte, schien der Gegenstand der unausgesprochenen Frage der Bäuerin zu sein, da diese, von dem grünen Korbe auffsehend, die Alte lange betrachtete, ehe sie sich zu dem Ausruf entschloß: „Nun, Marthe, was denkt Ihr davon?"

„Ich habe nur meine Freude daran", sprach diese, „wie die Abendsonne dort in das Thal hineinscheint. Seht nur, wie die hohen Mauern von dem Hüttenwerke dort aus den dunkeln Fichten herausglänzen."

„Nun, was soll das?" rief die Bäuerin. „Das können wir ja alle Tage beinahe sehen; ich meine aber, wie das mit den Fladens ablaufen wird?"

„Wer weiß es?" sprach Marthe. „Es ist ein schöner Sommerabend und dort in der Eisengießerei müssen sie recht fleißig sein. Seht nur, wie der Rauch aus dem Schlotte aufsteigt und in der Sonne ganz blau scheint."

„Nun ja doch", erwiderte jene, „aber die Fladens?"

„Ja, ja", fuhr Marthe fort, „die Fladens. — Habt Ihr denn auch gesehen, wie der neue Bauer schon seinen Namen mit der Jahreszahl, in einen großen Sandstein ausgehauen, über dem großen Thorweg hat anbringen lassen?"

„Was kümmert mich das?" sprach die Bäuerin; sie wurde nun ungeduldig, daß die alte Frau auf ihre Gedanken nicht eingehen wollte und trieb mit desto größerem Eifer ihr Geschäft.

„Eine neue Tafel von Sandstein", setzte jene ihre Betrachtung fort. „Martin Flade 18.. Schade um den schönen großen Nußbaum, der am Thorwege steht. Dem haben sie einen großen Zweig abgehauen, damit man die neue Tafel mit allen andern, die vorher schon da waren, recht genau sehen kann."

„Was denn für Tafeln?" fragte die Bauersfrau.

„Nun", antwortete jene, „eine an der andern, immer wieder mit Martin Flade, das geht bis in die katholische Zeit hinauf."

Indessen war der Pfarrer hinzugetreten und durch die letzten Worte aufmerksam gemacht, fragte er nach dem Gegenstand des Gespräches.

Die Alte erzählte nun, wie der große gewölbte Thorweg eine Menge von steinernen Tafeln aufweise, in denen die ganze Reihenfolge der Besitzer, die alle Martin Flade geheißen haben, seit mehr als dreihundert Jahren verzeichnet stehe.

„Sind denn die Fladens so lange schon im Besitze des Gutes?" fragte der Pfarrer, der erst seit Kurzem in dem einträglichen Amte saß.

„Und wohl noch länger", fuhr nun die Alte fort, „immer von Vater auf Sohn ist das Gut gegangen, und es ist das erste im ganzen Dorfe; die schönsten Felder, Wiesen und Gärten, der ganze Berghang mit seiner Sommerseite gehört dazu und der Wiesengrund bis an das Eisenwerk."

„Ein schönes Besitzthum allerdings", fiel der Pfarrer ein, „es hat die schönste Stelle im ganzen Dorfe, fast schöner als das Rittergut; ich habe mich noch im letzten Frühjahr gefreut, von dem Baumgarten aus, der hinter dem Hofe am Berge liegt, den ganzen Thalrand zu übersehen."

Hier hatte sich noch Einer zu den Sprechenden eingefunden. Es war der Bauer, der aus dem Felde nach Hause kam. Er grüßte den jungen Pfarrer und nahm dessen Rede auf, indem er sagte: „Ja, es ist eine wahre Pracht, wenn im Frühjahr die Bäume blühen, in Fladens Baumgarten zu stehen und nach dem Thale hinzusehen, und dann die Nußbäume im Sommer, wenn sie ihr volles Laub haben und am Hofe die Linden. Auch hat Fladens Gut immer das erste und auch das schwerste Getreide. Wir können kaum unter acht Tagen daran denken, zu hauen, und der neue Bauer Martin hat schon seine Schnitter bestellt."

„Es scheint ja", nahm der Pfarrer wieder das Wort, „als ruhte ein besonderer Segen auf dem Gute."

Die Alte stand bei diesen Worten von ihrem Sitze auf und sagte mit auffallender Betonung: „Meint der Herr Pfarrer?"

Der Angeredete war von diesen Worten sichtlich betroffen und fragte gespannt: „Was meint Ihr damit?"

Die Alte hatte sich aber schon wieder nach dem Thale gewendet und sagte ziemlich gleichgültig: „Jetzt müssen sie im Hochofen wieder neu aufgeschüttet haben, denn es qualmt recht dick heraus."

Nun vernahm man auch aus dem Thale das Zeichen, welches mit einem Hammer auf eine eiserne Tafel taktmäßig angeschlagen ward und bei stiller Luft weit in die Gegend hineinschallte.

Ohne daß man sehr darauf geachtet hatte, war die Alte davon gegangen und hinter der Weißdornhecke verschwunden, welche den Dorfweg von den Gärten trennte.

Den Pfarrer, der in der Gemeinde noch nicht genau mit allen Verhältnissen bekannt war, hatte die Alte zur Neugierde gereizt. Er fragte nun den Bauer über diese und über die Fladens so viel ab, als es mit Vorsicht und Bescheidenheit geschehen konnte. Dieser Mann war ruhig und fast verschlossen, wogegen die Bäuerin die Begierde, übelwollende Bemerkungen einzuschalten, nicht unterdrücken konnte. Soviel war abzunehmen: die alte Marthe lebte einsam in einem kleinen Häuschen am Ende vom Dorfe und nahm die wenigen Hülfsreichungen, die ihr hinfälliges Alter bedurfte, von einer stillen Tagelöhnerfamilie an, welche die andere Hälfte der Hütte inne hatte. Sie war allerdings die älteste Person im Orte, deshalb galt sie in gewisser Beziehung als die Chronik des Dorfes. Nur war sie, die vieler jetzigen Bewohner Großeltern noch gekannt, auch im Dorfe die fast namenlosen Drangsale des letzten Krieges noch erlebt hatte, oft wider Erwarten schweigsam. Im Frühjahre suchte sie Blumen und Kräuter in Wald- und Wiesengründen, welche in hiesiger Gegend an heilsamen Pflanzen besonders reich waren. Dann sah man sie oft Wochen nicht und Kinder, die an solchen Orten ihr begegneten, fürchteten sich fast vor ihr. Es ging sogar die Rede, daß sie geheime Künste und Wissenschaften besitze, mindestens war soviel gewiß, daß sie in der stillsten Einsamkeit fast ununterbrochen — wenn auch unverständlich — zu reden pflegte. Das hielt man denn

für das Aussprechen von Zauberformeln, unter denen sich das Verborgenste entdecken ließe.

Ob sie zu dem Gute und der Geschichte der Familie Flade in irgend einer Beziehung stehe, wußte der Bauer nicht zu sagen. Er hatte erst nach dem Kriege in das Gut geheirathet. Seine Frau, die eigentliche Erbin desselben, war in jenen bedrängten Zeiten mit der Mutter, fast noch an deren Brust liegend, vor der feindlichen Verheerung geflüchtet.

Sie wußte daher nur soviel zu sagen, daß der Vater des jetzigen Besitzers den Krieg nicht überlebt habe. Bei allen Verwüstungen desselben habe auch das Fladensche Gut am wenigsten unter allen gelitten. Die Wirthschaft sei von der jungen Wittwe mit Hülfe des Nachbarn Andreas Golle wieder hergestellt worden. Man sprach von vergrabenem Gelde oder von Mitteln, deren Erwerb nicht bekannt sei. Auch erinnerte man sich dunkler Gerüchte von dem vorigen Besitzer des Gutes; er sollte vor den Unruhen des Krieges lange abwesend gewesen sein. Hatte er mit seinem Vater in Unfrieden gelebt, oder war sonst ein Grund dazu vorhanden? Kurz, er war erst nach dem Tode desselben wieder im Dorfe erschienen und in den Besitz des Gutes getreten. Niemand hatte in genauerem Umgang mit ihm gestanden, auch seine nächsten Nachbarn, Andreas Golle mit eingerechnet, wußten nur wenig von ihm zu sagen. Denn er war, so behauptete man, fast nie an öffentlichen Orten zu sehen gewesen. Dazu kam, daß seine Frau nicht aus dem Orte gebürtig war, sowie denn die Fladens schon seit lange die Gewohnheit hatten, ihre Ehefrauen aus der Fremde zu holen. Auch der jetzt lebende Martin hatte keine Tochter des Dorfes gefreit; sie war die Tochter eines begüterten Bauers aus dem Niederlande, wie man in dortiger Gebirgsgegend die ebenen Theile des Landes nannte.

Das Alles war hinreichend, um die Bewohner des Fladenschen Bauergutes mit Ungunst anzusehen und ihnen Dünkel und Hochmuth vorzuwerfen. Denn unter den Bewohnern eines großen Bauerndorfes bedarf es dazu weniger, als unter dem Adel. Die Verschiedenheit des Wohlstandes, der Berechtigungen oder Verpflichtungen bilden unter den Bauern weit schärfere Grenzlinien, als in den höheren Ständen. Kommen dazu noch die besondern Umstände, die hier obwalteten, so sind solche Vorwürfe noch natürlicher, und so vermehrte denn diese auch der Thorweg, der gewissermaßen einen Stammbaum der Familie zur Schau trug.

Vor diesem Thorwege stand der schon erwähnte Nußbaum, ein alter, mächtiger Stamm mit weit ausgestreckter Krone in den Dorfweg sowohl als in das Gehöfte und den Baumgarten hineinreichend. Das steinerne Wohnhaus stand um mehrere Ellen höher, als der Hofraum; denn man hatte den allmälig aufsteigenden Boden abgegraben und den Erdwall mit behauenen Sandsteinen geschützt. Am Ende dieser Terrasse ragten über der Eingangspforte des höher ansteigenden Grasgartens zwei alte Linden hervor. Unter ihnen war ein Sitz, von dem man den Hof mit seinen Scheunen übersehen und zugleich durch die weite Thorfahrt auf die Straße blicken konnte.

Hier saß jetzt der junge Martin mit der Frau bei dem großen Milchasche, der ihr Abendbrod enthielt. Neben der Schüssel lag ein großes Brod. Wer auf dem Dorfwege vorüberging, hätte an dieser Gruppe mit ihrer Einrahmung von verschiedenem Grün den willkommensten Entwurf zu einem reizenden ländlichen Bilde finden können. Der junge Mann war schön zu nennen. Seine kräftige Gestalt hatte den vollen Ausdruck ungetrübter Gesundheit. Die breite Brust war nur von dem weißen Hemd und einer farbigen Weste bedeckt, die starken Arme trug er bei der Wärme des milden Sommerabends fast unbedeckt. Auch die junge Frau hatte an Jugend und Fülle genug, was ihr den Anspruch auf Schönheit geben konnte. Sie würde vielleicht reizender erschienen sein, wenn ihre Bewegungen weniger hastig gewesen wären.

Indem die beiden jungen Eheleute sich über die angehende Ernte besprachen, stand mit einem Male und unerwartet die alte Marthe vor der Thorfahrt. Martin hatte sie kaum bemerkt, als er ihr winkte und ehe sie noch die Stufen nach dem erhöhten Sitze heraufgestiegen war, ein großes Stück Brod von dem vor ihm liegenden Laib abgeschnitten hatte. Er reichte es, ohne ein Wort zu verlieren, der Alten, die es ebenso schweigend nahm und fast ohne Dank den Hof wieder verließ, wenn dafür nicht eine leichte Bewegung mit dem Kopfe gelten konnte.

Die junge Frau hatte der ganzen Handlung mit Ueberraschung und mit unverkennbaren Zeichen der Mißbilligung zugesehen.

„Wer ist das fatale alte Weib?" fragte sie nun, da diese hinter dem Thorweg verschwunden war.

„Eine Arme", erwiderte Martin mit herber Trockenheit.

„Hat sie denn sonst nichts zu leben", fiel die Frau schnell ein, „daß Du ihr so viel giebst, als ich kaum einem Knechte abschneide?"

„Sie erhält alle Wochen ein bis zwei Mal solch ein Stück Brod in meinem Hofe", sagte der Mann mit derselben Trockenheit, wie vorher.

Die Frau stieß ein kurzes Lachen aus und sagte fast spöttisch: „Kurios!"

„Ja", sprach nun der Mann mit festem Tone, „und wenn ich nicht zu Hause sein sollte, wirst Du ihr selbst das Brod in demselben reichlichen Maaße, als Du es jetzt gesehen hast, abschneiden."

„Ich werde?" sprach die hastige Frau in gedehntem Tone.

„Du wirst, Eva Rosina!" war die kurze Antwort, die aber zum Schrecken der Frau mit einem festen Schlage der Faust auf den starken Tisch begleitet wurde.

Eine stumme und lange Pause war die nächste und natürliche Folge dieser Auslassung. Nach einer Weile begann Martin von Neuem: „Es ist mir recht verdrießlich, daß der Tagelöhner die Löcher zu den Säulen des Gartenzaunes nicht fertig gemacht hat; wäre ich zu Hause gewesen, so hätte nichts übrig bleiben dürfen, daß morgen gleich mit dem Setzen der steinernen Pfeiler angefangen worden wäre. Nun kommt die Ernte und es fehlt an Zeit. Wäre nur wenigstens das eine Loch noch ausgegraben worden, wo der Garten an den des Nachbars Golle und an die doppelte Grenzmarke von Knauthe und Johne stößt."

„Das ist freilich recht dumm", setzte die Frau hinzu, „wenn Du dabei nicht selbst das Auge darauf haben kannst. Denn ich weiß schon, wie die Tagelöhner unachtsam sind, und kommen sie den Grenzsteinen zu nahe, so giebt es Streit und Zank."

„Laß es gut sein", sprach Martin, „es ist heute lange Tag und ich gehe selbst noch hin, das Ding in Ordnung zu bringen."

Die Frau redete hastig ab. Sie fühlte in ihrem Stolz sich verletzt, daß ein so großer Bauer, wie Martin, an so gemeine Arbeit selbst Hand anlegen solle. Sie stellte ihm vor, wie morgen die Ernte beginnen und schon mit dem Grauen des Tages an das Getreidehauen gegangen werden solle. Aber Martin blieb entschlossen und nahm das Mißtrauen der Frau in seine Kräfte scherzhaft auf. So war die gestörte Laune wieder hergestellt und so mochte es auch kommen, daß sich Martin geneigt fühlte, seine vorige Heftigkeit wieder gut zu machen.

„Eva Rosine", sagte er sanfter, „mit der alten Marthe hat es seine Richtigkeit, die muß alle Wochen ein bis zwei Mal ihr Stück Brod haben, auch wenn ich nicht da bin."

Die Frau schwieg; vielleicht schmollte sie noch.

Da fuhr Martin fort: „Frau, ich will Dir etwas sagen.

Das alte Weib steht mir auch nicht zu Gesicht, ich kann kein rechtes Vertrauen zu ihr fassen."

„Mich eifert es", sagte die Frau, „wenn ich sie sehe".

„Schon gut", beschwichtigte der Mann, „es geht mir nicht viel besser, aber, wie soll ich doch sagen, nun kurzum, sie dauert mich und daß ichs nur gestehe, die Mutter wollte es so haben, daß sie immer ihr Stück Brod im Hofe bekommen sollte."

Die Frau war beruhigt, ohne überzeugt zu sein; sie räumte still das Abendbrod ab und übergab Brod und Milchnapf der Magd, während Martin nach Hacke, Schaufel und Spaten ging. Als er, mit den Werkzeugen gerüstet, erschien, raffte sich die Bauersfrau plötzlich von ihrer Beschäftigung empor und trat dem Manne entgegen.

„Du gehst mir zum Trotz", rief sie in lautem und leidenschaftlichen Tone.

„Dummes Weib", versetzte der beleidigte Bauer, „was ich will, das thue ich, ohne auf Weiberworte zu hören."

Die Frau glühte vor Zorn und schrie laut: „Nun, so geh in des Teufels Namen!"

„Ob der Teufel dafür oder dawider ist", erwiderte Martin, „es soll mich nicht kratzen". Mit diesen Worten verschwand er unter den Linden in der Gartenpforte.

Am andern Morgen war kaum das Zwielicht zur duftigen Tageshelle vorgeschritten, als im großen Bauerhofe Fladens schon ein allgemeines Leben begann. Knechte und Mägde waren munter; jene griffen nach den Sensen mit dem Dängelzeug und diese trugen Strohbänder aus der Scheune herbei. Nur der Herr des Hauses fehlte noch. Jetzt trat auch die Hausfrau aus der Thür und blickte im Gehöfte umher.

„David!" rief sie nach einer Weile, „wo ist der Herr?"

„Nicht hier", war die kurze Antwort des angeredeten Knechtes.

„Wo denn?" rief die Frau fast schreiend, „ist er nicht aus dem Hause gekommen?"

Nun stand alle Bewegung still und Aller Augen richteten sich verwundert nach der Bauerfrau, die voller Schrecken und Angst auf der Schwelle stand. Nach einer kurzen Pause rief sie laut: „Nach dem Garten!" und war die Erste, die durch die kleine Pforte vorauseilte. Der Thau glänzte in dem Morgenroth auf der aufsteigenden Fläche des grünen Rasens, die sich unter den Obstbäumen erhob. Am obersten Ende des ausgedehnten Gartens lag Martin mit allen Zeichen eines entseelten Leichnams. Er schien plötzlich hinterrücks übergestürzt zu sein, denn auf dem Rücken ausgestreckt, waren seine Kniee noch zusammengezogen, die Füße berührten den Rand der frisch aufgegrabenen Oeffnung in dem gelben Lehmboden, neben ihm lag das Grabscheit, das der Hand plötzlich entfallen sein mußte. Die Frau hatte den leblosen Körper zuerst erreicht. Sie sank mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Verzweiflung neben ihn hin. Unterdessen waren Knechte und Mägde nachgefolgt. Alle waren vom Schreck gelähmt. Unter ihnen war der Großknecht David der Erste, der zur Besonnenheit zurückkehrte und an das Nothwendigste dachte. Er bemühte sich, den Leblosen aufzurichten und rief den Andern tröstend entgegen, daß er noch Lebenswärme habe und selbst zu athmen scheine. Andere Männer sprangen ihm bei und man hob nun den Körper auf, um ihn nach dem Gehöfte zu tragen. Der Zustand der hastigen und leidenschaftlichen Frau ist keiner Beschreibung fähig. Den erschreckenen und fast betäubten Mägden gelang es nur schwer, die äußersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft zu hindern und sie in die Behausung zu bringen.

Das Geschrei und Getümmel in dem sonst stillen Garten hatte in den benachbarten Gütern und Häusern Aufmerksamkeit erregen müssen. Die Nachbarn kamen herbei, um zu hören und zu sehen, was vorgefallen war. So hatte die nahe wohnende Mutter Martins in kurzer Frist von der erschütternden Begebenheit Nachricht erhalten. Sie verleugnete in der Verwirrung, in welche sie eintrat, ihre gewohnte Kraft und Besonnenheit nicht. Sie war trotz der Ueberraschung des Schmerzes, der auch sie ergriffen hatte, die Erste, welche zur Beantwortung der zunächstliegenden Fragen und zur Beschaffung der nöthigsten Hülfe drängte. Was war denn geschehen? Was konnte die erste Veranlassung zu dem plötzlichen Zusammenbrechen des starken und gesunden Mannes gewesen sein? Fand sich irgend eine Verletzung, die von einer fremden Hand gekommen sein konnte? Zeigten sich Spuren eines plötzlich eingetretenen Schlagflusses? Und was endlich war gethan, um ärztliche Hülfe so schnell als möglich herbeizuschaffen? Das Alles war der jungen Frau in der Leidenschaft ihres Schmerzes nicht beigefallen. Sie vermehrte nur die Sorge, Bestürzung und Verwirrung durch ihr eignes Gebahren, da ihr jeden Augenblick krampfhafte Anfälle zu drohen schienen und die Mägde Alles zu thun hatten, um nur ihr beizustehen. So gefällt sich die Raserei der Leidenschaft oft darin, jeden Schein der Hoffnung, der noch möglich ist, abzuleugnen und in der gewissen Annahme eines noch nicht entschiedenen Unglücks eine willkommene Nahrung für die Verzweiflung zu suchen.

Die Mutter hatte freilich für die ersten Fragen keinen nur entfernten Anhalt zu einer befriedigenden Antwort gefunden. An dem Körper des bewußtlosen Mannes zeigte sich keine Spur von Verletzung, auch die Merkmale von einem Schlagfluß in krampfhaften Zeichen an irgend einem Theile des Körpers waren nicht aufzufinden. Dieser schien vielmehr ohne allen Kampf in diesen todtenähnlichen Zustand versetzt zu sein. Auch die halbgeschlossenen Augen zeigten keine Verzerrung und die Lippen hatten nicht das Blau, das dabei aufzutreten pflegt. Die Haut schien sogar noch einige Lebenswärme zu verrathen und am Herzen glaubte sie noch ein leises Pochen zu bemerken. Das Alles der Schwiegertochter liebevoll zugerufen, hätte ihre Hoffnung wecken sollen; aber es störte sie nicht in den heftigen Ausbrüchen ihres Schmerzes. Als nun Alles untersucht, besorgt und angeordnet war, was der klugen Frau nöthig schien, als nur noch die Ankunft des aufgeforderten Dorfarztes in den nächsten Augenblicken zu erwarten stand, da meinte die Mutter einen Augenblick in ihrer Thätigkeit nachlassen zu dürfen, und nun kniete sie am Bette des Sohnes nieder und betete laut für seine Rettung und Genesung. Alle Anwesenden waren tief ergriffen und folgten ihrer Andacht in lautloser Stille. Nur die junge Frau konnte auch unter diesem Eindruck keine Ruhe finden. Sie störte die Stille noch oft mit lauten Ausbrüchen des Jammers, vermochte aber nicht das mütterliche Gebet in seiner inbrünstigen Wärme zu unterbrechen.

Mitten in diesem Gebete richtete sich plötzlich der bisher bewußtlose junge Mann von selbst empor. Sein erster Blick fiel auf die vor ihm knieende Mutter, seine erste Bewegung war das Falten der Hände und das nächste Zeichen des Lebens ein hervorbrechender Strom von Thränen. Alles war von der tiefsten Erschütterung ergriffen, den starken blassen Mann von Neuem belebt und in Thränen zu sehen, die man vorher nie an ihm gekannt hatte. Nun stürzte auch die Frau auf ihn zu und wollte sich von seiner Rückkehr in das Leben überzeugen. Er öffnete die gefalteten Hände, deren eine die junge Frau hastig ergriff. Zu Worten konnte noch Niemand kommen. Es trat eine feierliche, lange Pause ein. Endlich winkte der junge Mann, mit dem deutlichsten Wunsche, die Umstehenden entfernt zu sehen. Nur die Frau und die Mutter ergriff er bei der Hand. Alle Andern verließen das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Ludwig Tiecks Schülerleben. Ludwig Tieck, bekanntlich vom Jahre 1822 bis zum Jahre 1843 in Dresden, war geboren in Berlin am 31. Mai, Montags den zweiten Pfingstfeiertag, 1773, starb in Berlin Donnerstags am 28. April 1853 früh 6½ Uhr. — Die Censur, die er im Jahre 1792 bei seinem Abgange vom Gymnasium auf die Universität erhielt, findet sich in Dr. Friedrich Gedike's Osterprogramm, womit er zu der öffentlichen Prüfung, welche auf dem vereinigten Friedrichswerderschen und Friedrichsstädtischen Gymnasium Mittwoch den 11. April 1792 veranstaltet werden soll, ehrerbietigst einladet (Berlin 1792. 8. S. 51) und lautet: „8) Johann Ludwig Tieck aus Berlin, 19 Jahr alt, neun Jahre Gymnasiast und seit vier Jahren ein Mitglied der ersten Klasse. Er hat gute Fähigkeiten und er hat sich durch seinen bei aller Einseitigkeit unverkennbaren Fleiß in mancher Rücksicht sehr gute Kenntnisse erworben. Besonders hat er seinen Geschmack gut ausgebildet. Sein Betragen war lobenswerth. Er wird in Halle Theologie studiren." J. A. L.

Strafbier 1513. Die Unterthanen in der Senftenbergischen Pflege hatten „unter sich selber Willkür und Satzung gemacht" und „die Strafe und Buße alles auf Bier und Trinken gesetzt". Diese Strafbiere wurden zu Ehren der verletzten „Willkür" von der ganzen Gemeinde ausgetrunken, was denn natürlich, zumal wenn der Strafen mehrere zusammenkamen, Anlaß zu Excessen gab. Diesen „schädlichen und sündlichen Mißbrauch" hob Herzog Georg von Sachsen durch eine an Wilhelm von Schönberg, Amtsverweser zu Senftenberg, unter dem 4. August 1513 gerichtete Verordnung auf, in welcher es hieß: „Wir wollen, daß Solches abgeschafft und verfügt werde, daß alle Bußen, was der Gemeinde nach ihrer Willkür zuständig und vormals auf Bier gestellt gewesen ist, nun hinfort auf Geld gesetzt, dasselbige gesammelt, alle Jahre, so man Gericht hält, in Beiwesen der Amtleute davon gerechnet und dasselbige Geld nicht anders denn mit der Amtleute Willen an den gemeinen Nutzen gewandt werde. Und ob die Gemeinde des Jahres einmal vor solchem Geld eine Tonne, ein Viertel oder Faß Bier nach Achtung des Volks dazu gehörend, kaufen, das miteinander in ziemlicher Freude austrinken würde, ist Uns nicht entgegen, doch daß zu demselbigen Mal oder sonst mit der Gemeinde und den Nachbarn bei dem Trinken zu sein oder Zechen zu halten, Niemand gezwungen sei. Würdet Ihr auch diesen unsern Befehl übergangen vermerken, Solches wollet mit Ernst strafen." v. W.

Todtengräber als Giftmischer. Um Pfingsten 1582 ereignete sich in Leipzig und einem nahegelegenen Dorfe, Großzschocher, etwas Unerhörtes. Die Todtengräber beider Ortschaften hatten (wie man damals glaubte) durch Zauberei und durch eingegebenes Giftpulver, aus Kröten, Schlangen und Molchen zubereitet, ein großes „Sterben" verursacht. — Sie legten eine Leiche auf die andere, brachen den Todten die Daumen entzwei und schlossen ihre Hände; auf den Straßen vergruben sie in großen Töpfen „Giftgeschos" mit Todtenköpfen, damit die darüber Hinwegschreitenden auch vergiftet und angesteckt werden sollten und beraubten die Häuser der Ermordeten. Endlich verrieth ein Bauermädchen, deren Mutter sie erwürgt, diese Schandthaten, und die Todtengräber wurden nun gefänglich eingezogen.

Beim Verhör behaupteten sie, daß ihre Weiber und Schwägerinnen, als alte Zauberinnen, so mancherlei und erschreckliches „Wetter gemacht" und mit dem Teufel im Bunde gestanden haben. Der Meister zu Leipzig, der das Giftpulver zubereitet hatte, gestand, seine erste Frau, seinen Knecht, nebstdem viele Menschen mit Gift getödtet zu haben. — Alle vier Angeklagten wurden mit glühenden Zangen zerrissen und nach dem Rädern auf das Rad geflochten. Die als Zauberinnen verurtheilten Weiber aber wurden zu Asche verbrannt. 2.

Eine Diebesbande im Koburgischen. Im Jahre 1736 wurden die Häupter einer Diebesbande, die im Koburgischen großen Schaden angerichtet hatte, gefänglich eingebracht. Die ganze, an 81 Personen umfassende Bande bestand lediglich aus Juden, deren Anführer scheinbar lauter anständige Personen waren. Sie nahmen Christen nicht unter sich auf, zogen zu 6—8 Mann zu Pferd auf ihre Abenteuer aus und gingen bis auf 30 Meilen nach ihrer Beute, waren mit Leitern, Winden, Brecheisen und andern Instrumenten reichlich versehen und unternahmen ihre größten Einbrüche zur Winterszeit, wenn die Stadtgräben zugefroren, und zwar meist Dienstags oder Mittwochs im Neumond nach Mitternacht. Im Jahre 1734 hatten sie aus der Collegiat- und Stiftskirche Hünefeld im Fuldaischen kostbare Kirchengefäße gestohlen und die geweihten Hostien gegessen, die Pfarrkirche in Fulda, sowie die von Salzungen ebenfalls geplündert und gestanden, daß sie in drei Jahren nicht weniger als 65 Kirchen beraubt hatten. In Schleusingen, Halle, Glücksburg bei Wittenberg, Blankenburg, Eisenach, Haßburg im Würzburgschen, Friedberg in der Wetterau nahmen sie gewaltsame Einbrüche vor und schleppten namhafte Summen von dannen. Am 11. September 1735 brachte man 24 zu dieser Bande gehörige Individuen ein, denen der Proceß gemacht und an denen die gefällten Urthel am 7., 9. und 11. Mai 1736 öffentlich zu Koburg vollzogen wurden, nachdem die dasige Geistlichkeit vergebens die größten Anstrengungen gemacht, die Verbrecher zum christlichen Glauben zu bekehren.

Der Erzkirchendieb Meier Sprengeling und Löwige Asbonas wurden lebendig verbrannt, Joseph Schmul von unten auf, andere von oben gerädert, drei andere wurden aufgeknüpft und endlich am 11. Mai fünf der Diebe, weil sie gestanden, enthauptet und aufs Rad gelegt, die drei letzten aber gehangen. 1.

Sprechsaal.

Man muß anerkennen, daß man sich überall beeifert, die Sagen und Mährchen unsers Volkes zu sammeln und zu veröffentlichen, in dem richtigen Bewußtsein, daß wohl einst eine Zeit kommen würde, wo dieselben vergessen und auch unter dem Volke selbst nicht mehr werden zu finden sein. Warum bewahrt man aber nicht auch die Volkslieder der Sachsen, deren es doch immer eine ziemlich große Anzahl giebt, vor dem ihnen drohenden Untergange? Nirgends spricht sich, wie hier gerade, der Charakter eines Volksstammes aus und in keinem Zweige der Poesie finden wir die Tiefe, Innigkeit, Unschuld, die naive und natürliche Lebens- und Weltanschauung, die wahre Poesie so häufig, als in den schmucklosen, einfachen, aber doch meistens so herrlichen Liedern des Volkes. Daher hoffen wir mit vollem Rechte, daß man theils aus der mündlichen Tradition, theils aus den fliegenden Blättern, welche sich häufig in Bibliotheken finden, auch in dem Sachsengrün, das ja in jeder Beziehung eine culturhistorische Zeitschrift sein soll, die auf unser Sachsenvolk bezüglichen Volkslieder veröffentlichen werde. Nicht blos dem Literarhistoriker, sondern jedem Freunde der Culturgeschichte wird man dadurch einen großen Dienst leisten. Z.

Druckfehler. In Nr. 11, S. 115, Sp. 2, Z. 20 v. u. lies: „schmerzvolle" statt „schmelzvolle". S. 119, Sp. 2, Z. 19 v. o. lies: „Großweitzschen" statt „Großmutzschen"; Z. 6 v. u. lies: „Kloster Buch" statt „Kleinbuch"; Z. 3 v. u. lies: „Erlau" statt Eilau"; Z. 2 v. u. lies: „Wendishain" statt „Mendishain". S. 120, Sp. 1, Z. 7 v. o. ebenfalls „Kloster Buch" statt „Kleinbuch".

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Tuel in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Mittwoch, den 1. Mai.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

Ein Bild aus der Geschichte Bautzens.

Nach ziemlich reichhaltigen, gleichzeitigen Quellen, die sich einer allgemeineren Verbreitung nicht zu erfreuen haben, versuchen wir in Nachstehendem ein Lebensbild aus dem 30jährigen Kriege zu entwickeln, das dem Freunde vaterländischer Geschichte nicht unwillkommen sein dürfte, denn gewiß ist es stets von Interesse, durch treue Einzelschilderungen eine bedeutungsvolle Zeit auch in ihrem Detail characterisirt zu sehen. Bei der Geschichtsperiode, der die hier geschilderte Episode entnommen ist, gewinnt ein solches Zurückgehen auf gleichzeitige Berichte über einzelne Begebenheiten noch dadurch Bedeutung, daß uns das furchtbar Wilde und Zerstörende dieser wie von dämonischen Mächten beherrschten Zeit, welches wir uns oft geneigt fühlen, in den bereits bekannten Schilderungen als übertrieben anzunehmen, mit neuen Beweisen und Zeugnissen vorgeführt wird und wir erkennen müssen, daß die Geschichte in der That auch darin, so wenig wir es glauben möchten, nur das wirklich Bestandene wiedergiebt. — Unsere Quellen, die wir nicht ermangeln werden, in der Anmerkung namentlich zu machen, führen uns nach Bautzen, dem alten Haupte der oberlausitzer Sechsstädte.

Der 30jährige Krieg berührte die Lausitzen nur in einzelnen Perioden und nicht, um auf ihrem Boden größere Entscheidungen zu liefern; nur seltener wurden sie von eigentlichen Hauptheeren berührt, meist waren es nur streifende Parteien der in Böhmen, Sachsen oder Schlesien hausenden größeren Heere, welche sie zum Feld ihrer Thätigkeit erkoren. Selbst bei einem gründlicheren Studium der Geschichte jener Zeit wird daher der Blick nur selten und in untergeordnetem Interesse auf diese Provinz gelenkt und es gewinnt dadurch leicht den Anschein, als ob sie sich einer besonders glücklichen Schonung zu erfreuen gehabt hätte. Es wäre deshalb wohl nicht unverdienstlich, alle specielleren Nachrichten über die Vorgänge in der Lausitz während des 30jährigen Krieges in den Bereich der Darstellung zu ziehen, wir müssen uns hier indessen auf eine Einzelheit beschränken und wählen hierzu besonders die Katastrophe, welche 1634 über Bautzen verhängt wurde und ein Bild der Vernichtung bietet, das der fast sprichwörtlich gewordenen Zerstörung von Magdeburg in Nichts nachstehen dürfte.

Die Lausitzen hatten als gut lutherisch an den Bewegungen in Böhmen, welche den nächsten Anlaß zum Ausbruche des verhängnißvollen Krieges gaben, Antheil genommen und 1619 Friedrich von der Pfalz als König anerkannt, obschon es ursprünglich nicht in ihrem Plan gelegen hatte, die Opposition gegen den Kaiser bis zu einem so offenen Abfall zu treiben. Als hierauf 1620 Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen für den Kaiser gegen Friedrich von der Pfalz auftrat und von ersterem die Lausitzen als Pfand für die Kriegskosten versprochen erhielt, erkannte namentlich Bautzen, als die dem neuen Feind zunächst gelegene und bedeutendste Stadt, die Größe der herauf beschworenen Gefahr. Die Stadt gerieth in große Verlegenheit über den zu ergreifenden Weg, als gleichzeitig von Sachsen der Kurfürst und aus Schlesien der von Friedrich abgesendete Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf mit Heeren anrückten, um sich der Stadt zu bemächtigen, die keine andern Streitmittel als ihre vier

Bürgerviertel besaß. Durch eine rasche Bewegung gelang es dem Markgrafen, die Stadt zu überraschen, noch ehe sie selbst zu einem Entschluß gekommen war, und als der Kurfürst nach einigen Tagen vor der Stadt erschien, fand er sie bereits hinreichend mit Jägerndorffschen besetzt und selbst die Bürger nothgedrungen entschlossen, bei der einmal ergriffenen Fahne nunmehr auch festzuhalten. Die Stadt hatte hierauf eine vierwöchentliche Belagerung zu erdulden, am Schlusse welcher die Jägerndorffschen capituliren mußten; während dieser Zeit wurden 3931 Kugeln und Feuerballen in die Stadt geschleudert, der größere Theil der Stadt, darunter 5 Kirchen und 2 Hospitäler, wurde eingeäschert, von den 1500 Häusern blieben überhaupt nur 182 ohne Beschädigung und 500 Menschen fanden den Tod. Nachdem die Jägerndorffschen am 5. October abgezogen waren, überreichte der Rath dem Kurfürsten knieend die Schlüssel der Stadt, ihn um Schutz und Gnade flehend. Der Kurfürst versicherte sie hierauf seiner Huld und ließ eine starke Besatzung einrücken. — Bis zum Frühjahr 1621, zu welcher Zeit sich der Kurfürst nach Böhmen wendete, blieb das ganze sächsische Heer in der Oberlausitz und mußte von derselben verpflegt werden. Bautzen behielt die Besatzung bis zum Jahre 1623, in welchem sie endlich am 6. November, da sich der Krieg von der Provinz abgewendet hatte, abzog, nachdem sie während der drei Jahre ihrer Anwesenheit „die Bürger nicht wenig turbiret und geängstet hatte". Die Schlüssel der Stadt wurden hierauf vom Landeshauptmann dem regierenden Bürgermeister mit der Ermahnung wieder eingehändigt: „Die Bürger möchten sie so fleißig hüten wie ihre Seele." — Bis zum Jahre 1628 berührten keine irgend bedeutenden Truppenabtheilungen die Lausitz und als in diesem Jahre 7000 Mann friedländischer Völker sechs Monate lang in derselben verweilten, so blieb doch Bautzen mit Einquartierung und Lieferungen verschont, weil der Kurfürst der so hart mitgenommenen Hauptstadt der neu erworbenen Provinz Ruhe zu ihrer Erholung gönnen wollte. Anders gestalteten sich aber die Verhältnisse, als der Kurfürst sich mit Gustav Adolph verbündet hatte und die benachbarten kaiserlichen Erblande mit ihren wilden Kriegsvölkern für Sachsen zum Feinde geworden waren. Bereits Ende September 1631 rückte Feldmarschall Tieffenbach mit 20,000 Mann in die Lausitz und Sachsen ein und obwohl die Stadt ihre wehrhaften Bürger unter den Viertelsherren und Gassenmeistern musterte und zur Wache bestellte, so hatte sie doch wenig Aussicht, sich lange unberührt erhalten zu können. In der Nacht zum 11. October erschien der kaiserliche Generalmajor und Oberst zu Fuß und zu Roß, Baron Nicolaus de Fours, mit 7 Compagnien deutschen Reitern und 15 Compagnien Ungarn, Croaten und Polacken vor der Stadt, umstellte sie mit Schild- und Schaarwachen und ließ sie am andern Morgen durch einen Trompeter im Namen des Feldmarschalls Tieffenbach auffordern*). Die Verhandlungen, welche sich an diese Aufforderung knüpften, geben ein zu treues Bild damaliger Zustände, um nicht in der Kürze berührt zu werden. — Es befand sich in der Stadt der kurfürstliche Landeshauptmann der Oberlausitz von Gersdorf und ein Theil des Landadels, der in der Stadt Schutz gesucht hatte; Bürgermeister und Rath suchten sich daher vor der Verantwortlichkeit, die sie in Betreff der Uebergabe der Stadt vor dem Kurfürsten und dem eben bei Breitenfeld siegreich gewesenen Schwedenkönig treffen mußte, dadurch zu schützen, daß sie — ihrer sonstigen gegen Adel und Regierung eifersüchtigen Gesinnung entgegen — von dem Landeshauptmann „als einer kurfürstlichen Behörde, welche die Absichten des Landesherrn kennen müsse" Befehle verlangten, „wie sie in diesem Falle am Besten dem Willen und dem Wohle des Kurfürsten gemäß handeln könnten". Der Landeshauptmann, welcher die Schlinge erkannte, versuchte sich derselben dadurch zu entziehen, daß er sich ins Bett legte und eine Krankheit vorschützte, die ihn hindere, irgend welchen Geschäften obzuliegen. Da sich der Rath indessen dadurch nicht abweisen ließ, sondern bis vor das Bette des Kranken drang, ertheilte dieser die eines delphischen Rathschlusses würdige Antwort: „Daß er zwar die Absichten Sr. Durchlaucht ebensowenig kenne als der Rath, daß er diesem aber wohl zu bedenken geben müsse, daß er die Vertheidigungsmittel, die der Stadt zu Gebote stünden, wohl erwägen und hiernach seine Verantwortlichkeit bemessen möge." Der nun nichts gebesserte Rath suchte die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und sendete am Abend des 11. October drei Boten auf verschiedenen Wegen aus, um den Kurfürsten oder seine Truppen aufzusuchen und um Hilfe zu bitten. Oberst de Fours zeigte aber wenig Geduld, sondern erklärte vielmehr, „daß er kein kaiserlicher Commissarius mit der Feder und mit Worten, sondern mit Wehr und Pistolen sei" und drohte, „in der Stadt ein solch Johannisfeuer anzurichten, daß Alles dabei braten und verbrennen sollte". Diese Drohungen erhielten auch bald einen thatsächlichen Nachdruck, denn die Croaten, die in der Umgegend herumschwärmten, „daß man nicht wußte, ob sie auf Pferden oder bösen Geistern säßen", steckten bald die unmittelbar vor der Stadt liegende Franksteiner Mühle und eine große Zahl Dörfer in Brand, so daß Stadt und Land in großen Schrecken geriethen. Das eben frisch auf die Gemüther wirkende Schicksal Magdeburgs vergrößerte unter diesen Umständen noch die Angst der Bürger und sie konnten sich deshalb nicht erwehren, noch am 12. October Akkordspunkte anzubieten, nachdem sie zuvor, um die Verantwortlichkeit nicht allein tragen zu müssen, durchgesetzt hatten, daß auch der Adel durch Deputirte an den Verhandlungen Theil nahm. Als die mit dem Abschlusse des Akkords beauftragten Abgeordneten die Stadt verließen, um den Obersten aufzusuchen, konnten sie vor den zuchtlosen Truppen kaum Leib und Leben sichern, und erfuhren, daß die Ungarn und Croaten dem Obersten bereits mehrere tausend Ducaten geboten hätten, wenn er die Stadt dem Sturme und der Plünderung preisgeben wolle. Dem Oberst mußte indessen dieses Anerbieten nicht unbedenklich erschienen sein, wohl weniger aus Gewissenhaftigkeit, als weil es ihm zweifelhaft sein mochte, ob es der Beutelust seiner wilden Reitervölker gelingen werde, den Sieg über eine zur verzweifelten Gegenwehr gereizte Bürgerschaft hinter starken Mauern davonzutragen. Er gestand daher „auf guten deutschen Glauben und Treue*) auf leidliche Bedingungen einen Akkord zu, nach dem die Stadt nur mit soviel, nur in den Vorstädten zu verquartierenden Truppen belegt werden sollte, als zur Bewachung der Wälle erforderlich sei und überhaupt keine andern, als gute deutsche Truppen nach der Stadt gelegt werden durften, der Stadt auch freie Religionsübung zugesagt wurde. Den 13. früh rückten die Kaiserlichen in Bautzen ein und zeigten bald, daß sie die Stadt als eine eroberte betrachteten; umsonst beriefen sich die Bürger auf den „auf deutsche Treue" geschlossenen Akkord. Oberst de Fours sollte sich indessen seiner Beute nicht lange erfreuen, denn infolge des Vordringens der kurfürstlichen Truppen in Böhmen brach er am 18. ganz unerwartet wieder auf, um nach Böhmen zurückzukehren. — Namentlich auf den Dörfern war aber die Verwüstung furchtbar. Pferde und Vieh waren geraubt, das Getreide zur Streu benutzt oder in den Mist geworfen, die Bewohner, die sich sämmtlich in die wal-

*) Die Vorgänge im October 1631 sind nach einem unter dem 24. October 1631 datirten Rechtfertigungsschreiben geschildert, in dem sich der Rath von Bautzen vor dem Kurfürsten von dem Verdachte reinigt, die Stadt dem Feinde freiwillig überliefert zu haben.

*) Der Ausdruck: „Auf guten deutschen Glauben und Treue" kommt bei derartigen Verträgen regelmäßig vor und erhält dadurch eine besondere Bedeutung, daß in diesem Kriege so viele fremde Nationalitäten auf deutschen Boden geschleudert worden waren, deren Wortbrüchigkeit sprichwörtlich wurde. Auch de Fours war ein Ausländer, der sich im Deutschen kaum verständlich machen konnte.

digen Berge geflüchtet hatten, waren durch planmäßige Treibjagden aufgefangen und durch die gröbsten Mißhandlungen gezwungen worden, ihre Habseligkeiten aus den Verstecken zu holen; in den 50 zur Stadt gehörigen Ortschaften war, wie der Rath in dem erwähnten Rechtfertigungsschreiben versichert, nicht ein einziges Weibsbild, gleichviel welchen Alters, dem nicht Gewalt geschehen und die Dorfschulzen stellten daher die Anfrage, ob die ledigen Dirnen fernerhin noch den Kranz tragen dürften, oder ob sie nunmehr nicht, gleich den Frauen, die Hauben aufsetzen müßten. —

Im Jahre 1632 zog sich der Krieg nach Böhmen und Bayern, nach Gustav Adolphs Tode wendete er sich aber bereits 1633 wieder nach Schlesien und als Wallenstein in diesem Jahre am 1. October die Schweden bei Steinau schlug, während sich die sächsischen Truppen gegen Holk wenden mußten, der das Land jenseits der Elbe verwüstete, lag die Lausitz wieder vollständig offen. Am 30. October 1633*) erschien das Wallensteinsche Heer vor Bautzen, schloß es ein, pflanzte Stücke auf und schoß einige Male. In der Stadt befand sich zwar der sächsische Oberstleutnant von Grubbach mit 600 Mann als Besatzung, vor einer Macht wie das Wallensteinsche Heer war jedoch hiermit kein Widerstand möglich und Grubbach hielt es daher für das Beste, eine Capitulation zu schließen, zufolge welcher er seine Abtheilung mit Sack und Pack, nur unter Zurücklassung zweier Geschütze, wieder zum Heere des Kurfürsten führen durfte. Die Stadt mußte die Thore öffnen und kaiserliche Völker einnehmen. Der Rath versuchte hierbei, sich unter Zugrundelegung des 1631 mit de Fours vereinbarten Akkordes, einige Gegenbedingungen zu stellen und die Generale Terzky und Illo ließen sich auch herbei, Schonung zuzusagen und eine regelmäßige und gerecht vertheilte Verpflegung zu versprechen. Hierauf rückte der Oberst Martin Maximilian von Goltz mit den drei Infanterieregimentern Goltz, Gallas und Bornwall, einem Regiment Croaten zu Roß und einigen Compagnien Dragonern als Besatzung ein, als aber die Bürger nunmehr die zugestandenen Bedingungen zur Geltung bringen wollten, erklärte der Oberst, „daß Se. kaiserliche Majestät nicht schuldig sei, Dero Erbstaaten mit Akkord einzunehmen“, und die Stadt hatte bald in ihrer größten Höhe alle die Leiden zu tragen, welche in diesen Zeiten furchtbarer Verwilderung die Gegenwart des Feindes mit sich brachte. Der Oberst Goltz fing die Erpressung damit an, daß er sich dafür, daß er die Stadt nicht angezündet habe, 21,000 Gulden „Courtesiegeld“ zahlen und ein wöchentliches Tafelgeld von 215 Thalern verabreichen ließ; die übrigen Offiziere traten mit ähnlichen Forderungen auf und mußten ebenso befriedigt werden; der Soldat lebte zügellos in Saus und Braus von seinem Wirth, den er bald aus Küch' und Keller, Bett und Haus vertrieb, so daß die Bürger, als es Winter geworden war, an die Wachfeuer laufen mußten, um sich zu wärmen, und viele Haus und Hof ganz verließen und sich verbargen, bis sie von den Soldaten aufgefunden und mit Prügeln in ihr Haus zurückgetrieben wurden, um ferner für Zehrung und Aufwartung zu sorgen. In den nächsten vier Monaten der Anwesenheit dieser Gäste hatte der Rath allein den Offizieren an baarem Gelde 60,000 Gulden zu zahlen, die Verpflegungskosten und das, was die Mannschaften erhielten, ungerechnet, und jedem Bürger kostete die Einquartierung wöchentlich mindestens 20 bis 30, vielen aber selbst 60 bis 80 Thaler, so daß sie ihren Ruin vor Augen sehen mußten. Bei diesen Erpressungen blieb es indessen nicht. Die Soldaten nahmen, wo sie fanden, und je länger sie in der Stadt standen, ohne zu kriegerischer Thätigkeit zu kommen oder in bessere Zucht genommen zu werden, je mehr bildete sich unter ihnen ein förmliches Raub- und Plünderungssystem aus. Keller und Boden wurden durchsucht und ausgeraubt, Thüren eingeschlagen und Truhen erbrochen, auf öffentlicher Gasse den Männern die Mützen und Winterkleider genommen, an den Kirchthüren den Frauen der Schmuck vom Halse gerissen, und wer sich dem widersetzen wollte, wurde gemißhandelt. Diese, länger als ein halbes Jahr währende allmälige Plünderung mußte noch um Vieles gründlicher werden, als es bei einer mit Sturm genommenen Stadt sein kann, die nur auf Stunden oder Tage der blinden Begierde der Sieger preisgegeben ist. Denn dort ist die unüberlegte leidenschaftliche Hast der Plünderer oft verblendet, überstürzt sich selbst und sättigt sich deshalb schneller, während hier die ruhig gebotene Gelegenheit immer neue Mittel erfinden und die nie übersättigte, sondern stets wieder neu erregte Gier immer neue verborgene Schätze entdecken ließ, bis endlich die Bürger in der That Nichts mehr ihr eigen nennen konnten (es verblieb z. B. nicht einem einzigen ein Mantel) und man die Zeit kommen sehen mußte, wo sie genöthigt sein würden, bei ihren Gästen um das tägliche Brod zu betteln. Daß endlich die Regimenter Gallas und Bornwall die Stadt verließen, um nach Böhmen zurückzukehren, trug so gut als Nichts zur Erleichterung bei, da die Zurückgebliebenen nun nur um so eifriger wurden, für sich allein um so gründlicher zu ernten. Gewiß wird man es dem ehrenwerthen Pastor Primarius Zeidler nicht verdenken, wenn er in seiner Erzählung ausruft: „Damals hatte es bei uns das Ansehen, als wenn Gott vergessen hätte, gnädig zu sein, als wenn er lachte in unserm Unfall, denn da half kein Flehen, Bitten, Protestiren, Liquidiren! — Ihr (der Soldaten) Trotzen mußte köstlich Ding sein, ihr Frevel auf den Gassen, in Quartieren Tag und Nacht ungestraft verübet, mußte gut gethan heißen, ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst, — sie thun was sie gedenken, — was sie sagen das muß geschehen! — Wurde ihnen eines oder das andere untersagt, gaben sie Antwort: Wir sind Soldaten! — O des schändlichen hoffärtigen Soldaten-Teufels, als wenn Gott sein heiliges Gebot dieses Teufels halben mußte fallen oder schlafen lassen!“

In einzelnen Vorfällen dieser traurigen Zeit zeigt sich auch der tolle Humor alter roher Mißbräuche, so z. B. namentlich in der Sitte der Soldaten, „den Kindbetterinnen Geld abzupochen“, gegen welche noch in den Jahren 1676 und 1682 in den Ordonnanzen geeifert wird, die Johann Georg II. und III. zur Regelung des Verhältnisses zwischen Soldat und Bürger erließen. Zeidler erzählt hierüber: „Am Tage nach der Uebergabe der Stadt wurde das Eheweib eines (protestantischen) Priesters, die nur 3 Wochen im Kindbette gelegen, von einem Mönche nebst zweien Musketieren überfallen, dermaßen erschrecket und ausgescholten, daß der Geistliche, größer Unheil zu verhüten, nach der Zahl der Apostel soviel Reichsthaler hergeben mußte; denn als er zehen bewilliget, hat der Mönch lachend gefragt: „Sunt ne decem Apostoli?“, daraus er (der Geistliche) bald vermerken können, wie hoch der Mönch möchte abzuweisen sein.“

(Schluß folgt.)

*) Von hier sind als Quellen benutzt worden: Tabeera Budissinae vom M. Johann Zeidler, Pastor Primarius und Schulinspector, geschrieben am Tage Johannis Baptistä (24. Juni) 1634, und ein abermaliges Rechtfertigungsschreiben des Rathes an den Kurfürst vom 26. Juli desselben Jahres.

Altschönfels.

Auf der von Zwickau nach Reichenbach führenden Straße liegt, 1½ Stunde von ersterer Stadt entfernt, Schloß Altschönfels, eine der ältesten Burgen des Mittelalters und eines der wenigen, theilweise noch gut erhaltenen und bewohnbaren Bauwerke jener Zeit. Ueber die Zeit der Erbauung und die frühern Schicksale dieses Schlosses fehlt leider alle genauere Kunde; ein Theil dieser Burg wurde in dem verheerenden dreißigjährigen Kriege niedergebrannt, wobei auch das Schloßarchiv ein Raub der Flammen wurde, während die Trümmer des niedergebrannten Burgtheils noch als interessante Ruinen Zeugniß geben von der Stärke seiner Mauern und Thürme.

und mit altem Holzschnitzwerk verzierte Schloßkirche, worin der Rittergutspfarrer auf Verlangen mehrmals des Jahres Gottesdienst halten muß. Im Fußboden der Kirche ist eine weite viereckige Oeffnung angebracht, durch welche man bei Stürmung der Veste auf den durch das Thor eindringenden Feind siedendes Pech gegossen, um denselben zurückzutreiben.

Ein schönes Denkmal der Vorzeit ist die bereits erwähnte Conventstube, der Rittersaal der Burg; die grauen Wände und das matte Tageslicht, welches dasselbe durch zwei einander gegenüberstehende gothische, mit kleinen runden Glasscheiben versehene Fenster erhält, führen unwillkürlich Bilder aus dem frühern Leben und Treiben in diesen Räumen vor



den innern Blick und zu ernsten Betrachtungen über den Wechsel alles Irdischen. — Wie in mehreren Burgsälen, findet man auch hier Einrichtungen zur größern Bequemlichkeit der alten Herren jener Zeit, welche jetzt nicht mehr innerhalb bewohnter Zimmer zu finden und dort unter einem der vom Fußboden drei Stufen erhöhten Fenster angebracht wurden.

Das Schloß liegt auf einem Berge, welcher nur von einer Seite, und zwar von der nördlichen, zugänglich ist, auf welcher sich die jetzigen Ritterguts- und Wirthschaftsgehöfte befinden. Ein noch aus alter Zeit vorhandener Thorweg führt dahin und von da zum eigentlichen Eingange ebenfalls ein gewölbtes Thor ins Schloß und dessen innern ein längliches Viereck bildenden Schloßhof.

Der untere Theil des Schloßgebäudes besteht aus geräumigen, nach der Mittagsseite liegenden Wohnungen für den herrschaftlichen Förster, aus alten Gewölben und größern noch jetzt unbenutzten Räumen, wahrscheinlich frühern Stallungen. Eine Treppe hoch sind mehrere Wohnungen, in größern und kleinern Zimmern bestehend, unter welchen besonders die große Conventstube sich auszeichnet. Auch fehlt ein tiefer Brunnen im innern Hofe des Schlosses nicht.

Ueber dem Burgthor befindet sich die in gothischem Geschmack erbaute, noch mit Orgel, Altar und Kanzel versehene

Von dem ziemlich hohen Thurm, der vor mehreren Jahren um 15 bis 18 Ellen abgetragen, aber wieder mit Dach und Thurmstübchen versehen worden ist und zu welchem eine gut erhaltene Treppe führt, genießt man eine der lohnendsten Aussichten nach dem Gebirge, ins Muldenthal und in die Leipziger Gegend. Nach der Mittagsseite hin liegt die Kirche, welche im Jahre 1625 neu aufgebaut wurde, und ein Theil des Dorfes Altschönfels und in Mitte beider unten im Thale ein ziemlich großer Teich. Zwischen diesem und dem hier sehr steilen Schloßberg führt die Chaussee von Zwickau nach Reichenbach und bildet einen malerisch-schönen Vorder-

grund des herrlichen Bildes, welches die Rundschau vom Thurme aus gewährt.

Altschönfels begreift das Rittergut und das dabei liegende Dorf Schönfels, welches von den Dörfern Gospersgrün, Tannhof, Unterneumark, Rottmannsdorf und Stenn umgeben, unfern der Pleiße liegt und zwischen die beiden Rittergüter Alt- und Neuschönfels getheilt ist. In einer Entfernung von 10 Minuten von Schönfels und dicht an dem Walde liegt das Dörfchen Neuschönfels, wahrscheinlich ein neuerer Anbau, der zwischen beide Rittergüter gleichfalls getheilt ist. In alten Urkunden wird das Dorf geschrieben: Flecken Schönfels mit dem Dörflein Neuschönfels und es waren in älterer Zeit beide Rittergüter vereinigt und wurden erst vor 300 Jahren von zwei Brüdern v. Weissenbach getheilt, die sich über der Vertheilung veruneinigten, und wo ein Bruder den andern versehends — wie es im Kirchenbuche heißt — erstach. Die Veranlassung zu Erbauung des Schlosses gaben wahrscheinlich die Einfälle der fränkischen Ritter und ihre Beraubungen der Kaufleute, die von Nürnberg mit ihren Waaren diese Straße zogen. Hier war der Sammelplatz der herumwohnenden Menschen, von hier aus wurde die Nachbarschaft von dem Heranrücken des Feindes benachrichtigt, daher auch die Stadt Werdau, wie aus den beifolgenden Beleihungen zu ersehen, an Altschönfels tributpflichtig war. — Altschönfels hatte in Brand keine Unterthanen, wohl aber besaß es über dieses Dorf, sowie über die ganzen Dörfer Lichtentanne, Beiersdorf und einen Theil von Reuth die Obergerichte.

Am 5. August 1633 wurden bei dem Durchzuge des Friedländischen Kriegsvolkes 95 Personen hier niedergehauen.

Die Burg ist das Stammhaus des altadeligen Geschlechts derer v. Schönfels, aber es besaßen dieselbe, wenn auch nicht, wie behauptet wird, schon 1217 (bestimmt 1485) die Herren v. Weissenbach, unter welchen auch im Anfange des 16. Jahrhunderts die Trennung (wie schon oben bemerkt) in Alt- und Neuschönfels geschah.

Durch die Verehelichung Mariens v. Weissenbach mit Hiob v. Milkau kam dieses Gut an die Familie des Letztern, dessen Sohn (wird noch 1602 genannt) und Enkel als Besitzer hier lebten, von welchen es jedoch an den Oberhofmeister und Amtshauptmann Georg Karl von Carlowitz gekommen zu sein scheint, welcher wahrscheinlich im Jahre 1677 starb. Zwei Söhne desselben besaßen es nach ihm, der Letztere noch im Jahre 1700; jedoch wird auch Georg Friedrich v. Bärenstein als Besitzer genannt, dessen Besitzthum in diese Zeit fallen muß, da Altschönfels bereits 1723 in den Händen Ulrichs v. Groß war. Dem adelig Dieskauschen Geschlecht gehörte Altschönfels im Jahre 1754, aus deren Concurs es im Jahre 1770 das v. Römersche Geschlecht erkaufte und zu einem Geschlechtsgute erhob. Jährlich nach Johannis jeden Jahres wird ein Convent mit sämmtlichen Familiengliedern und einem Mitglied des Stadtraths zu Zwickau gehalten und zwar in der oben genannten Conventstube*). Hierbei wird Rechnung über Einnahme und Ausgabe abgelegt, Berathungen und Beschlüsse über Angelegenheiten des Gutes oder besondere Unterstützungen an einzelne Familienglieder gehalten und gefaßt, während nach den Statuten von den Einkünften jährlich gewisse festgesetzte Unterstützungen gewährt werden. Die Einkünfte bestehen in den Pachtgeldern vom Rittergute und außenstehenden Capitalszinsen.

In früherer Zeit schon hatte Schönfels Burgmannen, welche ein Burglehn daselbst inne hatten und in Fehdezeiten das Schloß besetzen und vertheidigen mußten. Im Jahre 1225 war ein solcher unter dem Namen von Schoninvels.

Ein aus dem 15. Jahrhundert herrührendes Verzeichniß der zum Schlosse Schönfels gehörigen Mannschaften (Lehnsleute) bestätigt, daß die v. Schönfels als Besitzer von Ruppertsgrün und Beiersdorf Burgmänner gewesen.

Zufällig sind dieselben redend aufgeführt:

ꝛc. Arnold v. Schönfels — Burgmann uff dem Slosse zu Schonenvels — ich habe ein Burggut, da sitz ich häuslich uff; dazu gehören Wiesen, Aecker und Holz; dazu habe ich ßo. Gelds ꝛc.

Cunze v. Schönfels — habe ein Burggut uff dem Slosse, uff dem sitze ich mit Huße, mit syner zugehörung, zur Herberge — das erbete ich zu dem Burggute.

Item der alte Hans von Schönfels gesessen zu Ruppertegrün mit Huße zu demselbigen Vorwerk gehörig — habe ich frei Holz in dem Schönfelser Walde zu bauen und zur Feuerung als soviel ich das bedarf ꝛc.

Desgl. 4 Lehnacker zu Beiersdorf mit Diensten zum Vorwerk Ruppertsgrün ꝛc.

Beleihungen.

1441 verkaufte Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm von Sachsen widerkäuflich an drei Gebrüder v. Erdmannsdorf das erstern gehörige Schloß (Burg) Schönfels mit seinem Zubehör, nämlich
die Dörfer Lichtentanne, zum Stein, zum Ibisbrunn, Voigtsgrün, Rothmannsdorf, Niederneumark, Beyersdorf und in diesem 1 Lehnpferd und 1 grau Tuch, Gospersgrün, Ruppertsgrün und in der Stadt Werdau 1 Tonne Heringe jährlich und 1 grau Tuch, wie auch einige Zinsen im Dorfe Beyersdorf — ausgenommen die erbare Mannschaft, geistlich und Ritterlehn

um 400 M. fl.

d. Arnshaugk.

Zeugen: Espet v. Vitzthum, Hofmeister.
Hans v. Maltitz, Marschall.
Bernhard v. Rechberg,
Fr. v. Witzleben, Ritter.

1459 wurden drei Gebrüder v. Weissenbach mit dem Schlosse Schönfels sammt dem vorgenannten Complex von Ortschaften beliehen.
dat. Schellenberg.

1462 sind Johann v. Weissenbach, Lehrer beider Rechte, ingleichen Hans und Herrmann v. Weissenbach mit dem Schlosse Schönfels, dem daran liegenden Städtchen, dem Kirchlehn und den Vorwerken ꝛc. Beyersdorf und Ruppertsgrün ꝛc. beliehen worden. (Bei letztgenannten Orten können nur die Obergerichte gemeint sein, da mit den Gütern selbst im Jahre 1460 Reinhold und Siegmund v. Schönfels beliehen worden, lt. Lehnber.)

1515 dat. Weymar, den 2. September, hat Herzog Johannes genehmigt, daß Heinrich v. Schönfels auf Ruppertsgrün und Beyersdorf die Obergerichte von Wolfen v. Weissenbach und seinen Brüdern als Besitzern des Schlosses Schönfels an sich gebracht hat. (s. Lehnber.)

1591 überließen die v. Schönfels-Ruppertsgrün das in Schönfels innegehabte Burglehn an die v. Weissenbach auf Schönfels.

1606 verleiht ein Lehnsbrief das Schloß Schönfels an die v. Milkau. Es heißt:
„Das Schloß Altenschönfels zusammt dem Burg-
„lehn, so vorher derer von Schönfels gewesen".

Nähere Nachrichten über Altschönfels findet man, außer in den im Königlichen Staatsarchiv darüber vorhandenen Acten, auch in Schumanns Lexicon von Sachsen, 1. Band, Seite 100 und in dem dazu gehörigen Supplementband (Band 14) Seite 125.

Ed. Gottwald.

*) Dieser Convent wird hin und wieder auch in Zwickau selbst gehalten.

Die sächsische Armee vom Jahre 1635 bis zum Jahre 1812.

Wir entnehmen nachfolgende Mittheilung über die kurfürstlich und königlich sächsische Armee der Soldatenzeitung „Bellona", welche, von Ferdinand von Witzleben herausgegeben, im Jahre 1834 in Grimma erschien, viel des Interessanten über das Armeewesen der europäischen Staaten brachte, aber nur wenig verbreitet nach Zeit von 17 Monaten wieder einging.

Im Jahre 1635 bestand die sächsische Armee aus folgenden Regimentern:

A. Kürassiere. Die 1. und 2. Leibcompagnie zu 235 Mann. Das Leibregiment Baudissin-Feldmarschall, die Regimenter Vitzthum, Kalkstein, Schierstädt, Gersdorff, Rochau, Strein, Yssawolitzky, jedes 10 Compagnien zu 1171 Mann; Bose, 12 Compagnien zu 1401 Mann; Wolffersdorff, 9 Compagnien zu 1056 Mann; Dehne, Trautschen und Rauschel, jedes 8 Compagnien zu 941 Mann; Taube und Milbe, jedes 6 Compagnien zu 690 Mann; Schleinitz und Seydlitz, jedes 5 Compagnien zu 575 Mann. — Summa der Kürassiere: 169 Compagnien zu 19,756 Mann.

B. Dragoner. Regimenter Maslegner und Brinke, jedes 5 Compagnien zu 565 Mann; Haugwitz, 4 Compagnien zu 452 Mann; Schleinitz, 2 Compagnien zu 226 Mann. — Summa der Dragoner: 16 Compagnien zu 1808 Mann.

C. Artillerie. 2 Compagnien zu 250 Mann.

D. Infanterie. Leibregiment Feldmarschall von Schleinitz, von Wolffersdorff, von Mitzlaff, jedes 12 Compagnien zu 2652 Mann; von Bose, Bünau, Drandorf und Zehmen, jedes 10 Compagnien zu 2216 Mann; Pfordte und de Monier, jedes 8 Compagnien zu 1780 Mann; von Vitzthum und Schneider, jedes 6 Compagnien zu 1344 Mann; von Ponikau, 5 Compagnien zu 1090 Mann; 3 Freicompagnien zu 954 Mann. — Summa der Infanterie: 136 Compagnien zu 30,416 Mann.

Hauptsumma der Armee: 323 Compagnien zu 52,229 Mann.

Die innere Eintheilung der Regimenter war auch wesentlich von der jetzigen Organisation verschieden. So bestand der Stab eines Kürassierregimentes aus:

1 Oberst,	1 Wundarzt,
1 Oberstleutnant,	1 Proviantmeister,
1 Oberstwachmeister,	1 Wagenmeister,
1 Wachmeisterleutnant,	1 Trompeter,
1 Regimentsquartiermeister,	1 Kesselpauker,
1 Schultheis,	1 Profosleutnant,
1 Feldprediger,	1 Stockmeister,
1 Secretär,	2 Steckenknechte,
2 Aufwärter,	1 Scharfrichter.

Summa: 20 Mann.

Der Stab eines Infanterieregimentes bestand aus:

1 Oberst,	1 Stabshalter,
1 Oberstleutnant,	1 Gerichtsschreiber,
1 Oberstwachmeister,	1 Gerichtswebel,
1 Wachmeisterleutnant,	10 Geschworene,
1 Regimentsquartiermeister,	1 Profos,
1 Regimentsschultheis,	1 Profosleutnant,
1 Feldprediger,	2 Trabanten,
1 Secretär,	1 Stockmeister,
1 Regimentsfeldscheer,	2 Steckenknechte,
1 Proviantmeister,	1 Regimentstrommelschläger,
1 Wagenmeister,	1 Scharfrichter,
2 Aufwärter,	1 Hurenwebel.

Summa: 36 Mann.

Kaum waren 40 Jahre verflossen, als der Kurfürst Johann Georg II. die fast ganz aufgelöste Armee auf einen besseren Fuß zu bringen suchte; er errichtete neue Regimenter, und doch wie verschieden ist die Stärke der Armee von 1676 mit der vom Jahre 1635.

Im ersteren Jahre bestand sie aus folgenden Theilen:

A. Leibgarden zu Pferde. Musketons: 30 Mann. Croaten, 1 Compagnie zu 75 Mann. Deutsche Garde, 4 Compagnien zu 437 Mann.

B. Kürassiere. Leibregiment zu Pferde, 8 Compagnien zu 800 Mahn. Goldacker, 4 Compagnien zu 400 Mann. Kurprinz, 10 Compagnien zu 1000 Mann.

C. Dragoner. Dragonerregiment, 6 Compagnien zu 600 Mann. Oberst Degenfeld, 5 Compagnien zu 1000 Mann.

D. Kreisvölker zu Pferde, 4 Compagnien zu 800 Mann.

Summa der Cavallerie: 43 Compagnien zu 5217 Mann.

E. Garden zu Fuß. Trabanten: 66 Mann. Schweizertrabanten, 1 Compagnie zu 130 Mann. Untergarde, 3 Compagnien zu 600 Mann.

F. Artillerie, 1 Compagnie zu 250 Mann.

G. Infanterie. Erstes Leibregiment zu Fuß, 6 Compagnien zu 2400 Mann. Zweites Leibregiment zu Fuß, 4 Compagnien zu 1600 Mann. Freifähndel, 3 Compagnien zu 700 Mann. Besatzung zu Königstein, 1 Compagnie zu 61 Mann. Besatzungen zu Sonnenstein, Stolpen und Senfftenberg: 135 Mann. Besatzung zu Wittenberg, 1 Compagnie, 200 Mann. Besatzung der Pleißenburg und zu Leipzig, 3 Compagnien zu 500 Mann. Kreisvölker zu Fuß, 4 Compagnien zu 800 Mann.

Summa der Infanterie (incl. Artillerie): 27 Compagnien zu 7442 Mann.

Hauptsumme der Armee: 70 Compagnien zu 12,659 Mann.

Unter König August II. bestand die Armee vor dem Lager bei Zeithahn im Jahre 1730 aus folgenden Theilen:

A. Cavallerie. Garden: Chevaliergarde, 1 Esquadron zu 153 Mann; Grandmusquetairs, 1 Esquadron zu 165 Mann; Garde du Corps, 6 Esquadrons (12 Compagnien) zu 867 Mann; Gardecarabiniers, 6 Esquadrons (12 Compagnien) zu 881 Mann. — Kürassiere: Königl. Prinz, Prinz Friedrich, Polenz, Kriegern, jedes 3 Esquadrons (6 Compagnien) zu 579 Mann. — Dragoner: Chevalier de Saxe, Arnstedt, Goldacker, Katter, jedes 3 Esquadrons (6 Compagnien) zu 587 Mann. — Grenadiere zu Pferde: Prinz von Gotha, 2 Esquadrons (4 Compagnien) zu 317 Mann.

Summa der Cavallerie: 40 Esquadrons (76 Compagnien) zu 7047 Mann.

B. Infanterie. Ingenieurs: 44 Mann. Artillerie: 1 Bataillon (4 Compagnien) zu 658 Mann. — Garden: Cadetten, 158 Mann; Schweizerleibgarde, 120 Mann; Grenadiergarde, 2 Bataillone (12 Compagnien) zu 1507 Mann; Janitscharen, 1 Bataillon (4 Compagnien) zu 674 Mann. — Feldregimenter: sämmtlich zu 2 Bataillonen (8 Compagnien) und 1434 Mann; sie hießen: Erste Garde, zweite Garde, Königl. Prinz, Prinz von Weißenfels, Marchen, Löwendal, Wilke, Prinz von Gotha, Böhmen, du Caila, Weimar-Grenadiere. — Freicompagnien: Königl. Prinz, 160 Mann Grenadiere; Graf Promnitz Grenadiere, 160 Mann; Schwarzburg-Rudolstädtische Grenadiere, 160 Mann.

Summa der Infanterie: 26 Bataillone (111 Compagnien) zu 19,415 Mann.

Hauptsumme der Armee: 40 Esquadrons, 26 Bataillone (187 Compagnien) zu 26,462 Mann.

Später wurden noch 4 Kürassierregimenter errichtet und dazu kamen unter dem Nachfolger August des Starken während der schlesischen Kriege noch 2 Kürassierregimenter, sowie 2 Chevauxlegers- und 4 Infanterieregimenter.

Im Jahre 1745 war die Armee am stärksten; wir geben hier ihren Etat:

A. Cavallerie. Garden zu Pferde. Garde du corps, 4 Esquadrons (8 Compagnien) zu 760 Mann. — Gardecarabiniers. Garde du corps, 4 Esquadrons (12 Compagnien) zu 782 Mann. — Kürassiere. Die Regimenter waren in 2 Esquadrons (6 Compagnien) getheilt, hatten eine Stärke von 484 Mann und führten folgende Namen: Leibregiment, Königl. Prinz, Bestenbostel, Maffen, Haudring, Minkwitz, O'Byrn, Gersdorff. — Dragoner. Die Regimenter waren 496 Mann stark, hatten dieselbe tactische Eintheilung, wie die Kürassiere und hießen: Schlichting, Prinz von Sondershausen, Plötz und Rechenberg. — Chevauxlegers. Die Regimenter hatten in 4 Esquadrons und 8 Compagnien die Stärke von 761 Mann und führten die Namen: Prinz Karl, Prinz Albrecht, Graf Rutowsky und Sybilski.

Ueberdies waren folgende Ulanenregimenter im Solde Sachsens: Blendowski, 9 Compagnien zu 787 Mann; Uhlau, Borislawski, jedes 8 Compagnien zu 859 Mann; Sichedrinsky, 8 Compagnien zu 700 Mann; Wilizinski, 6 Compagnien zu 536 Mann; Bartozowicz, 6 Compagnien zu 521 Mann.

Summa der Cavallerie: 48 Esquadrons (169 Compagnien) zu 14,641 Mann.

B. Infanterie. Kadetten: 156 Mann. — Ingenieurcorps: 44 Mann. — Schweizerleibgarde: 126 Mann. — Artillerie, 1 Bataillon (5 Compagnien) zu 688 Mann. — Leibgrenadiergarde, war, wie alle folgende Regimenter, in 2 Bataillone und 14 Compagnien getheilt: 1740 Mann. — Erste Garde: 1689 Mann. — Zweite Garde: 1689 Mann. — Königin: 1689 Mann. — Prinz Xavier: 1689 Mann. — Herzog von Weissenfels: 1690 Mann. — Graf Brühl: 1694 Mann. — Graf Kosel, Graf Bellegarde, Allnpeck, Nicolaus Pirch, Franz Pirch, Niesemeuschel, Schönberg, Graf Stollberg, Prinz von Gotha, sämmtlich zu 1689 Mann. — 2 Freicompagnien, als: die Hubertusburgische Grenadiercompagnie zu 150 Mann und die Sorauische Compagnie zu 120 Mann. — Die Garnisonen: Wittenberg, 3 Compagnien zu 346 Mann; Pleißenburg, 1 Compagnie zu 144 Mann; Königstein, 1 Compagnie zu 195 Mann; Sonnenstein, 1 Compagnie zu 123 Mann; Stolpen, 1 Compagnie zu 77 Mann. — 4 Landmilizregimenter, jedes aus 2 Bataillon, 12 Compagnien (incl. 4 der Grenadiere) bestehend und 1979 Mann zählend; ihre Namen waren: Ragotzky, Metzradt, Zezschwiz und Brüchting.

Summa der Infanterie: 41 Bataillone, 50 Grenadiercompagnien, 236 Artillerie- und Musketiercompagnien: 37,137 Mann.

Totalsumme: 51,778 Mann.

Im Jahre 1785 betrug die Stärke der Armee nach einer veränderten Organisation derselben:

A. Eximirte Corps unter dem eigenen Commando des Kurfürsten. Garde du corps, 4 Esquadrons (8 Compagnien) zu 429 Mann. Cadettencorps: 146 Mann. Schweizerleibgarde: 120 Mann. Ingenieurcorps: 45 Mann. Leibgrenadiergarde in 2 Bataillonen (10 Compagnien) zu 902 Mann.

B. Cavallerie. 1 Regiment Carabiniers, 2 Regimenter Kürassiere, 4 Regimenter Chevauxlegers, sämmtlich 669 Mann in 4 Esquadrons und 8 Compagnien per Regiment.

C. Artillerie. Feldartilleriecorps, 2 Bataillone (12 Compagnien) zu 1598 Mann; Hausartilleriecompagnie: 140 Mann; Artilleriecommando auf dem Königstein: 33 Mann; Pontoniercompagnie: 57 Mann.

D. Infanterie. 12 Regimenter zu 2 Bataillonen, 2 Grenadier- und Musketiercompagnien und 1553 Mann.

E. 1 Garnisoncompagnie zu Königstein: 191 Mann; 3 Halbinvalidencompagnien: 416 Mann.

Summa sub A.:	1642	Mann,
„ sub B.:	4683	„
„ sub C.:	1828	„
„ sub D.:	18636	„
„ sub E.:	607	„
Hauptsumma:	27396	Mann.

Im Jahre 1787 wurde jedes Cavallerieregiment (excl. der Garde du corps) mit 1 Roßarzt, 4 Standartjunkern und 60 Gemeinen vermehrt, 1789 jede Compagnie der Feldinfanterieregimenter mit 10 Gemeinen. 1791 wurde 1 Husarenregiment errichtet, das in 8 Schwadronen getheilt 1065 Mann und 1002 Pferde enthielt; 1797 wurde die Artillerie mit 300 Mann, jedes der Feldregimenter mit 100 Mann vermehrt. Die Armee zählte 1798 40 Esquadrons, 28 Bataillone, 34 Grenadier-, 96 Musketier-, 14 Artilleriecompagnien, incl. 1 Compagnie Pontoniere, 4 Garnison- und Halbinvalidencompagnien; ihre Gesammtzahl betrug 31,613 Mann mit 6033 Pferden der Reiterei.

Bis zum Jahre 1809 blieb diese Eintheilung und Stärke, im gedachten Jahre wurden jedoch während des Feldzuges gegen Oesterreich aus den Schützen der Regimenter an der Donau 2 leichte Bataillone, eines dergleichen im Vaterlande selbst errichtet, sowie auch hier ein Corps gelernter Jäger. Im Jahre 1810 aber trat eine durchaus veränderte Formirung ein. Das Carabinierregiment, nebst 4 Infanterieregimentern und der Hausartilleriecompagnie wurden unter die übrigen Regimenter vertheilt, aus den leichten Bataillonen 2 leichte Regimenter formirt, die Garde du corps und die Grenadiergarde auf die Stärke der übrigen Regimenter gesetzt. Die bisherigen Generalinspectorate wurden aufgelöst, dagegen eine Cavallerie- und zwei Infanteriedivisionen gebildet, die wieder in Brigaden zerfielen. Die Artillerie mit allen ihren Dependenzen, das Ingenieurcorps und die Garnison- und Halbinvalidencompagnie wurden dem Chef des königlichen Generalstabes untergeben.

Die Armeeliste vom Jahre 1810 zeigt:

A. Eximirte Corps. Cadettencorps: 146 Mann. Schweizerleibgarde: 120 Mann.

B. Cavallerie. 36 Esquadrons, 56 Compagnien in 3 Brigaden und 8 Regimentern: 6569 Mann.

C. Infanterie. 26 Bataillone in 11 Regimentern und 5 Brigaden: 21,678 Mann.

D. Corps unter den Befehlen des Chefs vom Generalstabe. Ingenieurs: 46 Mann. Fußartillerie in 3 Bataillonen (16 Compagnien): 1848 Mann. Reitende Artillerie: 2 Batterien in einer Brigade: 242 Mann. Pontoniere: 1 Compagnie zu 57 Mann. Trainbataillon: 330 Mann. 4 Garnison- und Halbinvalidencompagnien zu 608 Mann.

Hauptsumme: 31,644 Mann.

Im nächsten Jahre ward eine Compagnie Sapeurs errichtet, auch die Pontoniercompagnie von der Artillerie getrennt und dem Ingenieurcorps zugewiesen, das dadurch auf 216 Köpfe stieg. Die Hauptsumme der Armee betrug nun 31,770 Mann. Eine Reduction im Cadettencorps brachte sie 1812 auf 31,741 Mann.

Die neueren Veränderungen sind uns zu nahe, um hier einer besonderen Erwähnung zu bedürfen.

Die große Binge bei Altenberg.

Die freundliche Bergstadt Altenberg, einer der am höchsten gelegenen Orte des Königreiches Sachsen, die im Jahre 1858 das vierhundertjährige Fest ihrer Gründung feierte, hat eine ihr ganz eigenthümliche Merkwürdigkeit, die große Binge, deren Abbildung beifolgender Holzschnitt darstellt.



Die Entstehung dieses gewaltigen Bergbruches ist aber folgende: Durch die Ausbrechung der Zinnerze waren im Laufe der Jahrhunderte große Aushöhlungen im Innern des Gebirges entstanden, die man an gewissen Stellen durch Unterstellung ansehnlicher Balken stützte. Schon mehrmals hatten, wenn solche Balken durch Fäulniß morsch geworden, Einstürze der Höhlungen stattgefunden. Am 1. December 1619 hatte sich die Herrenzeche, ein mächtiges Gebirge, in der Höhe gelöst und war in die Tiefe gestürzt. Es waren gerade drei junge Bergleute unter dem Schachte, den einen erdrückte das fallende Gestein, zwei davon konnten sich retten. Am 20. Januar 1620, früh zwischen 4 und 5 Uhr, erschreckte ein furchtbares Getöse die Stadt. Es waren 4 Göpel und Zechen, sowie das Wohnhaus des Bergschmieds Caspar Dietze in die Tiefe versunken und ein colossaler Krater von mehr als 150 Lachter Tiefe war plötzlich dicht an der Stadt zu erblicken. Zwanzig Bergleute retteten sich auf den Erasmusschacht, aus dem sie zu zwei und zwei in einer Tonne herausgetrieben wurden. Vier Mann wurden auf einem Brennorte abgeschnitten, sie mußten drei Tage und drei Nächte harren, bis es gelang, sie zu befreien. Ein alter Bergmann von 79 Jahren war der einzige, der das Leben verlor. Ihm gab man Schuld, daß er Ursache des Unglücks gewesen, indem er die Stützen wider alle Warnung weggehauen und so den Zusammenbruch veranlaßt habe.

G. Klemm.

Der vergrabene Fluch.

Eine sächsische Dorfsage aus der Gegend von Pirna.

(Fortsetzung.)

Unter wiederholten liebkosenden Geberden gelang es ihm endlich, die aufgeregte junge Frau auf einem Schemel neben seinem Lager zu bringen und dann endlich öffnete er die schwachen Lippen zu der Bitte an die Mutter, in ihrem Gebete fortzufahren. Die junge Frau überwand für den Moment alle anderen Regungen und gab sich, wenigstens scheinbar, der Andacht hin, in welche die Mutter sich von Neuem versenkte.

„Das," sagte er nun, nachdem die Mutter geendet hatte, „das ist es, was ich in der fürchterlichen Nacht nicht finden konnte. Was geschehen ist, ist geschehen und läßt sich nicht wieder rückgängig machen. Aber Trost, Rettung für das einzige, was zu retten ist, das war es, wonach ich in vergeblichem Kampfe rang."

Die beiden Frauen sahen den so wunderbar Redenden mit lautlosem Erstaunen an. Er schwieg lange und gab nur

durch Zeichen zu verstehen, daß er sein Lager bequemer eingerichtet wünsche. Indessen stürzte der Arzt des Dorfes herein. Er war verwundert, den Kranken wieder aufgerichtet und bei Bewußtsein zu finden. Die stürmischen Fragen des eifrigen Mannes beantwortete dieser mit Geduld, aber mit sichtbaren Zeichen von Gleichgültigkeit. Er ließ mit sich machen, was man verlangte, und als der Wundarzt einen Aderlaß für nöthig hielt, ergab er sich willig.

Nach dem Allen konnte aber doch die Ruhe noch nicht wieder vollständig eintreten. Die eigentliche Veranlassung des ganzen Unfalls war ja noch nicht ermittelt und mußte die Neugierde Aller beschäftigen.

Ueber diesen Punkt waren die Antworten des Kranken völlig ungenügend geblieben. Man mußte annehmen, daß er selbst davon sich keine Rechenschaft geben könne. Der Arzt war wieder davon gegangen. Die Hausfrau fand endlich Besonnenheit genug wieder, um die nöthigen Anordnungen in der Wirthschaft zu treffen. Sie ließ daher den Gegenstand ihrer leidenschaftlichen Sorge unter den Augen der ruhigen Mutter.

Als sich diese mit dem Sohne allein sah, fragte sie mit der festen Ruhe, die alle ihre Worte und Handlungen bezeichnete: „Sohn, was ist Dir begegnet, ich muß es wissen?"

„Müßt Ihr?", fragte der Sohn, indem er sich aufrichtete.

„Ja, Sohn", sagte die Mutter mit fester Stimme, „ich muß, weil ich — doch genug — sprich, was ist Dir begegnet?"

„Wißt Ihr Etwas, Mutter?", fragte der Sohn, „dann sprecht Ihr zuerst?"

„Nein," sagte die Mutter mit angestrengter Festigkeit, „sprich und erkläre Dich. Was Du mir zu gestehen hast, soll zwischen uns bleiben."

Martin richtete sich nun empor, soweit es seine schwachen Kräfte gestatteten. Er erzählte, was wir schon vom vergangenen Abend wissen; als er dahin kam, von der Stelle zu reden, wo das Loch für den Pfeiler gegraben werden sollte, zeigte die Mutter einen kaum merklichen Schauer. „Ja", fuhr der Sohn fort, „zunächst der Grenzscheide, wo vier Raine sich kreuzen, sollte der Pfeiler stehen. Als ich die Grube beinahe vollendet hatte, wollte ich die Ränder derselben in dem festen Lehm noch etwas abschärfen. Ich stieß nur schwach mit dem Spaten hinunter, indem ich mit dem Fuße nachhalf. Mit einem Male thut es einen Schlag, als ob der lauteste Donner über, unter und neben mir krachte. Ich lag am Boden, ohne mich regen zu können. Fühlte ich Schmerz oder nicht? das weiß ich nicht zu sagen. Aber alle meine Kräfte stockten und ich hätte nicht den kleinen Finger rühren können. Nun war es, als ob ein Gedränge von furchtbaren Gestalten mich umgebe. Ich kannte sie nicht und doch schienen sie zu mir zu gehören. Ein starker alter Mann war mir besonders merkwürdig, er sah mehr traurig als zornig aus. Aber dicht vor ihm stand ein Anderer, länger von Gestalt, seine Züge waren scharf und hart, er suchte mir seine Hände zu verbergen, aber ich mußte wider Willen darnach forschen und ich sah, wie sie blutroth waren."

„Schweig", schrie die Mutter, indem sie die Schürze vor das Gesicht nahm. Es trat eine lange Pause ein. Der kranke Mann wagte keinen Laut von sich zu geben, so lange die Mutter verhüllt blieb.

Endlich ließ diese ihr bleiches Gesicht wieder sehen, sie erhob sich von ihrem Schemmel und sagte mit tonloser Stimme: „Sohn, wir wollen beten."

„Ja beten, beten", seufzte dieser, während die Mutter niederkniete, „ach warum konnte ich in der entsetzlichen Angst, die in dem regungslosen Zustande mein Bewußtsein drückte, nicht beten?"

Jetzt betete die Mutter laut und mit steigender Inbrunst um das Heil aller Seelen und um ewige Barmherzigkeit. Dann stand sie gestärkt wieder auf und sagte mit sanfterer, aber fester Stimme: „Sohn, schweige von dem, was Du mir gesagt hast, gegen Alle, auch gegen die Frau, frage mich nicht, frage Niemand nach einem Grunde darüber; aber die verfluchte, nein die unselige Grube auf der Grenzscheide muß verschüttet werden. Ein Stein mit dem Zeichen unseres Herrn und Erlösers soll die Stelle bezeichnen und Jeden warnen, an sie zu rühren."

Martin hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Dunkle Erinnerungen gingen durch seine Seele. Was er längst vergessen hatte, kehrte jetzt mit unbestimmten Zügen in sein Gedächtniß zurück. Er sah in demselben seine Mutter an der bezeichneten Stelle knieen und im eifrigsten Gebet ringen. Es war eine düstre Sommernacht, in der abgebrochene Windstöße schwere Gewitterwolken über den Mond dahinjagten. Er war von seiner Mutter in das kleine Bett gelegt worden, denn sein damaliges Alter konnte kaum über drei Jahre sein. Aber der Schlaf hatte sich nicht einstellen wollen und so war er aus dem Bett gesprungen und im Hemd durch die offene Hinterthür des Wohnhauses nach dem Baumgarten gelaufen. Als er die Mutter auf der Höhe desselben knieend gesehen hatte, war er lautlos stehen geblieben. Die Mutter hatte sich endlich aufgerichtet, hatte ihn beim Mondlichte erblickt, schnell seine Hand ergriffen und ihn still, aber mit Gewalt in das Bett zurückgebracht. Dann war ein fester Schlaf über ihn gekommen und so hatte sich dieser Auftritt in seinem Gedächtniß verwischt, bis ihn heute der seltsame Vorfall mit den Worten der Mutter in dunkeln Umrissen wieder hervorrief.

Während dieser stummen Betrachtungen des Sohnes hatte die Mutter nach einer Magd gerufen, um sie bei dem Kranken zu lassen, sie selbst wollte nach dem Garten eilen. Aber ein Getümmel tönte ihr aus demselben entgegen und hemmte ihre weitern Schritte.

Als der Arzt den Kranken verlassen, hatte er darauf bestanden, daß der Ort, wo der räthselhafte Unfall den jungen Mann betroffen hatte, genauer untersucht werden müsse. Seinem stürmischen Verlangen hatte sich das Gesinde, trotz des Widerspruchs der Hausfrau, die dasselbe zu den ländlichen Arbeiten des Tages aufforderte, fügen müssen. Man war nach dem Garten gegangen. Die Grube war untersucht worden, wiewohl die Arbeiter diese Bemühung für nutzlos hielten, weil in dem festen und tiefgründigen Lehmboden ein Stein, der Widerstand leisten und dadurch einen verletzenden Stoß veranlassen könne, niemals gefunden werde. Aber bei dem Hin- und Widerstreiten darüber entdeckte der Eine der Knechte, der in die Grube gesprungen war, an einer Seite derselben einen festen, abgerundeten Körper. Er verlangte eine Keilhacke, um ihn loszuarbeiten, aber der Großknecht David that heftigen Einspruch.

„Der abgegrabene Rand", so bemerkte er, „geht nahe an den vier Grenzmarken nieder, die hier zusammentreffen. Nehmen wir noch mehr davon weg, so stürzt der große Malstein herab und wir kommen in schwere Verantwortung".

„Aber das Ding muß heraus", schrie der Arzt.

Nun wurde die allgemeine Neugierde der Umstehenden, die, von der Seltsamkeit des Vorfalls angelockt, sich versammelt hatten, noch mehr gereizt. Die Sonne hatte sich über den umgebenden Hügeln bei klarem Himmel erhoben. Während ihre schrägen Strahlen in die Grube einfielen und den gelben Lehm scharf beleuchteten, bemerkte Einer: „das Ding glänzt fast wie Gold". Man erinnerte sich der dunkeln Sagen von vergrabenem Gelde in Fladens Gute. Die Spannung wurde dadurch noch vermehrt. Man bestand darauf, daß die Hausfrau des Gutes mit den andern drei Grenznachbarn herbeigerufen werde, um der Untersuchung unter dem Malsteine beizuwohnen. Bald waren die berechtigten Personen beisammen. Mit ihnen hatten sich

andere Neugierige herbeigedrängt. Unter ihnen befand sich auch die alte Marthe. Sie mochte von Wenigen bemerkt worden sein, am leichtesten konnte ihre Gegenwart der leidenschaftlichen Hausfrau verborgen bleiben, weil sie, hinter ihr stehend, gleich dieser ihre Augen scharf auf den von der Sonne beschienenen Rand richtete. Man hatte endlich ein rundes eisernes Gefäß, das in der Form einer alterthümlichen Urne fest verschlossen war, nicht ohne Mühe aus dem fetten Lehm herausgearbeitet. Die Männer hoben es voll Verwunderung empor. Da rief die alte Marthe mit lautem schneidenden Ton: „Das ist der vergrabene Fluch!"

Alles verstummte und kein Laut ließ sich vernehmen. Auch der Arzt, der sich am eifrigsten in der Forschung gezeigt hatte, fuhr von dem Gegenstande derselben erschrocken zurück; dann ging er kopfschüttelnd hinweg. Die Leidenschaft der Frau hatte bis jetzt kein Wort finden können. Doch jetzt riß sie sich aus der Betäubung empor und rief, mit angestrengter Stimme jenen Ton überbietend: „Dummes altes Weib! Fluch über Dich mit Deinem albernen Geschwätz!"

Die Alte war aber nach ihrer Enthüllung schon aus dem Haufen geschritten und langsam auf dem grünen Raine hingegangen, der die Gärten von den Feldern trennte. Jetzt blieb sie auf den Ruf der Frau Flade stehen und sprach halb umgedreht mit erhobenem Finger: „Nun brauche ich das Brod nicht mehr, das Du mir gestern nicht gönntest, Du und der Martin, Ihr werdet keins wieder zusammen essen, das von neuem Korne gebacken ist!"

Die junge Frau wollte mit den Ausbrüchen der heftigsten Leidenschaft der Alten nacheilen, aber die Umstehenden hinderten sie mit Gewalt an diesem Beginnen. Man brachte sie mit Mühe in ihre Wohnung zurück, wo ihr Frau Golle entgegentrat und mit einer Lebhaftigkeit des Entsetzens, das zu ihrer sonstigen Ruhe nicht paßte, aus den verworrenen Berichten vernahm, was vorgegangen war. Die Besonnenheit kehrte ihr aber bald wieder zurück und sie sorgte deshalb vor Allem dafür, daß die heftige Frau in einer Kammer beruhigt werde, ehe sie die große Stube betrat, in der der Kranke ruhte.

Dann eilte sie selbst nach dem Garten, wo die Männer und andere noch in lebhaftem Streite darüber verwickelt waren, was mit dem räthselhaften Gefäße zu beginnen sei. Da es in der That genau auf der Grenzscheide, so zu sagen unter dem Kreuze der sich durchschneidenden Linien in der Erde verborgen gewesen war, konnte jeder der betreffenden Grundbesitzer einen gleichen Anspruch darauf machen. Aber Alle fürchteten sich vor der Bedeutung des Gegenstandes, die von der alten Marthe ausgesprochen war, und doch stellte dem Glauben an dieselbe die Habsucht, welche in dem verschlossenen und schweren Gefäße eitel Gold vermuthete, lebhaften Zweifel entgegen. Daher geschah es, daß, wenn der Eine sich von der eisernen Urne abwendete und der Andere Miene machte, sie zu ergreifen, der Streit von Neuem begann. Denn nun wollte der Erste den Gewinn dem Zweiten nicht allein gönnen und suchte dessen Furcht vor dem verschlossenen Geheimniß zu bestärken. Die Männer wußten zuletzt kaum selbst noch, wer unter ihnen vor dem verschlossenen Fluche sich am Meisten fürchte oder den Besitz des muthmaßlichen Schatzes am Meisten begehrte. Nur soviel war gewiß, daß Keiner das wunderliche Gefäß ohne den lebhaftesten Widerspruch von der andern Seite berühren durfte und daß der Vorschlag, dasselbe wieder da zu verschütten, wo es aufgefunden worden, der von Unbetheiligten ausging, Keinem genehm war. In diesen Streit trat nun die entschlossene Frau Golle ein. Sie hatte schon seit längerer Zeit durch ihre Ruhe und anspruchlose Haltung in Ansehen unter ihren Nachbarn und Gemeindegenossen gestanden. Auch der Umstand, daß sie bei vorgerückten Jahren nach Eintritt der Mündigkeit ihres Sohnes mit dem ehemaligen Vormund desselben eine zweite Ehe schloß, hatte ihr davon nichts rauben können, weil auch Andreas Golle bei der Gemeinde in der Achtung stand, die auch unter den Landbewohnern der Ruhe, Ordnung und Gewissenhaftigkeit nicht versagt wird. Solchen Männern und Frauen ist bei verwirrenden Aufregungen unter ihres Gleichen in der Regel eine versöhnende Gewalt gegeben. Sie vermögen in solchen Fällen Vieles, was dem Ansehen der höheren Stände oder selbst der Obrigkeit unmöglich sein würde. Und so geschah es auch hier, daß Frau Golle, ohne darüber eine Entscheidung auszusprechen, ob die geheimnißvolle Urne einen Fluch oder einen Schatz enthalte, die Betheiligten für eine übereinstimmende Meinung gewann. Vor allem Andern solle die, wiewohl nur unbedeutend erschütterte Grenzmark berichtigt werden; dann möge das geheimnißvolle Gefäß dem Geistlichen des Ortes zur Verwahrung übergeben und dessen Entscheidung darüber erwartet werden, was damit geschehen solle. Aber ein neuer Zweifel entstand darüber, wer das unselige Ding wieder aus der Grube herausheben solle; denn nach den Worten der alten Marthe war dasselbe niedergesetzt und noch nicht wieder berührt worden. Auch hier schaffte die rüstige Frau Rath, da sie mit den Worten: „Nun in Gottes heiligem Namen" in die Grube trat und die eiserne Urne trotz ihrer Schwere heraushob. Alle traten voll Ehrfurcht vor ihr zurück, nur ihr Ehemann sprach mit weniger vernehmlicher Stimme die Worte der Frau nach und stand ihr bei in dem Bemühen, sich mit der drückenden Last aus der Grube wieder empor zu arbeiten. Die fast kugelförmige Rundung des Gefäßes, da sie eine bequeme Handhabung unmöglich machte, gab eine willkommene Veranlassung, sie auf eine Art kurzer Trage, welche aus ein Paar herbeigeholten Stangen hergestellt wurde, niederzulegen und so eine Fortschaffung zu ermöglichen, wobei eine unmittelbare Berührung der Träger vermieden wurde. Während dies geschah, hatte man die Wiederherstellung der Grenzmarke gewissenhaft beendigt. Darauf schritt man der Pfarre zu, wobei natürlich die Begleitung manches Neugierigen neben den Betheiligten nicht fehlen konnte.

Der junge Pfarrer hatte von dem Vorfalle nur die unvollkommenen Berichte seiner Hausgenossen vernommen. Denn begreiflicher Weise war in seiner Wohnung nicht so früh ein allgemeines Leben, als in den Bauerhöfen. Daher fand er sich kaum angekleidet, als der Haufe dem Pfarrhause zuschritt. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß ihn das Erstaunen und die Ungewißheit über die Bedeutung dieses Auftritts in große Verlegenheit bringen mußte. Diese konnte nicht vermindert werden, als nun die Menge, unter der die geheimnißvolle Urne herangetragen wurde, das stille Pfarrhaus betrat. Es ist bei solchen Vorfällen unter den Landleuten ein allgemeiner Fehler, daß sie gewöhnlich alle zugleich sprechen oder alle zugleich stumm und verschlossen sind. Auch hier war dies der Fall. Man stellte die Last unter dumpfem Schweigen auf der Hausflur nieder. Der Pfarrer fragte verwundert, was das zu bedeuten habe. Andreas Golle ergriff zuerst das Wort, aber sogleich fielen mehrere Andere ergänzend und verbessernd ein und nun konnte Niemand mehr klug daraus werden, um was es sich eigentlich handle.

Zum Glück war der Pfarrer sehr ruhig und besonnen. Er konnte nach den Bruchstücken der schnell und verworren herausgestoßenen Reden bald vermuthen, daß er als ein Geisterbeschwörer hier auftreten solle, bald konnte er glauben, daß er einen Streit über ein zweifelhaftes Besitzthum zu schlichten habe. Beides zeigte sich seiner Fassungskraft unter solchem Getümmel unmöglich. Er bat deshalb vor der Hand nur um Ruhe und als diese eingetreten war, ergriff er das beste Mittel, um die Aufregung zu zerstreuen. Er machte darauf aufmerksam, daß der Tag schon weit vorgeschritten sei. „Wir müssen fast in der sechsten Stunde sein", fuhr er dann fort, „die Sonne wird schon warm und ihr versäumt alle viel an eurer Arbeit. Wie wäre es denn, wenn ihr

mir das eiserne Gefäß bis zum Abend überließet und dann die Betheiligten allein zurückkehrten, um zu beschließen, was zu thun sei?"

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Mehrere der Neugierigen fingen schon an sich zu zerstreuen, nur die Betheiligten sprachen noch unter einander. In diesem, wenn gleich verminderten Stimmengewirre, hörte man wiederholt den Namen der Golle, ja die Golle könnte vielleicht allein reden — sie muß wissen, was es für eine Bewandtniß hat — warum will die Golle nicht reden. Diese und ähnliche Fragen durchkreuzten sich, während der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit stumm und mit gesenktem Blick an der Seite des Mannes stand, der bis jetzt sich noch am ruhigsten verhalten hatte.

Der Pfarrer sah mit gleicher Spannung nach der sichtlich bedrängten Frau. Andreas Golle betrachtete sie stumm. Daher geschah es, daß der Pfarrer sich an diesen wendete. Auf dessen Anrede stieß nun der Mann seine Frau mit dem Ellenbogen an und rief, selbst ungeduldig geworden, „nun Frau, warum sprichst Du nicht?"

Jetzt raffte sich diese auf, aber nun hatte der innere Kampf, den sie bisher unter dem Schein von Ruhe verborgen hatte, den höchsten Grad erreicht. Sie konnte nicht mehr hervorbringen, als: „Andreas halt mich!" und mit diesen Worten sank sie bleich und bewußtlos zusammen. Der starke Bauer würde die große, kräftige Frau kaum erhalten haben, wenn ihm nicht die Umstehenden zu Hülfe gekommen wären.

Die aufgeregten Gemüther waren nun zwar in eine andere Bahn gelenkt, aber die Verwirrung wäre um nichts gebessert gewesen, wenn nicht der Pfarrer beruhigend eingewirkt hätte. Es gelang ihm, den meisten Anwesenden, die sich nach der Wiederaufnahme der lebhaften Reden von Neuem vermehrt hatten, zur Annahme seines ersten Vorschlages zu bewegen. Vielleicht stellte schon jetzt der Eine und der Andere die Betrachtung an, das unheimliche Ding wolle sich nicht ungestraft berühren lassen, denn Frau Golle war ja, mit Ausnahme der Arbeiter, die das eiserne Gefäß aus dem Lehm herausgehauen hatten, die Einzige, die mit demselben in unmittelbare Berührung gekommen war.

Alle, die dem Pfarrer und seinen herbeigeeilten Hausgenossen in der Bemühung um die bewußtlose Frau nicht beizustehen hatten, zerstreuten sich. Die Ohnmächtige wurde in die nahe Stube gebracht und in einem Lehnsessel niedergelassen. Die nächsten Mittel, die man zur Beseitigung einer Ohnmacht anwendete, thaten bald ihre Dienste. Sie kehrte zum Bewußtsein zurück. Ja es schien, als ob dasselbe kaum unterbrochen gewesen wäre; denn sie war nicht verwundert, sich in dem Raume und auf dem Lehnsessel zu finden, wohin man sie getragen hatte. Sie nahm nun wieder die vorige Haltung des Kopfes an und faltete von Neuem die Hände.

Andreas Golle trat nun vor sie und sagte mit aller Milde, die seiner kräftigen Natur zu Gebote stand: „Sprich Frau, es muß heraus, sonst drückt es Dir das Herz ab."

„Ja", sagte sie nun, „aber allein, ganz allein — nur dem Pfarrer —"

Alle Anwesenden, auch Andreas Golle, entfernten sich. Aber der Letzte winkte dem Pfarrer. In der Hausflur waren beide bald allein.

„Herr Pfarrer", sagte nun Golle, „ich bin ein dummer Mann und verstehe nichts von Ihrer Sache, aber der Frau muß geholfen werden. Das arme Weib hat Vieles auf dem Herzen, was ich nicht Alles weiß, noch weniger verstehen kann. Ich habe aber immer gedacht, da müsse der Pfarrer helfen können. Das meinte der vorige nicht; er war ein guter Mann, aber —", brach er hier ab, „nun sehen Sie zu, was Sie helfen können. Das arme Weib muß Ruhe haben."

„Das walte Gott!" sagte der Pfarrer mit ruhiger Wärme.

„Ja, das walte Gott", wiederholte Andreas Golle und verließ das Haus.

In die Stube zurückgekehrt, fand der Pfarrer die Bauerfrau noch unverändert im Armstuhl sitzend. Er nahm einen Sessel neben ihr ein und redete ihr freundlich zu, sich ihm vertrauensvoll zu eröffnen. „Was ist es", sprach er im herzlichen Tone, „mit der eisernen Urne."

„Ja Herr Pfarrer", antwortete die Frau mit bebender Stimme, „das ist ein vergrabener Fluch!"

Der Pfarrer verstummte einen Augenblick in innerer Bewegung. Wenn das dunkelste Geheimniß uns plötzlich nahe tritt, dann pflegt es von unserer ganzen Fassungskraft so mächtig Besitz zu ergreifen, daß die entgegengesetztesten Richtungen des Geistes sich verwirren. Wir kämpfen dann, von dem Uebermenschlichen berührt, zwischen Zweifel und Hingebung und wissen nicht, ob wir die Anschauung als ein Gebilde des Aberglaubens von uns stoßen oder nach der Lösung des Räthsels im festesten Glauben suchen sollen. Das mochte auch hier der Fall des frommen und einsichtsvollen Pfarrers sein.

Die Frau las diese Bewegung in den Zügen des Pfarrers und verstand in denselben nichts als den Zweifel.

„Ach Herr", rief sie aus, indem sie die gefalteten Hände hoch in die Höhe hob, „Herr, wenn Sie zweifeln und mich für eine Närrin und Thörin halten, so fragen Sie mich nichts mehr. Das hat wohl der alte Herr Pfarrer auch, wenn ich ihm ein Bekenntniß ablegen wollte, oft gethan, er hat gelacht und gespottet und nun liegt mein armer Sohn darnieder und wird nicht wieder aufstehen, Gott sei seiner Seele gnädig!"

Hiermit nahm sie ihre Schürze vor die Augen und blieb in dieser Stellung lange verhüllt, während der Pfarrer sich in stillem Gebete sammelte.

„Ruhe, Ruhe, liebe Frau", hob er dann in dem sanftesten Tone an. „Der liebevolle Vater und unser Herr und Heiland gebe Euch Ruhe in die Seele und lasse Euch in freudigem Glauben auf seinen Schutz und seine Barmherzigkeit das Schwerste tragen und das Verworrenste still und geduldig betrachten."

„Ja lieber Herr Pfarrer", rief jetzt die Geängstigte neu gestärkt, „das sind gute Worte, so wollen Sie mir denn glauben, was ich sage und daß in dem Eisen ein leibhaftiger Fluch steckt, der nun auf meinen Sohn gefallen ist."

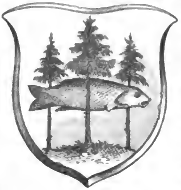
„Liebe Frau", antwortete der Geistliche, „es giebt ja so viele, große und furchtbare Geheimnisse, die wir doch nicht ergründen können, wir wollen glauben, daß uns der liebe Gott auf die Fürbitte unsers Heilandes künftig den Schleier lüften und das Erkenntniß geben wird. Darum liebe Frau, nur getrost, der Herr wird schon helfen. Ich denke, Ihr erzählt mir jetzt von eurem früheren Leben und theilt mir vertrauensvoll mit, was Euch in der Erinnerung wichtig scheint. Der Herr lenke Eure Worte, daß sie Euch zum Frieden seien und wir wollen gemeinschaftlich beten, daß es so sei."

Mit diesen Worten, denen ein einfaches herzliches Gebet folgte, hatte der Pfarrer Alles erlangt, was er wünschte. Die Frau war von dem einen Gegenstand abgelenkt, der ihren ganzen Geist gefesselt hielt und gewann nun Ruhe, um ihre Erinnerungen zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Waltershäuser Stadtwappen soll seine Entstehung folgender Sage verdanken: Südwestlich von der Stadt erhebt sich ein Vorberg des Thüringer Waldes, welcher Strömelsberg heißt und an diesem aufwärts steigt eine Thalschlucht, welche den merkwürdigen Namen „sammetner Aermel“ führt und zu mancher heiteren Partie der Waltershäuser einladet. Aus dieser Schlucht entsprang in alten Zeiten das Mühlwasser und von ihm geht die Sage, es sei einst in so erschreckender Weise zur Stadt hereingeströmt, daß die Fluth nicht nur das Waldthor zerrissen, sondern der Stadt sogar der Untergang gedroht habe. Die Bürger, in der Noth ihres Herzens, erflehten von einem Mönch im Kloster Reinhardtsbrunn, der den Teufel bannen und die bösen Geister sollte beschwören können, sie von ihrem Verderben zu retten. Er ließ sich von ihrer Verzweiflung rühren und eilte mit dem jammernden Haufen nach der furchtbaren Stelle im Walde, wo Alles lautlos an seinen betenden Lippen hing und seinen Beschwörungen lauschte. Da riß er auf einmal von seiner sammetnen Kutte einen Aermel und warf ihn hinab in den Strudel.



Und die Quelle ward ruhig, das Wasser stand;
Die Stadt war der Angst nun entbunden;
Und als auch die letzte der Wogen verschwand,
Da wurden selbst Fische auf trockenem Sand
Zwischen Zweigen der Tannen gefunden.

Drum jetzt noch wird „sammetner Aermel“ genannt
Der Grund, dem die Fluthen entrannen,
Und dankbar dem Herrn, der das Schicksal gewandt,
Hat das Städtlein, wie männiglich wohl bekannt,
Im Wappen den Fisch zwischen Tannen.

So der Dichter; die böse Welt außerhalb des Städtchens behauptet, es wären drei Besen und ein Hering. — Das Wappen in dieser Zeichnung scheint erst seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts der Sage nach gebildet worden zu sein, da der Fisch vor dieser Zeit in dem Wappen an einem Laubholzbaum anlag. Der Vorwurf, daß die Tannen Besen bedeuten sollten, scheint sich bald nach der veränderten Form geltend gemacht zu haben, denn eine thüringische Chronik aus dem 17. Jahrhundert sagt: „Die Canaille pflegt die Bürger dieser Stadt wegen des Trappenschießens und der Besen zu vexiren, ist aber so wenig recht und christlich, als wenn man anderen ganzen Städten Dasjenige schimpfsweise imputiren will, was eine einzige Person einmal versehen hat.“

Dr. Polack.

Energischer Regentenstyl 1668. Eine bereits von Churfürst Johann Georg I. († 1656) angeordnete Commission „zu Aufhelfung des hinfallenden Zustandes des Cammerwesens und Hofetats“ wollte trotz wiederholten Erinnerns nicht vorwärts gehen. Churfürst Johann Georg II. faßte daher eigenhändig folgendes Rescript ab:

Lieber Herr director und geheimbter Raht. Ich sehe das man mich wie auch meinen Seeligen Herrn Vattern wiederfahren, bloß bey der Nase mit Schrifften und Wordten rummer ziehen und auffhalten will, so Ich aber nicht zulassen kan, als wollet Ihr nuhe die Cammercommission darhin einrichten wie Ich vormahlen begeret und die Revision der Cammer meinen Willen und Vorschlag nach vortgöhen laßen, Ich weiche in geringsten nicht darvon.

Johann Georg.
Churfürst.

(Darunter ein großer Schnörkel.)

Dreßden den 26 7br 1668.

Die Vorschläge, welche dem Churfürsten hierauf unterbreitet wurden, genügten ihm aber nicht und er sprach dies in einer fernerweiten „Puncto resolution“ auf nachstehende energische Weise aus:

Auf der Herru Geheimbt Rätte guttachten resolvire Ich mich nochmahlen bestandig verbleibende bey meiner vorigen resolution, das woferne es wie es bis anhero vorgangen, auch wie Ich diese nichtige endschuldigung, ja auch bei meines seeligen Herrn Vattern Zeitt in meinen damaligen anbefohlen Beisitzen genugsam bericht, auch höchstgedachter mein seeliger Herr Vatter bey selbiger, mir daamals befollenen commission, worin der Herr Marschalch seeliger Heinrich Taube selber gewesen, nicht traus worden, wie denn Ihro Seeliger mein höchstgeehrter Herr Vatter diese Wortt gögen mir gebraucht „es wirdt nichts daraus“, darbey verbleyb Ich, Ich will aber haben eine refision meiner Cammer und innerhalb zwey Tagen. Ich verhoffe das Ich Churfürst bin.

Johann Georg.

(Darunter ein dicker Schnörkel.)

v. W.

Hungersnoth in Wittenberg. Die berühmte Universitätsstadt Wittenberg wurde im Jahre 1638 auf eine bis dahin unerhörte Weise durch eine Hungersnoth heimgesucht. Die unglücklichen Bewohner jener Stadt verzehrten ganz unnatürliche Speisen, wie z. B. Hunde, Katzen, Mäuse und vergriffen sich an lebendigen und todten Menschenkörpern, was namentlich zu Ende des Jahres von den aus Pommern und Mecklenburg zurückkehrenden kaiserlichen Regimentern geschah. Diese Truppen waren dermaßen ausgehungert, daß sie todte Hunde, die über drei Tage auf der Straße gelegen, mit wahrem Heißhunger verschlangen und das Fleisch verstorbener Menschen mit Gier verschluckten. Es ging soweit, daß sie unter einander looßten, wer geschlachtet und gegessen werden sollte, ein gefallenes Pferd jedoch rettete einem der zum Tode bestimmten das Leben. Es läßt sich denken, wie es denjenigen erging, welche als Feinde in die Hände dieser Canibalen fielen. — Der Grund dieses Elends lag sehr nahe. Im Jahre 1637 hatten die Schweden nicht nur viel verzehrt, sondern durch das Feuer große Vorräthe von Lebensmitteln vernichtet; was etwa noch übrig blieb, wurde von den bayrischen, kaiserlichen und chursächsischen Soldaten verbraucht. Die jungen Saaten waren überall zum Futter benutzt oder durch die lagernden Truppen zerstampft. Arbeiter waren keine zu haben, die Heerden, ohne Führer, blieben auf den Weiden und mußten elendiglich verderben. Zu diesem Jammer kam noch ein anderes Leiden, nämlich die gewaltige Menge Mäuse, die zu Ende des Jahres 1638 die Saaten abfraßen; fanden sie nichts mehr auf dem Felde, so drangen sie in Schaaren in die Scheunen. Der Scheffel Korn galt damals in Wittenberg 3 bis 4 Reichsthaler und war noch kaum für diesen Preis zu bekommen. Diese Mäuseheere sollen so bedeutend gewesen sein, daß sie zu Tausenden, gleich einem wilden Kriegsheere, über die Elbe und Mulde schwammen. Aehnliche Verheerungen richteten die Raupen an, die in unsäglicher Menge von Baum zu Baum zogen, Alles Laub abfraßen, so daß die Früchte zum Theil verdorrten und verfaulten, zum Theil unreif zur Erde fielen. 2.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Mittwoch, den 15. Mai.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

Ein Bild aus der Geschichte Bautzens.

(Schluß.)

Das Trübsal der Stadt wurde noch um Vieles erhöht, als Oberst Goltz anfing, auch seiner militärischen Aufgaben und der Möglichkeit zu gedenken, von dem Kurfürsten angegriffen zu werden. Die weiten, mit einer verhältnißmäßig nur schwachen Befestigung umgebenen Vorstädte waren ihm bei einer Vertheidigung der innern Stadt, auf die er sich wegen der Unzulänglichkeit seiner Streitmittel beschränken mußte, im Wege, und am Donnerstag vor dem ersten Advent ließ er daher mit dem Gartenhause des Pastor Primarius den Anfang zum Niederreißen dieser Vorstädte machen. Alle Bewohner dieser sehr volkreichen Stadttheile, welche eine größere Kopfzahl enthielten, als die Stadt selbst, mußten in der letzteren aufgenommen werden; da aber die Soldaten von allen Häusern Besitz genommen hatten, konnten sie nur auf den Böden Obdach finden, wo sie, fast aller Habe entblößt, den ganzen Winter aushalten mußten. Die sehr umfangreiche Arbeit des Einreißens währte den ganzen December hindurch und ruhte selbst an den Weihnachtsfeiertagen nicht. Auch half kein Wehklagen der Bürgerschaft und kein Erbieten eines Lösegeldes, denn wollten die Bürger ihr Haus vom Untergange loskaufen, so nahm man das Geld, ließ das Haus einige Tage länger stehen, riß es aber dann doch wie die übrigen nieder. Zeidler klagt: „Hat's schon Jonam verdrossen, da ihm sein schattigter Kürbiß verdorret, daß er nicht mehr vor Hitze wohnen konnte: — wie sollte es einen ehrlichen Mann, der sich gern nähren wollte, nicht kränken, wenn er hat sehen müssen, wie sein schönes liebes Haus niedergestoßen und in die Schanze geworfen wurde!" Die Hälfte der äußeren Lauengasse, die Hundsgasse, die Geschwitz, der Reichengraben, die Tuchmachergasse, der Salzring, die Hälfte der Steingasse, der wendische Graben, die Hälfte der Töpfergasse, der Taschenberg und die Gerbergasse, sowie die St. Marthen- und die Frauenkirche wurden auf diese Weise in Schutt gelegt und selbst die schönen Gärten wurden mit in das allgemeine Verderben gezogen, die zahlreichen Obstbäume gefällt und über den Boden der Schutt verstreut. Mit dem gewonnenen Holz wurde die innere Stadt verpallisadirt und mit dem Gerölle schüttete man die Pforten und Thore derselben bis auf eines zu, auch wurden den beiden unmittelbar außerhalb der Stadtmauer gelegenen Kirchen St. Michaelis und St. Nicolai die Dächer abgeworfen und erstere zu einem Pulvermagazin, letztere zu einer Batterie umgewandelt, durch welche man die Saydau und die Höhe am Schießhaus beherrschte.

Das sächsische Heer unter General von Arnimb war Ende 1633 dem Markgrafen von Brandenburg zu Hilfe geeilt, welcher von kaiserlichen Truppen schwer bedrängt wurde, die Wallenstein von der Lausitz aus entsendet hatte. Berlin wurde durch die Sachsen befreit und Frankfurt a. O. im Winter belagert, dafür blieben aber die Kaiserlichen Herren der Lausitz, obwohl sich Wallenstein durch Böhmen gegen Bayern gezogen hatte, von wo der Herzog Bernhard von Weimar drohte. Im Frühjahr 1634 kehrte endlich das sächsische Heer nach Dresden zurück und die Kaiserlichen, die in

diesem Winter durch Mord ihres gefürchteten Hauptes Wallenstein beraubt worden waren, wurden in Bayern beschäftigt. Es begann daher für die Lausitz wieder eine Aussicht zu erwachen, von ihren schlimmen Gästen endlich befreit zu werden.

Am 20. April erschienen von Camenz her als erste Vorboten des sächsischen Heeres 200 Reiter vom sächsischen Regiment Schierstädt in der Gegend von Bautzen. Die Kaiserlichen trieben sie zwar zurück, bereits Sonntags den 29. April erschienen sie aber wieder und den 30. warfen sie die ihnen entgegen gesendete Abtheilung zurück, so daß die Kaiserlichen in großer Eile den Abhang am Preitzschenberg hinabstürzten, um die Stadt wieder zu erreichen. An diesem Tage erwartete Oberst Goltz eine Verstärkung, deren er sehr bedurfte, nämlich einen Transport von 8 Geschützen und einigen Doppelhaken, welche von Tetschen kamen. Die Bürger hatten indessen hiervon Kenntniß erhalten und den sächsischen Truppen Nachricht gegeben. Die Unternehmung am 30., welche von drei starken Trupps Reiterei unter Oberst Christo ausgeführt wurde, hatte daher den weiteren Zweck, den Transport anzugreifen, und als die Kaiserlichen nach der Stadt zurückgeworfen waren, eilten daher die Sachsen um die Stadt herum nach der auf der entgegengesetzten Seite einmündenden Zittauer Straße, erreichten dort den Transport und nahmen ihn nach kurzer Gegenwehr weg. — Die Bürger konnten ihre Freude über die nun zu erwartende Ankunft des kurfürstlichen Heeres nicht verbergen und bereits Sonntags den 29. April versammelten sie sich zahlreicher, als es in dieser schweren Zeit bisher geschehen sein mochte, in der Kirche, um sich gegenseitig in ihren Hoffnungen zu bestärken. Sie wurden dabei indessen bald von Neuem geängstigt, indem die Soldaten drohend riefen: „Sehet wie laufen die Bürger, daß ihr Heiland (der Kurfürst) kommt! Wenn sie aber wüßten, wie es ihnen ergehen soll, würden sie sich schlecht zu erfreuen haben!"

Der 1. Mai kam heran und die Soldaten feierten an diesem Tage das Maienfest, eine zu jener Zeit herrschende Sitte, welche sich noch bis in das 18. Jahrhundert erhielt. Dieses Fest bestand eigentlich darin, daß die Soldaten ihren Offizieren frische Maien vor die Thüren pflanzten und dann mit Musik in einem bunten, heiteren Maskenzug eine verdeckte Schüssel durch die Straßen trugen, in der sie von Offizieren und Bürgern Geldgeschenke sammelten, die dann in einem Maibier vertrunken wurden. Das Maienfest indessen, das diese wilden Horden 1634 in Bautzen feierten, hatte wenig Erheiterndes und brachte den Bürgern bald noch trübere Ahnungen bei, als sie die Soldaten rufen hörten: „sie wollten bald rothe Hähne auf die Häuser setzen, die Hunde von Bürgern seien reif genug zum Tode!" — Auch von verhängnißvollen Anzeigen berichtet Zeidler, welche die Bürger zu dieser Zeit in Schrecken setzten; es sollen nämlich den Mägden beim Wasserholen Blutstropfen auf die weißen Kopftücher und ebenso einem Schreiber Blutstropfen von der Decke aufs Papier gefallen sein und des Nachts soll sich auf den Gassen ein seltsames Winseln und Wehklagen haben hören lassen; indessen geht Zeidler auch noch weiter und behauptet, daß im Jahre 1633 „die vielen Mäuse in der Stadt und auf dem Feld das große Unglück und fremde Freßvolk prophezeiet hätten, weil die Mäuse auch den Philistern was sonderliches haben andeuten müssen".

So mag denn der 2. Mai die Bürger in sehr bangen Gefühlen getroffen haben, als an diesem Tage die Vorhut des sächsischen Heeres vor der Stadt erschien, vier Reiterregimenter unter Herzog Wilhelm von Altenburg. Die Stadt wurde mit Posten umgeben und Nachmittag 2 Uhr erschien ein Trompeter am Thor, der im Namen des Kurfürsten zur Uebergabe aufforderte.

Der Oberst Goltz, der weder auf eine Verstärkung noch einen Ersatz rechnen durfte, hatte im Stillen seine Vorbereitungen getroffen, um wenigstens in derselben Art von der Schaubühne abzutreten, in der er sich bisher auf derselben gezeigt hatte. Es war den Einwohnern bereits früher bei Todesstrafe geboten worden, sich, sobald die Lärmkanone gelöst werde, in ihre Häuser zu begeben und daselbst ruhig zu verbleiben; auch wurden noch am Morgen des 2. Mai alle vorhandenen Aerzte verlangt und abgeliefert. Als der Trompeter erschien, wurde aus einem auf dem Markte aufgestellten Geschütz der Lärmschuß gethan und die Soldaten liefen nun die Gassen auf und ab und rotteten sich zu Schaaren, während die Bürger ängstlich nach ihren Häusern eilten. Kaum war dies indessen geschehen, so ging die Saydau, dann die Fischergasse*) und bald auch der kleine stehen gebliebene Theil der Vorstädte in Feuer auf und ein flammender Gürtel umschloß die innere Stadt. Der Brand der Vorstädte hatte sich aber noch kaum entwickelt, als es plötzlich auf der Reichengasse in der innern Stadt zu brennen begann und bald darauf ein zweites Feuer auf der wendischen Gasse ausbrach und endlich auch in der Schloßgasse und an der Mönchskirche neue Flammen aufschlugen, die sich bald mit reißender Gewalt ausbreiteten, während gleichzeitig von den Vorstädten her die Lohe über die Stadtmauern schlug. Innerhalb einer halben Stunde war die Stadt ein einziges wogendes, von einem glühenden Winde hin- und hergetriebenes Flammenmeer. Furchtbar sind die Schilderungen, welche Zeidler als Augenzeuge von diesem Schauspiele entwirft. Ein Löschen und Retten war nirgends möglich, das Leben zu erhalten war das Einzige, was erstrebt werden konnte. Viele Bürger, namentlich aber Weiber und Kinder hatten sich bei dem entstehenden Tumult in die Keller geflüchtet, in diesen fanden die Meisten den Tod; selbst auf der Mitte der Gassen war die Gluth so groß, daß die Kleider der Flüchtenden ergriffen wurden und wer diese nicht schnell von sich riß und nackend zu entkommen suchte, ebenfalls dem wüthenden Elemente verfallen war. Viele Menschen rotteten sich auf den freien Plätzen zusammen, um dort das Ende des Brandes zu erwarten, die Meisten jedoch suchten Schutz in dem Zwischenraume der beiden, die innere Stadt umgebenden Mauern, dem sogenannten Zwinger. Andere, welche keinen Ausweg mehr zu finden vermochten, sprangen in die Wassertröge; so gelang es 21 Personen, unter denen sich ein Rathsherr befand, sich in dem großen Wassertroge am Gewandhaus das Leben zu erhalten, obwohl sie durch die Glut, die sie auszuhalten hatten, das Augenlicht verloren. Einige hundert Menschen jeden Alters und Geschlechts flüchteten in die große Petrikirche, welche Rettung zu versprechen schien, bald wurde jedoch der Thurm vom Feuer ergriffen und zu den Fenstern schlug die Lohe herein, so daß die Emporkirchen und Kirchstühle in Brand geriethen und erstickender Qualm die Kirche füllte; nur ein Theil der Unglücklichen vermochte sich zu retten, indem sie, um nicht zu ersticken, auf dem Boden nach den Ausgängen krochen; die übrigen fanden einen jämmerlichen Tod.

Als endlich das Feuer ausgewüthet hatte und aus Mangel an fernerer Nahrung zu verlöschen begann, zeigte sich erst die wahre Größe des Unheils; im buchstäblichen Sinne des Wortes war die Stadt vollständig verzehrt, nicht ein einziges der öffentlichen oder Privatgebäude war verschont geblieben, nur die ausgebrannten, eingestürzten Mauern zeigten ihre Stätten an; aus einer eigenthümlichen Ironie des Schicksals war Nichts unversehrt geblieben, als auf dem Markte der hölzerne Galgen, an dem noch die Leiter lehnte und die Täflein hingen, auf denen die Namen der Gerichteten standen. Von den Einwohnern hatten 700 den Flammentod gefunden. Und doch war auch hier noch von Glück zu sagen, indem der Pulvervorrath im Schlosse und 105 Centner Pul-

*) Die eigentlich nicht zur Stadt gehörende Ortschaft Saydau mit Fischergasse liegt unmittelbar an der Spree unter dem 60 Fuß hohen Felsen, der auf dieser Seite die Stadt trägt und bildet ihrer Lage nach eine niedere Vorstadt.

der, welche in der Michaeliskirche lagen, die durch ihr Auffliegen den Verlust an Menschenleben noch bedeutend hätten vermehren können, unversehrt blieben, obwohl von beiden Gebäuden die Dächer wegbrannten. Nach dem Schloß hatten sich die Adelichen gerettet, die in der Stadt Schutz gesucht hatten und ihren Anstrengungen war es daselbst hauptsächlich gelungen, den Brand vom Pulver fernzuhalten, dessen Entzündung ihr Untergang gewesen wäre.

So hatte denn der Oberst Goltz in der That die Stadt vom Erdboden vertilgt! Denn nur als sein und seiner Soldaten Werk erscheint die grauenvolle Zerstörung. Daß die Soldaten den Rest der Vorstädte anzündeten ist eine durch den Kriegsgebrauch zu rechtfertigende Maßregel, für welche dem Obersten Goltz auch dann kein directer Vorwurf zu machen sein würde, wenn der Brand der innern Stadt lediglich dadurch entstanden wäre, daß der Wind die Flammen über die Stadtmauer trieb; vielfache sehr bestimmte Zeugenaussagen, welche Zeidler anführt, machen es aber bis zur Gewißheit klar, daß auch die innere Stadt auf des Obersten Geheiß an vielen Orten angezündet wurde und nur dadurch eine so furchtbar schnelle Verbreitung des Brandes herbeigeführt werden konnte. Mehrere Soldaten wurden mit Fackeln gesehen, Pechkränze und Feuertöpfe fand man an den Orten, wo die ersten Flammen aufgeschlagen und ein Soldat rühmte sich selbst, mit seinen Kameraden an vierzehn Orten Feuer angelegt zu haben, während ein anderer seine Wirthin fragte: „Wie gefällt es Euch, daß wir so warm eingeheizt?" Ueberdies rechtfertigten die Kaiserlichen den auf ihnen ruhenden Verdacht auch vollständig durch ihr Benehmen während und nach dem Brande. Denn mit der wildesten Gier sahen sie in dieser grauenvollen Zerstörung nur einen Erntetag für sich. Sie brachen mit den, wahrscheinlich nur zu diesem Zwecke vor dem Brande abgelieferten Aexten Keller und Gewölbe auf, um versteckte Kostbarkeiten zu rauben, plünderten die Kirchen und schreckten selbst vor den verkohlten Leichen nicht zurück, denen sie den Schmuck nahmen, den sie vielleicht noch in ihren Taschen verborgen hatten. — „Ach du liebe Stadt Budissin", ruft Zeidler aus, „wem soll ich Dich gleichen, wofür soll ich Dich rechnen, damit ich Dich trösten möge? Dein Schaden ist groß wie ein Meer, wer kann Dich heilen? Bist Du das andere Sodoma? oder Jerusalem? Mußt Du das andere Zeboim oder das andere liebe Magdeburg sein?"

Während des Brandes war indessen das sächsische Heer unter General von Arnimb und mit ihm der Kurfürst selbst vor der Stadt erschienen und wurden zu Zeugen des ganzen furchtbaren Schauspiels, ohne irgend rettend eingreifen zu können. Am andern Morgen, den 3. Mai, bot Oberst Goltz eine Capitulation an, welche der Kurfürst sogleich genehmigte, um die Bautzner so schnell als möglich aus ihrer traurigen Lage zu reißen. Die Kaiserlichen, 700 Mann Infanterie und 150 Reiter, erhielten, unter Zurücklassung von 8 Fähnlein, 2 Standarten und 7 Stück Geschützen freien Abzug, da der Kurfürst gerechtes Bedenken tragen mochte, solche Leute selbst als Gefangene mit den eigenen Soldaten in Berührung zu bringen; dahingegen legte Oberst Goltz dem Kurfürsten statt der Stadt einen Schutthaufen zu Füßen. Die Erbitterung der sächsischen Soldaten war aber zu einer solchen Höhe gestiegen, daß dieser zugestandene Vertrag nicht ganz unangetastet blieb, denn die Besatzung begann kaum durch das Thor abzuziehen, als sich die sächsischen Soldaten auch schon von mehreren Seiten in die Stadt warfen und über den feindlichen Nachtrab herfielen, von dem eine Anzahl Leute niedergehauen wurden.

Der Kurfürst hielt hierauf mit den vornehmsten Offizieren seinen Einzug in die Trümmerstätte. Selbst für Gemüther, denen dieser furchtbare Krieg zu einer langen Gewohnheit geworden war, wirkte der Anblick, der sich ihnen hier bot, tief erschütternd. Der Kurfürst versicherte die Stadt seiner Gnade und sowohl er als General Arnimb und andere Offiziere des sächsischen Heeres spendeten reichliche Geschenke an die hilfsbedürftigen Einwohner, denen, nachdem sie nichts als das nackte Leben aus dem Feuer gerettet, jetzt Hungertod drohte.

Der Wohlstand der Stadt, der sich trotz der vorhergehenden Drangsale noch ziemlich erhalten hatte, war vollständig vernichtet und vermochte sich in späteren Zeiten nur schwer und langsam zu erholen, ohne jedoch jemals wieder den früheren Standpunkt erreichen zu können und noch heute empfindet Bautzen die Folgen dieser Zerstörung, namentlich in dem Untergange aller Archive und Documente der damaligen Zeit. Einen schmerzlichen Vortheil nur genoß die Stadt für die nächsten Jahre des Krieges, indem von den vorüberziehenden Heeren weder Freund noch Feind auf sie achtete, da ein Schutthaufen mit hungernden Menschen kein lockendes Ziel für Soldaten war. Das kurfürstliche Heer entfernte sich nach dem Brande bald wieder, um in Schlesien einzurücken und von jetzt bis zum Jahre 1639 sah Bautzen keine Truppen in seinen unwirthlichen Mauern, obwohl der Krieg mehrmals Heere vorüberführte. In dem letztgenannten Jahre wurde es jedoch nochmals Gegenstand des Kampfes zwischen den Sachsen und Schweden, nachdem es kaum wieder zu einem kümmerlichen Dasein erwacht war und hatte in einer doppelten Belagerung eine neue harte Prüfung zu bestehen, es war aber auch zugleich die letzte dieser verhängnißvollen Zeit.

Das Andenken des Obersten von Goltz ist aber in Bautzen lebendig geblieben und der Volksglaube hat ihm ein Denkmal gesetzt. Am Jahrestage des Brandes kommt er Nachts als feuriger Hund aus einem Felsenloche, das sich unter dem Wasserthurme des Schlosses befindet und läuft brennend durch das Lauenthor in die Stadt.

Curt von Einsiedel.

Das alte Markgrafenschloß zu Dresden.

Die früheste Geschichte dieses mittelalterlichen Burgstadels, dessen Abbild sowohl in einem, in seine einzelnen Theile zerlegbaren Modelle im historischen Museum, als auch in dem, wahrscheinlich erst darnach in Kupfer etwas abweichend gestochenen Blatte beim Weck uns aufbehalten blieb, ist ebenso unsicher und beruht genau genommen ebenfalls auf bloßen Andeutungen und Vermuthungen, wie überhaupt die Geschichte Dresdens vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, während doch die meisten Städte Sachsens sammt ihren Burgen einer weit frühern, sichern Geschichte sich zu erfreuen haben. Man vermuthet (jedoch wohl ohne alle Wahrscheinlichkeit), daß bereits Markgraf Otto (der Reiche) ein Schloß in Dresden gebaut und auch in demselben sich zeitweilig aufgehalten habe, und Peckenstein spricht sogar ernstlich davon, während auch Hasche in der Stiftungsurkunde des Klosters Altzelle vom Jahre 1162 einen Beweis für das frühere Vorhandensein eines Schlosses zu Dresden gefunden haben will.

Allein Dresden selbst wird, unsers Wissens, obschon der pirnaische Mönch wissen will, daß ein Bischof Bernhardt (?) von Meißen 1145 es an Markgraf Conrad verkauft habe, vor dem Jahre 1206 nicht urkundlich erwähnt, indem die wegen Abtragung des Schlosses Thorun zwischen dem Bischofe Dietherich zu Meißen und dem Burggrafen Hein-

rich zu Donin entstandenen Weiterungen durch Schiedsleute in Dresden beigelegt wurden und die desfallsige Urkunde von den Schreibern des Markgrafen am 31. März 1206 daselbst ausgefertigt ward. Die zweite bis jetzt bekannt gewordene Urkunde, welche zu Dresden von dem Meißner Markgrafen Dietherich für das Kloster Walkenried ausgefertigt wurde, ist vom Jahre 1215, und am Schlusse einer dritten daselbst unterm 21. Januar 1216 datirten Urkunde für das Kloster Zella wegen Zadel bei Meißen nennt der genannte Markgraf Dresden sogar „seine Stadt“ (in civitate nostra). Auch der Markgraf Heinrich (Illustris, weil er zuerst das ihm vom Kaiser verliehene Prädicat „Erlaucht“ führte), welcher außer in Meißen, Freiberg, Seuslitz, Grimma und Weissenfels abwechselnd residirte und zeitweilig sich auch in den Schlössern zu Tharand und Liebethal aufhielt, hat, bevor er seine Hauptresidenz nach Dresden verlegte, daselbst schon mehre Urkunden vollzogen, und in deren einer ist sogar ausdrücklich noch bemerkt, daß die Handlung im dasigen Franziskanerkloster (in domo minorum fratrum) 1272 geschah, während der Schenkungsbrief für das St. Afrakloster in Meißen, vom 9. Juni 1274, besonders erwähnt, daß die Handlung „in curia sua Dresden“, d. i. in seiner Hofburg oder seinem Hofgerichte zu Dresden geschehen sei. Diese Datumsnotiz scheint nun allerdings dafür zu sprechen, daß seit diesem Jahre der Markgraf seinen Hauptsitz in Dresden aufgeschlagen habe, weil in der 1272 im Barfüßerkloster zu Dresden vollzogenen Urkunde außerdem ausdrücklich erwähnt ist, daß damals noch in Seuslitz sein Hofgericht, „curia sua“, war, während er doch im J. 1274 nur Dresden als „sua“ oder „nostra curia“ bezeichnet.



Namentlich aber wird erst in der bekannten, mehrfach angefochtenen Urkunde Friedrichs des Klemmen (nicht des „Kleinen“), des bekannten „Markgrafen von Dresden“, wie er sich sogar auf seinen Sigeln nennt, vom Jahre 1289, das Castrum oder Schloß Dresden nebst Stadt erwähnt.

Wie uns schon das vorhandene Bild, aber noch weit mehr das ein ziemliches Alter verrathende Modell von diesem markgräflichen Schlosse darthuen kann, so war es unbedingt nicht zu einer Zeit, sondern vielmehr nach und nach entstanden, sowie es auch wieder nach und nach verschwunden ist.

Der älteste Theil dieses Schlosses, welchen wahrscheinlich erst Markgraf Heinrich erbaute und das „Schloß am Taschenberge“ hieß, auch nicht so wie das jetzige Schloß mit der Stadt verbunden war, reichte ursprünglich näher zur jetzigen Lage des Zwingers, als zur heutigen Schloßstraße, und dieser auf der Zwingerseite bis zum Franziskanerkloster sich ausbreitende Bautencomplex rückte, so zu sagen, erst durch neue Anbaue dem Elbufer und der Brücke näher, welche allerdings bis zum Jahre 1533 bis zur jetzigen Sporergasse reichte. Denn, als man 1806 den Grund zur jetzigen Hauptwache grub, fand man in der Nähe der Ecke des jetzigen, erst 1548 bis 1553 erbauten und nach 1700 mehrfach umgestalteten Schlosses in einer Tiefe von sieben Ellen Säulen mit Prellsteinen von einer Ausfahrt, die höchst wahrscheinlich von der Burgfreiheit des alten Markgrafenschlosses zum Elbufer herabführte. Der Platz aber zwischen diesem alten Schlosse „am Taschenberge bei Dresden“, wie es auch öfters bezeichnet ward, und dem damals weiter herüber reichenden Elbufer war noch Ende des 13. Jahrhunderts von Holzung und Weideplätzen bedeckt und heißt ausdrücklich in der wegen der freien Trifft der Dresdener Bürger 1287 vom Markgrafen Heinrich ausgestellten Urkunde: „Merica nostra ante pontem lapideum trans albeam“, d. h. unser Platz mit abwechselnder Holzung und Wiese vor der steinernen, über die Elbe führenden Brücke, und wird sogar noch in einer Urkunde des Kurfürsten Ernst vom Jahre 1482 „das Weidicht immendig der Brucken gelegen“ genannt. Unkritisch ist, unter dieser „Merica“ die Dresdener Haide verstehen zu wollen.

Die erste bekannte Veränderung am alten Markgrafenschlosse soll nach den Zusätzen der altzellischen Annalen durch den Markgraf Wilhelm I., der vornehmlich in Dresden residirte und aus mehrfachen Ursachen die Nachbarschaft der Burggrafen von Donin unbehaglich fand, vorgenommen worden sein. Man will auch diese Baulust durch seinen bedeutenden Antheil an der Ausbeute der Freibergischen Bergwerke erklären.

Ein zweiter, actlich bekannter Bau an diesem alten Schlosse fand jedoch unter dem, bald in Meißen, bald zu Dresden residirenden Herzoge Albrecht in den Jahren 1467 bis 1474 statt. Die Beaufsichtigung des Baues führte der damalige herzogliche Voigt, Hans von Carlowitz, während als der leitende Baumeister der durch den Bau der Albrechtsburg in Meißen rühmlichst bekannte Meister Arnold aus Westphalen genannt wird. Die gleichzeitigen Rechnungen berühren namentlich den Bau eines Thorhauses und dieses kostete mit Einschluß der Kosten für „der gnädigen Frauen Garten, Schweinkober und Backhaus“ die für die damalige Zeit keineswegs unbedeutende Summe von 502 Schock Groschen.

Abermals ward ein Bau durch den 1494 erfolgten, in

Folge eines Sturmwindes herbeigeführten Einsturz des nordwestlichen Thurmes nothwendig. Auch scheint man damals diesen Theil, der den westlichen Flügel des Schlosses bildete, als Wohngebäude gänzlich verlassen zu haben, da man ihn, wie auch einen Theil des südlichen Flügels, 1518 zu Stallungen, Rauch- und Futterböden ꝛc. einrichtete, während der östliche Flügel, in welchem an der südlichen Ecke nächst dem dasigen Wartthurme die Hofcapelle war, von Neuem wohnlich eingerichtet ward. Am 15. Februar 1530 hatte ein Bäckerknecht im Backhause des Schlosses, das im östlichen Flügel war, das Feuer verwahrlost, in Folge dessen ein Theil desselben nebst dem daran stoßenden Zeughause und 44 Häuser der Stadt ein Raub der Flammen wurden. Dieser Brand mag nun unbedingt dazu die Veranlassung gewesen sein, daß Herzog Georg einen neuen Schloßbau unternahm.

Nachdem seit 1534 das neue Georgenschloß mit dem sogenannten „Thorhause" auf der Brücke durch Dehne-Rothfelser erbaut und das Moritzschloß (jetziger Hauptbau des Residenzschlosses) 1548 bis 1553 vom Kurfürsten August vollendet worden war, ward endlich der östliche, nur nothdürftig nach dem Brande (1530) wieder hergestellte Hauptflügel des alten Markgrafenschlosses sammt der Schloßcapelle im Jahre 1559 wieder abgetragen.

Jetzt war nur noch der südliche und westliche Flügel, welche beide als Wirthschaftsgebäude seit 1518 gedient hatten, übrig. Das erst nach 1467 neugebaute Thorhaus auf der nördlichen Seite war bei dem Baue des Moritzschlosses bereits beseitigt worden und die durch Johann Georg I. geschehenen südlichen Anbaue, sowie das 1664 erbaute Opernhaus nahmen allmälig den ganzen frühern Hofraum des alten Markgrafenschlosses in Anspruch. Um jedoch das 1708 zur katholischen Hofkirche eingerichtete Opernhaus (jetziges Hauptstaatsarchivsgebäude) von der Nähe feuergefährlicher Bauten zu befreien und zugleich einen Freiplatz vor demselben zu beschaffen, ward 1718 der 1518 zum Hoffutterboden ꝛc. eingerichtete westliche Theil abgetragen, während auch noch 1776 der westliche Theil des südlichen Flügels, in welchen sich das Hofbrauhaus befand, niedergerissen wurde, so daß nur der Theil des Flügels übrig blieb, welcher bis in die neueste Zeit die Hofapotheke und Hofbäckerei in sich faßte und ganz neuerdings spurlos verschwunden ist.

Bei dem großen Brande Dresdens am St. Veitstage 1491 blieb das alte Schloß gänzlich verschont, während jedoch die in den beiden Brüdergassen gelegenen Burglehnhäuser und die Schießhütte beim Schlosse mit ein Raub der Flammen wurden.

Bei dem vor mehren Jahren geschehenen Erdbaue zur Anlegung eines Abzugscanals für das Prinzenpalais am Taschenberge fand man noch die gesammten Grund- und Umfangsmauern vom alten Markgrafenschlosse.

Das alte winkliche und durch allerlei Einbauten und Veränderungen im Laufe mehrer Jahrhunderte verkästelte Schloß, in dem der auch als Minnesänger rühmlichst bekannte Markgraf Heinrich vielleicht manches seiner Lieder fertigte und seine berühmte Messe schrieb, sowie in seiner dritten Ehe mit der jungen und schönen Ministerialin, Elisabeth von Maltitz, sich noch auf seine alten Tage glücklich fühlte, auch von ihr noch mit der Geburt eines Sohnes erfreut wurde, in welchem das Schicksal der mächtigen Burggrafen von Donin entschieden wurde, in welchem auch der Herzog Heinrich der Fromme geboren ward und in dessen Hofcapelle Dr. Martin Luther vor dem Herzoge Georg die famose, sogenannte „Mönchspredigt" hielt, bildete einen viereckigen Bautencomplex mit einem keineswegs zu geräumigen Hofraume. Die nördliche Seite enthielt außer dem gethürmten und beerkerten Thorhause mit Auffahrt zum Portale einen Treppenthurm und Communicationsgänge zum westlichen und östlichen Hauptflügel. Der südliche und westliche Flügel hatte drei Stockwerke, an deren ersten Etagen im Hofe Freigänge waren, und an der nördlichen Ecke des westlichen Flügels stand ein runder, mit acht Giebeln und einem hohen Spitzdache versehener Thurm, der wahrscheinlich zu Gefängnissen diente, während die südöstliche Ecke durch einen bis zum Dachstuhle des Flügels viereckigen und oberhalb achteckigen Thurm mit Warte gedeckt wurde. Der östliche Flügel war dagegen vierstöckig, hatte einen nordöstlichen, thurmähnlichen Vorbau mit Uhrwerke, während in der südlichen Seite an dem Eckthurme die zweistöckige Schloßcapelle, mit einem hohen Spitzbogenfenster versehen, sich befand, zu der eine Freitreppe vom Schloßhofe aus führte. Die Capelle hatte an der Ost- und Südseite gewölbte Emporen mit Gemälden an den Brüstungen, welche 1494 von Michel Wohlgemuths Malerknechten ausgeführt worden zu sein scheinen, von denen sich noch sieben Stück in der Gemäldegalerie befinden mögen. Nördlich war die Kanzel, auf der Luther 1516 predigte, und westlich vor dem Fenster stand der Altar. Man kann an dem noch vorhandenen Modelle im historischen Museum jede Einzelnheit sehen. Schade, daß dasselbe durch spätere Anstriche etwas entstellt worden ist. Dr. W. Schäfer.

Bilder aus dem Bauernkriege.

Aus Urkunden mitgetheilt von A. W. Müller, Archidiaconus in Meiningen.

Schon im Herbst 1524, noch mehr aber am heiligen Dreikönigstag 1525 sah man ungewöhnlich viel Krähen in der Umgegend der Stadt Meiningen versammelt, die in der Luft wider einander zogen und kämpften, so daß eine große Zahl todt zur Erde niederfiel. Man deutete das auf Krieg und Blutvergießen. Die bald darauf diese Gegenden verwüstenden Bauernzüge wurden als Erfüllung der Vorbedeutung angesehen. Eine Rotte der wüthenden Bauern kam auch, Freiheit fordernd, zu dem streng katholischen gefürsteten Grafen Wilhelm von Henneberg und dieser mußte ihnen, „da er des geschwinden Ueberfalls nicht gewärtig gewesen"*), am Mittwoch nach Misericordias domini eine Urkunde ausstellen folgenden Inhalts:

„Von gottes gnaden Wir Wilhelm Graue vnd Herr zu Hennenberg Bekennen offentlich mit diesem brief für vns Alle vnsern erben und erbnemen, gegen aller meniglich, Das wir wahrhaftiglich mit gutem Willen geredt haben, vnd gelobt got vnd seinen Heyligen, Das wir sein heyliges wort hanthaben, schützen und schawren*), vnd verteydigen wollen, vnd nachuolgen, Demselbigen wort gottes vnd bekennen nochmals, Das wir furtan nach Inhalt der angezeigten zwölff Artickell von Christlicher freyheit, vnd auch Ob sich der mehr erfunden, Was die Inhalt betreffen oder begreifen, Ob die Christlicher erkant werden, Also auffrichttiglich halten wollen, Bereden vnd geloben vnd bekennen hiemit Alles freyledig vnd loßzugeben u. zulassen, Was gefreiet hat got, der allmechtig, Durch

*) Er erschien am 3. Mai im Lager bei Meiningen auf dem untern Rasen. Die Bauern schlossen, 2000 Mann stark, einen Ring um ihn und setzten ihm mit ungestümen Worten zu. Es hieß unter Anderm, wie der Fürst selbst schrieb: „Das gethan, oder todtgeschlagen."

*) Schawren für schirmen, davon noch heute „ein Schauer", eine Stelle, wo der Wind übergeht, provinziell sprachüblich.

vnd in Christo seinen geliebten Sone, Das wir solchs also aus guttem Willen vnd glawbigem Hertzen gegen got also bekennen, vnd wir furtter auch vnsern glawben Mit nachvolgenden wergken beweysen wollen, Solchs zu allen Christlichen Hertzen erzeygenn, bekennen vnd bekannt haben, Zu Vrkunth mit unserm zurück auffgedrucktem Secret besiegelt vnd gegeben am Mittwochen nach dem Sontag Misericordia Dominj, Nach Christi vnsers lieben Herren geburt, Funffzehenhundert vnd im funfvndzwantzigsten Jarenn."

Dagegen gaben die Bauern dem Grafen eine Verschreibung, in der sie gelobten, daß sie sich gegen ihn als einen christlichen Bruder halten und um das Wort Gottes Leib und Leben lassen wollten. Sie hielten indessen schlecht Wort. Denn als eine von Franken herkommende Rotte vom Kloster Bildhausen aus, das sie verwüstet hatten, sie heftig bedrohte*), wenn sie sich nicht zu ihnen thun wollten, so schlossen sie sich, sowie auch Viele aus der Stadt Meiningen, dem verheerenden Zuge an und verwüsteten auf demselben die Schlösser und Dörfer Henneberg, Hutsberg, Osterburg, Bibra, Liechtenberg, Schwickershausen, Rastadt, desgleichen St. Wolffgangs-Capell im Teich zu Hermansfeld rc.

Ein anderer Haufen Bauern aus dem Buchenlande, 10,000 Mann stark, hatte sich in Vach an der thüringisch-hessischen Grenze versammelt und zog von der entgegengesetzten Seite das Werrathal aufwärts und zerstörte in demselben die Klöster Allendorf, Herren- und Frauenbreitungen, die Maienluft und das Kloster bei Wasungen und die Burg Landsberg bei Meiningen, worauf sie, als sie, auf dem untern Rasen bei Meiningen gelagert, hörten, daß die Stadt Meiningen dem fränkischen Haufen sich angeschlossen habe, durch den Werragrund hinab gen Eisenach zogen**).

Einige Tage darauf kam die Kunde nach Meiningen, daß Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen mit großer Kriegsmacht herannahe, um die Unruhen zu dämpfen und züchtigend durch das Land zu ziehen. Darauf hin ließ man in Meiningen die vor der Stadt liegende St. Martinskirche und auch das Siechenkirchlein mit dem Siechenhaus abbrechen und abbrennen, damit die heranziehenden Truppen dort keine Anhaltepunkte fänden; desgleichen die Kirche in Untermaßfeld. Die adligen Herren von Truchseß, von Herda und von Diemar riethen vergeblich, daß man in Meiningen von dem Bauernbündniß abstehen solle. Man schickte nach Melrichstadt, um dort lagernde fränkische Horden zur Hülfe herbeizurufen. Diese kamen auch, 7000 Mann stark, am heiligen Pfingstabend, und waren eben daran, über dem Weingartenthal auf dem Bildstein sich zu verschanzen, wurden aber während der Arbeit von den Kurfürstlichen, welche am Freitag vorher in der Michelau bei Walldorf angekommen waren***), von der Haßfurth her überfallen, mit 12 vollen kurzen groben Geschützen bedient und in die Flucht geschlagen, worauf ihr Hauptmann, Schnabel, in der Nacht das Weite suchen wollte, aber daran verhindert wurde.

Am Pfingstmorgen näherte sich Kurfürst Johann der Stadt und besetzte den Breuberg und die übrigen Höhen des rechten Werraufers, eröffnete jedoch wegen des Festes die Feindseligkeiten noch nicht.

Als man indessen in der Stadt wahrnahm, mit welcher Uebermacht der nach dem am 5. Mai erfolgten Tode Friedrich des Weisen zum Kurfürst erwählte Johann der Beständige herangerückt war, wurde der Stadtschultheiß Kremer mit einem Priester, Schimpf, welcher der aufrührerische Kanzler gewesen und noch einigen nach dem kurfürstlichen Zelte auf den Breuberg geschickt, um Gnade zu erflehen*). Hierauf brachte ihnen Ritter Friedrich von Thuna die Antwort: „Wie seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit, aus angeborner Tugend, nicht gesonnen wäre, Christenblut zu vergießen, weder er noch seine Vorfahren hätten je nach Menschenblut gedürstet, sondern er wolle vielmehr als des heiligen Reiches Erzmarschall den entstandenen Aufruhr zu stillen und nur die Ueberfahrer zu strafen, weil sich nun die Stadt in seinen Schutz zu begeben, gewilligt, wollten sie selbige zwar auff- und annehmen, jedoch auff solche Weise, daß er keines Weges ihr Unrecht schützen könnte, sondern wollte vielmehr jedem, der sie mit Recht zu besprechen hätte, solches verstatten, auch würden sie ihm die Unkosten abzutragen nicht entbrechen können, sollten auch sobald die Anstalt machen, daß sich die Auffrührer aus derselben jedoch mit Zurücklassung ihres Geschützes machen sollten." Sie versprachen alles, und lieferten den Hauptmann Schnabel aus, nachdem sie ihn, als er sich eben aus dem Staube machen wollte, in den Thurm geworfen. Am dritten Pfingstfeiertag wurde der Rath sammt der Bürgerschaft von den Rittern von Fechlitz und Burkhard Hund in das Lager im Todtenfeld entboten und mußten dort, von den kurfürstlichen Reitern umschlossen, noch einmal eidlich bekräftigen, daß sie dem Bündniß der Aufrührer entsagen, und sich ihrem gnädigen Herrn, dem Bischof Conrad von Würzburg, mit Treue wieder zuthun wollten. Nachdem hierauf der Kurfürst der Stadt noch eine Kriegsentschädigung von 3000 Gulden auferlegt, diese Summe aber auf 1000 Gulden ermäßigt und dem Grafen Wilhelm von Henneberg Schutz und Schirm der Stadt bis zur Ankunft ihres rechtmäßigen Herrn, des Bischofs von Würzburg, übergeben hatte, marschirte er am Donnerstag nach Pfingsten durch die Stadt gen Bachdorf, wo er übernachtete, und von da über Hildburghausen und Koburg nach Würzburg zu dem Bischof Conrad, dem er seine abgefallenen Lande wieder unterthänig gemacht hatte.

Am Freitag nach Petri Pauli kam Bischof Conrad selbst nach Meiningen, um Gericht zu halten. Die ganze Bürgerschaft zog ihm entgegen, that einen Fußfall und bat um Gotteswillen um Verzeihung.

Der Bischof hieß sie zwar aufstehen, verwies sie aber mit der Antwort auf den neben ihm reitenden Markgrafen Friedrich von Brandenburg, Domprobst zu Würzburg, der die Bürger übel angefahren, und u. a. dieser Worte sich vernehmen lassen: „Ihr seyd Sanct Velten betrenget, ihr habt gethan als die treulosen, meineydigsten Schälck und Bösewicht, daß euch Gottes Marter schend."

In der Stadt angekommen, nahm der Bischof die Schlüssel zu den Thoren und Pforten. Am nächsten Tage mußte sich die Bürgerschaft an dem großen Thurm bei der Burg versammeln und nach einer scharfen Strafrede des bischöflichen Hofmeister Ritter Dr. Rotenhan eine Verschreibung geben, in der sie folgende Punkte gelobten:

1) Daß sie die Stadtmauern wollten umlegen und abbrechen.

2) Jedweder sollte von seinem Vermögen dem Bischof den dritten Pfennig geben.

---

*) Das Siegel ihres Briefes zeigt in seinen Schildlinien einen schräg aufwärts gekehrten Pflugschaar und darüber im Halbrund: DIE BURSCHAFT.

**) Im Stifte Würzburg wurden 65 Schlösser, Klöster und Dörfer zerstört. Im Itzgrund 72. Im Koburgschen 58. Auch das alte Stammschloß Henneberg wurde verwüstet.

***) Sie waren von Eisenach über den Wald nach Schmalkalden marschirt, und hatten dort blutiges Strafamt gehalten. Von da nach Walldorf vorgerückt, hatten sie die beiderseitigen Thalhöhen genommen. Eine Abtheilung stieg durch die Schluchten in den Spitzbergen am rechten Werraufer auf das die ganze Gegend beherrschende Plateau des Breuberges. Eine andere umging den Landsberg und stieg durch das Waldthal der Haßfurth nach Dreißigacker zu, wo sie eine Bauernabtheilung schlug und viele erschlug. So hatten die Kurfürstlichen nun die beiden einander gegenüberliegenden die Stadt beherrschenden Höhen inne.

*) In dem Zelte waren noch Herzog Johann Friedrich zu Sachsen, Philipp von Braunschweig, Herzog Otto von Lüneburg, Graf Wilhelm von Henneberg und Markgraf Albrecht zu Brandenburg.

3) Alsobalden 3000 Gülden erlegen.

4) Alle Schrenck umb die Stadt abthun, ingleichen die Landwehr einziehn, auch sollte

5) Keiner sein Lebtag eine Wehr mehr tragen.

6) Aller Privilegien, Freiheiten, alten Herkommen verlustig sein

Sodann wurden diejenigen verlesen, so an dem Aufruhr Schuld und sich in dem Platz zu stellen hätten. Diese wurden hierauf eingezogen und ihnen dann auf dem Markt die Köpfe abgeschlagen. Unter ihnen war auch ein alter Geistlicher, Kellermann. Die enthaupteten Körper mußten den ganzen Tag auf dem Markte liegen bleiben und wurden erst gegen Abend auf einen Wagen geladen und zu St. Martin auf dem Gottesacker in ein Loch begraben*). Auf der Rückreise nach Würzburg ließ der Bischof in Melrichstadt den obenerwähnten Hauptmann Schnabel mit noch einigen Räblinsführern**) enthaupten, ihre Körper an Spieße stecken und das Haupt oben darauf. Um die Beraubten und Beschädigten zu entschädigen, mußten binnen 3 Jahren 300,000 Gulden von der bäuerlichen Bevölkerung aufgebracht werden.

Auch der gefürstete Graf Wilhelm von Henneberg übte strenges Gericht. Die Execution fand theils in Dreißigacker, theils vor dem Schlosse zu Untermaßfeld statt.

Die Bauern in Sülzfeld hatten sich so allgemein an dem Aufruhr betheiligt, daß sie sammt und sonders zum Tode verurtheilt wurden. Nur zwei entgingen dem Tode auf merkwürdige Weise. Der eine war ein Ziegelbrenner. Als man ihn zur Richtstatt führte, weinte er so heftig und schluchzte er so laut, daß es dem Grafen Wilhelm auffiel. Dieser ließ ihn fragen, was ihn denn so besonders stark bewege: „Ach," entgegnete er, „ich weine nicht etwa über mich und meinen Tod, denn was ist denn sonderliches an mir gelegen. Ich weine nur über die fürstlichen Herrschaftsgebäude, die ich allezeit mit so tüchtigen und dauerhaften Ziegeln versehen habe. Niemand wird sich nach mir ihrer so annehmen und sie so wohl in Acht nehmen. Sie werden bald genug schadhaft werden und ihrem Untergange entgegen gehen. Das ist die Ursach meiner Thränen." Die Antwort gefiel dem Grafen Wilhelm so gut, daß er den Ziegelbrenner begnadigte.

Den Andern rettete die gerade entgegengesetzte Gemüthsbewegung. Es war ein kleiner dicker Mann und wollte sich, als man ihn zum Richtplatz führte, fast ausschütten vor Lachen. Als man ihn auf Befehl des gefürsteten Grafen Wilhelm nach der Ursache seiner ungewöhnlichen Heiterkeit fragte, erwiderte er: „Wie kann ich denn anders, ist es denn nicht im höchsten Grade zu lachen, daß man mir den Kopf abschlagen will? Wo in aller Welt soll ich denn, wenn dies geschehen sein wird, meinen Hut hinsetzen?" Auch diese Antwort gefiel dem Grafen so wohl, daß er den Possenreißer begnadigte.

Solche Geistesgegenwart erinnert an einen Zug aus der Geschichte der Wartburg. Dort ließ zu Anfang des 17. Jahrhunderts Herzog Georg Ernst, der jüngere Sohn Johann Friedrich des Unglücklichen, dem in der Erbtheilung mit seinem Bruder Johann Casimir mit andern Aemtern auch Eisenach zugefallen war, die Wartburg restauriren. Bei einer der Reparaturen stürzte der Dachdecker Leonhardt Demmer von der höchsten Höhe des hohen Hauses hinab in die schwindelnde Tiefe des Nesselgrabens. Zum Glück blieb er auf einem Kirschbaum hängen, auf dem er sich nur leicht den Fuß beschädigte. Mehrere Arbeiter eilten ihm zu Hülfe. Da schrie er ihnen aus Leibeskräften entgegen: „Wo ist mein Hut? wo ist mein Hut?" Dem Herzog gefiel dies, als man es ihm meldete, so gut, daß er dem geistesgegenwärtigen Dachdecker eine lebenslängliche Versorgung zubilligte.

*) Das bei der Hinrichtung gebrauchte Richtschwert findet sich noch auf dem Rathhaus.

**) Sie hatten ihren Namen von dem Feldzeichen des Bundesheeres, welches in einem auf einer Stange steckenden Pflugrade bestand, welches vor dem Haupte hergetragen wurde.

Ursprung des Namens Inselsberg.

Man ist bisher darüber in Zweifel gewesen, wie ein Berg, der auf dem festen Lande und nicht in der See liegt, mit dem Namen Inselsberg bezeichnet werden konnte. Wer kennt ihn nicht mit seinen unendlichen Reizen, den man mit Recht den König der thüringer Berge nennen darf, obgleich er nicht der höchste, sondern erst der dritte der Messung nach und zwar 2855 Fuß hoch ist. Bei Erklärung des Namens ist man der alten Form des Wortes Inselsberg dadurch nahe gekommen, daß man gemeint hat, weil er einzeln — in der Volkssprache enzeln — aus den ihn umgebenden Bergen herausrage, sei aus dem Namen Enzelberg allmählig Inselsberg entstanden. Allein dies scheint durchaus nicht etimologisch richtig, sondern der Name des Berges, wie viele Ortsnamen, von dem eines Flusses abzuleiten zu sein. Ein solches Wasser, wenn auch nur ein Bach, entspringt an seiner nordwestlichen Seite und heißt die Emse, die, dem alten Namen des Berges nach zu schließen, ursprünglich Ense oder Enze hieß, wie überhaupt „s" und „z" im Mittelalter häufig für einander gesetzt wurden. Der älteste Name des Berges findet sich in dem bekannten mittelhochdeutschen Gedicht „Wartburgkrieg" als Enzenberc. An der Stelle, wo Klingsor Wolfram von Eschenbach den Teufel Nasion entgegen gestellt hat, fragt dieser jenen:

Dur waz hästu mich her gemüet?
Wolferam, nu sich her wie min leben glüet!
ruorte ich den Enzenberc in disem zorne,
Er müste ze urseln werden gar;

Zu was hast Du mich herbemüht?
Wolferam, nun siehe wie mein Leben glühet!
Rühr' ich den Enzenberg in diesem Zorne,
Er müßte zu Asche werden gar.

In einer Urkunde der Herren von Frankenstein vom Jahre 1330 über die Abtretung eines Stückes Wildbahn an die Grafen von Henneberg heißt er Ensisberg; der thüringische Chronist des 15. Jahrhunderts, Johannes Rosen, nennt ihn wieder Enzenberg und die thüringische Chronik eines Ungenannten vom Jahre 1685 Enselberg, woraus der Namen Inselberg entstand, wie noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts urkundlich geschrieben wurde und von den dem Berge jenseits zunächst wohnenden Leuten des hessischen Ortes Brotteroda und der benachbarten Dörfer jetzt noch gesprochen wird, wobei der Buchstabe „i" dem Umlaute „ei" etwas nahe klingt. Die Bewohner der diesseits zunächst liegenden Dörfer sagen Enselsbärgk.

Ob er früher schon zu meteorologischen oder astronomischen Zwecken oder als höchster Punkt des Rennstiegs, der höchst wahrscheinlich der älteste Grenzweg, d. h. Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken war, zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten diente, ist unbekannt. Herzog Ernst I. von Gotha aber, ein Mann, der die im 30jährigen Kriege in Schlummer versenkten Wissenschaften wieder zu fördern strebte, suchte ihn für dieselben dienstbar zu machen und die genannte Chronik von 1685 sagt darüber: „Zum loco Optico haben

ihre fürstl. Durchl. Herr Herzog Ernst hochsel. Gedächtniß diesen Berg öfters gebraucht."

Zu diesem Zweck und wahrscheinlich zugleich für einen Aufenthalt bei Jagden auf den höchsten Bergen dieses Theils des Gebirges hatte er 1649 auf dem erhabensten Punkt ein thurmartiges Haus bauen lassen. Daß dieser Platz sich zu Vermessungen besonders eignet geht daraus hervor, daß in der jüngsten Zeit mehrere Jahre hindurch während der hessischen Landesvermessung auf demselben, da, wo nur noch Mauerreste des Hauses standen, eine trigonometrische Pyramide errichtet war. Die beiliegende Ansicht von der Spitze des Inselsberges giebt ein Bild jenes ersten Hauses auf demselben. Es war mit Schindeln gedeckt, wie die jetzigen Häuser auf dem Berge und enthielt im unteren Stock einen Pferdestall, eine Art Küche nebst Keller und einen Brunnen unter der Treppe, die zu dem saalartigen Zimmer von runder Form im oberen Stock führte. Den Schlüssel dazu führte ein Jäger oder Waldwart der Forstei Tabarz, unter deren Aufsicht der Berg steht.



Als der Sinn für die Natur im Volke mehr erwachte, wurden auch die Besuche des Inselsberges häufiger, so daß der mit der Aufsicht betraute Waldwart, der gewöhnlich im Dorfe Tabarz wohnte, in dem Keller Erfrischungen bereit hielt und Sonnabend und Sonntags die Gäste, die den Berg bestiegen, bewirthete. Oft wurde auch an diesen Tagen hier getanzt, was freilich einen schlechten Beweis von dem Geschmack an der Natur liefert und zwar größtentheils nur von jungen Leuten aus Brotterode, da Andere nicht leicht wagen konnten, an der Lustbarkeit Theil zu nehmen, aus Besorgniß, für den geringsten Fehltritt beim Tanze mit Hieben regalirt zu werden.

Bei der zunehmenden Frequenz der Besucher von nah und fern stellte sich allmählig die Nothwendigkeit einer ständigen Wirthschaft während der Sommermonate heraus und es wurde deshalb, weil für einen Wirth in dem Hause keine Wohnung war, 1810 zum Bau eines neuen mit größeren Räumlichkeiten geschritten nnd zwar zum Schutze gegen die Stürme von West etwas abwärts östlich vom Thurme. Während der Zeit der Bauarbeiten wohnte der Unterförster Albrecht beständig in demselben und wurde nach Beendigung des Baues der erste Wirth für den ganzen Sommer. Das Haus war einstockig mit drei Zimmern und einer Bodenkammer mit ein Paar Betten. War die Anzahl der Gäste so groß, daß die außerdem noch auf dem Boden und in den Zimmern hergerichtete Streu zum Nachtlager nicht ausreichte, so wurde auch der Saal des Thurmes dazu verwendet. Ein Pferdestall wurde in einiger Entfernung nördlich gebaut. Der Thurm war jedoch nach und nach so baufällig geworden, daß er durch die Stürme des Jahres 1836 bis zur Unbrauchbarkeit zerstört wurde und in den letzten Jahrzehnten ward besonders seit dem Bau der thüringischen Eisenbahn der Zuzug Fremder nach den Schönheiten des Waldes so groß, daß Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha den längst gehegten Plan, ein geräumiges Gasthaus zu bauen, 1851 ausführte. Seit dieser Zeit ist Sommer und Winter Wirthschaft daselbst, und damit auch für Passage gesorgt sei, bewohnt das frühere einstockige Haus ein Wegwart und zwei Soldaten zur Bewachung der Forstgrenze gegen Holz- und Wildfrevel. Auf der hessischen Grenze am südlichen Theil des Gipfels hat ein Brotteröder noch ein kleines einstockiges Gasthaus gebaut und so der Eifersucht der Hessen auf die Vorzüge der gothaischen Grenze zu genügen gesucht. Der gegenseitige Hader der Grenzbewohner zu Füßen des Inselsberges hat auf seinem Gipfel zahllose Schlägereien verursacht, die bei dem leicht erregbaren Haß beider Partheien oft sehr blutig waren und jetzt noch macht derselbe jeden Sonnabend während der Sommermonate polizeiliche Aufsicht durch einen hessischen und einen gothaischen Gensdarm nöthig.

Die Mauerreste des alten Thurmes sind im Laufe des letzten Jahres hinweggeräumt worden, da an deren Stelle, als dem höchsten Punkt, ein Altan gebaut werden soll, um über das Gasthaus hinwegsehen zu können, das nach Nordosten den Blick stört.

Dr. Polack.

Hieran anknüpfend dürfte nachfolgende, der Wahrheit getreue Mittheilung, den geeignetsten Platz finden:

Der fürstliche Jäger und der Holzhauer.

An einem jener schwülen, glühenden Julitage des Jahres 1859 hatte sich ein Fremder, nachdem die meisten, nur vorübereilenden Gäste, welche den schönen Inselsberg besteigen, Abends sich verlaufen hatten, auf die, vor dem größeren Gasthofe gelegene Terrasse gesetzt, um die von den Strahlen der untergehenden Sonne prachtvoll beleuchtete, gesegnete Landschaft zu bewundern. —

Zwischen den beiden, auf diesem hohen Punkte Thüringens erbauten Wirthshäusern, von denen das kleinere, westlich gelegen, hessisch, das größere gothaisch ist, liegt ein kleines Haus, worin allerlei Kleinigkeiten, wie z. B. Meerschaumpfeifchen, Cigarrenspitzen ꝛc. verkauft werden; dasselbe wird von einer alten, mit schneeweißen Haaren gezierten Frau bewohnt, welche Sommer und Winter auf dieser wilden, meistens rauhen Höhe verbleibt.

Der Fremde, dem es um einige Unterhaltung zu thun war, erkundigte sich nach ihren Verhältnissen und erfuhr von ihr folgende Thatsache, die wohl verdient, mitgetheilt zu werden, weil sie ein freundliches Licht auf den Charakter und

das Wirken, auf die Gesinnung und Empfindung eines hochgeachteten Fürsten wirft.

„Meine Wohnung", erzählte die freundliche Alte, „verdanke ich Sr. Hoheit dem regierenden, gnädigsten Herzoge, in Folge eines Ereignisses, welches statt Belohnung mich oder vielmehr meinen Mann harte Strafe erwarten ließ. Der Letztere war noch vor einigen Jahren ein armer Holzhauer; wir mußten uns auf die kümmerlichste Weise ernähren und wußten oft nicht, woher das liebe, tägliche Brod nehmen. Während einer, von Sr. Hoheit dem Herzoge veranstalteten Jagd sammelte mein Mann in jener tiefen Schlucht — sie wies nach dem Thale, durch welches sich mühevoll der Weg von Tabarz nach Brotterode schlängelt — Reisig und Gräser, als plötzlich ein angeschossener Hirsch mit gefälltem Geweih auf ihn stürzte und im Begriff war, ihn aufzuspießen. In seiner Todesangst ergreift er das neben ihm liegende Beil, beginnt den Kampf mit dem wüthenden Thiere und wirft dasselbe nieder. In der größten Verzweiflung schleppt er das erlegte Wild in einen naheliegenden Graben, bedeckt es mit Tannenästen, um es dem Blicke der Suchenden zu entziehen und setzt seine Arbeit fort. „Frau", sagte er ganz zerstört und blaß wie der Schnee zu mir, die ich ihm das dürftige Mittagbrod in den Wald brachte, „Frau, mir ahnet heute nichts Gutes. Ich werde als Verbrecher behandelt werden, man wird mich als Wilddieb bestrafen!" In demselben Augenblicke hörten wir das Gebell von Jagdhunden und bald stand ein, durch raschen Lauf erhitzter Jäger vor uns. „Habt Ihr Leute", rief er uns barsch zu, „nichts von einem verfolgten Hirsche gespürt?" — Mein Mann schwieg still. — Gnädiger Herr, sagte ich zu dem Unbekannten, habt Erbarmen mit uns! Es galt ja, ein Menschenleben zu erhalten. Der Hirsch, den Sie suchen, warf sich auf meinen Mann und würde ihn in seiner Wuth durchbohrt haben, hätte er sich seines Beiles nicht bedient. Dort liegt das Thier."

Der Jäger wendete sich rasch um und eilte davon, ohne ein Wort zu sagen. Bald jedoch erschien Se. Hoheit der Herzog mit seinem Gefolge und war nicht wenig erstaunt, den von ihm gehetzten Hirsch todt vor sich zu erblicken.

„Wer hat das Thier erlegt", frug der Fürst sichtlich erfreut? „Ich bin der Unglückliche gewesen", entgegnete mein Gatte, „und erwarte die Strafe." „Man schaffe den Mann sammt dem Thiere sofort nach Reinhardtsbrunn", so lautete der Befehl des sich nun entfernenden Fürsten.

Ein kleiner, vierrädriger Holzwagen wurde herbeigebracht. Der Gräser mußte sich vor das, mit frischen grünen Zweigen geschmückte Thier auf den Vordertheil des Wagens setzen und so ging es nun fort nach dem reizend gelegenen Schlosse, umschlossen von grünenden Waldungen und spiegelklaren Teichen. Der Holzhauer zitterte, als stände er schon am Fuße des Galgens oder an der sich öffnenden, rasselnden Pforte des Zuchthauses.

Schweigend war die Alte dem Zuge gefolgt und blieb erwartungsvoll im Schloßhofe stehen. Da tritt der Fürst mit freundlichem Antlitz in die Mitte der betroffenen Menschenmenge, die sich schnell zusammengefunden, als die Kunde jener That sich in der Umgegend verbreitet hatte.

„Man zerlege den Hirsch", befahl der Herzog mit aller Güte und Milde, „und gebe der armen Holzhauerfamilie das beste Stück des Thieres."

„Denken Sie sich", schloß die Alte ihre Erzählung, „denken Sie sich, mein guter Herr, während acht Tagen wurden wir Beide im Schlosse freigehalten und nach Verlauf dieser Zeit erhielt mein Mann, über welchen der Herzog nähere Erkundigungen hatte einziehen lassen, eine einträgliche Stelle als Chausseewärter in demselben Thale, wo die unvorsichtige That begangen ward. Mir, als alter Frau, wurde das Häuschen, vor welchem Sie sitzen, als freie Wohnung auf meine Lebenszeit angewiesen."

„Das ist wahrhaft fürstlich gehandelt", rief der Fremde freudig aus und säumte nicht, diese edle That seinem Tagebuche einzuverleiben. A. v. N.

Der vergrabene Fluch.

Eine sächsische Dorfsage aus der Gegend von Pirna.

(Fortsetzung.)

„Ach, lieber Herr Pastor," hob sie nun an, „ich habe wenig Freude gehabt. Mein verstorbener Mann, Gott sei seiner Seele gnädig, war schon bei Jahren, als ich ihm verheirathet ward. Das war so abgemacht unter ihm und meinen Eltern unten im Lande, denn mein Vater fuhr mit vier Pferden zum Hofe hinaus, so konnte und sollte auch mich keiner freien, der ein kleinerer Bauer gewesen wäre. Wir zogen hierher, als seit einiger Zeit wieder Friede geschlossen und Ruhe eingetreten war; denn bald brach wieder der große Krieg aus, der unser Dorf so grausam mitgenommen hat."

„Wie aber war Euer Mann", warf der Geistliche ein.

„Je nun", fuhr sie fort, „das war ein langer stattlicher Mann, aber hart und rauh in Allem, was er that und sprach. Er hatte nur wenig Schlaf und wenn er einmal eingeschlafen war, da sprach er böse Worte und arbeitete sich viel ab in unruhigen Träumen. Ja freilich im Anfange hatte ich kein Arges dabei, aber das Verständniß kam hernach. Ich wollte erst nichts vom Teufel und seinen Werken glauben, aber es kam mir doch bald so vor, als ob er vom bösen Feinde selbst geplagt werde und ich bekam bald eine wahre Scheu vor ihm. Nun schlich auch die Marthe, die freilich damals noch nicht so alt und hinfällig war, um unsern Hof herum. Ich konnte mit andern Frauen nicht viel Bekanntschaft machen, denn er besuchte Niemand und Niemand sprach auch bei uns ein. Das führte mich denn der Marthe zu. Aber es war wenig dabei gewonnen, denn sie ließ mir merken, daß sie von meinem Manne mehr wisse, als sie mir sagen wolle und fragen wollte ich nicht. Dieser war der Marthe gram und konnte doch seinen Zorn nicht gegen sie auslassen, denn er fürchtete sich vor ihr. Da war nun wenig Freude dabei."

„Und wußte wohl Marthe", fragte der Pfarrer, „von dem vergrabenen Fluche?"

„Alles, Alles", rief die Frau, „muß sie wissen, mehr, als ich selbst einsehen kann, aber ich wußte bald genug, um nicht noch mehr zu fragen. Nun kam denn das Frühjahr, wo der erste Kriegstrubel wieder bei uns anfing; ich hatte nicht lange vorher den Sohn geboren, der nun im Gute sitzt. Das ging nun hin und her bei uns, bald diese, bald jene Kriegsmacht. Da mußte denn geschafft werden, was nur zu haben war und die Bauern konnten kaum so viel bergen, um die Saat noch einzubringen. Alles klagte und jammerte. Mein Martin aber war seit dem Lärmen wie verändert. Er verstand sich mit den Soldaten, fremden wie einheimischen besser, als Einer und wußte deshalb sein Gut besser zu schützen, als jeder Andere. Dabei fehlte es ihm niemals an Geld. Er brachte davon oft viel zurück, wenn er Tage lang abwesend gewesen war. In der Nähe fielen mehrere Gefechte vor und viele der Einwohner flohen mit Kindern

und Vieh in die Wälder. Er aber lachte darüber und bestand darauf, im Hofe zu bleiben. Mehrere Höfe waren niedergebrannt, unserer war verschont geblieben. Nun zeigte sich mein Mann auch mildthätiger und barmherziger, als es sonst seine Gewohnheit war. Er nahm besonders gern Soldaten auf, die verwundet oder krank waren. Ich wunderte mich darüber und stand ihm in der Pflege bei. Das dauerte nicht lange, denn ich selbst wurde bald krank und blieb lange in einem bewußtlosen Zustande. Was unterdessen vorgefallen, ist mir nur erzählt worden. Es war um uns herum viel geschossen und gefochten worden, ich hatte nichts davon gehört. Als ich nach und nach wieder hergestellt wurde, da war wohl das ärgste Uebel des Krieges vorüber. Das Getümmel hatte sich von unserer Gegend entfernt, aber die Noth mit Durchmärschen und Einquartierungen dauerte noch fort. Ich hatte nun in dem Sommerwetter meine Kräfte wieder gesammelt. Alles schien bei uns wieder gut werden zu wollen, da wurde auch mein Mann krank."

Hier hielt die Frau inne, gleich als ob sie zaudere, das Folgende zu berichten. Nach einer freundlichen Aufforderung des Pfarrers hob sie wieder an:

„Ja, Herr Pfarrer, nun wurde mir Furchtbares klar. Der Mensch erfindet nichts. Was die Fieberphantasie ausschwatzt, kann nur erlebt worden sein."

Der Pfarrer schüttelte mit dem Kopfe, um widersprechend einzufallen, da klopfte es leise an der Thüre. Beide waren erschreckt und der Pfarrer ging verdrießlich hin, um nach der Ursache zu sehen.

Kaum hatte er die Thüre halb geöffnet, so schob sich schon die alte Marthe fast mit Gewalt herein.

„Lassen Sie mich nur gewähren", sprach sie, „wir gehören schon zusammen, denn Niemand außer uns weiß das Geheimniß. Nicht so Anna Rosa?" wendete sich die Alte zur Frau Golle.

„Ja, ja Herr Pfarrer", fuhr sie nach einer Pause fort, „gestern meinten Sie noch, auf dem Fladen'schen Gute müsse ein besonderer Segen ruhen. Du lieber Gott! ich weiß es ja, daß seit langen, langen Zeiten kein Friede drinnen gewohnt hat. Du armes Marterholz, du Anna Rose, hast lange genug mit Beten gewehrt, aber es mußte doch kommen. Ja gestern, Herr Pfarrer, da war ich noch böse und konnte und wollte nichts bekennen. Aber heute ist's anders. Sie sind ein lieber, sanfter Mann und werden mein Bekenntniß hören wollen. Es liegt schwer auf dem Herzen und muß heraus."

„Was soll das werden?" rief der Pfarrer, „zwei Beichten auf einmal! Wollt Ihr, Frau Golte, daß die Marthe redet und in Eurer Gegenwart?"

„Lassen Sie die Marthe sprechen", erwiderte die Angeredete, „sie kann kaum etwas sagen, was ich nicht wüßte und ich brauche nicht selbst Alles auszusprechen."

„Anna Rosa!", sagte die Alte, „Du weißt vielleicht nicht Alles und mußt deshalb geduldig hören. Nun, so laßt uns in Gottes Namen bekennen. Ja, lieber Herr Pfarrer, der böse Feind hat lange in dem Hofe gewohnt."

„Liebe Frau", fiel der Pfarrer warnend ein, „ist das ein guter Anfang für ein Bekenntniß, das ihr in Gottes Namen ablegen wollt?"

„Ja, Herr Pfarrer", sagte Marthe, die sich indessen gesetzt hatte, „ja, ich will nichts Bösen reden; aber wenn ich bekennen soll, was mich im Herzen drückt, da muß ich auch aussprechen, was ich glaube und wovon ich überzeugt bin. Das war es ja, warum mich der vorige Herr Pfarrer nicht trösten und mich von meiner Seelenangst nicht befreien konnte. Wenn ich ihm vom leibhaftigen Teufel sprach, da lachte er über den Aberglauben, und als ich einst recht dringend bat, mir nur zu glauben, daß er mich wahrhaftig versucht habe, da sagte der alte Herr, schon gut, schon gut, der Teufel ist wirklich hier gewesen, denn er hat auf dem letzten Jahrmarkt in der Stadt Filzschuhe gekauft."

„Kommt doch zur Sache, liebe Frau", sprach der Pfarrer.

„Ja, ja damals, es mag über sechzig Jahre her sein", fuhr die Alte fort, „als mich der Martin Flade — das war der Großvater von dem armen jungen Martin, der nun darniederliegt — als mich der noch zu Tanze führte, da hatte ich freilich keine Ahnung davon. Es war zu Fastnacht, als er mich zu Tanze geführt hatte. Er war ein schöner, großer Mann und sein Gesicht war sanft und gut. Als sie die Schaafe wieder austrieben und die Gräser und Blumen wieder aus den warmen Boden hervorquollen, da hatten wir schon viel zusammen gescherzt und gesprochen und ich wußte, daß ich den Martin so liebte, daß ich meines Lebens Tage keinen Andern freien würde, und ich wußte auch, daß er mich liebte. Nun ging es an ein Jauchzen in meiner Seele und wie die Birken dem Frühling entgegenweinten und die Knospen schwollen und wie die kleinen Vögel um mich sangen und zwitscherten, da meint' ich, das sei Alles dem lieben Herrgott zur Ehre und zu Liebe, den ich auch im Herzen trage; denn ich war voller Freude und Wonne und jedes grüne Blatt, das an den Büschen in der Morgensonne glänzte, das hielt ich für ein neues Licht, das meine Freude mit feiern wolle. — Und ich hatte doch den rechten Herren und den rechten Glauben an den, der allein selig machen kann, nicht im Herzen. Das hab' ich nachher wohl in Angst und Schmerzen erfahren, daß er nicht blos im Jubiliren bei uns einkehren will. Wir sollen nicht glauben, daß wir ihn aus unsern Freuden uns allein erschaffen dürfen. Denn später wurde es ganz anders. Es dauerte nicht lange, so hatte der Vater von meinem Martin den Handel entdeckt. Er war ein stolzer und harter Mann, der sich in der Welt versucht hatte und sich klug zu nehmen wußte. Darum that er nicht dergleichen. Er sprach zum Sohne eines Tages, er solle ins Land gehen und nach einer Braut sehen, die ihm der Alte schon ausgemacht hatte. Der Sohn ließ sich eben nichts merken. Er machte nur Ausflüchte, um die Brautschau zu verschieben. Der Vater stellte sich dumm und ließ den Sohn gehen. Wir sahen uns indessen an stillen Orten viel. Da steht unten im Thale ein großer Weißdornbusch — ich gehe noch oft hin — davor eine kleine Wiese, die mit den Fladens grenzt. Der Busch war eben in voller Blüthe. Wir saßen darunter und mein Martin hatte mir von des Vaters Begehren erzählt. Ich wußte mich nicht zu fassen, mit einem Male steht der Alte vor uns. Nun ein Fluchen und Schandiren, daß mir die Sinne vergehen wollten. Das sag' ich Dir, fuhr der Alte dann fort, läßt Du von dem Mädel nicht, so sollst Du meinen Fluch haben und nicht eine Hand breit Landes von mir erben. Das fehlte noch, daß in Fladens Hof eine Frau einziehen sollte, die hinterm Zaune geboren ist. Der Sohn konnte auch heftig werden, wiewohl er für gewöhnlich sanft und ruhig war. Nun wollte der auf den Vater los, aber ich hielt ihn fest. Der Alte kehrte uns den Rücken und Martin ging voller Bosheit nach der anderen Seite ab."

„Wer waren denn Eure Eltern", warf hier der Pfarrer ein, „daß der Vater solch' einen Vorwurf aussprechen durfte."

„Das, lieber Herr Pfarrer", fuhr Marthe fort, „das weiß ich freilich nicht. Damals war es mir noch nicht bekannt, daß der herrschaftliche Schäfer, den ich meinen Vater nannte, mich nur an Kindesstatt angenommen hatte. Nun ward ich immer mehr gewahr, daß ich den Martin nicht lassen konnte. Eine Zeit lang sahen wir uns noch und er tröstete mich, daß Alles noch gut werden könne. Aber das hatte keine Dauer. Die Mutter meines Martin war eine gute und sanfte Frau, denn so ist es seit lange bei den Fladens hergebracht gewesen, wenn die Frau nichts taugte, da mußte der Mann Alles wieder gut machen und war der Mann ein böser Teufel, da heilte die Frau den Schaden. — Die Mutter also sorgte für den Hausfrieden und da sie den tobenden Mann nicht auf andere Gedanken bringen

konnte, da bewegte sie den Sohn, daß er sich dem Vater fügte. Es ging kein Jahr ins Land, da hatte der Martin die Bauerstochter gefreit, die ihm bestimmt war. Nun war mir das Herz umgedreht. Als der Frühling wieder kam, da schielte mich aus jeder Blume der leibhaftige Teufel an. Doch nein, so war es nicht, ich trug nun die ganze Glut der Leidenschaft und Verzweiflung in die Natur hinein. Denn was nun grünte und blühte, das schien mich auszulachen und ich trat manche Blume mit rechter Wuth in den Boden hinein. Wenn die Zippen schlugen und die Finken zirpten, hätte ich ihnen gern den Hals umgedreht, weil sie für mich nur verruchte Lieder sangen. — So war also im vorigen Jahre der leibhaftige Herr und Heiland noch nicht in meinem Herzen gewesen, und so war auch jetzt nur mein böses Herz empört. Aber es wendete sich dem bösen Feinde immer mehr zu und dieser ließ auch nicht auf sich warten, wenn gleich Jahre vergingen, ehe er mir leibhaftig nahe trat."

„Wie wurde es aber in der neuen Wirthschaft?" fragte der Pfarrer, um die Erzählung zu fördern.

„Nun, da ging es zu, wie immer", fuhr Marthe fort. „Sonst heißt's Schwiegermutter Teufels Unterfutter. Hier war's umgekehrt. Die junge Frau war ein loses Ding und machte den alten vielen Gram. Diese starben nach einigen Jahren hintereinander weg, und da saß denn mein Martin mit seinem hoffärtigen Weibe als Herr im Hofe. Ein Sohn war auch schon da, der wurde dann der Mann von der Anna Rosa. Ich konnte den Martin noch immer nicht vergessen und schlich oft um den Hof herum. Von meiner Pflegemutter und anderen Frauen hatte ich indessen das Kräutersammeln gelernt. Da wurde im Walde viel von geheimen Künsten geschwatzt. Manche Blume und Wurzel durfte nur bei Nacht gesucht werden, an andern mußte der Morgenthau noch hängen. Sie sagten mir aber nichts Rechtes über die Bedeutung. Da war es, Herr Pfarrer, wo ich immer mehr fühlte, wie der böse Feind mir leibhaftig nahe kam. Eine Springwurzel gab mir einmal eine der Frauen; vor der sollte jedes Schloß und jeder Riegel aufspringen. Ich warf sie weg und dachte, pfui Marthe, sollst Du Dich um des dummen Geldes willen dem Teufel verkaufen? Ja, aber hätte das schlechte Weib mir ein tödtliches Gift gegeben, das ich der bösen Frau meines Martin unversehens in die Milch hätte bringen können, da hätte ich wohl zugegriffen. War das nun nicht der Teufel, Herr Pfarrer?"

„Wer weiß es liebe Frau," erwiderte dieser, „wie weit der eigene Trieb zur Sünde, dem Versucher, der außer uns steht, entgegenkommt?"

„Das meinte ich wohl auch," fuhr Marthe fort „aber ich kam nicht entgegen; denn mein Herz sträubte sich gegen den Gedanken, daß mein Gift auch die Eingeweide des Martin zerreißen könnte oder des unschuldigen Jungen; dem wäre es freilich besser gewesen, er wäre in Windeln gestorben. Denn der wurde von Tage zu Tage mehr ein böser Bube, an dem der Vater seinen Gram hatte. Nun wurde auch mein Martin zusehends heftiger und toller. Das Blut meldete sich bei ihm. Ja ja, Herr Pfarrer, das Blut will etwas sagen. Ich habe genau darauf geachtet in der Heerde meines Vaters. Schönes edles Vieh! Ich kannte sie Alle, jedes Einzelne an seinem Gesichte und wußte von Jedem Vater und Mutter, sowie die Großältern weit hinauf. Da war manchmal eins, das hatte einen schwarzen Fleck an der Lippe oder der Zunge. Wo der schwarze Fleck einmal im Blute war, da kam er immer wieder, oft blieb das eine Lamm frei, aber bei dem Enkelkinde war der Fleck mit einem Male wieder da. Mein Vater der Schäfer sah ruhig zu, wenn es nicht weiter ging, zuweilen aber geschah es, da wurde in einem solchen Stamme ein Lamm mit schwarzen Beinen oder schwarzen Ringeln um die Augen geboren. Gleich hieß es dann, fort mit dem schwarzen Teufel; das arme Ding wurde dann als Lamm geschlachtet, damit es nicht die Heerde verschimpfirte und konnte doch nichts vor seinem Blute!"

Der geduldige Pfarrer mahnte freundlich zur Sache zurückzukehren.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Den Todten noch ehrend. Im Gefechte bei Kliniki am 11. October 1812 warf sich der Major v. Metzsch vom 1. leichten Infanterie-Regimente an der Spitze eines Trupps seiner Schützen einer andringenden feindlichen Colonne entgegen, nicht bedenkend, daß die Seinigen mit dem Gange des Pferdes nicht Schritt halten konnten. Von zwei Kugeln getroffen, sank der Tapfere zu Boden und die bereits fliehenden Russen kehrten um, den Gefallenen auszuplündern. Die Schützen, entschlossen, den Tod des geliebten Anführers zu rächen, stürzten auf die Russen los, diese mußten weichen; aber es war jetzt unmöglich, den Leichnam mitzunehmen, da eine am anderen Ufer des Leszna aufgestellte Geschützabtheilung die Sachsen immer zurückwies.

Endlich aber gelang es doch in der Dämmerung einigen Soldaten — dem Corporal v. Gerstenberg und dem Schützen Kreuter der 4. Compagnie — den Körper zurückzubringen. Die Schützen bereiteten ihm, unfern des Platzes, wo er den Heldentod gefunden, ein Grab, so gut es mit Hülfe ihrer Seitengewehre, und unter dem feindlichen Feuer gerathen wollte. So erfüllten diese Braven und Getreuen die letzte Pflicht gegen einen Mann, der ihnen stets ein schönes Vorbild gewesen war, und übertrafen damit alles, was Künstler und Dichter zur Verherrlichung einer Todtenfeier irgend erdenken könnten. 3.

Ein kühner Sprung 1611. Im Jahre 1611 waren zwei Mohren, aus welchem Grunde ersehen wir nicht, auf den Königstein als Gefangene gebracht worden. Der Festungshauptmann, Hans Meißner von Zerbst, ließ jedem „eine Kette mit einer klingenden Schelle" anlegen und verwendete sie „zum Wasserziehn oder sonst nothwendiger Arbeit." Das mochte dem einen, Salomon, nicht behagen, er faßte einen verzweifelten Entschluß, über dessen Ausführung der Hauptmann unter dem 23. Mai 1612 Folgendes berichtete: „Heut zu Abend zwischen 5 und 6 Uhr, kurz zuvor ehe man die Wacht zu besetzen pflegt, ist der eine, Salomon genannt, zwischen dem Rößchen und Christianusburg, sonder Seil oder Band sammt der Kette und Schelle über die Festung gesprungen und sich, wie etliche gesehn und gesagt, über den hohen Felsen oder Berg nach dem Elbstrom begeben." Die Verfolgung des Flüchtigen, der demnach sich bei dem halsbrechenden Sprunge nicht beschädigt haben muß, war vergeblich gewesen. v. W.

Mangel an Theologen in Sachsen. Im Jahre 1542 hat es in Mitweida und Umgegend so arg an gelehrten Leuten gefehlt, daß man einige Handwerker, welche von der Schule her Kenntnisse behalten, ins Predigeramt einzusetzen genöthigt war, wie denn Nicolaus, Flaschenmacher zu Glösa, sowie ein Leinweber Namens Matthias Seidel, und ein Schuhmacher in der Chemnitzer Inspection ins geistliche Ministerium aufgenommen wurde. 3.

Orgelbüchsen. Nachricht über ein eigenthümliches Geschütz entnehmen wir einem Schreiben Hans Georgs von Ponikau an den Administrator Friedrich Wilhelm von Sachsen, als er die Vormundschaft über die unmündigen Söhne des Kurfürsten Christian I. von Sachsen führte, d. d. Dresden den 7. September 1598. Es lautet also:

„Es berichtet Bolzer Dreßler, Büchsenschmied alhier, wie dort Ew. Fürstl. Gnaden unlängst bei ihm eine Orgelbüchse von fünf Lauften, so man uf einem Wegelein zum wilden Gänsen- und Entenschießen zu gebrauchen pflegt, gnedigst haben bestellen laßen, in Meinung dieselbe Herzog Johann Friedrichen rc. in Pommern zu schicken. Wann dann nunmehr solche Büchse fertigk, auch sehr sauber und reinlich gemacht, so hat er dieselbige auch heutiges Tages, in Beisein meiner gnedigen jungen Fürsten und Herren mit der Kugel und Schrot beschossen und sehr wohl auf eine große Anzahl Schritt mit beiden getroffen, steht derowegen nunmehr zu Ew. F. Gn. gnedigsten Gefallen, ob er solche Büchsen hinausbringen, dieselbe gleichergestalt beschießen und unterthänigst überantworten oder aber wie es damit gehalten werden soll?"

Herzog Friedrich Wilhelm verordnete aus Moritzburg unter demselben Tage, Dreßler solle die Büchse alsbald ihm überbringen.

Auch als Kriegswaffe kommen ähnliche Geschütze vor, wie denn in den „geheimen Kriegsanschlägen", welche der Zeugmeister zu Danzig, Veit Wolf von Senftenberg, dem Kurfürsten August vorlegte, sich Zeichnungen davon finden.

Wir lesen ferner, daß unter der Artillerie des schmalkaldischen Bundes sich 1546 ein „Orgelfeldstück" befand, welches als neue Erfindung den Blicken entzogen ward*), finden auch noch im Jahre 1726 als Feldgeschütz „Orgeln und Balken" erwähnt mit „12 oder 24 Läufsten". v. W.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Der außerordentliche Hang zum Trinken, und namentlich zum übermäßigen Zutrinken, hatte in Deutschland seit dem dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts so sehr überhand genommen, daß sogar Gesetze gegen das Vollsaufen und Gesundheittrinken erlassen werden mußten (darüber an einer andern Stelle) und selbst eine Art Mäßigkeitsvereine sich bildeten, auf die wir ebenfalls zurückkommen werden, die aber eben darum nicht Vieles nützten, weil namentlich die höheren Stände, welche den meisten Stoff und die meiste Gelegenheit zum Trinken hatten, der Verlockung am Wenigsten widerstanden. Die Prediger eiferten mit ihren salbungsreichen Reden gegen den losgelassenen „Saufteufel" (auch hierüber später ein Mehres) von den Kanzeln; doch es blieb beim Alten. Ja sogar an den Höfen der deutschen Reichsfürsten wurde wacker getrunken, die Trinkgefäße nahmen am Umfange zu, und selbst der sonst so ernste Kurfürst Moritz mag nicht ganz frei vor dieser zeitgemäßen Gewohnheit gewesen sein, da sogar ein gleichzeitiger Prediger in der Nähe Dresdens, der gegen das Saufen seiner Bauern eiferte, welche sogar ihre ganze Habe durch die Gurgel jagten, zum Schlusse seiner Predigt sich noch dahin aussprach: „Unser gnädigster Kurfürst trinkt auch, trinkt oft und viel; doch er hat es dazu, wohl bekomm es ihm!" — Den größten Beweis jedoch für des Kurfürsten Moritz Lust und Neigung, nicht hinter der durstigen Gewohnheit seiner Zeitgenossen zurückzubleiben, ist wohl folgende Stelle aus einem Briefe seines Schwiegervaters, des biedern Landgrafen Philipp von Hessen an den Kurfürsten. Nachdem er nämlich dem Herrn Schwiegersohne in einem Schreiben (Mai 1541) erzählt hat, daß auch in Hessen die üble Gewohnheit des Trunkes über den Durst sei, und er dabei bemerkt: „Alhir giebt vil kranker leut dero schwachheit aber mererteils von vbrigen drinken herruret," fühlt er sich endlich zu der väterlichen Ermahnung veranlaßt: „Darumb ist vnnser freuntlich erindern, das Ewer Liebte sich auch nit allein des zutrinkens, sondern auch des Drinkens nach Durst oder nach Gelust, souiel Ir muglich ist enthalte." 6.

Melchior von Salhausen. Im Jahre 1304 starb zu Schweta bei Mügeln ein alter Kriegsmann, Melchior von Salhausen, der unter Markgraf mit der gebissenen Wange ein tüchtiger und glücklicher Heerführer gewesen und sich daher den Beinamen des Zahn erworben hatte. Nach einem reichbewegten Leben zog Melchior sich auf sein Gut Schweta zurück; trotz seines hohen Alters war er jedoch noch überaus lebhaften Gemüths und namentlich übermannte ihn der Jähzorn oft dergestalt, daß seine Umgebung in steter Gefahr war. So hatten eines Tages zwei Böttcher, die im Keller gearbeitet, ihn über eine seiner Anordnungen Widerspruch geleistet, er aber beide sofort ohne Weiteres todt geschlagen. So sehr nun auch seine Verdienste in gutem Andenken waren, so konnte zu solchem Treiben die Obrigkeit nicht stillsitzen. Melchior aber suchte sich durch die Flucht zu entziehen, wobei er eine außerordentliche List entwickelte. Einst befand er sich auf dem Felde neben einem Bauer, der eben Dünger abladen wollte; dort bemerkte Melchior das Landgericht zu Roß und zu Fuß im Anzug begriffen. An Entspringen war nicht zu denken, daher rieth der Bauer, er solle sich platt auf den Boden werfen und verspricht ihn mit Dünger zu verhüllen. Gesagt gethan, denn die Sache hatte Eile. Melchior lag auch bald wohl verborgen unter seiner Hülle und entging den Nachforschungen glücklich; diese waren aber diesmal sehr gründlich und für den Verhüllten sehr langweilig. Endlich war das Landgericht abgezogen und der Bauer eilte fröhlich zu seinem Herrn, Melchior aber war unwirsch und schalt seinen Retter, und als dieser sich verantworten wollte, ward Melchior so zornwuthig, daß er dem Bauer das Schwert durch die Brust rannte. Er eilte darauf in sein Haus und hier vernahm er, daß der arme Erstochene ganz ohne Schuld an dem verzögerten Aufenthalt unter dem Dünger gewesen und nun war seine Reue so heftig, wie sein Zorn vorher gewesen; er ging in sich und begann ein ganz neues Leben. Zunächst zog er außer Landes und verhandelte nun von da aus mit dem Landesherrn um Sühne. Als er diese erlangt, kehrte er heim, lebte fortan ganz einsam, brachte seine Zeit mit Gebet und geistlichen Betrachtungen hin, beschenkte Arme und Kirchen reichlich und stiftete für die Kirche zu Mügeln ein Capital von 300 Gulden. Demnächst verordnete er, man solle dereinst seine Leiche in der Vorhalle der Kirche zu Schweta an einer Stelle begraben, die von jedem Eintretenden mit den Füßen betreten werde, damit er, der im Leben so vielen Gewalt angethan, mit Füßen getreten werde. Ferner ordnete er an, daß man über seinem Grabe ein Rad befestigen solle, da er durch seinen Wandel wohl die Strafe des Rades verdient habe. Sein Wille wurde erfüllt, aber die dankbare Geistlichkeit errichtete ihm dem Predigtstuhl gegenüber einen Gedenkstein, der seine Gestalt, sein Wappen und seinen Namen zeigte.

Dem Geschlecht derer von Salhausen entsprang noch mancher tüchtige Sproß, unter andern auch der 42. Bischof von Meißen, Johann VI., der am 9. April 1581 starb. 1.

*) Oeuvres de Napoléon III. Paris 1856. T. IV. p. 242. Werke Napoleon III., übersetzt von Richard, Band 4, Seite 186.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Sonnabend, den 1. Juni.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Die goldene Pforte am Dome zu Freiberg.

Vortrag des Professor E. Heuchler bei der Hauptversammlung des Alterthums-Vereins am 5. April 1861.

Unter allen Städten unsers Vaterlandes Sachsen ist Freiberg gewiß diejenige, welche in Bezug auf ihre frühere Geschichte ein besonderes Interesse darbietet.

Wir wissen urkundlich, daß es sein Entstehen dem Bergbau in den Jahren 1160 bis 1180 verdankt und daß sich hier sehr bald durch den Reichthum desselben ein für die damalige Zeit großes Städteleben entwickelte.

Noch sind die Ringmauern unserer Stadt mit ihren vielen und starken Thürmen nicht ganz verschwunden, obwohl man schon seit vierzig Jahren sich unausgesetzt bemüht, das Aeußere derselben der Neuzeit anzupassen! Noch finden wir die Spuren der einstigen Pracht ihrer öffentlichen Bauwerke, wenn auch nur in wenigen Ueberresten, da die Brandfackel leider nur zu oft hier ihre Beute fand, und noch blüht seit 700 Jahren unausgesetzten Betriebes der Bergbau in unserer nächsten Umgebung und bildet die Hauptquelle unserer Wohlfahrt.

Aus jenen frühesten Zeiten unsers Freibergs hat sich der Rest eines Meisterwerkes der Baukunst erhalten, auf welchen es mit Recht stolz sein darf. Es ist dies die in neuerer Zeit oft genannte goldene Pforte an unserem Dome. Sie giebt uns noch heute ein Bild des frommen Sinnes und des Reichthums unserer Vorfahren, ja es ist ein zweites Beispiel von der Pracht eines solchen Einganges zu einem Gottestempel aus damaliger Zeit nicht weiter auf uns gekommen.

Betrachten wir in dieser Beziehung die großen Dome jener frühesten Periode: zu Bamberg, Nürnberg, Worms, Speier und noch andere kleinere, so suchen wir vergebens nach einem solchen Werke, wo sich die geistvollste rein christliche Conception mit der Kunst des Meisels so verschwistert hätte, wie an unserer goldenen Pforte. Darum ist es auch dringend nothwendig, diesem Vermächtniß einer großen Zeit unserer Stadt seine ursprüngliche Freiheit wieder zu schenken, ehe es der langsamen aber sicher fortschreitenden Zerstörung durch Feuchtigkeit und Moder zum Opfer fällt.

Unserem jungen Vereine ist es vorbehalten, hier kräftig einzuschreiten, nachdem schon seit zwanzig Jahren meine warnende Stimme ungehört verhallte. Darum werde ich auch mit wahrer Begeisterung meinerseits bestrebt sein, das uns gesteckte Ziel der Freistellung der goldenen Pforte in der würdigsten Weise zu erreichen.

Aber unser Dom war nicht die einzige durch ihre Größe und Schönheit sich auszeichnende Kirche unserer Stadt in jener ältesten Zeit; auch die übrigen Kirchen zeigen noch deutlich Spuren in ihrer Anlage von dem spät-romanischen oder Rundbogenstyl, doch hatten sie keine größere Ausdehnung als gegenwärtig und gewiß auch nicht einen solchen Kunstreichthum, wie der Dom.

Sehen wir nun diese kirchlichen Gebäude, wozu auch die damaligen Klöster zu rechnen sind, im obengenannten Styl, und wie uns Moller erzählt, besonders das Dominicanerkloster auf der unteren Burggasse mit großer Pracht erbaut, so müssen wir uns nun auch die übrigen öffentlichen Gebäude in gleicher Bauweise denken und werden sie sich jedenfalls von den in damaliger Zeit meistentheils nur aus Holzfachwerk errichteten Wohngebäuden mit ihren nach den Straßen

gerichteten überspringenden Giebeln vortheilhaft ausgezeichnet haben.

Nach dem letzten allgemeinen Brande im Jahre 1484, wo der größte Theil Freibergs mit allen öffentlichen Gebäuden in Asche gelegt wurde, sehen wir vor Allem den Dom wieder in würdiger Form, doch in spät-gothischem Baustyl entstehen, wo er gewiß damals in seinem Innern einen imposanteren Anblick gewährt haben mag als jetzt, da er zu jener Zeit noch durch keine geschmacklosen und störenden Einbaue verunstaltet war.

Man benutzte die glücklicher Weise beim letzten Brande unversehrt gebliebene goldene Pforte mit dem wenigen Mauerwerk des hohen Chores zum Wiederaufbau und verschmolz dasselbe mit den übrigen gothischen Formen.

Die beiden an der südlichen und Nordseite des Chores angebauten Kapellen hat man erst 1588 bis 1591 mit dem hohen Chor unter ein Dach gebracht, als man das churfürstliche Begräbniß errichtete und erweiterte, wodurch das früher noch sichtbare alte Mauerwerk des Chores mit seinem romanischen Bogengesims, was jetzt noch vorhanden ist, verdeckt wurde.

Man war im Jahre 1484 auch genöthigt, das ebenfalls durch Feuer zerstörte Rathhaus wieder neu aufzubauen und müssen wir uns dasselbe ebenfalls im spät-gothischen Styl, doch sehr einfach und noch ohne den Thurm, hergestellt denken. Die schöne Thüre im oberen Stockwerk an der Markt- oder Abendseite, welche jetzt in den Thurm führt, mag einem Balcon angehört haben, welcher leider beim später erfolgten Thurmbau abgebrochen werden mußte. Statt dieses Balcons erbaute man später jene Erker auf der linken Seite vom Thurm, von welchen der eine jedoch wieder abgetragen wurde.

Als man nun vor wenigen Jahren das Rathhaus zu verschönern suchte und den alten festen Kalkputz bis auf das Mauerwerk abarbeitete, sah man noch deutlich die früher offene, jetzt vermauerte, durch die ganze Tiefe des Gebäudes gehende Bogenhalle neben der Elephanten-Apotheke und ebenso eine am Thurme nach Süden und Westen offene Halle, doch mit Halbkreisbogen angeordnet.

Der Thurm wurde dann erst später bis auf seine gegenwärtige Höhe und zwar im Renaissancestyl errichtet, weil man die gothischen Formen als eine verdorbene Geschmacksrichtung gänzlich verwarf.

Auch das Schloß Freiheitstein, wohl fälschlich Freudenstein genannt, mag vor dem völligen Umbau im Jahre 1575 ein geschichtlich sehr interessantes Gebäude gewesen sein, jedoch mehr den Festungscharacter an sich getragen haben, weil man sich bei den Belagerungen der Stadt lange darin vertheidigen konnte. In seinen vielen Kellerräumen und Gewölben erkennt und sondert man mit kundigen Augen die Ausdehnung des alten Baues von dem neuen.

Da es nun nach dem letzten Brande im Jahre 1484 nicht mehr gestattet war, die Wohngebäude ganz von Holz zu errichten und man genöthigt wurde, wenigstens das Parterre aus Stein aufzuführen, entwickelte sich ein eigenthümlicher Styl in den Hausthüren, die noch jetzt an vielen alten Gebäuden eine große Varietät in den Formen nachweisen und an spät-romanischen Baustyl in der Hauptanlage erinnert, der jedoch durch seine Verzierungen in die Renaissance übergeht. Sie tragen die Jahreszahl zwischen 1500 bis 1550. Ueberhaupt wird es wohl selten eine Stadt geben, die eine so große Verschiedenheit in den Thürformen von der frühesten Zeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nachzuweisen hätte, als Freiberg.

Doch kehren wir wieder zum Dome, als dem größten und interessantesten Gebäude Freibergs, zurück, so gewahren wir eine neue Veränderung in demselben, da er durch die Einführung der Reformation seiner meisten Kunstschätze an Altären, Statuen, Bildern, Tabernakeln rc. beraubt wurde, aber immer noch manches Interessante uns davon erhalten worden ist, was sich jedoch gegenwärtig im Dresdener Alterthumsmuseum befindet. Doch sollte ihm dafür sehr bald ein Ersatz in Kunstwerken gewährt werden, der leider in diesem Gebäude eine fremdartige Erscheinung bleiben muß.

Die Fürsten Sachsens hatten sich bisher an verschiedenen Orten ihres Landes ihre letzte Ruhestätte bereiten lassen, je nachdem sie für den einen oder den andern eine besondere Vorliebe empfanden. So finden wir ihre Familiengrüfte in Pauli-Zella bei Halle, im Kloster Zella bei Nossen, in Meißen, in Freiberg und in Dresden zerstreut.

Während nun Herzog Albrecht der Beherzte seine Ruhestätte in Meißen fand, wählte sich sein Sohn, Herzog Heinrich der Fromme, die seinige in Freiberg, wo bisher noch kein Glied der sächsischen Fürsten begraben worden war. Sein letzter Wille lautete in dieser Beziehung: „Er hätte die Freiberger in aller Treue und Gehorsam gegen Gott und ihn befunden, daher wolle er auch bei ihnen ruhen und schlafen.“ Seine Leiche wurde daher im hohen Chor des Domes vor dem Altare beigesetzt.

Da nun mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann, daß Herzog Heinrich nicht gemeint sein konnte, hier allein seine Ruhestätte zu finden, sondern glaubte, daß auch seine Nachkommen denselben Ort zu solcher wählen würden, so mußte man sogleich darauf Bedacht nehmen, hier eine größere Familiengruft anzulegen. Bei seinem Leichenbegängniß, meldet uns Moller, war es aber nicht wohlbestellt, vielleicht aus Ursache, daß die Räthe, sonderlich Anton von Schönberg, fast erschrocken und furchtsam waren oder nicht wollten, daß darauf viel Unkosten, wie es bei andern fürstlichen Personen üblich war, darauf gewendet würden. Es kann also hiernach kaum vermuthet werden, daß wegen Mangel an Mitteln sofort eine große Gruft angelegt wurde; allein sie wird auch nicht aus der herzoglichen Casse, sondern gewiß aus städtischen Mitteln später hergerichtet worden sein, weil auch vom Tode bis zum Begräbniß die Zeit dazu gemangelt haben würde.

Ueber das Leichenbegängniß selbst erzählt uns Freidinger noch Folgendes: „Als wir mit der Leiche gegen Freiberg kamen, waren wol alle Dinge durch den Pfarrer und Rath daselbst wohl verordnet, wir brachen aber die Ordnung selbst. Denn es war also bedacht, daß man die Leiche mitten in der Kirche vor dem Predigtstuhle niedersetzen und der Pfarrer Caspar Zeuner nach etlichen Gesängen eine Predigt thun sollte. Wenn die aus wäre, sollte man die Leiche in den Chor tragen und es wollte ihn die Knappschaft, der Bergmeister selbst und die Geschworenen begraben, wie denn auch die Berghäuer und nicht der gemeine Todtengräber das Grab gemacht hatten. Aber man eilte flugs mit dem Sarge in dem Chor zum Grabe zu, als die von der Knappschaft noch in der Kirche zertheilt waren, ein jeglicher in seinem Gestühle, um die Predigt zuvor zu hören, und es war das Gedränge in dem Chore um das Grab so groß, daß sie nicht dazu kommen konnten. So übel stand es und so groß war die Unordnung. Zudem war es auch sonst noch übel bestellt, daß weder den Schülern noch sonst den armen Leuten ein Pfennig oder Heller gegeben ward.“

Vor dem Tode Herzog Heinrichs müssen wir uns das hohe Chor des Domes noch zum Dienst der Kirche gehörend denken, doch war es nicht so weit nach Osten hinausgebaut, als gegenwärtig, weil diese Verlängerung erst durch Christian den Ersten von 1588 bis 1591 erfolgte. Wir würden also die Gruft, mag es nun eine einzelne oder eine Familiengruft gewesen sein, in der Mitte des jetzigen churfürstlichen Begräbnisses, zwischen Churfürst Moritzens Epitaphium und dem Altar suchen müssen.

Es könnte nun zwar im Allgemeinen von weniger Interesse sein, wo unsere Fürsten von Heinrich den Frommen ab bis zu Churfürst August und seiner Gemahlin hier in diesem Raume begraben liegen, allein gerade einige dieser Fürsten haben für den protestantischen Glaubensgenossen ein

ganz besonderes Interesse und deshalb ist es wünschenswerth, daß man eben, so wie bei den später hier in der zugänglichen Gruft beigesetzten fürstlichen Personen, zu ihren Särgen gelangen und ihr Andenken in dankbarer Erinnerung an ihrem Sarge ehren kann.

Nehmen wir also eine an der vorher bezeichneten Stelle in der Mitte des Chores vorhandene Familiengruft an, wo die Särge von 22 fürstlichen Leichen beigesetzt worden sind und vergleichen wir damit die über dem Fußboden des Chores verbreiteten Leichentafeln, so sind wir in großem Irrthum, wenn wir glauben, daß unmittelbar unter diesen Tafeln die darauf bezeichneten Personen auch ruhen werden. Ihre symmetrische Anordnung im Raume deutet darauf hin, daß diese Tafeln wohl erst nach dem Jahre 1622 aufgelegt worden sein können, da eine solche vorher nicht möglich war. Auch scheinen die meisten der bronzenen Leichentafeln von einer Hand gefertigt zu sein; ja es sind sogar, um den Raum zu füllen, die Leichentafeln von Christian dem Ersten und seiner Gemahlin hier aufgelegt worden, während sich doch ihre Särge in der zugänglichen Gruft befinden. Ich habe bereits erwähnt, daß der Chor erst durch Christian den Ersten weiter nach Osten hinausgerückt wurde, um mehr Raum in demselben zu gewinnen, allein dieser Raum ist nicht zu Grüften, sondern für eine vollständige Ausführung des entworfenen Planes gebraucht worden. Will man für die hier beigesetzten 22 fürstlichen Personen, worunter allerdings die meisten Kinder sind, für jede eine besondere Gruft annehmen, so müßte hierzu der Raum noch einmal so groß als gegenwärtig sein, und doch war er bis zu Christian des Ersten Zeit viel kleiner als jetzt.

Fragen wir nun nach dem Sarge des Churfürsten Moritz, so liegt die Antwort nahe, daß er sich wohl unter seinem Epitaphium befinden müsse, wie dies meistentheils besonders in Kirchen üblich ist. Ja man sagt sogar, daß sich ein geheimer Eingang in das Innere desselben hinter einer Schrifttafel befinde! Doch habe ich, um hierüber Gewißheit zu erlangen, bei einer mit der größten Sorgfalt unternommenen Besichtigung aller Tafeln des Monuments keine Spur davon entdecken können. Diese Vermuthung kann sich aber auch schon deshalb nicht bestätigen, weil Churfürst Moritz vor seinem Tode noch angeordnet hat, zwischen seinem Vater und seinem schon 1546 verstorbenen Sohne Albrecht ruhen zu wollen. Wären nun beide, Vater und Sohn, in separaten Grüften beigesetzt worden, so würde ein solcher Wunsch nicht so leicht ausführbar gewesen sein, da man wohl nicht annehmen kann, daß zufällig der bezeichnete Platz zwischen beiden schon vorhanden war.

Aus einer andern Nachricht, welche vom Begräbniß des Churfürsten Moritz berichtet, ist zu entnehmen, daß die Gruft, worin derselbe beigesetzt wurde, von angemessener Größe gewesen sein muß, denn es haben Bergbediente in derselben den hölzernen Sarg in einen zinnernen eingesetzt.

Es kann also das große Monument vom Churfürst Moritz nicht über einer Gruft erbaut worden sein, sondern es ist gewiß vor der von mir vermutheten Familiengruft mit einem voll gemauerten Grunde auf seinem jetzigen Platze errichtet worden.

Nun könnte man wieder die Frage aufwerfen, warum man, wenn eine große Familiengruft vorhanden war, die 1575 verstorbene Schwester des Churfürsten Moritz, Sidonie, nicht in selbige beisetzte, sondern ihr links von ihrem Bruder eine besondere Gruft errichtet habe? Wahrscheinlich geschah dies aber aus keinem andern Grunde, als aus dem Gebrauch, hier in dieser Gruft nur die Glieder der regierenden Fürsten des Landes beizusetzen, da ja Sidonie die Gemahlin Herzog Ehrigs zu Braunschweig war, denn wir finden diese von mir vermuthete Familiengruft noch bis zum Jahre 1643 im Gebrauch, wo das jüngste Kind Churfürst Johann Georgs des Ersten, Sibylla Maria, hier noch beerdigt wurde.

Benseler sagt in seiner Geschichte Freibergs: „Früher wurden nämlich alle Leichen in dem hintern Theile eingesenkt, bis nach dem Tode Christian des Ersten (1591) kein Raum mehr daselbst vorhanden war. Daher hat man einen Platz im vorderen Theile zur Rechten des Einganges dazu genommen und dahin auf churfürstlichen Befehl ein Gewölbe gebaut."

Eine letzte Frage richtet sich nun auf den Ort und die Art des Einganges in diese geschlossene Gruft.

Wollte man annehmen, daß ebenfalls eine Treppe, wie in die neuere Gruft hinabgeführt habe, so müßte sie in der Axenrichtung des Chorraumes nach Abend hin gelegen haben. Diese Treppe würde aber bei Errichtung des Monumentes vom Churfürsten Moritz im Wege gewesen und daher vermauert worden sein. Deshalb ist es wahrscheinlicher, daß die Gruft mit einer von oben in das Gewölbe führenden Oeffnung versehen und durch eine eiserne Fallthüre verschlossen wurde, wozu der überzählige große Schlüssel gehören mag, welcher sich nebst andern kleinern Schlüsseln zu den Särgen bei den übrigen Schlüsseln der jetzt offenen Fürstengruft befindet. Zugleich mit der Errichtung von Churfürst Moritzens Epitaphium mögen nun auch die südliche und nördliche, noch vom zweiten Bau der Kirche nach dem Brande von 1375 oder 1386 herrührende Chormauer ausgebrochen und mit den großen gothischen Bögen geschlossen worden sein. Dadurch wurde südlich die frühere sogenannte Cunico-Kapelle und nördlich die ehemalige Sacristei mit dem Chorraum in Verbindung gebracht. Hierdurch wurde es möglich, die Herzogin Sidonie neben ihrem Bruder Churfürst Moritz begraben zu können. Daß sie auch wirklich hier beigesetzt ist, hat die Oeffnung der Gruft im Jahre 1836 erwiesen.

Die sonderbaren Verzierungen an den Füßen der Grathbogen des Kreuzgewölbes und der Durchdringungen seiner Rippen in dem nördlichen Raume oder der alten Sacristei, sind in späterer Zeit erst eingesetzt worden, als der gothische Baustyl von der Renaissance verdrängt wurde.

Da es nun für die von mir beabsichtigte Herausgabe einer Geschichte des Freiberger Domes und seines churfürstlichen Begräbnisses wünschenswerth war, über alle diese Vermuthungen Gewißheit zu erlangen, so habe ich bereits die nöthigen Schritte gethan, um von Sr. Majestät unserm König die Erlaubniß zu Nachforschungen zu erhalten. Es ist mir bereits auch schon die erfreuliche Nachricht durch den Herrn Hofmarschall Freiherrn von Friesen zugegangen, daß Se. Majestät um so mehr geneigt sind, meinem Ansuchen zu willfahren, als über die einzelnen Gräber in der Fürstengruft viele Ungewißheiten herrschen, deren Ermittelung wünschenswerth sei.

So hoffe ich denn recht bald Gelegenheit zu haben, die hochgeehrte Versammlung an die Särge unserer Glaubenshelden, Herzog Heinrich des Frommen und seines Sohnes Churfürst Moritz führen und uns im Geiste in jene ernste Zeit versetzen zu können, wo es noch gefahrvoll war, die reine Lehre des Evangeliums frei vor Gott und den Menschen zu bekennen. Freiberg aber erhält durch die Eröffnung dieser Gruft, wenn sie für künftige Zeiten offen erhalten werden darf, einen neuen Zuwachs seines geschichtlichen Interesses.

Dresdener Festlichkeiten im Jahre 1609.

Am 24. Februar 1609 trafen am Hofe zu Dresden die Herzöge Johann Casimir und Johann Ernst von Sachsen mit ihren Gemahlinnen, Tags darauf aber Markgraf Christian von Brandenburg-Culmbach nebst Gemahlin und der Fürstin-Wittwe von Altenburg zum Besuche ein. Der junge, erst 28 Jahr alte Churfürst Christian II., sowie seine Brüder, Johann Georg und August, erfaßten diese Gelegenheit, um eine recht stattliche Fastnachtsfreude zu veranstalten. Zunächst wurden vom 27. Februar bis zum 4. März, also binnen sechs Tagen, nicht weniger als 43 Ringrennen abgehalten. Sonntag den 5. März fand eine kirchliche Feier statt; man nahm nämlich in Gegenwart sämmtlicher fürstlichen Personen in der Schloßkirche die Taufe einer Türkin vor, die sich bis dahin im Frauenzimmer bei Hofe aufgehalten. Sie hatte 24 Pathen, bekam an 500 Gulden als Taufgeschenk und erhielt den Namen Christina Elisabeth.

Am 6., 7. und 8. März wurden auf dem Altmarkte eine Menge Hirsche, Rehe, Bären, Schweine, Füchse, Wölfe und Dachse gejagt und gehetzt. Darauf folgten noch andere Feste bei Hofe, bis denn am 13. März sämmtliche fürstliche Gäste die Rückreise antraten. Die ganze Festfreude hatte nicht weniger als achtzehn Tage gewährt, wie uns Weck in seiner Beschreibung von Dresden mittheilt.

An den ersten sechs Tagen der Fastnachtszeit boten namentlich die Rennen ein überaus glänzendes und reiches Schauspiel dar und es war natürlich, daß man diese bunten Scenen festzuhalten suchte. Die königliche öffentliche Bibliothek besitzt (Schrank J. Nr. 18) einen stattlichen Folioband, der auf 66 Blättern in Querfolio die Darstellungen der Aufzüge enthält und den Titel führt: „Abriß und Verzeichnis aller Inventionen vnd Auffzüge, welche an Faßnachten Anno 1609 Als den Durchl. Hochgeb. Fürsten v. Herrn Herrn Christian den Andern Hertzogen vnd Churf. zu Sachßen etc. die Durchl. v. Hochgeb. F. v. H. Herr Johann Casimir, Herr Johann Ernst, Hertzogen zu Sachßen etc. so wie Herr Christian Marggraff zu Brandeburg etc. freundlich besuchet uff die im Churf. Schloßhoff in Dreßden auffgerichte Rennbahn gebracht worden. Verfertigt durch Daniel Bretschneidern Bürgern vnd Mahlern zu Dreßden."

Das nächste Blatt von 22 Zoll Länge und 13 Zoll Höhe giebt ein Bild der im Hofe des alten Galeriegebäudes errichteten und mit Laubgewinden und Wappen verzierten Rennbahn, auf der sich die nach dem Ring stechenden Reiter, umgeben von einem zahlreichen, bunten Publikum, munter bewegen.

Die nächsten Blätter zeigen, meist in zwei Reihen, die einzelnen die Züge der 43 Rennen bildenden Figuren und zwar zunächst zwölf, je zu drei reitende schwarz gekleidete Herolde, deren Stäbe, Federn und Schärpen die Farben blau, roth und gelb zeigen. Ihnen folgt ein Zug brauner Afrikaner mit colossalen hellblauen Kegelmützen, Stirn, Hals, Hüften und Kniee mit bunten Federn geschmückt. Zwei Pauker und 21 Trompeter, deren Instrumente mit bunten fahnenartigen Behängen versehen sind; die auch bunte ovale Schilder tragen, reiten auf Pferden, die ebenfalls im reichsten bunten Federschmucke prangen. Hinter ihnen schreiten neun berittene Fahnenträger in drei Zügen einem gewaltigen, viereckigen Gebäude voraus, das von zwei Elephanten gezogen wird, die auf ihrem Rücken bunte, mit Fähnlein geschmückte Pyramiden tragen und von afrikanischen Schildträgern geleitet werden; aus dem Gebäude, das den damals üblichen Buffets gleicht, erhebt sich ein Piedestal, auf welchem ein mit Bogen, Pfeil und Säbel bewaffneter Afrikaner steht, zu dessen Füßen sechs seiner Landsleute, Saiteninstrumente streichend, sich niedergelassen haben, während zu deren Füßen an den vier Ecken vier Affen sich wohlgefällig in runden Handspiegeln besehen. Sechs Fahnenträger zu Pferd und mit Schildern decken diesen Riesenwagen. Ihnen folgt ein Afrikaner mit gewaltigem Mercuriusstabe, der ein weißes Roß führt, hinter welchem zwei Cymbel- und ein Tambourinschläger muntere Sprünge machen. Nun aber nimmt die Scenerie einen ernsten Ausdruck an. Ein wilder Krieger in rother Grenadiermütze, mit Schild, Säbel und Lanze, in schwarzem, blutroth gesäumten Schurz schreitet gravitätisch seinem Herrn, dem Mohrenkönig vor. Dieser, mit goldner Krone und Scepter, sitzt majestätisch auf seinem Thronsessel, den vier Sclaven auf ihren Schultern tragen; ein anderer hält den bunten Sonnenschirm über sein Haupt. Hinter dem König steht ein kleiner brauner, geflügelter Amor mit gespanntem Bogen. Den Tragsessel beschirmen vier Schildknappen mit gezogenen Säbeln. Vier andere tragen auf Lanzen vier abgeschnittene Köpfe in spanischen Helmen. Es folgen die reich aufgeschirrten Prachtrosse, hinter diesen aber sechs Rosse, auf denen Tritonen, Sirenen und Seepferde sitzen, die von Afrikanern geleitet werden. Hinter diesen geleitet ein mit einem Morgenstern bewaffneter Schildträger einen Zug von 19 gesattelten Pferden, deren jedes von einem mit einer Reitgerte versehenen afrikanischen Stallmeister geführt wird. Sechs berittene Herolde in deutscher Tracht, wie die zu Anfang des Zuges und drei reitende afrikanische Trompeter schließen diesen Zug, der wie es scheint, die Avantgarde eines jeden Rennzuges bildete.

Denn nun treten andere Gestalten auf, welche als erste Part bezeichnet sind. Bei der ganzen afrikanischen Avantgarde wird auch nicht eine Figur namentlich aufgeführt, es waren daher nur Statisten bei der Vorstellung.

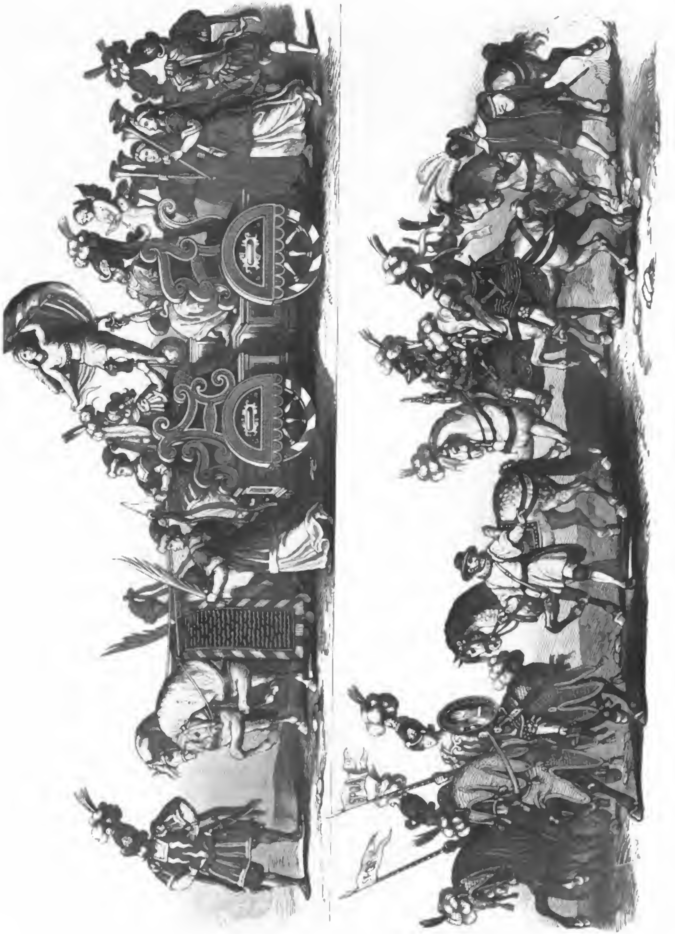
Die erste Part eröffnet ein namenloses kleines hüpfendes Männchen in hellgrüner Schiffertracht, das um die Mütze einen Kranz von Fastenbrezeln gewunden hat und eine Clarinette bläst.

Hinter ihm reitet laut Ueberschrift Herzog Johann Georg zu Sachsen, der nachmalige Churfürst, der Erste dieses Namens. Er ist in der Tracht seines Vorgängers und hält in der Linken ein weiß und rosa gestreiftes Ruder, dessen Krückengriff seine Rechte wie zum Rudern anfaßt. Kopf und Hintertheil seines braunen Rosses sind mit Gänseflügeln geschmückt, am Sattelknopf hängt ein Butterfäßchen und ein Bündel Fastenbrezeln. In ähnlichem Aufzuge folgen ihm Herr Heinrich Reuß von Plauen und Joachim von der Schulenburg, hinter dem sechs deutsche und drei afrikanische Herolde die erste Part abschließen.

Die zweite, nur aus vier Personen bestehende Part eröffnet Graf Hans Ludwig von Gleichen. Er sitzt auf einem mit weiß und grünem Federbusch geschmückten Pferde, als alter weißbärtiger Mann in grünem Talar. Die geflügelte Sanduhr auf seinem Haupte und die erhobene Sense in seiner Rechten bezeichnen ihn als Saturnus oder Zeit. Hinter ihm reiten Herr Wolf Ernst von Burg und Herr Hans Georg gleichen Namens. Beide sind als Frauen mit blonder Frisur, gekleidet ersterer als Mond in silbernem, letzterer als Sonne in goldenem Kleide nebst Flügeln. Beide haben über der Stirn den von ihnen dargestellten Himmelskörper, den sie auch noch auf einer Stange emporhalten. Sie reiten weiße Rosse. Hinter ihnen folgt in blauem, mit goldnen Sternen besäten Mantel und Hut zu Fuß eine Person, die auf einer Stange einen gewaltigen, goldnen Stern trägt. Der mehrfach besternte Hut trägt grüne Flügel.

Die dritte Part besteht aus Joachim von der Schulenburg, als Bauersmann zu Roß daher galoppirend, dem ein namenloser Bauer zu Fuß nacheilt.

Die vierte Part ist um so stattlicher. Wir sehen braune



Gestalten in rothem Unterkleid, worüber ein gelber ungarischer Kaftan getragen wird. Den Kopf zieren lange kegelförmige gelbe Mützen mit weißen Federn; die Ritter tragen Säbel und runde Schilde, auf denen das Portrait eines Sultan mit Turban. Es sollen wohl Araber darstellen. Voran schreiten zwei Posaunen- und zwei Zinkenbläser, die wie die drei folgenden Lanzenreiter und zwei zu Fuß gehende Schildknappen ohne Namen sind. Ihnen folgt Markgraf Christian zu Brandenburg mit Schild und dem goldnen Streithammer in der Linken. Hinter ihm reiten in drei Gliedern neun Cavaliere, unter denen die Namen Kinschky, von Schwolentzky, Spiegel, Fuchs, von Schirnding, von Belin, von Metzsch, von der Gröben und von Wilmerßdorf. Ihnen folgen Joachim von der Schulenburg in Frauentracht von Goldstoff, den das lodernde Feuer auf seinem Turban und der Basilisk auf der Lanze als Feuerelement bezeichnen, sowie Hans Georg von Osterhaussen ebenfalls in Frauentracht, aber mit Adlermaske und einem Adler auf der Lanze. Drei deutsche Herolde zu Pferd führen drei Laute und Violinspiele rührende kleine laubbekränzte Engel, denen ein größerer in Chorknabentracht mit der Posaune folgt. Hinter diesem bewegt sich ein Wolkengebirge, in dessen Innerem Herzog Johann Georg zu Sachsen im Costüm der Minerva auf weißem Roß verborgen ist, während außen der Minervenvogel und ein Hahn auf Stangen sitzen. Zwei geflügelte langhaarige Engel mit Sanduhren als Mützen schreiten hinterher. Drei deutsche Herolde und drei afrikanische Trompeter schließen den Zug der vierten Part.

Die fünfte Part wird von acht Posaunen und Zinken blasenden Mädchen in weißen Röcken und gelben Tuniken eröffnet. Ihnen folgt die Zeit als alter nackter und weißbärtiger Mann mit grünen Flügeln, spitzer Mütze, worauf ein Fähnlein; seine Stirn und Hüften sind mit Fruchtzweigen bekränzt, womit auch sein Roß geschmückt ist, das, um den Begriff des raschen Vorübereilens auszudrücken, ein Hirschgeweih auf der Stirn trägt. In der Hand hat die Zeit die von der Schlange umfaßte Himmelskugel. Ihm folgt Herr Heinrich Reuß in Frauentracht in silberner Maske, einen Fisch als Kopfputz, einen zweiten auf der Lanze tragend und Herr Heinrich von Günteradt, auch als Frau, mit Früchten gekrönt und einen Pferdehals nebst Kopf auf der Lanze, beide auf braunen Pferden. Hinter ihnen schreitet ein colossaler Haushahn, auf dem ein kleiner Mercurius reitet.

Die sechste Part, aus römischen Rittern bestehend, eröffnen sechs gehende Musiker. Unter den Cavalieren bemerken wir den Markgrafen von Brandenburg, die von der Gröben und Schwolentzky. Die Trachten sind sehr reich und geschmackvoll.

Die siebente Part zeigt wundersame braune Reiter in blauen spitzen Hüten und rothen Mänteln, bewaffnet mit Lanzen, mit drei Trompetern. Unter den Namen kommen vor: von Horalör, von der Oelßnitz, Vitzthum von Eckstädt und von Schauroth.

Endlich kommt die achte Part in römischem Costüme und die umstehende Abbildung vergegenwärtigt uns diese Abtheilung. Der von vier Palmenträgerinnen geleitete Wagen trägt die Statue der Fortuna, neben welcher die Herzöge Albrecht von Holstein und August von Sachsen in Römertracht sitzen. Die Pferde der Römer sind mit rosenfarbenen Decken behangen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kloster Mildenfurth bei Weida.

Auf dem Wege abwärts von der weimarischen Grenzstadt Weida, dem Ufer des gleichnamigen Flüßchens entlang, erreicht man in geringer Entfernung ein hohes stattliches Gebäude. Die eigenthümliche Bauart desselben, die Untermischung des neuern, ältern und ältesten Styls, die hohe Ringmauer, welche das Ganze umgiebt, alles Das wirkt überraschend auf den Wanderer, der zum ersten Male das freundliche Thal durchschreitet und drängt ihn unwillkürlich zu der Frage: welchem Zwecke dieses Haus und seine Umgebung diene? Er erfährt dann, daß es gegenwärtig ein großherzogliches Kammergut, vordem aber ein Kloster, das alte Kloster Mildenfurth gewesen sei.

Es ist lohnend für den Fremden, ins Innere des Hofes und der verschiedenen Gebäude einzutreten. Ueberall schauen ihm Erinnerungen aus früheren Jahrhunderten entgegen, als wollten sie ihm zugrüßen und von den Tagen erzählen, in denen sie noch andere, als blos alterthümliche Bedeutung hier hatten. So fällt gleich im äußern Hofe der Blick auf ein schönes gothisches Portal, das, zur Hälfte vom nach und nach aufgeschichteten Boden bedeckt, in neuerer Zeit erst durch Ausgrabung des Bodens wieder frei gelegt worden ist. Dieser vormals sicherlich prächtige Eingang befindet sich gegenwärtig in dem Ueberreste einer alten Mauer, die ursprünglich wohl einem Gebäude angehört haben mag. An andern Mauern und Wänden sind noch mehr oder weniger deutliche Spuren byzantinischer und gothischer Bauüberreste sichtbar. An einer südlich gelegenen Außenwand sieht man sogar noch Frescomalereien, die, was von den Bewohnern als besondere Merkwürdigkeit genannt wird, im Regen deutlich hervortreten, bei trockner Witterung dagegen bis fast zur Unsichtbarkeit verschwinden.

An der einen Seite des großen innern Hofes steht das alte Refectorium mit seinem Kreuzgange noch ziemlich gut erhalten und dient jetzt als Brauhaus. Es ist mithin seiner ersten Bestimmung als Speisesaal gern, viel und gut zehrender Mönche noch am meisten verwandt. Weniger ist es die Kirche, die gegenwärtig zu Wohnungen, Kellern und allerhand Böden dient.

Das Gemäuer der ursprünglichen Kirche ist, weil es bald nach der Säcularisirung des Klosters zum Wohnhause eingerichtet worden sein mag, baulich noch sehr gut erhalten. Die Kirche, in Form eines Kreuzes und im byzantinischen Styl erbaut, war im Innern mit großartigen Säulenreihen geschmückt, die wahrscheinlich, indem sie sich zu dem hohen prächtigen Gewölbe aufgerichtet, in der Mitte Emporen getragen haben. Die Füße jener Säulen stehen jetzt, soweit hat sich der äußere Boden seitdem erhoben, in den Kellern, während die Portale derselben, nachdem man durch die verschiedenen Etagen der bewohnten Räume hinauf gestiegen, sich oben über den Getreideböden wiederfinden. In den dazwischen liegenden drei Etagen ist von den Säulen, welche frei gestanden haben, nichts mehr zu sehen, dagegen sind, an und in die Wände eingebaut, durch alle Zwischenräume noch mächtige Säulenbündel vorhanden, die sich vor dem Einziehen der verschiedenen Decken gleichfalls vom Grund auf bis hoch zum Gewölbe erhoben.

Wir wollen bei Beschreibung der Gebäude, wie sie sich gegenwärtig darstellen, nicht länger verweilen, sondern den Blick auf die Begründung, überhaupt auf die Blüthezeit des Klosters richten.

Könnte man die Gründungsgeschichte aller Klöster zusammenstellen, so würde sich ergeben, daß die weit überwiegende Zahl derselben auf schlauer Benutzung irgend eines frommen Wahnes, auf Ueberredung eines bußfertigen Ge-

müths oder auf Sühnung einer begangenen Schuld beruht. In vorliegendem Falle haben, wie sich annehmen läßt, alle drei Factoren zusammengewirkt.

Voigt Heinrich, mit dem Beinamen der Reiche, der in der Zeit von 1170 bis 1200 das gesammte Voigtland beherrschte und durch seine drei Söhne die voigteilichen Linien Weida, Plauen und Gera gründete, war ein hoch begabter, ritterlicher Mann, der nicht nur durch geistige Vorzüge die meisten seiner Zeitgenossen überragte, sondern auch durch nahe Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause eine Stellung von hoher Macht und Bedeutung im Reiche einnahm. Seine Gemahlin Bertha aus dem babenbergschen Hause war eine Enkelin Kaiser Heinrichs IV. und durch ihre Mutter, Agnes, Tante Kaiser Friedrichs des Rothbarts und Großtante Kaiser Heinrichs VI.

Voigt Heinrich war schon Hofmarschall Kaiser Friedrichs des Rothbarts gewesen und versah dasselbe Amt auch unter dessen Sohne, Heinrich VI. Als solcher begleitete er 1191 den Letztgenannten nach Rom zur Kaiserkrönung, wobei er selbst den Ritterschlag empfing.

Trotz aller Vorzüge, welche Heinrich der Reiche durch außerordentliche Stellung, durch geistige Begabung und vieles Andere genoß, war er doch im Innern niemals glücklich. Ein unbesiegbarer Kummer, der Gedanke an ein, wenn auch absichtslos begangenes Verbrechen, beugte ihn nieder. Als Kind hatte er seinen jüngern und einzigen Bruder, Bernhardt, während des Spiels durch Zuschlagen eines Thorflügels so stark beschädigt, daß dieser an den Folgen der Verwundung dem Tode erlag. Seitdem klagte er sich des Brudermordes an und fand vor diesem schrecklichen Gedanken nirgends mehr Ruhe. Keine Zeit vermochte seinen Kummer zu mildern, der ihn in den spätern Lebensjahren, wo er sich oft einen Bruder als nächsten Vertrauten wünschen mochte, sogar noch drückender belastete.

Im Jahre 1193 wohnte er im Heere Kaiser Heinrichs VI. der Belagerung Braunschweigs bei, in welcher Stadt sich der seit 1180 mit der Reichsacht belegte greise Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, eingeschlossen hatte. Auf seiner Rückkehr aus dem Belagerungsheere übernachtete Voigt Heinrich am 8. September 1193 mit mehreren Grafen und Edelleuten im Prämonstratenser-Kloster zu Magdeburg.

In jener Nacht hatte der Voigt einen verhängnißvollen und folgenschweren Traum. Die Klosternachricht erzählt denselben in umfassendster Darstellung, aus der hier nur eine kurze Angabe des Wesentlichsten Platz finden möge.

Der Träumende sah sich in weitem Kreise von einer Menge Bewaffneter umgeben und vor sich den Kaiser auf dem Richterstuhle, der ihn seines Brudermordes wegen zum Tode verurtheilte. Er entfloh, um sich der Vollstreckung des Urtheils zu entziehen, und eilte nach der Liebfrauenkirche (der heutigen Marienkirche), um dort Schutz und Rettung zu suchen. Noch hatte er das heilige Gebäude nicht erreicht, als er hinter sich die Schaar der Bewaffneten hörte, die ihm der Kaiser nachgesandt, um ihn niederzuschlagen. Von Todesangst erfüllt sah der Verfolgte zurück und erblickte statt der Ritter und Knappen eine Rotte Teufel, die ihm mit allen Waffen der Hölle nachjagte. Der Voigt schrie im Traume um Hilfe, that dies aber in Wirklichkeit so laut und angstvoll, daß die mit ihm im Zimmer schlafenden übrigen Gäste des Klosters dadurch erwachten. Keiner aber wagte ihn zu wecken und so spielte sein Traumbild weiter. In Verzweiflung eilte er der Kirche zu und war ihr unter fortwährendem Anrufen der Maria schon nahe gekommen, als ihm aus der hohen Pforte die Himmelskönigin und hinter ihr eine große Heiligenschaar entgegentrat. Anbetend warf er sich vor der Maria nieder und flehte sie um Schutz und Gnade an. Sie versprach ihm beides unter der Bedingung, daß er reichlich Almosen spende, mit den Worten, wie sie im Urtext stehen: „So du wyrst genunck thuen mit dem hayligen Almuse."

Er gelobte, daß er nach der Rückkehr in sein Land ein Kloster vom Orden der „weißgekleideten Priester", wie die ihr nachfolgenden seien, erbauen und es von seinen rechtmäßig erworbenen großen Besitzungen mit reichen Stiftungen versehen wolle.

Der Voigt erwachte und sah die Grafen und Herren, seine Schlafgenossen, ebenfalls wachend um sich her, erfuhr von ihnen bald den Grund ihrer Aufmerksamkeit und erzählte ihnen dann seinen Traum. Die Erinnerung an den Bruder trat ihm dabei so lebendig vor die Seele, daß er heftig zu weinen begann und sich lange nicht wieder zu beruhigen vermochte. Die Anwesenden, durch diesen Seelenzustand ebenfalls ergriffen, riethen ihm, sich dem Erzbischof zu vertrauen und diesen um Rath zu fragen. Er that es noch an demselben Morgen und der Erzbischof (Ludolf von Magdeburg) gab ihm den ernstlichen Rath, er möge das im Traume Versprochene wachend halten und nach Art des Klosters, in dem er den Traum gehabt, eines in seiner Heimath stiften, zu Ehren der Himmelskönigin und aller Heiligen, die ihm im Traume erschienen. — Hier gab es nicht milde tröstende Worte, nicht den Hinweis auf die göttliche Gnade, die eines in kindlichem Leichtsinn und noch dazu absichtslos begangenen und durch Reue schwer gebüßten Vergehens willen nicht mit ihm ins Gericht gehen werde, vielmehr schilderte ihm der Erzbischof die Rache des Himmels als unvertilgbar, wenn er den Brudermord nicht durch den verheißenen Klosterbau sühne. Nach der alten Klosternachricht waren die Schlußworte des Erzbischofs: „Domit Ihr nyt In der Helle glwt ewiglich gekquelet werdet."

In der erwähnten Klosternachricht ist übrigens jeder einzelne Heilige, der sich im Gefolge der Maria befunden, sammt allen andern Begleitern und Begleiterinnen der Reihe nach beschrieben und mit Namen genannt, so daß der Gedanke nahe liegt, es seien diese Details als willkommene Gelegenheit zu einer Heiligen-Parade erst später eingeschoben worden.

Sofort nach seiner Rückkehr in die Heimath traf Voigt Heinrich Anstalt zum Klosterbau. Er selbst residirte in Weida und wählte als nächstgelegenen und geeigneten Platz die Stelle, auf welcher sich im nächsten Jahre schon die weitläufigen Mauern der großartigen Bauanlagen erhoben und zum Theil jetzt noch stehen.

Bevor der Bau selbst begann, reiste Heinrichs Gemahlin, Bertha, zu ihrem Neffen, dem deutschen Kaiser, um die Bestätigung zum Klosterbau zu erlangen. Nachdem sie mit derselben zurückgekehrt, wandte sich der Voigt an den Probst zu Magdeburg. Auf sein Ersuchen sandte ihm dieser einige Mönche zur Einrichtung des Klosters, von denen der Eine, mit Namen Berthold, nach Vollendung des Baues zum Abt ernannt wurde.

Mildenfurth war, treu dem Gelübde, für den Prämonstratenserorden, den Orden der „weiß gekleideten Priester" erbaut und die Stiftungsurkunde soll damals in dem genannten Kloster desselben Ordens zu Magdeburg niedergelegt worden sein*).

Auf den Ausbau seines Klosters verwandte Heinrich der Reiche enorme Summen und führte namentlich die Kirche desselben als Prachtgebäude empor. Allem Anschein nach hat er aber die vollständige Einrichtung des Klosters nicht erlebt. Um das Jahr 1200 ereilte ihn der Tod und eine

*) Sie befindet sich abgedruckt im dritten Theile von Struve's „Archiv", mit der Bemerkung, daß das Original derselben wahrscheinlich verloren gegangen sei. Mit Gewißheit ist letzteres indeß nicht anzunehmen, da auch andere derartige Documente, die man längst als verloren geglaubt, später noch aufgefunden worden sind, freilich an Orten, wo man sie niemals gesucht hatte. So z. B. vor wenigen Jahren erst die des unweit Gera gelegenen alten Klosters zu Lausnitz in dem Archiv der Michaeliskirche zu Zeitz. Erst ganz in neuester Zeit ist ein solcher Urkundenfund, und zwar in sehr reichem Maße, in Würzburg gemacht worden, der ehemals dem dortigen Domcapitel gehörte und Documente enthält, die bis ins 9. Jahrhundert hinauf reichen.

noch existirende Urkunde vom Jahre 1209, in welcher seine drei Söhne die väterliche Stiftung aufs Neue bestätigen lassen, dürfte wohl als Schlußstein des Ganzen anzunehmen sein. Dagegen hatte der Gründer noch bei Lebzeiten seine Stiftung mit so außerordentlich reichen Schenkungen versehen, daß ihm eine derartige Freigebigkeit mit Recht zum Vorwurf gemacht worden ist. Diese Schenkungen bestanden in circa 1000 Acker Feldgrundstücken, in großen Waldflächen, Fischerei-Gerechtsamen, dem Patronat über die Kirche zu Voigtsberg ꝛc. Theils mag ihn der eigne Drang dazu bestimmt haben, der durch die Ordensbrüder fleißig genährt wurde (die ihm seines „Brudermordes“ wegen, sprüchwörtlich gesagt, fortwährend die Hölle heiß machten), theils ihn der Umstand zu jener verschwenderischen Freigebigkeit veranlaßt haben, daß der Prämonstratenserorden in allen Ländern, wo er sich angesiedelt, ungeheure Reichthümer besaß und er das neue Kloster desselben nicht als Ausnahme von den übrigen bestehen lassen wollte*).

Das Kloster Mildenfurth erhob sich in seiner Bedeutung, durch Reichthümer und sonstige Einflüsse, bald zu einer Höhe, daß ihm keins der später entstandenen derartigen Institute der Gegend gleich kam. Durch Erzählung einer Heiligengeschichte wußten die erfinderischen Mönche das Kloster bald nach seiner Gründung auch zu einem stark besuchten Wallfahrtsorte zu machen, indem sie als Gegenstand der Verehrung ein kleines Buch vorzeigten, welches die Lebensbeschreibung des heiligen Levin enthielt. Der durch seine historischen Aufzeichnungen bekannte pirnaische Mönch erzählt die Legende darüber ungefähr wie folgt: „Der heilige Levin hatte im Himmel unter der Aufsicht und Censur Gottes des Vaters seine Lebensgeschichte selbst niedergeschrieben, während die Jungfrau Maria nachher die Kritik und der heilige Geist die Correctur und sonstige Hilfsleistung besorgte. Der heilige Levin war hierauf zur Erde herabgestiegen und hatte dem Abte Berthold zu Mildenfurth, als dieser eines Abends vor dem Kloster gesessen, das Buch eigenhändig überreicht.“

Der älteste Sohn Heinrich des Reichen, der als Voigt von Weida bald auch dort ein Kloster gründete**), schenkte dem Mildenfurther Kloster einen noch um die Hälfte größern Grundbesitz, als der vom Vater verliehen gewesene, nebst einem Theile des Greizer Waldes. Durch solche Schenkungen, welche nicht nur diesem Kloster, sondern auch den übrigen sieben, die nach und nach im Bereiche des Voigtlandes entstanden, zufielen, wurden dieselben im wahren Sinne des Wortes zu Schwämmen, die Kraft und Mark, die allen Wohlstand des Volkes in sich auffogen. Die Herren von Weida geriethen durch solch unsinniges Vonsichwerfen ihrer Güter später fast in Verarmung, während die Klöster sich in Stolz und Uebermuth aufblähten.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte auch ein Herzog von Sachsen im Mildenfurther Kloster. Es war Siegmund, Bruder des Churfürsten Friedrich des Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm des Stolzen. In einem andern Artikel werden wir des Näheren darauf zurückkommen.

Die Zahl der Mildenfurther Mönche war zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe angewachsen. Bei der ersten sächsischen Kirchenvisitation, die im Jahre 1528 hier stattgefunden, wurden, wie in den Visitationsacten ausdrücklich steht, „nur noch dreißig Mönche“ in Mildenfurth geduldet, die übrigen aber „ihres schändlichen Lebens halber“ aus demselben verwiesen. Die vollständige Aufhebung des Klosters erfolgte im Jahre 1544, worauf ein Jahr später Churfürst Johann Friedrich von Sachsen die Gebäude und die dabei zunächst gelegenen Güter für 1200 Gülden verkaufte.

Die von dem letztgenannten Churfürsten unterzeichnete Säcularisationsurkunde ist ein so lichtvolles Document, wie es deren aus jener Zeit nicht allzuviele giebt. In derselben heißt es unter Anderm: „Da Jesus gesagt habe, daß ein jeder Baum, der nicht gute Früchte trage, ausgerodet werden solle, so sei es jetzt nur dem Evangelium entsprechend, wenn man die Klöster, die Gott und der christlichen Lehre zuwider seien, auflöse, und die Güter, die in früherer Zeit frommer Unverstand denselben geweiht habe, fernerhin lieber rechtschaffenen Pfarrern und Lehrern, sowie den Schulen und den Armen zukommen lasse.“

Im Sinne dieser Urkunde wurden die entlegneren, sehr bedeutenden Klosterbesitzungen später auch sämmtlich zu Pfarr- und Schulgütern, sowie zu freien Besitzungen armer Gemeinden gemacht. Den nach Koburg verkauften Theil brachte Churfürst Johann Georg I. im Jahre 1617 käuflich wieder in churfürstlichen Besitz zurück und formirte daraus das Amt Mildenfurth. Nach 170jährigem Bestande wurde (im Jahre 1788) auch dieses Zusüzamt eingezogen und mit dem zu Weida vereinigt. Als großherzoglich weimarisches Kammergut bietet es jetzt den fleißigen Arbeitern der Umgegend reichliche Nahrung und dient durch seine Eingangs erwähnten Gebäude dem schönen fruchtbaren Thale als besonderer Schmuck.

Ferdinand Hahn.

*) Mildenfurth, das erste Kloster im Voigtlande, war und blieb im jetzigen gesammten Sachsenlande das einzige Prämonstratenserkloster, während dieser Orden, in seiner Verbreitung über ganz Europa und bis nach Syrien hin, in dreißig Provinzen über 1000 Abteien, 300 Probsteien und 100 Prioreien besaß. Gegenwärtig besitzt der Orden nur noch wenige Anstalten in Oesterreich; alle übrigen Pfründen gingen ihm durch die Reformation verloren.

**) Es war dies das der Maria Magdalena gewidmete Dominicaner-Nonnenkloster. Im Jahre 1267 kam in Weida noch ein Franziscaner-Mönchskloster hinzu, gestiftet von Heinrich dem Mittleren.

Der vergrabene Fluch.

Eine sächsische Dorfsage aus der Gegend von Pirna.

(Schluß.)

„Es gehört wohl dazu“, sagte Martha, „denn ich wollte nur sagen, daß der Martin nicht eigentlich bös war, aber sein Blut ihn verführte mit allem Zorn gegen den Jungen zu toben, der immer böser wurde. Eines Tages da ging er zum Edelmann und bot ihm seinen Hof zum Kaufe an. Der verwunderte sich über den Bauer. Dieser sagte ihm, er wolle lieber in die Fremde ziehen, als hier, wo seine Eltern und Vorfahren in Ehren gelebt hätten, die Schande an seinem Jungen heranwachsen sehen. Der Edelmann tröstete ihn und wollte von dem Handel nichts wissen, er meinte, es sei Schade um das alte Familiengut, daß es in andere Hände kommen solle; es könne leicht Alles besser werden. Er nahm sich auch des Jungen an. Er ermahnte ihn fleißig und liebevoll und da er sah, daß er bei seiner Mutter nichts Gutes lernen könne — denn die hatte ihre Freude an jedem losen Streich, den der Ausbund machte — da sorgte er dafür, daß er in gute Hände, Gott weiß wo, untergebracht wurde. Das half aber auch nicht viel.“

Bisher hatte Frau Golle mit wechselnder Theilnahme zugehört. Jetzt aber nahm sie die Sorge für den Sohn zum Vorwande, um sich dem drückenden Gefühle zu entziehen, welches der Bericht der Alten in ihr erregte. Man fand ihren Wunsch, nach dem Sohne zu sehen, angemessen und der Pfarrer versprach, den Kranken zu besuchen.

„Es ist gut, daß sie geht“, sagte Marthe, „denn die arme Frau braucht nicht Alles wieder zu hören, was sie von dem Manne vernommen hat, als er in dem Fieber gegen sich und Andere tobte. Nun waren Jahre vergangen, aber der junge Martin war nur böser geworden. Jetzt war er wieder heim gekommen und machte den Knecht bei seinem Vater. Da brachen damals, es wird an die vierzig Jahre sein, die Unruhen unter den Bauern aus. Sie wollten, so sagte man, die Edelleute zwingen, alle Dienste und Frohnen abzuschaffen und wenn es nicht anders sein könnte, so hätte wohl Mancher gern den Edelmann erschlagen oder ihm den Hof abgebrannt. Da war denn der junge Martin vom bösen Feinde ganz besessen. Der Alte aber, dem ich noch immer mit Leidenschaft nachsehen mußte, stand lange vor dem Riß und redete zur Ruhe. Er wußte nur nicht, daß der Sohn das Feuer schürte. Was weiß ich, was Alles schon vorgefallen war; kurz der Alte wurde toll, wie er seinen Sohn auf der Fährte fand; der Sohn lachte und die Mutter spottete über des Alten Zorn. Da brach mit Einem Male der Damm und mein Martin, den ich um den Finger hätte wickeln wollen, der stieß gegen den Sohn den fürchterlichsten Fluch aus und jagte ihn unter den gottlosesten Verwünschungen zum Hofe hinaus. Das war dem Buben fast zum Glück; denn kaum war er fort, so kamen Dragoner ins Dorf. Die hätten ihn mitgenommen, wenn sie ihn gefunden hätten und da wäre er, wie Andere, unter Schimpf und Schande an die Karre geschmiedet worden. Dem Alten und seiner Frau half das Zeugniß des Edelmanns und fast aller Nachbarn, daß man ihnen nichts anthat. Aber nun war mein Martin wie verändert. Er konnte den Kopf nicht mehr gerade tragen und schlich einsam umher. Nun dauerte er mich wieder und ich hätte ihm gern helfen mögen, aber wie?

„Ich ging meinen Geschäften nach im Walde und auf den Wiesengründen. Da traf es sich einst, daß ich dem Jungen im Walde begegnete. Er hielt sich dort verborgen, um von den Dragonern nicht gefunden zu werden. Es war noch ein Bursche bei ihm, den ich erst nicht kannte, weil er in der Felsenschlucht verschwand, als ich zwischen dem Moos und den Farrenkräutern hinaufkroch. Der junge Martin blieb stehen und erwartete mich. Jetzt ging es an ein Fragen nach Allem, was im Dorfe vorgehe. Ich warnte ihn und erzählte, was ich wußte. Wie ich von seinem Alten sprach, daß der sich härme und gräme, da meinte er, dem könne geholfen werden; ich sah ihn an und dachte nichts Gutes. Da lachte der Bursche und sagte, er denke nichts Böses. Es sei nur darum zu thun, daß der Fluch wieder zu Nichte gemacht werde, denn der drücke dem Alten auf der Seele. Er wisse wohl, fügte er hinzu, wie der Vater oft gesagt habe, Gott schütze mich davor, daß ich meinem Sohne fluche; denn das würde mich in die Grube bringen. Das traf zu, denn ich wußte selbst, daß mein Martin des Vaters Fluch für die furchtbarste Gewalt auf Erden hielt. Er ist des Teufels Spielzeug und reißt alle Gemeinschaft mit dem Herr Gott entzwei; so hatte er früher oft gesprochen. Wie aber das gesprochene Wort wieder aufheben? Da sagte der junge Martin: es muß gebannt und begraben werden. Ich sah hoch auf und merkte nun, wer von dem Burschen gegangen war. Das war ein Arbeiter aus dem Eisenwerk, ein loser Bube, der sich mit allerlei Geheimnissen groß that. Der mochte ihm den Spuk vom Bannen und Vergraben des Fluches in den Kopf gesetzt haben. Der Wolfrig, so nannte sich der Bursche, hatte eine Liebschaft mit einem losen Dinge von Mädchen. Sie sagten aber, die Dirne halte es mit Mehreren und foppe den Wolfrig. Darüber hatten ihn Andere geneckt; er aber hatte nur gelacht und merken lassen, er werde schon mit seinen Künsten der Dirne Herz binden und der Wilhelm, der auch auf der Eisenhütte arbeitete und der Begünstigte sein solle, möge sich nur in Acht nehmen.

„Mir war der Mensch zuwider und ich wollte schon von dem jungen Martin gehen, um weiter nichts zu hören. Der aber versicherte mir, ich allein könne ihm bei dem Werke helfen und es sei doch ein gutes Werk, da es dem Vater den Frieden wieder geben werde. Der Schuft wußte wohl, daß ich den Alten immer noch im Herzen trug. Ich sollte ihm Kräuter sammeln, die zu dem Zauber helfen könnten. Farrenkraut-Samen in der Johannesnacht abgestreift, der sollte ihn unsichtbar machen, und anderes Zeug, wie Past und Schuppenwurz bei Vollmond aus der Erde gegraben, Wolfsmilch, im ersten Morgenthau an einem Kreuzweg auf dem Anger gesammelt und noch vieles Andere, das sollte die Worte binden. Mir graute es vor dem dummen Spuk und ich wollte nicht. Aber doch stieß es mir ans Herz, als müsse ich dem alten Martin helfen. Warum nur ich die Samen, Wurzeln und Kräuter sammeln solle, das wußte mir der Schelm so deutlich zu machen, daß ich verführt wurde, denn er meinte, das Herz müsse dabei sein und ich solle nur an den Vater recht lebhaft denken, sonst werde der Zauber nicht kräftig. Kurz ich willigte ein. Die Zeit ließ sich in wenigen Wochen finden und wir verabredeten, daß er in der Johannisnacht in der ersten Stunde auf demselben Flecke im Walde wieder sein und die Kräuter abholen solle.“

„Arme Frau“, warf hier der Pfarrer ein, „warum betetet Ihr nicht, um die Versuchung des Aberglaubens abzuwehren?“

„Ja, Herr Pfarrer, das hätte ich wohl thun sollen, aber konnte ich's denn? Mein Herz war verstockt und mein Kopf verdummt. Es mußte erst ein großer Schlag fallen, ehe ich wieder aufwachte. Die Wurzeln und Kräuter und der Samen waren nun gesammelt; aber, Herr Pfarrer, ich will Niemandem erzählen, was ich bei dem Geschäfte erlebt und ausgestanden habe. Oft war es mir, als ob mich große Fledermausflügel berührten und es lief mir wie Eis am Rücken herunter. Da dachte ich an meinen Martin, wenn er mich unter dem blühenden Weißdornbusche aufsuchte, und ich faßte von Neuem Muth. Auch fremde Stimmen meint' ich zu hören und ein leises, aber herzzerschneidendes Wimmern, wenn ich die Wurzeln beim Vollmond aus der Erde zog. Ich zitterte wie eine Verdammte, aber ich dachte an meinen Martin und arbeitete weiter. War das nun nicht der leibhaftige Böse, der neben mir stand?“

„Erzählt nur weiter“, sprach der Pfarrer, um der Antwort auszuweichen.

„Der Zauberplunder war nun in der ersten Stunde der Johannisnacht an dem bezeichneten wüsten Flecke im Walde übergeben. Das Herz war mir leichter, aber ich konnte doch keine Ruhe finden. Ich ging umher und fand mich, ohne zu wissen wie, am Hüttenwerke. Der Hochofen glühte in weißem Scheine in die Nacht hinein. Ich blieb gedankenvoll stehen und sah, wie die Lohe stärker wurde. Dann hörte ich das Zeichen, was sie geben, wenn neue Kohlen aufgeschüttet sind. Nun polterte es oben im Schlott und ich dachte bei mir, daß die Erzkarren in den Feuerschlund ausgeladen würden. Das dauerte eine Weile, dann kam auf der steilen Treppe, die von der hohen Esse auswendig herabführt, Einer herunter, den ich in der Dunkelheit nicht gleich erkannte. Jetzt bog er um die Ecke und ich lugte eilig nach; da sah ich den Buben, den jungen Martin, im Scheine des Feuers, das aus der Gießerei herausleuchtete mit dem Wolfrig zusammentreffen. Beide verschwanden in der Halle, wo sie das Eisen gießen. Ich ging weiter und meinte im Stillen, daß der junge Martin auf bösen Wegen wandle.

„Es mußte eine geraume Zeit vorüber sein, als ich an den Baumgärten noch hinschlich. Denn der weiße Saum im Morgen wurde immer heller. Man konnte schon allgemach die Gegenstände unterscheiden. In den kurzen Sommernächten wird es ohnehin nicht finster. Mich drängte es, an Fladens Gute zu sehen oder zu hören, ob was darinnen vorging? Da sah ich an der Grenzmarke, wo sie heute den vergrabenen Fluch wieder aufgefunden haben, zwei Männer

handthieren. Das war richtig wieder der junge Martin und der Wolfrig. Der, der junge Martin, geberdete sich fast unbändig und trat mit den Füßen, heftig fluchend und schimpfend, auf den Boden herum, während Jener, der Wolfrig, mit einer Schippe nachschüttete. Denn sie mochten eine Grube gemacht haben, die sie wieder zufüllten. Ich ging nicht hinan, denn es graute mir vor den Männern. Aber nachdem die Sonne aufgegangen war, mußte ich doch an dem Orte wieder nachsehen. Da hatten sie Alles weise und vorsichtig verborgen. Sie mußten den Rasen vorher abgeschält und ihn sorgfältig wieder auf den frischen Boden gelegt haben. Denn man konnte nur wenig bemerken, daß eine Grube dort gewesen war. In wenig Tagen mußte das Gras wieder zusammen gewachsen sein.

„Während ich so am Baumgarten stand und mir den Fleck beschaute, da war der Vater Martin auch in den Garten getreten. Er rief mir zu, denn wir sprachen zuweilen noch mit einander. Er hielt den Kopf wieder aufrecht und rieb sich die große breite Stirne, während er mit der andern Hand die vollen Haare mit einem breiten runden Kamm zurückstrich. Was ist Euch? fragte ich ihn. Er kam näher und sprach vertraulich: Ich habe einen curiosen Traum gehabt. Der Sohn stand vor mir mit der Mutter und sie hielten mir ein eisernes Gefäß vor, das war glühend heiß und ich mußte hinein sprechen. Du weißt ja Martha, daß ich dem Martin geflucht hatte und es war mir leid und drückte mich schwer auf dem Herzen. Nun mußte ich Alles, was ich im Zorne zu ihm gesprochen hatte, von Neuem wieder hersagen und in den glühenden Topf hineinreden. Dann stellten sie das Ding auf den Boden und der Sohn trat mit dem Fuße darauf und sprach zur Mutter, nun ist der Fluch gebannt und soll vergraben werden. Ja, sagte die Mutter, genau unter dem Kreuze. Beide gingen hinweg und mir ward leichter um das Herz. Nun war es mir heute, als ich erwachte, als ob ich eine Last von der Seele los geworden wäre. — Ich horchte hoch auf, wie ich den Martin diesen Bericht geben hörte. Ich fragte, ob er denn wahrhaftig geschlafen und geträumt habe? Er lachte, wie ich nur so fragen könnte. Ich tröstete ihn nun und sagte, es sei gewiß ein Zeichen, daß der ausgesprochene Fluch vertilgt sei. Aber ich mochte ihm nicht gestehen, was ich wußte. Da gab mir der Vater Martin die Hand und ging gutes Muthes wieder in sein Haus. Er schien auch seit der Zeit wieder heiterer, als bisher."

„Und hat er dem Sohne völlig vergeben?" fragte der Pfarrer in sichtlicher Verlegenheit.

„Das weiß ich nicht", fuhr Marthe fort, „der Sohn war bis zu seinem Tode nicht wieder zu sehen. Er ging dann zum Volk, d. h. er wurde Soldat. Ich aber hatte noch an demselben Tage einen fürchterlichen Schlag auszuhalten. Aus dem Eisenwerke kam der Lärmen herauf, daß der Wilhelm, der in dieser Nacht die Wache am Hochofen gehabt habe, verschwunden sei. Niemand wußte sich das recht zu erklären, denn in der ersten Stunde hatte man noch das Zeichen gehört, daß der Kübel aufgeschüttet sei. Dann war kein Zeichen wieder gegeben worden. Gegen Morgen ließ auch die Gluth im Ofen nach und als man auf der Höhe des Schlottes nachforschte, war keine Spur vom Wilhelm zu entdecken. Ich schauderte, indem ich daran dachte, daß ich den jungen Martin um die erste Stunde der Nacht von der steilen Treppe des Hochofens hatte herunterkommen sehen."

„Um Gottes Willen!" rief der Pfarrer, „hatte der Martin vielleicht den Wilhelm in die Gluth gestürzt?"

„Ja", seufzte Marthe leise, „daß der Wilhelm in der heißen Lohe des Hochofen umgekommen und völlig verschwunden sei, wurde bald für gewiß angenommen. Ich schrie laut auf, wie ich davon hörte, denn ich übersah mit einem Male den Zusammenhang. Es trieb mich hinaus in den Wald, wo ich keinen Menschen sehe, wo mich aber auch keines Menschen Ohr hören konnte. Denn ich mußte laut schreien nach dem Herrn, der mich allein aus den Klauen des bösen Feindes retten konnte. Ich fühlte, wie ich an dem gräßlichen Mord einen Antheil habe, weil er gewiß zu dem Zauber gehörte, an dem ich hatte mithelfen müssen. Da meinte ich denn, der böse Feind werde mich in alle Sündengräuel weiter hineinwickeln und in dieser Angst und Todesnoth da wußte ich erst recht, daß wir einen leibhaftigen Herrn und Heiland haben, der nicht in unserm eitlen Herzen geboren werden kann, sondern der in seiner leibhaftigen Person allein die Macht hat, uns vor dem bösen Feind zu schützen und uns aus seinen Klauen zu retten."

Der Pfarrer reichte der hochaufgeregten Frau die Hand und redete ihr fromm und beruhigend zu, den Glauben an den leibhaftigen Heiland festzuhalten und dann ohne Sorgen vor dem bösen Feinde zu sein. „Aber", fuhr er dann fort, seid Ihr denn auch gewiß, daß der Zusammenhang, den Ihr euch damals vorstelltet, in der That so war. Wir sollen uns nicht von unsrer verwilderten Einbildungskraft zu überspannten Peinigungen und Gewissensängsten treiben lassen, und Ihr habt mir Manches erzählt, was leicht aus der eigenen Aufregung hervorgegangen sein könnte."

„Lieber Herr Pfarrer", sagte die Alte sanft, „ich bin wohl eine alte Frau, aber was in jener Zeit und bis vor wenigen Jahren, wo mein Kopf stumpfer geworden, vorgefallen ist, das steht mir lebhaft vor der Seele und der furchtbare Schlag, der mich damals zu meinem Heiland wieder zurückführte, läßt mich nicht wieder aufhören im Beten. Darum glauben aber auch die dummen Leute, die mich im Walde und auf den Wiesen beim Sammeln der Kräuter sprechen hören, daß ich Zauberformeln gebrauche. Aber nach dem Hochofen muß ich immer meine Augen hinrichten, denn ich kann den Gräuel nicht vergessen, daß dort ein lebendiger Mensch hineingestürzt worden. Ja, Herr Pfarrer, wahr ist es. Der Wolfrig hat es in der Trunkenheit verrathen, nachdem er die lose Dirne, die Gundel, die an dem Wilhelm hing, gefreit und mit ihr die Hölle ins Haus genommen hatte. Sie wollten zu dem eisernen Topfe, in den der Fluch eingeschlossen werden sollte, gefeites Eisen haben und da mußte ein Mord daran hängen. So hatte denn der Wolfrig den Martin beredet, den Wilhelm in die Lohe zu stürzen. Dadurch wurde er seinen Nebenbuhler los und die Gundel nahm zuletzt doch den Wolfrig, um ihre Schande zu verbergen. Beide sind dann im Kriege umgekommen, man weiß kaum wie."

„Und weiß denn die Golle von dem Verbrechen ihres Mannes?" fragte der Pfarrer entsetzt.

„Sie muß wohl", sagte die Alte, „denn alles Das und noch mehr hat der Mann auf seinem Krankenbette ausgetobt. Wir mußten nur das Gesinde fern halten, um die grausamen Geschichten nicht weiter herumkommen zu lassen. Nun das ging schon an, denn es fürchtete sich damals Alles vor dem bösen Lazarethfieber, das im Dorfe wüthete. Da war ich denn meistens allein mit der Anna Rose bei dem tobenden Manne. Er war bis zu seines Vaters Tode in der Fremde geblieben und hatte in mancherlei Kriegsdiensten gestanden. Denn bald nach jenem Vorfall mit dem vergrabenen Fluch, da kam ja die Zeit, wo wir immer wieder neuen Krieg hatten. In dem kurzen Frieden, der dem großen Kriege vorherging, da waren ihm Vater und Mutter gestorben und da kam er zurück, um das Gut zu übernehmen. Doch das wissen Sie ja. Nun mochte er wohl in dem Kriege noch Vieles zugelernt haben zu dem Bösen, was er vorher schon wußte. Das konnte uns weniger wundern, denn im Kriege geht es einmal bunt her. Aber dann kam es heraus, daß er die kranken und verwundeten Soldaten, die er in das Haus aufgenommen, heimlich umgebracht hatte, um ihnen das Geld zu nehmen, das damals die fremden Völker viel

bei sich hatten. Das war damals nicht schwer, denn die Feldscheerer fragten nicht viel nach den einzelnen Kranken und Verwundeten. Sie mochten selbst nicht böse sein, wenn ihnen die Mühe abstarb. Er war auch überall herumgeschwärmt, wo ein Gefecht und eine Schlacht gewesen war. Denn er kannte ja alle Schliche und als ehemaliger Soldat verstand er sich darauf, die Todten und Verwundeten herauszukennen, die Geld bei sich haben konnten. Da mag er nun Manchem, der vielleicht noch zu retten gewesen wäre, den Garaus gemacht haben. In der einen Nacht, da tobte er so gewaltig, daß wir ihn nicht mehr erhalten konnten. Er sprang aus dem Bette, es war in der Nacht zu Jacobi, wo sie im Fladenschen Hofe meistentheils das erste Korn einbringen — und rannte nach dem Baumgarten hinaus. Dort stand er an dem großen Mahlstein und tobte gegen den Fußboden hin. Ich dachte nicht anders, als daß ihn der leibhaftige Teufel hole, so fluchte und lästerte er in der Fieberlaune; mit einem Male, da fiel er hin und war todt. Die Anna Rose und ich, wir trugen ihn mit Mühe in das Bette zurück und beteten bei der Leiche. Am andern Tage brachten auch die Knechte das erste Fuder Korn herein, von dem, was nicht im Kriege zertreten oder grün abgehauen war. Da war es, wo die Anna Rose mir sagte, Marthe, verlange von mir was Du willst, Du sollst bei mir wohnen und frei leben. Nein, sagte ich, Anna Rose, das kann ich nicht, ich kann auch nimmermehr Geld von Dir nehmen, denn da hängt Blut daran. Aber laß mich alle Wochen ein oder zwei Mal ein Stück Brod haben, das wächst neu aus der Erde. Hernach war es mir leid, daß ich so gesprochen hatte, denn die Frau wollte im Jammer vergehen, wenn sie immer wieder von Neuem Geld fand, das hier und dort versteckt oder vergraben war, und doch mußte sie es anwenden, um von den großen Verlusten sich zu erholen, die auch ihr Gut im Kriege gemacht hatte. Sie hat Vieles davon verschenkt, ohne daß die Leute wußten, wo es herkam. Da ging sie denn auch zum Herrn Pfarrer und wollte dort Ruhe für ihre Seele in einem vollständigen Bekenntniß suchen, der aber hatte keine Geduld sie anzuhören. Sie konnte so wenig dazu kommen, ihr Herz auszuschütten, als ich. So blieben wir denn die einzigen Vertrauten und beteten oft mit einander."

„Armes Weib", sagte der Pfarrer, „der Herr möge ihr Trost geben und was ich mit meinem Gebete für sie thun kann, daran soll's nicht fehlen. Nur Eins", unterbrach er sich selbst, „weiß der Sohn Etwas von der Geschichte seines Vaters?"

„Nicht ein Wort", betheuerte Marthe, „nur einmal hat er als kleiner Bube seine Mutter belauscht, als sie in der Nacht vor Jacobi an der Stelle betete, wo der Mann gestorben ist. Wer weiß, ob er sich Dessen noch erinnert, denn er wird damals kaum drei Jahre alt gewesen sein."

Der Pfarrer nahm nun die Hand der Alten wieder; er dankte ihr für den Bericht und tröstete sie in christlicher Weise. Als er nun in ein frommes Gebet überging, da kniete die Alte andächtig nieder und sprach mit leiser Stimme die Worte nach. Dann erhob sie sich und sagte zum Abschied: „Gott lohne es Ihnen Herr Pfarrer, daß Sie mich getröstet haben, nun gehen Sie auch zur Anna Rose und geben Sie der armen Seele ihren Frieden wieder."

Der Pfarrer war bald im Krankenhause und suchte mit frommer Ruhe zu trösten und Muth einzusprechen. Er hatte auch mit der Frau Golle eine lange Unterredung, bei der keine Zeugen waren. Die Frau wurde dadurch sichtlich beruhigt. Die junge Frau aber konnte von dem Zuspruch des Pfarrers nur wenig gebrauchen. Sie war unbändig in ihrer Leidenschaftlichkeit. Der Kranke litt sichtlich darunter. Er war aber still und ergeben. Der Dorfarzt wußte zwar mit seinem Zustande nichts zu machen, er gab sich aber das Ansehen ihn zu verstehen. Nach dem eisernen Topfe im Pfarrhause war von den Betheiligten nicht wieder gefragt worden. Es schien, man scheue sich davon zu reden, ob über den Ausgang von Martin Fladens Krankheit eine Entscheidung eingetreten wäre. Diese ließ nicht lange auf sich warten, denn seine Kräfte schwanden täglich mehr. In der Nacht vor Jacobi endete er sein Leben. Er starb fromm und christlich in den Armen seiner Mutter; denn die tobende Leidenschaft der jungen Frau war nicht geeignet, ihm irgend eine Hülfe zu reichen. Die Gemeinde vernahm die Nachricht von seinem Tode mit stiller Theilnahme. Die junge Wittwe aber, als sie am andern Tage das erste Fuder Korn von den Knechten einbringen sah, gedachte mit Ingrimm der Worte von der alten Marthe. Sie betheuerte mit Heftigkeit, die alte Frau habe es dem Manne angethan.

Es stand bald fest, daß kein Erbe zu erwarten war. Nun waren die Mutter zum größeren und die Wittwe zum geringeren Theile die natürlichen Erben. Diese zeigte sich, unterstützt von ihren Eltern und Verwandten aus dem sogenannten Niederlande, so streitsüchtig, daß kein Erbvergleich in Güte zu Stande gebracht werden konnte. Das schöne Gut mußte öffentlich versteigert werden. Der Besitzer des Rittergutes erstand dasselbe. Das Gehöfte stand nun verödet; denn dem Rittergute waren die Wirthschaftsgebäude entbehrlich und das Wohnhaus mochte Niemand gern beziehen.

Von den Bekenntnissen der alten Marthe und der Frau Golle erhielt zwar Niemand vollständige Kenntniß; denn weder der Pfarrer noch die beiden Frauen waren geneigt, ihren Inhalt herumzubringen. Auch hatte sich der Dorfarzt als Freigeist bemüht den Tod des letzten Martin Flade in natürlichem Lichte darzustellen. Er hatte für sein Leiden den Namen einer Krankheit gefunden, die für unheilbar gelten mußte. Demungeachtet betrachtete die Dorfgemeinde den verödeten Hof unter dem Schatten seines alten Nußbaumes und den dunkeln Linden mit scheuen Blicken. Daß Niemand mehr nach dem eisernen Topfe gefragt hatte, war unter solchen Umständen natürlich. Er soll nach Einigen in aller Stille im Hochofen verschmolzen worden sein. Andere wollten wissen, man habe ihn mit dem verstorbenen Flade in dessen Grab versenkt.

Nachdem schon die Golle, wie die alte Marthe im stillen Grabe ruhten, sprach man im Dorfe noch oft von dem ausgestorbenen Hause und dem verlassenen Gehöfte. Mancher sagte dann geheimnißvoll: „Das ist der vergrabene Fluch."

H. v. Friesen.

Miscellen.

Reinhardtsbrunn. In Nr. 14 dieser Zeitschrift befindet sich ein Artikel des Dr. Polack über Schloß und Amt Reinhardtsbrunn, über welches der Verfasser nachträglich noch Folgendes mittheilt:

Bekanntlich waren im Mittelalter die Stätten materieller und geistiger Cultur die geistlichen Stifter und Klöster. Je reicher ein Stift bedacht war, um so reicher konnte es auch seine Wirksamkeit entfalten, und was den Culturzustand Thüringens betrifft, so hätte man erwarten müssen, daß durch die kirchlichen Stiftungen des Heidenbekehrers Bonifacius in diesem Lande, so gut wie in Hessen bald nach Einführung des Christenthums, der Segen der Culturverbreitung in größerem Maßstabe ersichtlich gewesen wäre. Dem war jedoch nicht so, da die von ihm gestifteten Klöster St. Michaelis zu Ohrdruff und St. Peter zu Erfurt sich nicht gleichen Schutzes weder von Seiten der fränkischen Könige, noch der Carolinger,

noch der römischen Kirche zu erfreuen hatten, als die hessischen Stifter Fulda und Hersfeld, denn das in der Mitte des Landes gestiftete thüringische Bisthum Erfurt ging schon mit dem ersten Bischof 741 wieder ein, indem sein Sitz nach Mainz verlegt wurde. Indessen sollte Das, was hier in Thüringen seit dem 8. Jahrhundert der Kirche in culturhistorischer Beziehung oblag, aber nicht zur Ausführung kam, von einer neuen weltlichen Macht vollbracht werden, von der eines Grafengeschlechtes, das gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts in Thüringen einzog und sich und das Land später unter den mächtigen Hohenstaufen durch unermüdliche Thätigkeit zu einer nie geahnten Blüthe erhob. Es waren die Grafen Ludwig I. und II. und ihre Nachfolger, die Landgrafen von Thüringen. Was der Vater durch Gründung neuer Dörfer und einer Veste am thüringer Wald begonnen, setzte sein Sohn, Ludwig der Springer, durch Erbauung der starken Wartburg und des bildungsreichen Klosters Reinhardtsbrunn fort. Voll Umsicht hatte er die Bedürfnisse des uncultivirten Volkes erkannt, indem er jenes nicht blos zur Sühne des Pfalzgrafenmordes gründete, sondern auch, um durch seine Stiftung Segen um dieselbe zu verbreiten. Zu diesem Zweck genügte es ihm nicht, das Kloster mit Mönchen, gleichviel von welcher Bildung, zu bevölkern, sondern mit solchen, die unter einem der berühmtesten Lehrer der damaligen Zeit ihre Bildung erhalten hatten, denn Schulen zu einem geordneten Unterricht gab es nur in den Klöstern. Dieser Gelehrte war der Scholasticus des in der Mitte des 9. Jahrhunderts erbauten Klosters Hirschau in Schwaben, Namens Wilhelm, der 1080 Abt desselben wurde, so daß die zwölf Mönche, welche der Graf von dort nach Reinhardtsbrunn berief, die Schüler Wilhelms waren, als er die Stelle des Scholasticus noch bekleidete. Er war einer der größten damaligen Gelehrten Deutschlands, stellte ein eignes philosophisches System auf, das beweist, wie weit es ein fleißiger Denker damals in der Erkenntniß der Natur, Gestalt der Erde, vom Universum überhaupt, gebracht hat. — Spätere Mönche haben sich in Reinhardtsbrunn durch Geschichtsschreibung als fleißige Gelehrte bezeugt; die beste Quelle für Thüringen, ja zum Theil für die deutsche Geschichte bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts sind die Annales Reinhardtsbrunnenses. Die Freigebigkeit der Landgrafen von Thüringen erhob das Kloster bald zum reichsten und angesehensten des Landes.

Guter Ruf des sächsischen Canzleistyls 1706. Der geheime Referendar Freiherr von Hartig erbat sich im Jahre 1706 von dem chursächsischen Hof- und Justitienrath Seligmann, der gewisser Verhandlungen halber nach Wien gesendet worden war, den Entwurf zu einem Patent, dessen Erlassung man in Sachsen und gleichzeitig in Böhmen beabsichtigte, zu dem Zwecke: „damit er das Project, so diesfalls der Statthalterei schleunigst einzusenden anbefohlen worden, nach dessen Anleitung vielleicht verbessern könne, gestalten man denen sächsischen Canzleien die Prärogative nicht disputiren möchte, daß sie in dergleichen Sachen vor andern einen nervosum succinctum et perspicuum stylum führten.“ v. W.

Aus Tetzels Leben. In der alten Zwickauer Chronik von M. Tobias Schmidt (Zwickau 1656) findet sich Theil I. Seite 580 folgender Schwank Tetzels aufgezeichnet, welcher beweist, wie derselbe schon vor seinem berüchtigten Ablaßhandel mit seinem geistlichen Amte Hohn und Spott auf die frechste Weise getrieben. Ehe derselbe päpstlicher Ablaßkrämer wurde, war er Prediger in Zwickau und lebte sehr gern auf anderer Leute Unkosten. Eines Tages, als er nicht wußte, bei wem er sich als Gast einstellen sollte, redete er seinen Küster an und frug: „ob er ihn nicht zu Tisch einladen wollte,“ und als dieser ihm entgegnete, „dazu habe er kein Geld und sei zu arm, um solch' einen Gast zu tractiren,“ rief Tetzel aus: „Geld wollen wir bald bekommen, geh' und sieh in die Laßtafel, was morgen für ein Heiliger sein wird.“ Der Küster geht und kehrt mit der Antwort zurück: „Ich finde den Juvenalis, aber das ist ein unbekannter Heiliger.“ — „Das thut nichts!“ ruft Tetzel lachend aus, „wir wollen ihn schon bekannt machen; du läutest morgen zur Mette, zur Predigt, oder zur Messe, wie an einem großen Feiertage und ich lasse die Hochmesse mitten in der Kirche, dem Predigtstuhl gegenüber, halten.“ Der Küster befolgt diesen Befehl seines Pfarrers und sowie das Volk den andern Tag das Festgeläute hört, strömt es in Schaaren der Kirche zu. Als nun die Hochmesse halb aus ist, tritt Tetzel auf und predigt also: „O liebes Volk, heute soll ich Euch etwas sagen, und wenn ich's Euch verhüllte, so wäre es geschehen um Eurer Seligkeit; Ihr wisset, daß wir die und die Heiligen lange haben angerufen, aber sie sind nunmehro alt geworden und sind fast müde uns zu hören und zu helfen. Heute aber habt Ihr das Gedächtniß Juvenalis, und wiewohl er bisher unbekannt gewesen, so lasset Euch dies doch lieb sein. Denn weils ein neuer Heiliger ist, den wir zuvor noch nicht gekannt, so wird er desto unverdrossener sein, sich unserer anzunehmen. Es ist aber Juvenalis ein heiliger Märtyrer gewesen, dessen Blut unschuldig vergossen worden. Wollet Ihr nun seine Unschuld vor Gott auch genießen, so beweiset Euch heute ihm zu Ehren, und lege ihm jeder sein Opfer auf dem Altar, da man heut' Hochmesse hält! Liebes Volk, erzeigt Euch milde und hebt an im Namen Gottes herum zu gehen. Ihr Obersten der Stadt gehet vor und gebt den andern ein gut Exempel.“ — Nach diesen Worten läßt er eine Schüssel auf den Altar stellen, postirt Leute an die Thüre, denen er befiehlt, Niemand hinaus zu lassen, der nicht zuvor geopfert, er selbst nimmt vor dem Altare Platz, um zu sehen was jeder giebt, und als alle geopfert, legt auch er seinen Heller mit auf. — Nachdem sich alle entfernt, nimmt er die mit Geld angefüllte Schüssel, zeigt sie seinem Küster und fragt lachend: „Nun, wird das genug sein für unser Gastmahl?!“ 3.

Wenn's gilt, so gilt's. Im Jahre 1761, in einer Zeit, wo in Folge des siebenjährigen Krieges und durch das schlechte Geld, welches Friedrich II. in Sachsen schlagen ließ (in der südlichen Lausitz wollte man damals im Gegensatze zur Neuzeit nur österreichische Münzen und zwar viel höher, als sie ausgeprägt waren, annehmen), der Preis des Getreides und anderer Lebensmittel zu einer ungewöhnlichen Höhe gestiegen war, verkaufte ein Bauer in Zittau Eier zu übertrieben hohem Preise. Einwendungen dagegen beantwortete er mit den in der Ueberschrift enthaltenen Worten. Als dem damaligen Commandanten von Zittau, dem österreichischen Obersten von Conti, davon Anzeige gemacht wurde, ließ dieser am 3. August den Bauer mit hundert Stockhieben bestrafen und nach jedem Schlage mußte derselbe die von ihm gebräuchlichen Worte: „Wenn's gilt, so gilt's“ wiederholen. Er.

Am Rathhause zu Gotha liest man die bedeutungsvolle Inschrift:

„Wo der Bürgermeister schenkt den Wein,
Die Fleischer mit im Rathe sein,
Und ein Rathsherr bäckt das Brot,
Da muß die Armuth leiden Noth.“ 6.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Sonnabend, den 15. Juni.

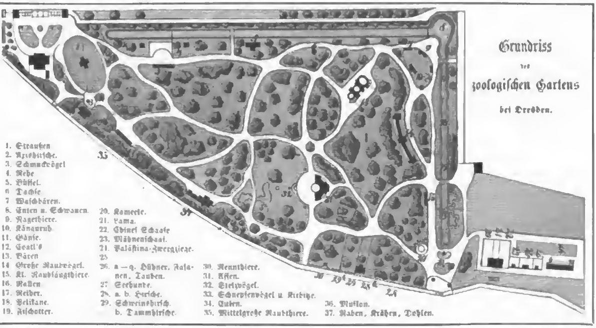


Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Der zoologische Garten bei Dresden.

Die ersten Ideen, deren weitere Entwickelung zu Gründung eines zoologischen Gartens in Dresden führte, sind in der zoologi-



schen Section der unter Vorsitz des Herrn Hofrath Dr. Reichenbach in Dresden bestehenden naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis“ angeregt worden.

Sie führten zunächst zu Bildung eines Vereins für Hühnerzucht, welcher, nachdem er in dem dazu bewilligten großen königl. Orangeriehause mit Erfolg eine größere Geflügelausstellung veranstaltet hatte, in einem ermietheten Locale dem Besuche des Publicums einen Geflügelgarten eröffnete, dessen ursprüngliche

Tendenz unter großer Theilnahme des Publicums sich bald unter Aufnahme von Wasservögeln, Stelzvögeln, Raubvögeln, verschiedenen Säugethieren nach Maßgabe des gestatteten Raumes und der vorhandenen Mittel dergestalt erweiterte, daß ein kleiner Thiergarten entstand.

Der verhältnißmäßig große Anklang, welchen dieses Unternehmen, bei welchem in den verschiedenen Stadien seiner Entwickelung die Herren Hofrath Dr. Reichenbach, Julius Albrecht, Dr. Drechsler, Jordan, Apotheker Schneider, Dr. Struve u. A. sich betheiligten, konnte zu weitergehenden Schritten nur ermuthigen.

Der weitere Anstoß zu solchen erfolgte, als von der städtischen Behörde der Plan zu Fortsetzung der Parkanlagen der sogenannten Bürgerwiese bis in die Nähe des königl. großen Gartens aufgefaßt wurde. Unter Theilnahme der bereits oben genannten Herren Hofrath Dr. Reichenbach u. s. w., des Herrn Stadtrath Hempel und mehrer anderer angesehenen Persönlichkeiten bildete sich im Winter 1859 bis 1860 ein Comité, welcher sich die Begründung eines mit diesen Parkanlagen und dem königl. großen Garten in unmittelbarer Verbindung zu bringenden zoologischen Gartens, nach dem Muster der in vielen andern großen Städten bereits bestehenden, zur Aufgabe stellte.

Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs wurde von dem königl. Finanzministerium auf die liberalste Weise diesem Comité die Ueberlassung des zwischen der Kaitzbach und dem sogenannten Poetenwege liegenden, etwa 10 Acker umfassenden, durch seine Lage, die Nähe des Baches und die prachtvolle Vegetation ausgezeichneten Theiles des königl. großen Gartens für die Zwecke eines zoologischen Gartens unter der Voraussetzung in Aussicht gestellt, daß es gelingen werde, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, dessen Mittel gestatten würden, auch die angrenzenden Felder in etwa gleicher Flächenausdehnung zu erwerben und den zoologischen Garten auch über diese auszudehnen.

Auf Grund dieser Zusicherungen und der angestellten Erörterungen und Vorarbeiten eröffnete der Comité die Zeichnungen für eine Actiengesellschaft, deren Capital auf 100,000 Thlr. in Actien à 50 Thlr. berechnet war, deren Thätigkeitsbeginn aber bereits mit Sicherung der Hälfte dieses Capitals eintreten sollte. Dieses Ziel war im April 1860 erreicht. Der „Actienverein für den zoologischen Garten zu Dresden" constituirte sich, der Begründungscomité löste sich auf und an seine Stelle traten die statutengemäß gewählten Organe, ein aus sieben Mitgliedern, zunächst unter Vorsitz des Herrn Geh. Rath Dr. Weinlig, bestehender Verwaltungsrath, und ein aus zwölf Mitgliedern bestehender Ausschuß, unter Vorsitz des Herrn Stadtrath Hempel. In diese Organe traten fast sämmtliche bei Begründung des Vereins thätig gewesene Personen ein.

Auch der Verein für Hühnerzucht löste sich auf und der Besitz desselben an Thieren u. s. w. ging käuflich an den neuen Actienverein über.

Die Verhältnisse zu der königl. Verwaltung des großen Gartens wurden nun definitiv geordnet, die nöthigen Feldgrundstücke erworben und am neunten Mai 1861 war die Einrichtung der in dem überlassenen Theile des königl. großen Gartens und einem kleinen Theile der erworbenen Felder bestehenden ersten Hälfte des zoologischen Gartens so weit vollendet, daß die Eröffnung erfolgen konnte. Die vor der Eröffnung erlassene Bekanntmachung des Verwaltungsrathes weist darauf hin, daß nur ein Anfang vorliege und daß nach Maßgabe der fortschreitenden Actienzeichnungen und der Theilnahme des Publicums die Erweiterung der Anlagen sowohl, als die Vermehrung des Thierbestandes erfolgen werde. In letzterer Beziehung zeugen die aushängenden Schilder schon von vielseitiger freundlicher Unterstützung durch werthvolle Geschenke.

Die nachfolgende Beschreibung erstreckt sich auf das dermalen Vorhandene und Ausgeführte. Von Interesse dürfte es sein, zu wissen, daß dem Verwaltungsrathe als ausführende Techniker für die Gartenanlagen (nächst Herrn Generalgartendirector Lenné in Berlin, von welchem die ersten Projecte herrühren) der Inspector des königl. botanischen Gartens, Herr Krause, und für die Bauten Herr Stadtbaumeister Canzler zur Seite gestanden haben.

Die Beschauung beginnt am Eingange vom Büreau aus.

1) Straußenvögel. Das vier Abtheilungen mit großen Laufräumen bietende Haus ist später für Antilopen bestimmt, wenn ein neues Haus für Straußenvögel fertig sein wird.

Im rein natürlichen System sind diese Vögel der Ausgang des Hühnertypus, durch die Trappen mit den Hühnern vermittelt und anatomisch wie morphologisch den Uebergang zu den Säugethieren bereitend. Sie sind die Vögel, welche, wie schon der „Reichstag der Vögel" in Lichtwer's Fabeln der Jugend erzählte, nicht mehr fliegen können, so wie die Pinguine als Wiederholung der Fischnatur unter den Vögeln, diejenigen, welche noch nicht fliegen können und dadurch eben beide für das System zu den äußersten Endgliedern der Classe geworden.

a) Der Strauß (Struthio Camelus) aus dem heißen Afrika, wovon der Garten zwei ausgezeichnete Exemplare, ein Männchen und ein Weibchen, besitzt, ist für seine Familie der Typus und wo es Belehrung gilt, wie in Schulen, Museen und zoologischen Gärten, ist er als das typische Haupt seiner Familie geradezu unentbehrlich. Seit 41 Jahren sind nur fünf Straußen in Dresden gewesen, worunter zwei Männchen, und nur eins in gutem Gefieder, die übrigen sichtlich an der Pityriasis, einer in Afrika häufigen Krankheit, wobei die Federn ausfallen, leidend, so daß die meisten Exemplare mehr oder minder federlos sind. Ein erfahrener Besucher zoologischer Gärten versicherte bei Anblick dieses männlichen Straußes, er habe so viele gesehen, aber er gäbe, wenn er ihn besäße, deren vier für diesen Einen. Die rücksichtslose Straußenjagd, wie sie Baron von Müller, Brehm u. A. beschreiben, droht schon längst, den Strauß unter die Candidaten für Paläontologie zu verweisen. Im Bulletin de la Soc. Imp. d'Acclimatation befindet sich längst schon die Aussetzung eines Preises von 1500 Fr. für Einführung und Züchtung des kleineren amerikanischen Straußes und des Preises von 2000 Fr. für gelungene Fortpflanzung des afrikanischen Straußes. Diese ist bekanntlich seitdem in Marseille und in Donato gelungen.

b) Der neuholländische Casuar oder Emu, Dromaius Novae Hollandiae (Männchen und Weibchen), trägt, wie alle Straußenvögel, Doppelfedern; der Nebenschaft ist dem Hauptschaft in Länge und Form gleich. Phillips machte ihn durch die Abbildung in seiner Reise 1789 zuerst bekannt. Vormals weit über den südlichen Theil des Continents von Neuholland und den benachbarten Inseln verbreitet, ist er so selten geworden, daß J. Gould schon vor mehreren Jahren aussprach, es gäbe jetzt mehr Emu's in den Thiergärten Europa's, als im Vaterlande des Vogels. Das Fleisch diente den Reisenden als tägliche Nahrung und das der Jungen wurde als Delicatesse gerühmt. Gould sagt, er erinnere sich nicht, in seinem Leben ein so beschwerliches Geschäft gehabt zu haben, als die beiden Keulen eines Emu's eine engl. Meile weit auf den Schultern nach Hause zu tragen.

c) Der indische Casuar (Casuarius galeatus), in einem Exemplar vorhanden, ist an seinem schwarzen Borstenkleid, sowie an dem roth und blauen Kehllappen kenntlich. Wie alle Straußenvögel, ist auch er ein harmloses Geschöpf, welches höchstens in der Angst nach seinem Verfolger mit Fußtritten schlägt, weshalb auch die Jagd ihn in dem Grade vertilgt hat, daß er in seinem Vaterlande (in dem indischen Archipel und Bengalen) schon selten geworden.

2) Kleines Blockhaus, später für Axis-Hirsche bestimmt.

Jetzt sind darin einige niedliche Gazellen (Antilope Dorcas), aus dem nördlichen Afrika, untergebracht, durch Zierlichkeit des Baues und der Bewegungen gleich interessant.

3) Schmuckvögel-Volière. In dieser eleganten Baulichkeit sind sehr verschiedene Vögel untergebracht.

In der Mitte der Hokko (Crax Alector) und der ihm nahe verwandte Mitu (Ourax Mitu), große hühnerartige Vögel, das

Auerwild Südamerika's, mit delicatem Fleisch, beide schwarz, jener durch gelbe Wachshaut am Kopfe, dieser durch rothen Schnabel kenntlich. Die virginischen Colinhühner (Ortyx virginiana) und die verwandten, mit einem zierlichen Schopf versehenen schön gezeichneten Lophortyx californica, welche man wegen der großen Anzahl ihrer Eier empfiehlt. Von Papageien befinden sich die größeren bei guter Witterung im Freien an verschiedenen Stellen des Gartens, an der Restauration, am Affenhause, bei den Seehunds- und Fischotterbassins, aufgehangen, wie der große rothe Ara (Macrocercus Macao) von den großen Antillen, der blaue Ara (M. Ararauna), der bunte Ara (M. Aracanga); drei Arten Kakadu's: der weißhaubige (Phlyctolophus cristatus) von den Molucken, der gelbhaubige (galeritus) aus Australien und der gelbwangige (sulfureus) von den Philippinen. Aus andern Gruppen dieser überaus reichen Familie befinden sich hier der Weißkopfpapagei (Psittacus leucocephalus) aus Brasilien, der Senegalpapagei (Ps. senegallus), der Rothschnabelpapagei (Palaeornis rufirostris), der Prachtparrakit (Platycercus eximius), der allfarbige aus Neu-Südwales und Vandiemensland (omnicolor), auch der Smaragdpapagei (Micropsittace smaragdina) und der niedliche Zebra- oder Canarienvogelpapagei (Melopsittacus undulatus), welcher auch in Europa sich fortpflanzt.

Ferner befinden sich in dieser Volière die flötende Atzel oder der Flötenvogel (Gymnorrhina leuconota) aus Australien, der Cardinal (Cardinalis virginianus) und der schöne gehaubte Dominicaner (Paroaria cucullata), jener wie dieser Amerikaner, doch der letztere mehr südlich; beide Vögel sind beliebte Zimmersänger. Ferner der amerikanische Gilbvogel, oft mit dem sogenannten Baltimor verwechselt (Icterus vulgaris) und zur Vergleichung die einheimischen Staare (Sturnus vulgaris), Drosseln und Wachteln. Endlich noch mehrere kleine Vögel, wie z. B. Reisvögel (Padda oryzivora), Webervögel u. s. w. und einige ausländische Tauben.

4) Das Rehhaus enthält zur Zeit nur Rehe (Cervus capreolus), die allbekannte einheimische Art.

5) Das Büffelhaus, ein doppeltes Blockhaus, enthält auf der einen Seite die Büffel Linnées (Bos bubalus), zwei Stück; sie stammen aus dem Orient. Auf der andern Seite Zebu's (Bos taurus indicus), ebenfalls zwei Stück, oder die ostindischen Rinder, ausgezeichnet durch die fleischigen Höcker, in Ostindien ein werthvolles Hausthier, wegen seiner Schnellfüßigkeit auch zum Reiten benutzt.

6) Der Dachsbau. Enthält zwei gewöhnliche Dachse (Meles Taxus). Es wird manchem Beschauer erfreulich sein, diese einheimischen, sonst so selten sichtbaren Thiere, hier in ihrem Treiben beobachten zu können.

7) Ein volièreartiges Haus enthält drei Waschbären oder Schuppe (Procyon lotor) aus Nordamerika, ein bekanntes Rauchwaarenthier. Diese Zwischenform zwischen Dachs und Bär gehört unter die allerhäufigsten amerikanischen Thiere der Menagerien. Sie sind zähmbar.

8) Die erste Abtheilung für Wasservögel enthält Enten. Da sie unter einander schwimmen, soll künftig noch jedes Schild mit dem gemalten Portrait vereint werden. Vor der Hand sind hier erstens die einheimischen. Die kleinen Sarcelles: Krickente: Querquedula crecca (Anas — Linn.), die Quäkente: Querqu. circia (Anas querqu., L.), die Schnatterente oder Mittelente: Chaulelasmus streperus (Anas strepera, L.), die Pfeifente: Mareca Penelope (Anas — L.), die Spitzente oder Pfeilente: Dafila acuta (Anas — L.), die Tafelente: Nyroca ferina, die weißäugige Ente (Nyroca leucophthalma), die Reiherente (Fuligula cristata), oben schwarzbraun, unterseits weiß und mit feinem Reiherbusch am Hinterhaupt; die Löffelente: Spatula clypeata (Anas — L.), die Stockente: Mutter der Hausente (Anas Boschas, L.), mehrere Varietäten der Hausente, unter ihnen die holländische Cultur-Varietät, die von Aylesbury, Buenos-Ayres u. a. Die Bisamente, fälschlich sogenannte türkische Ente: Cairina moschata (Anas — L.) aus Brasilien, wo sie immer schwarz ist, mit weißem Spiegel, hier als Culturvarietät meist verschieden gefärbt. Dann die mehr nordeuropäische Brand- oder Fuchsente, welche friedlich mit Füchsen in derselben Höhle nistet: Tadorna vulpanser (Anas Tadorna L.). Sie eröffnet schon durch Stirnhöcker den Uebergang zu den Schwanen. Die prachtvollste Ausländerin, die Mandarinente ist Nr. 18 zu suchen.

Unmittelbar neben den Enten, auf der andern Seite der Brücke, enthält



Das Straußenhaus.

11) die zweite Abtheilung der Wasservögel, die Gänse.

Von den hochnordischen Bernakel-Gänsen sind jetzt 3 Arten vorhanden: die Halsbandbernakel (Berniela torquata), für deren Brut die hohen Nordländer vormals die Entenmuscheln gehalten; die weißwangige Bernakel (Bern. leucopsis) und die Canadische Bernakel (Bern. canadensis). Von ächten nordischen wilden Gänsen sind nach stattgefundenem Abgang jetzt nur zwei vorhanden: die Saatgans (Anser segetum) und die Weißstirngans (anser albifrons). Diesen beiden Abtheilungen der Wasservögel gegenüber befindet sich

9) das Nagethierhaus. Diese meist nächtlichen Thiere entziehen sich gern der Beobachtung. Zur Zeit sind vorhanden: der Siebenschläfer (Myoxus glis), dieses angenehme, von den Römern in ihren Glirarien gemästete und als Delicatesse gespeiste Thierchen, ist auch in Sachsen, z. B. in der Gegend von Penig und Niederwartha einheimisch. Die Zieselmaus (Spermophilus citillus) beginnt zunächst in der Gegend von Bautzen und zieht sich durch die Lausitz nach Osteuropa, wo dann im Orient ihr noch andere Verwandte begegnen.



Schmuckvögel-Volière.

10) Hinter dem Nagethierhause breitet sich ein Rasenplatz aus, in dessen Hintergrund das Känguruhhaus steht.

Dasselbe ist bewohnt von einem Pärchen der Riesenkänguruh's (Halmaturus giganteus) aus Neuholland. Die höchst merkwürdige Abtheilung der Beutelthiere finden sich über einen Theil Amerika's und Indiens verbreitet, während in Australien der größte Theil der Säugethiere zu den Beutelthieren gehört und zwar findet man sie dort von der Größe der Hausmaus bis zu der des Riesenkänguruh.

12) In einem volièreartigen Hause, dem gegenüberliegenden Hause der Waschbären entsprechend, befinden sich Nasenbären, oder Coatis. Diese Nasenbären sind mit den Melogalen zunächst verwandte Südamerikaner, gleichsam Baumdachse. Der hier vorhandene braune Coati Nasua fusca stammt aus Brasilien und wird in Menagerien öfter unter dem falschen Namen des Ameisenbären gezeigt. N. leucorhynchos aus Peru ist noch selten.

Von hier aus machen wir einen Abstecher nach

13) dem Bärenzwinger. Die erste und größte Abtheilung enthält 4 Exemplare des braunen Bären (Ursus auctos), von denen



Das Büffelhaus.

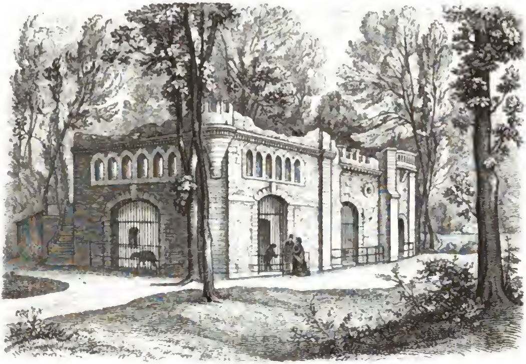
Das sogenannte Bellmurmelthier oder Prairiehündchen, welches keine Eigenschaft eines Hundes hat, aus Louisiana: Arctomys ludovicianus, oder Cynomys socialis, kommt gewöhnlich nur zur Nachtzeit zum Vorschein und bleibt den Tag über am liebsten in seiner Höhle, ist sehr schüchtern und flieht die Nähe des Menschen.

die beiden größten Exemplare aus Rußland und die kleineren aus Ungarn stammen. Es wird dem Beschauer nicht schwer werden, auch an diesen Thieren eines und derselben Art verschiedene Physiognomieen und Charaktere entdecken zu können. Mag man in der Vorzeit behauptet haben, die Thiere besitzen keine Indivualität, so wiederlegt dennoch der Umgang mit Thieren eine so rein theo-

retische Behauptung sehr bald. Die erste Andeutung eines gewissen, aber nicht eben hochstehenden menschlichen Charakters im Bären, welcher durch seine ganze karrikirte Erscheinung sich ausspricht, wird kein der Natur sich hingebender Beobachter verkennen.

Dabei ist die Construction des Bärenzwingers in seiner Bauart eine in jeder Beziehung so günstige, daß dergleichen Beobachtungen leicht angestellt werden können.

Die mittlere Abtheilung enthält einen jungen schwarzen amerikanischen Bären, auch Baribal oder musquau, genannt: Ursus



Der Bärenzwinger.



Die große Raubvögel-Volière.

americanus. In New-York, Boston und andern Orten Amerika's ist das Fleisch dieses Bären als delicates Wildpret sehr beliebt.

Die dritte Abtheilung bietet ein noch junges Exemplar des Eisbären (Thalassarctos maritimus) aus der arktischen Region.

Dieser Bär hat physisch wie psychisch einen gänzlich verschiedenen Charakter und wird aus dem lammfrommen Thier, wie wir es hier sehen, das furchtbarste Raubthier durch stete Verfolgung und Hunger.

Vom Bärenzwinger wenden wir uns zurück und gelangen nun an

14) Die große Raubvögel-Volière, eine der gelungensten und schönsten Bauten des Gartens. Diese enthält gegenwärtig folgende Raubvögel:

Zuerst zwei Geyerarten: Der Mönchs- oder Kuttengeyer (Vultur monachus) ist ein ächter Geyer und ein in Deutschland sehr seltener Vogel; Hindostan, Aegypten, Nordafrika überhaupt und Südeuropa sind sein eigentliches Vaterland. Vielleicht nur zwei, ein großes, im Jahre 1816 bei Machern geschossenes und dort aufbewahrtes Exemplar, sind für neuere Zeit als sächsisch bekannt. Zwei Exemplare im königl. naturhistorischen Museum beweisen, daß der Vogel eine noch weit bedeutendere Größe erreicht als das hier befindliche, leider am linken Flügel etwas verletzte, aber sonst schöne Exemplar. Der weißköpfige Geyer (Gyps leucocephalus oder fulvus) ist in Nordafrika, West-, Süd- und Osteuropa einheimisch, ein Exemplar wurde auch im Jahre 1820 bei Gamig in Sachsen geschossen. Die Zusammenstellung der beiden hier vorhandenen Exemplare ist für den Sachkenner von höchstem Interesse. Das Exemplar nämlich, mit der braunfedrigen Krause, ist das jüngere, während im Alter diese Krause weiß und feinfädig wird, wie wir an dem anderen Exemplar bemerken.

Von Adlern befinden sich hier: Der gewöhnliche Seeadler (Haliaëtus albicilla), welcher vom Norden aus an der Elbe herabkommend uns öfter besucht, so daß im königl. naturhistorischen Museum von ihm sich eine schöne Reihe entwickelt hat, dann der seltnere weißschwänzige Seeadler (Haliaëtus albicauda), wie Einige glauben, der alte Vogel von dem vorhergehenden, doch aber mit abweichendem Schnabel; der Schreiadler (Aquila clanga), vom Orient oder Afrika aus Europa besuchend, kleiner und mit dünnerem Schnabel.

Der Schlangenadler (Circaëtus gallicus), in Asien, Afrika, Süd- und Nordeuropa nur vereinzelt vorkommend, mit scharfblickenden Eulenaugen und wirklich Schlangen fressend, heißt er auch der kurzzehige Adler. Der Steinadler oder Königsadler (Aquila Melanaëtas), die in hohen Gebirgswäldern Deutschlands bekannteste Art.

Von den kleineren Tageraubvögeln sind vorhanden:

Der Bussard (Buteo vulgaris), der hochgeschätzte und nützliche, dessenungeachtet aber immer noch als Raubvogel verfolgte Mäusevertilger.

Der Habicht (Astur palumbarius), auch Stößer oder Hühnerfalke genannt.

Die Sumpf- oder Rostweihe (Circus rufus oder aeruginosus), die Gabelweihe (Milvus regalis).

Längs des Wassers gelangen wir an

15) das kleine Raubthierhaus. Auch von den hier aufbewahrten Thieren gilt, daß man sie so höchst selten im Freien beobachten kann und darum hier gern mit Bequemlichkeit sieht. Zur Zeit sind hier untergebracht:

Der Iltis (Putorius foetidus), Unterhaar gelblich, Oberhaar dunkelbraun, kenntlich an der gleichfarbigen Kehle und zwei hellen Flecken an der Schnauze. Das Frett fehlt noch.

Der Steinmarder (Mustela foina), braun mit weißer Kehle.

Der Baummarder (Mustela martes), braun mit ochergelber Kehle.

Von Ausländern befinden sich hier der javanische Ichneumon (Herpestes javanicus) und insbesondere ist noch auf die überaus zierliche, in Menagerien gar selten vorkommende Senegal-Genette (Genetta senegalensis) aufmerksam zu machen, ihre heiteren Sprünge und ihre Zahmheit haben sie zu einem Liebling ihrer Beschauer gemacht.

Endlich sind im Mangel anderer passender Unterkünfte zur Zeit hier untergebracht:

Das Siebengürtelthür (Dasypus septemcinctus) aus Südamerika und die gewöhnlichen Meerschweinchen (Cavia cobaya).

Wir wenden uns nun wieder rückwärts und gehen dem Wasser entlang, um 16, 17 und 18, die übrigen Abtheilungen der Wasservögel, zu betrachten.

In der ersten Abtheilung befinden sich:

Das kleine grünfüßige Wasserhuhn (Gallinula chloropus), das gewöhnliche Wasserhuhn oder die Bläßhenne (Fulica atra). Zwei Mövenarten, die Lachmöve (Larus ridibundus) und die Häringsmöve (Larus fuscus).

In einer folgenden Unterabtheilung sind zu sehen:

Cormorane (Haliaeus carbo) von der Ostsee, den Pelikanen nahe verwandt.

In Abtheilung 17 befinden sich:

Die schwarzen Schwäne (Cygnus plutonius) aus Neuholland.

Abtheilung 18 zerfällt in vier Unterabtheilungen:

Die erste enthält die Pelikane oder Kropfgänse. Von ihnen sind beide europäische Arten vorhanden: 1) der Pelicanus Onocrotalus, und 2) der von Oberst Feldegg in Dalmatien entdeckte, von Bruch benannte Pelicanus crispus. Sonst ganz friedfertige Thiere, sind sie doch bei Empfang ihrer Nahrung, die in Fischen besteht, oft so hastig, daß sie nicht selten ihren Wärter mit den am Oberschnabel befindlichen scharfen Haken verwunden, darum auch vor allzu großer Annäherung gewarnt wird.

Neben den Pelikanen befinden sich die Reiher. Vor der Hand sind nur die einheimischen Fischreiher (Ardea cinerea) hier.

Auf der äußeren Seite der kleinen Insel, nach dem Kameelhause zu, sind untergebracht: Die ägyptischen Gänse (Anser aegyptiacus), schön gezeichnete Thiere, und die Mandarinenten (Anas galericulata), die schönste aller Entenarten, von den Philippinen, in China Hausthiere.

19) Das Fischotterbassin. Obgleich die Fischotter (Lutra vulgaris) ein einheimisches Thier ist, kommt sie doch höchst selten dem Menschen zu Gesicht und ist ungemein schwer zu fangen. Der zierlichen Bewegungen wegen nannte sie neulich eine beschauende Dame den Kautschukmann des zoologischen Gartens.

Vom Fischotterbassin wenden wir uns nach Außen und kommen an ein aus drei Abtheilungen (20, 21 und 22) bestehendes Gebäude in halborientalischem Styl.

Die erste Abtheilung enthält:

20) die Kameele. Während man oft, ja sogar in Büchern, die Dromedare „Kameele" nennen hört, besitzt der zoologische Garten die ächten baktrianischen zweihöckrigen Kameele (camelus bactrianus) in zwei verschiedenfarbigen sehr schönen Exemplaren. Das Männchen ist weiß, das Weibchen braun.

Die zweite Abtheilung (21) enthält ein Alpaka.

Abtheilung 22 ist noch nicht besetzt.

Es folgen drei kleine Blockhäuser für Schaaf- und Ziegenarten.

23) Chinesische Schaafe (Ovis chinensis aotus) von ganz eigenem Anstand durch den Mangel der Ohren. Mähnenschaaf (Ovis pachycerca jubata). Selten vorkommende Varietät, an das wilde braune Mähnenschaaf, den Tragelaphus der Schriftsteller erinnernd. Culturvarietät aus dem Sennaaz und Nubien.

24) Die niedliche Zwergziege (Capra hircus, var. nana) erscheint als gezähmte Race unter vielfachen Zeichnungen und Farben. Angeblich aus Palästina stammend, ist sie vielmehr eine westindische Race und giebt eine vortreffliche Milch.

Abtheilung 25 ist noch unbesetzt.

Es folgt

26) das Hühnerhaus mit 16 Abtheilungen. Dieses enthält: Silber- und Goldfasane, graue und weiße Perlhühner, verschiedene Varietäten des Haushuhnes und mehrere Taubenarten, über welche die angehängten Schilder nähere Auskunft geben.

Wir wenden uns von hier zurück nach dem Fischotterbassin und bei diesem vorbei zu dem

27) Seehundsbassin. Dieses enthält zwei kräftige Exemplare des eigentlichen Seehunds (Phoca vitulina). Diese, nebst verwandten Formen, welche vormals noch in dieselbe Gattung gestellt wurden, hatte Linné-Gmelin sehr richtig als beginnendes

Glied der Raubthiere betrachtet. Fälschlich schließen einige andere Schriftsteller sie an die Walthiere an, während der anatomische Bau lehrt, daß dies ganz falsch ist, sie sind vielmehr in der letzten Klasse der Säugethiere unter den Vielzähnern die Wiederholung der Walthiere oder Cetaceae bei klarem Typus des Raubthieres. Die Verkümmerung der Gliedmaßen ist auffällig und als schwimmende Thiere schließen sich ihnen die Fischottern an, zum Theil den süßen Wässern gehörende Verwandte. Ungeachtet der ungemein häufigen Tödtung der Seehunde sind sie doch immer noch so häufig, daß man sie in jedem Frühling leicht wieder erhält, daher es auch in den zoologischen Gärten Sitte ist, sie im Herbste wegen sehr kostspieliger Winternahrung abzuschaffen.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Tapetenwirkerei am Hofe zu Dresden.

(Hierzu eine lithographische Abbildung.)

Die Kunst der Tapetenwirkerei, d. h. das Weben von Wandteppichen mit Zeichnungen von natürlicher Farbe, wurde im 15. und 16. Jahrhundert hauptsächlich in den Niederlanden gepflegt, namentlich in Arras, woher solche Tapeten bei den Italienern Arazzi heißen. Man hatte nach der Verschiedenheit des Stuhles, auf welchem die Tapeten gewirkt wurden, Hautelisse- oder hochschäftige und Basselisse- oder tiefschäftige Arbeiten. Die erstern waren die älteren und hatten ihren Namen davon, daß beim Weben derselben die Kette perpendiculär lag, während sie bei den Basselissetapeten, welche Art von Weberei von den Franzosen im 17. Jahrhundert erfunden wurde, horizontal aufgezogen war. — Von den Niederlanden aus verbreitete sich die Kunst der Tapetenwirkerei auch in andere Länder, namentlich nach Frankreich, wo sie außerordentlich gepflegt wurde. Die französischen Wandteppiche sind besonders unter dem Namen Gobelintapeten bekannt, so nach einem Färber Gille Gobelin getauft, der unter Franz I. in Paris lebte.

In Deutschland waren niederländische gewirkte Tapeten und Teppiche schon frühzeitig bekannt und dienten zur Ausschmückung der Kirchen, Säle und Zimmer. Auch am Hofe der kunstsinnigen sächsischen Fürsten albertinischer Linie fanden gewirkte Wandteppiche bald Eingang. Die ersten urkundlichen Nachrichten darüber datiren aus der Regierungszeit des Herzogs und Churfürsten Moritz (1541—1553). Der alte Poet Daniel Winzenberger erzählt in seinem Lobspruche der Stadt Dresden 1591, daß Moritz das Schloß erbaut habe (er erweiterte dasselbe jedoch nur 1548—1553), und

„Ein schön grosse Capell darinnen
Darin man thut lehren und singen,
Ein Gewelb darin künstlich formirt,
Auch eine sonderliche Teppecerey,
Darzu wirken lassen ganz wunderfrei,
Die ganze Passion von Seiden, Golt
Silber und schön farben, wie man solt
Das man die auf hohe Fest
Aufhangen, das man die sehen lest,
Desgleichen ein Türkenzug in Teppecerey
Desgleichen nicht zu finden derbey."

Daß Churfürst Moritz einen Theil dieser Tapeten in Dresden fertigen ließ, scheinen folgende archivalische Nachrichten zu beweisen. In Acten vom Jahre 1553, das churfürstliche „Tapecerey Gewelb" betreffend, heißt es: „Hierüber hat der niederländische Tebichmacher befehl ix (9) Stück, der Teutzschen Schlachtordnung kegen den Türcken, zu fertigen, der allbereit zwei gemacht, Vber den andern lest er teglich arbeiten, darauf hat er viC (600) fl. muntz auf Rechnung empfangen." — In einem Inventarium der „Tapecerey" vom Jahre 1565 werden erwähnt: „Zehen stucke (Tapeten) die passio von Gold, Silber vnd seyde. Derer sind Neune mit leinbar (Leinwand) vberzogen, sampt hiertzu gehördenden Eißernen vberzinnten stenglin vnd hecklin, gehören in die kirchen. Ein stuck vom Öhleberge, dartzu Zwey lange stucklin von gold Silber vnd Seiden. Zehen stuck von einer Alten passion Inn gold Silber vnd seyde Seind 9 Stuck mit leinbar durchaus gefuettert, vnd eines mit einer leinen leisten. Dreytzehen stuck gros Mittel vnd klein von der teutzschen schlachtordnung gegen dem turcken sampt einem Turcken Zuge." Zu den beiden Suiten, der „neuen" Passion und dem Türkenzuge, waren laut Inventarium die „auf Tücher gemahlten Patronen" wenigstens theilweise noch 1665 in Dresden vorhanden, was ein weiterer Beweis sein dürfte, daß sie auch dort gewirkt waren. — Die alte und neue Passion schilderten bildlich die Leidensgeschichte „unseres Heilandes Jesu Christi", der sogenannte „Türckenzug" jedenfalls einen der Feldzüge, welchen Churfürst Moritz in den Jahren 1542 und 1552 gegen die Türken beigewohnt hatte; in spätern Inventarien heißt es auch: „13 stuck gewirckte Wandtebichte von Hertzog Moritzen vnd dem Türckenzug." Vielleicht war der Verfertiger dieser letztern Tapeten der im Hofbuche von 1553 verzeichnete „Tapecereyverwahrer Hans Gawl" (Gaubl), der 30 fl. jährliche Besoldung bezog. Im Hofbuche von 1555 wird auch ein „Tebichtmacher" mit 100 fl. jährlichem Gehalte erwähnt. Dr. W. Schäfer theilt in seiner Sachsenchronik (Serie 1, S. 71 flg.) einen interessanten Briefwechsel zwischen der Churfürstin Anna und ihrer Mutter, der Königin Dorothea von Dänemark, aus den Jahren 1563 und 1564 mit, welche letztere gern die Patronen oder Zeichnungen zu diesem Türkenzuge haben wollte, und aus welchem hervorgeht, daß zwei Drittheile derselben, in Rollen geschnitten, so wie sie die Tapetenwirker unter das „Gezeu" beim Weben zu legen pflegen, zu jener Zeit noch in Dresden vorhanden waren. Mutter Anna, welche mit der Technik der Tapetenwirkerei sehr vertraut gewesen sein muß, veranschlagte eine neue Farbencopie nach den Originalgeweben auf 200 Thaler.

Das „Tapetzerey Gewelbe" im churfürstlichen Schlosse zu Dresden besaß damals einen außerordentlichen Reichthum an Wand- oder Bilderteppichen. In dem schon erwähnten Inventarium von 1565 werden gegen 230 angeführt, darunter 15 Stück, „welche noch von Herzog Georg" (1500—1539) herrührten*). Dieser Fürst besuchte als Administrator von Friesland wiederholt Flandern und mag dort Gefallen an der herrlichen Kunst der Teppichwirkerei gefunden haben. Es befanden sich auf diesen Tapeten biblische Begebenheiten, heilige Legenden, allegorische und mythologische Darstellungen, Portraits, Wappen, Jagdstücke, seltene Thiere und Vögel, weshalb solche Teppiche noch jetzt außer ihrem Kunstwerthe Interesse für Heraldik, Welt- und Naturgeschichte haben.

Dieser seltene Reichthum der Churfürsten von Sachsen an gewirkten Tapeten wurde unausgesetzt vermehrt. Nicht uninteressant ist folgende Unterhandlung über zu liefernde Tapeten aus dem Jahre 1636.

Churfürst Johann Georg I. verschönerte und vergrößerte in den Jahren 1627—1650 den Riesensaal im Residenzschlosse zu Dresden. Außer mit vielen Malereien sollte er auch mit Wandteppichen (Landschaften, Jagden und Riesen darstellend) geschmückt werden, weshalb der Oberhofmarschall Dietrich von Taube vom „Tapetzereyverwahrer Georg Holz-

---

*) Auch 4 Stück „welsche liberne (lederne)", sowie 41 Stück große und kleine Tapeten „sampt einvndfunfzig Abgangen dartzu" werden im Inventarium erwähnt.

mann" im Jahre 1636 einen Kostenanschlag verlangte und ihm befahl, sich nach Leipzig zum Churfürsten zu verfügen, um diesem mündlich Bericht zu erstatten. Holzmann konnte jedoch kein Reisegeld (nicht einmal 4 Thaler) von der Kammer erhalten und reichte deshalb seinen Anschlag schriflich beim Oberhofmarschall ein. Dieser berichtete d. d. Dresden 11. November an Johann Georg I. nach Leipzig. Demnach verlangte Holzmann für „die gevierte Elle" 6 Thaler. Für „die Riesen" stellten sich als nothwendig heraus: 563 Ellen zu 3378 Thalern, für „die übrige Bekleidung" der Wände: 1263 Ellen zu 7578 Thalern, S. S. 10,956 Thaler, wobei aber die vom Hofmaler zu fertigenden Modelle und Patronen nicht mit in Anschlag gebracht waren. Diese Summe verminderte sich jedoch auf Vorschlag Holzmann's, der zwei bereits vorhandene Tapeten „oben am Ende bey den Thüren" mit verwendet wissen wollte (jede 35 Ellen lang und 9 Ellen hoch), welche Jagden, sowie den „Meißner Weg" darstellten und wofür 1890 Thaler (315 Ellen) berechnet wurden, auf 9066 Thaler. — Doch nicht blos Holzmann hatte einen Anschlag eingereicht, auch ein anderer Tapetenwirker, Johann von Steinbach aus Hessen, damals wie es scheint sehr gesucht und berühmt, war dazu veranlaßt worden. Steinbach hatte 1635 „an dem kaiserlichen Hofe und in Oesterreich" zu thun gehabt und war wegen der in Rede stehenden Angelegenheit nach Dresden berufen worden. Er berechnete für „die Riesen" 563 Ellen, für die übrige Bekleidung des Saales „mit andern inventionen" nur 700 Ellen à 6 Thaler, S. S. 7578 Thaler, außer den beiden schon vorhandenen Tapeten, die er wie Holzmann auch verwenden wollte. Wie es scheint, hatte er seinen Anschlag früher als Letzterer eingereicht, denn in einem Berichte an den Oberhofmarschall, d. d. 12. November 1636, beklagt er sich, daß er schon drei Monate ohne Bescheid in Dresden warte und theilt mit, daß er während der Zeit beschädigte Tapeten ausgebessert habe. — Durch Rescript d. d. Leipzig 22. November 1636 an den Oberhofmarschall, befahl der Churfürst nochmals, die beiden Tapetenwirker „miteinander zu vernehmen" und mit ihnen „auf ein genaues Verzeichnis zu verhandeln; Gleiches auch mit dem Maler wegen der Modelle und Patronen zu thun." — Schließlich scheint Steinbach die Fertigung der Tapeten erhalten zu haben, denn er schreibt später an Johann Georg I., den er wegen „molestirens" um Verzeihung bittet: „es solt aber bey denen nuhmer geschloßenen Tapetzerey-Sachen aufn Riesen Saht so ich verhoffentlich Praue (brav) machen laßen wilt, alles eingebracht vnd vndertheuigst vergolten werden." Ob freilich die „Riesen" als gewirkte Wandteppiche zur Ausführung kamen, muß dahingestellt bleiben. Anton Weck in seiner Chronik Dresdens sagt bei Beschreibung des Riesensaales (S. 30) ganz bestimmt: „Uff beyden Seiten dieses mehrerwehnten Saals aber, an den Schäfften und sonsten, seynd große Riesen, sehr künstlich aufs Gemäuer oder Tünnich gemahlet, deren theils biß sieben Ellen in der Höhe, da immerdar einer eine andere Stellung des Leibes als der andere repraesentiret."

Eine Beschreibung des Dresdner churfürstlichen Schlosses während der Regierung Johann Georg I. aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, sowie andere urkundliche Nachrichten, geben interessante Aufschlüsse über die Verwendung der Tapeten zur Ausschmückung der Säle und Zimmer. Im ersten Stocke des Thurmflügels, da wo jetzt der sogenannte „weiße Saal" und der Aufgang zum Verbindungswege nach der katholischen Hofkirche zu suchen sind, lag das Prophetenstübchen mit Kämmerlein und Vorgemach; im letztern befanden sich Wandgemälde von Spelin, Jagden darstellend, die Churfürst Christian II. gehalten. Das Prophetenstübchen hatte den Namen von darin hängenden Tapeten (10 Stück) „die Historie Samuel" darstellend. An diese Gemächer schloß sich „das Gewölblein" hinter der Orgel in der Schloßkirche (in welchem jetzt für die evangelische Hofdienerschaft Gottesdienst gehalten wird), „das jüngste Gericht" genannt, wegen darin angebrachter Malereien, das jüngste Gericht darstellend. Die daranliegende Schloßkirche wurde mit den Tapeten „von der alten und neuen Passion" gewöhnlich in folgender Weise geschmückt: „zur rechten Handt des Altars das Abendtmahl, und zur Linken desselben, die auffahrt Christi, über der Kirchthüre der Ecce Homo, darneben unter den Schwiebbogen, wo die Räthe stehen, die Verurtheilung und Handwaschung Pilati, unter dem Churfürstl. Kirch-Stüblein, die Himmelfarth, über der Sakrystey die Ausführung, zur rechten Hand des Predigt-Stuhls die Creuzigung, unter dem Fraunzimmer-Schwiebbogen die abnehmung, Auferstehung und Hellfarth Christi, an der Churf. Emporkirche die Gebuhrt Christi und heil. drey Könige." An der Kirche lag der Kirchsaal, geschmückt mit 7 Stück Tapeten „von Mose". Im Flügel nach dem Zwinger zu lagen die Wohnzimmer der Churfürstin (jetzt von I. K. H. der Prinzessin Amalie bewohnt). Im Wintergemach hingen 10 Stück Tapeten von „König Saul", im Sommergemach 11 Stück „von Hebron". Im zweiten Stockwerke (nach der Schloßstraße zu) lag der bereits erwähnte Riesensaal, wie wir gesehen, ebenfalls reich mit Tapeten geschmückt; daran stießen das Riesen- oder Tafelgemach und die Zwergstube, in der Gegend des jetzigen Ball- und dazu gehörigen Vorsaales. Im Riesengemache stand eine lange Tafel, „mit Herkules Stärke und Leben bemalt", — im Zwerggemach befanden sich drei dergleichen mit Malereien von Albrecht Dürer, einen Kampf zwischen Riesen und Zwergen darstellend, sowie 9 Stück Tapeten „von Riesen und dergl." In der nun folgenden Thurmkammer hingen 8 Tapeten „von wilden Leuthen, Riesen und Zwergen", im daranstoßenden steinernen Saale (jetzt Bankelsaal) die Tapeten „von der gantzen Historia, wie Churfürst Mauritius wider den Türcken in Vngarn gezogen". Das daranliegende Eckgemach (jetzt Thronsaal) war „mit 7 Stück Tappezereyen von Herkules behenket: obenher seyn Conterfehtische Bären, Wildschweine vnd Awerochsen". In den brandenburgischen Gemächern (jetzt Parade- und Wohnzimmer Ihrer Maj. der Königin) befanden sich die Tapeten „mit biblischen Historien von den drey menern im Fewer, dem Daniel in der Löwengrube und dem Nebucadnezar"; an der Decke Gemälde, die vier Jahreszeiten und vier Elemente darstellend; in der dazu gehörenden Tafelstube oder getäfelten Kammer hingen 10 Tapeten von „Noah und der Sündflut". Im rothen Gemache hingen 6 Stück „von rothen säulen vnd Rosen Döpfen". Im Georgenschlosse (auch das alte Haus genannt) lagen die Salomonis- und Eliasstube, das gelbe und braune Vorgemach mit Kammern. Im ersten Zimmer befanden sich 13 Tapeten „mit König Salomonis History", in den Vorgemächern hingen schöne große Hirschgeweihe, sowie im gelben Gemache Tapeten mit Jagden, — im braunen Gemache 7 Stück mit der Historia „von Loth", oft auch 6 Stück „von Lustgärten und indianischen Hühnern".

Welch prächtigen Anblick muß bei festlichen Gelegenheiten das Innere des Schlosses dargeboten haben, denn nur in solchen Fällen kamen die Tapeten in die Säle und Zimmer. Zu dem Behufe wurden sie „an eisernen Stangen mit Rollen" befestigt, also aufgehangen. Auch auf Reisen wurden solche Tapeten mitgenommen; so 25 Stück „von Abraham, von Salomon und von Helena und Paris" zum Beilager 1634 nach Dänemark. Nach ihrem Gebrauche in Kopenhagen hatten sie, eingepackt in 2 Kisten, „wegen bösen Weges" in Gottorf stehen bleiben müssen und kamen erst 1638 wieder nach Dresden mit Verlust eines Stückes „von Abraham"*).

*) Die Erläuterung zu dem diesem Artikel beigegebenen Bilde (nach einem im königlichen Schlosse zu Dresden befindlichen Gobelin), die Vorstellung des Churprinzen Friedrich August am 26. September 1714 in Fontainebleau bei Ludwig XIV. schildernd, wird die nächste Nummer bringen.

(Schluß folgt.)

Ueberfall eines französischen Artillerieparks und Munitionstrains

durch eine Abtheilung preußischer Reiterei, unter Commando des Rittmeisters von Colomb, am 29. Mai 1813 zwischen Zwickau und dem schönburg'schen Dorfe Mülsen St. Jacob.

Zu weiterer Befestigung von Dresden hatte der Kaiser Napoleon unter Anderen von Straßburg einen Artilleriepark beordert. Dieser bestand aus 17 Kanonen, 6 Haubitzen, durchgehends neue Geschütze, und 40 Munitionswagen, bei einer Bespannung von 6 Pferden für das Stück. Außer den Bedienungsmannschaften: 100 Mann reitender Artillerie und 182 Mann Train, war diesem französischen Park eine Bedeckungsmannschaft von 105 Mann, neu rekrutirte italienische Infanterie beigegeben und 22 Mann Reconvalescenten hatten sich unterwegs aus den Lazarethen dazu gefunden.

Dieser Park, im Ganzen 409 Mann mit 444 Pferden, langte am 27 Mai Abends in Zwickau an, um Rasttag zu halten; es war dieser Transport neuer französischer Geschütze und Munition nach Sachsen herein durch Spione ausgekundschaftet worden und die Meldung davon auch zu den Ohren des königlich preußischen Rittmeisters von Colomb gelangt, welcher mit einem Kavalleriestreifcorps, bestehend, außer obigem Rittmeister, aus 2 Leutnants, (von Katte und Eckhardt), 1 Trompeter und 91 Husaren vom preußischen Husarenregiment Blankenstein, aus dem Lager bei Meißen aufgebrochen war, um so viel als möglich, in Verbindung mit den anderen fliegenden Corps der Verbündeten, den Franzosen alle Zufuhren vom Rheine her abzuschneiden. Zu diesem Zwecke hat sich das Corps des Rittmeisters von Colomb in den Wäldern des sächsischen Voigtlands in Hinterhalt gelegt. Bereits von dort aus war es diesem kleinen Streifcorps gelungen, in den reußischen Ländern, bei Lobeda, eine Abtheilung französischer Kürassiere von 29 Mann, und eine dergleichen würtembergische Kavallerie von 55 Mann (das letztere Gefecht war am 25. Mai desselben Jahres) aufzuheben. Das französische Geschütz nebst den dazu gehörigen Pulver- und Munitionswagen wurde auf dem Schießanger der Stadt Zwickau aufgefahren, wo ein Theil der Mannschaft zur Bewachung zurückblieb. Die übrigen Soldaten waren in Zwickau und in dem nahen Dorfe Marienthal einquartirt, auf dessen Rittergute auch der Commandant dieses Corps, Capitain Bigot, lag. Mehrseitig wurde dieser Bigot gewarnt vor dem preußischen Streifcorps, das sich in der Nähe gezeigt hatte, doch legte er kein großes Gewicht auf diese Warnung, schrieb sie vielmehr dem Wunsche der Einwohner zu, sich der Einquartirung so bald als möglich zu entledigen! Endlich bewogen ihn erneute Warnungen Vedetten auf den Straßen nach Reichenbach, Werdau und Crimmitzschau aufzustellen, 12 Kanonen laden zu lassen und die Zugänge zu dem Schießanger zu besetzen, die zugleich die Kanonen decken sollten. Der 28. Mai verlief ruhig und die Franzosen wurden hier nicht weiter beunruhiget. Am Morgen des 29. Mai brachen sie, fröhlich singend, auf, die Heeresstraße nach Chemnitz hin ziehend, während der Commandant Bigot und der Capitain der französischen, zu diesem Corps gehörigen Infanterie, Minuzzi, wie schon erwähnt Italiener, in einer Kutsche gemächlich vorausfuhren. Diesen Zeitpunkt hatte der Rittmeister von Colomb, durch seine listigen Kundschafter, deren einer sich sogar bis herein auf den Marktplatz gewagt hatte, was sich ältere Bewohner der Stadt Zwickau noch recht gut erinnern, — es war ein, als Bauer verkleideter Soldat, der einen Rechen (Harken) auf der Schulter trug —, von Allem sehr genau unterrichtet, erwartet, und eilte nun mit seinen Reitern sehr vorsichtig auf Holz- und Feldwegen über Ebelsbrunn, Planitz und Reinsdorf herbei, um sich in dem Gehölz auf der Mülsener Höhe, in der Gegend des jetzt dort befindlichen Chausseehauses, zu beiden Seiten der Straße in einen Hinterhalt zu legen. Diese alte Reichs- und Etapenstraße war damals noch nicht chaussirt und zog sich, gerade in jener Gegend, hart an der Grenze zwischen dem sächsischen Gebiete und dem der schönburgischen Receßherrschaften, in einem lang gedehnten, tiefen und engen Hohlweg dahin, in welchem an ein Wenden der Wagen und Geschütze gar nicht zu denken war! Ein Ort also, der zu damaliger Zeit diesem Ueberfall sehr günstig gelegen war, da er noch zu alledem durch ein größeres und lang hin sich erstreckendes Gehölz zu beiden Seiten begrenzt wurde, welches nach Süden das Dorf Rainsdorf und nach Norden das Dorf Auerbach erreichte. Diesen Weg mußte der französische Artilleriepark passiren. Als nun derselbe, in lang gestreckter Linie, den Hohlweg eingenommen hatte, brach die preußische Husarenabtheilung aus dem Gehölz hervor, die Leutnant von Katte führte und die Avantgarde der Franzosen angriff. Diese zerhieb sofort die Stränge der Bespannung und versperrte den engen Hohlweg durch umgeworfene Geschütze. Der Rittmeister von Colomb selbst, warf sich mit seinen Leuten auf die Mitte der feindlichen Colonne und Leutnant Eckhardt hieb mit den Seinigen auf die Arrièregarde ein. Das Alles war das Werk weniger Augenblicke; da die feindliche Infanterie ihre Gewehre meist alle auf die Munitionswagen gepackt hatte, konnte von einem nachdrücklichen Widerstande der Franzosen nicht die Rede sein, zu alledem waren ja alle ihre Geschütze in diesem Hohlwege fest eingekeilt. Durch diesen kühnen Ueberfall auf das Aeußerste erschreckt und entmuthiget, suchten die Franzosen ihr Heil in der Flucht, ihre Trainmannschaften zerhieben die Stränge ihrer Pferde und jagten mit selbigen davon, Alles im Stiche lassend. Nur ein kleiner Trupp von etwa 25 Mann suchte, sich ziemlich kräftig vertheidigend, in geschlossenen Gliedern das nahe Gehölz zu gewinnen, mußte jedoch, gleich den wenig Gegenwehr versuchenden Artilleristen, mit welchen es namentlich in der Nähe des sogenannten Schweizergutes*) noch einmal zum Gefechte kam, sich bald ergeben, worauf Leutnant Eckhardt die anderen Flüchtigen bis unter die Thore Zwickau's verfolgte. Von den Preußen blieb bei der ganzen Affaire ein Mann auf dem Platze, der Husar Zietelmann, und der Leutnant von Katte nebst 6 Husaren wurden verwundet. Von den Franzosen aber wurden 30, worunter 1 Offizier verwundet, der aber, der den Preußen erschossen hatte, wurde zusammengehauen. Gefangen wurden 300 Mann Franzosen, worunter 5 Offiziere, welche nach ihrer Entwaffnung sofort alle entlassen wurden. Hierauf wurde alles Holz- und Lederwerk verbrannt, die Kanonen, bis auf eine, vernagelt und zum Theil in nahe Teiche versenkt, die Pulver- und Munitionswagen jedoch wurden sämmtlich in die Luft gesprengt, eine Explosion, die, einem Erdbeben gleich, die Fenster der fast eine Stunde vom Schauplatze entfernten Stadt Zwickau erzittern machte. Alle anderen Ueberbleibsel wurden

---

*) Dieses Gut ist ein historisch sehr merkwürdiges Besitzthum. Es ist nämlich dasselbe, welches der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige dem tapferen Köhler Schmidt (später Triller genannt) dafür zum Geschenk gemacht hatte, daß derselbe den Prinzen Albrecht aus den Räuberhänden Kunz von Kauffungens befreit hatte. Sind die Gebäude mit der Zeit auch erneuert worden, so knüpfen sich doch an den Ort Erinnerungen, die jedem Sachsen theuer sein müssen, darum sei auch ihm dieses Gedenken im Kranze des „Sachsengrün" gewidmet! — Ganz in der Nähe ist jetzt eine große Brauerei errichtet worden, die zum Andenken an jene Großthat des schlichten Sachsen den Namen Triller-Bierbrauerei führt.

den aus Zwickau, Mülsen und der Umgegend herbeigeströmten Zuschauern preisgegeben. Von den Pferden, welche theils erschossen, theils ebenfalls preisgegeben wurden, behielten die Preußen nur etwa 30 Stück der besten. Nachmittag kam das Colomb'sche Corps in die Stadt Zwickau und feierte seinen Sieg durch Gesang auf dem Marktplatze, wo es von der Bürgerschaft mit Wein bewirthet wurde, bis der Rittmeister von Colomb mit seinen Leuten aufbrach, um in dem Dorfe Niederhohndorf, links der Straße nach Leipzig, die Nachtquartiere zu beziehen. Zuvor hatte derselbe dafür gesorgt, daß der auf dem Platze gebliebene preußische Husar Zietelmann, ein noch sehr junger Mensch und Sohn eines Oberamtmannes in der Altmark, welcher nach der Affaire in ein nahes Försterhaus geschafft worden war, ein ehrenvolles Begräbniß bekam, und es war dazu von seinem obgenannten Rittmeister eine Geldsumme und auch die unvernagelt gebliebene Kanone geschenkt worden. Das Begräbniß des für das gesammte Vaterland gefallenen Preußen fand am folgenden Tage, den 30. Mai 1813, statt. Eine zahlreich zusammengeströmte Volksmenge erwies dem Gefallenen die letzte Ehre und machte die Bestattung desselben zu einer höchst feierlichen! Die Kirche vermochte kaum die Massen der Menschen zu fassen, in welcher der würdige Pastor Blüher dem jungen 22jährigen Krieger, der freiwillig hinausgezogen war in den Kampf für König und Vaterland, eine begeisterte Leichenrede hielt.

Nach dem Abmarsch des Colomb'schen Corps, kam der französische Capitain Bigot auch wieder zum Vorschein und wollte sogar die Stadt Zwickau für seine selbst verschuldete Niederlage und dadurch erlittenen Verlust verantwortlich machen, was jedoch durch das energische Auftreten der städtischen Behörden verhindert wurde. Der Capitain Bigot wurde vielmehr selbst von dem französischen Kavalleriecorps, welches am 1. Juni darauf in Zwickau einrückte, arretirt und von französischen Gensd'armen nach Straßburg abgeführt, um dort für seine Nachlässigkeit vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Die übrigen 6 französischen Offiziere sollen in Dresden vor ein gleiches Kriegsgericht gestellt worden sein, aber Freisprechung erlangt haben.

Nach Dresden gingen auch am 8. Juni die französischen Mannschaften, welche sich nach dem oben erwähnten Gefechte in Zwickau wieder zusammen gefunden hatten; es waren 290 Mann, incl. der Blessirten, nebst den wiedererlangten Militaireffecten auf 52 Transportwagen. Gedachte Effecten hatte der hier eingerückte französische Oberst, nebst den Militairpferden, die wieder zu erlangen waren (eine ziemliche Anzahl von denselben war bereits nach Böhmen geschafft und verkauft worden, mithin verloren) unter den härtesten Drohungen mit Hülfe der Behörden der Stadt Zwickau und der Umgegend zusammengebracht, und zwar ohne irgend einen Ersatz für die Fütterungskosten der Pferde zu leisten. Auch die unvernagelt gebliebene, im Pöhlauer Forsthause befindliche Kanone mußte wieder ausgeliefert werden und wurde, scharf geladen, auf dem Zwickauer Markte aufgefahren gegen die Preußen, die nicht wieder kamen! Wiedererlangt wurden überhaupt ungefähr 300 Pferde, sämmtliche vernagelte Kanonenläufe, welche später, zugleich mit der verschenkt gewesenen Kanone, einstweilen im Zwickauer Gewandhause deponirt wurden, einiges Räderwerk und Geschirrstücke, 393 Flinten- und Pistolenläufe, sammt 1000 Kanonenkugeln und anderen Geschossen.

Das obgedachte französische Kavalleriecorps war bereits am 3. Juni früh wieder abmarschirt, ohne mit Colomb zusammen zu treffen. Dieser war mit seinem Corps bereits am 30. Mai frühzeitig von Niederhohndorf aufgebrochen, um sich über Greiz in die Gegend von Auma zurückzuziehen, wo er am 4. Juni mit dem Lützow'schen Freicorps zusammen traf und, mit diesem vereint, abermals einen französischen Fourage- und Monturtransport überfiel und vernichtete. In Folge des am 4. Juni abgeschlossenen Waffenstillstandes zog sich Colomb mit den Seinen an die Elbe zurück, um Sachsen zu räumen.

Von dem Gefecht bei Zwickau, dessen Folgen und Verluste Napoleon bei seiner damaligen Lage gewiß sehr empfindlich waren, liest man in der Leipziger Zeitung vom Jahre 1813 kein Wort! Nur unter den Inseraten findet man in Nr. 110 vom 14. Juni 1813 folgenden Dank aus dem sächsischen Gebirge:

> Dem Herrn Rittmeister von Colomb unsern innigsten Dank, daß er sein uns gegebenes Wort so schön gehalten. Wir haben von Ihm und seinen Begleitern gehört!!! Der biedere Mann halte einst auch sein zweites Versprechen, und besuche, mit dem edelmüthigen E . . . . ., unsere schönen friedlichen Berge.
>
> D. W., den 5. Juni 1813. Die Familie S.

Wegen dieses kurzen Aufsatzes wurde der schon längst von den Franzosen, welche zur Zeit Leipzig besetzt hielten, beargwohnte Zeitungspachter Mahlmann festgenommen und in die Erfurter Festung abgeführt, aus welcher ihn erst das Fürwort der sächsischen Prinzessin Marie Anna beim Kaiser Napoleon befreite! — Leider forderte das Gefecht bei Zwickau auch noch auf andere Weise Blut, eines Ereignisses, dessen wir hier noch kurz gedenken wollen.

Ein Webergeselle aus dem nahen Dorfe Friedrichsgrün hatte nämlich vom Wahlplatze des Gefechts eine große, mit Pulver gefüllte Haubitzgranate mit nach Hause genommen. Als er nun, um das Pulver aus der Kugel herauszubekommen, den hölzernen Spund unvorsichtig mittelst eines eisernen Hammers entfernen wollte, gaben die Hammerschläge Funken und entzündeten das Pulver. Die Kugel zersprang, schlug die Wände und Fenster des Hauses hinaus, tödtete zwei in der Stube befindliche Personen sofort und verwundete vier andere dermaßen, daß drei derselben einige Stunden, und die vierte einige Wochen später an den Folgen der Amputation ebenfalls ihren Geist aufgeben mußten. Diese Explosion ereignete sich noch am Tage des Gefechts, am 29. Mai 1813. Alban Gumbrecht.

Das Antoniusfest in Schweina.

An der südlichen Seite des Thüringerwaldes, fast am Nordwestende desselben, liegt in einem fast ringsum von hohen Bergen umgebenen Thalkessel das große meiningische Dorf (Marktflecken) Schweina. Dieses Dorf bewahrt mit einigen benachbarten Walddorten (Ruhla, Steinbach, Brotterode) noch manche eigenthümliche Sitten und Gebräuche in Sprache, Tracht und Festen, die, wie man glaubt, aus der heidnischen Zeit unsrer Väter stammen. Bis auf den heutigen Tag haben sich dieselben in diesen Bergen erhalten, während in den angrenzenden Ebenen schon längst Alles verwischt ist.

Einen solchen eigenthümlichen Gebrauch bewahrt Schweina in seinem Antoniusfeste, dessen kurze Beschreibung ich in der Voraussetzung, daß sie den meisten Lesern des Sachsengrün noch unbekannt sei, hier folgen lassen will.

Das Antoniusfest wird in der Nacht vom 24. zum 25. December gefeiert. Der Ort des Festes ist der östlich über dem Dorfe liegende, terrassenförmig gebildete, mit Feldern bedeckte ziemlich erhabene Antoniusberg, der in geologischer Beziehung der jüngern Kohlenflötzformation angehört. Und dieses Fest ist mit dem heiligen Weihnachtsfest ein heller Stern in den trüben, von kalten Nebeln begleiteten Winter-

tagen und dem einförmigen Leben der Bewohner, die das traurige Loos vom frühen Morgen bis zum späten Abend an die wollespinnende Maschine kettet.

Die Vorbereitungen zu diesem eigenthümlichen Feste werden schon lange vor dem Beginne desselben getroffen und sie bieten Veranlassung und reichlichen Stoff zur Unterhaltung für Jung und Alt. Monate lang vorher bemerkt man ein reges Leben in dem ohnedies leicht beweglichen Völkchen der Schulknaben. Aus allen Ecken und Enden des Dorfes tragen sie alte Besen, Hobelspäne, dürres Tannenreisig, Splitter von Tannen- und Fichtenholz zusammen. Für kleinere Knaben besorgen es deren Eltern. Dabei wird freilich nicht immer so gewissenhaft zu Werke gegangen, indessen sieht man die Sache keineswegs als einen Diebstahl an.

Schon im Nachsommer ist weder im Stall, noch in der Scheuer ein Besen sicher; die kleinen Schelme scheuen sich nicht, in einen Ort zu schleichen, wo sie vermuthen, etwas dergleichen zu finden. Es ist aber nicht zu leugnen, daß durch diese wenig gerechtfertigte Sammlung manchem Nachbar, der just Nichts zu verschenken hat, ein nicht unerheblicher Schaden erwächst. Gleichwohl läßt man dieser Sitte mit Dem, was unvermeidlich ist, ihren Lauf, bis auch dieser Rest heidnischer Gebräuche in das Reich der Vergessenheit eingegangen sein wird. Denn die Art und Weise des Herbeischaffens der Mittel zum Feste, die damit verbundenen kleinen Mühen und Sorgen sind es, die nächst der Vorerinnerung dem Feste erst den wahren Reiz verleihen helfen.

Aus dem so gewonnenen, meist sehr reichhaltigen Material, welches an einem sichern Orte aufgespeichert worden ist, werden nun größere und kleinere Fackeln gemacht. Von welchem Umfange solche sind, wird man sich leicht denken können, wenn uns gesagt wird, daß zu einer einzigen Fackel allein schon 30 bis 40 Stück Besen verwendet werden, die Späne und Splitter nicht mitgerechnet, je nachdem sie größer oder kleiner werden soll, und daß zu ihrer Transportirung wenigstens vier zehn- bis zwölfjährige handfeste Jungen nöthig sind. Solcher Fackeln werden gewöhnlich an 50 bis 60 Stück gefertigt.

Mittlerweile haben die Knaben auch das Steinhäuschen auf der Spitze des Antoniusberges gebaut. Es ist dies eine aus Feldsteinen errichtete, 8 bis 10 Fuß hohe Pyramide. Die Zeit des Erbauens des Steinhäuschens sind die Adventssonntage, wobei von den Knaben Adventslieder, besonders das schöne Lied: „Kommst du nun, Jesu, vom Himmel herunter“ gesungen werden. Das Steinhäuschen wird nach Beendigung des Festes eingerissen und das kommende Jahr wieder neu aufgebaut, was als eine besondere Eigenthümlichkeit des Festes angesehen wird.

Schon um 1 Uhr Nachmittags des 24. December, nach dem Einläuten des Christfestes, versammeln sich die Knaben beim Steinhäuschen und singen Lieder, die auf die Geburt Jesu Christi Bezug haben.

Nachdem Alles an Ort und Stelle gebracht worden ist, wird die größte Fackel mit ihrer langen, nur selten unter 16 bis 20 Fuß haltenden Stange aufrechtstehend an dem Steinhäuschen befestigt. Um diese stellen sich die Knaben mit ihren kleineren Fackeln. Beim Eintritt der Dämmerung werden die Fackeln unter dem Jauchzen der Menge angezündet. Mächtig lodert und züngelt die Flamme, weithin leuchtend, in die dunkeln Lüfte empor, ein herrlicher, tief einschneidender Anblick für die Leute unten im Dorfe! Alles schaut mit innerem Wohlgefallen hinauf auf die Höhe des Berges, von welchem das von den Knaben gesungene Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ erschallt, und die Mütter tragen ihre Kleinen auf dem Arme herbei, damit sie sich auch an der hehren Flamme ergötzen mögen.

Sobald die Fackeln erloschen sind, steigen die Knaben und Alle, die auf dem Berge waren, herab ins Dorf und gehen auf den Plan, wo die versammelten Bewohner unter Instrumentalbegleitung wiederum einige Weihnachtslieder („Dies ist die Nacht“, „Jesu, rufe mich“) in einer gehobenen Stimmung absingen. Damit ist das Fest geendigt.

Sp.

Miscellen.

Die Grafen von Schwarzburg. Wenn wir in Nr. 13 dieser Zeitschrift eine Geschichte des Schlosses Schwarzburg mittheilten, so dürfte wohl auch über dieses uralte Fürstengeschlecht Deutschlands Nachfolgendes nicht ohne Interesse sein:

Ueber den Ursprung der Grafen von Schwarzburg sagt J. C. A. Junghanns, Rechtsgelehrter zu Sondershausen, in seiner Geschichte der schwarzburgischen Regenten (Leipzig 1821):

„Aeltere Historiker erzählen, daß im 8. Jahrhundert unter den Sachsen ein Wittekind mit dem Beinamen der Schwarze gelebt habe, der ein Vetter des sächsischen Fürsten Wittekind des Großen und Kriegsobrister des Königs Edelhard von Sachsen gewesen sei. Dieser Wittekind der Schwarze soll im Kriege König Karls des Großen gegen die Sachsen um das Jahr 779 nach Christi Geburt in der Schlacht bei Buchholz an der Lippe gefangen genommen, nach Frankreich geführt, und weil er dort den christlichen Glauben nicht habe annehmen wollen, fünf Jahre lang in Gefangenschaft gehalten worden sein. Dann habe er sich endlich zum Christenthum bekehrt und in der Taufe vom König Ludwig den Frommen, dem Sohne Karls des Großen, welcher bei ihm Pathenstelle vertreten, den Namen Ludwig angenommen, als Pathengeschenk aber habe er von demselben einen 20 Meilen langen und 10 Meilen breiten Strich Landes am Thüringer Walde als erbliches Eigenthum erhalten; worüber die Urkunde unter einem verfallenen Thurme zu Querfurt gefunden worden sein soll. — Der getaufte Wittekind habe sich sodann im Thüringer Walde eine Burg erbauet, die nach seinem Beinamen, der Schwarze, des Schwarzen Burg, Schwarzburg, genannt worden. Seine leiblichen Nachkommen aber seien dann die Edlen und nachherigen Grafen von der Schwarzburg gewesen.

Wie unhaltbar aber diese vorstehende Ableitung der Grafen von Schwarzburg ist, springt sehr deutlich in die Augen, wenn man bedenkt, daß ja im Jahre 784, in welchem der obigen Erzählung nach die Taufe Wittekinds vor sich gegangen sein müßte, Karl der Große noch König der Franken war und dessen jüngster Sohn Ludwig es erst kurz vor seines Vaters Tode im Jahre 813 wurde, mithin damals auch noch kein Land verschenken konnte, da er selbst noch keines hatte. Ueberdies waren über hundert Jahre vor Wittekind die Grafen von Schwarzburg wenigstens dem Namen nach schon bekannt und soll namentlich schon um das Jahr 585 nach Christi Geburt ein Graf Volkmar von Stollberg eine Gräfin Anna von Schwarzburg zur Gemahlin gehabt haben.

Nach einigen andern Geschichtsschreibern sollen die Grafen von Schwarzburg von den Römern abstammen und zwar auf folgende Weise. Um das Jahr 455 nach Christi Geburt, erzählen sie, seien zwei vornehme Römer, von denen der eine Ernestus geheißen, wegen innerlichen Unruhen aus Italien geflohen, hätten sich nach Sachsen begeben, in der Gegend von Göttingen zwei Schlösser erbaut, welche die Gleichen genannt worden, seien aber von da vertrieben worden und hätten nun bei Mühlberg und Wachsenburg in der Gegend von Arnstadt ein anderes Schloß auf einem

Berge erbauet, welches dann ebenfalls Gleichen geheißen; späterhin seien sie dann auf den Schwarzwald (worunter hier wahrscheinlich der Thüringer Wald verstanden ist) gekommen, woselbst sie einen Berg zu Erbauung einer neuen Burg erwählet, und weil auf selbigem eben damals ein Köhler seinen Meiler gehabt, wovon der ganze Berg schwarz ausgesehen habe, so hätten sie dann das darauf erbauete Schloß Schwarzburg genannt.

Am wahrscheinlichsten und daher den meisten Glauben verdienend ist aber ohne Zweifel die Meinung derjenigen Historiker, welche die Grafen von Schwarzburg mit den Grafen von Käfernburg für eine Familie halten und dieselben von dem gallischen Könige Lothar ableiten. Dessen Sohn Gundar (Günther) nämlich verließ, wie eine elsassische Chronik erzählt, sein Vaterland, begab sich nach Thüringen und erbaute auf einem Berge nicht weit von Arnstadt für sein Geschlecht ein Schloß, welches er die Käfernburg nannte, weil, als das Schloß erbaut wurde, eine gar große Menge Käfer sich auf diesem Berge aufgehalten haben sollen. Später erbaute dann einer seiner Nachkommen die Schwarzburg und nannte sich nach derselben Graf von Schwarzburg. Diese Ableitung unserer Grafen erscheint aus mehreren Gründen als die richtigste; denn 1) stimmt damit ein altes Gemälde vollkommen überein, welches einst in den Ruinen der Käfernburg aufgefunden worden und in dem Archive zu Arnstadt aufbewahrt wird*). Dieses Bild stellt drei Männer mit ihren Frauen in alter gallischer Kleidung dar, von welchen nach der darunter stehenden Inschrift der erste der Vater Gundar, der zweite der Sohn Sigerus und der dritte der Enkel Sizzo, die bei einem jeden stehende Frauensperson aber dessen Gemahlin ist. Dabei nennt diese Inschrift ausdrücklich den Gundar den ersten Grafen von Käfernburg. 2) Deutet das alte Wappen der Grafen von Käfernburg und Schwarzburg unverkennbar auf eine Verwandtschaft mit dem gallischen oder fränkischen (später französischen) Königshause hin; indem die ersteren sowohl als das letztere in ihrem Geschlechtswappen neben dem Schilde Lilien führen. Endlich 3) ist es auch aus der deutschen Geschichte bekannt, daß einst die fränkischen Könige beinahe ganz Thüringen, vorzüglich aber den Strich längst des Thüringer Waldes unter ihrer Botmäßigkeit hatten, und daher konnte es leicht geschehen, daß ein fränkischer Prinz sich in diesen Gegenden ansiedelte.

Was aber den Umstand bestätigt, daß die Grafen von Schwarzburg mit denen von Käfernburg eine und dieselbe Abstammung haben, ist vorzüglich dies, daß die Grafen von Käfernburg sich bisweilen Grafen von Käfernburg, bisweilen Grafen von Schwarzburg geschrieben haben, und die Grafen von Schwarzburg zu Zeiten manche Ortschaften wechselsweise, zu andern Zeiten wieder gemeinschaftlich mit dem Grafen von Käfernburg besaßen. 3.

Eine noch unbekannte Heilquelle. Im Thale zwischen Heidenau und Pirna, am Abhange der Hügelkette des linken Elbufers, welche nach dem Strome zu in dieser Gegend ziemlich schroff abfällt, sprudelt eine Quelle, welche ein hölzernes Häuschen vor Verunreinigung schützt. Obwohl nun in der Lache, welche dieselbe bildet, Frösche und Kröten ihr lustiges Spiel treiben und das Wasser sonach nicht gerade zum Trinken reizt, so hat dasselbe doch der Ueberlieferung nach sehr wohlthätige Eigenschaften. Erstlich vertreibt es den Aussatz. Dieses hat zuerst ein Hirt an sich erfahren, welcher, von der fürchterlichen Seuche befallen, von ungefähr des Wassers zur Reinigung der Gliedmaßen sich bediente und von Stund' an genaß. Sodann soll die Quelle aber, gleich der des Queckborns in Dresden, die Fruchtbarkeit der Frauen befördern. Der Brunnen heißt der Muttergottesbrunnen. A. V.

*) Der um die Geschichte der schwarzburgischen Lande so verdiente Hofrath von Hellbach hat als Titelvignette auf seinem Grundriß der zuverlässigern Genealogie des fürstlichen Hauses Schwarzburg, Rudolstadt 1820, eine treue Abbildung dieses alten Gemäldes geliefert.

Die sächsischen Freischützen. Die erste Spur von dem Ausdrucke „Freischütz" findet sich eigentlich im Volksaberglauben, welcher vermeint, daß treffliche Schützen es nur durch zauberkünstlerische Mittel dahin bringen könnten, jeden, sogar den unbegreiflichsten Schuß mit Erfolg zu thun, während im Gegentheile man auch glaubte, daß jedem Schützen ein Weidmann gemacht oder gesetzt, d. h. durch zauberische Mittel ein Possen gespielt werden könne, so daß er, obgleich bester Schütze, unvermögend würde zu treffen. Als Benennung eines militärischen Corps kommt jedoch dieser Ausdruck erst 1448 in Frankreich vor, in welchem Jahre König Karl VII. ein Corps von Bogenschützen errichtete und dasselbe mit großen Freiheiten begabte. Dieses bereits 1481 von Ludwig XI. jedoch wieder aufgelöste Corps der Franc-Archers war eigentlich die vorzüglichste königliche Leibgarde und an ihre Stelle traten die sogenannten „Schweizer". Die sächsischen Freischützen wurden erst im Jahre 1733 als ein berittenes Jägercorps errichtet und waren eigentlich nur 200 Mann stark. Sie waren, genau genommen, eine Nachbildung der unter Ludwig XIV. in Frankreich errichteten „Garde de chevaux legers" und ebenfalls, wie diese, aus gelernten Jägern ausgehoben oder angeworben. Das erste Glied führte in der Paradeaufstellung Carabiner, während das zweite Glied mit gezogenen Büchsen und das dritte mit Bajonnettflinten bewaffnet war. Auch die sächsischen Freischützen, welche überdies viele Freiheiten und Vorzüge genossen, waren eine blose Leibwache des Königs. Seit 1752 erscheinen sie als „Carabiniers-Garde" in den Armeelisten und die Offiziere und Mannschaften rangirten, laut Ordre vom 26. Januar 1752, einen Grad höher in der Armee. 6.

Patent gegen das unwahrhafte Zeitungsschreiben. Gesetzliche Erlasse geben stets Zeugen der Zeit ab und die Cultur- und Sittengeschichte findet eine reiche Ausbeute in der Gesetzgebung jedes Landes. Das churfürstlich sächsische und königlich polnische Patent vom 31. August 1726, nach dem sich Jedermann des „unwahrhaften Zeitungsschreibens und Raisonnirens" enthalten solle, ist ebenfalls ein solches Zeichen der Zeit, und spricht sich vor Allem dahin aus: „Nachdem seither sich allerhand Leute angemasset, von Sachen, die den Staat angehen, Zeitungen zu schreiben und durch deren Versendung viele unwahre, mit anzüglichen und zur Verbitterung der Gemüther gereichenden Ausdrücken angefüllte Nachrichten auszustreuen, ingleichen von den auswärtigen Nouvellen, worin viele widrige Raisonnements enthalten, Auszüge zu geben und hierdurch das Volk zu mancherlei falschen Impressionen zu verleiten, soll sich dergleichen weiter hinführo Niemand unterfangen, sondern dessen männiglich enthalten, bei Strafe des Gefängnisses, Verweisung oder Festungsbaues" rc.

Der gleichzeitig regierende Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar erließ ein ähnliches Patent, worin er geradezu das Zeitungsschreiben verbietet und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung: „dieweil wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen." 6.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu eine Lithographie: Den im königlichen Schlosse zu Dresden befindlichen Gobelin betreffend. ☜

Montag, den 1. Juli.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis $1\frac{1}{4}$ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Zur Säcularerinnerung an Barbara Uttmann.

Auf dem Gottesacker in Annaberg steht ein einfaches Denkmal von Sandstein mit der Inschrift:

Hier ruht Barbara Uttmann
gestorben d. XIV. Januar MDLXXV.
Sie ward durch das i. J. MDLXI von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirgs.

Dieses Denkmal ist von Herrn August Eisenstuck sen., einem der Chefs des Annaberger Handelshauses Eisenstuck und Comp., das seit länger als 125 Jahren in erzgebirgischen Spitzen große Geschäfte gemacht hat, aus Dankbarkeit gegen Barbara Uttmann im Jahre 1835 errichtet worden, nachdem bis dahin nur eine kleine Metallplatte die Stelle bezeichnet hatte, wo Barbara begraben liegt.

Freilich enthält der zweite Satz der Inschrift eine doppelte Unrichtigkeit, sofern er überhaupt die Erfindung des Spitzenklöppelns der Barbara Uttmann beimißt und insbesondere diese Erfindung, ohne Einschränkung durch ein „um", definitiv in das Jahr 1561 verlegt. Denn bekanntlich war das Spitzenklöppeln zuerst in den Niederlanden (daher die „Brüsseler" und „Brabanter" Spitzen) und zwar schon vor dem Jahre 1561 daselbst heimisch. Auch war auf der alten Metallplatte, welche durch das Eisenstucksche Monnment verdeckt worden und welcher die Inschrift desselben theilweise entnommen ist, fast nur noch die Zeitangabe von Barbara's Tode zu erkennen, und es beruht daher die zweite Zeitbestimmung nur auf einer neueren Vermuthung. Dagegen ist traditionell gewiß, daß Barbara Uttmann, eine geborene von Elterlein, deren Familie aus Nürnberg stammen soll, um jene Zeit das Spitzenklöppeln zuerst in Annaberg lehrte und einführte, und wenn nun hieraus sehr bald ein ebenso für Sachsens Industrie und Handel, wie für die Armen des sächsischen und böhmischen Erzgebirges hochwichtiger Erwerbszweig erwachsen ist, welcher im Laufe von 300 Jahren viele Tausende von Händen beschäftigt und Millionen von Thalern und Gulden getragen hat und noch immer reiche Früchte trägt: so scheint es nicht nnangemessen, im Hinblick auf das Eisenstucksche Denkmal die 300jährige Säcularfeier nicht nur der Einführung des Spitzenklöppelns im Erzgebirge durch Barbara Uttmann, sondern auch des Andenkens an die Letztere selbst im gegenwärtigen Jahre zu begehen. In jedem Falle durfte nicht versäumt werden, durch Hinweisung auf dieses Denkmal unter Anknüpfung an die Jahreszahl 1561 das Ehrengedächtniß der verdienstvollen „Wohlthäterin des Erzgebirges" im Jahre 1861 zu erneuern.

Im Zusammenhange aber hiermit ist es Pflicht, noch eines zweiten, zu Ehren dieser Wohlthäterin und ihrer großen Verdienste um die Nachwelt errichteten Denkmals hier zu gedenken. Nicht von Stein oder Erz, sondern aus geistigem Stoffe durch die Presse geschaffen, besteht es in einer Dichtung, welche bereits vor 10 Jahren erschienen, aber bei Weitem nicht nach Verdienst gewürdigt und bekannt worden ist. Ihr Titel lautet: „Barbara Uttmann. Ein historisch-dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von G. Müller. Annaberg, Rudolph und Dieterici 1852." Der geistvolle Verfasser desselben, Herr Dr. med. Christian Gottfried Müller, war eine lange Reihe von Jahren hindurch practicirender Arzt und Bergphysikus in Annaberg, hat inmitten seiner umfangreichen und anstrengenden Berufsgeschäfte dieses Zeugniß seiner Theilnahme an den

industriellen, mercantilen und socialen Zuständen des Erzgebirges gestaltet, und verlebt jetzt seinen Lebensabend als rüstiger Greis in wohlverdienter und gelehrter Muse in Dresden. Aus dem Vorworte zu seinem Drama haben wir die obigen Notizen über das Eisenstuckſche Denkmal entlehnt. In demselben Vorworte findet sich weitere Auskunft über das Verhältniß seiner vaterländischen Dichtung zur wirklichen Geschichte.

Das Drama selbst entwickelt sich am Faden von Barbara's Schicksal, welche der Dichter aus den Niederlanden stammen läßt. Hiernach ist sie die Tochter des Brüsseler Senators de l'Autel, flüchtet unter dem Schutze Georg Uttmanns, Hauptmann im Dienste der niederländischen Statthalterin Margarethe von Parma, vor den Greueln der spanischen Inquisition nach Annaberg, findet dort im Hause von Georgs Vater, dem Fundgrübner Hans Uttmann, gastliche Aufnahme und vereinigt sich nicht nur, auf der Flucht von ihrem Beschützer getrennt, hier wiederum mit demselben, sondern wird auch dessen Gattin. Daraus ergeben sich die drei Abtheilungen: Heimath, Flucht, Wiedersehen. Die Handlung ist durch Persönlichkeiten belebt, die Situation spannend, der Dialog reich an schönen Gedanken, die Sprache einfach edel. So, um zur Charakteristik der beiden letztgenannten Eigenschaften der Dichtung nur ein Beispiel anzuführen, sagt Hauptmann Georg Abth. I. Scene 14:

„Kann reine Liebe, dieser Götterfunke,
Der aus dem ewigen Verhängniß fällt,
Gefühle in der Menschenbrust entzündet,
Die namenlos und unvergänglich sind, —
Kann solche Liebe abgeschätzet werden,
Wie Waaren, von dem Kaufmann ausgestellt?
Der Menschenbrust ist dieser Stolz gelassen,
Daß sie in ihrem Innern Schätze birgt,
Die nimmer einem Truge unterliegen."

Und Barbara setzt ergänzend hinzu:

„Was auf des Herzens tiefstem Grunde ruht,
Das kann die Welt wohl niemals ganz erfassen;
Dem Menschen selbst bleibt oft sein Herz ein Räthsel,
Weil die geheimen Kräfte der Natur
Von hier aus ihn zu seiner Laufbahn lenken."

Man sieht, der Dichter ist vor Allem, was der wahre Dichter immer sein soll: er ist Denker und Beobachter des menschlichen Herzens und der Denker und Psycholog ist zum Dichter geworden durch die Gabe schöner Einkleidung seiner Gedanken und Erfahrungen.

Zum Schlusse ist dem Drama ein „Epilog, gesprochen von einem Genius", beigegeben, in welchem Barbara's Kunst und der Segen dieser Kunst für „das Bergland Sachsens" gefeiert werden. Hierbei weicht nun allerdings das Müller'sche Denkmal im Wort von dem Eisenstuckſchen Denkmale in Stein in Betreff der säcularen Zeitbestimmung ab. Denn der Epilog soll unter einer Säulenhalle gesprochen werden, in welcher die transparente Inschrift erscheint:

Barbara Uttmann
lehrte
Sachsens Berg-Bewohnern
das
Spitzenklöppeln
im Jahre 1568.
Ein sinniger Geist, eine thätige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland.

Diese abweichende Zeitbestimmung mit der Annahme des Jahres 1568 hängt aber unverkennbar mit dem Bedürfnisse des Dichters zusammen, Barbara's Anwesenheit in Annaberg mit der Geschichte des Abfalls der Niederlande, also Poesie und Geschichte thunlichst in Einklang zu setzen, und es macht diese poetische Feststellung des säcularen Jahres selbstverständlich keinen Anspruch auf historische Gewißheit.

Sei dem jedoch, wie ihm wolle: dankbares Andenken an Barbara Uttmann und patriotische Gesinnung haben beide Denkmäler geschaffen und, jedes in seiner Weise anerkennenswerth, verdienten sie wohl einmal im „Sachsengrün" besprochen zu werden. Mit einer 300jährigen Säcularfeier aber der von beiden verherrlichten Persönlichkeit und Thatsache würde dem Andenken an diese ein drittes Denkmal errichtet werden, welches nicht nur einzelnen Patrioten, sondern der ganzen erzgebirgischen Bevölkerung zur Ehre, einem guten Theile vielleicht auch zu Segen gereichte.

Ernst Pfeilschmidt.

Der zoologische Garten bei Dresden.

(Schluß.)

Vom Seehundsbassin gelangen wir zu den Hirschparken, welche in verschiedenen Abtheilungen folgende Arten enthalten:

28) Edelhirsche (Cervus elaphus), vertreten durch zwei prachtvolle Exemplare in Abtheilung 28 und ein jüngeres dergleichen in der daneben befindlichen Abtheilung, ferner durch drei Hirschkühe, von denen zwei von ihren hier geborenen Kälbchen begleitet werden.

29a) Schweinshirsch (Hyelaphus porcinus) aus Indien, weniger als andere bekannt. Bleibt klein, etwa bis 3½ Fuß lang, sieht braun aus, hat dünne Geweihe und eine längere Blume, die er im Laufe aufgerichtet trägt. In Indien wird er wegen seines Fleisches gewöhnlich gemästet und würde auch für das mehr gemäßigte Europa acclimatisationsfähig sein.

29b) befinden sich die Damhirsche (Dama vulgaris), ein Hirsch und zwei Hirschkühe, deren Winter- und Sommerkleid ein vorzüglich auffällig verschiedenes ist. Die eine der letztgenannten führt ebenfalls ein hier geworfenes Junges.

30) Rennthiere (Tarandus rangifer). Diese Bewohner des höheren Nordens gewöhnen sich doch unter gewissen Vorsichten an das gemäßigte Klima. Eine Einsammlung ihrer Lieblingsnahrung, der sogenannten Rennthierflechte (Cladonia rangiferina), ist in unsern Wäldern nicht schwer, da sie überall in ungeheurer Menge vorkommt.

Vom Rennthierpark wendet man sich rechts nach dem Mittelpunkte des Ganzen, dem großen und geschmackvollen

31) Affenhause. Dieses, aus einer geräumigen Rotunde als Spielplatz der Affen und einem dieselbe umschließenden halbkreisförmigen Massivbaue bestehende Gebäude dient zugleich als Ueberwinterungshaus für Vögel und kleinere Thiere, da der Massivbau mit Wasserheizung und längs des durchlaufenden Corridors auf beiden Seiten mit Zellen versehen ist.

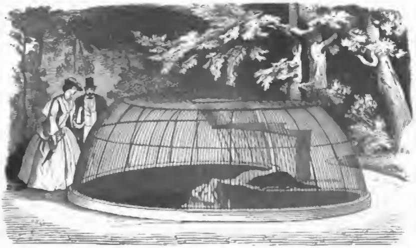
Die in der Rotunde bei warmem Wetter sich tummelnden Affen, über 30 an der Zahl, sind: ein weiblicher Mandril (Papio Mormon), mehrere Paviane (Papio Sphinx), Meerkatzen (Macacus cynomolgus und M. radiatus), ein Schweineschwanzaffe (Inuus nemestrinus), der Barru der Malayen, welche ihn zum Abnehmen der Cocosnüsse abrichten sollen, eine Beschäftigung, die ihm den Namen Carpolegus verschafft hat. Der Name „Schweineschwanzaffe" gründet sich auf die überraschende Aehnlichkeit seines Schweifes mit dem des Schweines.

In einer der großen, nach Außen sich öffnenden Seitenzellen haust ein andrer Mandril, ein schönes und seltenes Thier von Guinea.

In andern Abtheilungen sind untergebracht zwei zartere Affenarten, welche sich mit den andern nicht wohl vertragen: der Patas (Cercopithecus ruber), den Meerkatzen angehörig, und der

der neuen Welt angehörende Kapuzineraffe (Cebus capucinus) in zwei Exemplaren, welche als Baumthiere den schwerfälligen am Boden des Behälters sich aufhaltenden Gürtelthieren (Dasypus septemcinctus und D. novemcinctus), den Tatu-Peba's der Südamerikaner, ihren Platz nicht streitig machen.

Zur rechten Seite des vor der Rotunde stehenden Beschauers birgt eine ebenfalls nach Außen sich öffnende Seitenzelle vor der Hand vier junge Wölfe (Canis lupus). Die grauwolligen, immer zum Spielen und Raufen geneigten Thiere, lassen den spätern Mörder und Räuber wohl noch nicht ahnen. In der symmetrisch gegenüberliegenden Zelle treffen wir ein Raubthier, das den Typus dreier Thiergeschlechter, der Hunde, Hyänen und Katzen, in sich vereinigt: die afrikanische Zibethkatze (Viverra Civetta). Von der asiatischen Zibethkatze durch eine starke, im Zorne sich aufrichtende Rückenmähne, durch Färbung und hundeähnliche Kopfbildung unterschieden, liefert sie doch, wie diese, jene stark riechende Substanz: Zibeth, welcher jetzt, durch Moschus aus dem Arzneischatz verdrängt, nur noch als „Witterung" für Bienen benutzt wird.



Fischotter-Bassin.

Von südamerikanischen Aeffchen, welche durch die sehr breite Nase mit großen Nasenlöchern sich auszeichnen, besitzt die Gesellschaft den Quistiti (Jacchus vulgaris), auch Seidenäffchen und Sagouin genannt, aus Südamerika, ein ungemein zärtliches, immer frierendes und immer wimmerndes, mehr nächtliches Thierchen, und die Marikina (Marikina Rosalia), von welchen der letztere unter die sogenannten Löwenäffchen gehört, von denen das Humboldtische das eigenthümlichste ist. Das hier vorhandene ist eigentlich das Pompadour-Aeffchen, so genannt, weil Madame Pompadour die Besitzerin des ersten bekannt gewordenen Exemplares gewesen. Vom Cap Frio in Brasilien. Beide sind in besonderen kleineren Käfigen untergebracht.

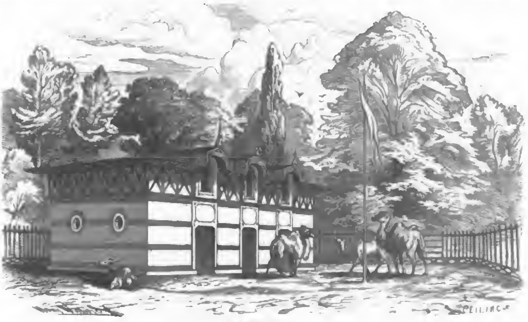
In der Nähe des Affenhauses sind ferner aufgestellt eine Volière mit vielen kleinen Schmuckvögeln, sogenannte Bengalisten u. s. w., verschiedenen Gattungen angehörig und von großer Mannigfaltigkeit.

Ferner drei Kästen mit den einheimischen giftigen und nicht giftigen Schlangenarten, Eidechsen und Salamandern. Eine ausführliche Erläuterung dient zur Belehrung des Publikums.

Dem Affenhause gegenüber befindet sich ein kleines Bassin für Schildkröten.

32) Wiese für Stelzvögel. Hier paradiren jetzt nur Löffelreiher (Platalea Leukherodia) und Störche (Ciconia alba), das treue, auch bei uns wie anderwärts so ziemlich geheiligte Thier.

33) Schnepfenvögel, Strandläufer und Kiebitze. Wer das Leben dieser zierlichen Thiere nicht zu beurtheilen versteht, der ist nie im Stande, sie glücklich transportiren zu können und die Mehrzahl stirbt jämmerlich auf der Reise oder baldigst nach der Ankunft dahin. Die überdies schlanken und immer thätig beweglichen Thiere sind bei ihrer sehr großen Mannigfaltigkeit eine wirklich schöne Parthie für die zoologischen Gärten. Von Strandläufern sind in ziemlicher Anzahl Kampfschnepfen (Philomachus pugnax) da, vom Ufer der Ostsee. Diese Vögel sind darin so besonders merkwürdig, daß jedes männliche Individuum ein anderes, zum Theil schön gezeichnetes Kleid trägt, eine Eigenschaft, welche man unter in der Freiheit lebenden Thieren nicht wieder findet. Ihre Kämpfe sind in der Paarungszeit angestellte Duelle.



Kameelhaus.

Ferner sind hier vorhanden: die Säbelschnepfe (Numenius phaeopus), die Pfuhlschnepfe (Limosa melanura), der

Austernfischer (Haematopus ostralegus), der gewöhnliche Kiebitz (Tringa vanellus), der Alpenstrandläufer (Tringa Cinclus) u. a.

Alle diese Vögel zusammen gewähren einen sehr belebten Anblick.

34) Eulenhaus. Nächst dem gewöhnlichen Uhu (Bubo maximus), in beiden Geschlechtern, diesem furchtbaren Unhold für nächtliche Wanderer in felsigen Wäldern, sind die meisten einheimischen Arten beisammen und vergnügen durch ihr bizarres Benehmen. Sie gehören unter die allernützlichsten Thiere, die wir nur kennen; die Nahrung der meisten besteht aus Feldmäusen, und die rohe Sitte, die Eulen zu schießen und an die Scheunen zu nageln, wird wohl kaum noch geübt.



Seehunds-Bassin.

Außer dem Uhu sind dermalen vorhanden: die Schleiereule (Strix flammea), ebenfalls den Ohreulen angehörig und von ganz eigenthümlichem Benehmen.

Ferner von den Käutzen die Nachteule (Syrnium aluco) und das Käutzchen (Minervaeule, Athena noctua). Beide aus



Affenhaus.

unsern Wäldern. Die sonderbare nickende Bewegung der Käuzchen hat etwas Geheimnißvolles und Unheimliches an sich. Neuerdings hat die erste Abtheilung des Eulenhauses den amerikanischen Vertreter unsers Uhu's, den virginischen Schuhu (Bubo virginianus) aufgenommen. An Größe unsern einheimischen Vogel kaum erreichend, und durch eine mehr graue Färbung mit verwaschenen Dinten unterschieden, ist er doch ebenso berüchtigt als dieser, indem er allnächtlich sein den Indianer, wie den europamüden Ansiedler in Furcht und Schrecken setzendes Geschrei weithin ertönen läßt. Ein ausgestopftes Exemplar mit Glasaugen dient den indischen Priestern als Symbol ihrer Macht.

35) Haus für mittelgroße Raubthiere. Vor der Hand sind von den hierher bestimmten Raubthieren nur gewöhnliche Füchse (Vulpes vulgaris) vorhanden. Die Abänderung ohne weiße Haare in der Schwanzspitze nennen die Jäger den Brandfuchs. Dazu ein Cap-Schakal.

Die eine Zelle wird vom amerikanischen Halsband-Bisamschwein oder Pecari (Dicotyles torquatus) bewohnt. Eine auf dem Kreuze gelegene Drüse sondert eine starkriechende Flüssigkeit ab. Es lebt in größeren und kleineren Rudeln, und es werden hierbei gewiß viele der Beschauer an die racheschnaubende Meute des weißlippigen Bisamschweines, eines nahen Gattungsverwandten unsrer Art, erinnert, die den Jäger stundenlang verfolgen, und selbst dann, wenn er Rettung suchend einen Baum ersteigt, denselben belagern soll, bis die Sonne untergegangen ist.

Interimistisch hier untergebracht sind zwei Stachelschweine (Hystrix cristata) und ein Paar sogenannte Maskenschweine (Sus larvatus) aus Madagascar von bizarrer Gesichtsform.

36) Der Gemsfels. Außer zwei Gemsen vergnügt sich

hier noch ein einsamer sardinischer Mouflon (Ovis musimon) mit seinen Sprüngen.

37) Die letzte einzelnstehende Volière beherbergt unsern gewöhnlichen Kolkraben (Corvus corax).

Hiermit ist der Rundgang vollendet und man ist wieder bei den Straußenvögeln und der Restauration angelangt. Im Ganzen sind der Beschauung dermalen einige vierzig Arten Säugethiere und einige siebenzig Arten Vögel dargeboten.

hat während des Drucks durch eine veränderte Unterbringung einzelner Thiere folgende Gestalt angenommen:

1. Straußen.
2. Damhirsche.
3. Schmuckvögel.
4. Rehe.
5. Büffel und Zebu's.
6. Dachse.
7. Waschbären.
8. Enten und Schwanen.
9. Nagethiere.
10. Känguruh.
11. Gänse.
12. Coati's.
13. Bären.
14. Große Raubvögel.
15. Kleine Raubsäugethiere.
16. Rallen und Cormorane.



Eulenhaus.



Gems-Fels.

Wer zum unteren Eingange am Damme in den Garten eintritt hat gerade vor sich rechts den Fischotterkäfig Nr. 19, links das Seehundsbassin Nr. 27. Er thut am Besten, sich zuerst rechts nach dem Kameelhaus und der Hühnervolière (Nr. 20 bis 27) zu wenden und zurückkehrend entweder dem Wasser entlang oder auch bei den Hirschen vorwärts zu gehen und immer sich nach den Nummern zu richten.

Der Grundriß des zoologischen Gartens (s. vorige Nummer)

17. Schwäne.
18. Pelikane und Reiher.
19. Fischotter.
20. Kameele.
21. Lama.
22. Gazellen.
23.–25. Schaafe und Ziegen.
26. a—q. Hühner, Fasanen, Tauben.
27. Seehunde.
28. Hirsche.
29. a. Schweinshirsch.
— b. Damhirsche.
30. Rennthiere.
31. Affen.
32. Stelzvögel.
33. Schnepfenvögel und Kiebitze.
34. Eulen.
35. Mittelgroße Raubthiere.
36. Gemsen und Muflon.
37. Raben, Krähen, Dohlen.

Zur Geschichte der Tapetenwirkerei am Hofe zu Dresden.

(Schluß.)

Sämmtliche „hochkostbahrliche Tapecerey, auch Himeln, Baldachine, Tischtecken, Polster, Küssen, Leichentücher, Stühle von Sammt, Seide, gemahlte Tafeln, Tücher und dergleichen" wurden, soweit sie nicht für gewöhnlich in den Zimmern blieben, unter Inspection eines „Tapecerey-Verwahrers" im Schlosse im „Tapecereygewelbe in großen und kleinen beschlagenen Kasten" aufbewahrt. Das „Tapecereigewelb" befand sich im Parterre des Schloßflügels nach der Schloß-

straße. Der Verwahrer, welcher auch Tapetenwirker sein mußte, sollte nach einer Verordnung von 1565 die Sachen „Sauber vnd Reinlich halten, zu rechter Zeit in die lufft hengen, Ausklopfen, kehren vnd wittern. Ehr soll auch fleissige Achtung darauff geben, wan die tapecerey ganz oder zum theil gebrauchet werden sol Das dieselbigen wie sie in die gemach verordnet fleisig Aufgeschlagen werden, Hernach auch wieder Abgenomen Ausgekert vnd Reinlich an Ihren orth gebracht werden, Auch mit fleiß daran sein, das keines orts schade darzu geschehe, wo es Auch von Nöten ist, dieselbigen bessern zu lassen." Diese Instructionen blieben sich in der Hauptsache auch in spätern Zeiten gleich. Der Verwahrer erhielt dafür im Jahre 1592 80 fl. jährliche Besoldung. Eine „Sömmerei und Ausbesserei" war mit ziemlich hohen Kosten verknüpft. 1651 wurden dabei 15 Wochen lang 4 Schneider beschäftigt, deren jeder wöchentlich 30 Gr. erhielt, was 85 fl. 15 gr. ausmachte. Außerdem wurden für 9 fl. 3 gr. „leinen Zwirn, Zwecken, Kehrbesen, Seiffen, farbichten Zwirn, Wachß" u. s. w. gebraucht.

Auch in spätern Zeiten wurden von Seiten des Hofes fortwährend neue Tapeten angeschafft. — Im Jahre 1696 wurden für 13,996 Thlr. „spanisch-niederländische Tapeten" gekauft, die sogenannte Reitschule darstellend, welche jetzt die Wohnzimmer Sr. Maj. des Königs schmücken. — Zu Anfang des 18. Jahrhunderts ließ man derartige Tapeten wieder in Dresden durch französische Weber fertigen. Durch Specialrescript an den Cabinetsminister Grafen von Wackerbarth d. d. Dresden 15. Mai 1714 ward Pierre Mercier als „Inspecteur des Tapisseries" angestellt. Zugleich ward der Geh. Kämmerier Starke beauftragt, ihm sofort 1000 Thlr. „zum dédommagement (Schadloshaltung), 1000 Thlr. vorschußweise auf künfftig zu liefernde tapeten, dann quartaliter von und mit dem Juli a. c. an zum Behuff seines Gewerbes 600 Thlr. gleichfals als Vorschuß und endlich statt der Wohnung jährlich 200 Thlr. von quart. Trinitatis an insteh. Jahres aus der Chatoulle zu bezahlen." Von diesem Mercier sind denn auch zwei Hautelissetapeten, welche sich noch jetzt im königlichen Schlosse zu Dresden befinden und die er 1719 nach zwei Bildern Louis de Sylvestre's wirkte. Das eine dieser Bilder enthält eine allegorische Darstellung des Abschiedes des Churprinzen Friedrich August von seinem Vater August dem Starken, als er 1711 die bekannte, 8 Jahre dauernde Reise antrat. Im altrömischen Costüme (mit Allongenperücke) verweist Friedrich August I. seinen Churprinzen an Pallas und Merkur; hinter dem Prinzen befindet sich dessen Oberhofmeister und Reisebegleiter Graf von Kos, dem die Vorsichtigkeit mit ihrem Glase zur Seite steht; einige Genien halten die Karte der Länder, durch welche des Prinzen Reise führen sollte. — Das andere Bild, von welchem sich die Skizze im Museum zu Versailles befindet, schildert die Vorstellung des Prinzen bei Ludwig XIV. am 27. September 1714 in Fontainebleau. Sylvestre malte dasselbe 1715 in Paris und wurde vielleicht infolge davon durch Rescript d. d. Dresden 28. Januar 1716 mit 1200 Thlr. jährlichem Gehalt als Hofmaler in sächsische Dienste berufen, zugleich mit dem auch in Paris lebenden Bildhauer Coudrai, welcher 400 Thlr. Besoldung erhielt. — Das andre Bild, den Abschied darstellend, malte Sylvestre jedenfalls in Dresden. Nach beiden Bildern fertigte Mercier seine Gobelins, die, wenn auch nicht immer in der Zeichnung, doch in der Farbe sehr gelungen und noch wohl erhalten sind. Auf der ersten Tapete (Abschied) ist folgende Inschrift eingewirkt: „Felicibus . Auspiciis . Regii . Saxoniae . Principis . Ad . Exteros . Iter." Die zweite Tapete (Vorstellung) hat die Unterschrift: „Regius . Polon . Princeps . A . Ludovico . Magno . Honorifice . Excipitur . MDCCXIV." Dieser Gobelin ist durch glaubwürdig erwiesene Portraitähnlichkeit der darauf befindlichen berühmten Persönlichkeiten höchst interessant und liegt in einer lithographischen Abbildung bereits der vorigen Nummer des Sachsengrün bei.

Der Churprinz war am 26. September von Paris in Fontainebleau angekommen, wo er am folgenden Morgen im Namen des Königs vom Marquis de Torcy begrüßt wurde, der ihm überhaupt als Begleiter während seines dortigen Aufenthaltes zur Seite blieb und ihn bei sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses einführte. Am Abend desselben Tages (27. September), nach 9 Uhr, machte der Churprinz der berühmten und geistreichen Herzogin von Orleans Elisabeth Charlotte (1652 zu Heidelberg geboren, vermählt 1671 mit Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwig XIV.) die Aufwartung und überreichte derselben einen Brief seines Vaters. Nachdem der König sich vom Souper erhoben und mit seiner Begleitung in das Schlafzimmer begeben hatte, wurde ihm dort nach 10 Uhr der Churprinz von der Herzogin von Orleans mit den Worten vorgestellt: „Monsieur voicy le prince Electoral de Saxsen, qui souhaitte que je le présente à V. M." (Brief der Herzogin an die Raugräfin Louise, d. d. Versailles 3. November 1714.) Diesen Augenblick hat Sylvestre zum Gegenstande seines Bildes gewählt. Die Herzogin von Orleans steht in der Mitte des Kreises, ihr zur rechten Hand Ludwig XIV., diesem zunächst zwei Damen, wovon eine die Herzogin von Berry ist. Mündliche Tradition will in der nonnenartig gekleideten Frau die Maintenon erkennen, doch befand sich dieselbe wahrscheinlich nicht bei der Vorstellung, wenigstens wird ihrer in keinem der Berichte auch nur mit einem Worte gedacht. Zur linken Hand des Churprinzen (welcher nicht zu verkennen ist) steht dessen Oberhofmeister, Graf Joseph Kos, Palatin von Liefland, — neben diesem der Geh. Rath Baron von Hagen, Reisebegleiter des Prinzen, — im Hintergrunde am Bette des Königs der Marquis von Torcy. Alle übrigen auf dem Bilde befindlichen Personen gehören dem Gefolge des Königs, der Herzogin und des Prinzen an, sind uns aber unbekannt.

Kos und Hagen schrieben an ihren Herrn, Friedrich August I., d. d. Paris 14. October 1714, daß Ludwig XIV. sich bei dieser Gelegenheit über des Churprinzen „glückliche Ankunft höchst fröhlich bezeuget, undt anbey freundlich versichert, Deroselben mit sonderbarer Obsorg in seinen Landen alle Mögliche vergnügung zu verschaffen, wie es Dero hohen meriten zuständig sei." — Die Herzogin von Orleans schrieb an die Raugräfin Louise, d. d. Fontainebleau 30. September 1714: „Er (der Churprinz) machte dem König Ein groß Compliment ohne ambaras recht mitt gutter manir recht woll. Es ist Ein schönner herr groß vor sein alter. Er ist woll Einen halben Kopff Lenger alß sein Herr Vatter, hatt gutte Minen, Er gefelt alle Menschen woll hir, Er ist gar nicht affectirt." Weiter schreibt die Herzogin, d. d. Versailles 3. November 1714: „Der König (Ludwig XIV.) hat Ihm gar höfflich geantwortet, — der printz hatt dem König seine Zwey hoffmeister graff cos undt Baron hagen praesentirt, welche hir auch so woll alß Ihr herr gar woll gerathen undt sich Von jederman Estimiren."

Der Maler der beiden Bilder, Louis de Sylvestre, war 1675 zu Paris geboren. Er lernte bei Carl le Brun und von Boulogne und studirte dann zu Rom, besonders unter Anleitung des Ritters Maratto, dessen Achtung und Freundschaft er sich zu erwerben wußte. Nach Paris zurückgekehrt, ward er Professor an der Akademie und malte u. A. 1703 für die dortige Cathedralkirche die Heilung der Lahmen vor der Tempelthür zu Jerusalem. In Dresden (s. oben) ward er 1725 zum Director der Malerakademie ernannt und von Friedrich August II. 1741 geadelt*). 1746 verließ er Dresden, wo er viele Schüler gebildet und überhaupt viel für die Kunst

*) Friedrich August I. hatte schon 1705 die Académie de peinture gegründet unter Direction des Hofmalers Heinrich Christoph Fehling († 1725).

gethan hatte und ging zurück nach Paris, wo er den 12. April 1760 in einem Alter von 85 Jahren starb. Ludwig XV. soll ihm eine Wohnung in der Galerie des Louvre mit einer Pension von 1000 Thlr. gegeben haben.

Sylvestre hat viele Denkmale seiner Kunst hinterlassen, welche sich im königlichen Schlosse, in der katholischen Hofkirche und in der königlichen Gemäldegalerie befinden. Auch die ehemaligen Plafonds im mathematischen Salon und im japanischen Palais waren von ihm. Sylvestre's Portrait befindet sich, gemalt von Raphael Mengs, unter den Pastellbildern der königlichen Gemäldegalerie (Nr. 1937); außerdem hat ihn L. Zuchi nach Pesne gestochen.

Nach Mercier wurde ein anderer Franzose, Namens Jaques Nermôt, 1743 zum Hoftapetenwirker ernannt; auch von ihm sind Arbeiten vorhanden.

Schließlich drängt sich noch die Frage auf, was aus der außerordentlich reichen Tapetensammlung im churfürstlichen Schlosse zu Dresden, dem 15., 16. und 17. Jahrhundert entstammend, geworden, da davon so wenig noch vorhanden ist. Theils mag sie wohl bei dem Schloßbrande 1701 vernichtet worden sein, der namentlich den Flügel traf, in welchem sich das „Tapecereygewelb" befand, theils mag eine spätere Zeit (namentlich nach dem 7jährigen Kriege) den hohen Kunstwerth der Tapeten nicht gehörig erkannt und geschätzt haben und so manches verloren gegangen sein. Erst der kunstsinnige Oberhofmarschall von Racknitz traf wieder Veranstaltungen, das noch Vorhandene zu retten, worüber Dr. Wilhelm Schäfer das Nähere in seinem Buche: „Die königliche Gemäldegalerie im neuen Museum zu Dresden, H. Klemm's Verlag. 1860. 4. S. 7 flg." erzählt. Außer den sogenannten „Rafaelschen Tapeten" retteten er und Andere noch 6 Bilderteppiche, welche sich jetzt ebenfalls im Kuppelsaal (Rotunde G.) des neuen Museums befinden, und die jedenfalls zu denen gehören, welche früher die alte evangelische Schloßcapelle schmückten und die Passionsgeschichte Jesu Christi darstellen. Wie die alten Inventarien besagen, (s. vorige Nummer dieses Blattes), sind sie in Wolle, Seide, Gold und Silber gewirkt. Neuere Kunstkenner schreiben die Patronen zu diesen Tapeten theils dem Quintin Messys, theils dem Johann von Schorel zu (s. Schäfer a. a. O. S. 8, Zusätze und Berichtigungen S. 2). Ueber die ebenfalls im Kuppelsaale des neuen Museums aufgehängten 6 Tapeten des Rafael siehe Schäfer S. 9 flg. Herr Ministerialrath Dr. Karl von Weber, Director des königlichen Hauptstaatsarchivs, hat neuerdings nachgewiesen, daß dieselben nicht ein Geschenk Leo X. an Churfürst Friedrich den Weisen waren, sondern von Friedrich August I. dem Feldmarschall Grafen von Flemming für 12,000 Thlr. abgekauft worden sind.

In neuerer Zeit haben sich Se. Excellenz Herr Oberhofmarschall von Gersdorf und Herr Hoffecretair Müller große Verdienste um Aufstellung der noch vorhandenen Tapeten, welche sämmtlich dem Ende des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehören, erworben. Dieselben sind dadurch dem Publicum zugänglicher gemacht und der Vergessenheit entrissen worden.

M. Fürstenau.

Das Thürmerhorn zu Coburg.

Sage.

„Malchus ruft!" — So flüstern sich die Furchtsamen der Bewohner Coburgs zu, wenn in finstern Nächten ein Sturm sich erhebt, wenn er an Thüren und Läden rüttelt, wenn er die knarrenden Wetterfahnen auf den Dächern um ihre Spindeln dreht und sausend und pfeifend die sonst so friedlichen und freundlichen Gassen der Stadt durchtobt.

Malchus? — Wer ist, wer war dieser Malchus, der den abergläubischen Großmüttern beim Windesgeheul solchen Schrecken einjagt, der das zagende Töchterlein zwingt, sich enger an die Mutter anzuschmiegen? — Die Sage berichtet es uns.

Vor vielen, vielen Jahren wohnte auf der alten Burg Coburg der Graf Hermann mit seiner herrlichen Gattin Beate. Der Graf war ein guter, freundlicher Mann, doch hitzig durfte er nicht werden, weil die Hitze ihn nicht selten zu Fehlgriffen verleitete. Beate war ein treffliches Weib, ein Schutzengel des Hauses, eine zartfühlende Mutter aller Unglücklichen und Nothleidenden.

Des Grafen Vater war durch Mörderhand gefallen und sein Sohn Hermann hatte gelobt, nicht eher zu ruhen, bis er des schändlichen Mörders habhaft werden und ihn bestrafen könne. Der Bösewicht stand aber unter dem Schutze eines mächtigen Bischofs zu Bamberg. Im Gefühle seines Rechtes forderte Hermann diesen Bischof auf, den Mörder, welchen er zu schützen und zu verbergen wage, sofort auszuliefern, doch der geistliche Herr ließ eine ausweichende Antwort geben und dem Grafen blieb nun nichts weiter übrig, als die Befehdung des hartnäckigen Bischofs. — So zog denn Hermann mit seinen Mannen gegen Bamberg. Der Bischof empfing die gräflichen Streiter sehr wohlgerüstet. Ein heißer Kampf entspann sich; der Graf drang immer heftiger auf die Bischöflichen ein; diese ergriffen endlich die Flucht und Hermann trug den Sieg davon. Mancher Kämpfer war in den Tod gesunken und zwölf Gefangene mußten die Sieger nach Coburg begleiten. Unter Sang und Klang zogen die Streiter des Grafen Hermann im heimathlichen Schlosse ein. Die zwölf Gefangenen wurden einstweilen im Burghofe aufgestellt. Elf derselben waren fröhliche und wohlgemuthe Jünglinge, die nichts verbrochen hatten und darum auf baldige Entlassung und Heimkehr hofften, aber der zwölfte war ein häßlicher, ziemlich bejahrter Mann. Sein Kopf- und Barthaar sah fuchsroth, sein Gesicht braun, finster und verzerrt; er ging niedergeduckt, so daß man sein tückisches Gesicht wenig beobachten konnte, und scheu verkroch er sich hinter die schönen kräftigen Knappen gleich einem Hunde, der die Schläge seines Herrn fürchtet. Da der Graf gerade abwesend war, so wollte man seine weiteren Befehle erst abwarten und darum mußten die gefangenen Bischöflichen etwa eine Stunde lang im Burghofe stehen, ehe sie in den geeigneten Gemächern des Schlosses sicher untergebracht werden konnten. Die jungen, harmlosen Leute trieben unter sich allerhand Kurzweil und waren eben in der heitersten Stimmung, als der Mönch Malchus, der Burgpfaff des Grafen, über den Hof einherschritt. Gehüllt in seine lange Kutte, näherte er sich den Jünglingen und warf ihnen in seinem Stolze verächtliche Blicke zu, denn er schien sich über die Heiterkeit der Gefangenen schwer zu ärgern. Wie es aber Leuten geht, die sich brüsten, die hochmüthig über Andere hinwegsehen und darum leichter zum Falle kommen, so erging es dem Burgpfaffen im wahren Sinne des Wortes. Der Pfaff trat beim Gange nach der Burghalle, zu welcher Stufen führten, auf sein Ordenskleid, wurde dadurch im Aufwärtsschreiten gehindert, verlor im Hin- und Herwanken das Gleichgewicht und fiel die Länge lang hin. Dies geschah in einer so possirlichen Weise, daß die jungen Knappen dabei laut auflachen mußten. Malchus stand unbeschädigt wieder auf, warf den Gefangenen zornglühende Blicke zu und sprach vor sich hin: „Wartet nur,

Eurer soll bei Gelegenheit gedacht werden und zuletzt soll Euch das Lachen schon vergehen!"

Als Malchus sich rachedürstend entfernt hatte, erschien der Graf Hermann. Dieser hörte von dem Gelächter, erkundigte sich nach der Veranlassung desselben, und trat darauf mit finstrer Stirn zu den Gefangenen, indem er sie andonnerte: „Ist das Sitte? Seid Ihr etwa zur Hochzeit hier und habt Ihr noch Zeit zu Witz und Lachen? Wie konntet Ihr in der Gefangenschaft noch Muthwillen treiben? — Wartet, Ihr sollt Eure Lage bald besser erkennen lernen!" —

Die funkelnden Blicke des zornigen Grafen überflogen die betroffene Schaar; es schien, als wenn die Augen Hermanns etwas Besonderes erspähen wollten. Bald erkannte er hinter den Jünglingen die zusammengekauerte Gestalt des Rothkopfes — den Mörder seines Vaters. Des Grafen innere Erregung wuchs; er stürzte auf den rothhaarigen Bösewicht, der sich wie ein Wurm krümmte, los, erfaßte ihn mit seiner nervigen Faust, schleppte ihn aus dem Kreise der Mitgefangenen heraus und wollte ihn eben mit dem Schwerte durchbohren, da besann er sich noch und rief: „Nein, so schnell soll Deine Furcht vor dem Tode nicht aufhören! Du bist in meiner Gewalt und verfällst dem Henker!" — Er stieß den Mörder von sich und befahl seinen Knappen, ihn in Eisen zu legen und ins Burgverließ zu werfen, dann aber rief er den übrigen Gefangenen im strengsten Tone zu: „Ihr seid keine braven Krieger, denn Ihr stehet mit Mördern im Bunde! In Ketten und im Kerker werdet Ihr es büßen!" —

Jetzt malten sich Bangen und Schrecken in den Gesichtern der armen Jünglinge. Diese wollten den Grafen durch Vorstellungen milder stimmen, doch Hermann gab ihnen kein Gehör, er gab vielmehr seinen Dienern die Weisung, die elf Gefangenen zu fesseln und in die düstersten Gefängnisse zu werfen, bis der Henker sie zum Tode führen werde. — Dies geschah denn auch, trotz allen Jammerns und Wehklagens.

Verstimmt und finster trat Graf Hermann in das Gemach seiner Gemahlin Beate. Dieselbe war schon von Allem unterrichtet worden, was sich im Schloßhofe ereignet hatte. Sie kannte schon das gute Gemüth ihres Mannes und war überzeugt, daß seine Hitze sich bald legen, daß er bei ruhiger Stimmung zu ganz andern Entschließungen zu bringen sein werde. Als kluge Frau schwieg sie, um die gelegenere Zeit abzuwarten. Später erzählte der Graf unaufgefordert, was er in Bezug auf den Rothkopf und die Jünglinge beschlossen habe. Beate hörte Alles ruhig mit an, dann sprach sie: „O Hermann, das thust Du schon nicht, das kann Dein edles Herz nicht wollen! — Den schändlichen Mörder magst Du strafen, wie er es verdient hat, doch die Jünglinge haben mit ihm nichts gemein; für sie ist schon die strenge Haft zu hart. — Unsere Söhne streiten jetzt draußen in Welschland mit; kann ihnen nicht ein Gleiches geschehen? Können sie nicht auch das Unglück haben, mit Verbrechern gefangen genommen zu werden? Was würden wir sagen, wenn man sie, die Unschuldigen, in der Art behandeln wollte, wie Du es mit den Elfen beschlossen hast? — Ach, Hermann, habe Erbarmen mit ihnen; schenke ihnen Freiheit und Leben!" — So oft der Graf den Bitten seiner Gemahlin auch schon nachgegeben hatte, so schienen doch diesmal die dringendsten Vorstellungen ganz erfolglos zu sein. Nach wiederholter inständigster Fürbitte errang endlich Beate so viel, daß ihr der Graf versprach, einem Theile der Gefangenen nur die Todesangst erdulden, sodann aber sie in ihre Heimath ziehen zu lassen.

„Was soll denn mit den übrigen Jünglingen werden?" fragte Beate und fügte angstvoll hinzu: „Willst Du die Armen wirklich dem Tode weihen?"

„Ja," entgegnete der Graf, „ja, sie müssen sterben, sterben mit dem schändlichen Mörder und zwar um Mitternacht, in derselben Stunde, in welcher mein sel'ger Vater durch Mörderhand gefallen ist."

Beate wollte weiter reden, da trat auf Befehl des Grafen der Thürmer Martin ein, indem er sich stumm und ehrerbietig vor seinem Herrn verbeugte. Graf Hermann näherte sich ihm und sprach: „Höre, Alter, in der nächsten Nacht sollst Du nur so viel Mal aus Deinem Horne blasen, als ich begehre."

„Wie viel Mal befehlt Ihr, Herr Graf!" frug der alte, grämliche Wächter.

„Das darfst Du jetzt noch nicht erfahren!" versetzte Graf Hermann, und fügte hinzu: „Merke genau, was ich Dir jetzt sage; die Sache ist sehr wichtig!"

„O gewiß!" antwortete Martin.

Der Graf hob bedeutungsvoll den Finger und sprach: „Höre denn! So viel Goldstücke ich Dir in der kommenden Nacht zusenden werde, so viel Mal sollst Du Dein Horn ertönen lassen; doch wehe Dir, wenn Du einen einzigen Ton mehr erklingen lässest, als ich haben will!"

Der Thurmwächter verneigte sich tief und schritt seinem Thurme zu, um oben in luftiger Höhe seines Amtes treulich zu warten.

Ein andrer Mann meldete sich noch bei dem Grafen, seiner Befehle gewärtig; es war — der Henker. Ihm wurde befohlen, gegen Mitternacht die zwölf Gefangenen aus ihren Kerkern heraufzuholen, nach dem Hochgericht zu führen und, wenn er den ersten Hornruf vom Thurme hören werde, zunächst den Rothkopf hinzurichten, beim zweiten Tone aus Martins Horne aber einen von den Jünglingen zu enthaupten und dann mit Hinrichtung jedes folgenden Gefangenen fortzufahren, so oft er den Hornstoß vom Thurme deutlich vernehmen werde; höre er jedoch des Thürmers Horn nicht mehr, so habe er in seinem Amte genug gethan und dann möge er die lebendig gebliebenen Jünglinge wieder nach dem Burghofe führen.

Der Henker versprach pünktlichsten Gehorsam und entfernte sich. —

Ein dritter Mann war zu der Verhandlung gekommen, ohne daß der Graf und seine Gattin von der Anwesenheit desselben etwas bemerkt hatten; es war Malchus, der Burgpfaff. Dieser hielt sich hinter einer Tapetenwand versteckt und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Alles, was der Graf in seiner Strenge anordnete.

Frau Beate versuchte nochmals, ihres Eheherrns Sinn zu mildern, aber jede Vorstellung war vergeblich. Der Graf entfernte sich. Von Unruhe gequält blieb seine Gemahlin im Gemache. Hier lag sie noch denkend im Sorgenstuhle; sie sann und sann und glaubte endlich einen passenden Ausweg zu Rettung der Jünglinge gefunden zu haben, daher sie augenblicklich zum Thurmwächter schickte und diesen zu sich bestellte. — Martin erschien. Die Gräfin empfing ihn sehr freundlich und sprach: „Ach, Martin, erfüllst Du mir wohl eine Bitte?"

„Mit Freuden, gnädige Frau," antwortete der Thürmer, „Ihr seid ja stets so lieb und gut mit mir; befehlt nur, und ich gebe das Leben für Euch!"

„Das Leben will ich nicht," versetzte die Gräfin, „aber doch begehre ich nichts Leichtes von Dir! Sei jedoch ganz unbesorgt; Dir wird nichts Uebles geschehen! — Du weißt, daß Du in nächster Mitternachtsstunde so viel Mal in Dein Horn stoßen sollst, als die Zahl der Goldstücke beträgt, die Dir mein Mann zusenden wird. Nun sähe ich es sehr gern, wenn heute Dein Horn gar nicht vom Thurme tönte; ich bitte Dich daher: Gehe, sobald der Graf das erste Goldstück Dir zugesendet hat, von Deinem Thurme herab, laß droben das Lichtlein brennen, verschließe die Thüren gewissenhaft und komme zu mir, bringe mir die Schlüssel und bleibe um Mitternacht unten im Schlosse."

Martin machte, als gehorsamer Diener seines Herrn, zu dem Vorschlage eine sehr bedenkliche Miene, denn er fürchtete die Strenge des Grafen. Beate wußte ihm jedoch die Sache so vorzustellen, daß er endlich einwilligte und zu kommen versprach; sie versicherte, alle Verantwortlichkeit auf sich nehmen zu wollen.

Als Martin das Zimmer verlassen hatte, schlich auch der Mönch Malchus eben so unbemerkt davon, wie er gekommen war.

Beate fühlte ihr Herz wieder erleichtert und eilte aus ihrem Gemach, um sich vollends zu zerstreuen.

Mit einbrechender Nacht kehrte ihr Gemahl zurück. Sein strenger Sinn war einer fröhlichen Stimmung gewichen. Beate benutzte den günstigen Augenblick und bat nochmals um Leben und Freiheit der Jünglinge; der Graf aber erwiderte ziemlich bestimmt: „Ich habe über das Loos der Gefangenen einmal entschieden und dabei wird es verbleiben!"

Die Gräfin wagte dringendere Bitten, während Hermann ausweichende Antworten gab. Endlich sprach er: „Die Goldmünzen liegen schon in meiner Hand und bald werde ich eine derselben absenden."

„Zeig' mir die glänzenden Todesloose!" rief Beate hastig, ergriff ihres Mannes geschlossene Hand, suchte diese zu öffnen, rang aber umsonst und gab Hermanns Hand wieder frei.

Eine Pause entstand. Zuletzt lächelte der Graf und sprach: „Nun, liebes Weib, so rathe doch, wie viel Goldstücke in meiner Hand liegen mögen!"

„O foltere mich nicht mit der schrecklichen Ungewißheit," versetzte Beate, „ich fühle jetzt gleich mit den armen Müttern, die um ihrer Söhne willen sicher in der höchsten Angst schweben!"

„Ich bin nicht so hart, wie Du glaubst," bemerkte der Graf im Tone leisen Vorwurfs, „da siehe und beruhige Dich!"

Hermann öffnete die Hand freiwillig und drinnen lag — ein einziges Goldstück. Beate war bei dem Anblicke hoch erfreut, lobte die Milde ihres Mannes, erkannte, wie unnöthig die Verabredung mit Martin gewesen war, wollte aber von derselben dem Gemahl nichts mittheilen, um ihn durch ihr Mißtrauen und durch die geheimen Anschläge gegen die Ausführung seines Willens nicht zu kränken. Sie schwieg also.

Bald nachher trat ein Knappe ein. Demselben übergab Graf Hermann das vorher gezeigte Goldstück unter der strengen Weisung, es dem Thurmwächter Martin zu eignen Händen sogleich zu überliefern.

Heiter verabschiedete sich Hermann bei seinem Weibe und dann streckte er sich ermüdet auf das Lager hin. Beate schlief nicht, denn sie erwartete den Thürmer. Dieser erschien auch bald, zeigte der freundlichen Herrin die Goldmünze vor und legte die Schlüssel des wohlverschlossenen Thurmes neben sich.

Dem Martin wurde zwar ein Ruheplatz angewiesen, aber ruhen konnte er nicht. Die Stunden schlichen langsam dahin. Angstvoll erwartete der Thürmer die Mitternacht und selbst die freundlichsten Vorstellungen der Gräfin waren nicht im Stande, seine Bangigkeit zu verscheuchen.

Nach 11 Uhr dröhnten dumpfe Schritte an den Mauern des Schloßhofes empor; die zwölf Gefangenen waren aus den Kerkern geführt worden, um nach dem Hochgericht geleitet zu werden. Schwer bedrückt folgten sie dem ernsten Henker unter Begleitung mehrer Knappen und tiefe Seufzer stiegen aus der Brust der Jünglinge auf. — Martins Angst nahm mit jeder Minute zu; er wußte zuletzt sich gar nicht mehr zu fassen und die Gräfin wandte Alles auf, den alten Mann zu beruhigen. Während Beide mit einander sprachen, schlug auf dem Thurme die Mitternachtsstunde. Kaum war aber der letzte Schlag verhallt, da tönte vom Thurme ein lauter Ruf aus Martins Horn.

„Hilf Himmel," schrie der alte Thurmwart, „mein Horn ruft vom Thurme! Ich habe ja Alles verschlossen; ruft denn der Satan?"

Eisiger Schauer durchrieselte die Gräfin und den alten Wächter; da zitterte der zweite Stoß aus dem Schreckenshorne durch die Nacht.

„Herr Gott," rief Beate, „bei jedem Rufe muß einer von den edlen Jünglingen verbluten! — Rettung! — Hülfe! Wer ist auf dem Thurme, Martin? — Hat sich mit Dir die Hölle verbunden, damit die kräftige Jugend unschuldig dem Tode geweiht werde?"

Aber das Horn tönte zum dritten, zum vierten Male. Von den Fackeln, die dem Henker auf dem Hochgerichte zur blutigen Arbeit leuchteten, fiel ein bleicher Schein an die Fenstern des Schlosses. In wahrer Verzweiflung rannte die Gräfin nach dem Schlafzimmer des Grafen, um ihn zu wecken, indessen Martin fast ohnmächtig und zitternd auf den Knieen lag. Der Graf war durch die Schreckensrufe wach geworden und trat seiner Gattin im höchsten Zorne entgegen. „Was ist das?" brüllte er. — „Martin handelt wider mein Gebot und die braven Jünglinge verfallen alle dem Tode!"

In demselben Augenblicke stürzte Martin herbei und krümmte sich, um Gnade flehend, vor den Füßen des Grafen.

Der Graf schrak vor der Gestalt anfangs zurück, dann rief er, sich besinnend, aus: „Martin, Du hier? Wer ruft droben aus Deinem Horn? Die Schlüssel her! Jeder Augenblick ist theuer!" Fort, fort zum Thurme, um wenigstens Einige zu retten!"

Schon war der siebente und achte Ruf verklungen und beim Hinwegeilen des Grafen ertönte das Horn zum neunten Male.

Wuthergfüllt stürzte Graf Hermann mit den Schlüsseln nach dem Thurme; die Thüre desselben war geöffnet. Der Graf rasete die Treppe hinauf, ohne die zwei folgenden Hornrufe zurückhalten zu können, und eben hatte er die Höhe erreicht, von welcher der sonst so friedlich klingende Ton verhallte, da schwirrte der zwölfte Ruf wie eine hohle Grabesstimme durch die Luft. — Gleich darauf hörte Hermann die Worte in die Nacht hinaus rufen: „Da lacht nun, ihr Narren, bis ihr genug habt, mich werdet ihr nicht wieder verhöhnen!"

Graf Hermann betrat wuthschäumend die Galerie, sah dort einen Menschen im Mönchsgewande über die Brüstung sich lehnen und hörte das teuflische Gelächter des grinzenden Bösewichts.

Der Mönch fühlte sich gleich darnach von zwei gewaltigen Fäusten gepackt und in die Luft emporgehoben. Ein kreischender Schrei entfuhr dem Munde des Pfaffen, doch alles Sträuben und Winden, womit er sich zu befreien versuchte, war erfolglos; mit riesiger Kraft wurde er über die Brustwehr hinweg in die schauerliche Tiefe geschleudert.

Ganz erregt und verstört kam Graf Hermann nach Hause. Martin hatte sich, von Furcht erfüllt, seinen Blicken entzogen und die Flucht ergriffen; auch Beate wagte nicht, sich ihrem Gemahl zu nähern. Dieser warf sich ruhelos auf seinem Lager umher und ehe der Morgen grauete, erhielt er vom Henker die Schmerzenskunde, daß alle Jünglinge mit Muth und Ergebung den Tod erlitten hatten. —

Lange Zeit verging, ehe der Graf Hermann seinen seit jener Schreckensnacht schwermüthig umdüsterten Sinn wieder erheitern konnte. Seine Gattin konnte ihn nur mit schwerer Mühe besänftigen und später erst Gnade für den armen alten Martin erbitten. — Auf dem gräflichen Hause schien ein Fluch zu haften, denn Hermann unterlag nicht nur in den Kämpfen mit seinen Vasallen, sondern auch im Streite mit den mächtigen Vätern der elf Hingerichteten, deren Blut

fürchterlich gerächt wurde. Die zwei Söhne des gräflichen Paares sahen die Heimath nie wieder; sie fielen in der Schlacht.

Seit vielen Jahrhunderten schlafen sie Alle, die in der Erzählung vom Thürmerhorn eine Rolle spielen, aber die Sage lebt fort. Sie ist es, welche heute noch geisterhafte Hornrufe von Coburgs Thürmen durch die Sturmesnächte tönen läßt, und immer noch flüstern dort ängstliche Gemüther in grausiger Nacht sich zu: „Hört, hört, der Malchus ruft!"

Robert Wolfram.

Die Hefenführer im 15. und 16. Jahrhundert,

eine alte, gänzlich in Vergessenheit gerathene und verschollene Innung.

Eine alte geschlossene Innung, deren die Jetztzeit nicht mehr gedenkt, und die wohl gänzlich in Vergessenheit gerathen ist, bildeten im alten Sachsen im 15. und 16. Jahrhundert die Hefenführer, Leute, die im Lande umherzogen und die Bewohner der von größeren Städten entlegenen Orte, mit Hefen zum Backen ihres Brodes und sonstiger Lebensbedürfnisse versorgten. Da Brauereien, im umfassenderen Sinne des Wortes, zu damaligen Zeiten in Sachsen, und besonders auf dessen plattem Lande, noch zur Seltenheit gehörten, woraus die Bevölkerung ihren Bedarf an Hefen hätte entnehmen können, so bildeten diese Hefenführer die Vermittler dieses zur Hauswirthschaft so unumgänglich nöthigen Materials zur Beschaffung und Bereitung des vorzüglichsten Lebensmittels der Menschen, — des täglichen Brodes. Sie führten ihren Vorrath an Hefen mit ihren eigenen Gespannen in großen Fässern auf Wagen stets mit sich. Solcher Gespanne hatte ein Hefenhändler oft zwei bis drei, die er dann in der Gegend, welche er gerade bereiste, nach verschiedenen Richtungen hin vertheilte. Ja diese Hefenführer, die ihre Tour in bestimmten Zeitfristen zu wiederholen pflegten, haben sogar in den früheren, oben genannten Jahrhunderten, wo Posteinrichtungen nur hie und da im Entstehen waren, die Vermittler gemacht in näheren und entfernteren Orten, mochte es nun durch Briefe sein, oder in mündlichen Aufträgen bestehen, sie bildeten eine lebendige Post unter den Familien, Freunden und Geschäftsleuten. — Die Hefenführer, die ihre Waare aus dem benachbarten Bayern und Thüringen nach Sachsen einführten, und diese Hefen aus den Fässern auch im Einzelnen an die verschiedenen Consumenten abgaben, waren mit der Zeit zu einer solchen Anzahl herangewachsen, daß sie, um sich vor fremden Eindringlingen, und besonders vor denjenigen Schmugglern, die durch schlechte Waare, welche sie heimlich vertrieben, das Gewerbe herunterbrachten, zu schützen, sich zu einer förmlichen Innung, zu Schutz und Trutz gegen Fälscher und Eindringlinge, zusammenthaten, indem sie sich gegenseitig fest verpflichteten, gute Ordnung unter sich selbst zu halten. Der erste, dieser neuen Innung „der Hefenführer" vom Landesherrn ertheilte Lehnsbrief, stammt aus dem Jahre 1415; die späteren, mit den Zusätzen und Erneuerungen aus den Jahren 1446, 1568. Den Hauptsitz ihrer Innung und ihre Lade hatten die Hefenführer in der Stadt Schleusingen bei Hildburghausen, die zu jener Zeit zu den Besitzungen des Herzogs von Sachsen-Zeitz gehörte, und mußten dieselben, als landesherrliche Abgabe, jedes Jahr 6 Pfund Ingber und 8 Pfund Pfeffer gewähren. Sie erwählten sich ihre besonderen Innungsvorstände und Obermeister, ganz wie andere Innungen damaliger Zeit. Diese Obermeister führten auch den Namen Oberhefenführer und als solche werden in dem ältesten Innungsbriefe vom Jahre 1415 namentlich aufgeführt: Fritz Entter von Schleusingen und Carle Bawer von Coburgk. Andere, größere Hefenführer waren: Henricus Heuer (die Familie Heuer scheint die bedeutendste unter den Innungsgenossen gewesen zu sein) und Fritz Walther, beide von Coburgk; Hans Brewer von Hildburghausen, Velten Hack und Jacob Link von Schleusingen u. A. m. Ja selbst weibliche Genossen finden sich in diesen alten Lehnsbriefen, z. B. Margaret Schumännin und Margaret Blümin, beide aus Coburgk.

In einem alten Lehnsbriefe des Landesherrn vom Tage Pauli Bekehrung des Jahres 1446 heißt es unter Anderm wörtlich:

„Außerdem sullen sie, alle Ire erbn und nachkommen nach uns und allen unsern erbn ewiclich tzinse und gulde alle Jar jerlichin reychin und gebn und in unser Huße da wir unser Kochin alzdann halden antwartin tzwei pfunt pfeffers und ein pfunt Ingebers Je In den Winachten heilgen Tagen. Sie sullen auch alle Jahre ein capittel legin und haben In unser Stad odder sloße in welcher sie wullen." ꝛc.

Aus dem Innungsbriefe dieser Hefenführer de dato Schleusingen den 3. Februar 1567, in welchem sie auch die „Heferzunft" genannt werden, sind besonders folgende Artikel hervorzuheben: 1) Mußte für den Eintritt in die Zunft von jedem neuen Hefer 12 Gulden baares Geld erlegt werden. 2) Das Hefentragen erstreckte sich auf Mann, Weib und alle ehelichen Kinder, doch durften aus einem Hause nie mehr, als 2 Personen auf den Handel ausgehen. 3) Das Wegkaufen von Anderen bestellter Hefen wurde mit 4 Gulden bestraft. 4) Um eine gleiche Summe wurden die gestraft, die durch gemiethete Leute Hefen austragen, oder verfahren und verkaufen ließen. 5) Kein Hefenführer sollte bei nächtlicher Zeit aufstehen, in der Absicht einem anderen Genossen dadurch im Handel zuvorzukommen und zu übervortheilen. 6) Keiner sollte 1 Pfund Hefen anders verkaufen, als um 12 alte Pfennige, bei 4 Gulden Strafe. 7) Bei gleicher Strafe durfte Keiner während des Gottesdienstes Hefen verkaufen. 8) Die Oberhefenführer sollen jedes Jahr einen Tag bestimmen und festsetzen und dazu alle Hefenführer zusammenrufen, damit ihnen die Artikel wiederholt vorgelesen werden könnten. Gewöhnlich war dies der dritte Osterfeiertag. Jeder, der an solch' einem Tag einen Haber oder Zank anfing, mußte 10 Gulden, und wer eine Gotteslästerung ausstieß 12 alte Pfennige Buße bezahlen, die Strafe, die die Obrigkeit über ihn verhing, noch unbenommen. Endlich mußte der Jüngste in der Zunft stets der Anderen Knecht sein, ohne Gegenrede. Die Hefenführer und ihre Innungen sind im Laufe ganz verschollen und ihre Zunft gehört nun dem Alterthume an. Bei ihr ist eingetroffen, wie es in ihren landesherrlichen Schutz- und Bestätigungsbriefe vom Jahre 1446 wörtlich heißt:

„Wir wullen Inn zu behulfen sin, das sy gefallen, Sie hinderte denn Gotis Gewalt!"

Alban Gumbrecht.

Ehemalige Freudentage und seltsamer Verurtheilungsmodus zu Zwickau.

Im Jahre 1518 hatte Herzog Johann, weil zu Weimar (seiner gewöhnlichen Residenz) die Pest wüthete, Zwickau, das er sehr liebte, zu seinem Hoflager gemacht, wo er sich auch über ein Jahr lang aufhielt. Die Fastnacht so lustig als möglich zu verbringen, lag im Charakter der damaligen Zeit, und Herzog Johann machte keine Ausnahme in diesem Streben seiner Zeitgenossen. Eine Menge Fürsten und Herren waren feierlichst zur Theilnahme an der Fastnachtslust eingeladen; sie stellten sich zahlreich ein, was für Zwickau ein rechter Segen wurde, denn des Geldes sparte man nicht und die da zusammenströmenden Fremden, hoher und niederer Geburt, ließen etwas Erkleckliches aufgehen.

Wir gedenken hier nur der seltsamen Spiele und Belustigungen, welche nach dem großen Turniere stattfanden.

Den Uebergang vom Turniere zu den Ergötzlichkeiten machte das martialische Schauspiel einer Musterung über 600 „gerüstete, gemusterte und wehrhafte Männer, mit all' ihrem Geschütz und Zugehörung" in Schlachtordnung aufgestellte Zwickauer.

Dann wurde die Comödie des Terentius „Eunuchus (der Eunuch, Verschnittene)" aufgeführt. Ob die Zuschauer sich an diesem, 161 Jahre vor Christi Geburt zu Rom aufgeführten Dichterwerke vergnügten oder nicht, wissen wir freilich nicht, jedoch ist anzunehmen, daß man doch die Befürchtung gehegt haben mag, das Vergnügen am „Eunuch" werde bei den Meisten kein allzugroßes sein, weshalb man in den Zwischenacten wahrhaft drastisch wirkende Späße zur Anschauung brachte, die auf das damalige Publicum mit ungeheurem Erfolge wirkten. Diese Intermezzo's betitelten sich: „Wie sich sieben Weiber um Einen Mann zanken" und als Contrast: „Wie sieben Bauernknechte um Eine Magd gefreit haben." Der Chronist Meltzer versichert, dies sei Alles „zierlich und wohl" abgegangen.

Der Freuden aber mußten mehrere sein. Nach der Comödie traten zweiundzwanzig Fleischhauer sämmtlich in gleicher Kleidung auf. Auf einer Kuhhaut hatten sie einen vermummten Menschen, den sie zu Aller Kurzweil tüchtig prellten. Dieses Fuchsprellen, wie man es nannte, soll dem Publicum zu großer Lust und Ergötzlichkeit gedient haben.

Dieser durchschlagenden Belustigung folgte der Schwertertanz, gewöhnlich von 9 Tänzern, 2 Pfeifern, 1 Trommler und 2 Hanswürsten executirt, diesmal aber von 24 gekleideten Männern „in fein und zierlich geschnitzten Kitteln" ausgeführt.

Nach diesem damals sehr beliebten Tanze, der in unsrer Galoppadenzeit ein entschiedenes Fiasco machen würde, kam ein höchst ergötzliches Stück, „eine Storchpromenade" auf offenem Markte an die Reihe. Achtzehn Männer, „wunderlich gekleidet, daß sie als Störche ausgesehen" spazierten einem vor ihnen hergehenden und Nüsse ausstreuenden Manne nach und lasen mit ihren Schnäbeln die Nüsse auf.

Es dürfte schwer sein, sich in dieses Vergnügen so hinein zu denken, daß man darüber lachen könnte; die Menschen damaliger Zeit waren für Späße leicht empfänglicher. Sie glichen in dieser Beziehung Kindern, die Vieles interessant und bewunderungswürdig finden, was Erwachsenen sogar albern erscheint. Wir glauben die frühere Lachlust mit der in unsern Tagen nicht besser vergleichen zu können, als wenn wir den schlagenden Contrast erwähnen, der zwischen dem gemüthlichen Wiener Publicum der ersten Decennien unsers Jahrhunderts, das sich über die ungehobelten, meist lasciven Späße der Kasparliaden bis in den siebenundzwanzigsten Himmel entzückt fühlte, und dem Nachwuchs desselben Publicums besteht, welches ganz andere Anforderungen an die Posse stellt und sie möglichst mit Anspielungen auf politische Vorgänge gewürzt verlangt.

Den Schluß der erzählten Fastnachtsvergnügungen, nachdem noch eine Menge anderer Ergötzlichkeiten zur Schau gekommen waren, machte der von 26 Böttchern im Schloßhofe zur Abendzeit ausgeführte Reifentanz aus, wobei Jeglicher „ein brennend Licht auf dem Kopf geführet."

Aber Etwas hatte diese Zeit doch aufzuweisen, was in der unsrigen wieder unter die Seltsamkeiten gehören würde, wenn es nämlich vorkäme. Fürst und Volk ergötzten sich gleichermaßen an diesen Späßen; da war keine Scheidewand in der Luft, die große Kluft des Ständeunterschiedes wies sich vom Vergnügen überbrückt, Fürst und Volk, Herren und Knechte lachten; jetzt — ja jetzt ist's ganz anders, das wahrhaft Herzliche fehlt, und das ist kein Gewinn, wenigstens keiner zum Lachen.

Wie man damals im Punkte des Vergnügens zuweilen das Extravagante liebte, so auch in allen andern Dingen, selbst in den Strafurtheilen. Verbannungen auf Dauer von hundert Jahren und einen Tag gehören, wenigstens in der Zwickauer Geschichte, gar nicht zur Seltenheit.

Indem wir einige dieser Verurtheilungsfälle hier erwähnen, glauben wir zur Characteristik der früheren Zeiten und Anschauungen beizutragen.

Das alte Zwickauer Recht gab dem Stadtrathe die Macht über Leben und Tod und es fehlte nicht an Vorkommnissen, wo dieses Recht in Anwendung gebracht wurde, denn jene Zeiten zeichneten sich durch große Leidenschaftlichkeit und Gewaltthätigkeiten aus. So wurde denn 1378 über Heinrich Limberger, der die schöne Ehefrau des Schlossers Ulmann entführt hatte, das Todesurtheil gesprochen, indeß es kam nicht zur Ausführung. Auf Fürbitte vieler ehrbarer Frauen verwandelte der Zwickauer Rath das Todesurtheil in Stadtverweisung auf Dauer von hundert Jahr und einen Tag bei 10 Meilen Entfernung. Da man doch nicht härter gegen Peter Pfannkuchen, Limbergers Helfer bei der Entführung der schönen Ulmann, verfahren konnte, als gegen diesen, so traf auch ihn dieselbe Strafe auf gleiche Zeitdauer. Bei den Zwickauerinnen muß demnach der Heinrich Limberger in sehr guten Credit gestanden haben, daß sich sogar der Rath veranlaßt sah, eine Milderung in der Strafe eintreten zu lassen, ein Beweis, daß die Frauen sich zu allen Zeiten auf die richtige Schätzung der Liebe verstehen.

Einem Schneider, Mathias Clarer, welcher eine Jupe falsch gemacht hatte, erging es nicht besser, wie dem Entführer der schönen Ulmann und seinem Beistand. Der Rath ließ die verpfuschte Jupe öffentlich auf dem Markte verbrennen und ihr Verfertiger wurde bei 10 Meilen Entfernung von der Stadt auf hundert Jahre und einen Tag ausgewiesen. Wie mancher Schneider, der einen Rock verdorben hat, würde, wenn dieses Verbannungsgesetz, das übrigens später noch mehrere Schneider Zwickau's traf, in unserer Zeit noch existirte, der Stadt, wo er Bürger und Meister ist, den Rücken kehren müssen.

Trotz dieser Strenge scheint der Zwickauer Rath doch aus recht verständigen Männern bestanden zu haben, denn obgleich die grassirende Wuth, in allen alten Frauen mit rothen Augen Hexen zu spüren, die sogenannte alte Schulzin der Zauberei bei ihm angeklagt hatte, so ließ er sie doch nicht verbrennen, sondern verbannte sie auf „hundert Jahr und einen Tag."

Wie die Vergnügungen ein Volk characterisiren, so auch die bei ihm üblichen Strafurtheile. Ernst wie Scherz tragen die Malzeichen unsrer Bildung, unsers innern Werthes an sich, sie verleugnen sich zu keiner Zeit.

Fr. Subojatzky.

Miscellen.

Das Alterthumsmuseum in Freiberg. Es ist schon nach einjährigem Bestehen dem Freiberger Alterthumsverein gelungen, in der alten geschichtlich denkwürdigen Bergstadt Freiberg ein permanentes Alterthumsmuseum der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dasselbe, in der alterthümlichen sogenannten „Kastenstube“ des Kaufhauses am Obermarkt befindlich, wurde am 17. März d. J. eröffnet und erfreut sich seitdem (bei einem sehr billig gestellten Entrée) zahlreicher Besucher. Dieselben finden hier so manche Zeugen der Kunstthätigkeit und Culturverhältnisse der Stadt Freiberg und unsers sächsischen, wie deutschen Vaterlandes aus der frühesten bis auf die neuere Zeit.

Es möge gestattet sein, von dem Inhalte des Freiberger Alterthumsmuseum hier nur Weniges andeutungsweise aufzuführen. Das Aufstellungslocal ist zunächst ringsum geschmückt mit alten Oelgemälden sämmtlicher sächsischer Churfürsten, ihnen reihen sich zahlreiche Gemälde und Holzschnitzwerke an, aus den Kirchen Freibergs und der umliegenden Ortschaften. Auch die bürgerlichen Alterthümer sind reichlich vertreten, namentlich durch die verschiedenartigsten Kriegs- und Jagdgeräthe (zum Theil vom Freiberger Rathhaus und aus der schwedischen Belagerung stammend), alte Tortur- oder Marterwerkzeuge, sowie durch zahlreiche Gläser, Humpen, Willkomme, Kannen und Krüge, Teller ꝛc. aus alter Zeit. Außerdem verdienen auch Beachtung unter Glastafeln ausgelegte alte Stickereien und Fächer, Spielkarten und Alterthümer aus Freiberger Handwerksladen, Mönchsschriften und Malereien, Heiligenbilder und Amulette, alte Schmucksachen (darunter Luthers Verlobungsring) und verschiedene im Schutte Freiberger Klöster aufgefundene Gegenstände, Siegelabdrücke deutscher Kaiser, Könige und Städte ꝛc.

Für den Freund des Bergbaues dürften die gegen 300 Jahre alten bergmännischen Geräthschaften, welche man in neuerer Zeit in verfallenen Grubenbauen, u. A. der „Himmelfahrt“ bei Freiberg, gefunden hat, von besonderem Interesse sein, ebenso alte Bergbarten, Grubenlampen ꝛc. Um diese Gegenstände sind mächtige Schaustuffen mit reichen Silbererzen der ebengenannten Grube gruppirt.

Die Bibliothek des Alterthumsmuseums ist schon jetzt nicht minder reichhaltig, namentlich an sächsischen Chroniken, sowie an alten Handschriften und Documenten (aus dem 13. bis 18. Jahrhundert).

Das Freiberger Alterthumsmuseum erfreut sich übrigens noch fortwährend neuer Eingänge von nah und fern und befindet sich in stetem Wachsen. Die Annahme der für dasselbe eingelieferten Gegenstände (durch den derzeitigen Vorstand des Freiberger Alterthumsvereins, Buchdrucker Gerlach in Freiberg) erfolgt theils durch Schenkung, theils gegen Revers, durch welchen dem seitherigen Besitzer das fernere Eigenthumsrecht und das Recht beliebiger Rückforderung gewährleistet wird, theils endlich auch durch Kauf. G.

Der alte Blankenstein bei Wilsdruff. Dem Wanderer, der auf der Straße von Nossen nach Dresden dahinzieht und von Tanneberg hinunter in das liebliche Thal der Triebisch geht, fällt gegenüber auf der Höhe, ein wenig zur Rechten des Weges, eine stattliche Kirche mit ihrem schönen Thurme in die Augen. Es ist die Kirche des Dorfes Blankenstein. Als der Verfasser dieser Zeilen vor einiger Zeit in einem verwandten Hause daselbst auf einige Tage Herberge genommen hatte, wurde unter Anderem auch ein Spaziergang nach dem „Burgberge“ vorgeschlagen. Gesagt, gethan! Der Burgberg aber lag nur eine kurze Strecke hinter dem letzten westlich das Dorf schließenden Gute, westlich sich unmittelbar aus dem Thale der Triebisch erhebend, östlich durch ein muldenartiges Stück Feld, das jedenfalls früher von einem tiefen Graben durchschnitten gewesen war und später sich durch Aus- und Auffüllung gestaltet hatte, mit dem Dorfe zusammenhängend und war dicht mit üppigem Holz bewachsen. Die eifrigsten und genauesten Nachforschungen nach Burgruinen oder auch nur nach einer Spur davon blieben lange erfolglos, bis endlich im dichtesten Gebüsch und Gestrüpp der Verfasser zu seiner großen Freude in einer etwas kreisförmigen, doch nicht bedeutenden Vertiefung (bezeichnete sie die Stelle des früheren Burgverließes?) an der östlichen, nach dem Felde zu liegenden Seite ein großes, mächtiges Stück runden, starken Mauerwerks, offenbar ein Stück des alten Burgthurms in optima forma, über der Erde liegend, so compact zusammengehalten, als wäre es erst vor Kurzem abgesprengt worden, entdeckte. Trotz weiter fortgesetzter Nachforschungen, die durch den Holzbestand sehr erschwert wurden, gelangten wir zu keiner weitern Entdeckung und von der einst gefürchteten Burg Blankenstein ist nichts geblieben, als dieser letzte Trümmerrest. Wie ganz andre Empfindungen mochte der Anblick ihrer trotzigen, drohenden Gestalt einst in der Brust des Wanderers wecken, der die genannte Straße zog, als jetzt das freundliche Bild der weithin sichtbaren Kirche, die mit ihrem neuen herrlichen Glockengeläute die friedlichen, freundlichen Bewohner des Dorfes erinnert, wie reich sie von Gott in dieser Zeit gesegnet sind auf dem Stück des lieben Sachsenlandes, das sie bewohnen. Der Wanderer aber, der künftig jene Straße zieht, versäume nicht, im Triebischthale rechts abzubiegen und den Fußweg dann links nach Blankenstein hinauf zu steigen und den Burgberg aufzusuchen. Eine Besichtigung der Gebäude des letzten westlichen Gutes wird ihm zeigen, daß es jedenfalls das frühere, zur Burg gehörige Vorwerk gewesen ist, größtentheils jetzt erbaut von den Trümmern des alten Blankensteins. Der Blick von jenen Höhen ins Triebischthal und der Gang durch das Dorf nach Limbach und Wilsdruff wird ihn reichlich entschädigen für die wenigen Schritte Umweg, da er ohnehin auf der Chaussee nur Langeweile gefunden haben würde.

F. F.

Militärische Pflichttreue. Während der sogenannten sächsischen Bauernrevolution 1790 begaben sich an einigen Orten, wo Unruhen ausbrachen, die daselbst auf Urlaub befindlichen Soldaten, ohne eine Ordre abzuwarten, sofort zu ihren Regimentern, wo man oft durch sie die ersten Nachrichten empfing. Im Dorfe Wilthen hatten die Bauern ebenfalls beschlossen, den Gehorsam aufzukündigen. Der Gerichtsdirector ermahnte sie und drohte ihnen mit dem Militär. Die Bauern verlachten ihn und versicherten, daß die Soldaten ihnen nichts thun würden, denn sie wüßten schon, wie sie mit ihnen stünden. Der Gerichtsdirector ergriff nun einen Ausweg, der die beste Wirkung that. Er ersuchte einige beurlaubte Soldaten der Regimenter Prinz Anton und von Hartitzsch, lauter Söhne und Verwandte dortiger Unterthanen, an Gerichtsstelle zu erscheinen, und als dies geschah, fragte er sie in Gegenwart der Bauern, was sie thun würden, wenn die Unterthanen nicht ruhig bleiben, sondern sich aufrührerisch betragen sollten? Die Soldaten erklärten hierauf einmüthig, daß sie, treu ihrer Pflicht und dem Befehle ihrer Offiziere, keinen Verbrecher wider die Gesetze, und wäre es ihr nächster Verwandter, schonen würden. Erschrocken hörten die Bauern diese Erklärung an, erkannten ihren Irrthum, gingen ruhig auseinander und gaben von diesem Augenblicke an alle revolutionären Anschläge auf. 3.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Das königliche Schloß Mildenstein zu Leisnig.

Das alte Schloß Mildenstein, von dessen Martinscapelle wir in Nr. 14, S. 150, des Sachsengrüns berichteten, behauptet noch heute den Charakter einer ziemlich gut erhaltenen Ritterburg. Auf schroffem Felsen, nach der Nordostseite und der Mulde schief ablagernd, erbaut, ist es jetzt, im Leipziger Kreise des Königreichs Sachsen gelegen, der Sitz eines königl. Gerichtsamtes, königl. Bezirks-Steueramtes, sowie es das Expeditionslocal des vormaligen hiesigen Rentamtes und drei Beamtenwohnungen enthält. Schon in Urkunden aus den Jahren 1228, 1232 und 1245 wird es „Mildenstein" genannt, obgleich damit wohl mehr der Felsen, als das Schloß selbst gemeint gewesen sein mag. Früher hieß es Castrum Liznich, Liznik u. s. w. Man hält dafür, daß die 400 Jahre lang (möglicherweise von 900—1376 nach Chr. Geb.) die Leisniger Pflege beherrschenden Grafen und Burggrafen von Leisnig nicht in diesem Schlosse gewohnt haben, sondern es habe vielmehr „das burggräfliche Schloß an der Stelle gestanden, dahin hernach das Burglehn und etliche andere Häuser gesetzet werden, so daß zwei Schlösser oder Burgken, eines der Landesfürsten, zuvor des Reichs, und das andere der Burggrafen, allhier, wie bei der Stadt Meißen gewesen seind." (Cf. Caspar Schneider, Leisn. Ehren-Säule. 1668. S. 2b.) Ueber das Alter und den Ursprung des Schlosses hat man zwar keine bestimmten Nachrichten, Folgendes mag aber das Richtigste sein. Nachdem die Sorbenwenden, Delmantzen, Miltienen, welche am Muldenstrome gewohnt, von den deutschen Königen Karl dem Großen, Ludwig I., II. und III. und zuletzt vom Kaiser Heinrich I. im Jahre 919 völlig überwunden worden waren, lagen die von diesen Kriegen zerstörten Städte und auch Leisnig wüste. Von letztgenanntem ersten christlichen Regenten ward es, wie Camprad, Chronik S. 48, sagt: „aus der Asche wiederum erhoben und angerichtet" und Grafen oder Grenzrichtern (castellani de Lisenick) untergeben (927), deren erster Johannes gewesen sein soll, welcher im Jahre 933 dem genannten Kaiser gegen die Hunnen bei Merseburg beistand, so daß das Schloß Mildenstein nach dieser Schlacht angelegt worden wäre. Andere Geschichtsschreiber (z. B. Fabricius) wollen, daß dasselbe erst von Graf Wiprecht dem Aelteren von Groitzsch († 1124) errichtet worden sei. Markgraf Wilhelm der Einäugige von Meißen († 1407) hat es 1390 bis 1395 fast ganz von Neuem erbaut, da es in den Kriegen zwischen den Kaisern Adolph und Albert, sowie den Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Freudigen und Diezmann, sammt der Stadt sehr verwüstet worden war. In und bei diesem Schlosse, welches bis 1722 durch eine Zugbrücke vom Burglehn und der Stadt getrennt war, befinden sich folgende architectonische Merkwürdigkeiten.

Zuerst auf dem ersten Schloßhofe, links vom Eingange des zweiten Thores, steht, dem Eingange in das königl. Steuer- und Rentamt gegenüber, 1) ein colossaler runder Verließthurm, einige 70 Ellen hoch und 75 Ellen im Umfange. Seine Mauern, unten ungefähr 20 Ellen hoch aus großen Quadersteinen, von da an von Ziegelsteinen aufgeführt, sind 9 Ellen stark. Er ist oben offen, aber ein Stück herein mit Schutt ausgefüllt, weil man ihn vor ungefähr 60 Jahren abzubrechen versuchte. Südöstlich befindet sich in einer Höhe von circa 25 Ellen das Gewände einer Eingangsthüre, ohne

daß man absieht, wohin dieselbe geführt hat, denn es fehlt ihr jede Verbindung und jeder Zugang von Außen. Jedenfalls ist die Vermuthung richtig, daß dieser Thurm die Gefängnisse enthielt; auch soll er mit dem Hinterschloß in Verbindung gestanden haben. Ueber sein Alter sagt Schneider, S. 11, und Camprad, S. 41, „daß er um ein Ziemliches älter als das Schloß selbst, und bei den vielfältigen Einfällen der Hunnen, etwa bei Regierung Kaiser Ludwig IV. († 912), oder wie Etliche meinen, noch früher, aufgeführt worden sei." Auf der Südwestseite ist er ein ziemliches Stück hinauf von Quadern und Ziegeln entblößt, sonst ist er aber gut erhalten und galt schon in früheren Zeiten für eine Merkwürdigkeit, denn Churfürst Johann Georg IV. hat „eine Tonne Goldes dafür geben wollen, wenn er ihn sehen könnte." (Cf. Schellenberg, Chronik der Stadt Leisnig, S. 207.)

2) Der kleinere Thurm, welcher sich auf dem Burglehn befindet, ist dem eben beschriebenen in Gestalt und Bauart ähnlich, nur weit niedriger und schmäler als jener und steht in dem zum Hause des Bezirksarztes Dr. Klinger gehörigen Gärtchen. Es ist eine runde Warte, der rothe Thurm genannt, jetzt durch zwei große Oeffnungen durchbrochen, auch älter als das Schloß, wie Camprad, S. 35, glaubt und galt noch bis zu Leisnigs Brandjahr (1700) für eine Zierde der Stadt. Er ist gewiß auch höher als jetzt gewesen, denn eine Urkunde vom Jahre 1624 klagt, daß ihn das Wetter immer mehr zerstöre. In diesem Jahre versah auch der damalige Schösser Matthes Horn denselben mit einer Haube und stark vergoldetem Knopf und ließ unter der Bedachung ein geräumiges Gemach anlegen, von welchem aus man eine weite Aussicht hatte. Seine jetzige traurige Gestalt mag er wohl im Jahre 1791 erhalten haben, als man ihn abzutragen versuchte, ihn aber nur um 18 Ellen zu verkleinern vermochte, da Kostspieligkeit und Schwierigkeiten dem Unternehmen entgegen standen. König Friedrich August II. hatte die Erhaltung dieser Denkmäler der germanischen Heldenzeit anbefohlen. (Schellenberg, S. 231.)

Nicht minder enthält 3) der kleine Schloßhof Alterthümliches. Man gelangt zu ihm aus dem großen Schloßhofe, nahe bei dem unter 1 genannten großen Thurm vorbei, durch einen engen gepflasterten, ziemlich düstern Gang. Der Hof ist eng, doch fast ein Viereck bildend; die denselben umschließenden Gebäude sind hoch und der hohle Ton, den das Pflaster vom Tritte des Wanderers wiedergiebt, zeugt, daß das Souterrain weite und uralte Kellerräume enthält. Indeß Das, was in diesem Hofe besondere Aufmerksamkeit verdient, ist eine an der mittägigen, von der Hinterwand des Hauptgebäudes des Vorderschlosses gebildeten Umfassungsmauer befindliche heraldische Antike, welche ungefähr 12 Ellen hoch sichtbar und ziemlich vollständig erhalten ist. Es ist ein Portal von mittlem Umfange, welches in einem halbrunden Bogen in einer Art Knauf mit Schnörkeln seinen Vereinigungspunkt hat. Dieses Portal ist jetzt vermauert, aber ersichtlich ist, daß es zum Austritt auf einen Balcon gedient hat, wie solche oft in Ritterhöfen anzutreffen sind. Auf beiden Seiten erblickt man in erhabener Steineinfassung heraldische Basreliefs. Es sind zwei markgräflich meißnische Wappenschilder (nicht burggräfliche, wie Schellenberg, S. 200, glaubt), denn beide zeigen den schwarzen Löwen im goldenen Felde und das rechts angebrachte den sogenannten Judenkopf mit zipfelndem Pfauenwedel als Helmschmuck, welcher bekanntlich (cf. Sachsengrün S. 24) seit der Mitte des 14. Jahrhunderts das Wappen der Markgrafen von Meißen bildete. Das links stehende dagegen zeigt über dem Löwenbilde den abgeplatteten Helmvaz (Sturzhelm) mit zwei stehenden Balken und je drei auswärts gehenden Sparren, das Rippenwerk zu einem Kahne darstellend (s. Sachsengrün S. 41). Es ist dies das Reitersiegel Heinrich des Erlauchten (1221 bis 1288) als Markgraf von Meißen. Zugleich erhellt aus dieser heraldischen Exploration so viel, daß dieses Portal aus dem 13. Jahrhundert herstammen müsse.

Um endlich 4) noch einen Ueberrest aus der Zeit des Leisniger Burggrafenthums kennen zu lernen, verfügen wir uns in den Garten des Dr. Mirus sen., ehedem zum Schloß gehörig, aber schon früher in Privatbesitz gekommen. Es begreift dieser Garten den Bergabhang vom Burglehn an bis zum Mühlgrabenweg im Thale. Die alte Burglehnsmauer trennt ihn noch jetzt vom Schloß und der Schloßfelsen bildet hier den obersten Theil desselben. In diesem, nach ursprünglicher Anlage und jetziger sorgfältiger Unterhaltung von dem Geschmack seines gastfreundlichen Besitzers zeugenden Park, gewahrt man auf einem der zur Tiefe führenden Wege in einer aufwärts steigenden Schlucht eine 5 bis 6 Fuß breite, in den Felsen gehauene uralte Treppe. Sie war ehedem ganz verschüttet, unter Erde und Steingeröll verborgen und kam erst bei Anlegung des Parks durch den verstorbenen Finanzprocurator Mirus, den Vater des jetzigen Besitzers, zum Vorschein. Möglicherweise war es eine Ausfalltreppe, jedenfalls ist sie aber noch weit tiefer in das Thal herabgegangen. Die vorhandenen älteren Chroniken erwähnen diese Treppe noch nicht, da ihre Auffindung in das Jahr 1807 fällt. Um der Phantasie zu Hilfe zu kommen, stellte der Gründer dieses Gartens auf die mittelsten Stufen dieser Treppe eine Ritterstatue in voller Eisenrüstung, welche die Stufen herabzusteigen scheint und auf ihrem Schild die Jahrzahl 993 zeigt.

Dr. W. Haan.

Schloß Waldenburg.

(Hierzu eine lithographische Abbildung.)

Weder die beglaubigte Geschichte, noch die unzuverlässige Sage geben uns über die Entstehung und älteste Geschichte der Burg und Stadt Waldenburg an der Zwickauer Mulde irgend eine Kunde. Nachdem beide wohl schon Jahrhunderte lang bestanden hatten, werden sie urkundlich zum ersten Male im Jahre 1336 erwähnt. Besitzer derselben waren damals die mächtigen Dynasten von Waldenburg, als deren Urahn der Reichsministerial Hugo von Waldenburc im Jahre 1199 genannt wird. Veste und Pflege Waldenburg selbst gingen schon 1370, wahrscheinlich durch Kaiser Karl IV., als ein offenes Lehn an Friedrich von Schönburg über, bei dessen Nachkommen sie in ununterbrochenem Besitz bis auf unsere Tage geblieben sind.

Von den Baulichkeiten, welche damals zu der Burg gehörten, hat sich nur ein kleiner Theil in der hohen viereckigen Thurmwarte bis in die Gegenwart erhalten. Sicher aber besaß jene erste Burg, über deren Umfang und Gestalt und Raum eine Vermuthung geblieben ist, eine ziemliche Festigkeit. Denn als sich 1388 zwischen Veit I. von Schönburg und den Markgrafen von Meißen, Friedrich und Wilhelm, eine Fehde entspann, in deren Verlauf Veit in seiner Burg Waldenburg eingeschlossen ward, so war es den Truppen der Markgrafen nicht möglich, auch nach einer längern Belagerung die Veste einzunehmen. Allein nur zu bald darauf verlor sie als fester Platz ihre Bedeutung. Schon 1430, als die Hussiten verheerend das Muldenthal durchzogen, erlagen ihrem Andringen nach kurzem Widerstande Burg und Stadt Waldenburg und beide wurden durch Feuer verwüstet. Da die Herren von Schönburg damals wesentlich in Glauchau oder Hartenstein ihren Sitz hatten, so verging wahrscheinlich



Druck v. Rau & Sohn, Dresden

Schloss zu Waldenburg vor dem Brande.

Verlag v. W. Türk, Dresden

ein längerer Zeitraum, ehe die zerstörte Burg aus ihren Ruinen wieder erstand. Erst als am Ende des 15. Jahrhunderts Ernsts I. von Schönburg Wittwe, Anna von Rhieneck, ihren Wittwensitz in Waldenburg nahm, ward wieder aufgebaut, was 70 Jahre früher der Krieg zerstört hatte. Es bestand darnach dieses sogenannte hintere Schloß aus mehreren, zwei Stockwerke hohen Baulichkeiten, vor deren in dem westlichen Flügel gelegenem Eingange ein tiefer Graben sich befand. Außerdem war der Hügel, auf welchem die Burg lag, mit einem breiten, theilweise wassergefüllten Wallgraben umgeben.

Für einen größern Hofstaat bot dieses Schloß wohl in keinem Falle genügende Räumlichkeiten dar. Als daher 1556 Hugo I. eine besondere Linie Schönburg-Waldenburg mit der Residenz Waldenburg begründete, so schritt er bald nach dem Antritt der Regierung zur Erweiterung seines Schlosses. Westlich von dem älteren Schlosse ließ er ein neues, großartiges, mit sieben hohen Erkern und zwei Treppenthürmen verziertes Schloß im Renaissancestyle aufführen.

Allein kaum ein halbes Jahrhundert hindurch sollten beide Schlösser vereint von dem Reichthum und der hohen Stellung ihrer Besitzer zeugen. Zum zweiten Male mußte das hintere Schloß am 9. Februar 1619 ein Raub der Flammen werden. Bei einem Fastnachtsschmause brach ein Schadenfeuer in der Küche aus und innerhalb dreier Stunden hatten die Flammen die Dächer und sämmtliches Holzwerk des hintern Schlosses verzehrt. Zwölf Bürger der Stadt Waldenburg, die dem Umsichgreifen des verheerenden Elements hatten wehren wollen, wurden durch eine einstürzende Mauer erschlagen. Die Ruinen des verheerten Schlosses selbst blieben fortan eine Stätte der Verwüstung. Nur der hohe Thurm erhielt zwischen 1681 und 1700 durch Otto Ludwig, Herrn von Schönburg, eine 30 Ellen hohe kunstvolle hölzerne, mit Schiefer beschlagene Spitze. Das übrige Mauerwerk wurde zwar nicht abgetragen, aber auch nicht wieder mit einer Bedachung versehen. Es verfiel daher im Laufe der Zeiten mehr und mehr, bis endlich 1783 Graf Otto Karl Friedrich dasselbe bis auf wenige Ueberreste abtragen ließ. Nur das hohe, aus Rochlitzer Porphyr schön gearbeitete Portal wurde erhalten und am Eingange des Parks zu Greenfield aufgestellt. Die letzten Spuren jenes Schlosses, mit Ausnahme des Thurmes, verschwanden endlich 1840 bei der Erbauung des neuen Gewächshauses gänzlich.

Das vordere Schloß war in dem Brande von 1619 glücklich erhalten worden und ebenso blieb es unversehrt, als am 6. Juli 1727 die Stadt Waldenburg ein Raub der Flammen wurde. Allein für seine Erhaltung und Verschönerung wurde nur wenig gethan, da die Besitzer, die Grafen Otto Albert, 1644 bis 1681, Otto Ludwig, 1681 bis 1701, Christian Heinrich, 1701 bis 1753, und Christian August, 1753 bis 1754, nur selten in Waldenburg residirten. Erst als Graf Albert Karl Friedrich im Jahre 1755 Waldenburg zu seinem bleibenden Sitze erwählte, wurden auch mit den Baulichkeiten des Schlosses manche Veränderungen vorgenommen. Der nördliche Flügel wurde theilweise erhöhet und auf dem Schloßhofe ließ jener für industrielle Unternehmungen sehr eingenommene Herr eine Färberei anlegen. Er selbst starb schon 1765, ehe für das Innere des Schlosses etwas Wesentliches gethan worden war. Desto mehr geschah durch seinen Sohn, den Fürsten Otto Karl Friedrich, einem die Künste liebenden Herrn. Von 1778 bis 1800 erhielt das Schloß in seinem Innern eine durchaus neue Einrichtung. Besonders reich und geschmackvoll wurde der große Speisesaal im Style der Antike hergestellt. In seinem Aeußern aber blieb das Schloß unverändert. Allein auch hier wurden, nachdem die hohen Mauern fast 300 Jahre allen Stürmen widerstanden hatten, endlich Erneuerungen und Ergänzungen nothwendig. Im Jahre 1835 traten diese durch den Fürst Otto Victor in das Leben. Das hohe Satteldach und die mit Bildhauerarbeit reich verzierten Erker wurden jetzt gänzlich abgetragen, das Schloß um ein Stockwerk erhöhet und mit sechs sehr einfach gehaltenen Erkern gekrönt. Nach Beendigung der Erneuerungen im Aeußerlichen erhielten auch im Innern die im südlichen Flügel gelegenen Fremdenzimmer eine prachtvolle, wahrhaft fürstliche Einrichtung, wie denn überhaupt auf den Ausbau und die innere Einrichtung des Schlosses vom Fürsten Victor eine Summe von mehr als 100,000 Thalern verwendet ward. Das Schloß nahm ohne den Thurm und das an diesen stoßende, 1840 erbaute Gewächshaus mit seinem Salon, einen Flächeninhalt von 4317 Quadratellen ein, hatte 254 Fenster und enthielt außer einer Kapelle, zwei Sälen, zwei Archiven und fünf Expeditionslocalen, 85 verschiedene Piecen. Durch ein Druckwerk konnten bei einem entstehenden Brande sogleich alle Zimmer mit Wasser versehen und die einzelnen Flügel durch eiserne Thüren leicht von einander abgesperrt werden. Es schien überhaupt in das Reich der Unmöglichkeiten zu gehören, daß dieses große, feste Bauwerk jemals könne in allen seinen Theilen ein Raub der Flammen werden. Doch geschah dies am 5. April 1848. Der uns zugemessene Raum verbietet, auf jene traurige Katastrophe hier näher einzugehen.

Fürst Otto Victor, der großmüthiger und edler dachte, als Tausende, wollte Das, was die gemeinste Raubsucht und politischer Unverstand an ihm und an seinem Schlosse verübt hatten, der Vergessenheit anheimfallen lassen. Schon 1852 ließ er die Ruinen des alten Thurmes wieder mit einer Dachung versehen und ihm zur Seite ein Gebäude zur Einrichtung der verschiedenen Expeditionslocale herstellen. Im Jahre 1855 wurden die Ruinen des eigentlichen Schlosses vollständig abgetragen und mit dem Jahre 1856 der Bau des neuen Schlosses begonnen, der nach drei Jahren seine Vollendung erhielt.

P. Eckardt.

Das Wasserbassin auf dem Neumarkte zu Dresden.

Unter den wesentlichen Verbesserungen, welche der Stadt Dresden während der Regierung des fürstlichen Brüderpaares, Moritz und August, glorreichen Andenkens, zu Theil wurden, nimmt die Anlegung der von Plauen in die Altstadt führenden Weiseritzwasserleitung nicht die letzte Stelle ein. Von der durch sie gebotenen Füglichkeit, zu Jedermanns Gebrauch und namentlich zur Hilfe in Feuersnöthen auf den Straßen und Plätzen dieses Stadttheiles Wasserbassins (nach damaliger Ausdrucksweise „Röhrkasten") aufzustellen, machte man einen ziemlich umfassenden Gebrauch. Unter Anderm versah man mit solchen Bassins sowohl den Alt-, als auch den Neumarkt, und um hier mit dem Nützlichen auch das Schöne zu vereinen und der damals noch an öffentlichen ornamentalen Bauwerken sehr armen Stadt eine Zierde zu verschaffen, gab man diesen beiden Marktbrunnen vor den übrigen nicht blos größere Dimensionen, sondern auch gewähltere Formen und bildnerischen Schmuck. Beide Brunnen haben sich im Dienste zahlreicher Generationen bis zur Stunde erhalten, und während größere Bauwerke, welche sie bei ihrer Entstehung umgaben, verschwunden sind, behaupten sie noch heute ihren alten Platz. Doch auch über sie hat die Zeit manche Wandelung gebracht und auch sie haben somit ihre

Geschichte. Die des Brunnens auf dem Neumarkte ist nicht ohne einiges allgemeinere Interesse, namentlich weil sie uns zeigt, wie unsere Vorfahren in ihrer Genügsamkeit nicht verschmähten, an das kleine Bauwerk Erinnerungen an große Begebenheiten zu knüpfen und solchergestalt dasselbe zu einer monumentalen Bedeutung zu erheben.

Die Anlegung des gedachten Brunnens fällt in das Jahr 1574. Sie erfolgte durch den Stadtrath mit einem Kostenaufwande von 258 Gulden, welcher zum größten Theile aus angesammelten Polizeistrafgeldern und im Rathsdepositum vorhandenem „unwissenden Gelde" bestritten ward. Zur Zierde erhielt der Brunnen bereits damals ein „am Ständer angebrachtes Bildewergk", aus der Hand des „Steinmetz Melchior Barttoltt", sowie einen marmorfarbigen Oelanstrich durch „den Mahler Christoff Endele."



Nach vierzig Jahren schon war aber das Werk so hinfällig geworden, daß es einer gänzlichen Erneuerung bedurfte. Da sich mit deren Vornahme der Stadtrath nicht beeilte, sah sich der Churfürst, Johann Georg I., veranlaßt, mit wiederholten Befehlen einzuschreiten. Doch auch diese blieben ohne Erfolg, bis endlich der Churfürst in einem von ihm eigenhändig unterzeichneten Rescripte d. d. Zeitz, 25. April 1616, dem Rathe bemerkbar machte: „wie Ihm die Verzögerung der widerauf richtung des Rörkastens nicht wenig befrembtlich vorkomme" und damit die Verordnung an den Rath verband: „Ir wollet Euch in verfertigung angedeutenn baues dermaßen bezeigen, damit wir nicht zu mißgedankenn gerathen vnd zu anderer verordnung veruhrsacht werden mögenn."

Noch im Monat Mai desselben Jahres verdung nunmehr der Rath den Neubau des Brunnens „an den churfürstlichen Baumeister Johann Steger" für die Summe von 400 Gulden und „ein Tranckgeldt" von 30 Gulden zur sofortigen Ausführung. Steger machte sich hierbei unter Anderm anheischig, für die erwähnte Accordsumme den Brunnen auch „mit einem steinern außgehauenen Bilde, als Samson mit dem Löwen, daraus das Wasser lauffen soll, in Lebensgröße" zu versehen. Die Ausführung dieser Decoration unterblieb jedoch, weil inzwischen der Rath für gut befunden hatte, statt des „Samson mit dem Löwen" einen andern Gegenstand zu wählen, hinsichtlich des letzteren aber zu einer Einigung nicht gelangte. Uebrigens erhielt der neue Brunnen die Form eines Achteckes mit 10 Ellen Durchmesser und 2½ Ellen Tiefe. Der Bau oder seine Instandhaltung war aber so mangelhaft, daß bereits im Jahre 1629 der Boden des Bassins eine gründliche Herstellung erforderlich machte. Man bewirkte dieselbe unter Anderm dadurch, daß man mit einem Kostenaufwande von 150 Gulden die Fugen mit Blei ausgießen ließ. Dennoch war bereits im Jahre 1648 der Zustand des Brunnens wiederum ein solcher, welcher den Rath zu einem völligen Neubau nöthigte. Derselbe verursachte einen Kostenaufwand von 905 Gulden 11 Gr. 9 Pf., einschließlich der Summe von „45 fl. 15 gr. dem Bildhauer Christoff Abraham Walther vor das Friedensbildt, so auff diesen Röhrkasten gesetzt worden" und „28 fl. 12 gr. dem Churfürstl. Hof-Mahler Christian Schiebeling vor diesen Röhrkasten mit gesottenem Oehle vnd gutter Oehlfarbe abnzustreichen, darauff zu marmuriren vnd die Löwenköpfe vnd Röhre mit guttem Golde zu vergülden, ingleichen das neue steinerne Friedens-Bild dreimahl mit guttem Venetischen Bleyweiß unter Oehl abnzustreichen vnd die Zierrath sambt der Schrifft-Taffel mit guttem halbgeschlagenen Golde zu vergülden."

Das „Friedensbild", mit welchem hiernach der neue Brunnen geschmückt ward, beschreibt Weck (in seiner Chronik, S. 80) als „Irene, welche den Kriegsgott Martem unter die Füße gebracht hat und in der Ersten Hand einen grünen Zweig, in der linken aber unterwärts ein auf'm Postament ruhende vergüldete Tafel hält."

Letztere trug die Inschrift: „Pacem Qui Amas, Lege: Irene Sum, Quae Martem cruentum vici, fregi. Nunc Fontem Hunc Pacificum Aperui Ex Voto S. P. Q. D. Ao. MDCL."

Bild und Inschrift sollten an die Beendigung des dreißigjährigen Krieges durch den Osnabrücker Frieden erinnern.

Dieser historischen Beziehung dienten sie jedoch nur bis zum Jahre 1683. Hier war abermals eine Erneuerung des Brunnens nothwendig und gelegentlich dieser trat zwar wiederum eine „Irene" an die Stelle der früheren, allein in anderer Auffassung und zum Gedächtniß an eine Begebenheit, welche, eben erst in den Kreis der weltgeschichtlichen Thatsachen eingetreten, ihren frischen Eindruck auf die Gemüther übte und Sachsen und die Residenzstadt seines Churfürsten, Johann Georg III., um so freudiger berührte, je größer der Ruhm war, welchen bei ihr unter Führung dieses Fürsten die sächsische Tapferkeit sich errungen hatte. Diese Begebenheit war der Entsatz des von den Türken hartbedrängten Wien.

Diese damals, im Jahre 1683 in der Mitte des Bassins aufgestellte Statue der Irene ist dieselbe, welche noch jetzt den Brunnen schmückt und welche die beigefügte Abbildung wiedergiebt. Die auf den Seiten ihres Postamentes befindlichen Inschriften rühren ebenfalls noch aus jenem Jahre her und lauten:

„Deo Pacis Salutisque Statori optimo, Victori Turcarum ad Viennam Maximo Grates. — Pro felicitate Joan. Georg. III. Princ. Elect. Sax. Ducis Fortissimi. — Pro Tranquillitate publica Vota Qui Transis Mecum Funde",

während die vier Randseiten des Postamentes folgende Inschriften tragen:



Innere Ansicht der Schloßkirche zu Wechselburg.

Verlag von M. Turk, Dresden.

Cur. S. P. Q. D. — Memoria Ao. R. CHR.
MDCCLXXXIII.
Civ. Dr. Restituit Ao. MDCCCXXXVI.

Die letztere giebt Kunde von der neuesten, im Jahre 1836 (mit einem Aufwande von 700 Thlr.) unternommenen Renovation des Brunnens. Von früheren Renovationen desselben sind noch die aus den Jahren 1684 und 1719 zu erwähnen. Die erstere ward dadurch veranlaßt, daß er, der Helfer in so mancher Feuersgefahr, am Abende des 11. Februar gedachten Jahres selbst in solche Gefahr gerieth. Der Muthwille „eines bösen Buben" hatte nämlich das Stroh, mit welchem er zum Schutze gegen das Einfrieren „wohl vnd zierlich" verwahrt war, in Brand gesteckt. „Am meisten" — sagt die darüber vorhandene gleichzeitige Nachricht — „ist zu bedauern, daß die schöne Statua Irene oder Friedensbildt (fast omineux) durch die große Gluth ruiniret, auch der steinerne Wasserkasten außerhalb sehr verletzt worden." Anlaß zu der Renovation im Jahre 1719 gaben „die Festivitäten zur Hochzeit des Churprinzen."

H. M. Neubert.

Die Schloßkirche zu Wechselburg.

(Hierzu eine lithographische Abbildung.)

Die beiliegende Tafel gewährt uns einen Blick in die Schloßkirche zu Wechselburg, die zu den ältesten Baudenkmalen des Sachsenlandes gehört. Sie war ein Theil des im Jahre 1174 von Markgraf Dedo IV. gegründeten Augustiner-Klosters Zschillen. Nach erfolgter Säcularisation des Klosters wurde dasselbe, nebst dem dazu gehörigen Städtchen gleichen Namens und der Herrschaft Penig, von Churfürst Moritz im Jahre 1543 gegen die im Elbthal gelegenen Herrschaften Lohmen, Wehlen und Hohnstein an die Grafen von Schönburg im Tausch abgegeben und seitdem trägt denn die ehedem churfürstliche Herrschaft Zschillen den Namen Wechselburg.



Unsere Tafel zeigt den alten eigenthümlichen Altar, der ganz die im 12. Jahrhundert noch übliche Form hat. Das Bildwerk daran erinnert an die spätrömischen Arbeiten, wie sie in den Rhein- und Donaulanden öfter vorkommen.

Der nebenstehende Holzschnitt zeigt das Grabmal Dedo's. Dedo, mit dem Beinamen „der Feiste", ein Sohn des meißnischen Markgrafen Konrad des Großen und Bruder Otto des Reichen, erhielt durch die väterliche Theilung die Herrschaft Rochlitz, und Groitzsch durch die Wittwe seines Oheims, der Tochter des Grafen Wipprecht (die groitzscher Bertha genannt), sowie nach dem Tode seines kinderlos gestorbenen Bruders Dittrich einen Theil der Eilenburgschen Güter. Dedo hielt sich oft in der Nähe des deutschen Oberhauptes, Kaiser Friedrich I., auf, wie aus der Mitunterzeichnung des Vertrage mit Wilhelm von Sicilien erhellt, den Dedo beschwören mußte. Auch den Sohn Kaiser Friedrichs I., Heinrich VI., gedachte er nach Italien zu begleiten, als dieser Tancred, der nach Wilhelms von Sicilien Tode die Regierung an sich gerissen hatte, züchtigen wollte. Doch war Dedo zu reichlich von der Natur hinsichtlich seines Körperumfanges bedacht worden, als daß er die weite Reise nicht hätte beschwerlich finden sollen, und ließ sich daher von einem Quacksalber bereden, sich das Fett aus dem Körper schneiden zu lassen. Dedo unterwarf sich der schmerzlichen Operation und büßte am 13. August 1190 mit dem Leben. In dem 1184 von ihm begründeten Kloster Zschillen ward er begraben, und es beweist diese Klostergründung, daß er hinter seinen Brüdern mit einer geistlichen Stiftung nicht hatte zurückbleiben wollen, und beschenkte auch das Petersklester auf dem Lauterberge (Petersberge) bei Halle, welches sein Vater

gegründet, auf das reichlichste, zog von daher Augustiner nach Zschillen, welche aber, da sie sich nach Dedo's Tode gegen ihren Probst aufgelegt und diesem einen Fuß abgehauen hatten, aus dem Kloster vertrieben wurden und dasselbe darauf die Kreuzherren eingeräumt erhielten.

K. G.

Die böhmischen Exulanten oder die Begründung von Johanngeorgenstadt.

Die schrecklichste Folge der Unduldsamkeit unter den Christen ist unstreitig der dreißigjährige Krieg gewesen. Der meiste Zündstoff, aus welchem der furchtbare Kampf entbrannte, hatte sich in Böhmen aufgehäuft. Dort schürte Ferdinand II., der die böhmische Krone 1617 übernahm, die Flammen der confessionellen Feindseligkeiten im heftigsten Eifer für die katholische Lehre an, indem er wiederholt erklärte: „Ich will lieber alles Ungemach erdulden, will lieber in Gefangenschaft leben und eher in den Tod gehen, als gestatten, daß man die wahre Kirche verachte!" — Diese Intoleranz Ferdinands hatte ihren Grund in der Erziehung, welche die Jesuiten dem gedachten Fürsten in Grätz zu Theil werden ließen, in dem gewaltigen Einflusse, den sein Beichtvater, P. Lemmermann, auf Ferdinands Regierung äußerte.

Die Sache der Protestanten, die anfangs gut stand, nahm durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (8. November 1620) einen üblen Verlauf; der Gegenkönig Friedrich wurde gedemüthigt, und Ferdinand hatte nun Gelegenheit, sein zu Loretto abgelegtes Gelübde der Ketzerverfolgung zu erfüllen. Die Leiden der böhmischen Protestanten wurden täglich fürchterlicher. Am 21. Juni 1621 fielen auf dem altstädter Markte zu Prag dreißig protestantische Böhmen unter der Hand des Henkers; mit ihnen starb auch der Rector der Prager Universität, Dr. Jessenius, dem vor der Enthauptung die Zunge ausgeschnitten wurde. Hunderte von Edelleuten beraubte man ihrer Besitzungen, um einige derselben dem katholischen Adel, die meisten aber den Kirchen, den Klöstern und insbesondere den Jesuiten zu schenken. Noch viel Blut floß; die Altäre des Religionshasses rauchten. Tausende verarmten, Tausende suchten ihr Heil in der Flucht und in der Verborgenheit; Unzählige liefen, vom Mangel gehetzt, zum Heere, oder durchzogen, zu Bettlern herabgesunken, die Länder. Das Grenzland Sachsen sah der Geflüchteten viele kommen und erbarmte sich der armen Verfolgten, die um ihres Glaubens willen Alles verloren hatten.

Nach Ferdinands Tode (1637) hörte der Druck nicht auf, denn Ferdinand III. war fest entschlossen, nach dem Vorbilde seines Vorfahren Böhmen vollständig zu katholisiren und keinen Ketzer in seinem Lande zu dulden. Seine Beamten hatten zu Verfolgung dieses Planes die gemessensten Aufträge, daher Alles, was sie gegen die Evangelischen thaten, gut geheißen wurde. Drei Millionen Böhmen waren protestantisch und eine Million böhmischer Einwohner hielt am katholischen Glauben; es war also nothwendig, drei Viertheile der Bevölkerung durch Druck und Härte zur Bekehrung zu treiben oder zur Flucht zu zwingen. Viele Protestanten, die ihre Besitzungen nicht verlassen wollten, fügten sich zum Schein und traten zum katholischen Glauben über; viele verschmähten aber auch die Heuchelei und — wanderten lieber aus. Für sie war zuletzt selbst der Friedensschluß ohne allen Erfolg.

Da Sachsen an Böhmen grenzt, so war es natürlich, daß die Auswanderer ihre Schritte zunächst nach den sächsischen Ländern richteten, um ein Asyl zu finden. Hier gab es noch unbebaute Strecken genug, vorzüglich an den bewaldeten Abhängen des Gebirges. Krieg, Mißhandlungen, Seuchen und Hungersnoth hatten die Bevölkerung des armen Sachsens bedeutend vermindert; durch die furchtbarsten Bedrückungen, durch Verwüstungen und Plünderungen war der Wohlstand des Landes vernichtet worden und die in der ungeheuren Noth lebendig gebliebenen Bewohner seufzten während und nach dem Kriege im schrecklichsten Elende*). Demungeachtet erstarb in ihnen das Gefühl der Barmherzigkeit gegen die mit leidenden Brüder nicht. Die unglücklichen protestantischen Böhmen waren ja noch schlimmer daran, denn sie wurden wegen ihrer Religionsmeinungen von ihren eigenen Landsleuten, die dem katholischen Glauben anhingen, verfolgt. Für die evangelischen Prediger fand sich in Böhmen keine Zufluchtsstätte mehr; einige derselben hatten es zwar gewagt, mit Beichtkindern in der Verborgenheit Gottesdienst zu halten, aber für die Folge wurden dergleichen religiöse Zusammenkünfte immer bedenklicher, da der Befehl ergangen war, daß alle protestantischen Pfarrer ausgetrieben werden sollten.

Eine längere Zeit hindurch glückte es noch den Gemeinden oder böhmischen Bergstädtchen Platten und Gottesgabe**), sich in aller Stille in evangelischem Verbande zu erhalten, doch vom Jahre 1624 an verfielen auch sie dem allgemeinen Geschick; man vertrieb ihren Pfarrer Rebentrost, der in Annaberg als Bergprediger auf- und angenommen wurde; man hetzte ihre Versammlungen auseinander und suchte durch gehäufte Bedrückungen die Verfolgten zum Uebertritte zur katholischen Kirche zu zwingen. Dieser unaufhörlichen Anfeindungen wurden endlich acht Familien in Platten müde, daher sie beschlossen, Haus, Hof und Vaterland zu verlassen und in Sachsen eine neue Heimath zu begründen. Schon oft waren sie über die Grenze geschlichen, um auf sächsischem Boden an der, daheim verbotenen, evangelischen Gottesverehrung Theil zu nehmen und so war in ihnen der Plan zur Uebersiedelung nach und nach reifer geworden; auch hatten sie sich schon, eine Stunde von Platten entfernt, den dichtbewaldeten Fastenberg als denjenigen Punkt ausersehen,

*) In Freiberg zählte man 1628 von 4000 bewaffneten Bewohnern nur noch 500. In Dresden blieb 1634, nachdem die Seuche gewüthet hatte, kaum der 15. Hauswirth am Leben. Das kleine Schmiedeberg verlor 400 Bewohner durch die Pest; ein einziges Ehepaar blieb übrig. 1630 starben in Borna 300 Menschen an der Pest. Chemnitz verlor vier Fünftel seiner Einwohner. Aehnliches Elend zog in Pirna, Rochlitz, Colditz, Leisnig, Lommatzsch, Döbeln, Mitweida, Wurzen, Pegau und andern Orten ein. — Vor dem Kriege wohnten in Sachsen 2,915,105 Menschen (2,326,607 auf dem Lande und 588,498 in den Städten); 1640 versicherte man auf dem Landtage zu Dresden, daß die Einwohnerzahl des Landes auf die Hälfte herabgesunken sei. — In Eilenburg lag die Hälfte, in Chemnitz lagen drei Viertel und in Torgau zwei Drittheile der Häuser in Asche; in Schneeberg standen von 600 Wohnungen noch 100. — Von 9 Dörfern des Churkreises, die zu einer Parochie gehörten, stand kein Haus mehr. — Die Bewohner Leipzigs suchten todte Hunde zur Nahrung auf; an andern Orten aß man Katzen, Mäuse, Aas und selbst Menschenfleisch. Bären und Wölfe vermehrten sich dermaßen, daß die Reisen auf den Straßen gefährdet und die Feldarbeiten gehemmt wurden. Raub und Diebstahl waren an der Tagesordnung; Handel, Gewerbe und Bergbau lagen ganz darnieder. Durch das Kippen und Wippen war das Geld entwerthet worden; Contributionen hatten Alles verschlungen und an Auszahlung von Steuern, Zinsen und Gehalten war kaum noch zu denken. Das arme Sachsen sah am Ende des Krieges nichts als Elend und seine Bewohner blickten mit Thränen auf die Trümmer ihres früheren Glückes und Wohlstandes.

**) Der Landstrich, wo Platten und Gottesgabe liegen, gehörte früher zu Sachsen. Denselben erwarb sich der Churfürst Johann Friedrich 1533 durch einen Kauf, welchen er mit dem Herrn von Trottau über die Herrschaft Schwarzenberg, wozu genannter Landestheil gehörte, abschloß. Die Orte standen noch nicht, als aber dort reiche Silbergruben entdeckt wurden, da lichtete Johann Friedrich die finstern Urwälder und veranlaßte zugleich die Begründung beider Städtchen. Nachdem der Churfürst 1547 gefangen und der Churwürde beraubt worden war, forderte König Ferdinand Platten und Gottesgabe für sich und ihre Abtretung an Böhmen erfolgte im Jahre 1556.

auf welchem sie sich niederzulassen gedachten. Hierzu war nur noch die landesherrliche Genehmigung nothwendig und um dieselbe wurde inständig gebeten. Der damalige Churfürst von Sachsen, Johann Georg I., hatte durch Verwendung am kaiserlichen Hofe Alles gethan, um das Loos der evangelischen Böhmen zu erleichtern, aber ohne sich eines günstigen Erfolges zu erfreuen; um so lieber gab er nun den acht Familien die erbetene Erlaubniß zum Einzuge in sein Land. Die Böhmen kamen bald auf dem Fastenberge an. Hier fanden sie freilich nichts weiter, als einen fast undurchdringlichen Wald, in welchem nur zwei elende Waldhäuser standen. Gleich nach ihrer Ankunft begannen die Exulanten den Aufbau ihrer Hütten, wozu ihnen das Holz unentgeldlich gewährt wurde, und sie kamen damit noch glücklich zu Stande, ehe der in dortiger Gegend arg hausende Winter mit seiner Strenge eintrat. Dies war der Anfang zur Begründung einer neuen sächsischen Stadt. So arm die Exulanten auf dem Fastenberge auch waren, so dürftig sie sich eingerichtet hatten, so waren sie doch glücklicher, als im Vaterlande; sie hatten Ruhe vor den Verfolgern und aßen ihr Brod nicht mehr mit Thränen.

Ganz anders gings in Platten. Hier zeigte sich die Verfolgungswuth in ihrer erbärmlichsten Gestalt. Die Bedrückungen steigerten sich mit jedem Tage. Trotz der Bitten und Abmahnungen des sächsischen Churfürsten sendete man kaiserliche Soldaten nach Platten und ermächtigte dieselben zu unerbittlicher Strenge Später erschien dort sogar eine kaiserliche Commission, welche den vorgeladenen Einwohnern unumwunden erklärte, daß dieselben entweder sofort katholisch werden müßten, oder, wenn sie dem Willen des Kaisers sich nicht fügen wollten, zu erwarten hätten, geächtet zu werden. Den mit erschienenen Beamten wurde im Falle ihrer Weigerung augenblickliche Entsetzung von ihren Aemtern angedroht. Schon glaubten die Commissarien im anfänglichen Schweigen der „Ketzer" eine Bereitwilligkeit zum Uebertritt zu erkennen, da traten der Stadtrichter Röber von Platten und der Bergmeister Löbel hervor und erklärten: „Wir können kaum glauben, daß der allergnädigste Kaiser, der Böhmens Königskrone zugleich trägt, uns zur papistischen Religion zwingen will; sollte es aber dennoch so sein, so wollen wir nicht wider unser Gewissen handeln, sondern bei der gereinigten Lehre verbleiben!" Dieser entschiedenen Aussprache stimmten Viele aus der Versammlung laut bei, indem sie ebenfalls versicherten, ihr Religionsgelübde nie brechen zu können. Röber und Löbel baten zuletzt freiwillig um ihre Entlassung. Die Folge war, daß die kaiserlichen Commissarien mehrere Evangelische verhaften ließen. Einige der Verhafteten wurden bald wieder in Freiheit gesetzt, Andere aber nach Joachimsthal gebracht und dort gefangen gehalten. Bald darauf sprach das dortige Oberamt die Achtserklärung über alle Ketzer in Böhmen aus und nun hatten die armen Geächteten, da sie für pflichtvergessen, meineidig und ehrlos erklärt worden waren, keinen Schutz mehr im Heimathslande zu hoffen.

Die meisten Bewohner von Platten und Gottesgabe fanden ihr Heil nur noch in der Auswanderung nach dem Orte, wohin acht Familien ihnen schon vorausgegangen waren. Ein kleiner Theil der Einwohner beschloß, aus Bangigkeit vor Hunger und Elend, lieber scheinbar nachzugeben und die Gelegenheit zum günstigen Verkaufe ihres Besitzes abzuwarten, um dann als Bemittelte den Vorausgehenden nachzueilen.

Die Vorbereitungen zur Auswanderung geschahen in höchster Eile. Die Stunden der Trennung waren herzzerreißend, denn der Abschied vom heimathlichen Boden und den wenigen Zurückbleibenden ging tief zu Herzen. Vom Fastenberge aus kamen treue, verschwiegene Boten, mit welchen wegen des Abzuges, der während der Nacht geschehen mußte, das Nöthige verabredet wurde. Man einigte sich über den zu wählenden Weg und die Boten versicherten, zur rechten Stunde für zuverlässige Führer zu sorgen.

Es war am 1. Februar 1654, als bei einbrechender Nacht die Plattner dem Vaterhause weinend den Rücken kehrten und sich in möglichster Stille auf die Wanderung begaben. Vom Himmel glänzten die Sterne friedlich herab, indessen ein ernster Zug sich nach Sachsen hin bewegte. Beladene Schlitten knarrten auf dem flimmernden Schnee hin, geleitet von kräftigen Männern, die zugleich ihre zitternden Kinder an der Hand führten. Den Greisen und Matronen, sowie den schwächern Kindern hatte man auf den Schlitten ein Plätzchen zwischen Betten und andern Geräthschaften zurecht gemacht. Rüstige Burschen und kräftige Frauen, beschwert mit vielen Habseligkeiten, schritten muthvoll auf dem beschneiten Wege fort und die Jungfrauen trieben das Vieh, das man mitzunehmen vermochte, zur Eile an. Oft blickten die Auswanderer hinter sich, befürchtend, die kaiserlichen Dränger möchten kommen und ihnen auch das Wenige, was sie bei sich führten, noch entreißen; doch es zeigte sich nichts Feindliches. Fast hatten sie das Böhmerland im Rücken, da traten ihnen mehrere Männer entgegen, welche den Zug mit stiller Freude begrüßten; es waren die früher schon zugesicherten Führer, arme Köhler aus den oben erwähnten Waldhütten, die es gewagt hatten, über die Grenze zu gehen, um die vertriebenen Glaubensgenossen auf die kürzesten Wege nach ihren Zufluchtsstätten zu leiten. Unter Anführung der Köhler gelangten die Exulanten bald auf sächsischen Boden. „Jetzt", hieß es, „sind wir sicher! Gott helfe nun weiter!" War auch die Lage der Angekommenen keine erfreuliche, so blickten sie doch dankend zum Himmel empor. Da sie nun vor weiterer Verfolgung sicher waren, so berieth man sich über die Fortsetzung des Zuges. Die Führer wußten schon die Meinung der Bewohner des Fastenberges, darum schlugen sie den Exulanten vor, den Zug zu theilen und eine Hälfte desselben nach dem Fastenberge, die andere aber nach der Glashütte am Jugel abgehen zu lassen; auf diese Weise, meinten sie, würde vor der Hand wenigstens für ein Obdach gesorgt sein und bald könne man sich zu weiteren Schritten vereinigen. Neben den Hauptgebäuden der genannten Glashütte standen acht kleine Hütten für Arbeiterfamilien und diese öffneten gern ihre Thüren, um die Vertriebenen auf kurze Zeit zu beherbergen. Dem größeren Theile des Zuges, der nach dem Fastenberge gesendet wurde, kamen die hier schon heimisch gewordenen Glaubensbrüder entgegen, indem sie von fern schon ein heiteres „Glück auf!" entgegen riefen. Bald waren die vielen Gäste unter leidliches Obdach gebracht und bald fühlten sie sich durch Speise und Trank nach angestrengter Reise in der kalten Winternacht vollständig erquickt.

Lange konnte der Aufenthalt der Exulanten in den gastlichen Hütten natürlich nicht währen, da manches Häuslein gegen 50 Personen nebst deren Habe aufgenommen hatte; man beschloß daher, eine bewegliche Bittschrift bei dem Churfürsten Johann Georg einzureichen und diesen zu ersuchen, daß er ihren Anbau auf dem Fastenberge genehmigen möchte. Das Schreiben wurde den 12. Februar abgefaßt und abgesendet. Der Churfürst wollte anfangs von der größeren Ansiedelung auf dem osterwähnten Berge nichts hören, denn er meinte, den armen Leuten würde das Fortkommen in jener rauhen, unfruchtbaren Gegend, die man das Hungerland nannte, sehr schwer werden; als aber selbst der Oberhofprediger Dr. Weller und der churfürstliche Rath Burkhardt sich für die Vertriebenen verwendeten, da ließ Johann Georg am 23. Februar 1654 zu Annaburg einen Befehl ausfertigen, nach welchem den Exulanten gegen einen mäßigen Erbzins Baustellen und Bauholz, sowie unentgeldlich Plätze zu Aufrichtung einer Kirche, Pfarre und Schule, anzuweisen waren. Weiter wurde noch verordnet, daß der aufzubauende Bergflecken Johanngeorgenstadt heißen und mit allen Rechten und Freiheiten der Schwesterstädte, mit Zunft, Innung und Handwerksgewohnheiten, mit Backen, Brauen, Malzen, Schen-

ken, Schlachten und mit Befugniß, Bretmühlen anzulegen, begnadigt sein sollte.

Auf dem Fastenberge war die Freude sehr groß, als dort der Amtshauptmann Wagner aus Sachsenfeld erschien und den vielen Bewohnern so weniger Häuser die Willensmeinung des Landesherrn verkündigte. Sofort ging man an die vorbereitenden Arbeiten, besonders an das Fällen der zum Baue angewiesen erhaltenen Bäume, wobei neue Ankömmlinge aus Böhmen wacker mit Hand anlegten.

Nachdem Ende März durch churfürstliche Beauftragte die Vermessungen auf der nun gelichteten Waldstrecke geschehen waren, wurde am 1. Mai der Grundstein zum neuen Flecken Johanngeorgenstadt gelegt. Jetzt zeigte sich in dem ehemals so öden, düstern Walde eine Regsamkeit, wie sie in der Vergangenheit nie dagewesen war. In kurzer Zeit stiegen auf dem Fastenberge viel Häuserchen empor. Dieselben sahen aber keineswegs stattlich aus, denn die armen Exulanten fühlten sich vollkommen zufriedengestellt, wenn sie nur einfache Lehm- und Holzhütten mit Schindelbedachung besaßen; konnten sie doch dabei unbedrückt und ungestört ihren Gott verehren! Manche Häuserchen wurden nicht einmal ausgebaut, daher man 1662 auf dem Markte zu Johanngeorgenstadt noch Gebäude sah, denen die Glasfenster fehlten.

1654 zog in dem neuen Städtchen der erste Pfarrer, Polycarp Weber, ein. Derselbe hielt den Gottesdienst anfangs im Hammerwerke Wittichsthal. Erst nach Jahren gelang es der armen Gemeinde, unter unendlichen Opfern und Anstrengungen eine Ortskirche zu errichten.

Die Auswanderung der vertriebenen Böhmen hatte noch keineswegs ihr Ende erreicht. Tausende siedelten noch nach Sachsen über. Johanngeorgenstadt zählte zehn Jahre nach seiner Begründung schon 2000 Bewohner, die dankbar der Barmherzigkeit ihres neuen Landesfürsten gedachten, wenn die Glocken zur Kirche riefen, wenn in ihr die angestellten zwei Prediger das Wort Gottes nach evangelischer Art auslegten und wenn sie die Sacramente nach des Meisters Worten spendeten.

Bei der fortgesetzten Auswanderung aus Böhmen nach Sachsen wurden noch verschiedene andre Ortschaften im Erzgebirge gegründet. Ober- und Nieder-Neuschönberg, Deutsch-Neudorf, Neuwernsdorf u. a. fanden ihren Ursprung in jener Zeit. Sie alle erhielten die landesherrliche Erlaubniß zum öffentlichen, protestantischen Gottesdienste im Jahre 1650.

Böhmen verlor durch die Unduldsamkeit seines Königs an 100,000 Menschen und der Flor des Landes sank; Sachsens Gebirge wurde belebt und mit ungewöhnlicher Gewerbsthätigkeit gesegnet. Der Wohlstand des Erzgebirges erreichte durch die neugewonnenen Arbeitskräfte eine nie geahnte Höhe. Vorzüglich wichtig wurde für Sachsen die Bearbeitung des Kobaltes, den man leider Jahre lang ins Ausland verkaufte, weil man keine Umwandelung in blaue Farbe im Lande nicht verstand. In Platten bestanden schon seit 1611 Blaufarbenwerke. Sie bezogen den Kobalt aus Sachsen. Als aber ein churfürstliches Verbot die Ausführung des Kobaltes bei einer Geldbuße von 500 Thlr., zuletzt bei Todesstrafe untersagte, da zogen noch viele Böhmen nach Sachsen herüber, um die Fabrikation der blauen Farbe, die kein Geheimniß mehr war, auf sächsischem Boden zu unternehmen. Das Fabrikat hat dem Lande Millionen eingebracht.

Robert Wolfram.

Die alten Vitriolbrennereien im sächsischen Erzgebirge und ihre Entstehung.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war das Vitriolöl noch ein Gegenstand von sehr geringer Nachfrage und höchstens den Apothekern und Chemikern bekannt, da es in der damaligen Zeit blos zu wenigen Präparaten, fast nur in den Apotheken, gebraucht und verwendet wurde. Sachsen bezog seinen Bedarf an Vitriolöl vor Alters aus Nordhausen in Thüringen, wo zwei Fabrikanten, Fischer und Roche, es in vorzüglicher Güte lieferten. Die Bereitung dieses Oeles in Sachsen wollte im Anfange zu keiner rechten Vollkommenheit gelangen, woran die mangelhaften Apparate bei dessen Verfertigung die meiste Schuld tragen mochten. Doch es war Sachsen vorbehalten, auch in diesem Fache mit Verbesserungen vorzugehen, die für den betreffenden Landestheil unseres Vaterlandes gewiß nicht ohne Nutzen gewesen sind, und wodurch manche arme Familie ihr Brod fand. Im sächsischen Erzgebirge existirten, in dem Jahre 1740, nur zwei Vitriolwerke, das zu Beierfeld und das Geiersche, beide befanden sich jedoch damals in keinen guten Umständen, da die Fabrikation des Vitriolöls bei ihnen noch sehr im Argen lag. Das grüne oder Eisenvitriolgestein stand zu jener Zeit sehr niedrig im Preise, denn der Centner davon wurde nur mit 20 Groschen bezahlt. Um nun den Preis dieses Vitriol haltenden Gesteins zu erhöhen und dieses Bergproduct einer besseren, gewinnreicheren Ausbeute zu unterwerfen, bestimmte der damalige Kreishauptmann im erzgebirgischen Kreise, v. Rex, als Generalbevollmächtigter und Mitinteressent des Beierfelder Vitriolwerkes, daß dasselbe in stärkerer und verbesserter Weise zur Gewinnung des Vitriolöls verwendet werde. Zu jener Zeit befand sich nun in dem Dorfe Langenbernsdorf, eine Stunde von der Stadt Werdau gelegen, ein alter Bader, mit Namen Bernhardt, der vorzüglich durch seine chemischen Kenntnisse berühmt war. Diesen Bernhardt rief im Jahre 1744 der Kreishauptmann v. Rex nach Beierfeld, um gründliche Versuche über die bessere und vortheilhaftere Bereitung des Vitriolöls anzustellen, und Bernhardt mag dabei auch sehr wesentliche Verbesserungen ins Werk gerichtet haben. Zu ihm gesellte sich in Beierfeld ein gewisser Köhler; diese beiden Männer nahmen nun, zu Ende des Jahres 1744, das Vitriolwerk für ihre eigene Rechnung in Pacht. Wie lange Bernhardt und Köhler zusammen gewirkt haben zur Emporbringung dieses neuen Industriezweiges, ist nicht mehr zu bestimmen, doch trat Bernhardt später aus diesem Consortium wieder aus wegen Uneinigkeit mit Köhler, der die Fabrikation dieses Oels gleich zu sehr ins Große betreiben wollte. Köhlern glückte es nun allein, diese Fabrikation nicht nur sehr zu vervollkommnen, sondern auch immer mehr auszudehnen. Anfangs gewann er aus einem Centner Vitriolgestein nur 8 bis 10 Pfund Oel, wozu er sich zuerst eiserner Retorten bediente, an deren Stelle später töpferne von Altstadt-Waldenburg traten, die allerdings nur einmal gebraucht werden konnten. Zu dem ganzen Proceß war überhaupt ein achttägiges Feuer nöthig. Köhlers Product fand vielen Abgang, dadurch wurde er zu immer weiteren Versuchen geführt und sie gelangen so, daß er aus dem Centner Gestein 14 bis 16 Pfund Vitriolöl gewann und auch die Retorten mehrere Male gebrauchen konnte. Einer seiner Hauptabnehmer war ein gewisser Lorenz, der besonders den Vertrieb des Vitriolöls in die österreichischen Staaten besorgte, und soll in Linz damals das Pfund mit einem Ducaten bezahlt worden sein. Nach und nach gewann dieser neue sächsische Handelsartikel einen immer größeren Aufschwung, so daß man dieses Oel im Jahre 1751 bereits nach Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O., nach Nürnberg, Hamburg, Bremen, ja weithin über Deutschlands Grenzen verfuhr und damit einen nicht unbedeutenden Handel trieb; der Preis für ein Pfund schwankte dort zwischen 2 und 3 Thlr. Lorenz hatte mit diesen Ge-

schäften mit der Zeit soviel verdient, daß er Brennereien für seine eigene Rechnung anlegte, hierin folgten ihm noch Mehrere, und so gab es im Jahre 1756 schon zehn verschiedene solche Vitriolbrennhütten im Erzgebirge. — Der Verbrauch dieses Artikels vermehrte sich auch nach und nach sehr ansehnlich, denn man stellte nun mit diesem Oele Versuche in Färbereien und Druckereien an, die sehr günstige Resultate lieferten. Bei den in vermehrter Weise entstehenden derartigen Brennereien fiel jedoch das Vitriolöl auch ungemein im Preise, und bald war es schon für 16 bis 20 Groschen, das Pfund, zu haben, der Centner des Vitriolgesteines selbst aber stieg im Preise bis auf 1 Thlr. 12 Gr., ja 2 Thlr. Dies bedingte, daß man bei der Fabrikation noch weitere Ersparnisse zu machen suchen mußte, man erreichte dies endlich auch insoweit, daß man, statt des früheren achttägigen Brennens, nun nur ein 36stündiges Feuer brauchte, doch gewann man dabei aus dem Centner Vitriolgestein nicht mehr als 18 Pfund Oel. Endlich stand ein Mann auf, der sehr beträchtliche Verbesserungen mit der Vitriolölbrennerei vornahm und dem man eine größere Vervollkommnung dieses sächsischen Fabrikats zu danken hat. Dieser Mann hieß Meinhold, war von Profession ein Maurer, hatte sich aber nebenbei viel mit dergleichen chemischen Versuchen beschäftigt — sogar manche Versuche zur künstlichen Bereitung des Goldes soll Meinhold gemacht haben — und es glückten diese Versuche bei der Vitriolbrennerei so, daß nach Meinholds Verbesserungen, bei nur eintägigem Feuer, 22 Pfund Oel aus dem Centner Gestein gewonnen wurden. Meinhold ging jedoch später nach Böhmen, um dort bei einer größeren derartigen Fabrik als Factor einzutreten. Leider nahm er die Geheimnisse seiner Fabrikation mit dahin. Die Bereitung dieses Products wurde nach und nach immer mehr erleichtert durch einfachere Manipulationen beim Brennen, die Concurrenz drückte jedoch dabei die Preise so herab, daß die Brennhüttenbesitzer unter sich endlich eine Vereinigung abschlossen, in der sie sich gegenseitig verpflichteten, das Pfund Vitriolöl nicht unter 6 Groschen zu verkaufen. Mit der Zeit fingen auch Handwerker, Holzarbeiter und Bauern an, Vitriolöl zu brennen; wodurch der Preis immer weiter heruntergedrückt und der Verdienst bei dieser Fabrikation ein ungemein geringer wurde, besonders da ein Laborant dem Anderen nur Abbruch zu thun strebte. Um das Jahr 1783 kostete ein Pfund Vitriolöl bereits blos 5 Groschen bis 5 Gr. 3 Pf., weshalb durch dieses fortwährende Sinken des Preises viele Brennereien genöthigt wurden, die Fabrikation ganz einzustellen. So hatten nun die geübteren und eingelernten Brenner keine Arbeit mehr im sächsischen Erzgebirge, sie gingen deshalb in das Ausland, vorzugsweise nach Böhmen, und verpflanzten leider diesen Fabrikationszweig aus Sachsen mit dahin. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sollen allein jährlich 60,000 Pfund solchen sächsischen Vitriolöls in die preußischen Staaten, und besonders nach Schlesien abgesetzt worden sein, das damals noch mit 12 bis 16 Groschen pro Pfund bezahlt wurde. Es hat dieses Oel somit früher eine sehr ansehnliche Summe zu dem Unterhalte des armen Erzgebirges in Sachsen beigetragen. Friedrich der Große, König von Preußen, wünschte diese Summe Geldes, die für das Vitriolöl aus Preußen nach Sachsen floß, seinem eigenen Lande zu erhalten und ließ nun eine größere Vitriolölfabrik nach englischem Muster in Berlin errichten, in welcher die Vitriolsäure, ein weit stärkeres Product, als das Oel, aus Schwefel, durch Salpeter in bleiernen Gefäßen erzeugt wurde. Dies und daß endlich im Jahre 1782 in ganz Preußen auf alles ausländische Vitriolöl eine Eingangssteuer von 50 Procent gelegt, ja 1784 die Einfuhr dieses Oeles dahin ganz und gar verboten wurde, trug sehr viel und wohl das Meiste zum Ruin der sächsischen Vitriolbrennereien bei. — Auch in der Schweiz fand dieses sächsische Product in jenen Zeiten viel Absatz, bis auch dort eine Fabrik nach englischem Muster errichtet wurde, in der man ebenfalls die Vitriolsäure aus Schwefel erzeugte. So ist diese Fabrikation in Sachsen immer mehr und mehr zurückgegangen, sie ist nie wieder zu der Blüthe gelangt, in der sie vor einem Jahrhundert im Erzgebirge stand.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren im sächsischen Erzgebirge blos noch fünf Vitriolwerke, die aber, bei den immermehr fortschreitenden Verbesserungen in der Industrie, nach und nach in ihrer Fabrikation, sowohl nach Qualität, als nach Quantität, mit den englischen Fabrikaten nicht mehr Schritt halten konnten. Die armen sächsischen Arbeiter mußten sich andere Erwerbszweige aufsuchen, denn dieser in früheren Zeiten in Sachsen so blühende Fabrikationsartikel hat, wie vieles Andere, neueren Erfindungen weichen müssen, die das alte Vitriolöl in größerer und weit stärkerer Weise ersetzen, es sind dies die rauchende Salpetersäure und das Scheidewasser.

Alban Gumbrecht.

Der Justizmord des Rathsherrn Keller in Erfurt, am 28. Juni 1510.

Ein haarsträubendes Bild des Criminalwesens des 16. Jahrhunderts giebt uns der Proceß und die Hinrichtung des Rathsherrn Keller in Erfurt, der auf die grausamste Weise (1510) daselbst hingerichtet wurde.

Die Stadt Erfurt war in tiefe Schulden gerathen und schrieb den Verlust von 600,000 Thlr. der Untreue Kellers zu. Entrüstet über solches Verbrechen, unwillig, während langer Zeit „Geschoß und Schatzung" behufs der Bereicherung ihrer Rathsherren (wie sie meinten) gezahlt zu haben, schwuren die gereizten Bürger Rache und erklärten laut, daß, weil Heinrich Keller kein Mitleiden mit ihnen gehabt, auch sie ihrerseits nicht ruhen würden, bevor sie ihn am Galgen hängen sähen.

Keller hatte bereits ein volles Jahr im Kerker zugebracht, als der Rath und die „Vormunde" (wahrscheinlich die Stadtverordneten) einig waren, ihn zu richten; das Bekenntniß wurde also dem Gerichte übergeben.

Zu jener Zeit fand sich in Erfurt kein Henker; auch durfte kein fremder Scharfrichter, weder der aus Jena, noch aus einer andern Fürstenstadt in das, unter mainzischer Hoheit stehende Erfurt. In seiner Wuth lief nun der lose Haufen vor das Haus des Schultheißen und wollte ihn mit Gewalt aus seiner Wohnung haben, damit er einen Henker bestellte. Das Volk holte den Voigt Heinz und führte ihn in den mainzischen Hof, wo es diesem Heimbürgen (Grabebitter oder Todtengräber?) drohte, daß, wenn er keinen Henker herbeiholen oder nicht selbst den Rathsherrn Keller zum Tode bringen wollte, er selbst aufgeknüpft werden würde. Heinz bekam eine Frist bis auf den folgenden Tag, an welchem die Hinrichtung jedenfalls stattfinden müsse.

Das Gericht ließ nun einen neuen Galgen aufrichten, dicht bei dem Krämpferthore, auf der rechten Seite, wenn man vor dasselbe kommt. Man befürchtete indessen, daß, wenn man Kellern hinausbrächte, Friedrich Dühne (wahrscheinlich ein Freund Kellers) herbeieilen würde, um ihn zu befreien oder auf eine andere Weise dem Volke Schaden zu bereiten. Alle Zimmerleute mußten die Nacht hindurch arbeiten, nebst dem Zimmermeister Claus mit allen seinen Gesellen. An diesen Galgen wurde Keller indessen nicht gebracht, weil die Gemeinde ihn durchaus auf den „Stalberg"

bringen wollte, damit man nicht sagen möchte, die Bürger von Erfurt wagten es nicht, so weit vor die Stadt zu ziehen, welche Meinung jedoch der Rath nicht theilte. Der ehrwürdige und gelehrte Doctor Kitzing richtete in dieser Angelegenheit ein Schreiben an den Rath, dessen Aufschrift jedoch derselbe zurückweisen ließ. Auf dem Schreiben standen nämlich als Adresse die Worte: „Den Ersamen, so man zu Erfurth den neuen Rath jetzt nennt und Vormünder genannter Stadt Erfurth, meinen guten Freunden.“ Weil nun dieser Brief keine richtige Aufschrift hatte, wollte man, wie gesagt, denselben nicht erbrechen, sondern schickte ihn ganz zurück.

Am 28. Juni 1510, Freitag Abends, wurde Heinrich Keller auf einen Stuhl gesetzt und aus der „schwartzen Dörnizen“ (Gefängnißkammer) herausgetragen. Er konnte keine Hand regen, noch auf den Füßen stehen, weil er auf die grausamste Art „gewürget“ (gefoltert) worden war. Man trug ihn auf den Fischmarkt vor das Gericht, woselbst die Anklage noch einmal vorgelesen wurde. Den Vortrag hielten Nicolaus Manstedt und Adolarius Resing. Keller begehrte seinerseits Fürsprecher, vor Allem Johannes Hofmann, überdies den Magister Sommerhauern, welcher Letztere jedoch krank war. Es wurde indessen Niemandem gestattet, seine Vertheidigung zu übernehmen, auch würde dies Keiner gewagt haben, weil man sich in ganz Erfurt das Wort gegeben hatte, Denjenigen zu erschlagen, der es wagen würde, den Beschuldigten zu vertheidigen. Auf diese Weise hatte Keller keinen Anwalt und man war grausam genug, dieses Alles dem kranken, schwachen Manne zu eröffnen. Infolge solcher Beschlüsse bat Keller inständig, man möchte ihn in die „schwarze Dörnitze“ zurücktragen und ihm gestatten, mit „etlichen Herren“, namentlich Hermann Wolfahrt und Hans Gebhardt von Salza zu verkehren, da er denselben wichtige Dinge mitzutheilen hätte. Diese Bitte wurde gewährt; die genannten Herren in Begleitung von andern Rathsherren und etlichen Vormunden kamen in das Gefängniß.

Das mainzische Gericht, um seine Würde als Obrigkeit zu wahren und um nicht dem Schimpfe ausgesetzt zu werden, hatte sich alle Mühe gegeben, einen Henker aufzufinden, und zwar einen solchen, der schon ein Meisterstück im Richten oder Hängen gemacht hätte. Alle Bemühungen waren indessen vergeblich und Derjenige, welcher zu kommen versprochen hatte, blieb weg. Schließlich kam ein Müllersknecht, der sich gegen eine gute Belohnung bereit fand, an Keller ein Meisterstück einer Hinrichtung zu vollbringen. Das Gericht nahm das Anerbieten an und versprach diesem Müllersknecht, Andreas Kellner (einem Hirtensohne aus Schwerstädt unter Mäusebach), einen Lohn im Betrage von 13 Thalern.

Als die Rathsherren, vor welche Keller geführt wurde, zusammengekommen waren, sagte er zu denselben: „Nun sehe ich wohl, womit Ihr umgehet! Gott erbarme sich und sage bei meiner Seligkeit, daß ich dem Rathe oder der Gemeinde keinen Pfennig, keinen Heller entwendet habe, auf dieses Wort will ich sterben und Alles, was ich bekannt habe, sprach ich in den großen Martern aus, die man mir armen Manne bereitet hat; ich wollte lieber zehnmal sterben, als diese Qual noch einmal ausstehen; zu Allem, was ich bekennen mußte, sage ich jetzt: Nein! und widerrufe alle früheren Aussagen.“ Nichtsdestoweniger trugen ihn die beiden Stockmeister, Nicol und sein Gesell Hanns, vor das Gericht. Daselbst saß er in den furchtbarsten Schmerzen von 9 bis 12 Uhr. Punkt 12 Uhr wurden die Thore der Stadt geschlossen, so daß Niemand weder in die Stadt, noch aus derselben treten konnte. 2000 Bürger in ihren besten Harnischen und Waffen mußten Wache halten, weil man einen Ueberfall befürchtete. Als dem Rathsherrn Keller vor dem Gericht sein Bekenntniß vorgelesen und er gefragt wurde: „ob dasselbe die Wahrheit enthalte?“, sprach er: „Nein!“ „Was ich bekannt habe“, fügte Keller bei, „habe ich nur während der größten Martern gestanden.“ „Herr Heinrich“, erwiederte der Richter, „Ihr habt zuvor viele Mal ohne Marter bekannt, darum wird es Euch nicht helfen.“ „Ihr wollt mich nur tödten“, entgegnete Keller, „wenn ich aber sterben muß, so will ich darauf sterben, daß ich Alles nicht gethan habe; kann es anders nicht sein, so bitte ich um das Schwert!“ Da schrieen alle Bürger: „Höret zu! Hätte er nicht den Tod verdient, so bäte er nicht um das Schwert; was er aber verdient hat, das werde ihm zugetheilt!“ Das Gericht kam in große Gefahr. Der Pöbel erklärte, daß, wenn Keller nicht gerichtet würde, so sollten alle Gerichtspersonen ermordet werden. Nun wurde durch Urtel und Recht erkannt: Man sollte Kellern auf dem „lichten Galgen“ aufhängen. Alle Anwesenden hoben die Hände vor Freude in die Höhe und lachten laut auf (!).

Sofort nahm ihn der Henker und setzte ihn auf einen Karren und führte ihn fort. Die Bürger gingen mit und als sie an das Krämpfenthor kamen, schlugen Mehrere, namentlich der Heimbürge und Voigt vor, sie wollten ihn an den „neuen Galgen“ hängen. Die Gemeinde jedoch wollte dieses nicht, sondern forderte, man sollte ihn dahin führen, wo andere Diebe ihr Urtel und Recht empfangen hätten.

Wie Keller diese Worte vernahm, richtete er sich an die Menge und sprach die unvergeßlichen, patriotischen Worte aus: „Was wollt Ihr mit mir machen? Führt mich an den Ort, wohin man andre arme Sünder hinführet und bringt Euch nicht und Eure Kindeskinder um Eure Gerechtigkeit mit mir (sc. durch mich) armen Manne!“

Man behauptet, Keller habe diese Worte ausgesprochen, getragen von der Hoffnung, die Fürsten von Sachsen würden ihm helfen, welche Ansicht eine irrige sein mag, indem Keller der ausgestandenen Marter wegen wohl nicht mehr als vier Tage hätte leben können. Nun zogen die Bürger mit ihm vor das Thor; sie machten Ordnung und brachten zwei große Büchsen mit, sowie mehr denn 60 Wagen. Als Keller diese Vorkehrungen bemerkte, redete er die Bürger nochmals an: „Wie kurz“, sagte er, „ist der Glaube; da kommen wir unter den Galgen und machen eine Wagenburg und schicken unsere Reuter voraus, um zu sehen, ob sich etwas begeben wollte, das wir befürchteten.“ Wie nun der Henker mit ihm an den Galgen kam, hatte er keinen Knecht; er glaubte, den Delinquenten an einem Kolben, der am Galgen angebracht war, heraufziehen zu können. Das Pferd, welches der Henker mitgebracht hatte und dessen er sich zur Hinrichtung bedienen wollte, lief zurück, so daß der arme Keller unter den Galgen fiel, welche scheußliche Handlung sich zweimal wiederholte. Als nun der unglückliche Rathsherr zum dritten Male unter den Galgen stürzte und der Henker nicht wußte, wie er zu Ende kommen konnte, wurde der Versuch, jedoch ohne Erfolg, wiederholt. Nun lief der Henker hinzu, nahm eine Kette und vollzog die Handlung mit eigner Hand. Dies geschah Nachmittags 3 Uhr. Der Beichtvater des Gerichteten erklärte den heimziehenden Bürgern, daß Keller in seiner letzten Beichte gestanden, von allem Dem, dessen man ihn beschuldigte, nichts gethan zu haben. Die neuen Stadträthe ritten nun mit dem Voigte in die Stadt und forderten, den neuen Galgen auf dem Graben sogleich nieder zu reißen, was jedoch erst in der Nacht geschah. Man begnügte sich nicht damit, sondern verbreitete sogar Spottgedichte auf den Gemordeten.

Während 14 Wochen hing der Körper Kellners am Galgen und erst nach Verlauf dieser Zeit kamen zwei Gesellen aus der Umgegend von Weimar, um den Leichnam, den sie in einen Mehlsack gesteckt hatten, nach Lützendorf zu tragen, wo derselbe verscharrt wurde. — Welche Justiz!

A. V. Richard.

Miscellen.

M. Nicolaus Haußmann, erster evangelischer Superintendent zu Freiberg und die hohe Kanzel in der Domkirche daselbst. Wer die sehenswürdige Domkirche zu Freiberg besucht, dem wird auch eine hohe Kanzel darin gezeigt, zu welcher eine enge Wendeltreppe führt. Es wird ihm dabei bemerklich gemacht, daß man auf dieser Kanzel nicht predigen könne und darum eine andere habe bauen müssen. Sonst fügte wohl auch der Cicerone die alte Sage hinzu: „Als der erste evangelische Hauptpfarrer Freibergs seine Antrittspredigt auf derselben begonnen, sei ein Fluch auf sie gefallen!“ Dieser Hauptpfarrer war denn eben M. Nicolaus Haußmann, welchem schon Paulus Gresius den Ehrennamen: „corona sacerdotum“ (Krone der Priester) gab. Aus Freiberg stammend, wurde derselbe 1521 Pastor zu Zwickau, war später fünf Jahre lang anhalt-dessauischer Hofprediger, und — wie Meltzer in seiner Schneeberger Chronik erzählt — gelang es nur durch die absonderliche Intercession des Churfürsten und des Herzogs von Sachsen, daß er von dort, und zwar mit einem herrlichen Testimonio, 1538 nach Freiberg dimittirt wurde, wo er das Amt des ersten evangelischen Superintendents antreten sollte. Weil er aber — fährt Meltzer fort — bereits ein abgearbeiteter, sechzigjähriger Mann gewesen, und daselbst im Dome auf der berühmten hohen Kanzel mitten unter seiner ersten Predigt am 11. p. Trin. ihm ein Schwindel und Ohnmacht zugestoßen, ist er noch selbigen Tages Apoplexia gestorben und mit Jedermanns großem Bedauern am 4. September im Dome begraben worden, allwo noch auf seinem Leichensteine folgende zwei Disticha, in welche Johann Rivius Solches verfasset, in Erz gegossen zu lesen sind:

Hoc situs Hausmannus tumulo post fata quiescit,
Vir pietate, fide, dexteritate sacer.
Dum patriae pastor mysteria coelica tractat,
Sermonis medium concidit inter opus.

Luther schätzte Haußmann außerordentlich, bediente sich häufig in practischen Dingen seines Rathes, ehrte ihn durch den Ausspruch: „Quod nos docemus, ille vivit!“ (Was wir lehren, lebt er!) und schloß sogar die Dedication der formula missae et communionis an ihn mit den Worten: „Ora pro me, vir sancte dei!“ (Heiliger Mann Gottes, bitte für mich!) Nach dem 48. Capitel der Tischreden hat Luther den ganzen Tag, da er Haußmanns Tod vernommen, weinend dagesessen und endlich tief erschüttert zu Jonas, Melanchthon und Camerarius gesagt: „Also nimmt Gott die Frommen weg, wird hernach die Spreu verbrennen!“ — Dr. Weller, der sich neun Jahre in Luthers Behausung aufgehalten, schildert Luthers Gesinnung und Verhalten gegen Haußmann also: Dr. Luther erzeigte keinem Doctor noch Pfarrer, wenn sie zu ihm kamen, solche Reverenz, als dem Haußmann wegen seiner Tapferkeit und ehrbarlichen Wandels. Er empfing ihn allezeit mit den Worten: „O du heiliger Nicolae, bitte für uns!“ Er erklärte gegen gar Viele: „Haußmann hat sich in seiner Lehr' und ganzem Wandel dermaßen verhalten, daß auch die Feinde christlicher Lehre nichts an ihm zu strafen haben, sondern wohl soviel, als wir, über seinen Tod Leid tragen!“ In Molleri Theatr. Chron. Friberg. wird außerdem von Haußmann berichtet: „Er ist freundlich und holdselig gegen Jedermann gewesen, hat keinen Betrübten oder Angefochtenen, keinen Dürftigen ohne Trost, Rath, Gabe von sich gelassen und ist dahero auch im allerhöchsten Gottesdienste nicht sowohl gestorben, als vielmehr, wie Johannes der Evangelist, unter der Predigt sanft und selig in Christo eingeschlafen.“

Christian Meltzer hat Haußmann deshalb mit in seine Schneeberger Chronik aufgenommen, weil derselbe im Jahre 1519 bereits in Schneeberg evangelisch geprediget habe. Er zählt ihn als den Ersten zu den evangelischen Pfarrern und Diaconen in Schneeberg, welche der letzte päpstische Pfarrer, M. Wolfgang Krause, wider seinen Dank habe neben sich leiden müssen. Den Bericht über ihn schließt er aber mit den Worten: „Solches habe ich um des guten Ominis willen, und daß der allererste evangelische Prediger zu Schneeberg ein solcher sanctus vir, und dahero ein unvergleichliches Ornament gewesen, etwas weitläuftiger anzuführen, nicht unterlassen können.“ P. Eisenstuck.

Das Flaschentragen und der Klapperstein. Unter die eigenthümlichen, mitunter komischen Polizeistrafen der früheren Jahrhunderte gehört auch das, in ganz Deutschland und in Frankreich üblich gewesene sogenannte Flaschentragen. In manchen Gegenden gebrauchte man anstatt der Flaschen einen schweren Stein — den Klapper-, Schand- oder Lasterstein —, der die Gestalt eines Zerrbildes hatte, oft mit Eselsohren versehen, an einer Kette und einem Halseisen um den Hals befestigt wurde. Eine Strafe, mit der man verleumderische, zanksüchtige Frauen belegte. Verleumdete ein Mann einen andern oder beschimpfte ihn mit Worten, so hatte er blos eine Geldbuße von einigen Pfennigen zu erlegen. Dieses Flaschen- oder Steintragen fand in der Regel an Markttagen statt. Gerichtsboten gingen vorher oder folgten und bliesen in ein Horn, um das schaulustige Volk herbei zu locken. An manchen Orten waren die zu bestrafenden Weiber mit zugespitzten Stöcken bewaffnet, mit denen sie sich während des Ganges gegenseitig stechen und stoßen mußten. Eine gewöhnlich auf dem Rücken befestigte Inschrift gab den Namen und das Vergehen der Verurtheilten an.

Mehrfach finden sich in sächsischen Geschichtswerken Anmerkungen, aus denen man ersieht, daß diese Strafe auch in unserm Vaterlande üblich war. In Bautzen gab es hölzerne und steinerne Flaschen, welche an der Rathswage angeschlossen waren. Jedem Frauenzimmer, welches zu dieser Strafe verurtheilt wurde, hing man einen Zettel mit folgender Inschrift um:

Weiber, die sich zanken und schlagen,
Müssen diese Flaschen tragen.

Noch 1678 wurden in Bautzen zwei Weiber, die sich auf öffentlichem Markte geschlagen hatten, auf diese Weise gestraft. Die schwerste steinerne Flasche daselbst nannte man die „graue Suppe“. — Nach Gerckens Geschichte von Stolpen (S. 362) mußten solche Frauen an einem Markttage zwei Stunden lang die steinernen Flaschen tragen oder ein silbern Schock Strafe zahlen. In Bischofswerda (s. Heckels Beschreibung von Bischofswerda S. 35) ließ man 1648 und in Mittweida 1618 (s. Herrmanns Geschichte von Mittweida S. 291) derartige Flaschen anfertigen. An letztgenanntem Orte waren sie von Holz und mit Sand gefüllt. In Oschatz waren dieselben noch 1813 vorhanden. Hoffmann theilt in seiner Geschichte von Oschatz (Th. 1, S. 64) darüber Folgendes mit: „An der Giebelseite des Rathhauses, nach dem Markte zu, steht der Pranger und über demselben sind an Ketten zwei steinerne Flaschen befestigt, welche 1526 verfertigt und sonst zänkischen Weibern zur Strafe an den Hals gehangen wurden.“

Im Oberelsaß nannte man den die Stelle der Flasche vertretenden Stein den Klapperstein (von „klappern“, viel und bös schwatzen). In Mühlhausen hängt er noch jetzt (s. Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit, 1857, S. 86 flg.) am nordwestlichen Theile des Rathhauses und trägt folgende Inschrift:

Zum Klapperstein bin ich genannt
Den bösen Mäulern wohl bekannt,
Wer Lust zu Zank und Hader hat
Der muß mich tragen durch die Stadt.

Ueberhaupt scheint im 17. Jahrhundert das Klappern und Bösschwätzen in Mühlhausen unter den Weibern so allgemein gewesen zu sein, daß diejenigen, die es nicht thaten, als ehrenvolle Ausnahmen galten und öffentliche Belohnungen erhielten, ein in der Sittengeschichte gewiß einzig dastehender Fall. Die Kunde davon befindet sich in Bürgermeister Jacob Zieglers hinterlassenen Papieren: „1626. In diesem Jahre haben drei Frauenspersonen Premium bekommen, weilen sie während dem letzten halben Jahr über Niemand böse Nachred gehalten hand." — Noch 1798 wurde in Mühlhausen mit dem Klapperstein gestraft.

Pf. Merklen (histoire de la ville d'Ensisheim, Bd. II. S. 231) theilt endlich folgende in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Thatsache mit: „Den 7. Mai 1586 ward Rosine von Rülisheim, Ulrich Lappens Eheweib, angeklagt, die 24 Mitglieder des Malefizgerichtes beschimpft zu haben, indem sie vorgab, dieselben hätten ein falsches Urtheil ausgesprochen wider Lorenz Hamlers Frau, die als Hexe verdammt worden war; sie mußte öffentlich widerrufen, sodann den Klapperstein tragen an einem Markttage und wurde zuletzt zwei Stunden lang im Klapper- oder Irrenhause eingesperrt."

Er.

Der Fuchsthurm bei Jena. Am Bache Leutra, unweit der Saale, liegt in einem angenehmen Thale die Universitätsstadt Jena. Die alten Gräben, Mauern und Thürme, welche einst die Stadt umgaben, sind fast ganz verschwunden, aber die Berge und Hügel, zum Theil von Reben bedeckt, stehen noch als freundlicher Schmuck des lieblichen Saalthales. Auf einer Anhöhe in der Kette dieser Berge ragt ein alter Wartthurm empor, der als Ueberbleibsel der alten Burg Kirchberg angesehen und gegenwärtig der Fuchsthurm genannt wird. Dieser Name hat mit der Geschichte genannter Burg freilich gar nichts gemein, denn die Bezeichnung „Fuchsthurm" entstand erst nach Gründung der Universität Jena, nachdem das Pennalunwesen überhand genommen hatte und zuletzt streng verboten worden war (s. Nr. 1 und 2 d. Bl.). Gewaltigen Unfug trieben die Studenten Jena's im 17. Jahrhundert, besonders 1614 und 1660; die Landsmann- und Burschenschaften lehnten sich sogar gegen die Obrigkeit auf. Aehnliches geschah 1792. Die Unruhen im Jahre 1660 schlichtete der Secretär des Herzogs Wilhelm von Weimar, der fromme Dichter Georg Neumark, und über den Jenaer Studentenaufruhr im Jahre 1792 wurde unter dem Vorsitze des Geheimrathes von Göthe entschieden. Da man aber von jener Zeit an das Gebahren der Studirenden in Jena strenger überwachte, diese jedoch von ihrem Pennalismus nicht lassen wollten, so wählten sie zu Ausführung ihrer Streiche einsamere Orte, unter welchen vorzüglich der oben erwähnte alte Wartthurm beliebt war. Weil nun in der Nähe desselben die Possenspiele mit den „Füchsen" getrieben wurden, indem man ihnen auf jener Anhöhe den „Fuchsbalg" abstreifte und dort oft die unter dem Namen „Fuchsschmäuse" bekannten Bachusfeste feierte, so benannte man das alte Gemäuer den Füchsen zu Ehren „Fuchsthurm".

Wfr.

Bekanntlich fanden wilde Zechgelage noch im 17. Jahrhunderte unter den höheren Ständen gar häufig statt, und manch tapferer Degen, der auf dem Schlachtfelde den Sieg oft mit errungen, war besiegt als Trinker unter den Tisch gesunken. Die herzogliche Bibliothek zu Gotha verwahrt das Original eines von einem sächsischen Edelmann, von Brandenstein, am Tage nach einem großen Saufgelage ausgestellten Reverses über das Versprechen, sich nur während sechs Wochen nicht betrinken zu wollen, welcher wegen seiner Merkwürdigkeit hier eine Stelle finden möge:

> Demnach ich Endesverzeichneter wegen gestrigen übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und Leben, meinem armen Weib und Kind zum höchsten Schaden hätte kommen sollen, mich nunmehr resolvirt habe, zwischen hier und Jacobi mich mit dergleichen Laster niemals zu überladen, auch zu dessen steifer und fester Haltung derselben, da ich mich etwa binnen dieser Zeit dazu veranlassen dürfte, verpflichte ich mich zu allenmalen ein paar gute Maulschellen, von meinem gnädigen Herrn, oder wenn es ihre F. G. (Fürstliche Gnaden) jemandes von den ihrigen anbefehlen wollte, zu erhalten, oder mich sonsten mit einer ungewöhnlichen adelichen Strafe belegen zu lassen. Zu mehrerer Bekräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben.
>
> Altenburg, den 9. Juni 1652.
>
> (L. S.) Wolf Dietrich von Brandenstein.
>
> (Nachschrift.) Darbei ist zu gedenken, daß, wenn es auch anderweit (anderwärts, an einem andern Orte) geschehen sollte, ich mich gleichwohl zu ebenmäßiger Strafe erkenne.

Bl.

Leise Catharinen-Muhmen. Der Ausdruck „Kindermuhme" ist noch heutzutage in Sachsen, besonders in dem Leipziger Kreise, nicht ungewöhnlich; doch dürfte der Ausdruck: „Leise Catharinen-Muhmen" weniger bekannt sein. Besonders findet sich dieser Ausdruck zur Zeit der Churfürstin Anna wiederholt in Briefen. Namentlich befahl sie im Mai 1564 der sogenannten „Domina zu Weissenfels", oder letzten Aebtissin des dasigen Clarisserinnenconvents, der Margarethe von Watzdorf, welche sammt ihren Nonnen, die meist von Adel waren, protestantisch geworden war und sodann im säcularisirten Kloster einer Art von Mädchenerziehungsanstalt unter der Oberaufsicht der Churfürstin Anna vorstand, daß sie fünf Mädchen zu „leisen Catharinen-Muhmen" ausbilden möchte. Sollte nicht vielleicht dieser Name von der 1463 heilig gesprochenen Clarisserin Catharina von Bologna, welcher nach der Legende die Maria erschien und ihr das Christkind zur Wartung auf den Arm gab, wodurch sie wieder verjüngt wurde, seine Entstehung verdanken? 6.

Ortschaften ohne Sperlinge. Außer Sorah (auch Sorau genannt) bei Bautzen, S. 30 in Nr. 3 dieser Zeitschrift erwähnt, existirt auch noch ein anderer Ort im Königreich Sachsen, wo Sperlinge nicht heimisch sind. Es ist das zwischen Grünhayn und Unterpfannenstiel gelegene, zum Gerichtsamte Grünhayn gehörige Dorf Oberpfannenstiel, doch ist darüber eine Sage nicht vorhanden. 3.

Von Geithain hat man das topographische Sprichwort:

„Geithain hat zwei Seiten,
In der Mitte einen großen Plan
Und hinten und vorn ist nichts d'ran." 6.

Sprechsaal.

Ein „Freund des Sachsengrün" hat uns eine weitere geschichtliche Mittheilung über die in Nr. 18 dieser Zeitschrift erwähnten sächsischen Freischützen zugesendet und verspricht uns interessante Beiträge aus Sachsens militärischer Vergangenheit zu geben. Wir nehmen dieses Anerbieten dankbar an, bitten aber vor Allem um den Namen des Verfassers.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu zwei Lithographieen: Schloß Waldenburg und die Schloßkirche zu Wechselburg. ☜

Donnerstag, den 1. August.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Die Dresdener Kreuzkirche und ihre Todten.

Folgende, der Hinterlassenschaft eines schon über ein halbes Jahrhundert ruhenden, ehemaligen Rathsmitgliedes zu Dresden entstammende schriftliche Notiz, mir durch die Güte eines seiner Nachkommen mitgetheilt, dürfte vielleicht in mancher Beziehung nicht ganz uninteressant sein und wird daher von mir in Umschreibung (wegen des veralteten Styls) hier wiedergegeben.

Als man am 30. April 1764 beim Grundgraben der durch die preußische Belagerung 1760 zerstörten und abgebrannten Kreuzkirche die Mauern des hinteren Chores abgebrochen und die Steine aus dem Grunde genommen hatte, stieß man zur rechten Hand des Altars auf zwei alte Gewölbe, von denen man nichts bemerkt haben würde, wenn nicht (wahrscheinlicher Weise durch die gewaltige Erschütterung beim Zusammensturz der Kirche verursacht) einige Steine aus deren Decken sich gelöst und in die Tiefe gefallen, mittels der dadurch entstandenen Lücken das Vorhandensein derselben verrathen worden wäre.

Der Vorsicht wegen wurde ein Bretterverschlag aufgerichtet, damit Niemand dazu könne, und am 30. Mai, also einen Monat später, geschah deren Untersuchung im Beisein des Superintendenten, Dr. am Ende, Bürgermeisters Borrmann, Stadtschreibers Langbein, Baumeisters Schmidt und mehrerer Gewerke.

Aus dem einen der beiden neu eröffneten Gewölbe nahm man einen zinnernen, aus dem andern einen kupfernen und einen zinnernen Sarg, ließ sie in die alte Sacristei schaffen, wo sie den 8. Juni desselben Jahres früh 6 Uhr in ein daneben neu erbautes Gewölbe gesetzt wurden und zwar im Beisein obengenannter Personen, zu denen noch der Stadtprediger M. Grentze, andere städtische Beamte und die Gemahlin des Oberschenken von Breitenbauch zugezogen worden waren. Warum diese Dame sich dabei betheiligt hatte, ist nicht erwähnt.

Ehe die Särge in das neue Gewölbe versenkt wurden, nahm der Stadtschreiber ein Protocoll über den Inhalt des einen zinnernen Sarges auf, der die Leiche des Herzogs Albrecht zu Holstein barg. Die Form dieses Sarges war die eines Backtroges, der Deckel zeigte ein erhaben gearbeitetes Crucifix, das an mehreren Stellen (also hohl) Einbiegungen hatte. Der darin stehende innere Sarg von Holz war ganz verfault und seine einzelnen zerfallenen Stücken deckten die Leiche.

Nach ihrer Entfernung zeigte sich der Körper. Ein schwarzes Atlaswams, mit einer Menge kleiner Knöpfchen garnirt, weite Pluderhosen von gleichem Stoffe und Farbe, an den Knieen mit Bandschleifen zugemacht und „starke, lederne, gefaltete" Stiefel nebst eisernen Sporen und Absätzen, wie bei Frauenschuhen damals Mode gewesen, machten die Bekleidung des verstummten Herzogs aus, auf dessen Haupt sich ein sehr hoher Hut befand, fast 1½ Viertel hoch. Oben war selber sehr breit, der Rand (Krempe) dagegen sehr schmal. Das Gesicht war dunkel, fast braun, Nase und Augen eingefallen, alle fleischigen Theile klebrig, ein kurzer blonder „krauser" Bart stand bis an die Ohren. Außer den weiter unten angegebenen Pretiosen, deren dieser fürstliche Todte um und an sich hatte, bemerkte man einen Diamantring (das churfürstlich sächsische Wappen in Herzform emaillirt, von Dia-

manten eingefaßt) an seinem rechten Zeigefinger. Als man den Ring näher besehen und ihm denselben deshalb vom Finger ziehen wollte, löste sich zugleich der Finger mit ab.

Herzog Albrecht zu Schleswig und Holstein, den 20. April 1613 zu Dresden verstorben und am 30. April in die Kreuzkirche daselbst versenkt, war geboren den 16. April 1585 und königlichen Geblütes, denn sein Vater, Herzog Johann der Jüngste, war der Sohn Christians II. von Dänemark. Die Verwandtschaft zwischen dem dänischen und sächsischen Fürstenhause scheint Veranlassung für den jungen Herzog gewesen zu sein, am damals so hochberühmten Dresdener Hofe sein Glück zu machen, wie nachgeborene Fürstensöhne stets in die Nothwendigkeit versetzt waren, sich eine Laufbahn zu gründen. Diese Nothwendigkeit machte sich bei diesem schleswig-holsteinschen Herzog vorzüglich geltend, denn vor ihm war eine Reihe von sieben Brüdern und acht Schwestern, also wahrscheinlicher Berechnung zufolge sobald keine Aussicht, das väterliche Herzogthum zu erben.

An sieben verschieden gearbeiteten goldenen Ketten, die am Halse und auf der Brust des Leichnams zu sehen waren, fanden sich goldene Gnadenzeichen angehängt, die ihm laut Protocoll von 1613 in seine Ruhestatt mitgegeben waren, als:

1) Churfürstlicher Durchlaucht Christians II. Gesellschaft; 2) Sr. churfürstlichen Gnaden dero geliebte Gemahlin gemalte Gesellschaft; 3) der Jäger Gesellschaft; 4) unsers jetzigen gnädigsten Churfürst und Herrn Herzogen Johann Georgen (I.) Gesellschaft; 5) des Churfürsten zu Cöln Gesellschaft; 6) des Herzogen Johann Casimir zu Sachsen Gesellschaft; 7) ein schwarz biberhäreuer Hut nebst einer Hutschnur von goldenen Rosen mit vier Diamanten und vier Rubintoffeln (?), darunter acht Rosen, eine in der Mitte mit vier Perlen und in der Mitte ein klein Rubinchen; 8) ein Kleinod mit einer Kriegsarmatur und sechs Diamanten, sechszehn kleinen Rubinchen und zwei kleine Perlen; 9) ein Büschlein von goldgeschlagenem Laubwerk mit elf schönen großen runden Perlen und acht großen Rubinen, gleichfalls auf den Hut; 10) zwei Herzringe mit Diamanten, darunter Churfürsts Christian II. Gesellschaftsring, der andere ist Sr. fürstlichen Gnaden (dem Verstorbenen) von der churfürstlichen Wittwe (Christians II. von Sachsen) zu Lichtenburg verehret worden; 11) ein Rapier, vergüldet und mit Silber eingelegt, ist Sr. fürstlichen Gnaden in den Sarg mit eingelegt worden; 12) ein Stecher, vergüldet und mit Silber eingelegt, wurde auf den Sarg gelegt.

In dem vom Stadtschreiber Langbein am 30. Mai 1764 aufgenommenen Protocoll über den Befund von Pretiosen in dem herzoglichen Sarge ist ausdrücklich bemerkt, daß sich unter den Gnadenzeichen auch eine kleine goldene Medaille befunden, auf deren Vorderseite ein männlich Brustbild, auf deren Rückseite eine die Erdkugel bestrahlende Sonne zu sehen gewesen, aber wegen Kürze der Zeit habe man nicht die Umschrift auf dieser Medaille lesen können.

Eins ist sicher, die sämmtlichen Herren, welche dieser Sargeröffnung beiwohnten, haben weder zu irgend einem Alterthumsvereine, noch zu den Mitarbeitern des „Sachsengrün" gehört, denn sonst würden sie ein wenig mehr Zeit sich genommen haben, um Gegenstände genau zu untersuchen, die einer vor anderthalb hundert Jahren gewesenen Zeit entstammten. Nur die Bemerkung fanden sie für nöthig, daß sämmtliche Ketten, Gnadenzeichen, Edelsteine und emaillirten übrigen werthvollen Dinge aufs Beste erhalten gewesen und wieder in den Sarg gelegt, dieser verschlossen und mit den beiden andern Särgen, zu deren Oeffnung jedenfalls gar keine Zeit mehr übrig gewesen sein mag, in das neugebaute Gewölbe versenkt worden sei.

Wenn in früheren Zeiten Leichenberaubungen als sehr häufig vorkommende Verbrechen erwähnt sind, so darf uns dies nicht Wunder nehmen, denn wie die Sitte, den Todten mit Gold, Silber, Edelsteinen und andern werthvollen Liebesgaben zu schmücken, in hohen fürstlichen Häusern stattfand, so war sie auch in allen Klassen der Bevölkerung, natürlich den Verhältnissen angemessen, eingebürgert, und die Philosophie der Spitzbuben fand sich magnetisch angelockt, die Schlummernden unterm Grase von dem ihnen so unnöthigen Erdentand zu befreien.

Der Gebrauch, dergleichen Särge, zinnerne oder kupferne, mit biblischen Sprüchen zu versehen, fand sich nicht nur bei dem des holsteinschen Herzogs, sondern auch auf dem andern zinnernen, uneröffneten und die sterblichen Ueberreste der 1657 zu Dresden verstorbenen Wittwe des Markgrafen Johann Georg zu Brandenburg und Herzogs zu Jägerndorf, Frau Eva Christiana, 1590 zu Mümpelgard geborenen Herzogin zu Würtemberg und Teck, bergenden Sarge vor.

Auf dem Sarge des holsteinschen Herzogs befanden sich außer fünf Bibelsprüchen noch besonders die nach fürstlicher Weise von ihm im Leben fürs Leben gewählten Devisen, deren vier waren, als: „Fürchte Gott und scheue Niemand." „Ehender sterben, als den Glauben verleugnen." „Fürchte Gott und ehre den Kaiser." „Treue Hirten, treue Knechte."

Der kupferne Sarg umschloß die Ueberreste des 1712 zu Dresden verstorbenen Oberhofmarschalls, wirkl. Geheimeraths und Oberkämmerers, Reichsgraf August Ferdinand von Pflug auf Gottwitz, Tiefenau und Gorisch.

In dem andern Grabgewölbe fanden sich noch acht Särge vor. Die längste Ruhe (bis 1764 nämlich) in diesem Raume hatte ein Graf Christian VIII. zu Oldenburg und Delmenhorst gefunden — sein Sarg stand 194 Jahre hier. Ein Mansfelder Graf, Johann Georg, schlummerte 185 Jahre daselbst; ein pommerscher geheimer Kriegsrath, Freiherr von Scherffenstein, 168 Jahre; ein churfürstlich sächsischer Obrist, Graf zu Solms und Münchenberg, 132 Jahre; der churfürstlich sächsische Hofmarschall, Edler, Frei- und Kammerherr von Taube, Churfürst Johann Georgs I. allbekannter Liebling, 125 Jahre; der im dreißigjährigen Kriege als Wallensteins guter Freund und von der Soldatesca „der lutherische Kapuziner" scherzweise genannte Generalissimus der churfürstlich sächsischen Armada, Freiherr von Arnim, 123 Jahre; ein Hofmarschall, Freiherr von Rechenberg, 100 Jahre; ein in gleicher Hofcharge verstorbener Freiherr von Kanne; 87 Jahre.

Enthält auch diese Scizze keinen Lichtblick, der erheiternd das Gemüth berührt, so ist sie doch vielleicht eine nicht ganz werthlose Erinnerung für Manchen, der auch die kleinste, das Gebiet der vaterländischen Geschichtskunde berührende Notiz, als in das große Ganze gehörend, freundlich aufnimmt.

Fr. Sabojatzky.

Die Räuber auf dem Frauenstein.

Im Jahre 1432 zogen die Böhmen unter Prokop zum dritten Male verheerend in Sachsen ein. Sie wendeten sich in die Leipziger Gegend, schlugen die sächsischen Truppen, zerstörten Taucha und wütheten in dem armen Sachsenlande auf eine gräßliche Weise, darnach aber ging Prokop mit seinen Horden wieder nach Böhmen zurück.

Am 8. December 1437 starb der deutsche Kaiser Sigismund. Ihm folgte sein Schwiegersohn Albrecht II. von Oesterreich. Diesen wollten die Jesuiten als ihren König nicht anerkennen und ein neuer Kampf entbrannte in Böhmen. Der sächsische Churfürst, Friedrich der Sanftmüthige, eilte im September 1438 Albrecht II. zu Hilfe, sah sich jedoch besonders durch eine ausgebrochene pestartige Seuche zum Rückzuge genöthigt und kam den 23. September zu Solmitz, zwischen Bilin und Brix gelegen, an. Hier entstand ein furchtbarer Kampf mit den Hussiten, deren

Tausende auf dem Schlachtfelde blieben. Friedrichs und Albrechts Truppen trugen endlich den Sieg davon und die Sachsen führten 500 gefangene Böhmen im Triumphe mit nach Freiberg, wo sie in den festen Thürmen sicher untergebracht wurden. Durch diesen Sieg war die Macht der Böhmen fast ganz vernichtet. Ehe dieselben aber sich dem neuen Kaiser unterwarfen, ging wenigstens ein Theil von ihnen lieber über die Grenze, um in Sachsen sich herum zu treiben und Diebereien und Räubereien auszuführen. Dadurch entstand in den sächsischen Landen eine neue Landplage, denn die herumstreifenden Horden waren wilde Krieger gewesen und hatten darum an den Werken des Friedens keinen Wohlgefallen. An ihrer Spitze standen die Böhmen Ptaczeck, Horodiz und Banaleck. Sie hielten sich mit ihren Genossen meist in den Wäldern auf, wo sie von der gemachten Jagdbeute und vom Raube ihr Leben fristeten. Am liebsten verweilten sie in den großen dichten Waldungen, welche das Schloß Frauenstein umzogen. Auf diesem Schlosse wohnte der sächsische Ritter Dietrich von Vitzthum; ihm war Frauenstein vom meißnischen Burggrafen Heinrich II. aus dem Hause Planen zur Bewahrung anvertraut worden. Vitzthum wurde bald mit den Häuptern der böhmischen Banden bekannt und befreundet, so daß diese es oft wagten, auf dem Frauenstein als Gäste einzuziehen und mit ihm gemeine Sache zu machen. Ob Dietrich von Vitzthum sich, wie Einige wollen, wirklich an die Spitze der Räuber gestellt und sie als ihr Hauptmann geführt habe, lassen wir unentschieden. So viel ist aber wahr, daß vorzüglich die Gegend um Frauenstein damals höchst unsicher wurde und daß die friedlichen Bewohner derselben vielerlei Unbill zu ertragen hatten. Manchen von ihnen fand man, weil er sich wiedersetzt hatte, von den Räubern erschlagen. Das Uebel wuchs und die Klagen darüber kamen zu den Ohren des Churfürsten Friedrich. Dieser sendete sofort Abgeordnete mit einem Herolde nach dem Frauensteine, um Vitzthum zu augenblicklicher Verweisung des böhmischen Gesindels zu veranlassen.

Die churfürstlichen Gesandten kamen am „Räuberneste" an, fanden aber das Burgthor verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen. Der Herold ließ einen Trompetenruf erschallen und verkündigte darauf laut den Befehl des Churfürsten; doch statt einer bescheidenen Antwort schwirrte ein starker Armbrustbolzen vor den Ohren des Herolds vorüber und aus der Burg erklang ein höhnendes Gelächter.

Der Herold kehrte um und brachte dem Churfürsten näheren Bericht. Friedrich, erzürnt über das unwürdige Benehmen Vitzthums, ließ sogleich die bewaffneten Bürger zum Streite aufrufen und veranlaßte vorzüglich seine tapfern Freiberger, die er gegen die Böhmen vor Kurzem selbst in den Kampf geführt hatte, dem Kampfeszuge sich anzuschließen. Die Freiberger ließen nicht auf sich warten; sie erschienen unter Kuno von Schönberg mit den übrigen sächsischen Streitgenossen vor der Burg Frauenstein. Die Dresdener brachten die in der damaligen Zeit sehr gefürchteten Donnerbüchsen und die dazu gehörigen steinernen Kugeln mit. Auch andre Städte schlossen sich, dem Rufe des Landesfürsten folgend, noch an. Es war in den spätern Herbsttagen des Jahres 1438, als die Schaaren Friedrichs vor Frauenstein anrückten. Die Insassen der Burg waren nicht unvorbereitet, da sie einen kräftigen Angriff infolge der spöttischen Abfertigung des Herolds sicher erwarteten. Das Burgthor war fest verrammt, die Zugbrücke aufgehoben und im Innern der Burg standen die Räuber wohlgerüstet am Platze.

Auf die übliche Aufforderung zur Uebergabe der Burg folgte keine Antwort; es blieb demnach nichts weiter übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die churfürstlichen Streiter richteten ihre Donnerbüchsen nach den Umfassungsmauern der Burg — fürchterlich krachte dieses schwere Geschütz —, die Steinkugeln prasselten an das Gemäuer, doch die Besatzung der Burg gab kein Zeichen der Ergebung, im Gegentheil, sie schleuderte ihre Geschosse mit großer Kampfbegier in die Reihen der Belagerer. Obgleich die donnernden Karthannen einzelne Theile des Gemäuers schon gewaltig mitgenommen hatten, so hielten sich doch die Frauensteiner mit unbeugsamem Muthe. Endlich stiegen Rauchwolken aus der Burg empor und züngelnde Flammen deuteten auf einen im Innern der Burg ausgebrochenen Brand — da beschlossen die Landestruppen einen Sturm zu wagen, um mit einem Schlage sich des Schlosses zu bemeistern. Der Plan gelang. In kurzer Zeit hatten Friedrichs Mannen die Burg erstiegen, wo ein innerer Feind, die Feuersbrunst, wüthete. Der Kampf, der nun Mann gegen Mann entbrannte, war fürchterlich; an Gnade und Schonung war nicht mehr zu denken. Viele lagen schon entseelt, da trafen Kuno von Schönberg und Dietrich von Vitzthum auf einander. Beide fochten löwenkühn; zuletzt siegte Schönberg und der schwerverwundete Vitzthum wurde gefangen genommen. So endete der Streit. Kaum war der Sieg errungen, so setzten sich die Ritter des Churfürsten zum Gerichte nieder; Vitzthum wurde zum Tode durch das Schwert verurtheilt.

Drei Tage hatte der Verurtheilte Zeit, sich zum Abschiede von der Erde vorzubereiten. In den ersten Tagen des Decembers 1438 strömten Hunderte aus der Umgegend Frauensteins, ja selbst Viele aus Freiberg, nach der Burg Frauenstein, um den sonst gefürchteten Vitzthum hinrichten zu sehen. Dicht gedrängt stand die harrende Menge im Schloßhofe, da erklang von der Burgcapelle her das Sterbeglöcklein. Zu gleicher Zeit trugen vier Knappen den armen Sünder, weil er wegen seiner schweren Wunden nicht gehen konnte, auf einem Stuhle herbei und setzten ihn in einem von Bewaffneten geschlossenen Kreise nieder. Der Pater des Schlosses sprach an den Verurtheilten das letzte Wort und gab ihm den Segen. Der Henker trat nun vor, schwang das Schwert nach dem vorher schon entblößten Halse und Dietrich von Vitzthum war nicht mehr.

Die alte Burg Frauenstein soll zur Zeit Heinrichs I. bei Unterjochung der Sorben erbaut worden sein, um einem königlichen Voigte, welcher die Grenze zu überwachen hatte, als fester Wohnsitz zu dienen. Mit der Abnahme der Macht des deutschen Königshauses machten sich die Frauensteiner Voigte erblich; sie wurden ihrer früheren Vorgesetzten, der Markgrafen von Meißen, Lehnsleute. Im 13. Jahrhunderte lebte ein Richhelm von Frauenstein. Die Familie desselben erlosch wahrscheinlich, daher der Markgraf von Meißen Frauenstein als herrenloses Lehn an sich nahm. 1321 erhielten Bodo und Otto von Ilburg die Besitzung für 600 Prager Groschen pfandweise und 1329 wurde ein Hartensteiner, der Burggraf Hermann III. von Meißen, damit beliehen. Weil aber die Burggrafen sich ungern in der Nähe des markgräflichen Hofes aufhielten, so suchten sie ihre Wohnungen, gleich den Bischöfen von Meißen*), lieber auf entfernteren Besitzungen. Dies that auch Berthold, der die Stadt Zwickau so vielfach befehdete. Der letzte Burggraf von Meißen aus dem Hause Hartenstein war Heinrich II.; er fiel 1426 in der schrecklichen Schlacht bei Außig, die dem Vaterlande die Blüthe der sächsischen Ritterschaft entriß**). Nun nahm Friedrich der Streitbare das Burggrafenthum Meißen, wozu er auch neben andern Besitzungen Frauenstein rechnete, als lediges meißnisches Mannslehn in Besitz. Gegen dieses Verfahren erhob sich, als Verwandter des verstorbenen Burggrafen, Heinrich I. von

*) Die meißner Bischöfe wohnten öfter in Stolpen.

**) In dieser mörderischen Schlacht verloren die Deutschen 12,000, die Sachsen 9000 Mann. Das Heer der Sachsen wurde fast ganz vernichtet. Unter den vielen ritterlichen Kämpfern fand auch der Besitzer von Reinsberg, Caspar von Schönberg, mit seinen fünf Söhnen den Tod an einem Tage, und aus der Familie von Köckeritz fielen allein zwölf wackere Streiter.

Plauen. Ehe der Streit entschieden wurde, starb Friedrich der Streitbare, dem vom Kaiser schon bei Lebzeiten der Wunsch zu erkennen gegeben worden war, daß er die Ansprüche Heinrichs von Plauen befriedigen möchte. Dieser trat mit seinen Forderungen im Jahre 1428 kräftiger hervor und Friedrich der Sanftmüthige erklärte sich auf Andrängen des Königs Albrecht II. bereit, den kaiserlichen Oberhofrichter, Heinrich I., mit dem Burggrafenthum zu belehnen. Dieser wurde nun Herr von Frauenstein. Sein Nachfolger, Heinrich II., erhob abermals Streit, und dies bewog Albrecht II., dem Churfürsten von Sachsen das Burggrafenthum zuzusprechen, wogegen Heinrich II. eine Summe von 16,000 Gulden erhielt. Daß dabei Härten vorkamen, läßt sich mit Rücksicht auf den damals so unsichern Rechtsboden leicht erklären. In jene Zeit fällt nun auch die Eroberung der Burg Frauenstein, wie dieselbe oben schon erzählt wurde. Da dies 1438 geschah und der Churfürst in demselben Jahre in Frauenstein sein Hoflager hielt, so läßt sich auf eine mögliche Bewohnbarkeit der dortigen Burg nicht ohne Grund schließen; gleichwohl erzählen mehrere Geschichtsschreiber, daß die Burg Frauenstein nach ihrer Einnahme bis auf einen Thurm, „der dicke Märten", geschleift und der Erde gleich gemacht worden sei*). Kurz, Heinrich von Plauen mußte seinen Ansprüchen entsagen, der Churfürst nahm das Besitzthum ein und später wohnte in der Burg Frauenstein ein Amtmann des Landesherrn. 1473 traten die Fürstenbrüder Ernst und Albert das Schloß sammt dem am Fuße des Schloßberges entstandenen Städtchen für 900 Gulden an Kaspar von Schönberg ab. 1585 bis 1588 erbaute Heinrich von Schönberg ein neues, durch Schönheit und Regelmäßigkeit ausgezeichnetes Schloß und stellte auch später (1615) die alte Burgcapelle wieder her. Das neue Schloß hatte prächtige Gemächer, unter welchen ein großer Saal berühmt war, der lauter bildliche Darstellungen aus Reinecke Fuchs enthielt. 1632 nahmen die Kaiserlichen unter Holke Frauenstein ein, tödteten die Bewohner des Schlosses und hauseten da oben bis Mitte December. 1667 kaufte Johann Georg I. die ganze Besitzung von dem in tiefe Schulden gerathenen Abraham von Schönberg. Nun wurde Frauenstein von Amtsleuten bis um 1700 verwaltet, darauf aber übernahm es der Landjägermeister von Leubnitz pachtweise. Ihm folgte im gleichen Verhältnisse sein Sohn bis zum Jahre 1746. — Als Frauenstein am 12. März 1738 von einer Feuersbrunst heimgesucht und durch sie, neben Kirche, Pfarr- und Schulhaus, 62 Bürgerhäuser und 4 Thore vernichtet wurden, brannte auch das neue und alte Schloß nieder und nur das hohle Gemäuer blieb stehen. Die Ueberreste der alten Burg, zum Theil noch mehr verfallen, ragen heute noch empor; unter ihnen befindet sich der schon oben erwähnte „dicke Märten", sowie „die Lärmstange", d. i. der höhere von zwei runden Thürmen, von wo aus die Preußen im siebenjährigen Kriege ihre Signale gaben. — Das neue Schloß wurde wieder aufgebaut und 1783 in das Justiz- und Rentamt umgeschaffen. Nachdem es 1814 noch ein Mal ausgebrannt war, ward es drei Jahre darnach wieder in vollkommenen Stand gesetzt.

Die Aussicht von der alten Burgruine zu Frauenstein ist kostbar. Der Blick schweift bis nach Böhmen hinein und über den größern Theil Sachsens hinweg. In der Ferne treten Gipfel, wie der Pöhlberg, der Kulmberg, die Augustusburg und die Höhen bei Eibenstock, sowie der Keulenberg und die Hoflößnitz prächtig hervor und hocherfreut begrüßt der Wandrer vom alten Gemäuer aus die freundlichen Punkte Stolpen, Moritzburg und Freiberg.

Robert Wolfram.

*) S. Lehmann, Chronik von Chemnitz, und Textor, historischer Bildersaal.

Dresdener Festlichkeiten im Jahre 1609.

(Fortsetzung.)

Die 9. Part wird von zwei Bergleuten in weißen Kitteln eröffnet, deren jeder ein aufgezäumtes Pferd führt, Herzog Johann Georg zu Sachsen und Hans Georg Weste folgen ihnen zu Roß in halbem Harnisch mit geschlossenem Visir; zwei weiß und schwarz gekleidete Stallmeister in spanischen Helmen führen ihnen zwei Pferde nach.

Die 10. Part eröffnet Mercurius mit zwei reitenden Trompetern, die, wie ihre Rosse, als Wolken gekleidet sind. Dahinter schreiten zwölf Musiker mit Saiteninstrumenten, von denen drei ganz roth, d. h. auch Gesicht und Hände, drei ganz grün, drei ganz blau und zwei ganz gelb in türkischer Tracht gehen. Letztere haben zwischen sich Minerva, die ein aufgeschlagenes Notenbuch vor sich hat und das Saitenspiel mit Gesang begleitet. Es folgen zwei reitende Wolkentrompeter, ein Zwerg mit der Weltkugel als Kopfbedeckung und ein von blau behangenen Einhörnern gezogenes Postament, auf dessen Gipfel der Reichsapfel mit dem Kreuze prangt; weiter unten sitzen der römische und der türkische Kaiser, ein Pole mit der Streitaxt und als Wagenlenker ein Mann mit Schurz, Krone und Wedel von Pfauenfedern, der wohl Amerika darstellen soll. Hinterher schreitet Mars; sechs deutsche Herolde und drei afrikanische Trompeter zu Roß schließen diesen Zug.

Die 11. Part besteht nur aus zwölf Bergleuten, von denen sechs namenlose in weißen Kitteln zu Fuß voran schreiten, sechs aber in schwarzen Kitteln, den Pallasch an der Linken, die Bergbarte in der Rechten, ihnen zu Roß folgen; es waren die Herren von Seebach, von Burkersroda, Dehn, von Cannawurff und von Vieth.

In der 12. Part tritt abermals etwas noch nicht Dagewesenes auf: spanisches Costüm in weiß und roth. Zwei Jungfrauen, himmelblaue Flügel auf den blonden Haaren, schreiten mit Laute und Geige voran; ihnen folgt die Zeit als wilder, alter Mann mit Sense und Sanduhr, hinter dem sich ein Berg fortbewegt, auf welchem Bäume mit goldenen Aepfeln gewachsen sind. Im Schatten dieses Lusthaines sitzt ein fürstliches Paar, dessen Liebesgeschichte eine Jungfrau mit goldenem Haar der staunenden Welt vorträgt, während Amor, in den Zweigen flatternd, dasselbe mit goldenen Pfeilen beschießt. Drei Reiter mit Lanzen bedecken dasselbe, drei andre Jungfrauen folgen singend und lautespielend und drei Fußknappen schreiten hinterher. Die Herren von Wüstenhoff, von Heidensdorff und von Thur, weiß und rothe Commandostäbe in der Rechten und drei Lanzenreiter mit spanischen rothen Helmen, schließen den Zug dieser Part.

Die 13. Part bringt uns den Herzog Johann Georg als Großtürken, vor ihm vier Trommler und Pfeifer, um ihn neun Janitscharen mit Musketen und Spießen, in der jener berühmten Kriegerschaar eigenthümlichen Tracht, den Federbüschen und Adlerflügeln auf den hohen Mützen. Drei Türken führen aufgezäumte Rosse nach.

Die 14. Part zeigt uns den markgräflichen hohen Gast mit den Herren von Schwohlentzkhy und von Gröben in deutscher, schwarzer Tracht, galoppirend, die 15. aber wird nur von Joachim von der Schulenburg mit einem Vorreiter gebildet, Beide sind weiß als Bader, mit Becken und Handquehlen, gekleidet.

Minder harmlos war die 16., im Galopp vorübersausende



Dresdener Festlichkeiten im Jahre 1609.

Part, die ein den Zinken blasender Fuchs zu Pferde anführte. Wir sehen fünf der Länge nach getheilte Reiter, deren eine Hälfte in weltlicher, während die andere in geistlicher Tracht erscheint; Papst und Klosterfrauen sind dabei vertreten und zwar durch die Herren von Schleinitz, von Schweichel, von Thur, von Belau und von Lockowin.

Die 17. Part führt der Oberst Franciscus von Conzin und zwar als Pilger, ein Lied absingend. Ein anderer Pilger führt ihm einen Packesel und ein rothgekleideter Stallmeister ein aufgezäumtes Pferd nach.

Die 18. Part besteht aus rothgekleideten Polen mit Streithämmern, geführt von vier Musikern in gleichem Costüm. Unter den zwölf in drei Gliedern reitenden Cavalieren erscheinen als neu die Namen der von Wälwitz, von Miltitz, von Lüttich und von Helwigsdorf.

Die 19. Part brachte abermals eines jener wandelnden Bollwerke, welches einen Wellenberg mit Tritonen und Sirenen trug, auf dem ein feuerspeiender Drache lagert, dessen Rücken eine Riesenmuschel, in der Neptun mit dem Dreizack nebst einer Sirene steht. Sechs rothe Jungfrauen mit blauen Kegelmützen schreiten nebst einem greisen Zwerge in gleicher Tracht musicirend voran, drei Lanzen tragende Römer reiten hinterher.

Sahen wir bisher Mohren, Türken, Polaken und Heidengötter, so tritt uns nun Vaterländisches aus der Gegenwart vor Augen, das löbliche Müllerhandwerk als 20. Part. Voran schreiten drei Pfeifer in Hemdärmeln und rothen Pumphosen mit Schurzfellen, hinter denen ein Sack hüpft; dahinter ein Müller, in der Linken ein Stäbchen mit sechs Brezeln, auf der Schulter das Beil, zu Fuß vor einem mit Büschen bewachsenen Berg, auf dem eine Windmühle steht, die von Tauben umflattert wird. Zwei Mühlknappen zu Pferd mit Beilen, auf den Mützen über der Stirn kleine Windmühlen tragend, geleiten ihren Meister, Herrn Heinrich Pflug, in braunem Rock mit Säbel und Beil. Es folgen sechs Mühlesel mit Treibern und zuletzt tragen zwei Mühlknappen auf den Schultern ein Faß, worin die Müllerin hockt, was wahrscheinlich den gesammten Zuschauern zu größtem Ergötzen gereichte.

Nicht minder erheiternd war die 21. Part, die von fünf ganz farbigen Saitenspielern, in roth, grün, blau, weiß und schwarz, nebst einer Sängerin in weiß, geführt ward. Es folgten die zwölf Monate des Jahres auf Pferden, deren bunte Decken mit den sie beherrschenden Bildern des Thierkreises bemalt waren. Januar, im Capuzenmantel, führt eine Holzaxt; Hornung (Februar), in leichterer Jünglingstracht, trägt eine Ofenkrücke, ebenso März, dem in langem Kleide zwei Störche auf der Mütze hocken, die Pferde sind mit Federbüschen geschmückt. Es waren drei Herren von Schönburg. April, Philipp Ernst von Hoenlör, mit geflügeltem Helm und Streithammer, erscheint als Pole. Mai, Herr Heinrich Reuß, ist eine blumengekrönte Jungfrau mit großem Blumenstrauß, womit auch das Pferd geschmückt ist. Brachmond (Juni), Oberst Wratißla, erscheint als Mäher mit der Sense; er und sein Roß sind mit Grasbüscheln geziert. Heumond (Juli), Hauptmann Bleileben, ein Landmann im Strohhut, trägt als Sinnbild, gleich seinem Roß, einen Rechen. Augustmond zeigt uns den bei diesem Feste vielfach in Anspruch genommenen Joachim von der Schulenburg als schmucke Mäherin mit der Sichel, deren Roß mit Aehren geschmückt ist. Herbstmond (September), Fr. von Drachsdorf, trägt ein Füllhorn mit Früchten, sein Hut und sein Roß tragen Rüben statt der Federbüsche. Weinmond, Nicol vom Loß, ist abermals in Frauentracht und mit Trauben gekrönt. Wintermond, Ron. Truchseß, führt in der Rechten eine Martinsgans am Bratspieß; er und sein Pferd tragen am Haupte ein Paket Heringe und Böklinge. Zuletzt erscheint der Christmond, Hans Ernst von Schaurott, als alte weißbärtige Frau in der Pelzmütze, auf einer Stange Wurst und Schinken emporhaltend, während am Vorder- und Hintertheil des Rosses Schleifen von langen, dünnen Würsten angebracht sind. Hinterdrein rutscht ein Kachelofen, auf dem der Bierkrug steht und woran sich ein besenführendes Weiblein wärmt. Hinterher kommt Amor in goldenem Schuppenpanzer und gehörnt mit Bogen und Pfeil.

Daran schließt sich ganz logisch ein Zug von vier Schornsteinfegern zu Fuß und zwei zu Roß mit langen Besen, denen der Meister Centurius von Miltiz mit kurzem, dicken Ruthenbesen nachreitet.

Nun wechselt abermals die Scene; die 23. Part wird von Jägern gebildet, denen der Lehrprinz mit dem Leithund voranschreitet. Abermals sehen wir Joachim von der Schulenburg im schmucken hellgrünen Jagdkleid heranreiten.

Hinter ihm her brauset die 24. Part; zehn wilde, rauhe Männer, Bäume in der Rechten, sämmtlich Cavaliere, darunter als neue Namen die von Bernstein, von Zigesar und Gebhard Münch.

Als 25. Part erscheint Heinrich von Miltiz mit drei Saitenspielern zu Fuß und zwei Knappen zu Pferd, sämmtlich weiß und roth.

Glänzender und geräuschvoller trat die 26. Part auf, geführt von sechs rothen Janitscharen mit Saitenspiel, auf welche ein keck einhertretender Amor Pfeile sendet. Ihm folgen Liebe und Haß zu Roß; erstere auf weißem mit langer Mähne als reichgeschmückte blonde Frau, die mit der Rechten ein durchbohrtes Herz emporhält, letzterer als mageres altes Weib in gelbem Rock, eine blaue Kugel auf einer Stange tragend. Ihnen folgen drei reitende deutsche Trompeter, drei spanische Fußknappen und dann die Herren von Pflug, von Weißbach und von Bellin in reichen, langen, bunten Kaftanen, Schärpen und Federhüten, Commandostäbe tragend. Drei Geharnischte mit geschlossenem Visir und Fähnlein schließen den Zug.

Mit der 27. Part tritt uns nun ein wahrhafter Herzug von Jägern entgegen, die jedenfalls den Zug darstellen, der vom Jägerhof aus sich nach dem Altmarkt bewegte, wenn dort eine der Thierhatzen abgehalten werden sollte.

Den Zug eröffnen drei Weidmänner mit Leithunden, zwei Burschen mit Saufspießen folgen zu Fuß, dann erscheint eine stattliche Cavalcade, Alle in hellgrün gekleidet, die Hüte mit Büschen geschmückt, je zu drei; voran der Jägermeister mit dem Saufspieß. Die nächsten beiden zwölf Glieder lassen das Hifthorn und den Jägerschrei ertönen. In den drei vorletzten Gliedern finden wir Johann Georg und Johann Ernst von Sachsen, Markgraf Christian, Herzog Albert von Holstein, Graf Hieronimus Schlick, Herrn Heinrich Reuß, Georg Ernst von Weißbach, Dietrich Taube und Christian von Dilau. Zwischen vier Hakenbüchsenträgern folgt auf zweispännigem Wagen ein Käfig mit einem Leoparden und einer Zibetkatze, auf dem drei Mann stehen, deren einer die Clarinette, der andre den Dudelsack spielt. Es folgen vier Züge von Cavalieren, unter denen als neue Namen Hans Torbitz, Hans Beer, Wendel Tangel und Sebastian Grönsert auftreten. Nun folgen in bunter Reihe fünf Käfige mit Bären, drei mit Wölfen, einer mit Luchsen, sechs mit Wildschweinen, einer mit Bibern, zwei mit Dachsen, wilden Katzen, Fischottern, Füchsen und Hasen, die von den zu deren Jagd geeigneten Hunden und Jägern begleitet sind, welche die dazu erforderlichen Spieße und Gabeln tragen. Zu bemerken ist, daß nur die Bären vierspännig fahren, während die andern genannten Thiere sich mit zweispännigem Fuhrwerk begnügen müssen, Marder und Hamster aber auf Tragen von Jägern befördert werden. Es folgen zwei Abtheilungen von je 21 Hunden, die zu drei zusammen an eine Stange gebunden sind, die von zwei Jägern getragen wird. Den Schluß dieser grünen Abtheilung bilden vier einspännige Karren mit zwei Rädern, aus denen die ernsthaften Gesichter colossaler Hunde herausschauen.

(Schluß folgt.)

Die alterthümlichen Gebäude und Ruinen Bautzens.

Schaut man von der Höhe des Brodschenberges auf Bautzen, so bietet sich unsern Augen ein ganz verschiedenartiges Bild dar, als wenn wir von den Höhen Ebendörfels oder Doberschau's einen Blick auf die Stadt werfen. Von den letztgenannten Punkten gewährt sie den Anblick einer freundlichen neuern Stadt, von jener Seite den ernsten ehrwürdigen einer mittelalterlichen Veste. Der Grund dieser Erscheinung liegt nahe genug. Die zahlreichen Brände, denen keine andre Stadt in dem Grade ausgesetzt war, wie Bautzen, betrafen in der Regel die eigentliche Stadt und deren Hauptgebäude, und wenn auch am 2. Mai 1634 die gesammte Stadt mit geringen Ausnahmen in Feuer aufging, konnten an den gewaltigen Festungsmauern und Thürmen nur die hölzernen Theile ausbrennen, während das letzte große Feuer von 1709 nur zwei Drittel der Stadt und gerade den südöstlichen Theil derselben vernichtete, den nördlichen und westlichen hingegen, also den gerade noch am besten erhaltenen, unberührt ließ. Dessenungeachtet bietet auch der übrige Theil der Stadt eine reiche Menge theils erhaltener, theils in Trümmer liegender Reste der mittelalterlichen Baukunst, wie nicht leicht andre Städte von gleichen Raumverhältnissen. Indem wir einige derselben besprechen wollen, gehen wir aus von dem ältesten Theile der Stadt, dem Schlosse Ortenburg. Von Norden aus gesehen nimmt es sich auf dem steilen Abhang, über der Spree thronend, gar stattlich und alterthümlich aus. Wie die meisten größern Schlösser und die meisten ältern Gebäude hiesiger Stadt gehört es, wie man auf den ersten Blick sieht, sehr verschiedenen Zeiten an. Von hier aus unterjochte der gewaltige Markgraf Gero die heidnischen Lausitzer; hier hauste Boleslaus Chabri um 1002 und behauptete in dem hier 1018 geschlossenen Waffenstillstande das Land; später herrschte hier der berühmte Markgraf Wiprecht von Groitzsch, dessen Gemahlin, die fromme Judith, hier um 1095 das Zeitliche segnete; hierher flüchtete der Böhmenherzog Wladislaus 1175, hier starb in Gefangenschaft Herzog Wenzeslaus 1191. Mancher deutsche Kaiser, wie Heinrich II., Konrad II., Karl IV., Wenzel, Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II., Ferdinand II. nahmen hier kürzern oder längern Aufenthalt. Die Geschichte der Ortenburg ist im Kleinen die Geschichte der ganzen Oberlausitz.

Von der ursprünglichen Burg, wie sie Gero auf Befehl Kaiser Otto's baute, steht anerkanntermaßen nur noch der sogenannte Wasserthurm, der in und aus dem Spreethale sich zu einer Höhe von 70 Ellen erhebt. Er ist hart an und theilweise in den ausgemeißelten Fels hineingebaut und der Fuß stand sonst in der Spree selbst, weil man sich seiner dazu bediente, um im Innern desselben das Wasser für die Besatzung hinauf zu winden, da der eigentliche, 56 Fuß tief gebohrte Schloßbrunnen zu diesem Zwecke nicht ausreichte. Als aber 1539 die große Mühle gebaut und zu diesem Zwecke die Spree in ein anderes Bett geleitet wurde, wurde die Burg von der Stadt aus mit Röhrwasser versehen. Während des dreißigjährigen Krieges diente dieser Thurm noch, ausgerüstet mit Kanonen und Doppelhaken, als Hauptbollwerk, seitdem aber bis jetzt als Gefängniß und scheint mit Ausnahme des Daches keine Veränderung erlitten zu haben. Ein Alterthum von Interesse ist in seiner Nähe an der Ringmauer angebracht: ein steinernes polnisches Wappen, welches im vorigen Jahrhundert aus einem Schutthaufen hervorgezogen, der Behauptung des Fürsten Jablonowski zufolge noch von Boleslaus Chabri herrühren soll, obgleich mit Recht bezweifelt werden darf, daß zu einer Zeit, wo die Deutschen noch keine förmlichen Wappen hatten, ihre noch roheren Nachbarn sich so ausgebildeter, sauber gearbeiteter Wappen bedient haben.

Die übrigen Theile des Schlosses sind neueren Ursprungs, mit Ausnahme vielleicht der Ringmauer. Im Jahre 1401 brannte mit der Stadt das Schloß ab, 1441 abermals, und wurde nun erst unter Matthias Corvinus vollständig hergestellt. Dieser gab dem damaligen Landvoigte, Georg von Stein, Auftrag, das Schloß Ortenburg neu aufzubauen. Zu diesem Zwecke wurde das alte Schloß, d. h. das Hauptgebäude, bis auf den Grund, den man noch gegenwärtig an einigen Stellen sieht, abgebrochen, nur der Schloßkeller erhalten, und das jetzt der Hauptsache nach noch stehende Schloß erbaut. Der schöne viereckige Thurm wurde ebenfalls damals errichtet und an den Ecken des Plateau's, welches zur Aufstellung von Geschütz bestimmt war, mit steinernen Fratzen versehen. Unter dem Plateau wurde die kleine Schloßcapelle mit ihren Spitzbogenfenstern angebracht. Als der Bau 1486 vollendet war, wurde das noch ziemlich wohl erhaltene, nur der ringsum angebrachten Wappen beraubte Bildniß des Königs Matthias an dem Thurme über dem Eingange eingefügt; eine Fallbrücke führte von hier über den sehr tiefen Graben in die Schloßgasse. Die Rückseite des Schlosses mochte der jetzigen ziemlich ähnlich sein, nur daß neben der nach dem Burglehn führenden Pforte ein viereckiger Thurm sich erhob, und die Stelle des jetzigen Magazins nur Ringmauer enthielt. Das Hauptgebäude, 1634 abgebrannt, wurde auf dem alten Mauerwerk wieder aufgeführt und 1648 vollendet; die gegenwärtigen, dem Renaissancestyl angehörigen schönen Giebel traten dabei an die Stelle der früheren spitzen, während die großartigen Gewölbe des ersten Stockes dem 15. Jahrhundert angehörten. Tritt man durch das gewölbte Thor in den Hof, so bemerkt man links am Hauptgebäude in der Mauer zwei steinerne Köpfe, den sogenannten Mönch und die Nonne. Die Sage erzählt, daß wegen verbotenen Umganges hier ein Mönch und eine Nonne nach Klosterrecht eingemauert seien und die Bildnisse zum Andenken an die grausame Strafe dienen sollen. Allein die Sache ist weit einfacher. Bei Planirung des Schloßhofes fand man nämlich diese Reste alter Sculptur und fügte sie der Mauer ein, als etwas zum Schlosse Gehöriges. Da in dem Schlosse kein Mönchskloster, in der Stadt kein Nonnenkloster war, und wo es ja geschah, die Schuldigen im eignen Kloster bestraft wurden, wäre es auch ganz unbegreiflich, wozu hier ein derartiges Urtheil vollstreckt worden wäre.

Von der Ortenburg dem Spreelaufe nach Süden folgend, finden wir in den noch vorhandenen Befestigungen viele noch erhaltene Reste mittelalterlicher Baukunst. Nicht als ob dieselben sich durch architectonische Schönheiten auszeichneten, aber dennoch bietet das Ganze einen überraschenden malerischen Anblick. Zunächst fällt als Hauptzierde in die Augen der große, aus dem Spreethale aufsteigende Thurm, die sogenannte alte Wasserkunst. Man kann sich kaum erwehren, diesen schweren, 84 Ellen hohen, 4 Ellen starken Thurm mit einer Galerie, die auf byzantinischen Ornamenten ruht, als einen der frühesten Festungsthürme anzusehen. Doch ist dem nicht so. Als die Hussiten 1429 und 1431 die Stadt bestürmten, war der ganze Theil der Befestigungen, welche die Michaeliskirche umgeben, noch nicht vorhanden; nur die beiden obersten Mauern, zwischen denen die Gärten der wendischen Geistlichen liegen, schützten die Stadt von dieser Seite. Jedoch 1480 wurde eine dritte Umfassungsmauer an der Spreeseite der Stadt aufgeführt, und da der ältere, 1496 erbaute Wasserkunstthurm schon 1516 abgebrannt war, legte der damalige berühmte Baumeister Röhrscheidt 1558 den gegenwärtigen Thurm an. Früher wurde in demselben das Wasser in eine oben befindliche Pfanne getrieben, von wo aus es in Röhren in die Stadt geleitet wurde; jetzt wird das Wasser sogleich in vier Röhren den Berg hinauf an die Orte seiner Bestimmung getrieben. So ist der ehrwürdige

Thurm seines früheren Zweckes verlustig gegangen, schmückt aber mit seiner von Dohlen umflatterten Spitze diese Seite der Stadt wahrscheinlich noch lange Zeit.

Aus derselben Zeit, wie die erwähnte dritte Umfassungsmauer, stammen auch die schönen runden Basteithürme, sowohl an der Südwest-, wie an der Nordostseite. Der schönste dieser großen, früher mit Geschütz versehenen oder als Waffenmagazine dienenden Thürme ist ohne Zweifel der unter dem Lauenthurme stehende, welcher von Außen, von Ephen dicht umrankt, sich zwar völlig ruinenhaft ausnimmt, aber noch völlig fest steht und sogar als Magazin benutzt wird. Die zwischen dem Schülerthore und der Nicolaipforte stehende Bastei ist die größte und höchste und dient gegenwärtig im Winter dem hiesigen Gymnasium als Turnlocal.

Als die Sechsstädte, welche an Kaiser Sigismund fest hielten, von den Hussiten bedroht wurden, beschlossen die Bautzner, ihre Stadt vor dem Grimme der wilden Horden durch verstärkte Befestigungen zu sichern, namentlich auch die bisher schutzlosen oder wenig geschützten Vorstädte zu schützen. Zu diesem Zwecke wurden nicht allein alle Bürger, Gesellen und Dienstboten, sondern auch die Bauern der zahlreichen städtischen Dörfer aufgeboten; auch die Ritterschaft und Geistlichkeit der Umgegend stellte ein zahlreiches Contingent von Fröhnern (die Aebtissin von Marienstern z. B. allein 300), so daß im Jahre 1421 nicht allein die jetzigen Wälle mit ihren doppelten Gräben und der dahinter stehenden Mauer ganz neu errichtet wurden, sondern auch die innere Stadt wesentlich stärkere Befestigungen erhielt. Sowohl die äußern, wie die innern Thore der Stadt wurden durch Außenwerke (Rondele) verstärkt, die sogenannten Zwinger fester, die Gräben tiefer, die Bastionen höher gemacht. Diese Werke, namentlich die der innern Stadt, haben denn auch ihre Schuldigkeit gethan und gegen die Hussiten, wie gegen die Schweden tapfre Vertheidigung ermöglicht. Noch 1757 wurden von den Preußen die äußern Wälle zu einer Vertheidigung ausgebessert, und 1813 versuchte man zum letzten Male auch die innern zu Kriegszwecken herzurichten.

Von den jetzt noch bestehenden Werken dieser Art waren damals vorhanden der Lauenthurm, die Schützenbastei (jetzt Theater), das alte Gymnasium (bis 1541 Stadtbibliothek, seit 1544 Schullocal). Der Lauenthurm verdankt seine Erbauung einer Eifersüchtelei zwischen Stadt und Landvoigt. Dieser nämlich, Heinz Pflugk, ließ im Jahre 1400 eine Menge Steine am Eselsberge brechen, um auf der Ortenburg einen stattlichen Thurm zu bauen und das Schloß noch mehr zu befestigen. Der Rath sah dieses Vorhaben als Demonstration gegen die Stadt an und ließ, als der Landvoigt einst verreist war, die Steine wegnehmen und den Lauenthurm anfangen. Als nun der Landvoigt dies erfuhr, klagte er bei König Wenzel, welcher gebot, mit dem Baue einzuhalten. Der Rath führte jedoch beim Könige zu seiner Vertheidigung an: die Stadt gehöre dem König so gut, wie das Schloß, der Thurmbau aber sei zur Befestigung der Stadt und zur Ehre des Königs unternommen. Diese Rede gefiel dem König, der Bau durfte fortgesetzt werden und der Thurm wurde 1403 vollendet. Allein nur so weit, als der viereckige massive Unterbau reicht, ist er in seiner frühern Form erhalten. Der obere Aufsatz ist wiederholt abgebrannt, zum letzten Male 1720, bei welcher Gelegenheit die Seigerglocke herunterstürzte, ohne beschädigt zu werden. Vor diesem Thurm war sonst eine starke Bastion und der Eingang durch vierfache Thore von Eichenbohlen stark verwahrt; auf ihm wurde später ein noch erhaltenes sogenanntes hartes Gefängniß errichtet, welches von dem ersten Bewohner den Namen „der Preuße" erhielt. Die Bastion vor dem Thore wurde 1827, das Thor selbst 1858 abgebrochen. Vom Lauenthurme zum jetzigen Theater hin zog sich sonst der Schützenzwinger, wo die Bürger ihre Schießübungen hielten. Die Schützenbastion enthielt damals die städtische Bibliothek, die, um den Schützen Raum zu machen, 1614 in einen viereckigen, jetzt abgebrochenen Thurm verlegt wurde, im dreißigjährigen Kriege aber verbrannte. Die Schützenbastei oder das jetzige Theater und das sogenannte alte Gymnasium sollen die ältesten Befestigungswerke der Stadt sein und schon zur Zeit des Boleslaus Chabri um 1000 gestanden haben. Ihr gleiches Aeußere, oblong nach dem Graben zu abgerundet, läßt auf gleichzeitige Entstehung, die Festigkeit ihrer sechs Fuß dicken, aus Bruchsteinen mit sehr hartem Mörtel ausgeführten Mauern auf ein hohes Alter schließen, das möglicher Weise bis in jene graue Zeit hinanfreicht.

Einer der stattlichsten Thürme ist der Reichenthurm über dem Reichenthore, eigentlich Reichenbacher Thore. Gewiß hatte dort schon in frühester Zeit ein Thurm über dem Thore gestanden; allein der Grund zu der Zwittergestalt des jetzigen Thurmes wurde 1490 gelegt. Damals wurde der untere, runde Theil desselben von Stein gebaut und ein hölzerner Aufbau darauf gesetzt, so daß das Ganze eine Höhe von 97 Ellen erhielt, mindestens der jetzigen Höhe des Thurmes entsprechend. Die runden Schießscharten zeigen, daß es zur Vertheidigung durch Schießgewehre bestimmt war; gar oft mögen Doppelhaken daraus gefeuert haben. Die Gestalt des runden Thurmes scheint gleichwohl einer früheren Zeit anzugehören, gerade wie die des wendischen Thurmes, der ebenfalls 1492 erbaut und mit einer Spitze von Holz versehen wurde. Doch läßt sich die Richtigkeit der Angabe nicht bezweifeln. An beiden Thürmen mußten aber die Spitzen bald genug erneuert werden, zum letzten Male brannte der Reichenthurm 1709 ab, und um ihn wieder aufbauen zu können, veranstaltete man sechs Jahre später eine Lotterie, deren Hauptgewinn 800 Thlr. betrug. Es wurde damals unter dem regierenden Bürgermeister Jeremias Behrnauer beschlossen, den obern Theil von Stein aufzuführen, und den Thurm, obgleich er auf Felsen steht, noch mit starken Grundstützmauern zu verwahren. Vielleicht hat schon damals der Thurm die bedenkliche Neigung nach Nordwest verrathen. Im Jahre 1718 vollendete der Rathsbaumeister Christoph Steinert den jetzigen Thurm. Auf dem Schluß- und Deckstein des Gewölbes haben 15 Personen Platz. Der Knopf faßt 3 Scheffel alt Budissiner Maß. Die Fahne ist 3 Ellen, die Spille 16 Ellen lang, 5½ Zoll stark. Die Höhe des Thurmes beträgt 195½ Fuß. Er schaut weit ins Land hinaus und trotz des doppelten Baustyls gewährt er einen angenehmen Eindruck. Das sächsische und das städtische Wappen sind über dem Gewölbe riesengroß angebracht. Die 32½ Centner schwere Glocke wurde 1718 in Dresden gegossen und 1721 aufgezogen. Schon früher, seit 1555, hing eine Seigerglocke auf diesem Thurme, welche der Diaconus M. Kosel auf seine Kosten verfertigen ließ, mit dem Wunsche, daß dieselbe nach der Rathhausuhr vor der Domglocke angeschlagen werden möchte, woher diese Sitte bis noch heutigen Tages herrscht.

Rechts vom Reichenthore am Thurme steht das Bildniß des Kaisers Rudolph II. Im Jahre 1577 kam dieser Kaiser am 2. Mai nach Budissin und wohnte auf dem Schlosse. Auch seine Brüder, sowie die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, fanden sich ein. Er ließ sich huldigen und verließ am 9. Mai die Stadt wieder. Zum Andenken an seine Anwesenheit setzte ihm der Rath noch in demselben Jahre das Bildniß; der Meister war Martin Michael aus Görlitz. Das Bildniß ist offenbar eine Nachbildung des ältern am Schloßthore befindlichen von König Matthias, doch ohne höhern Kunstwerth; der Löwe zur Rechten, sowie die Mauerzinnen zur Linken des Kaisers — das böhmische und lausitzer Wappen — sind im Laufe der Zeit von dem übrigens gut erhaltenen Hautrelief abhanden gekommen.

Auch das Schülerthor ist nur ein Rest größerer und weitläufigerer Befestigungen, doch ist das Hauptbollwerk der Hauptsache nach unverletzt stehen geblieben und mit Recht;

denn obwohl die Schülergasse dadurch an Licht und Luft einigen Verlust erleidet, ist doch gerade dieses Thor einer der ältesten Zeugen früherer Zeit. Um 1515 setzte man, um den schon alten Thurm gegen das Wetter zu schützen, das Dachwerk auf. Der mit Zinnen versehene Umgang war wohl schon damals vorhanden. Daß er als ein Hauptbollwerk galt, beweist die Menge Geschützes, welches darauf stand. Es standen nämlich 1537 über und in dem Schülerthore 4 große Haubitzen, 5 Doppelschlangen (Kanonen des größten Kalibers), eine große Schlange: „die Rose", eine Quartierschlange, 7 kleine Böller, 4 große Böller, während das wendische Thor nur 4 Quartierschlangen (Vierpfünder), der Schützenzwinger 8 Falkonette (Vier- bis Sechspfünder) und 8 Schlangen, das Lauenthor 4 Mörser und 1 Haubitze, die Bastei zwischen dem wendischen Thore und der Nicolaipforte 4 Falkonette, die Bastei zwischen dem Schülerthor und dem wendischen Thore (in der Gegend des jetzigen Kasernenhofes) 6 Stück und die Gerberbastei 8 Stück Falkonette enthielt. Alle diese Geschütze mußten 1547 bei Gelegenheit des großen Pönfalles nach Prag abgeliefert werden.

Nach Nordosten ist an der äußern Seite des Thurmes ein früher an einem Außenwerke befindliches Relief in Sandstein angebracht, das Bild des Gekreuzigten und am Fuße des Kreuzes die Frauen und Jünger darstellend. Es ist zwar etwas verwittert, trägt aber noch das Gepräge wahrer Kunst.

Endlich ist die Bastei der Nicolaipforte zu erwähnen. Sie hat mit ihrem Spitzbogenthore, dem viereckigen Unterbaue, auf welchem ein runder Thurm sich erhebt und von einem gemauerten Rundgange umgeben war, ein alterthümliches Gepräge und stammt wohl aus der ältesten Zeit. Ein Wappen, etwa 20 Ellen über dem Boden am Thurme, der Stadt zugewendet, angebracht, ist zu beschädigt, um erkannt zu werden. 1461 wurde der viereckige Bau mit einem bedeckten Umgange und spitzem Ziegeldache versehen; 1522 der runde Thurm auf die viereckige Pforte gesetzt und mit neuem Umgange und einem Schieferdache versehen. In demselben Jahre wurden auch die steinernen Stufen, welche in die Gerbergasse führen, gelegt. Die Nicolaipforte diente lange als Arsenal und Pulvermagazin. 1628 wurde das Dach, welches während der Belagerung von 1620 abgebrannt war, wieder hergestellt, endlich 1829 wurden die Außenwerke abgetragen.

Nachdem wir so die kriegerischen Bauwerke der Stadt gemustert, sei es vergönnt, zu denen überzugehen, welche zu friedlichen Zwecken errichtet wurden. Es sind dies das Rathhaus und das Gewandhaus oder die Waage. Beide sind zwar in ihrer äußern Gestalt nicht mehr als gothische Bauwerke zu erkennen, da sie im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen erlitten haben, indeß genügt im Rathskeller, wie im Sessionssaale des Rathhauses ein Blick auf die Structur der herrlichen Gewölbe, um sich sogleich in mittelalterlichen Räumen zu fühlen. Das große Gebäude, welches an der Ecke des Marktes und der Lauengasse bald als Keller, als Waage, als Gewandhaus bezeichnet wird, welcher letztere Name der älteste und eigentliche ist, besteht in seinen ältesten Anfängen schon seit 600 Jahren. Im Jahre 1259 gaben nämlich die Markgrafen von Brandenburg, Johann I. und Otto III., der Stadt Bautzen das Privilegium, ein Kauf- oder Gewandhaus anzulegen. Die Bürger ließen diese Erlaubniß nicht unbenutzt und begannen schon in selbigem Jahre den Bau; wenn nun die Chroniken berichten, daß in der Weinstube auf dem Rathskeller, d. i. der kleineren, tiefer liegenden, aber älteren Stube mit schweren, soliden Gewölben, noch vor einigen Jahren die Jahreszahl 1259 zu lesen gewesen sei, so müßte der Bau mit ungemeiner Energie betrieben worden sein. Jedenfalls ist dieser Theil und der gewölbte schmale Ausgang der ursprüngliche, älteste Theil des Gebäudes, welches anfänglich als Kaufhaus diente und weit niedriger war, als jetzt. 1472 gab König Matthias der Stadt das Privilegium der Waage und 1474 das des Weinkellers, daß nämlich innerhalb der Stadt, außer in ihm, keine ungarischen oder Land- oder andre Weine geschenkt werden durften, ein Privilegium, welches noch bis vor wenigen Jahren aufrecht erhalten wurde. Erst nach Ertheilung dieses Privilegiums wurde die große Gaststube errichtet, ein Meisterwerk in jeder Beziehung, indem in der Mitte des geräumigen, 300—400 Quadratellen großen Saales eine einzige achteckige granitne Säule ohne Kapitäl, von kaum mehr als einer Elle Durchmesser, das gesammte Gewölbe zu tragen scheint und von dieser aus die neun Gewölbgurte an die Mauern zulaufen und wie die Blätter einer Palme hervorzuschießen scheinen. Dieser Saal ist unbedingt eines der schönsten Bauwerke der spätern Gothik, die hier bei aller Kunst noch eine merkwürdige Einfachheit zeigt, und erregt die Bewunderung jedes Fremden. Von der Lauengasse aus tritt man vor dem Saale erst in eine gewölbte Vorhalle, aus welcher rechts die Thür in den Saal, links der Eingang in den großen eigentlichen Keller führt. Dieser wurde in einer Tiefe von 12 Ellen, einer Breite von 13 Ellen, einer Höhe von 7 Ellen und einer Länge von 51 Ellen im Jahre 1543 ausgegraben und gewölbt. Um Steine und Erdreich nicht rückwärts herausschaffen zu müssen, grub man sich einen Weg nach der Reichengasse zu heraus. Da man nun das Parterrelocal nicht mehr zum Kaufhaus gebrauchen konnte und die erste Etage nicht mehr genügte, wurde 1597 noch ein Stock aufgesetzt. Wie aus einer sehr genauen Abbildung Bautzens von Schreiber (1709) zu sehen ist, hatte der Rathskeller damals hohe Renaissancegiebel, wie gegenwärtig die Ortenburg, welche, wahrscheinlich nach dem Mordbrand 1634 aufgeführt, schon 1709 vernichtet wurden, als eine Feuersbrunst nebst 450 andern Häusern auch das Gewandhaus verwüstete, und somit rührt sein gegenwärtiges Aussehen, abgesehen von dem massiv gewölbten Erdgeschosse, erst aus der Zeit nach diesem Brande her. Die Waage befindet sich in einem Gewölbe nach der Reichengasse zu und der Eingang ist über der gothischen Thüröffnung mit dem Stadtwappen geziert, welches letztere überhaupt am Stadtkeller reichlich angebracht ist.

Da, wo jetzt die beiden Hauptplätze der Stadt das Rathhaus umgeben, und an Markttagen das Gewühl des geschäftlichen Lebens laut wird, war in der ältesten Zeit der Kirchhof, welcher zu der Petrikirche gehörte. Er erstreckte sich von der Kirche bis zum Gewandhause, auf der andern Seite bis an die Fleischergasse noch im Jahre 1219, trotzdem, daß man in diesem Jahre eine Beschränkung eintreten ließ. So kam es, daß, als Premislaus I. und Bruno II. von Meißen im Jahre 1213 in Bautzen zusammentrafen, um hier das heilige Werk der Grundsteinlegung zum Dombau und das profanere einer Grenzberichtigung vorzunehmen, und der König von Böhmen der schon stattlichen Stadt ein steinernes Rathhaus, wenn nicht selbst erbaute, so doch zu bauen erlaubte, daß dieses älteste steinerne Rathhaus in die Mitte des Kirchhofs zu stehen kam. Von ihm steht aber keine Spur mehr, denn 1450 baute die Stadt zur Zeit ihres höchsten Flores ein neues, dessen hauptsächlichster Theil noch jetzt erhalten ist. Wenn somit das jetzige Gebäude nicht mehr dasjenige ist, in welchem König Wenzel über die Bautzner Rathsherren zu Gericht saß, so ist es dennoch reich an historischen Erinnerungen. Hier empfing 1463 Podiebrad als König von Böhmen die Huldigung der Oberlausitz; hier ließ sich, als das Kaiserhaus diese seine nördlichste Provinz an Sachsen abtreten mußte, Johann Georg von den Vertretern des Landes provisorisch huldigen (1623). Von der Ostseite und der Westseite führten damals steinerne Freitreppen hinan; sie wurden 1729 beseitigt; das Erdgeschoß aber mit seinen zahlreichen Gewölben, die jetzt theils zu Kaufläden, theils zu

andern Zwecken dienen, war damals zum Schutz und zur Aufbewahrung der kostbaren Sachen bestimmt, welche in Kriegszeiten der benachbarte Adel in die Stadt rettete; das geheime Archiv unter der Rathssessionsstube hatte schon damals denselben Zweck. Auch der große gewölbte Vorsaal, wo sonst oft die Gymnasiasten Schauspiele aufführten und in Zeiten der Noth sogar Kirche gehalten wurde, auch dieses mächtige Gewölbe bestand schon nebst den schönen im Spitzbogenstyl gewölbten Zimmern, welche auf drei Seiten den Saal umgaben und verschiedene Amtslocale enthalten. Allein das nicht gewölbte obere Stock hat ebenso wie der Thurm durch Feuersbrünste gar verschiedene Umwandlungen erfahren. Letzterer wurde von 1489—93 erbaut im Viereck, wie er noch jetzt bis über das Zifferblatt gestaltet ist. Erst 1525, unter der Regierung des Bürgermeisters M. Hieronymus Hübner, wurde der Thurm mit einer Uhr, die vorher auf dem Domthurme war, und mit einer Glocke zum Schlagen der Stunden versehen. Bei dem Brande von 1634 zerstört, wurde er im folgenden Jahre nothdürftig wieder ausgebessert, und 1649 am 22. November Knopf und Fahne auf den Thurm gesetzt und eine neue Glocke an die Stelle der 1620 zerschossenen aufgehangen. Zum Andenken an die Nähe der Türken ward 1683 der Türkenkopf an der südöstlichen Seite eingemauert. Die letzte wichtige Veränderung des Thurmes trat 1704 ein. Am 20. April dieses Jahres entstand nämlich früh 1/45 Uhr im nordöstlichen Giebel des Rathhauses ein Feuer, welches in anderthalb Stunden das Rathhaus nebst dem Thurme verzehrte, natürlich nur den obern Theil; der Thurm fiel hierbei nach dem Fleischmarkt zu und schlug den Saal und die Brodbänke ein. Doch schon im nämlichen Jahre war der Thurm so weit wiederhergestellt, daß eine vom Glockengießer Copinus hier gegossene, 7 Centner wiegende Glocke am 31. October auf den Thurm gezogen wurde. 1705 wurde von demselben Meister die zweite, größere Schelle gegossen und am 23. Juli aufgezogen, sie wog 23 Centner; als sie aber probirt wurde, ergab es sich, daß sie einen verborgenen Sprung hatte. Der Meister mußte sie nun auf eigne Kosten umgießen, und die neue, am 23. September desselben Jahres aufgezogene, wog 20 Centner. Am 18. Juli war Knopf und Fahne auf den Thurm gesetzt worden, der Knopf hielt 1¾ Scheffel. Endlich 1729 erhielt die nördliche Fronte des Rathhauses ihre gegenwärtige Gestalt. Unter dem Bürgermeister Heinrici wurden die schon erwähnten Freitreppen abgebrochen und der gegenwärtige mit Säulen und dem Stadtwappen gezierte vorspringende Eingang mit der englischen Doppeltreppe erbaut, das zweite Stock aufgesetzt und das ganze Gebäude verschönert. Auch wurden die noch vorhandenen Bildnisse der sächsischen Regenten der Lausitz im Saale, und die Bildnisse der 47 Bürgermeister, welche seit der Reformationszeit amtirt, aufgehangen.

Die Kirchen Bautzens, deren Besprechung ich bis zuletzt verspart habe, sind alte alten Ursprungs, sowohl die in Ruinen liegenden, wie die zum Gottesdienst noch dienenden. Ruinen sind die Franziskaner- oder Mönchskirche und die Nicolaikirche. Erstere, die Franziskanerkirche, war Besitzthum des gleichnamigen Klosters, welches ursprünglich einen großen Raum zwischen der großen Brüdergasse, der Heringsgasse und der Hohengasse einnahm, so daß der Gasthof „zum Lamm", das alte Seminar und die Kirche die Grenzpunkte bilden. Sonst war es außerdem durch einen gedeckten Gang mit der Stadtmauer verbunden. Im Jahre 1218 wurde unter Bruno II. von Meißen dem Orden der Franziskaner der bezeichnete Platz zum Bau eines Klosters und einer Kirche angewiesen und der Bau 1225 durch Hilfe der Stadt und der Landschaft vollendet. Die Kirche bildete die nördliche Seite, das Kloster die westliche und östliche. Aber auch dieser Theil der Stadt erfuhr durch Brände mehrfache Veränderungen. Schon 1401 brannte das Dach ab; zum zweiten Male des Daches beraubt 1441, wurde das Kloster bald wieder hergestellt, ein Seitengebäude hinzugefügt und eine lateinische Schule in ihm angelegt, der Grund des spätern Gymnasiums. Im Jahre 1520 erhielt die Kirche neue Pfeiler, bei welcher Gelegenheit Johann VII. von Schleinitz, Bischof von Meißen, nach Bautzen kam, die Kirche einzuweihen. Da nunmehr die Bürger und der Rath evangelisch wurden, die Zahl der Mönche aber rasch abnahm, verlegte der Rath die Schule, nunmehr „die evangelische Schule" genannt, 1540 aus dem Kloster in das jetzige Gebäude und ernannte den ersten evangelischen Rector. Infolge eines starken Erdbebens wurde der Thurm der Kirche 1554 abgetragen. Von 1561 bis 1587 war das Kloster nur von einem einzigen Mönche, Matthias Losawitz aus Prag, bewohnt, der 26 Jahre hindurch alle Pflichten des Kirchen- und Klosterdienstes verrichtete und endlich hochbetagt die Reihe schloß, kurz vor der Zerstörung seines Heiligthumes. Diese erfolgte nämlich schon am 2. Juli 1598, wo ein gewaltiges Feuer Kloster und Kirche gänzlich zerstörte. In seinen Ruinen setzten sich allmälig mit Genehmigung des Domstifts, dem gegenwärtig die Stätte gehört, aber nur auf Widerruf, eine Menge armer Leute in schlechten, winkeligen Wohnungen fest, die gegenwärtig mehrere kleine Gäßchen bilden. Manche dieser Wohnungen zeigen noch schöne gothische Bogen und Reste von gewölbten Gängen. Die Kirche selbst zeigt noch die am besten erhaltenen Ruinen. Die Nordseite des Mauerwerks ist noch ziemlich conservirt, mit vier großen und zwei schmalen Fenstern und einem schönen Portale. Wiewohl das Ganze auf einem Unterbau von Granitquadern aus Ziegeln errichtet ist, sind doch die Mauern mit schönen Verzierungen bedeckt gewesen. In der Höhe von etwa fünf Ellen vom Boden läuft an der äußern Wand ein kleeblattartiges vertieftes Ornament hin; mehrere Nischen lassen die Aufstellung von Bildwerken vermuthen, das Portal an der Nordseite mit reichen Laibungen enthielt deren wohl auch und über ihm muß irgend ein Bild gestanden haben. Die Fenster im reinsten Spitzbogenstyl zeigen noch Spuren reicher Rosetten und zeugen durch ihre Schmalheit von der Zeit der ersten gothischen Bauart. Das hohe Chor ist zerstört, an seiner Stelle ist jetzt ein Militärgefängniß; das Schiff ist theils durch einen Bretverschlag zu einem Magazin hergerichtet, theils dient es als Garten. In letzterem sind noch die beiden einzigen interessanten Leichensteine vorhanden von einer großen Zahl, die sonst hier gelegen. Der eine stellt den Bischof Johannes III. dar, einen Herrn von Kittlitz aus dem Hause Baruth, der im bischöflichen Gewande mit der Bischofsmütze, den Stab in der Hand, das Wappen der Kittlitze (ein Bär) an der andern Seite, dargestellt ist. Die lateinische Inschrift um den Rand des Grabsteines, der etwa 3 Ellen Höhe bei halb so großer Breite mißt, besagt, wie schon im Marlius zu lesen, daß 1408 Bischof Johannes aus dem Geschlechte der Kittlitze gestorben und hier begraben liege. Der andre Stein, hart am Eingange des erwähnten Gartens, enthält das Wappen des Herrn von Megau (nach den Chroniken), drei Getreideschaufeln, und am Rande eine Inschrift in sehr schwer lesbaren gothischen Charakteren, aus der man nur etwa entziffern kann, daß der hier Liegende in der sechsten Ferie nach quasimodo geniti 1493 hier gestorben sei. Dessen Seele in Frieden ruhen möge.

Die zweite in Ruinen liegende Kirche ist die Nicolaikirche auf der Nordseite der Stadt; sie thront, gestützt auf mächtige Substructionen und Gewölbe, ähnlich der Schloßkirche zu Altenburg, hoch über dem Spreethale. In welche Zeit ihr erster Ursprung zu setzen sei, ist ungewiß; nach einem Brande wurde sie 1444 wieder aufgerichtet und von Johannes IV. eingeweiht; doch erst 1467 erhielt sie ihre Gewölbe. Bei der Belagerung Bautzens durch die Sachsen 1620 wurde ihr Dach mit Geschütz besetzt und brannte ab; abermals wieder hergestellt, wurde sie 1634 von dem auf Befehl des kaiserlichen Generals von Golz angestifteten Mordfeuer zer-

stört und zur Ruine. Diese Reste gewähren aber noch einen sehr romantischen Anblick und lassen auf die Schönheit der Bauart schließen; die hohen breiten Fenster im Spitzbogenstyl zeugen mit ihren Rosetten, die zum Theil noch wohl erhalten sind, von dem Style der spätern Gothik, und da diese Rosetten ganz so gestaltet sind, wie sie das eine der neuern Fenster der Petrikirche vom Jahre 1457 hat, so ist man wohl nicht zu kühn, an einen Erbauer oder Meister zu denken. Der Kirchhof ist noch jetzt der katholische Kirchhof und in die Ruinen ist neuerlich eine kleine Kapelle hineingebaut worden.

Da, wo der Kornmarkt gegenwärtig einen der schönsten Plätze der Stadt bildet, war sonst entweder Stadtgraben oder Kirchhof der Frauenkirche oder Marienkirche, die gewöhnlich die wendisch-katholische Kirche genannt wird. Ihre Gründung ist zwar von ungewissem Datum, doch beweist ihre Bauart, daß sie von hohem Alter ist, und eine Urkunde des Domstifts lehrt, daß sie schon 1293 einen eignen wendisch predigenden Priester aus den Kapitularen hatte und Bestimmungen über die Perception der Accidentien getroffen waren. Damals schon hatte der jedesmalige Pfarrer die Nutznießung zweier Gärten an der Hundegasse (platea canum), jetzt Hintergasse. Bei der ersten Belagerung Bautzens durch die Hussiten wurde sie von diesen als Bastion benutzt, wobei sie arg beschädigt wurde. Wiederhergestellt, brannte sie 1620 und 1686 wieder ab und wurde endlich 1691 wieder eingeweiht. Trotzdem trägt sie das Gepräge hohen Alters. Der Thurm bildet die Kreuzesform, während der Altarplatz als Nische erscheint. Die eigentlichen Kirchenfenster sind schmale Spitzbogen, daneben enthält aber namentlich der Thurm und die östliche Hälfte, der ältere Theil, so viele Rundbogen, daß man dieselben noch in die Zeit des Rundbogenstyls, etwa in den Anfang des 13. Jahrhunderts, setzen möchte. Vor der Kirche stehen einige steinerne Kreuze, die eine besondere Bedeutung haben sollen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts nämlich ließ der Rath der Stadt einen Herrn von Metzradt, der in einer Gaststube Rauferei begonnen hatte, als Friedensstörer ohne Weiteres hinrichten. Die Verwandten des Hingerichteten, im Bunde mit andern Rittern, drohten mit Fehde, und um den Frieden zu erhalten versprach der Rath, als eine Art Sühne drei steinerne Kreuze an jener Kirche zu errichten.

Wenige Schritte östlich von der Marienkirche ist die Maria-Martha-Kirche, gewöhnlich die Garnisonkirche genannt. Sie ward 1458 erbaut, brannte wiederholt ab, zuletzt 1634, und blieb bis 1691 Ruine, wo sie renovirt und mit einem Thürmchen versehen wurde. Ihre Bauart bietet nichts Merkwürdiges, Alles ist an ihr neuern Ursprungs, selbst die scheinbar gothischen Fenster nach Westen sind erst im vorigen Jahrhundert, infolge einer frommen Schenkung, zum Zwecke einer bessern Erhaltung hineingebrochen.

Hart unter den Festungsmauern der innern Stadt und auf einer Felsenplatte über der Spree liegt die Michaeliskirche oder wendisch-evangelische Kirche, welchen Namen sie dem Umstande verdankt, daß seit 1619 für die evangelisch-wendische Bevölkerung der Stadt und Umgegend von eignen Predigern wendisch gepredigt wird. Die Veranlassung zur Gründung dieser Kirche ist bekannt. Als 1429 die Hussiten Bautzen belagerten und unter Anführung des Molesto am 13. und 14. Mai die Vertheidiger der Stadt durch die heftigsten Stürme in Verzweiflung brachten, da fiel der feindliche Feldherr in demselben Augenblicke, wo die Leitern der ganzen Umgegend zum Sturme angelegt waren und er selbst an der Spitze der Seinigen die Mauer erstieg. Ihres Führers beraubt, standen die fast schon siegenden Horden von ferneren Angriffen ab und zogen weiter. Dieses Wunder konnte nur durch einen Heiligen zu Stande gebracht sein, und da man den Erzengel Michael für den Schützer der Stadt hielt, ward diesem zu Ehren noch in demselben Jahre die Michaeliskirche gegründet. Zunächst wurde jedoch nur der östliche Theil erbaut, der westliche, wie der Thurm sind aus späterer Zeit, doch noch aus demselben Jahrhundert. Das Aeußere der Kirche bietet mit seinen kleinen Spitzbogen- und Rundbogenfenstern, seinem plumpen viereckigen Thurme, nicht eben einen zierlichen Anblick, inwendig aber imponirt die Stärke der Umfassungsmauern, das Massive der Pfeiler und die schöne Wölbung mit ihren Rippen in einer Höhe von 56 Fuß. Bei den großen Bränden und Belagerungen blieb diese Kirche, mit Ausnahme des Dachwerkes, unbeschädigt, selbst bei dem Brande von 1634, wo im Schiffe der Kirche 105 Centner Pulver lagen und sich nicht entzündeten, während Thurm und Dach ausbrannten. Sie ist mithin als die am besten erhaltene Kirche Bautzens anzusehen und ihre Lage mitten unter den alten Thürmen und Mauern ist die bei Weitem am meisten romantische. Der freie Platz um sie, der wendische Kirchhof, wird jetzt nicht mehr als solcher benutzt; daß dies früher geschah, davon zeugen noch einige an den Häusern der Geistlichkeit und an der Schule angebrachte Leichensteine.

Ich gehe endlich über zu dem ältesten und großartigsten Bau der Stadt Bautzen, der Petrikirche. Auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, ragt sie nach allen Seiten hin so hoch empor, daß sie überall aus der Ferne sofort als das Hauptgebäude erscheint. Aber auch in ihrem Innern macht die große Reinheit des ältesten gothischen Styles, die Einfachheit der Säulen und Gewölbe einen erhebenden Eindruck, und wenn das Aeußere des Domes, aus der Nähe betrachtet, wegen verunstaltender Anbaue einen minder erfreulichen Eindruck hervorruft, so ist wenigstens der Thurm mit seinen schönen architectonischen Verhältnissen in jeder Hinsicht malerisch zu nennen. Noch großartiger muß freilich der Anblick gewesen sein, als der Bau, frei von allen Zusätzen der spätern Zeit, inmitten des großen Kirchhofs stand, welcher sich bis an die Lauengasse erstreckte. Von den übrigen Domen Deutschlands unterscheidet sich die Peterskirche dadurch, daß sie nebst dem Dom zu Wetzlar die einzige Simultankirche ist, an welcher zwei Confessionen fast gleiche, durch Schranken geschiedene Antheile haben; gemein mit fast allen andern hat sie den Umstand, daß sie nicht nach einem Plane, nicht in einem Zeitraume gebaut ist, einzig aber ist sie gewiß in der Art, daß das Schiff nicht in einer geraden Linie fortläuft, sondern eine merkliche Biegung oder eine Art Knie bildet.

Ivo oder Ecko von Rochlitz, Bischof von Meißen, hatte im Jahre 999 an der Stelle des jetzigen Chores hier eine Kirche gegründet, die wesentlich zum Flore der Kirche beitrug. Bald mochte sie sich als zu eng erweisen und so faßte Bruno II. von Baruth, der 21. Bischof von Meißen, den Plan, eine neue und größere an deren Stelle zu setzen. Zunächst stiftete er 1207 das Domcapitel, und da ein Capitel nicht ohne eine ihm gehörige Kirche existiren konnte, begann er, wie erzählt wird, 1213 auf eigne Kosten den Bau der jetzigen Domkirche. Schon aus dem Umstande, daß nach dem Kirchenrecht kein Domcapitel ohne eine ihm gehörige Domkirche gedacht werden kann, erhellt zur Genüge, wie unhaltbar die Beweisführungen der evangelischen Bürgerschaft Bautzens waren, wodurch sie nach der Spaltung der Confessionen ihre Ansprüche auf den Dom geltend machen wollte, bis sie im dreißigjährigen Kriege durch Wiederherstellung desselben sich gerechtere Ansprüche erwarb. Von der ältesten 1213 abgebrochenen Kirche ist aber noch ein Rest übrig in der Südostecke des jetzigen Domes. Wir sehen da drei kleinere Rundbogenfenster, zwar mit eingesetztem Stabwerk späterer Zeit, aber der Form nach sehr alt, welche der Sacristei des katholischen Theiles ihr Licht geben. Die erwähnte Sacristei steht in dem katholischen Theile der Kirche als ein

selbstständiges Ganze, liegt ¾ Ellen tiefer, ist 18 bis 20 Ellen lang, 10 Ellen breit und 7 bis 8 Ellen hoch. Sie ist gewölbt mit zwei Schlußknöpfen, und der Kalkputz des Gewölbes, wie der alten Seitenmauern sehr glatt. Durch die 2 Ellen dicke massive nördliche Mauer führten ehemals zwei mit zierlich ausgekehlter Einfassung von Granit versehene Thüren, wovon die eine jetzt zugesetzt ist. Die offne Thüre hat an der rechten Pfoste ein Steinmetzzeichen, welches dem an der Kanzel der Gödaer Kirche gleich ist, nur daß es hier schräg liegt. Da nun ferner die Chroniken berichten, daß Benno, der Meißner Slavenapostel, 1074 hier ein Kirchlein errichtet habe, so liegt die Vermuthung nahe, daß, da die Kirche von Göda 1076 gegründet wurde, das gleiche Steinmetzzeichen diese Zahl 1074 wenigstens für die Erbauungszeit der erwähnten Thüren, wo nicht der Sacristei selbst feststelle. Dem sei, wie ihm wolle, die Sacristei ist ein Werk des Rundbogenstyls und spätestens aus dem Jahre 1074. Wenn aber Böhlaud behauptet, die Sacristei sei die von Ecko 999 erbaute Kapelle selbst, so stehen dem, abgesehen von den eben angeführten Beweisen für das Gegentheil, noch andre Bedenken entgegen. Zu einer Kirche war dieser Bau zu klein und die schönen Quadern und Thüren würden gewiß nicht nöthig gewesen sein, wenn die Mittel zu einer größern Kirche fehlten. Dazu kommt, daß fast jede alte Kirche eine besondre Sacristei entweder innerhalb oder außerhalb der Umfassungsmauern hatte. Man bedenke ferner, daß bei den so vielfach vorkommenden Veränderungen und Erweiterungen kirchlicher Bauten überall das schon Vorhandene möglichst benutzt oder geschont wurde, und es wird die Annahme die natürlichste sein, daß bei der nöthig gewordenen Vergrößerung des Gotteshauses, als man das alte, soweit nöthig, niederriß, man die solide schöne Sacristei zu demselben Zwecke, wie vorher, stehen ließ und dem neuen Gebäude einverleibte.

Der Neubau wurde also 1213 begonnen und im Beisein des Königs Primislaus und des Bischofs Bruno der Grund gelegt. 1221 war die Hauptsache vollendet, doch fehlte das Gewölbe, welches erst später durch die Beiträge religiöser Brüderschaften zu bauen möglich wurde. Die Kirche hatte damals 18 Säulen; von den beiden Thürmen, auf welche der Bau berechnet war, wurde der südwestliche 1225 vollendet, während der andre aus Geldmangel unvollendet blieb. Aus jener Zeit stammen also der Chor mit seinen hohen schmalen Fenstern, ein halbes Dodekaëder bildend, drei Hauptschiffe mit 16 Säulen, die Nordwand mit ihren 6 Fenstern, von denen zwei zugesetzt sind, und zwei Pfeiler der südlichsten Pfeilerreihe im Chore; ferner der Thurm mit dem Portal, welches leider ungünstig gelegen und ziemlich beschädigt ist.

Als 1441 ein großes Feuer Kirche und Thurm ausgebrannt hatte, wurde bei Gelegenheit der Reparatur das Chor nach Süden bis an den rechts von der Rathsloge befindlichen ehemaligen Eckpfeiler erweitert und dadurch die Sacristei unter das Gewölbe des Chores gebracht. Da dieser nun um ein Schiff breiter geworden war, als die übrige Kirche, unternahm 1457 die Stadt unter der Regierung des Bürgermeisters Reinhardt eine abermalige Erweiterung. Man riß die nach Süden stehende Mauer bis auf die in ihr befindlichen Pfeiler ein und brachte die Kirche mit dem Chore in gleiche Breite. So entstand das vierte Schiff und die dritte Säulenreihe, deren sechs Pfeiler sich von der älteren dadurch unterscheiden, daß sie das Gewölbe erst durch Vermittelung der Mauer tragen, wie die älteren Basiliken, und daß sie stärker aber kürzer sind. Die nunmehrige neue Umfassungsmauer wurde nun mit sehr großen Fenstern von gewaltiger Breite versehen. Wenn auch von einem Neubau des Thurmes in jener Zeit die Rede war, so ist damit wahrscheinlich die obere Hälfte gemeint, indem auf dem dreistöckigen viereckigen Unterbau sich drei Stockwerke sechseckig erheben, alle mit Fenstern in schönem Spitzbogenstyl mit reichem Stabwerke, wie sie dem 15. Jahrhunderte eigen. Vollendet wurde der Thurm erst 1502, wobei er 320 Fuß Höhe erhielt. Das 6. Stockwerk ist etwas niedriger, indem eine steinerne Galerie oder Rundung, welche um den Fuß des letzten Absatzes ging, bei dem letzten Bau von 1661 mit eingemauert wurde. Man kann aber sowohl die Brüstung, wie die häßlichen Fratzen der Wasserausgießer noch recht wohl erkennen. Die Spitze des Thurms ist ebenfalls neueren Ursprungs (1660). Somit war der Bau vollendet, wenn man nicht etwa noch hinzufügen will, daß das Gewölbe im Südwestwinkel der Kirche erst 1497 ausgeführt wurde. Zur Einweihung der zu erweiternden Kirche kam der damalige Bischof von Meißen, Kaspar von Schönberg, nach Bautzen und legte in Gemeinschaft mit dem damaligen Dekan Schaffheim fünf ungarische Gulden in den Grundstein unter dem südwestlichen beim Thurme befindlichen Eckpfeiler. Während des Baues fiel ein Maurer von einem Pfeiler in der Nähe des jetzigen Altars der Protestanten herab ohne sich zu verletzen. Ein colossaler Menschenkopf, welcher in der Höhe an diesem Pfeiler angebracht wurde, hat das Wunder bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die seit dieser Zeit (1464) noch ferner an der Petrikirche vorgenommenen Veränderungen, sind mit wenig Ausnahmen Verunstaltungen des schönen Baues. Die erste Orgel ward 1503 in ihr errichtet; die oberste Empore 1584, die sogenannte adelige Empore 1594 gebaut und 1607 der Kirchhof beschränkt bis auf die Hälfte des Fleischmarktes. Von 1620—22 ward auf kaiserlichen Befehl die ganze Kirche den Lutheranern eingeräumt, wobei von diesen im hohen Chore Manches geändert, namentlich alte Grabsteine beseitigt oder zerstört wurden; doch ward schon 1622 das Capitel in den Besitz des Chores gesetzt. 1634 brannte die Kirche ab und wurde erst 1640 wieder nothdürftig hergestellt, namentlich durch Unterstützung der Nachbarstädte und des hochverdienten Dr. Mättig. 1664 wurde zu Ehren des damals in Bautzen residirenden Erbprinzen Johann Georg III. die sogenannte Regierungsloge erbaut, von diesem aber nur einmal benutzt. 1641 wurde der noch bestehende eiserne Gotteskasten, ein Geschenk eines gewissen Oswald Nitsch auf Thumitz, an der Brautthüre angebracht, 1695 das Chor auf der Mitternachtseite erbaut und 1698 der Hauptkronleuchter aufgehangen. Durch einen Sturm erlitt 1703 Fahne und Spille so starke Beschädigungen, daß Beide erneuert werden mußten. Das häßliche Gebäude der Rathsloge und Sacristei ist noch neueren Ursprunges. Demnach war es das 15. Jahrhundert, dem Bautzen nicht nur die meisten Befestigungsthürme und Wälle, sondern auch alle Kirchen und öffentliche Gebäude, wie sie noch bestehen, verdankt. Welcher Reichthum mußte damals in der Stadt herrschen, die trotz großer Brände, trotz langer Kriege, in denen sie selbstthätig auftrat, trotz großer Summen, die sie den Königen vorschießen mußte, ohne Erstattung hoffen zu dürfen, dennoch Mittel besaß, so gewaltige umfangreiche Bauten vorzunehmen. Aber welche Opferfreudigkeit, die sich nicht mit dem Nothwendigen begnügte, sondern im Interesse der Religion auch das Schöne, das Erbauende mit vollen Händen spendete. Und dennoch mehrte sich das Vermögen und der Besitz der Stadt noch fortwährend, bis der schwere Pönfall (1548) sie um alle heuer errungenen Vortheile und Erfolge brachte und der Stadt unheilbare Wunden für immer schlug.

Dr. **Schottin**.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Donnerstag, den 15. August.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Merseburg in den ersten zehn Jahren unsers Jahrhunderts

von **Dr. von Langenn.**

> Was ich besitze seh' ich wie im Weiten
> Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.
> Göthe.

Am Ausgange der sächsisch-meißnischen Erblande, an den Pforten Thüringens liegen die Stiftsstädte Zeitz, Naumburg und Merseburg. Letztere gehörte zur Zeit der deutschen Könige und Kaiser aus sächsischem Stamme zum alten Ostsachsen. Seit dem Jahre 1815 stehen diese ehrwürdigen Orte nicht mehr unter dem Rautenkranze der Wettiner, denn unfern dem Städtlein Markranstädt betritt man das preußische Gebiet und die sächsischen Farben der Schlagbäume und Grenzzeichen hören auf. Wer aber des Landes gedenkt, das sich von Böhmens schönen Marken bis dahin erstreckte, wo die Henne der gefürsteten Grafschaft in dem sächsischen Gebiete täglich ihr goldenes Ei legte; wer noch weiß, daß der ehrwürdige Kyffhäuser und das friedliche Tilleda am Fuße jenes Berges, welcher die kaiserliche Warte trägt, einst dem sächsischen Lande der hohen wettiner Fürsten angehörte, der träumt sich zuweilen gern in die Jugendzeit zurück, für ihn weichen auf Augenblicke die fremden Grenzen und er sieht eine liebliche Gegend seiner Heimath vor sich. Schön und herrlich ist das thüringer Land, reich an Erinnerung großer Zeiten, reich an füllespendender Erde, ehrwürdig, wie so Vieles in diesem Lande, sind die mit Schlössern, Domen und Thürmen gezierten alten Städte, die Burgen und Warten, welche sich oft von weiter Ferne dem Auge zeigen und den Geist zurückrufen in längst vergangene Tage.

Thüringen, das alte Sachsen und die Rheingegend, sie haben am öftersten die deutschen Könige auf ihrem Boden wandeln gesehen. Noch läßt eine hold-ernste Sage den alten Friedrich von Hohenstaufen mit langem Barte im Innern des Kyffhäuserberges an der Tafel aus Marmor sitzen und fragen, ob die Raben noch den Berg umfliegen.

Unter den Städten Thüringens — im weiteren Sinne genommen — ist Merseburg durch Alter und ehemaligen Glanz eine der merkwürdigsten. Merseburg erinnert vorzugsweise an die alten und großen Zeiten König Heinrichs des Sachsen oder, wie er auch genannt wird, des Finklers. Als Heinrich — so lautet eine Sage — am Vogelheerde saß in der Gegend von Quedlinburg, die der Finkelheerd heißt, da kam Eberhard von Franken mit den Abgesandten, und brachte ihm die deutsche Krone. Es liegt in dieser Sage so viel des Einfachen, des Lieblichen und das Gemüth Ansprechenden, daß ihr gern ein Blatt in dem Kranze geliehen wird, der das Haupt des großen Sachsen nach bald tausend Jahren umgiebt.

Eine sturmvolle und bewegte Zeit war es, in welcher Heinrich der Sachse, der Städteerbauer, den deutschen Thron bestieg. Ueber hundert Jahre von da zurück gerechnet, hatte Karl der Große seine irdische Laufbahn vollendet. Dieses Jahrhundert war trüb und verhängnißvoll für Deutschland gewesen. Karl hatte das große fränkische Reich beherrscht. Es erstreckte sich von den Gegenden der Eider bis über die Pyrenäen, wo der Ebro, Spaniens Fruchtgefilde durchschneidend, bei den Mauern von Tortosa sich mit dem balearischen Meere mischt, und von den Dünen des deutschen Meeres bis zu den Grenzen von Benevento und den griechischen Besitzungen. Doch kaum siebenundzwanzig Jahre waren vergangen, seit der große Kaiser zu Aachen in sein steinern Grab gestiegen (814), als seine Enkel, die Söhne Ludwigs des Frommen,

auf dem Felde von Fontenay in heißer Schlacht einander gegenüberstanden. Von Karl hatte man gerühmt, daß er mit Recht von den Völkern der Große genannt werde und den Bewohnern des Erdkreises ebenso furchterweckend wie liebenswerth und der Bewunderung würdig erschienen sei. Jetzt, nach verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, hatte man über den Verfall jener durch Karl erbauten Größe zu klagen.

Den unnatürlichen Kampf zwischen Ludwigs des Frommen Söhnen endigte der berühmte Vertrag zu Verdun (843). Durch ihn zerlegte sich das große Reich Karls in drei Theile, und Deutschland, noch immer Ostfranken geheißen, wodurch die alte Verbindung mit dem großen fränkischen Reiche sich andeutete, ging der Eigenschaft eines eigenen Reichs entgegen. Nicht hundert Jahre waren verflossen, als in Deutschland die Fürstenreihe aus Karls des Großen Hause sich endete. Arnulfs, des natürlichen Sohnes Carlmanns Abkömmling, Ludwig das Kind, war der letzte aus jenem Stamme. Schwere Tage waren über dem deutschen Vaterlande aufgegangen. Zwietracht waltete im Innern, und von Außen bedrohten Normannen, Ungarn und Slaven die Stämme und Grenzen deutschen Namens. Denn schon seit dem ersten Viertel des neunten Jahrhunderts schreckten die kühn auf der Meereswoge kommenden Normannen den Westen und Norden Frankreichs. Von den deutschen Ländern war später Lothringen vorzugsweise ihren Verwüstungen preisgegeben. Vergeblich hatte sie ein deutscher König blutig zurückgewiesen, das normännische Schwert blitzte von den Mündungen der Elbe, wo Stammesgenossen, die Dänen, den Normannen Unterstützung gewährten, bis zur Seine und Loire.

Um dieselbe Zeit stürmten die Magyaren (Ungarn) von Südosten gegen Deutschland heran. Einst aus ihren Ursitzen am westlichen Abhange des Ural durch völkerbewegende Ereignisse getrieben, hatten sie auch den Weg zum germanischen Lande gefunden. „Als nun“, sagt die Chronik, „die innern Kriege aufgehört, kamen die Ungarn, durchzogen ganz Sachsen, legten Flecken und Städte in Asche, wüsteten überall mörderisch, sodaß völlige Entvölkerung drohete. Wie große Niederlage sie angerichtet, wie viele Klöster sie verbrannt, davon wollen wir lieber schweigen, als unser Elend mit Worten wiederholen.“

An dauernder europäisch-geschichtlicher Bedeutung kamen den kühnen Normannen und den wilden Magyaren die Völkermassen gleich, welche ihren Stammbaum bis in die fernste Vorzeit zurückzuführen vermögen und im fünften Jahrhunderte unter der Benennung: Slaven auftreten. Mehrere Völkerstämme waren ihnen nacheinander gewichen. Von Ragusa hinauf bis in den äußersten Norden reiheten sich die Völkermassen slavischen Herkommens aneinander.

Von äußeren Feinden umgeben, von innerer Zwietracht und Verwirrung gefährdet war Deutschlands Reich, als die Carolinger ausstarben. Ostfranken, Sachsen, Baiern, Schwaben und Thüringer waren die Hauptvölker Germaniens.

Unter den Sachsen glänzte durch Ansehen Herzog Otto. Ihm dachten die Sachsen und Franken die Königliche Krone zu. Aber auf Otto's in weiser Erwägung sich gründenden Rath wählte man den Franken Conrad. Er mühete sich vergeblich, dem Reiche Frieden und Stattlichkeit zu geben. Conrad, als er sein Ende herannahen fühlte, offenbarte seinem Bruder Eberhard: wie er wünsche, daß des erlauchten Otto Sohn, Heinrich, ihm im Reiche folge. „Glück und königliches Wesen“, sprach Conrad, „besitzt Heinrich, er wird in Wahrheit König sein und Beherrscher vieler Völker.“

Nicht vergeblich hatten Sachsen und Franken ihr Vertrauen auf Heinrich gesetzt; nicht umsonst hatte ihn das Volk jubelnd begrüßt. Heinrich, als Retter und Förderer deutschen Wesens, hat seine Zeit und die Nachwelt begeistert. „Wie ein Baum war er in der Stille herangewachsen, er zeigte den Glanz einer Blume des jungen Lenzes, er nahm täglich zu an Kraft, Großheit und Ruhm.“

Gegen Slaven und Magyaren trug Heinrich das Schwert. Bei jenen galt es Unterwerfung, bei diesen Abwehr. In den Kämpfen gegen die Magyaren krönten herrliche Siege das Haupt des großen Sachsen; aus den Kämpfen gegen die Slaven gingen Keime zu neuen Staatenbildungen hervor. Mit Heinrichs Thaten ist der Name des alten Merseburg innig verbunden. Merseburg wird im ehrwürdigen Sachsenspiegel als die fünfte Pfalz im Lande zu Sachsen genannt. Hier hielt Heinrich das Beilager mit der Tochter des Grafen Erwin, der schönen Hatheburg, der Mutter des durch die Kirche als nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt erklärten Thankmar, dem später, im Jahre 938, als er mit Eberhard dem Franken gegen Otto sich verbündet hatte, in der Petricapelle der Eresburg am Altare der feindliche Speer die Todeswunde gab. Immer blieb dem Könige Merseburg lieb und werth. Als er gegen die Schaaren der Ungarn das Land festigte und deckte, als manche Stadt emporstieg, vergrößerte er auch Merseburg und schirmte dasselbe mit neuer Mauer aus Stein. Mag über den Ort gestritten werden, wo Heinrich die Ungarn in der weltberühmten Schlacht siegreich bekämpfte und dadurch die deutsche Cultur und das christliche Wesen aus harter Bedrängniß rettete, so sprechen doch auch die neuesten Untersuchungen dafür, daß jener Sieg nicht gar fern von der Saalstadt errungen ward, den der königliche Sieger durch ein Gemälde im Bankettsaale der Pfalz zu Merseburg darstellen ließ.

Noch ein Glanzpunkt in den früheren Tagen Merseburgs hängt mit ähnlichem herrlichem Siege zusammen. Als Otto, der große Sohn Heinrichs, auf dem Lechfelde (955) noch einmal den Ungarn gegenüberstand, das deutsche Land zu retten, da erinnerte er sich des Tages, an welchem sein Vater das glänzende Panier bei Merseburg erhoben und gelobte dem heiligen Laurentius, dem die Feuergluth überwindenden Glaubenshelden, ein Bisthum zu gründen. Das bereits von Heinrich I. aus Stein aufgeführte Gotteshaus stand nicht auf derselben Stelle, wo heute der Dom sich erhebt. Es war Johannes dem Täufer geweiht. Nach Otto's Stiftung ward der heilige Laurentius zweiter Patron der jetzt bischöflichen Kirche. Otto übereignete zugleich das von ihm begründete noch nicht ausgebaute Schloß der Kirche zu Merseburg zur bischöflichen Curie. So entstand der Bischofssitz in Merseburg. Bekanntlich verdanken auch die Stifte Meißen und Zeitz (seit 1029 Naumburg-Zeitz) Otto dem Großen ihre Gründung. Auch das Erzbisthum Magdeburg gründete Otto. Noch ruft das Steinbild des heiligen Laurentius über einem Portale des Schlosses zu Merseburg den Freund der Geschichte zurück zum 10. August des Jahres 955, dem Laurentiustage und zum Schlachtgefild zwischen dem Lech und der Wertach.

Aber eben diese geistliche Stiftung gab der Stadt die Eigenschaft eines stiftischen Hauptortes des Bisthums, das Staatsrecht des Reichs verlieh ihr besondere Stellung den landesherrlichen Städten gegenüber. Wenn diese Stellung viele Jahrhunderte lang fortdauerte und auch nach der Reformation von den Fürsten aus dem wettiner Stamme in den meisten Beziehungen unbeschädigt gelassen ward, so hat sie auf das Wesen und Leben in der Stiftsstadt fort und fort eingewirkt.

Auch in der Folgezeit sah die Stiftsstadt manche merkwürdige Tage, glänzende und trauervolle. Kaiser und Fürsten haben den Schloßhof betreten, Versammlungen sind in der Burg auf der Höhe an der Saale gehalten worden. Jahrhunderte lang haben die Väter des Stifts von ihrer Residenz hinausgeschaut auf das freundlich schöne Land, „auf eine lustige weite Flur und großes Gefilde,“ und noch klingen die Glocken von der Kathedrale.

In der Reihe der Bischöfe finden sich viele, welche bekannten meißner und thüringischen Familien angehörten: so die Bischöfe Bose, Trotha, Lindenau und andere; auch fürstliche Männer führten den Krummstab im Stifte, z. B. Adolph Fürst von Anhalt (1514).

Von Leipzig führt die Poststraße über den gewiß sehr alten Gasthof zum schwarzen Bär, dann über Zöschen, endlich auf dem sogenannten Steindamme nach der Stiftsstadt, die einst an Bedeutung das später reiche, durch Handel und Hochschule glänzende von milder fürstlicher Hand gehobene Leipzig weit überragte. Links von einem Steinweg zeigt sich ein altes schloßähnliches Gebäude, Kriegsdorf; rechts läßt ein Gehege von Weiden, Fruchtbäumen

und wild aufgeschossenem Gehölz (der sogenannte Wehricht), dem Wanderer die Fülle und die Ergebnisse des üppigen Landes wahrnehmen. Man wendet sich dann rechts, überschreitet eine Brücke bei der Hegerei oder Fasanerie, einem alten Jagdanwesen, und kommt, sich wieder mehr links wendend, auf eine mit Bäumen besetzte Straße. Von hier erblickt man einen guten Theil der Stadt, vor Allem aber den architectonisch-monumentalen Schmuck derselben, die Kathedrale mit ihren schlanken Thürmen, die Domgebäude und Schloßthürme. Alles dies zeigt sich auf dem linken, dort eine Höhe bildenden Saalufer. Die übrigen Theile der Stadt liegen großentheils tiefer. Eine der Vorstädte befindet sich auf dem rechten Ufer des Flusses. Durch letztere führt der erwähnte Weg. Wir verfolgen denselben und immer deutlicher tritt uns jene Dom- und Schloßhöhe vor das Auge, wir überwandern eine bebrückte Tiefe und befinden uns am äußeren Eingange der bemerkten Vorstadt, welche der Neumarkt heißt und aus einer nicht unbedeutenden Hauptstraße besteht. Mit dieser Vorstadt verbindet sich das Probsteidorf Benenien. An jenem Thore öffnete der Thorschreiber sein kleines Fenster, der ankommende Fremde hatte Gelegenheit in das nicht räumliche Zimmer des Mannes einen Blick zu werfen, er sah das mit unendlichen Zetteln und andern kleinen Papieren vollgestopfte, nicht sehr große Repositorium, beantwortete einige gleichgültige Fragen und zahlte eine geringe Abgabe, das sogenannte Geleite, einst für die Wohlthat der Sicherheit auf städtischem Gebiete und Weichbilde, dann ein Beitrag zu den Kosten des Straßenpflasters — Pflastergeleite —, letzteres ward nicht ohne Verstimmung entrichtet, da auch an vielen Stellen der Stiftsstadt Unebenheit und Abgebrauchtheit der Steine das Fahren und selbst das Gehen beschwerlich machten.

Auf dem Wege durch die Vorstadt kömmt man zur Saalbrücke; die Schloß- und Domgebäude werden, einem Theile nach wenigstens, hier mehr im Einzelnen sichtbar. Wie fast in allen alten Stiftsstädten, welche vom Dome auf einer Höhe gekrönt werden, zeigen sich von mehr als einer Seite Pforten und Stufen, welche ohne größere Umwege den Fußgänger nach jenen wichtigsten Theilen der Stadt, nach der Kathedrale und dem Schlosse führen. Diese Höhen sind mit Gemäuer, entsprechend demjenigen in Weinbergen, durchzogen; es bilden sich terrassenähnliche Verhältnisse. Gärten und Gärtchen beleben und schmücken das Ganze, welches durch eine neben der Fahrstraße hinlaufende höhere Mauer zu unterst gestützt und gewahrt wird. Diese Straße zwischen jener Mauer und dem linken Saalufer, woran einzelne größere oder kleinere Gebäude stehen, wendet sich von dem Ende der Brücke links nach einem der Thore der inneren Stadt, durch welches man in die Burgstraße tritt. Auch hier erhebt sich rechts ein hochgelegenes Grundstück mit Garten, der gegen die Straße durch eine ziemlich feste Mauer abgegrenzt wird, während linker Hand mehr oder minder alte städtische steinerne Häuser in ununterbrochener Reihe sich zeigen. Am Ende der Burgstraße ist ein unregelmäßiger kleiner freier Platz, von wo aus man links in die weitere Stadt gelangt, während rechts der Weg nach dem Dome und Schlosse führt. Das Wesen dieses nach dem Dome zu liegenden Stadttheils unterschied sich von den übrigen Gegenden der Stadt mannichfach. Zwar fehlte es auch bei ersterem nicht an Häusern, worin das schlichte gewerbliche Bürgerthum seinen Sitz hatte, doch war dies weit mehr und vorzugsweise in den anderen Theilen der Stadt der Fall.

Zu dem Dome und Schlosse gelangt man durch eine Straße, welche nach dem sogenannten krummen Thore führt, in der Zeit, welche wir vor Augen haben, ein Bogen aus Steinen gewölbt und ohne Thorflügel an der beginnenden Schloß- und Domhöhe, welche dann verhältnißmäßig steiler wird, im Ganzen aber sehr unbedeutend ist und zu dem Domplatze leitet. Jenes Thor wird in urkundlichen Nachrichten das Heidenthor (valvae paganorum) genannt und ebenso kommt die ihm zunächst gelegenen Domherrn-Wohnung unter dem Namen der Curie nächst dem Heidenthore vor (curia juxta valvas paganorum). Haben wir die kleine Höhe erstiegen, so tritt uns das Portal der würdigen Kathedrale entgegen, die sich mit zwei, im Stile des funfzehnten Jahrhunderts erbauten, sehr spitzen, mit Schiefer gedeckten Hauptthürmen krönet. Von manchen fernen Punkten des Landes erfreuen diese Thürme das Auge, besonders von da, wo sie sich unmittelbar aus dem Auegehölze zu erheben scheinen, welches, nach Leipzig zu, die Niederung schmückt und mit kurzen Zwischenräumen an das sogenannte Rosenthal sich anschließt.

In der erwähnten Straße, welche durch den steinernen Thorbogen auf den Domplatz führt, sowie auf letzterem selbst, befinden sich die Häuser (Curien) der Domherren. Manche derselben tragen das Gepräge ihrer Bestimmung an sich und sind mit Wappen geziert, vorzugsweise zeigt sich das schwarze Kreuz des Stiftes auf goldenem Grunde.

Fast in allen Domstädten ist die Gegend der Kathedrale und der Curien der Capitularen im Verhältniß zu der übrigen Stadt ruhig, ja oft still. Das bürgerliche Gewerbe hat sich dahin noch nicht gezogen, und jene Stille giebt dem Ganzen etwas Feierliches oder doch etwas Besonderes. Dies war auch zu der Zeit, von welcher wir sprechen, in Merseburg der Fall, und es hatte dieser Platz mit dem Dome, mit dem wenn auch von ihm aus nur wenig zu übersehenden Schlosse, mit den zum Domcapitel gehörigen Gebäuden und den Häusern der Domherren den Character des Abgeschlossenen und Ruhigen. Rechts vom Hauptportale des Domes öffnet sich der Kreuzgang wie fast überall mit einer Wölbung in Spitzbogenarchitectur. Rechts vom Eingange an reihen sich Grabdenkmale aneinander. Mancher Name altsächsischer oder stiftischer Familien zeigt sich auf den Steinen, manches Wappen giebt Anlaß, der Vorzeit zu gedenken. Zur linken Hand ist der Kreuzgang offen und der Raum, der durch ihn und durch die eine Seite der Domkirche eingeschlossen wird, deckt sich im Frühjahre mit Rasen; einzelne Bäume und Gestrüppe geben dem Ganzen ein ernstes Wesen, ein Zeichen vom Kommen und Gehen menschlicher Dinge und Verhältnisse. Nur dann ward es minder einsam im Kreuzgange, wenn bei besonderen Feierlichkeiten, namentlich bei Einführung der aufzunehmenden Domherren, oder zur Osterzeit, wo der große Chorgesang stattfand (große hora), die Capitularen in ihren violettseidenen Talaren durch den Kreuzgang schritten, um sich in den hohen Chor der Kirche zu begeben.

Im Dome selbst herrscht der Spitzbogenstil vor, doch ist manche Inconsequenz der Folgezeit seit der über drei Jahrhunderte zurückliegenden neuesten Herstellung der Kirche nicht eben förderlich gewesen. Der jetzige Dom ist später als die Stiftung Otto's des Großen entstanden. Erst unter Kaiser Heinrich II. ward die Kirche gegründet (1015) und der ehrwürdige Bischof Dietmar legte den Grundstein. Unter Bischof Bruno wurde die Cathedrale vollendet und von ihm im Beisein des Kaisers (1021) geweihet. In der älteren Kirche, welche man eingehen lassen wollte, waren die Ruhestätten der drei ersten Bischöfe gewesen, man barg jedoch nun die irdischen Ueberreste derselben im neuen Münster. Viele Väter des Stiftes haben im Laufe der Zeiten an der Kirche gebauet, denn manche Theile des Domes suchten Einsturz, Sturm und Ungewitter heim. Auch auf Schmuck und Zierde des Gotteshauses waren die Prälaten bedacht. Der letzte größere Bau am Dome ward in dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts vollendet. Die meisten der großen monumentalen Baue in der mittleren Zeit bewegten sich nur langsam der Vollendung zu, aber deshalb wurden sie nicht weniger eifrig betrieben. Man bauete für spätere Geschlechter, und wenn sich die ersten Gründer der meisten Dome sagen mußten, daß sie selbst nicht zu den Spitzen der Thürme emporschauen, nicht den Ruf der Glocken vernehmen würden, so erkalteten darum Eifer und Liebe zum Werke nicht.

Links vom Dome öffnet sich der Eingang in den ersten kleinen Schloßhof. Beim Betreten desselben durch das Thor hat man zur Linken das Amtsgebäude, rechts ist das Thor, welches in den großen Burghof durch die eine Seite des im Quadrat gebauten Schlosses führt. Der um Merseburg hochverdiente Bischof Thilo von Trotha bauete das Schloß, die bischöfliche Residenz, um; an ihn erinnert daher zunächst diese fürstliche Burg. Der Schloßhof ist mit Quadern getäfelt. Auf der linken Seite des ehrwürdigen Gebäudes, über dem großen Portale, steht der heilige Laurentius mit seinem Wahrzeichen, dem eisernen Roste, an den Tag mah-

nend, an welchem Otto die Schlacht auf dem Lechfelde schlug und dann zu Ehren des Heiligen die Gründung des Bisthums vollzog. In der linken Ecke des Schloßquadrats, vom Eingange an gesehen, betritt man mittelst einiger Stufen den ziemlich dunkeln Durchgang, der zu einer Terrasse leitet, die mit Bäumen besetzt ist. Von hier aus erfreut man sich einer herrlichen Aussicht auf die von der Saale durchströmte Ebene. Wir wenden uns links nach dem Schloßgarten, treten in ihn durch ein Gitterthor und verfolgen in gerader Richtung die vor uns liegende schöne Kastanienallee. Etwa in der Hälfte derselben ist rechter Hand ein kleiner Vorsprung der Hochebene, auf welcher sich das Schloß und der Garten mit seinen Baumgängen, Blumenbeeten, Rasenplätzen und Buchenhecken befinden. Jener kleine Platz ist, wie die Alleen, mit Sand sauber bestreut, sorgfältig gehalten, mit einer weiß angestrichenen Vermachung zierlich umgeben und gewährt eine herrliche Aussicht in das schöne Saalthal. Der Fluß zeigt sich durch mehrere Wehre unterbrochen, sie hindern jedoch das Holzflößen nicht und lassen das Leben auf den Wellen nicht ganz vermissen. Etwas rechts gewendet blicken wir auf die Vorstadt, durch welche wir uns der Stadt von Leipzig aus näherten. Im Hintergrunde ziehen sich prächtige Waldungen und Waldpartieen um die Gegend. Gerade vor uns, jenseit des Flusses, liegt das niedliche umgrünte Dorf Meischau mit mancher netten Wohnung für die Städter, mit Gärten und Wiesen. Vor uns ist der sogenannte Abhang, ein mehr als Park gehaltener Berggarten, durchschnitten von wohl eingerichteten zierlichen Fußsteigen, welche in verschiedenen Richtungen und Krümmungen hinabführen an das wiesenreiche und baumbedeckte Saalgestade.

Wir kehren von jenem kleinen Vorsprunge zurück in die Kastanienallee, an derem Ende die Schloßgärtnerwohnung liegt, dann gehen wir links nach der zweiten Seite des großen Vierecks, welches den Schloßgarten bildet. Hier haben wir zur Rechten ein ziemlich ansehnliches Gebäude. Es ruht auf erhöhetem, mit Stufen versehenem Grunde, die Vorderseite ist offen, der Oberbau wird nach dem Garten zu von zierlich gemauerten Stützen getragen, sodaß sich eine offene Halle bildet, die untere Rückseite ist geschlossen und enthält Säle und Gemächer. Man nannte diesen in zierlichem Stile errichteten Bau den Gartensalon oder auch das Gartenpalais. Sieht man von hier nach dem Schlosse zu, so zeigt dies seine Gartenseite mit den Giebeln und Schnörkeln, man sieht die Thürme und andere das Auge anziehende Bauwerke. Zunächst aber breiten sich Beete, Gartenanlagen mit Bosquets vor den Blicken aus. Ein kleiner Teich, ein Hügel mit Felsstücken geziert und auf seiner Höhe mit niedlichen Spalieren und Pflanzenreichthum geschmückt, dahin geleitetes Wasser aus Felsstücken sprudelnd: dies Alles giebt ein anziehendes ruhiges Bild freundlicher Landschaftsgärtnerei.

Schreiten wir weiter, dem Gartenpalais entlang, dann mit der Wendung nach links, so nimmt uns eine jener zuersterwähnten parallel laufende Allee auf und endlich betreten wir einen gewölbartig gezogenen Buchenheckengang, der wieder parallel mit dem Gartenpalais läuft und so das Viereck schließt. In der Nähe dieses Ganges befinden sich mehrere kleine Obelisken, einst errichtet, um verspätetes Ritterspiel, Abglanz des alten Turney, bei denselben zu halten.

Wir verlassen den Garten, wenden uns zurück durch das Schloß zum Domplatz, gehen aber weder nach der Stadt hinunter durch das sogenannte krumme Thor, welches wir schon kennen, noch nach der Gegend des Kreuzganges, wo sich im Hintergrunde viele Gebäude, meist in Bezug zum Dome und zum Capitel stehend, zeigen, namentlich die Domprobstei; wir begeben uns rechts durch ein mit dem Schlosse in Verbindung stehendes Thor in die Vorstadt Altenburg, sie ist einer der ältesten Theile des Ortes, wir überschreiten eine unbedeutende Tiefe auf bequemer, die Straße fortsetzender Ueberbrückung, haben dann rechts am Wege die Schloßgartenmauer, über welche die grünen Kastanienbäume der einen Allee ihr Laubdach erheben, links das gräflich Zech'sche Palais. Diese Vorstadt ist nicht unbedeutend und am Ende derselben sehen wir das Kloster, in dessen weitläufigen, zum Theil neuen Gebäuden sich ein Gestüt befindet. Aus diesem gingen die des Rufes nicht entbehrenden guten Rosse hervor.

Die Stiftung des ehemaligen Klosters wird auf sehr frühe Zeit zurückgeführt. Doch bereits zu Ende des elften Jahrhunderts war es wüst. Bischof Wernher hatte es erneuert und mit Mönchen der Regel des heiligen Benedictus besetzt.

In der Altenburg ist die ziemlich bedeutende Wasserkunst nicht ohne Interesse zu schauen. Sie hebt mittelst ihrer Räder, Gestänge und Druckwerke das Wasser aus der Saale und versorgt damit den höher gelegenen Theil der Vorstadt, sowie das Schloß und den Dom. Unfern dem Kloster befindet sich der sogenannte Thiergarten, dann der Herrengarten und der Weinberg. Alle diese reichen Anlagen schrieben sich her aus den Domänen der Bischöfe und der Herzöge.

Unweit dem Kloster erhebt sich auf nicht bedeutendem Hügel eine Kirche von einem Friedhofe umgeben. Sie ist eines der äußersten Gebäude der Vorstadt in der Richtung nach Halle. Verfolgt man den Weg weiter an der die Gegend beherrschenden, allmählig ansteigenden kleinen Höhe vorüber, auf welcher das Hochgericht sich schauerlich erhebt und der Rabenstein seine drei oder vier Säulen, verbunden durch Balken, in die Luft streckt, so gelangt man nach dem, seit grauen Tagen der Familie von Trotha gehörenden ritterlichen Sitze Skopau, wobei man sich des Bischofs Thilo von Trotha erinnert. Er war der einundvierzigste in der Reihe der Bischöfe des Stifts. Hohe Verdienste schmückten ihn. Vieles hat er gegründet, gebessert. Ohne Beschwerung der Unterthanen hat er gebaut, gesammelt und stattlich gewaltet in dem bischöflichen Sprengel. Er war es auch, der den ersten Buchdrucker nach Merseburg berief. Das Vertrauen seines Fürsten, des ritterlichen Albrecht des Beherzten, ehrte den würdigen Prälaten und die Geschichte nennt ihn gern neben dem hausväterlichen Bischof Meißens, Johann von Saalhausen. Wunderbar knüpft sich an Bischof Thilo die Sage von dem Raben, welcher einen köstlichen Ring, angezogen durch dessen Glanz, bei offenem Fenster aus des Bischofs Gemach getragen. Der Verdacht, so lautet die Erzählung weiter, habe sich auf einen der Dienstleute des Bischofs geworfen, von diesem sei durch die Folter das Geständniß der That erzwungen worden und er der strafenden Gerechtigkeit unschuldig verfallen, Thilo aber habe, nachdem durch einen Schieferdecker der Ring im Neste des Raben gefunden, gar schwere Stunden verlebt. Dies die Sage, die jedoch ohne alle andere Begründung geblieben ist, als daß man bis auf den heutigen Tag stiftungsmäßig einen Raben nahe bei'm kleinen Schloßhofe unterhält, der an das Trothaische Wappen erinnert, welches im Schilde einen Raben mit dem Ringe im Schnabel führt.

Mancher Musensohn wanderte jenen Weg von Halle nach Merseburg, wohl selten, um sich historischen Erinnerungen hinzugeben, sondern um in der alten Stiftsstadt der jugendlichen Zeit sich zu freuen und dieser Freude bei dem Italiener Petroni mit einem weingefüllten Becher die Krone aufzusetzen.

Wir kehren zurück durch die Altenburg bis zu dem Thore, welches uns aus der Nähe des Schlosses, längs dem Schloßgarten und dem gräflich Zech'schen Palais, zum Anfang dieser Vorstadt führte. Wir betreten dieses Thor nicht, sondern wenden uns vor demselben rechts über einen etwas schrägabgehenden, freien Raum nach der sogenannten Helder- oder Hellergasse. Auch dieser Theil Merseburgs befindet sich außer den Ringmauern der Stadt und durch ihn kommt man auf den um einen Theil der letzteren führenden erhöhten Weg (Damm). Man sieht von der einen Seite die alten Mauern, den überraseten Stadtgraben und hört die schnurrenden Räder der Seiler, die hier ihre Drehbahnen haben; hohe Dachungen vieler Gebäude überragen die Mauern, und von der andern Seite schweift der Blick über die weite Ebene gen Lauchstädt, den damals sehr besuchten Badeort. Der Damm selbst trägt stattliche Kastanienalleen als Schmuck des Weges. Am Ende derselben kommen wir auf einen freien Platz, von dessen einer Seite dem Landbau dienende Scheunen sich zeigen. Links führt der Weg zum Gotthardtsthore und zur Fortsetzung des baumgekrönten Dammes. Vor uns breitet sich der helle Gotthardtsteich

aus, mehr ein kleiner See zu nennen. Auch hier erinnern wir uns der sorgenden Hand der Väter des Stifts, denn Bischof Thilo von Trotha ließ diesen Teich, eine Zierde der nächsten Umgebungen der Stadt, im Jahre 1483 anlegen. Wir lassen das alte, aus geschwärztem Gemäuer bestehende Gotthardtsthor links und setzen unsern Weg auf dem Damme fort, zu dessen rechter Seite der spiegelnde Teich, zur linken das Schießhaus im begrünten Schießgraben sich befindet. Es fällt uns bei unserer Wanderung ein in edlerem Stile des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts errichtetes pavillonähnliches, schieferbedachtes ansehnliches Haus auf, das sogenannte Fischhaus. Hier weilte auf Stunden einst der herzogliche Hof, während der große Gotthardtsteich gefischt ward. Auch noch im Anfange dieses Jahrhunderts war dieser Pavillon belebt von sich vergnügenden Menschen, wenn die Fischzüge stattfanden. Das linke Ufer des Teichs, von dem Damme aus gesehen, bietet die Aussicht auf den Kirschberg (Petersberg), einen mäßigen Hügelzug, auf welchem ein einfaches Kaffeehaus, nicht eben ersten Ranges nach heutigem Begriffe, als Erholungs- und Belustigungsort häufig besucht ward.

Vom Ende des Dammes führt der Weg dem Sixtthore zu. In dieser Gegend befinden sich die Ruinen einer gothisch angelegten Kirche, deren vollendeter Thurm jedoch seine gar herrlichen Glocken an gewissen Tagen weithin erklingen ließ. Diese Kirche, dem heiligen Sixtus geweihet, im 11. Jahrhundert gegründet, ward später, 1327, zu einer Collegiatkirche erhoben. Sie verfiel jedoch. Es traten die Zeiten der Reformation ein und alle späteren Versuche, das schön gelegene Gotteshaus sich wieder stattlich erheben zu lassen, wurden unterbrochen.

In jener Gegend theilten sich die Wege nach Weißenfels und nach Naumburg. Auch betrat man unfern von St. Sixtus einen der Friedhöfe. Manches Denkmal nannte den Namen in größeren oder kleineren Kreisen bekannter Personen. Auch an den 5. November 1757 ward man erinnert. Man las hin und wieder französische Namen, deren einstige Träger bei Roßbach verwundet, in Merseburg das Sterbebett und die Ruhestätte gefunden hatten.

Unfern vom St. Sixtusthurme und der verfallenen Kirche erhebt sich auf geringer Höhe die alte Stadtmauer. Vor ihr waren die Rahmen der Tuchmacher staffelartig aufgestellt, meist mit weißem, dunkelblauem oder grünem Manufact bespannt. In dem oberen Theile dieser Gegend hatten die Tambours der Garnison ihre Uebungsplätze, es glänzten dort oft die mit gelbem Blech beschlagenen, weithin klingenden Trommeln der weiß und blau uniformirten, mit Federhütlein gezierten Trommelschläger.

Durch das Sixtthor wendet man sich wieder in die Stadt und gelangt auch von daher bald zu dem Mittelpunkte derselben, dem Markte und einigen anderen Plätzen. Es sind letztere nicht eben bedeutend. Das Rathhaus, wenn auch ein ziemlich altes Gebäude, zeichnet sich nicht durch erhabene Bauart aus, und wenn der eigentlichen Stadt das Monumentalarchitektonische fehlt, so spricht sich doch in den Straßen, Gassen und Gäßchen das althistorische Herkommen des Ortes aus. Die Wölbungen vieler Portale und Thüren, die Steinsitze vor manchen Häusern, die Individualität — wenn der Ausdruck erlaubt ist — vieler Häuser und das Nichtvorhandensein einer nach dem Winkelmaße und der Meßschnur hergestellten Egalität und Monotonie: alles dies fordert auf, die alte Stiftsstadt als eine Stätte der Geschichte zu betrachten, als einen Ort, der sich nie durch gewaltsame Maßregeln der Verwaltung emporbauete, sondern nach Bedürfniß, Ansicht und Lust der Bauenden. Namentlich in den Theilen um die Kathedrale und das Schloß spiegeln sich die Zeiten, in welchen dies Alles entstand.

Die Sitte und das Wesen, das Leben und Treiben in Merseburg unterschied sich im Ganzen und Großen vielfach von dem der Schwesterstädte Weißenfels, Naumburg und Zeitz. Weißenfels trug zwar auch die Spuren einer ehemaligen zeitweiligen Residenz fürstlicher Herren. Das elegante Schloß auf dem Hügel giebt dem Orte eine nicht zu verkennende pittoreske Bedeutung, doch hat Alles mehr die Gestalt des Neueren oder Neueingerichteten. Naumburg mit seinem herrlichen Dome, mit seinen ehrwürdigen stiftischen Gebäuden und freundlichen Gartenanlagen hatte bei alle dem Gegensätze, welche sich, wenn auch in anziehender Weise geltend machten: unter den Zinnen des Domes sah man Meßgewühl und die weiß- oder blaubekutteten Fuhrleute mit ihrem Sträußchen Wohlverkauf — eine Art Immortellen — auf dem Hute, deuteten klar genug an, daß die Domstadt zugleich auch Handelsleben und munteren Verkehr in sich berge. Zeitz, mit dem Kloster, worin seit Jahrhunderten ein stiftisches Gymnasium seine Stätte gefunden hatte; mit dem fürstlichen Schlosse der ehemaligen Herzoge von Sachsen-Zeitz; mit seinen Erinnerungen an den Bischof Julius Pflugk und mit den schon zu der Zeit, wovon wir sprechen, munter blühenden Industriezweigen, stellte ebenfalls, namentlich durch das zuletzt erwähnte Element, Neues und Altes neben einander dar, nur trat das in Merseburg und Naumburg sich kundgebende Wesen des Domcapitels mehr in den Hintergrund.

Ehe wir nun zu der Schilderung des Lebens in der Stiftsstadt übergehen, wie es sich in dem ersten Jahrzehent des neunzehnten Jahrhunderts darstellte, mag es sich rechtfertigen, Einiges über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Stiftes beizufügen. Denn anders gestalteten sich die Verhältnisse in einer Stadt, deren Stellung jeder anderen gleich, anders da, wo aristokratisch-stiftisches Element und städtisches Bürgerwesen in engem Raume bei einander waren, weder durch abstoßendes Sonderthum von der einen, noch durch neidisches Herabziehen von der andern Seite sich unfreundlich gegenüberstanden, sondern in gegenseitiger Achtung gewachsener, darum natürlicher Verhältnisse mit und neben einander lebten und wohnten.

Die drei sächsischen Stifter, Otto's des Großen Gründungen, entsprachen den drei Marken, welche gegen die Slaven in den nachher sächsischen Ländern vor der Zeit der Hochstifter gebildet worden waren. Schon die fränkischen Könige, deren Altvordern das große thüringische Königreich stürzten, hatten das von Sorben besetzte Land zwischen Werra und Mulde erobert und die Verwaltung, sowie Vertheidigung dieser Gegend einem Markgrafen anvertraut. Dieser Landstrich ward die östliche Mark (Limes Sorabicus, Marchia orientalis) geheißen. Es ist dies die südthüringische Mark. Zur Sicherung Nordthüringens, das bei dem Falle des alten Königreichs Thüringen an die Sachsen kam, ward später auch eine Mark bestimmt, welche die östliche Mark hieß, jedoch mit dem Osterlande nicht verwechselt werden darf. Mit dieser nordthüringischen Mark fanden manche Veränderungen statt und ihr Name ging zuletzt auf die Niederlausitz über. Eine dritte Mark war die Mark Meißen, deren erste Anfänge sich bis auf Heinrich I. zurückführen lassen. Jeder dieser Marken entsprach eines der Bisthümer, welche Otto der Erste gründete. Merseburg gehörte zur nordthüringischen Mark. Es war das wenigst umfangreiche und grenzte an die geistlichen Sprengel von Naumburg-Zeitz, Halberstadt, Magdeburg und Meißen. Lauchstädt, Penig, Eilenburg und Weißenfels waren, in sich entgegengesetzter Richtung, die äußersten Orte des Sprengels, doch waren selbst in diesem Sprengel die Rechte der Bischöfe nicht ganz gleich, denn manche Orte standen in geistlicher Beziehung unter dem Bisthume Halberstadt.

Schon unter Otto III. war die alte Grafschaft Merseburg Dedo I. aus dem Hause Wettin übertragen worden. Bald gab es allerlei Zwist über die staatsrechtliche Stellung der sächsischen Bischöfe, welche die letztere bis zur Reichsunmittelbarkeit zu steigern bemüht waren. Diese Streitereien ziehen sich durch das Mittelalter und dauerten noch im sechszehnten Jahrhundert fort. Eine gründlich auf die Verhältnisse eingehende staatsrechtliche Schrift erörterte im Namen aller Mitglieder des Hauses Sachsen die Stellung der Bischöfe und bewies, daß den Vätern der Stifter niemals so ausgezeichnete Reichsstellung gebührt habe (1541).

Natürlich hatte die Reformation den bedeutendsten Einfluß auch auf die Stifter. Es traten in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die sächsischen Fürsten an die Stelle der vorigen Bischöfe als Administratoren vermöge der sogenannten Postulation, welche zunächst nur auf die jedesmalige fürstliche

Person gestellt war, dann aber in dauernde (perpetua postulatio) überging.

Wichtig und einflußreich für die Stifter war dann die Disposition des Churfürsten Johann Georg I., ein Testament, wodurch er seine Söhne mit Abfindungen an Ländern bedachte. Schon beim Leben des Churfürsten waren die drei jüngeren fürstlichen Söhne desselben zu Administratoren der drei Stifter des Landes postulirt worden und zwar für Merseburg Christian, der dritte Sohn Johann Georgs I. Nach dem Testamente traten hinsichtlich des zweiten Sohnes August Aenderungen ein, die sich auf das Stift Meißen oder Wurzen bezogen. Uns muß hier die Bemerkung genügen, daß Herzog Christian außer Merseburg das Markgrafthum Niederlausitz, Dobrilugk, Finsterwalde, Bitterfeld, Delitzsch und Zörbig erhielt.

Das Testament des Churfürsten (1652) ist in mehr denn einer Beziehung historisch-staatsrechtlich interessant. Manche Bedenken und Irrungen entstanden darüber. Sie kamen (1657) durch den freundbrüderlichen Hauptvergleich zum Austrag. Wir haben darauf hinzuweisen, daß nun in Merseburg, Weißenfels und Zeitz herzogliche Residenzen waren. Namentlich hatte dies auf das Leben und Wesen auch in Merseburg Einfluß und dieser hielt sich wohl hier noch länger als in den beiden andern Städten. Bereits im achtzehnten Jahrhunderte starben die herzoglichen Familien aus; die zu Merseburg im Jahre 1738.

Das Stift hatte seine besondere Landesorganisation. Das Domcapitel war seit 1561 lutherisch und bestand in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts aus sechszehn Domherren und vier Stellen, deren Inhaber nach den Domherren zählten (Canonici). Es waren unter den ersteren der Domprobst, der Decan, der Propst von St. Sixtus und die übrigen in den Capiteln von alter Zeit herkömmlichen und kirchengesetzlichen Aemter, wenn auch letztere zum Theil ihre wahre Bedeutung mit der Reformation verloren hatten. Zwei Canonicate zu Merseburg waren mit Professuren der Juristenfacultät zu Leipzig verbunden und in älterer Zeit waren die Bischöfe des Stifts beständige Canzler der Universität.

Dem weltlichen Regiment stand unter einem Canzler die Stiftsregierung vor, doch war diese nicht lediglich Verwaltungsbehörde, es lag ihr zugleich die Leitung der Justiz ob. Die Finanzen standen unter der Kammer, deren Präsidium der Kammerdirector führte. Die kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten besorgte das Stiftsconsistorium mit einem Präsidenten an der Spitze. Untergeordnet diesen Behörden waren die übrigen Stellen im stiftischen Bereiche. Die Basis des Regierungsorganismus war die Capitulation, denn wenn das Capitel hierdurch sich verpflichtet hatte, jeden Nachfolger in der Chur zum Administrator zu wählen, so machte sich dagegen der jedesmalige Churfürst verbindlich, die Stiftsregierung, die Finanzkammer und das Consistorium in ihrer Wirksamkeit zu bestätigen. Auch seine Stände hatte der kleine Stiftsstaat, an deren Spitze ein Stiftsdirector stand. Ritterschaft und Städte waren die Classen dieser Stände. Die Ritterschaft theilte sich in vier Amtsversammlungen, deren jede einen Ausschuß wählte.

Die Gerichtsbarkeit im Bisthum hatte sich überall nach dem Herkommen und dem Gange der Dinge im Mittelalter überhaupt gebildet, sie ward geübt unter mancherlei Zuständigkeit: es gab landesherrliche Amtleute, Gerichtsstätten des Capitels — die sogenannten Freiheits- und Obedienzgerichte, — die Domprobsteigerichte und diejenigen vieler Grundbesitzer, Patrimonialgerichte.

Jene höheren Stiftsbehörden, sowie manche der unter ihnen stehenden, hatten ihren Sitz in der Hauptstadt des Stifts selbst. Außerdem war die Geistlichkeit ziemlich zahlreich vertreten. Auch die Domherren residirten fast immer in ihren Curien. Der Stadtrath und andere städtische Behörden, die Domschule mit ihren lehrenden und lernenden Mitgliedern, eine nicht ganz unbedeutende Garnison, alles dies belebte die Stadt und die Geselligkeit. Außerdem hatte der meist auf dem Lande lebende stiftische Adel seinen Centralpunkt in Merseburg, namentlich im Winter und zur Zeit der Stiftstage.

Das Leben und Treiben in der Stiftsstadt glich einem Mosaikbilde aus alter und neuer Zeit zusammengesetzt. Das Vergangene lebte noch in vielen Erscheinungen und das Neuere hatte sich in den gegebenen Rahmen eingefügt, beide Elemente hatten sich gegenseitig durchdrungen; das Alte war lebensvoll und das Neue war nicht ohne Erinnerung an die Vergangenheit.

Der Adel und das höhere Beamtenthum nahmen einen gesellig bevorzugten Platz ein ohne strenge kastenartige Stellung zu den übrigen Theilen der Bevölkerung. Es war vielmehr freundliches Nebeneinandersein. Auch der Bürgerstand erkannte ohne Neid und Mißgunst die bei mancher Gelegenheit sich ausprägende äußere höhere Stellung des Adels an und letzterer war weit entfernt in dieser Stellung etwas Anderes zu finden, als ein den gegebenen historisch hervorgebrachten Verhältnissen entsprechendes Wesen, keinesweges einen Maßstab für den inneren Werth der Menschen. So fiel es denn nicht auf, daß der Adel in den Sälen des Schlosses bei den sogenannten Stiftsbällen sich in exclusiver Stellung befand. Dasselbe war bei den Abendzirkeln der Fall, welche nach alter Stiftung eines Herzogs zu Sachsen-Merseburg auf dem Schlosse auch außer der Zeit der Stiftstage gehalten wurden.

Der Adel war ziemlich zahlreich vertreten. Die Ursache davon lag unmittelbar in der stiftischen Einrichtung. Manche Familien der höheren Gesellschaft, angezogen durch das in Merseburg herrschende feine gesellige Leben, hatten sich in die Stiftsstadt ganz oder doch auf Zeit gewendet. Wahrscheinlich durch die früheren Hofverhältnisse der stiftischen Residenz erklärte sich der vorzugsweise Gebrauch des Französischen als Conversationssprache.

Bei einer Stadt, wie das alte Merseburg, tritt zunächst auch die Tracht der Menschen in den Kreis der Darstellung. Diese Tracht prägte sich als besondere vorzüglich bei den Frauen aus. Man konnte genau wissen, ob eine bürgerliche Frau oder Jungfrau, wenn sie sich in ihrem Staate zeigte, aus Merseburg sei, denn sie unterschied sich von ihren Genossen aus den Nachbarstädten Naumburg, Weißenfels oder Zeitz durch die Kopfbedeckung. Ueber einem Gestell von Pappe, das auf der Rückseite als herzförmige Platte erschien, waren mehr oder minder schöne Stoffe gezogen; Brokat oder durchbrochener Sammet, die Ränder bei den Wohlhabenderen mit goldenen Tressen besetzt; vom Ende der Mütze (Tellermütze) walleten große, möglich breite seidne Bänder über den Rücken herab, ebensolche zu beiden Seiten des Gesichts, die wohl auch zuweilen in eine Schleife geknüpft wurden; die Stirn zierte eine an der Kopfbedeckung befestigte weiße Spitze. Es hatte dieser Sonntags- oder Feststaat etwas Eigenthümliches, Glänzendes. Im Winter zeigte sich manche reich mit Gold gezierte Kopfbedeckung von Pelz. Die übrige Bekleidung bestand in nicht zu faltenreichen Röcken und Corsets, worüber gewöhnlich mäßig lange Mäntel mit nicht zu kurzem herabhängendem Kragen getragen wurden.

Die Tracht der männlichen Einwohner war weniger eigenthümlich, doch spielte der Haarzopf noch eine starke Rolle.

Manches Handwerk hatte seine alte Farbe der Kleidung bewahrt. Die Müller gingen in graubläulichen Jacken oder Röcken einher; die Fleischer sah man in ihren braunrothen, mit Zinnknöpfen gezierten Ueberkleidern. Unter den übrigen Ständen waren das kurze Beinkleid, die weißen Strümpfe und die Schnallenschuhe sehr gewöhnlich, namentlich in feiner Gesellschaft. Gepudertes frisirtes Haar, mitunter auch wohl ein Haarbeutel bezeichnete dem jüngeren Geschlecht gegenüber, das diesen Moden abhold war, die Grenzscheide der Zeiten auch in dieser Richtung. Nur in Einem war man übereinstimmend: die schwarze Farbe der Kleidung für die Männer war bei weitem nicht vorherrschend, man liebte mehr lebendige, bunte Farben; Braun, Grün, Blau in verschiedenen Abstufungen waren geschätzt und gaben den geselligen Kreisen, namentlich in den Gärten und bei Lustbarkeiten im Freien ein lebensfrohes Ansehen, welches oft noch erhöht ward durch die weiß und blauen Uniformen der Officiere.

Für die Cirkel des Adels und der höheren Beamteten bewirkten dieselben munteren Farben eine Eleganz die das Ganze hob.

Ein Stiftsball in den Sälen des Schlosses mit den geschmackvollen Damentoiletten, an welchen mancher Edelstein blitzte, mit der feinen Kleidung der Officiere aus der Garnison der Stadt und der benachbarten Orte, namentlich mit den sehr sauber und nett sich darstellenden weißen Carabinier- und rothen Dragoneruniformen mit den hellblauen, schwarzbekragten und ebenso aufgeschlagenen stiftsständischen, silbergestickten Staatskleidern gewährte einen ansprechenden Glanz.

(Fortsetzung folgt.)

Dresdener Festlichkeiten im Jahre 1609.

(Schluß.)

Die 28. Part bildet gewissermaßen einen Nachtrag zur vorigen. Wolf Friedrich von Lüttich schreitet einem mit Trommler und Pfeifer versehenen Häuslein Soldaten voran, die einen von einem rothen Kutscher gelenkten, offenen, bühnenartigen Wagen geleiten, auf welchem spielende Beamte sitzen, denen ein Bauersmann, den Hut lüftend, einen Hasen übergiebt und dem drei Bauern und des Offiziers Reitknecht mit einem aufgezäunten Rosse folgen.

Nun aber beginnt ein phantastischeres Spiel. Die 29. Part zeigt uns den Grafen Phil. Ernst von Hoenloer in gelber Afrikanertracht mit spitzer Mütze, Schild und Wurfspieß, dem ein Lanzenreiter in gleichem Costüme voransprengt und von deutschen Stallmeistern drei Rosse vorangeführt werden.

Ihm folgt als 30. Part ein ansehnlicher Zug von Mohren, grün bekränzt, mit weißem Schurz und Schärpen, Lanzen, Spießen und Schwertern, zu Roß und zu Fuß, mit gefesselten Sclaven und dem König mit dreifacher Krone auf dem Tragsessel. Es folgt abermals ein selbst fortrutschendes Bollwerk, eine brennende Hafencitadelle, die von Schiffen blokirt wird, aus deren Mitte eine colossale Fortuna emporragt, während schwarze Musiker Saiten- und Blasinstrumente handhaben.

Die 31. Part zeigt wieder deutsche Ritter, an deren Spitze Caspar von Cannawurff, dem Herzog August von Sachsen, Albert von Holstein mit fünf andern Cavalieren im Galopp nacheilen.

Die 32. Part bildet Wolf Friedrich von Lüttich als Courier mit weißer Schärpe und Vorreiter.

Die 33. Part (Türken) zeichnet sich dadurch aus, daß einige zu Fuß gehende Weltkugeln aus ihrem Nordpol einen Feuerstrom entsenden, während aus dem Südpol die Beine und aus der Aequatorialgegend die Hände herausragen.

Die 34. Part besteht aus neun berittenen Türken, worunter die Cavaliere im reichsten Schmucke.

In der 35. und 36. Part herrscht wieder das vaterländische Element vor. Sie geben uns ein Bild der edlen Falknerei und des Vogelsanges. Voran schreiten zwei grüne wilde Männer, Clarinette und Dudelsack blasend, jeder in einem Korbe einen Falken auf dem Haupte tragend. Ihnen folgt zwischen vier, in gleicher Weise Falken auf dem Haupte tragend, ein Falkonier, der auf einem Gestelle sechs Falken in ihren bunten Hauben trägt; zwei andre folgen zu Roß, die behaubeten Falken auf der Faust, zwei Jäger, jeder mit zwei Leithunden, zwei reitende Falkoniere und dann Herzog Johann Georg mit zwei Cavalieren, sämmtlich Falken tragend. Nun treten zwei Jäger auf, mit der Büchse auf der Schulter und je zwei Leithunden an der Leine, vor einem mit Büchsen beladenen Wagen, woran sich drei zweispännige Wagen schließen, auf denen geräumige Käfige mit Schwänen, Gänsen, Hühnern u. a. Vogelwild befinden. Hans von Thür und Herzog Albrecht von Holstein reiten vor dem zur Trappenjagd nothwendigen Blendwerk, der gemalten Kuh, her. Heinrich Taub erscheint sodann als Führer eines wandelnden Hügels, auf dem sich ein Wäldchen mit einem Vogelheerde befindet; bei ihm sind vier wilde Männer, die große Vogelkäfige auf dem Rücken tragen, in der Weise des Papageno, während andere wilde Männer Stangen tragen, von denen kleine Vogelbauer herabhängen, und reitende und gehende Jäger Lockvögel auf Gestellen daher bringen. Es fehlt nicht die Krähenhütte, die einem zweispännigen Wagen als Hülle dient und auf der ein stattlicher Uhu thront. Wilde Männer mit Käfigen schließen diese Abtheilung, die uns einen gegenwärtig fast vergessenen Zweig des edlen Waidwerks, die Falknerei, zur Anschauung bringt.

Die 37. Part besteht aus dem Obersten Heinrich von Günterrodt in einer den brasilianischen Indianern nachgebildeten Federtracht, in der auch sein vorreitender Knappe erscheint.

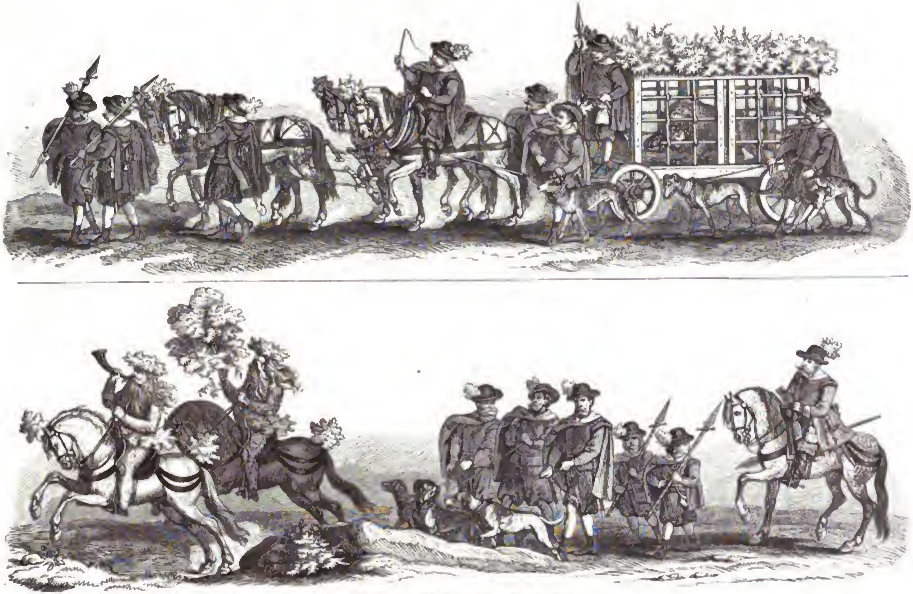
Aber in diesem glänzenden Schauspiele sollten nicht blos Mohren, Türken, Polen, Römer und Deutsche vertreten sein. Die 38. Part bringt sogar Chinesen. Voraus schreiten zwölf Sänger und Musiker in gelb und blau unter großen Schirmhüten, denen Herzog August von Sachsen und Albrecht von Holstein mit fünf blau gekleideten Cavalieren, sechs deutsche Herolde und drei afrikanische Trompeter nachreiten.

Die Phantasie der Festordner war aber noch nicht erschöpft, noch bot die Heimath manches dar, was der Darstellung fruchtbaren Stoff gab. Die 39. Part eröffnet ein Landmann mit Stab, das Beil auf der Schulter, hinter ihm ziehen drei Mägde eine auf vier Räder gesetzte Hürde, in welcher eine ganze Lämmerheerde sich befindet; es folgen Hirten mit Schäferhunden und ein anderer, der die zweirädrige Schäferhütte nach sich zieht, sowie drei Schalmeibläser. Dahinter reiten Wolf und Fuchs, ersterer mit einem Lamm im Arm, letzterer im Arme einen Hahn, im Tragkorb auf dem Rücken Hühner führend. Zwischen beiden, aber gleichfalls zu Roß, das Schaf, ein Beil auf der Schulter. Es waren die Herren Benno Friedrich Brantt und die von Schweichel und von Berlepsch. Ein Geiger und ein Dudelsackpfeifer folgen tanzend und daran schließt sich ein lustiger Bauerntanz von 11 Paaren.

Als 40. Part erscheint abermals Oberst Heinrich von Günterrodt in spanischem, schwarzgelben Rittercostüme mit Vorreiter in gleichen Farben.

Die 41. Part versetzt uns in das eigentliche Fastnachtsleben und zeigt uns ein ergötzliches Narrenthum, wo jeder mit Behagen seine Kappe zur Schau trägt. Den Zug führt, wie billig, ein buntscheckiger Narr mit Schellenkappe und weit abragenden Eselsohren, dem andere seiner werthen Collegen zu Fuß und zu Roß in bunter Reihe folgen, in Masken von Bock, Schaf und Eule, als Knecht Ruprecht, als Storchnest, mit Besen, Kolben und anderm Geräth. Den Mittelpunkt dieses Narrencorps bildet ein von vier stattlichen Ziegenböcken gezogener niedlicher Wagen, in welchem Wolf Friedrich von Lüttich mit goldenem Schwerte zwischen zwei Narren prangt, umgaukelt von kolbenschwingenden Narren. Eine Musik- und Sängerbande von Matrosen und Bäuerinnen, deren Instrumente Quirl, Ofenrost, Feuerzangen, Geigen und Triangel, sowie der alte Narr mit dem Jungen zu Pferd, geleiten einen stattlich sich absondernden Herrn, der, ganz in Goldstoff gekleidet, als Vertreter des Reichthums einherschreitet.

Die 42. Part besteht nur aus drei Cavalieren, ein Mann



Dresdener Festlichkeiten im Jahre 1609.

mit Besen, eine Matrone in schwarzem Kleid und eine Amme mit dem Wickelkind.

Indessen, Alles hat auf Erden sein Ende. Auch die größten Freuden, wie das größte Leid, und die Dresdener Festlichkeiten im Jahre 1609. Den würdigen Schluß bildete ein gewaltiger Zug, der gewissermaßen alles Das brachte, was noch nicht zur Theilnahme an der Darstellung herangezogen worden: Bürger und Soldaten.

Voran wandelt der Baum der Erkenntniß, an dem sich die Schlange emporwindet und der außer den Aepfeln auch noch gebratene Tauben, Puppen, Spielzeug und andre Producte des Striezelmarktes trägt. Adam und Eva, zwar in ihrem Nationalcostüm, doch mit schwarzem, spanischen kurzen Mäntelchen aus Schaffellen, großen Blätterbüschen in der Rechten, fassen seinen Stamm; Abel als Hirt mit dem Stab, Kain mit der Keule in römischer Tracht folgen. Hinter ihnen schreiten sechs kleine ABCschützen, zwei größere Knaben mit schwarzen Lesetafeln und der Schulmeister, W. E. von Schönburg, zu Roß mit gewaltigem Bakel. Wir sehen ferner eine Cantorei von zwölf Spielleuten und Sängern, hinter denen Herzog Johann Georg zu Sachsen mit H. F. von Drachsdorf, in schwarzen Tafeln lesend, herreiten und denen andere Cavaliere als Vertreter der vier Facultäten folgen. Vier weiß gekleidete Trompeter zu Roß, hinter denen ein Bettelmönch schreitet, führen eine andere Abtheilung; zunächst Kaiser und Papst zwischen zwei Römern, dann Graf und Edelmann, Bürger und Bauer, sämmtlich beritten. Ihnen folgt zu Fuß ein Bote, der den Zug ehrsamer Handwerker eröffnet, die in bunter Tracht die ihnen eigenthümlichen Werkzeuge, Geräthe und Gefäße zur Schau tragen. Da sehen wir Kürschner, Böttcher, Zinngießer, Tischler, Schmiede, Schneider in langer Reihe, an die sich dann ein ganzes Heer von Hakenschützen, Schildträgern, Lanzknechten in buntesten Farben anreihet. Trommler und Pfeifer eröffnen und schließen diesen Zug, dessen Mitteltheil von Weibern, Kindern, Krüppeln, Spielleuten, d. h. vom Troß gebildet wird, dem eine Frau die Fahne schwingt. Der eigentliche Träger des Heerbanners folgt mehr gegen das Ende. Seine colossale Fahne zeigt in weißem Felde den Reichsadler, zu dessen Rechte der Meißner Löwe mit dem rothen Chursschwert steht, während zur Linken ein andrer Löwe das sächsische Wappenschild anfaßt.

Dieser letzte Theil — die 43. Part der sämmtlichen Inventionen — war offenbar dem damals noch über dem Georgenthor am churfürstlichen Schloß angebrachten Todtentanze entlehnt, er führte alle Alter, alle Stände vor Augen.

O. Klemm.

Die Plünderung des Schlosses Wechselburg

den 21. bis 25. Februar 1637.

Im Jahre 1637 wurde das Schloß Wechselburg und dessen Umgebung von den kaiserlichen, unter Obrist Altringer stehenden Truppen auf so arge Weise ausgeplündert und verheert, daß Christian von Schönburg-Wechselburg*), Hilfe und Schutz beim Churfürsten Johann Georg I. suchend, folgenden Bericht einsendet:

Durchlauchtigster Hochgeborener Churfürst und
des heil. Röm. Reichs Generalissime,
Gnädigster Herr!

Ew. Churf. Durchl. kann ich unterthänigst nicht bergen, daß, ungeachtet ich Kaiserl. Majestät unsern allergnädigsten Herrn bei Einnehmung der Pfalz, Breda und sonst über vier Jahre treulich gedienet, und stets devot verblieben, jetzo auch eine kaiserliche Salvam Gardiam gehabt, mich zu denjenigen, auch so Ew. Churf. Durchl. zu Hülfe kommen, keiner Feindseligkeit versehen können. Jedoch haben sich Montags den 20. Februarii jüngsthin etliche Marazinische, so von dero Kaiserl. Majestät Ew. Churf. Durchl. zugeschickten Succurs sich weg und in Böhmen begeben, unterstanden, meine Unterthanen und Vorwerk zur Wechselburg, ingleichen zu Claußnitz zu plündern, denen Dienstag den 21. Februarii und folgende vier Tage bis Sonntag den 26. Febr. große Truppen bei Dela (da sonsten Herr Obrister Graff von Althring den 20. Februarii einquartiert) und von Rochlitz her gefolgt.

Erstlich ist ein Trupp vor mein Haus Wechselburg kommen, hat Futter und Mehl begehret, und als meine Leute gegangen, dasselbe heer zu holen, so sind sie in das Haus gedrungen und haben meine anwesenden Bediente und Gesinde übel tractirt, daß sie theils noch zu Bett liegen müssen. Diesen sind alsbald zweene andere Truppen, so auf der Seiten gehalten, als der erste Trupp hineingewesen gefolget, und sämmtlich sammt folgenden (dabei ein General-Proviantmeister dem Vorgeben nach hat sein sollen, wie auch Georg Waltmann, Hans Kuer oder Kuor, Johann Caspar Grembler oder Grebler, inmaaßen sie diese Namen auf einen Bogen Pappier geschrieben, oder das vorige Truppen ein Theil Güter gegen Dela und Rochlitz weggeführt und dann wieder gekommen und mehr geholet) alles an Thüren, Schränken, Kisten und Kasten, auch theils Fenstern und Oefen zerschlagen, die Betten, so sie nicht mitgenommen, ausgeschüttet, die Bücher und brieflichen Urkunden unter einander geworfen, zertreten, conspuiret, auch von Büchern, Pergamen-Briefen und anderen Originalien viel mitgenommen, Dielen und anderes aufgerissen und alles durchlöchert und durchwühlt, die Mauern an vielen Orten durchgraben, den Tünch und die Weiße allenthalben abgeschlagen, mir zwei Kutschkasten und andere, darin mein, meiner Gemahlin und Schwester Kleider gewesen, weggeführt, sowohl meinen ganzen Hausrath, ingleichen an vielen Silbergeschirr, Ketten, Geld (darunter auch etwas Landsteuer, so wegen Unsicherheit auf Leipzig nicht zu bringen gewesen), Rüstungen, Musketen, Degen, Röhre (Flinten) und andere mir und meinen Bedienten viel genommen, so die Plünderer selbst auf etliche zwanzig Tausend Thaler sollen geschätzt haben. Auch haben sie mir zur Wechselburg, Wiederau und Clausnitz über 3000 Scheffel an allerhand Getreide weggeführt, wie auch über 100 Stück Rindvieh, ohne Schweine, Ziegen, Schafe und Lämmer. Alle Frauen, Jungfern und Mägde haben sie auf einen Hauffen zusammengetrieben, sie etliche Tage und Nächte über bei sich behalten, alle Schande mit ihnen getrieben und dann wieder von sich gelassen. Alle Unterthanen haben sie aus ihren Hütten gejagt, daß sie fast alle die Beine erfroren, etliche auch gar erfroren; deren sie angetroffen haben sie etliche erschossen, etliche erstochen, viele gerüttelt, gehauen, gestoßen, geschlagen und an Schnellgalgen gehangen, dann etliche ausgezogen und

*) Christian Herr von Schönburg-Wechselburg war am 17. April 1598 geboren. Er machte in seiner Jugend große Reisen, auf denen er Constantinopel und einen Theil von Kleinasien besuchte, diente dann 1621 bis 1625 in der kaiserlichen Armee und trat darauf in seinen Herrschaften, zu denen er 1639 noch Rochsburg erwarb, die Regierung an. Er war ein Herr, der sich durch ein reiches Wissen und Güte des Herzens auszeichnete, namentlich aber für das Wohl seiner Unterthanen auf das Thätigste sorgte. Durch gutes Haushalten wurde es ihm möglich, von dem Verluste, welche der Krieg ihm gebracht hatte, später sich vollständig zu erholen. Er starb, ohne Söhne zu hinterlassen, zu Rochsburg am 18. August 1664.

liegen lassen, ihnen Pferde, Getreide, Vieh und allerhand Vorrath entwendet. Die Priester haben sie übel tractiret, aus den Kirchen die Kelche und anderes genommen, Markgraf Dedonis zu Rochlitz (von dessen Bruder Conrado seeliger Gedächtniß Ew. Churf. Durchl. herstammen) Begräbniß*), so über 450 Jahr unver- unreinigt geblieben, geöffnet und die Todtenbeine herausgeworfen, auch zu Topfseifersdorf und sonsten Bauerhöfe abgebrannt, so daß alle bishero seit 1631 vorgegangene feindliche Plünderungen und Drangsale alle zusammen dieser sind nicht gleich.

Wenn Ew. Churf. Durchl. mich und meine armen Unterthanen als ein Landesherr und Vater für dergleichen zu schützen so willig als schuldig, nach Dero in der Zeit geschehenem gnädigsten Erbieten, als gelangt an Ew. Churf. Durchl. meine unterthänigste Bitte, Sie wollen gnädigst geruhen, es bei den Herren kaiserlichen Generalen dahin zu vermitteln, daß man ersehen möchte, wer ihnen dazu Anleitung gegeben, daß ferner dergleichen hinfüro möchte eingestellt und mir und Meinigen das Abgenommene wieder gegeben oder sonst ersetzt werden. Dies ist an sich selbst recht und billig*) und um Ew. Churf. Durchl. es unterthänigst, pflichtschuldigst zu verdienen, bin ich jeder Zeit gefließen.

Datum in exilio zu Rochsburg den 7. Martii Anno 1637.

Ew. Churf. Durchl.

unterthänigster,
treuester,
gehorsamster

Christian Herr von Schönburg.

*) In der Schloßkirche zu Wechselburg. Die Grabsteine sind noch vorhanden.

*) Ob diese Bitte Berücksichtigung gefunden, darüber fehlt jeglicher Nachweis, und es scheint Christian von Schönburg auch keine Antwort auf seine Zuschrift erhalten zu haben.

P. Eckardt.

Das Wappen der königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden.

Das Wappen der Altstadt Dresden ist in zwei Felder von goldener Tinctur senkrecht getheilt und zeigt zwei Wappenbilder. In dem rechten Felde erblickt man einen aufgerichteten, rechts zum Grimmen geschickten schwarzen Löwen, während das linke Feld zwei (nicht drei, wie auf vielen Stempeln zu sehen) senkrechte schwarze Balken enthält. Der auf dem Schilde stehende Helm ist entweder gekrönt oder mit einer golden und schwarz alternirenden Wulst versehen. Auf dem Helme ragen zwei ausgebreitete goldene Flüge, auf welche die genannten Schildbilder, Löwe und Balken, diesen links, jenen rechts, gelegt sind. Die Helmdecken sind golden und schwarz tingirt.

Das getheilte Wappenschild führt Dresden-Altstadt oder die Residenz der Markgrafen von Meißen bereits um 1290, nachdem es durch den Markgraf Friedrich von Meißen damit begnadigt worden war. Denn die Städte erhielten ihre Wappenbilder meistens von den Lehnsherren und wurden förmlich damit beliehen. Leipzig ward schon früher mit den Wappenbildern von Thüringen und Landsberg beliehen, weil es zur Ostmark, nicht zur Mark Meißen gehörte. Langensalza hat sogar drei Wappenbilder, von Landsberg, Thüringen und Meißen. — Dagegen führten die Schöppen von Dresden als Gerichtsleute der Mark Meißen allein nur den Wappenschild der Meißner, was auch auf einem Stadtsecrete Dresdens, das vor 1290 im Gebrauche gewesen (noch im Signete vorhanden), der Fall ist. — Der schwarze Löwe im goldenen Felde ist das Wappenbild der Markgrafschaft Meißen, in welcher Dresden gelegen, wie wir dies auch bei den Städtewappen von Leipzig, Freiberg und Chemnitz finden. Die zwei Balken sind das Wappenbild der Markgrafschaft Landsberg, jedoch nicht schwarz tingirt, wie bei Dresden, sondern blau, wie in dem Wappenschilde von Leipzig, Chemnitz, Düben ꝛc. Das beschriebene Wappen der Altstadt Dresden findet man allerdings zuerst an einer Urkunde vom Jahre 1300. Alten-Dresden, wie die Umschrift des Insigels den Ort ausdrücklich nennt (seit 1730 auf Augusts II. Anordnung Neustadt-Dresden genannt), bediente sich eines andern Wappen und Siegels seit 1403.



Dieses Wappen, das noch in einem aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden, noch vorhandenen Signete (auch bei Weck abgebildet) ersichtlich ist, zeigt einen starken Hirsch, Siebenender, der, nach rechts gewendet, im Maule eine Weintraube mit langem, zweiblättrigen Stiele hält. Links stehen im Hintergrunde mehrere (drei) Nadelbäume, von denen der eine besonders vorsteht. Ob in Bezug auf erwähnten Hirsch, der in der Heraldik häufig auftritt, eine Sage oder historische Notizen vorliegen, ist mir nicht bekannt. Es ist jedoch zu vermuthen, daß der Hirsch an eine Haupt- und wohl auch Lieblingsbeschäftigung der Ureinwohner Dresdens, an die Jagd nämlich, erinnern soll. Bei diesem seltsamen Wappenbilde, das bereits der unheraldischen Zeit angehört, werden wir allerdings daran erinnert, daß im Jahre 1338 der Markgraf Friedrich der Ernsthafte von Meißen der Stadt das Privilegium verlieh, aller vier Jahre bei Gelegenheit der Weinlese einen Hirsch zu jagen und zwar, wie es heißt: „wenn sie eines solchen habhaft zu werden vermöchten.“*)

Die Weintraube deutet vielleicht auch auf den Weinbau des rechten Elbufers, dessen urkundlich schon im 12. Jahrhundert**) Erwähnung geschieht, während die Föhren auf die höchst beträchtlichen Waldungen auf dem linken Ufer hinweisen dürften.

Das nebenstehende Stadtsiegel befindet sich als angehängtes Insigel an einer Urkunde vom Jahre 1300 und trägt die Umschrift: Sigillum Burgensium in Dresdene. Die Stadtkämmerei bewahrt noch das Signet oder den Messingstempel dieses Insigels. Das ältere mit dem von einem Manne gehaltenen meißner Markschilde unter einem Spitzbogen führt dagegen die Umschrift: Secretum civitatis Dresseden.

Der Rath zu Dresden führte im Laufe der Zeiten auch

*) S. Weck's Chronik von Dresden, S. 7, und Schramm, historischer Schauplatz von Brücken, 1. Abth., § 23, Anm. sub °.

**) S. Hasche, 1. Theil, S. 224, suche die Jahre 1136, 1157, 1200 auf, in denen Weinberge erwähnt werden.

Auch die Grafen von Dohna, in deren Besitz die Dresdener Pflege einst war, führten zwei Hirschstangen in ihrem Wa,pen.

noch mehre nach Form verschiedene Insigel, die blos den Löwen zeigten und denen die landsbergischen Balken fehlten. So war dies stets der Fall bei dem Stadtgerichtssiegel. Ein drittes Insigel der Stadt mit dem getheilten Schilde trägt die Jahrzahl 1507 und die auf einem darum geschlängelten Bande angebrachte Inschrift: Sigillum communis civitatis Dresden, während das fast gleichgeformte Siegel des Gerichts in Dresden die Jahrzahl 1523 trägt.

In jetziger Zeit führt der Rath der Stadt Dresden noch das alte getheilte Siegel.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß das Brückenamt, dessen Jurisdiction 1851 ebenfalls mit der Municipalgerichtsbarkeit an den Staat fiel, sein eignes Siegel führte. Bis zur Einführung der Städteordnung trug letztgenanntes Siegel das Stadtwappen nebst einem darüber befindlichen Kreuze, daneben die Jahreszahl 1591 und die Umschrift: Sigillum Pontis Dresdensis*).

Schramm führt uns in seinem genannten Werke auf Tafel V. ein altes Siegel des Brückenamtes vor, das vom Jahre 1400 (?) herrührt; dieses enthält blos ein Crucifix, darunter die Jahreszahl 1400 (?) und um den Rand eine unleserliche Umschrift. Andere jedoch wollen die darauf befindliche Jahrzahl 1200 lesen, was sich allerdings hören läßt, da die Form der zweiten Zahl einer alten 2 ähnlicher, als einer 4 ist.

*) H. M. Neubert, Bortr. ıc., S. 112.

P. Pfotenhauer jun.

Miscellen.

Geistliche Schauspiele in der Lausitz. Die Passionsspiele in Oberammergau in Baiern haben in neuerer Zeit viel von sich reden gemacht und sind in allen Zeitungen beschrieben und hier und da abgebildet worden. Solche geistliche Schauspiele waren zu katholischen Zeiten auch in unsrer Heimath überall gäng und gäbe. Es waren ursprünglich einfache pantomimische und symbolische Darstellungen, die sich eng an die kirchliche Feier anschlossen.

Es sei mir gestattet, einige aus alten, meist handschriftlichen Chroniken geschöpfte Notizen über diese Gebräuche hier mitzutheilen.

In den Städten der Oberlausitz, vornämlich zu Budissin und Görlitz, hat man zu Palmarum den sogenannten Palmesel umhergeführt. Dies war ein hölzerner Esel, auf Räder gestellt. Darauf setzte sich ein Mensch, der den Herrn Christus vorstellte, und so fuhren sie das Gethier mit großem Gepränge und Singen zur Kirche hinaus, schrieen Hosiannah und streuten grüne Zweige auf den Weg, führten den Esel auch zum Thore hinaus auf die Felder und Aecker, damit dieselben dadurch gesegnet und fruchtbar würden und desto reichlicher trügen. Solcher Brauch ist 1525 bei Einführung der Reformation abgestellt worden.

Am Charfreitage ward im hintern Theil der Kirche ein Grab gemacht, worein man ein Crucifix legte und es mit seidenen Tüchern umhing, daß man nicht hineinsehen konnte. So lange nun Christus im Grabe lag, durfte nicht mit den Glocken geläutet werden, sondern der Küster nahm eine große Klapper und lief mit dieser durch die Straßen. Die Buben folgten ihm, jeder mit einer kleinen Klapper in der Hand.

Am stillen Sonnabende, wenn Nachts um 1 Uhr wieder das erste Mal mit den Glocken geläutet wurde, nahm der Diacon das Crucifix aus dem Grab und sang: „Der Herr ist aus dem Grabe erstanden!", gab es darauf dem Volke, welches damit durch alle Gassen der Stadt lief.

Am Ostertage ward statt des liegenden Crucifixes ein Christusbild ins Grab gesetzt und neben dasselbe ein Engel gestellt, welche bis zum Himmelfahrtstage daselbst blieben. Zu diesem Feste aber wurde das Bild an Seilen in die Höhe gezogen bis an das Gewölbe, um die Himmelfahrt Christi nachzuahmen. Die Budissiner Annalen von 1521 fügen hinzu: Von diesem Jahre an durfte „der Fladengötze" (so genannt von den Osterfladen) nicht mehr auffahren.

In Görlitz ward diese Ceremonie im Jahre 1525 abgeschafft. Dort gehörte zu dem Schauspiele ein großer, bunt gemalter Regenbogen. (Mit dem Regenbogen verknüpfte sich ohne Zweifel die Vorstellung einer Himmelsleiter, wie bei den Griechen die einer Götterbotin, Il. 11, 27.)

Zu Sorau sangen die Priester dabei: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu Eurem Vater!", warfen Oblaten unter die Gemeinde und begossen sie zugleich mit vielen Kannen Wassers zum Zeichen des großen Segens, welchen nunmehr Christus am Himmel über sie ausschütten wolle. Das Bild hieß auch hier der Fladenmann. (Magnus S. 23, Worbs S. 272.)

Diese Ceremonieen mochten in ihrer Einfachheit dem nach sinnlichen Anschauungen begierigen Volke ein Bild der heiligen Vorgänge geben und in jenen Zeiten um so beliebter sein, als die ausnahmsweise persönliche und active Theilnahme des Volkes an kirchlichen Vorgängen dem Kirchenfeste eine Art weltlichen Anhang hinzufügte. Jedoch spielte bei diesen Gebräuchen das Volk dort immer noch nur eine Handlangerrolle. Die Hauptsache bleibt immer das leblose Bild, hier das Crucifix oder eine hölzerne Statue des Heilandes, dort der hölzerne Esel. Der declamatorische Theil der Vorstellung aber scheint Sache der Priester und nicht der Laien gewesen zu sein. Anders ist es mit den eigentlichen Passionsspielen, in denen das Leiden und Sterben des Heilandes von lebenden Personen, die sich zu diesem Behufe verkleidet hatten, in vollkommen dramatischer Weise mit Action und Dialog dargestellt wurde und zu welchem Zwecke auf dem Marktplatz eine Bühne errichtet wurde; hier waren die darstellenden Personen Bürger der Stadt, die Behörden in ihrer Amtstracht auf Ehrenplätzen als Zuschauer und rings umher die Bevölkerung dicht gedrängt. 9.

Herzogin Marie von Eisenberg. In die Werkstätten der Zeugmachermeister zu Eisenberg kam bei Lebzeiten der Herzogin Marie Sophie oft eine Spinnerin, einfach in ein Kleid gekleidet, wie es damals einfache Bürgerfrauen trugen; sie holte sich Wolle, spann sie und brachte dann das gesponnene Garn zurück, ihren Lohn dafür zu empfangen.

So hatte die Spinnerin auch einmal Wolle bei einem Zeugmachermeister Langenbach, der in der Johannisgasse wohnte, genommen und brachte eines Abends das Garn heim. Als sie bei dem Meister eintrat, saß dieser mit seiner Familie um den Tisch, Abendbrot zu essen. Die Suppe war schon verzehrt und nur Schwarzbrot und Quark stand noch auf dem Tische. Die Spinnerin setzte sich einstweilen auf die Bank neben der Thür und wartete, bis die Meistersleute mit frommen Gebete ihr Abendbrot beschlossen hatten. Meister Langenbach nahm nun das gesponnene Garn, lobte die schöne Arbeit, zahlte den Lohn aus und ließ dann dem fremden Weibe noch eine Quarkbemme streichen, damit sie dieselbe ihren armen Kindern, denen Quark zu dem Brote doch etwas Seltenes sein werde, mit heim nehme. Dankend verließ die Spinnerin das Langenbach'sche Haus.

An demselben Abende aber saßen im Eisenberg'schen Schlosse Herzog Christian und seine Gemahlin zusammen, und diese erzählte ihrem Eheherrn, daß sie, um zu sehen, wie es in den Häusern der Bürger gehe und stehe, Wolle spinne und daß sie selbigen Abends bei dem Meister Langenbach in der Johannisgasse gewesen sei. Was dort geschehen,

erfuhr nun der Herzog auch, und hatten die fürstlichen Ehegatten über diese Sache eine herzliche Freude.

Am andern Tag nun wurde Meister Langenbach auf das Schloß beschieden und erschrak fast, als er die Herzogin am Spinnrade sitzend seine Wolle spinnen sah. Auf dem Spinnrade lag die Quarkbemme, welche er Abends zuvor der Spinnerin gegeben. Demüthig wollte er um Verzeihung bitten, denn er erkannte nun wohl die Spinnerin, aber der Herzog versicherte ihn seiner Huld und sprach gütig mit dem Meister.

Wie der Fürst denselben belohnt und geholfen, ist nicht bekannt, aber der Meister hatte zwei Söhne, von denen der eine der goldene, der andre der silberne Langenbach hieß.

Das Spinnrad aber, auf welchem das Quarkbrot liegen blieb, ist noch lange vorhanden gewesen, wohl Hundert Jahre; sollte es doch auch von des Herzogs eigner Hand für seine Gemahlin gedrechselt worden sein. Seit etwa 50 Jahren ist es verschwunden, Niemand weiß wo es ist. 10.

Sachsen gegen Sachsen. Die mancherlei Plagen und Erpressungen, denen die Landleute in ganz Sachsen, also auch die in der Umgegend des Königsteins, während des 30jährigen Krieges ausgesetzt waren, vermochten letztere, um die Erlaubniß nachzusuchen, ihre Heerden im Falle der Noth unter den Schußbereich der Festung bringen zu dürfen und es ward ihnen solches nicht nur vergönnt, sondern dem Commandanten der Festung auch die Weisung ertheilt, die Landleute und ihr Eigenthum, selbst mit Waffengewalt, zu schützen, nur dürfe er nicht mit Kanonen schießen lassen, damit nicht unnöthiger Alarm entstünde.

Die unter den Befehlen des churfürstlichen Feldmarschalls Grafen Morzin stehenden sächsischen Truppen kamen in die Gegend, plünderten, zündeten Dörfer an und verschonten selbst den churfürstlichen Forsthof zu Cunnersdorf nicht. Sie versuchten in das Städtchen Königstein einzudringen, aber nun ließ der Festungscommandant auf sie feuern und brachte sie dadurch von ihrem Vorhaben ab. Daß der Churfürst dies Benehmen gut geheißen, bezeugt die Antwort, die der Commandant auf den von ihm erstatteten Bericht erhielt und die wörtlich folgendermaßen lautete:

Von Gottes Gnaden Johann Georg, Herzog zu S., J., C. und B. Churfürst u. s. w.

Lieben getreue, Wir haben euern gestrigen unterthänigsten Bericht unsers Feldmarschalls, Grafen von Morzin, mit denen unterhabenden Völkern nacher Königstein genommenen Marsch und dabei fürgegangenen Insolention betreffende, verstanden. Weil nun der Vorzug nach selbigen Orten ohne unsern Befehlich geschehen, und daher um zu vagiren, ein selbstthätiges Vornehmen gewesen: So habt ihr an Abwehrung der Gewalt nicht unrecht, und eurer Bestallung gemäß gethan, begehren auch hiermit, Ihr wollet dergleichen außer Unser expressen Ordre hinführo weiter nicht verstatten. Wir hoffen aber, es werden solche Trouble sich in kurtzen ändern, So dann soll euch ferner Befehlich zukommen, und mochtens euch zum Bescheide nicht bergen.

Dat. Dresden, am 14. Mart. 1639.

Joh. Geo., Churfürst.

Unsern Hauptmann auch Capitain-Lieutn., uff der Festung Königstein und lieben getreuen
Jacobe von Löwen und Martin Leschken.

3.

Ein Seitenstück zu Brühl im 17. Jahrhundert. Eine fast gleiche Rolle, als Heinrich Graf von Brühl unter August III. spielte, hatte über 100 Jahre früher unter etwas anderen Verhältnissen Dr. David Döring bei Churfürst Johann Georg I. gespielt. Er war am 14. August 1577 geboren, ward Doctor juris zu Leipzig und gelangte wohl theilweise mit Hilfe des Oberhofpredigers Dr. Hör von Hornegg zur Stellung eines Kammerdirectors, Geheimde- und Bergraths und beeinflußte nebst Hör von Hornegg den Churfürsten auf eine solche auffallende Weise, daß sogar die Landstände im Jahre 1628 ihn als einen verschwenderischen Mann processualisch beschuldigten, daß er als recht-, ehr-, und pflichtvergessener Kammerdirector das Land mit 12 Millionen Schulden belastet habe, welchen bei der Landesregierung anhängigen Proceß jedoch der Churfürst am 3. September 1631 niederschlug. Statt aus seiner Stellung zu kommen, ward Döring sogar noch darin fester, denn er fungirte am 8. März 1635 bei Abschließung des Prager Friedenstractats als erster der drei sächsischen Abgeordneten, nachdem er am 27. September 1630 von Kaiser Ferdinand II. als „des heiligen römischen Reichs Gefreieter" in den Adelstand erhoben worden war. Er besaß ein großes Vermögen und viele Rittergüter, besonders Dahlen, Seelingstädt, Pinnewitz, Purschwitz 2c. und starb am 14. September 1638 zu Böhlen bei Grimma. In seinem ungeheuren Nachlasse wurden unter Anderm aufgeführt: 22 goldene Ketten, zum Theil doppelte mit 1 bis zu 24 und 28 Strängen, 17 goldene und 79 silberne, meist vergoldete Bildnisse seiner selbst, ein goldener mit Diamanten besetzter Löffel, eine Hutschnur von Diamanten, 362 goldene und silberne Becher, 25 silberne Kannen, 26 silberne Flaschen, 6 silberne Gießkannen mit Handbecken, 8 silberne Schiffe und Muscheln als Trinkgefäße, 32 silberne Schüsseln, 12 silberne Schalen, 30 silberne Teller, 36 Löffel, 2 Leuchter, 2 Salzfässer, 4 Kühlfässer, 10 Trinkgeschirre in Form von Hirschen, Herzen, Mönchen 2c., 8 große Trinkschalen und Römer 2c., ein für jene Zeit höchst werthvoller Schmuck und kostbares Service, dessen Gold- und Silberwerth ohne die Façon schon eine ungeheure Ausgabe erfordert haben mag. Die ganze Verlassenschaft ist im Verhältnisse zu der Zeit des dreißigjährigen Kriegs wohl unbedingt nächst der des Premierministers Grafen Heinrich von Brühl, des Lenkers der Schicksale Sachsens vor und während des siebenjährigen Kriegs, die größte, welche von einem sächsischen Staatsmann bekannt geworden ist. 6.

Auf der Leipziger Neujahrsmesse 1684 erschienen gar seltsame Handelsartikel. Es trafen nämlich Leute ein, welche einige Fässer voll getrocknete Türkenköpfe mitbrachten. Die Köpfe waren verschiedener Gestalt, von abscheulichen Gesichtern, seltsamen Bärten und vielerlei Haaren, theils geschoren, theils lang gewachsen. Die wohlerhaltenen und nicht zersetzten wurden das Stück mit 4 bis 5 Thalern bezahlt. Viele davon wurden nachmals nach Hamburg, Holstein, Dänemark, Schweden, England, Frankreich und Spanien versendet. Diese Köpfe gehörten den am 12. September 1683 vor Wien von den deutschen und polnischen Heeren geschlagenen Janitscharen und Tataren an. In neuerer Zeit hat man ebenfalls Menschenköpfe auf den Markt gebracht, die Mokomokai oder die getrockneten Köpfe der von den Neuseeländern erschlagenen und verspeisten Krieger, von denen die europäischen Museen mehrfach Exemplare aufbewahren.

1.

Im königlichen Naturaliencabinet zu Dresden war noch im Jahre 1741 ein Zimmer, welches den Namen Cabinet d'ignorance führte, weil man hier Alles aufbewahrte, was man nicht kannte, und hier fand man auch einen ziemlichen Vorrath von Versteinerungen. 1.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Sonntag, den 1 September.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Merseburg in den ersten zehn Jahren unsers Jahrhunderts

von Dr. von Langenn.

(Fortsetzung.)

Die Beschäftigung der Einwohner Merseburgs war sehr mannichfaltig. Wir haben hier namentlich das bürgerliche Gewerbe im Sinne, denn von den Ständen, welche nicht in diese Kategorie gehören, läßt sich in der Regel etwas Charakteristisches nach dieser Seite hin nicht hervorheben. Der Rathsherr ging zu bestimmter Stunde auf den Rathssaal, der Beamtete in seine Canzlei oder in die Sitzung, der Militär begab sich zur Parade, auf die Wacht, zum Einüben der jungen Mannschaft auf Plätze in der Nähe der Stadt, oder er zog unter erfreuender Musik mit dem Bataillon auf entfernteres Feld, um im Ganzen und Größeren die Taktik zu proben; die Domherren hatten an sich wenig amtliche Geschäfte, doch waren viele derselben mit Stellungen im Fache der Justiz oder der Verwaltung betrauet und noch ist wohl ein und der andere Name dieser Herren in gutem Andenken der Stadt. Die höheren Stellen des Capitels hatten überdies zuweilen nicht unbedeutende Geschäfte mit der Verwaltung des Stifts. Dabei sei erwähnt, daß Manches aus der Zeit der früheren Jahrhunderte herübergekommen war, ungeachtet der Kirchenreform. Wir erinnern namentlich an die Chorgesänge, welche bei früher Tageszeit und gegen Abend durch den würdigen Dom erklangen. Es waren lateinische Hymnen, welche oft mit Meisterschaft gesungen wurden. Diesen Gesang besorgten die sogenannten Choralisten, junge Theologen, welche die Universität verlassen hatten, als Lehrer in den Häusern des Adels oder der höheren Stände thätig waren und stiftungsmäßig für das Abwarten der sogenannten canonischen Stunden — horae canonicae — sich mit einem mehr oder minder ansehnlichen Honorar unterstützt sahen. Der Verfasser dieser Schilderung erinnert sich noch mit Freude jener Gesänge, die auch des Knaben Herz zurück in die Vorzeit oder überhaupt in höhere Sphären trugen. Denn an die Vorzeit mahnte der Dom selbst den, der von derselben nur wenig wußte; man fühlte, auf diesem Boden hat sich Manches begeben.

Kehren wir zurück zu den bürgerlichen Gewerben, so war hinsichtlich des Handels von einer Großheit desselben nicht die Rede, mochte auch einst Kaiser Heinrich II. Merseburg mit Marktrecht, Zollstätte und Münzrecht begnadigt haben. Doch der Kleinhandel, namentlich mit Colonial- und Schnittwaaren nährte seinen Mann, ließ sogar, bei Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit im Leben, Vermögen erwerben. In den Verkaufslocalen, wo Colonialwaaren umgesetzt wurden, fehlte es nicht an Wahrzeichen, die eine wenn auch sehr entfernte Verwandtschaft des Handelsgeschäfts mit andern Welttheilen andeuteten. Da waren denn, neben den großen Bündeln der vielfach nöthigen Düten, zur Schau aufgehängt: Cocusnüsse, Narvalzähne, Straußeneier und wohl auch ein Seeschiffchen mit Takelwerk und anderen Utensilien.

Außer dem gewöhnlichen Kleinverkehr nahm der Holzhandel einen nicht unbedeutenden Platz ein, denn die freundlich benachbarte Saale begünstigte solchen. Unter den Innungen waren die der Fleischer und Bäcker angesehen und wenn sie bei seltenen Gelegenheiten aufzogen, dann spielten die Beile und der Stierkopf, sowie die Brezel in den Bannern keine kleine Rolle. Die Bäckerläden waren meist offen und nicht mit großen Fenstern versehen, einige Stufen sonderten sie von der Straße und ein Tisch, bedeckt mit blendend weißem Linnen, besetzt mit Tellern,

worauf Gebäck, gab Wahrzeichen und Handelsartikel zugleich. Unter den feinern Erzeugnissen dieses Gewerks waren außer den sogenannten Zöpfchen, ein Gebäck in geflochtener Form, die „Tautäßchen", in Gestalt kleiner Semmelzeilen, aber von feinem Teig und mit Mandeln und Rosinen wohl versehen, sehr beliebt; vielleicht ein eigenthümliches Product der Stadt. Bei manchen Gelegenheiten wurden am Dome kleine Brode an die Armen vertheilt zum Andenken und aus der Stiftung längst heimgegangener Wohlthäter.

Ein anderes Gewerbe, welches flott betrieben ward, war die Fertigung des Leimes. Eine besondere Gasse hatte davon den Namen und der üble Geruch ließ nicht an der Werkthätigkeit dieses Gewerbes zweifeln.

Besonderer Vorzug der Stadt in gewerblicher Beziehung war das hochgehaltene Merseburger Bier. Viele Einrichtungen und Berechtigungen wiesen auf das Alter dieses Zweiges des Handels und Wandels hin. Wenn der Churfürst Johann Georg nach der Schlacht bei Breitenfeld in Wurzen mit einem Kruge Bieres sich stärkte; wenn Churfürst Moritz für die Knaben zur Pforte sorgte, sie möchten kein angebranntes Naumburger Bier, sondern ein besser herzustellendes bekommen, und ein anderes Mal seiner Gemahlin Agnes schrieb: es werde wohl bei den Bürgern in Radeberg gutes Getränk zu haben sein; wenn die Brauerei im alten Sorbenstädtchen Belgern in so hoher Blüthe stand, daß Banner (1637) 346 Fässer Bier in den Kellern zerschlagen lassen konnte, und auch in der hochgefeierten Bergstadt Freiberg dieser Zweig der Industrie sich großes Ansehen verschafft hatte —, so wurde doch gewiß das Merseburger Gebräu höher gehalten in sächsischen Landen als alles Andere. Mancher Bürger und Brauherr hatte diesem Gewerbe seinen Wohlstand zu verdanken.

Der Verkehr, welchen die durch Merseburg führenden Land- und Hauptstraßen erweckten, war nicht ganz ohne Bedeutung, doch durchaus nicht großartig zu nennen, wenn auch die fremden Frachtfahrer in ihren aus blauer oder weißer Leinwand gefertigten Ueberwürfen (Fuhrmannshemden) mit den dreieckig gestalteten kleinen oder breitkrämpigen größeren Hüten und den weißen, bis an das Knie heraufgehenden linnenen Kamaschen oft genug die Straße erfüllten mit dem das Rechts und Links andeutenden bekannten Ausrufe an die in langer Reihe hintereinander einzeln gespannten Rosse. Die zur Mittags- oder Abendrast gewählten Gasthöfe hatten den Hauptvortheil, dann Schmiede, Wagner und andere, deren aushelfendes Gewerbe die schlechten Wege oft in Thätigkeit bringen mochten.

Neben diesem Verkehre kann der Posteinrichtung gedacht werden. Es war die Zeit, wo mit diesem landesherrlichen Reservatrecht die öffentliche Meinung sich viel zu thun machte. Der Gang der Sache blieb jedoch derselbe. Aenderungen und reißend schnelle Verbesserungen folgten überall bekanntlich später. Langsam bewegten sich die gelbe Kutsche und die offenen, rothbraun angestrichenen Wagen zweiten Ranges (ordinäre Posten) durch die Straßen unter dem munteren Klange des Posthorns. Schon von fern vernahm man das Stoßen und Abgleiten der schweren Räder von den ungleichen Pflastersteinen. Mit Theilnahme sah man die müden Reisenden hin- und herschwanken auf und mit den in Ketten hängenden hölzernen Banksitzen, bedroht von der Uebermacht großer Kisten und Kasten, welche sich auf der Rück- und Vorderseite oft hoch aufthürmten. Nur die Extraposten fuhren munterer einher, soweit es der Boden gestattete. Berührte aber eine fürstliche Person mit Gefolge die Stiftsstadt, ward dann am Thore umgespannt, so war durch die zahlreichen Pferde, durch die in netter Kleidung wartenden Postillone und durch die für das Gefolge aufgebotenen Vorspannpferde der Bauern mit ihren Knechten, deren Reihenfolge benummerte weiße Zettel an den Hüten bezeichneten, ein buntes Gedränge, welches schaulustige Leute als angenehme Abwechselung betrachteten. Mancher erstaunte über die Schnelligkeit, deren man sich Seiten der Post befleißigte.

Unter den der Kunst sich nähernden Innungsgewerken gab es manche sich auszeichnende. Man fand z. B. geschickte Tischler, und die Diesler'sche Werkstatt in der Altenburg war wegen Solidität und Feinheit wohlbeleumundet. Neue Moden zur Nachbildung für Gewerbe, neue Artikel für den Handel erweckte und verschaffte das nahe Leipzig. Auch durchzog manche wunderbar gebaute Carrosse zur Zeit der Messe die Burgstraße, die Herrschaft von Leipzig zurückbringend, versehen mit Vorräthen für das nächste Halbjahr. Noch sieht der Verfasser die vier schwarzen Pferde vor dem alterthümlichen Wagen (Vis-à-Vis genannt) der reichen Gräfin Z. sich in bequemem Schritt durch die Straßen bewegen und hört die Leute sagen: dies ist die alte Gräfin Z., sie kommt von der Leipziger Messe.

Nahete sich die Zeit der Weihnacht, so that sich ein besonderer Handelsartikel auf; es war der, wie auch in anderen Städten, mit Pfefferkuchen und Weihnachtsmännern, kleinen Tannenbäumen und dergleichen; für den Wohlhabenden hielt ein Nadler am Platze, wo die Hauptwache stand, unfern dem Göselflusse, sein Magazin. Auch dahin hatte das ebenso ernst-kunstreiche, als die deutsche Kinderwelt erfreuende Nürnberg seine Sendungen bewirkt. Da gab es allerlei Spielzeug, ganze Armeen von Soldaten; bereits sah man neben Sachsen, Preußen und anderen Reichstruppen auch Franzosen. Es ward das jedesmal Neue mit Staunen begrüßt von der den heiligen Abend ungeduldig erwartenden, in Hoffnung sich wiegenden Jugend und mit liebevoller Freude von den Aeltern, die in gütiger Fürsorge ausforschten, was denn wohl den Kleinen am besten gefalle. Luxus herrschte hierbei nicht; für einige Thaler konnte großes Fest bereitet werden, und als es einmal bekannt ward, daß in einer Familie mehrere Spielereien aus Silber angeschafft worden waren, erregte dies ein ängstliches Erstaunen.

Wir fragen mit Recht, ob und wie die Wissenschaft in der Stiftsstadt sich eine Stätte erbaut? — Einst hatte Churfürst Moritz, der unsterbliche Begründer der Fürstenschulen, Merseburg zum Sitz einer solchen, sowie Meißen und Pforta ausersehen, doch ward dieses edle Institut bald und noch beim Leben des Churfürsten nach Grimma übertragen und sollte dadurch nach beinahe dreihundert Jahren bei der unglücklichen Katastrophe dem sächsischen Lande erhalten bleiben.

Nichts desto weniger hatte Merseburg seine stattliche gelehrte Schule, welche in der Zeit, von der wir sprechen, Tüchtiges leistete unter ihrem Rector, dem trefflichen Hennigke. Der Sitz dieser Pflanzstätte der Wissenschaft war in einem Gebäude unfern dem Dome und dem obenerwähnten Kreuzgange. Mittag zwölf Uhr wurde es in der dort stillen Gegend lebendig, wenn die mehr oder minder fleißige Jugend, durch den von Horaz und Homer rufenden Schall der Domglocke wohl fast immer nicht unfreundlich begrüßt, die ernsten Schulräume auf Stunden verließ. Die Domschule sendete die in ihr gereiften Jünglinge auf die Universität, und mancher tüchtige Gelehrte oder Diener seines Fürsten und seines Vaterlandes ist aus ihr hervorgegangen. Jurisdiction und Schule waren in den vergangenen Tagen die Attribute der staatsrechtlichen höheren Persönlichkeit bedeutender Orte und Congregationen. Das Mittelalter oder die wenig spätere Zeit hatte diese Lehranstalten geschaffen, namentlich deutete dies der Name der letzteren historisch an: Klosterschulen, Domgymnasien u. s. w. führten ihren Ursprung in ihrer Benennung.

Außer den Lehrern der Schule hielten die erwähnten Choralisten das Element der wissenschaftlichen Bildung fest, denn ihre Stellung war nur eine vorbereitende, und es gab darunter junge Männer, die dann in der gelehrten Welt sich einen Namen machten. Die Geistlichkeit war — wie sich von selbst versteht — nie ohne gelehrte Männer und zeichnete sich auch durch tüchtige Kanzelredner aus: so erinnert sich der Verfasser dieser Zeilen, daß die Predigten des Pastor Löhr in der Altenburg sehr besucht wurden. Der Jugend war er besonders lieb wegen seiner damals weit und breit hochgehaltenen Jugendschriften. Der Superintendent Baumgarten-Crusius stand in höchster Achtung und in wohlbegründetem Ansehen, sowohl seines treuen und wahrhaft gottesfürchtigen Sinnes, als auch seiner tiefen Kenntnisse wegen.

Man besuchte die Kirchen fleißig, und wer nach Endigung des Gottesdienstes auf dem Domplatze war, der sah die gemischteste, bunteste Menge aus dem hohen Portale kommen und von da nach

allen Richtungen hin sich verbreiten. Es hatte etwas Herrlich-Erhabenes, wenn an großen Festtagen die weithin berühmte Domorgel mit dem vollen Werke heilige Accorde durch die Kathedrale brausen ließ.

Unter den Beamteten und Aerzten gab es manche, die sich mit Ernst der Wissenschaften erinnerten, gar reiche Bibliotheken hielten und in dem Rufe gelehrten Wesens standen. Es war überhaupt in jener Zeit noch vielfache Freude an stiller Gelehrsamkeit, welche an sich genügte und die Mußestunden erheiterte. Die Lese- oder Leihbibliotheken boten keine reiche Auswahl, nicht viel des Erklecklichen und Erquicklichen, fast nur Romane und einige Reisebeschreibungen. Unter den ersteren spielten der „alte Ueberall und Nirgends" und Genossen immer noch eine ziemliche Rolle; doch gab es mitunter auch Zeitschriften, welche Beifall sich errangen und in den gebildeten Kreisen gehalten wurden. Das benachbarte Leipzig hatte auch hier Einfluß, und von der Buchhändlermesse wanderte manches neue Erzeugniß in die Stiftsstadt.

Die productive Literatur in dem Orte selbst war spärlich, obwohl es nicht gänzlich an Schriften fehlte, welche kurz vor oder in jener Zeit von Merseburgern dargeboten wurden. Doch erschienen sie meist in fremden Buchhandlungen. Der Helfer der Literatur, der Buchdruck, war im Ganzen beschränkt, doch hatte das Leidenberger'sche Geschäft in der Vorstadt Altenburg einen räumlich relativen Ruf. Von Zeitungen ward die Leipziger als Autorität gehalten, und der Halle'sche Courier mit der in Frage und Antwort eingerichteten Redaction mit seiner Vignette, einen blasenden Postillon und mehrere nach Neuigkeiten hungernde bescheidene Individuen darstellend — dies waren wohl die gangbaren Organe der politischen Presse. Mit und nach dem Jahre 1806 wurden die Neuigkeiten thatsächlich gebracht von Tausenden der Krieger, welche auch Merseburg trommelnd und trompetend durchzogen und durch das träg-monotone, dumpfe Rasseln der Geschütze in den Straßen. Man hatte dann in der alten und sonst ziemlich stillen Stadt nicht viel Zeit und Herz für Literatur und wissenschaftliche Bestrebungen.

Erheiterungen oder für Schaulustige Gegenstände der Unterhaltung waren in jenen Tagen theils der Besuch einiger für die Gesellschaft eingerichteter offener Gärten, theils gab es wohl zuweilen außerordentliche Gelegenheiten, welche die Bewohner aller Stände nach verschiedener Richtung hin anzogen. Hatte der Geschäftsmann und Beamtete sein Tagewerk vollbracht, war der Offizier vom Dienste frei, und hatte der höhergestellte bürgerliche Kaufmann den Vormittag und dann die Zeit bis in die fünfte Stunde dem Berufe sich gewidmet, so begab man sich gern, wenn Jahreszeit und Wetter günstig, in den sogenannten Rischgarten unfern der Saale und unfern der großen Mühlen, welche in dieser Gegend klappernd sich hören ließen. Der Garten selbst war reinlich und nett hergestellt. Ein ziemlich großes Gebäude, im ersten Stock einen Saal öffnend, bot eine Restauration, wo Kaffee, Kuchen, Limonade u. s. w., besonders aber das treffliche Merseburger Bier zu haben war. Letzteres ward jedoch nicht in so großen Massen getrunken als heut zu Tage ähnliches Hopfengebräu, welches unter unzähligen, von allerlei Eigenschaften oder Orten entlehnten Namen von einem Ende Deutschlands bis zum anderen sich eine Art von Herrschaft errungen hat. Dem Merseburger Getränk dieser Art ward meist Zucker und geriebenes hartes Brod beigegeben.

Jener Garten bot zuweilen auf dem von Bäumen eingefaßten, im Quadrat abgemessenen Platze, mit weiß angestrichenen Gartentischen und Stühlen, ein recht lebendiges Bild harmlosen, einfachen, fröhlichen Lebens. Da erschienen die verschiedensten Costüme, namentlich der Männer. Hier bewegten sich die Herren der Garnison im hechtblauen, lichtblau aufgeschlagenen langen Uniformüberrock, der nur das blankgehaltene, die Farbe des Goldes spiegelnde Gefäß der Waffe sichtbar werden ließ, während Kuppel und Scheide verdeckt wurden; dort saßen Familien, die sich für den Rischgarten zu einem Nachmittage besprochen hatten.

Die muntere mitgebrachte Knaben- und Mädchenwelt erlustigte sich durch Umherlaufen in dem Garten, oder durch Bauwerke aus Sand, wozu ihr ein kleiner Theil des Territoriums, wenigstens nach dem Herkommen überlassen war. Weithin tönte das Rollen der Kugeln und das Fallen der Kegel bei dem Spiele, welches damals in keinem, selbst von höheren Ständen besuchten Garten oder Belustigungsorte fehlen durfte, denn es fanden sich unter der Gesellschaft immer Freunde dieser Erholung. Viele der Herren rauchten im Freien aus der zierlichen, weißen, langen Thonpfeife, die Cigarre fing nur erst an sich zu zeigen und ward, wenn man einen damit ausgestatteten Raucher sah, mit einer Art von Interesse als Neuigkeit betrachtet. Kartenspiele waren ebenfalls in Uebung. Französische und deutsche Karten wurden gebraucht, besonders wenn ein Unwetter die Gesellschaft aus dem Freien in den großen Saal trieb. Die Aussicht aus dieser Localität war nicht ohne Interesse, da man rechts jene fast überall als monumentales Erinnerungszeichen sich darstellenden Schloß- und Domthürme ihre Spitzen in die Luft strecken sah. Zuweilen erheiterte auch Musik die in jenem Garten sich Einfindenden. Es herrschte dort überhaupt ein einfach sich vergnügendes Wesen, ohne Luxus, ohne andere Ansprüche als die auf Anstand und Sitte. Im Winter vorzugsweise wurden mehrere sogenannte geschlossene Gesellschaften von den männlichen Einwohnern der gebildeteren Classen besucht. Dahin gehörte die „Ressource", wo besonders der Adel Unterhaltung suchte.

Viele Familien besuchten, je nachdem es ihre Verhältnisse zuließen, jährlich während des hohen Sommers an Sonn- und Feiertagen gern das nahe Lauchstädt. Dort war eine Art von Centralpunkt des geselligen Lebens. Friedrich August, der edle treffliche Churfürst, seit 1806 König von Sachsen, hatte einst für diesen Badeort, wohin die Churfürstin auf einige Zeit zum Gebrauch der Heilquelle sich begab, viel gethan, und freudig erzählte man, wie er selbst in dem auf seinen Befehl errichteten großen Salon die erste Polonaise getanzt. Als Jahrzehnte seit dieser Zeit vorüber waren, feierte man unter den schön herangewachsenen duftenden Linden zu Lauchstädt ein Fest der Erinnerung, und Mahlmann's Muse ließ von ihrer Lyra ein gar liebliches Lied erklingen.

Zuweilen schlug sich auch ein Theater in Merseburg auf. Die Halle der dramatischen Kunst mußte dann das finstere Rathhaus auf dem Markte abgeben. Mit mäßigen Ansprüchen erheiterte man sich recht gründlich und Johanna von Montfaucon mit ihren Burgen und Rittern, das Donauweibchen mit dem alten Larifari, die Stricknadeln u. s. w. schlugen die Saiten des Sinnes für das mittelalterlich Romantische, wie für das Komische und das in rührender, treuer Hingebung sich bewegende, im guten Sinne Sentimentale. Bald ward den Merseburg besuchenden Schauspielgesellschaften zuweilen der erwähnte Salon im Schloßgarten eingeräumt. Da ging es denn schon großartiger her als auf dem Rathhause, auch zeigte sich die Kunst auf höherer Staffel und mancher Mime, der später eine Zierde deutscher Hoftheater war, begann hier schon mit Glück seine künstlerische Laufbahn. Für andere öffentliche Vergnügungen war der Schloßgarten nicht geöffnet, obwohl Jedermänniglich zum Lustwandeln ungestörten Zutritt ohne irgend welche Anstände hatte. Nur zuweilen gaben Bewohner des Schlosses, einige der höchsten Beamteten, kleine gesellige Cirkel unter dem Schatten der Bäume des schönen Gartens; namentlich geschah dies an der Stelle, wo das sogenannte Hunnengrab (eine in der Gegend von Merseburg gefundene große germanische, von Steinplatten zusammengesetzte Grabstätte) in sinnreicher Weise aufgestellt war.

(Schluß folgt.)

Die Hirschgeweihe in Moritzburg.

Die Sammlung der Hirschgeweihe im Schloß Moritzburg ist als eine der schönsten, wenn nicht als die schönste in ihrer Art der größten Aufmerksamkeit werth. Es wird hinreichen dies zu rechtfertigen, wenn ich anführe, daß außer den großen Geweihen, die sich an der Außenseite des Schlosses befinden, von denen jedoch keins mehr als 20 Enden trägt, in dem einen großen Speisesaale 71 Stück Hirschgeweihe vereinigt sind, von denen keins unter 24 Enden zählt. Die ganze Sammlung besteht aus 18 Geweihen von 24, 18 von 26, 13 von 28, 5 von 30, 10 von 32, 2 von 34, 3 von 36 und 2 von 50 Enden. Alle diese Geweihe sind schön und regelmäßig gestaltet. Um von ihrer ungewöhnlichen Größe nur einen entfernten Begriff zu geben, füge ich hinzu, daß unter ihnen 25 Stück 50 bis 59, 13 Stück 60 bis 69, 3 Stück 70 und 73 und 82 Zoll von dem einen äußersten Kronenende bis zum andern messen. Die gleichfalls ermittelten Maße von der Stärke der Stangen übergehe ich hier der Kürze halber.



In einem andern Saale befinden sich ferner noch einige monströse Geweihe. Unter diesen ist ein Geweih mit 66 Enden aufgestellt, wovon die Abbildung in nächster Nummer d. Bl. folgen wird.

Geweihe von 20 bis 22 Enden sind bis in die neueste Zeit vorgekommen, immer aber als große Seltenheit betrachtet worden. Ein solches ist unter Andern in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Hirsch in der Nähe von Weißenfels getragen worden. Bei Gelegenheit der damals ausgebrochenen Bauernunruhen wurde dieser Hirsch von einem Bauernburschen erlegt. Das Geweih wurde als ein seltenes Stück nach Dresden und von da nach Moritzburg abgeliefert, von wo es vor kurzem an die Gewehrgalerie in Dresden abgegeben und dort aufgestellt worden ist.

Noch weit später, im Jahre 1825, schoß der verstorbene Kreis-Oberforstmeister von Götz im Trübitschthale, nahe bei Tanneberg unweit Nossen, einen Hirsch von 22 Enden, der lange Zeit auf dem Zeller Walde gestanden hatte. Das Geweih befindet sich ebenfalls noch in Moritzburg unter den Vorräthen.

Daß aber schon vor langer Zeit ein Geweih von 20 Enden als eine große Merkwürdigkeit angesehen worden ist, beweisen mehrere Abbildungen mit Inschriften aus alten Zeiten. Eine solche befindet sich unter Andern auch in dem sogenannten Steinsaale zu Moritzburg. In diesem Saale sind nur Elen- und Rennthiergeweihe angebracht. Nur der eine Kopf trägt ein fossiles, colossales Geweih, das dem vorweltlichen Riesenhirsch oder dem irischen Hirsch (cervus giganteus, cervus hibernicus, cervus platicerus altissimus) angehört und einer unverbürgten Sage nach von den Ufern des schwarzen Meeres herrühren soll. Die obenerwähnte Inschrift lautet:

Von der Durchl. Hochg. Fürstin und Frauen, Frauen Magdalena Sibyllen aus churfürstl. Stamm u. verm. Prinzessin zu Sachsen Jul. Clev. & Berg ist dieser Hirsch von 20 Enden zu Hommelsheim in Rietzenbeck 1656 d. 17. Septbr. in der Brunfft geschossen worden, hat gewogen 5 Ctr. 65 Pfd., 2 Ellen die Höhe, 7 Zoll die Dicke des Geweihes; das Geweih hat gewogen 34 Pfd. (fünfthalb Viertel die Weite der Crone).

Auch unter Riedingers Abbildungen seltner Hirsche werden sich mehrere derartige Geweihe finden. Mit Ausnahme des auch von ihm abgebildeten 66 Ender werden aber nur äußerst wenige sein, die über 26 Enden hinausgingen. Zum Nachweis darüber, daß schon vor Jahrhunderten ein Geweih, das über 20 Enden trug, zu den größten Seltenheiten gehörte, will ich endlich noch anführen, daß auch Conrad Geßner in Zürich, der um 1560 seine Naturgeschichte*) schrieb, sagt: „Zu Autorff sollen in einer Apotheck Hirzenhorn gezeigt werden, welch ein Jede funfzehn Zinken haben.“ Er hatte also ein solches Geweih selbst niemals gesehen und scheint überhaupt ein Geweih, das einem solchen (30 Ender) an Stärke nahe gekommen wäre, niemals vor Augen gehabt zu haben. Dagegen sagt „Goeze's europ. Fauna“: „Man hat Beispiele von Hirschen, deren Gehörn 20, 24 bis 26 Enden hatte. Im Jahre 1740 waren in der Churmark 26 Ender nichts ungewöhnliches.“ Weiter unten fährt er fort: „Auf dem sogenannten Junkerhofssaale bei Danzig zeigte man ein Geweih von 32 Enden, welches man nicht für 500 Thlr. ablassen wollte. Ein Herzog von Pommern errichtete in der Tannenhaide bei Golnow ein steinernes Denkmal zum An-

*) Das Thierbuch, d. i. eine kurze Beschreibung aller vierfüßigen Thiere 2c., getr. zu Zürich b. Christ. Froschauer MDLXXXIII. Fol. LXXXIII.

denken eines daselbst erlegten Hirsches von 36 Enden. Unter den Seltenheiten des Cabinets des Herzogs Wilhelm zu Bayern fand sich ein Geweih von 42 Enden, welches der Königin Marie in Ungarn geschenkt wurde."

Nach dem Allen ist die Frage sehr natürlich: Wo kommen diese seltenen Geweihe in so großer Anzahl her? Leider aber habe ich dafür, mit sehr geringer Ausnahme, noch niemals eine Antwort finden können. Von dem einen Geweih, das 66 Enden trägt und unter den monströsen Geweihen aufgestellt ist, wissen wir durch ein kleines Oelbild im Steinsaale zu Moritzburg, daß dieser „rare" Hirsch von dem damaligen Churfürst von Brandenburg 1696 den 18. Septbr. in dem Hut Biegen bei Frankfurt a. O. gefället worden und daß der ganze Hirsch 8 Ctr. 11 Pfd. gewogen habe. Auch Bechstein erwähnt dieses Geweih und sagt, Friedrich I., König von Preußen, habe dem König von Polen, August III., ein Geschenk damit gemacht*). Ferner trägt ein Geweih von 26 Enden in dem ersten großen Saale folgende Inschrift: Ao. 1654 ist dieser Hirsch bei Franstadt in Groß-Polen geschossen, 1737 anher nach Moritzburg gebracht worden.



Daran knüpft sich die zweite Frage: Gehören diese Geweihe derselben Art von Hirschen, die wir heute den Roth- oder Edelhirsch (cervus elaphus) nennen, an, oder ist zu vermuthen, daß sie von einer andern Art herrühren? In keinem Lehrbuch der Naturgeschichte, noch in irgend einem Jagdbuche, das mir zu Händen gekommen ist, habe ich (mit Ausnahme wiederholter Anführung des bekannten 66 Ender) eine Erwähnung dieser Moritzburger Geweihe gefunden. Sind sie überhaupt noch nicht wissenschaftlich betrachtet worden? Ich glaube fast nicht. Das sind Fragen, die ich mit Freunden der Jagd und Naturkunde oft besprochen habe, ohne zu einem bestimmten Schlusse zu kommen. Dies sind aber auch zugleich Fragen, die mich bestimmt haben, Einiges darüber nachzulesen, was ich hiermit veröffentlichen will. Da ich aber weder Naturforscher, noch gründlicher Kenner von Urkunden bin, kann der gegenwärtige Aufsatz nichts weniger als einen wissenschaftlichen Werth, sondern nur — vielleicht am meisten durch seine Unvollkommenheit — den Zweck haben, den einen oder den andern Mann der Wissenschaft zu einer gründlicheren und erfolgreicheren Betrachtung und Erörterung jener Fragen zu bewegen.

Denkt man an eine andere Gattung, als die unsrer europäischen Rothhirsche, so könnte man zuerst an den großen canadischen Hirsch erinnert werden. Dieser in mehreren neuern Naturgeschichten besser als früher beschriebene Hirsch (cervus canadensis) hat allerdings nach dem, was ich aus eigner Anschauung in den Thiergärten zu Amsterdam und London darüber urtheilen kann, eine höhere, wenngleich nicht schönere Gestalt, als unser Rothhirsch. Auch scheint er öfter ein Geweih von vielen Enden zu bilden, als der unsere. Dagegen glaube ich bemerkt zu haben, daß sein Geweih weniger stämmig und kräftig gestaltet ist, als das des Edelhirsches. Die Stangen sind schlanker und dünner emporgeschossen, während bei unsern Rothhirschen gerade in dem dickern und kräftigern Aussehen, sowie in den schärfer ausgeprägten Perlen und Riefen ein Theil ihrer Schönheit besteht. Dazu kommt, daß schon der Eissprossen häufig, selbst zuweilen der Augensprossen in mehr als ein Ende ausläuft, was bei dem Edelhirsche nur selten geschieht. Ich würde daher, soweit meine Betrachtungen gelten dürfen, nicht daran glauben, daß eines der stärksten Moritzburger Geweihe dem amerikanischen Hirsch angehöre, wenngleich die Vermuthung, daß einige dieser Geweihe aus Amerika gekommen seien, hier und da geäußert worden ist. Am wenigsten kann man bei den zwei Geweihen von 50 Enden, die hierbei abgebildet sind, daran denken.

Ferner ist es wohl erlaubt, bei diesen fast wunderbaren Erscheinungen sich des romantischen Mittelalters zu erinnern und an den „grimmen Schelt" im Nibelungenliede zu denken. Vers 3761 lautet:

> Dar-nach sluch er schiere einen wisent und' einen elch
> Starrher ûre viere und' einen grimmen schelch.

Wer ist dieser grimme Schelch? Die Philologen und Grammatiker haben sich mit diesem Worte und der Frage, wie es gebildet worden, wiederholt abgegeben. Hagen in seinem Glossar zum Nibelungenliede, Ziemann in seinem mittelhochdeutschen Wörterbuche, Grimm in seiner deutschen Grammatik machen daraus ohne Bedenken den Bockshirsch (tragelaphus). Letztere beide geben auch die altsächsische Form des Wortes mit scëlaho ohne Anführung einer Autorität an. Graff in seinem altdeutschen Sprachschatz hielt sich zuerst an die auch von Schmeler in seinem bayrischen Wörterbuche aufgeführte

*) Bechstein, gem. Naturgeschichte. Leipzig 1789, Bd. 1, S. 565. Ebenso Goeze, europ. Fauna. Leipzig 1793, Bd. III., S. 23.

süddeutsche Bedeutung des Wortes „Schelch“ als „schielend“ und macht dann daraus: „Das Thier mit dem schielenden Blicke“, was Grimm in seiner Grammatik ohne weitern Nachweis verwirft. Der Grund und Boden, worauf alle diese Glossirungen beruhen, sind einige gleichlautende Stellen in den von Heda mitgetheilten Urkunden*) von Kaiser Otto I., von Kaiser Heinrich II. und Konrad II., in welchen dem Bisthum Utrecht nebst andern Rechten auch das Jagdregal mit Benennung der Thiere, die unter dem königlichen Jagdbann stehen, verliehen werden. Wir brauchen nur eine dieser Urkunden genauer zu betrachten, weil die Thiere, auf die es ankommt, in allen drei Urkunden gleichlautend benannt werden. In der ältesten dieser Urkunden, die vom Jahre 944 herrührt, werden dem Bruder des Kaisers — als dessen charissimus praeceptor Balderich, damals Bischof von Utrecht, genannt wird — und dem Bisthum im Allgemeinen alle grundherrlichen Rechte über die pagos Lacke & Isla verliehen, besonders aber ausgesprochen, daß in dem dazu gehörigen Forstreviere von Drenthe es außer d. Br. des Kaisers und den Bischöfen jedwedem verboten sein solle, Hirsche (cervos), Bären (ursos), Rehe (capreas), Keiler (apros) und hierüber die Thiere, die auf deutsch Elo aut Schelo genannt werden, zu jagen. Ganz dasselbe wird im Jahre 1003 von Heinrich II. und noch später von Konrad II. wiederholt. Welche Thiere hiermit gemeint seien, ist dem Herausgeber Heda schon sehr zweifelhaft gewesen. Er hat deshalb, wie aus einer Anmerkung S. 89 zu ersehen ist, einen gelehrten Freund, Namen P. Scriverius, zu Rathe gezogen. Dieser antwortet ihm, er verliere seine Mühe, denn auch er wisse durchaus nicht, was er aus diesen Bestien machen solle. Es wird uns trotz der Erklärung der obengenannten Philologen und Grammatiker kaum viel besser gehen. Daß ein oder mehrere jagdbare Thiere außer den mit bekannten bezeichneten Namen in den betreffenden Wäldern gewesen sein müssen, kann kaum bezweifelt werden. Mißlicher ist aber die Antwort auf die Frage, ob es sich hier nur um eine Art Thiere handelt, dessen Namen der jedenfalls im Lateinischen wohl unterrichtete Verfasser der Urkunde nicht habe bezeichnen können, oder ob zwei verschiedene Arten mit den Worten „elo“ und „schelo“ gemeint sind. Denn beide Auslegungen sind bei dem Worte „aut“ möglich. Aber dennoch kommt gerade darauf viel an, weil es vom höchsten Belang ist zu wissen, ob nicht, wie z. B. Ocken anzunehmen geneigt ist, mit diesen beiden Worten nur das Elen (cervus Alces) gemeint sei. Ja ich möchte fast noch weiter gehen, indem ich auch darüber noch einen erschöpfenden Beweis vermisse, ob mit diesem „elo aut schelo“ ein Thier habe bezeichnet werden sollen, das zum Hirschgeschlecht gehört. Mindestens könnte man fragen, warum in diesem Falle der Verfasser der Urkunde diese Thiere nicht sofort bei den Hirschen genannt habe? Zu diesen mehr oder minder erheblichen Zweifeln darüber, ob mit dem „grimmen Schelch“ im Nibelungenliede ein damals noch lebendes oder vielleicht nur ein fabelhaftes Thier gemeint sei, kommt noch ein anderer Umstand.

Die vier Strophen von Vers 3749 bis 3764 der Hagenschen Ausgabe vom Nibelungenliede werden von Lachmann nicht für einen Theil der alten Ueberlieferung, sondern für einen nicht wesentlich nothwendigen, noch glücklichen Zusatz des letzten Sammlers der alten Bruchstücke gehalten. Simrock in seinen 20 Liedern der Nibelungensage läßt sie daher aus. Ihr Inhalt könnte also nur dem Kopfe eines Verfassers aus der Zeit von 1190 bis 1210 entsprungen sein. Es ist hier nicht der Ort, die Berechtigung dieses Urtheils zu erörtern, noch bin ich befähigt, Lachmanns Urtheil und Kenntniß über das Nibelungenlied zu prüfen. Soviel ist aber aus dieser Anschauungsweise auch mir klar geworden, daß alle vier Strophen einen weit abenteuerlicheren Ton anschlagen, als viele andere Berichte und Darstellungen. Ja, ihr Inhalt reicht sogar mehr als vieles andere in das Fabelhafte hinein.

Wie kommt ein Löwe (Vers 3756) in die Waldungen, die nahe am Rhein sind? — gleichviel, ob die Siegfriedjagd in dem Schwarzwalde, in dem Odenwalde oder, wie Lachmann will, in den Vogesen stattfindet. Was ist ferner (Vers 3755) „ein viel starkes Halp-fûl“? Die Erklärungen der Lexicographen, die dieses Thier für einen Blendling zwischen Hund und Wolf halten, passen nicht zu dem Zusammenhang. Man kann kaum an etwas Anderes denken, als an das Thier, das, — nach der Angabe des Uebersetzers — im Arabischen „ghula“ benannt, in Tausend und Einer Nacht vorkommt, der Währwolf, der die Fähigkeit besitzen soll, jede andere Gestalt anzunehmen. Kurz, der Löwe erscheint als etwas relativ, das Halp-fûl als etwas absolut fabelhaftes. Mit dem bis jetzt noch nicht naturhistorisch erklärten Wisent (Vers 3761) ist es nicht viel anders. Wer kann noch sagen, ob dem Verfasser dieser Verse nicht auch der Elch und der Schelch als reine Gebilde der Phantasie haben dienen sollen?

Allerdings nimmt Goldfuß in einigen nachträglichen Bemerkungen zu einer Abhandlung in den Acten der Leop. Carol. Academie*) die Möglichkeit an, daß dieser grimme Schelch, gleich dem Elch oder Elen, vor alten Zeiten auch in der Umgegend des Rheines gelebt haben könne. Aber auch seine Annahmen beruhen nur immer wieder auf den oben angezogenen Stellen. Sein wissenschaftlicher Vorgang kann uns daher für die Erörterung der Frage, ob die Moritzburger Geweihe möglicherweise dem grimmen Schelch des Nibelungenliedes angehören, keineswegs dienen. Wir müssen vielmehr die Frage auch dann fallen lassen, wenn alle Annahmen von Goldfuß begründet wären, weil dann der grimme Schelch mit dem vorweltlichen Riesenhirsch oder mit dem irischen Hirsch für ein und dasselbe Geschöpf zu halten sein würde. Dieser aber ist ein Schaufler und die starken Moritzburger Geweihe, von denen hier ausschließlich die Rede ist, gehören alle der Gattung an, welche Ocken mit dem Namen der Zinkenhirsche bezeichnet.**)

*) H. decpisc. ultraject. pr. Ultraject. MDCXLIII. p. 83.

*) Cur. X. 2. 455.

**) Als diese Niederschrift schon beendigt war, erhielt ich durch die Zuvorkommenheit des Herrn Professor Dr. Geinitz in Dresden einen kleinen Aufsatz von Franz Pfeiffer in Wien. Diese werthvolle Arbeit spricht dieselbe Meinung aus, daß der bisher als vorweltlich betrachtete Riesenhirsch möglicherweise der grimme Schelch des Nibelungenliedes sein könne. So interessant das Schriftchen ist, so kann es dennoch unsern vorliegenden Zweck nicht weiter fördern.

(Schluß folgt.)

Sagen vom alten und neuen Ringelstein.

Hinter dem Dorfe Waldfisch, rechts von der aus dem Werrathale nach Eisenach führenden Straße, finden sich noch die spärlichen Reste zweier Raubburgen, des alten und neuen Ringelsteines. Sie sollen einer Sage nach von den Dynasten von Frankenstein erbaut und durch Rudolph von Habsburg oder Adolph von Nassau zerstört worden sein. Historisch ist, daß sie ums Jahr 1400 zur Landgrafschaft Thüringen gehörten, 1403 vom Grafen Heinrich XIV. belagert und erobert wurden und daß damals die Familie von Heringen auf Ringelstein saß.

Der neue Ringelstein, auch die Altmühle geheißen, liegt mehr nördlich von Waldfisch und dichter an der Straße auf einem kleinen Felsenvorsprunge; er ist noch mit einem ziemlich tiefen Graben nach der Thalseite hin umgeben. Der alte Ringelstein liegt höher hinauf, in östlicher Richtung von diesem, im Gebirge auf einem Vorsprunge am Fuße des hohen Kießals (Kießlings), und wird nur durch ein kleines Thal, in welchem der Bruitborn (Brautborn) quillt, von jenem Berge getrennt.

Die ehemalige Ringmauer schloß sich an eine 20 Schritt lange, 12 Fuß breite und ebenso hohe, in das Urgestein gehauene Einfuhr an, hinter welcher der breite, jetzt aufgefüllte Wallgraben lag. Der eigentliche Burgplatz ist ein Oval von 32 Schritt in die Länge und 15 in die Breite, in dessen Mitte sich noch eine in den Felsen gehauene, jetzt fast ganz aufgefüllte Vertiefung, wahrscheinlich der ehemalige Ziehbrunnen, zeigt. Der Burgplatz ist gegenwärtig mit den schönsten Buchen bepflanzt.

Alten Nachrichten zufolge ist der Moorgrund bei Waldfisch, wie der Grund von Schweina, einmal ein großer See gewesen und das Wasser hat weit hinauf gereicht, das höher gelegene Land aber war eine gar arge Wildniß, in der Bären, Wölfe und dergleichen wildes Gethier gehauset. Zu jener Zeit nun sei ein fremder Graf, Namens Gumpoldo, in die Gegend gekommen, habe 19 Familien aus der Fremde hierher gesetzt und mit diesen den alten Ringelstein erbaut. Von den 19 aber habe er 16 an die Stelle, wo sonst Alt-Gumpelstadt stand und 3 nach Waldfisch gewiesen und jeder derselben eine Hufe Landes geschenkt. Jene 19 Familien hätten die beiden Orte erbaut und den ersteren nach dem Grafen Gumpoldo „Gumpelstadt“ genannt. Auch sollen sie den See an der Krümmlich ins Werrathal abgeleitet haben. Die 19 Hufen aber haben sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten in den deutschen Fluren, desgleichen die alte Eintheilung der Hufe in 16 Bein.

Nun stand später das ganze Amt Altenstein unter einem Ritter von Ringelstein. Der aber war ein grausamer und boshafter Herr und knechtete seine Unterthanen bis aufs Blut. — Einst gerieth der Ritter mit einen andern in Streit, der mit großer Macht heranzog und den Ringelstein belagerte. An diesen Ritter schlossen sich dann auch die eignen Unterthanen des Ringelsteiners an, halfen die Burg erstürmen und in Brand stecken. Der Burgherr entkam zwar, während es in dem Schlosse bunt durcheinander ging, in den Wald, wurde jedoch von seinen Unterthanen erkannt und fest gehalten. Da versprach er nun in seiner Angst und Noth den vier Gemeinden Schweina, Steinbach, Gumpelstadt und Waldfisch für den Fall, daß sie ihn nicht an den Feind auslieferten, die Stabsgerechtigkeit, und gelobte außerdem noch, ihnen ein liebevoller und gnädiger Herr zu sein. Alles dieses beschwor er auf das Evangelium. Darauf thaten sich die Gemeinden mit seinen versprengten Reisigen zusammen, überfielen den fremden Ritter und jagten ihn wieder aus dem Lande hinaus; auch halfen sie ihrem Herrn den Ringelstein wieder herstellen, worauf dann derselbe seinerseits sein Versprechen getreulich erfüllte.

Von den vielen Sagen, welche noch im Volke von den verborgenen Schätzen sich erhalten, die der Ringelstein bergen soll, theilen wir nachfolgende mit:

Vor vielen Jahren erschien einem armen, aber braven Schnitter Nachts im Traume eine weiße Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Sie erzählte ihm, daß sie durch einen Zauber in dem alten Schlosse Ringelstein gebannt gehalten werde und daß sie nur von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche der Erde erscheinen und um ihre Erlösung ansprechen dürfe. Dies sei eben jetzt der Fall und sie habe nun ihn dazu auserlesen; er solle sich daher um eine bestimmte Stunde in der Johannisnacht nach dem Ringelstein auf den Weg machen, dort werde sie ihm wieder erscheinen; er solle nicht erschrecken und ja keine der Fragen, die sie ihm vorlegen würde, auch wenn sie noch so sehr darum bäte, beantworten, denn davon hänge ihre Erlösung ab. Sein Lohn sollte dann die verwünschten Schätze im Ringelstein sein, die sie ihm öffnen werde.

Als nun der Morgen graute und der Schnitter erwachte, erzählte er Alles seiner jungen Frau. Diese schüttelte den Kopf und meinte, es sei dummes Zeug. Als nun aber das Fräulein die zweite und dritte Nacht dem Schnitter auf dieselbe Weise erschienen war, sagte die Frau: „Weißt Du was, lieber Mann, ich dächte doch, wir probirten die Sache einmal! Die Jungfrau wird uns ja an Leib und Seele kein Leid zufügen. Allein laß ich Dich aber nicht ziehen, ich gehe mit.“ Der Schnitter war's zufrieden und so zogen sie selbander um die bestimmte Zeit zum Ringelstein. Die schöne Jungfrau kam ihnen richtig entgegen und sie beantworteten anfangs auch keine ihrer Fragen. Als jedoch das Fräulein gar zu flehentlich bat, konnte es die Schnitterin nicht mehr über sich gewinnen und antwortete ihr einmal. Doch kaum war das Wort heraus, so öffnete sich der Boden und die holde Jungfrau verschwand händeringend und laut wimmernd vor den Augen des erschrockenen Ehepaars; an der Stelle aber, wo sie verschwunden, stand ein großer schwarzer Hund mit feurigen Telleraugen.

Ebenso erzählt man sich, daß eines Tages der Förster von Waldfisch auf dem Ringelsteine eine ungewöhnlich große und schöne Schlüsselblume blühend gesehen. Da dachte er bei sich, die bringst du deiner Liebsten mit heim; er knickte sie ab und steckte sie auf den Hut. Als er sich wieder aufrichtete, erschrak er nicht wenig, als er eine weiße Jungfrau von wunderbarer Schönheit dicht vor sich erblickte. Sie stand vor einer weit geöffneten, mit reichem Schnitzwerk verzierten Thür, die zu einem Gewölbe führte, von dem er zuvor nie etwas gesehen hatte. Als sich der Förster bald von seinem Schrecken und Staunen erholt, faßte er sich ein Herz und folgte der Jungfrau auf ihr freundliches Winken in den Berg. „Nimm so viel, als Du zu tragen vermagst“, sagte diese bald darauf und zeigte auf einen großen Haufen, der wie eitel Gold glänzte. Der Förster that, wie ihm geheißen und machte sich die Taschen voll. Wie er sich hierauf anschickte, den Keller zu verlassen, rief ihm noch die Jungfrau nach: „Förster, Förster, Du vergißt das Beste!“, der aber hatte keine Zeit und suchte das Freie. Wie er durch die Thüre sprang, schlug ihn diese so heftig an die Ferse, daß er vor Schmerz laut aufschrie, die Thüre hinter ihm aber war verschwunden. Jetzt erst bemerkte der Förster, daß er seinen Hut, den er in dem verwünschten Keller aus Respect vor dem Fräulein abgelegt, sammt der schönen Blume zurückgelassen. Doch tröstete er sich damit, daß er nun für sein Leben lang genug habe. Vergnügt fuhr er mit beiden Händen in die vollen Taschen, um sich an dem Anblick des Goldes zu weiden; allein wie erschrak er, als er statt schönen gelben Goldes nichts als Knoten herausbrachte. „Das heißt man doch einen ehrlichen Kerl an der Nase herumführen“, rief er ärgerlich und schleuderte das Zeug ins Gebüsch. Nach Hause gekommen, warf er seine Jacke auf die Bank, stutzte aber gewaltig, als ihm mit einem Male ein blankes Goldstück vor die Füße rollte. „Sollte es am Ende doch“ — brummte er erschrocken vor sich hin, griff hastig wieder nach der Jacke und fand auch, nachdem er alle Taschen umgekehrt, noch einige Goldstücke darin. Bleich vor Entsetzen, daß er so leichtsinnig sein Glück ins Gebüsch geworfen, hinkte er nun, so schnell es ihm der lahme Fuß erlaubte, wieder nach dem Ringelstein und durchsuchte alle Hecken und Kräuter. Vergebens, Alles war verschwunden! Die Ferse aber wurde immer schlimmer, heilte auch nicht eher, als bis das letzte Goldstück verdoctert war.

Um dieselbe Zeit mag es wohl auch gewesen sein, daß einige arme Frauen nach dem Ringelstein ins Grasen oder Kräutersuchen gingen. Als sie sich nun an den Berg-

vorsprung, auf dem das alte Schloß stand, vereinzelt hatten, sah eine derselben vor sich eine wunderbare und gar köstliche Schlüsselblume, und als sie die Augen von der Blume erhob, gewahrte sie zu noch größerem Erstaunen eine starke, mit allerlei Schnitzwerk verzierte Thüre in dem Berge. Da dachte die Frau, daß das wohl der Eingang zu den unterirdischen Gewölben und Kellern, in denen die Schätze des Ringelsteins begraben wären, sein könne, wie es denn auch wirklich gewesen. Als sie sich von ihrem Schrecken etwas erholt, faßte sie sich soviel als möglich ein Herz, schritt an der Blume vorbei nach der Thüre zu, und bemerkte, daß sie mit einem gewaltigen schweren Schlosse versehen. Sie betrachtete es lange hin und her, fand aber nirgends ein Schlüsselloch; endlich nahm sie ihre Sichel und klopfte damit so lange auf das Schloß, bis jene in Stücken zersprang. Nun war guter Rath theuer, denn die arme Frau wußte nicht, daß sie nur die Blume zu brechen und das Schloß damit zu berühren brauche, um es sich sogleich öffnen zu sehen. Sie lief daher in ihrer Rathlosigkeit zu ihren Kameraden und theilte ihnen Alles, was sie gesehen und bereits gethan, mit. Kaum aber hatten diese die Sache erfahren, als sich Alle nach dem bezeichneten Orte auf den Weg machten, und da nun jede die Erste auf dem Platze zu sein und das Beste von den Schätzen für sich allein wegzuschnappen gedachte, so hielt immer Eine die Andere zankend und schreiend auf, so daß sich, als sie die bezeichnete Stelle keuchend erreicht, von Allem nichts weiter vorfand, als die Graskätze und die zerbrochene Sichel. Nun erst erkannten sie ihre Thorheit und machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, denn keine wollte laut geschrieen und gezankt haben.

In der Adventszeit ging auch eine arme Frau von Waldfisch nach dem Ringelstein ins Leseholz. Wie sie nun den Schloßberg erreicht, sah sie vor sich auf dem Schnee einen großen Haufen Knoten, der in der Sonne wie eitel Gold schimmerte. Das kam der Frau gar wunderbar vor und sie dachte gleich an die verwünschten Schätze im Schlosse. Einen Augenblick überlegte sie nun, was zu thun sei, denn es war ihr doch ein Bischen grausig ums Herz, dann aber kniete sie nieder und raffte sich die Schürze voll. Doch als sie sich erhob und den Platz verlassen wollte, wurde sie einen großen schwarzen Hund mit feurigen Telleraugen gewahr; darüber erschrak das arme Weib dermaßen, daß sie ihre Schürze los- und damit die eingerafften Knoten niederfallen ließ. Sie lief nun, so schnell sie nur konnte, den Berg hinunter und als sie nach Hause gekommen, dankte sie dem lieben Gott für ihre Rettung und warf dann ihre Holzschuhe ab, wobei sie zu ihrer nicht geringen Freude einige blanke Goldstücke in denselben entdeckte.

Außer dem vielen Golde und Silber und außer den Edelsteinen soll noch ein großes Gewölbe voll des edelsten Weines in dem Ringelstein liegen und ein riesengroßer Butterweck daneben stehen. Der Wein aber sei so steinalt, so erzählt man, daß die Dauben der Fässer längst abgefault und die eisernen Reifen von Rost zerfressen wären. Es soll nur noch in einer Art Haut von Stein eingeschlossen sein. Hierzu verkündet die Sage: Wenn der Landesherr dort oben auf dem Ringelstein einmal offene Tafel halten und ein volles Glas auf die Gesundheit der Ringelsteiner leeren würde, dann wären diese sammt und sonders erlöst; dann käme das schöne Fräulein, überreichte dem Herrn die Schlüssel zu all' den Schätzen und zu dem kostbaren alten Weine und Alles wäre sein. Geschieht das jedoch nicht, so bleibt Alles tief in der Erde so lange verschlossen, bis nach der letzten großen Sündfluth der Herr das jüngste Gericht gehalten und sich die Gewölbe von selber öffnen, dann gehen die Frommen zu dem letzten heiligen Abendmahl und bekommen dabei von dem alten Ringelsteiner Weine zu trinken.

Auch erzählt man sich, daß einstmals eine gar tugendhafte Salzunger Bürgerstochter gerade an ihrem Hochzeitstage von einem Ringelsteiner Junker geraubt und dorthin gebracht worden sei. Als aber die Jungfrau inbrünstig zu Gott und ihrer Schutzheiligen um Rettung und Beistand aus der Bedrängniß flehte, wurde sie erhört und fand auch bald Gelegenheit, auf einem der Ritterpferde nach Salzungen zu entfliehen und die Stadt zu erreichen. Der Ritter, dem ihre Flucht angezeigt wurde, setzte ihr nach und holte sie vor ihrer Wohnung in Salzungen ein; hier aber war die Jungfrau rasch vom Pferde und schleuderte dem Ritter, der mit seinem Schwerte nach ihr hieb, die Thüre glücklich noch vor der Nase zu, worauf sich der Jungfernräuber schnell aus dem Staube machte. Den Schwerthieb aber hat man in Salzungen noch lange an der Thüre gezeigt.

C. F. Wucke.

Das Nonnengespenst zu Gehofen.

Culturgeschichtliche Skizze von Otto Moser.

Der Aberglaube bildet in der allgemeinen Cultur- und Sittengeschichte eines der reichhaltigsten Capitel, denn er entsteht ja aus dem mehr oder weniger klaren Gefühle des so mangelhaften menschlichen Wissens, für welches wir oft Ersatz in selbstgeschaffenen Gebilden der Phantasie suchen. Deshalb wird man gewiß auch nur wenig Leute finden, die das ehrliche Geständniß ablegen können, gänzlich frei vom Aberglauben zu sein. Keine Zeit und kein Volk hat sich von ihm loszumachen vermocht, dies bezeugen nicht nur altersgraue Acten und Chroniken, sondern auch die Annalen der Neuzeit bis in dieses Decennium herauf. Man erinnere sich nur des Tischrückens und Geisterklopfens. Bedeutende wissenschaftliche Autoritäten hatten ersteres für ein Product nervöser oder von Ermüdung und Abspannung herrührender Muskelbewegung erklärt, Andere erkannten darin thierischen Magnetismus, odische Vitalitätsprincipien, Seelenströmungen und noch gewagtere Dinge; diese Begutachtungen aber genügten nicht. Tausende sonst ganz vernünftige Menschen kamen durch fortgesetzte Experimente zu der Ueberzeugung, daß aus den drehenden Tischen sich Geister mittheilten und wer daran zweifelte, wurde für beschränkt gehalten oder auch mit Grobheiten tractirt. Wohl ein Jahr lang dauerte das Geisterklopfen als eine Art von Manie, dann aber gelangten doch Viele zur Besonnenheit, denn die Sache wurde nicht nur langweilig, sondern die Geister betrugen sich auch so menschlich, daß es gar nicht der Mühe lohnte, sie herbei zu rufen. Die Zunft der Geisterklopfer ist jedoch noch immer zahlreich genug und selbst in einem Kaiserpalaste Europa's soll sich ein geheimes Zimmer befinden, wo ein mächtiger Herr bei den geheimnißvollen Geistern des Mahagonitisches nach seinem und seines Hauses Geschicken forscht.

Die Geistererscheinungen bilden übrigens in der Geschichte des Aberglaubens ein ganz besonders reichhaltiges Feld, denn sie standen Jahrtausende hindurch unter dem Schutze einer falschen Philosophie und Theologie, wurden zugleich aber auch von der dramatischen Kunst gepflegt, indem dieser sich hier ein freieres Feld für die Phantasie darbot, um durch Sagen aus dem Geisterreiche das menschliche Gemüth, welches so gern sich seiner ewigen Bestimmung bewußt wird und nur mit Widerwillen an Tod und Grab denkt, durch psychologische Gründe zu beruhigen. Indessen konnte es bei den mächtigen Fortschritten der Naturwissenschaften, namentlich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, denn doch nicht fehlen, daß Teufel, Hexen, Kobolde, Klagefrauen, feurige

Hunde und andere Ausgeburten einer krankhaften oder erregten Phantasie wenigstens aus den Köpfen der gebildeteren Classen verschwanden. Der Köhlerglaube ließ sich freilich deren Existenz nicht nehmen, da aber gegen Dummheit selbst Götter vergebens ankämpfen würden, so hat der Teufel und die übrige Bevölkerung des Gespensterreichs trostreiche Aussicht, auch fernerhin den Gehirnkrankheiten eines großen Theils der unter dem Segen der Aufklärung und Vernunft lebenden Menschheit beigesellt zu bleiben.

Die Geistererscheinungen, welche bisweilen von Kranken wahrgenommen wurden, hat die neuere Medicin gründlich durch den Beweis erklärt, daß bei wirklich unregelmäßigem Zustande des Nervensystems, unter mitwirkenden Einflüssen, in anscheinend vollkommen wachem Zustande, der Seele sich scheinbar lebensvolle, mit den äußeren Sinnen wahrnehmbare Gestalten entwickeln können, welche nur in der Phantasie existiren. Hierher zählt höchst wahrscheinlich auch nachstehendes Ereigniß, welches unbedingt zu den seltsamsten abenteuerlichsten und unglaublichsten Gespenstergeschichten gehört, seiner Zeit ungemeines Aufsehen erregte, Gelehrte und Ungelehrte beschäftigte, tausend Federn in Bewegung setzte und durch Zeugen beschworen und actenmäßig erhärtet worden ist.

In Mitte des herrlichen Thales, welches sich von dem ruinengekrönten, altehrwürdigen Kiffhäuser bis zu den öden Trümmern des einst so berühmten Klosters Memleben, der Sterbestätte Kaiser Heinrichs und seines großen Sohnes Otto, hinabzieht, liegt der Marktflecken Gehofen. In ältester Zeit gehörte der Ort zur Grafschaft Heldrungen, kam aber im 15. Jahrhundert zur Grafschaft Mansfeld und war das Stammhaus einer adlichen Familie, die auch zur Burgmannschaft der nahen kaiserlichen Pfalz Allstedt gehörte, das Rittergut Gehofen aber schon zeitig verlor. Die Herren von Gehofen besaßen im 16. Jahrhundert noch Güter in Ichstedt und Zöbigker, jener Matern von Gehofen aber, den Thomas Münzer auf dem Schlachtberge bei Frankenhausen, als Abgesandter der verbündeten Fürsten, im Kreise der Bauern verrätherisch niederstechen ließ, war der einzige Sohn des alten Jobst von Gehofen auf Ichstedt, welches nach des Greises Tode an einen Vetter, Sebastian, gelangte, dessen Epitaphium vom Jahre 1562 noch in der Ichstedter Kirche vorhanden ist. Den letzten Gehofen finde ich im Jahre 1738, wo er sich mit den Vornamen Hans Joachim bei einer Ehestiftung als Zeuge unterschrieb. Das Familienwappen bestand aus zwei nach außen gekrümmten Halbmonden in blauem Felde und verräth, nach dem Heraldischen: „Gleiche Wappen gleicher Stamm", eine nahe Verwandtschaft mit der ebenfalls thüringischen Familie von Stutternheim.

Im Jahre 1482 war das Rittergut Gehofen bereits getheilt, denn es gehörte der blaue Hof einem Hans von Harras, der sogenannte Domhof Hans von Hake, einem früheren Naumburger Domherrn, und der neue Hof Fritz von Trebra. Das Stammgut ist der noch jetzt sogenannte Harrassische Hof, bei dem sich auch Spuren des alten, festen Rittersitzes befinden. Alle diese Güter aber, obgleich selbstständig bewirthschaftet, kamen bald in Besitz der Familie von Eberstein, welche durch Verbindungen mit den Grafen von Mansfeld viel Begünstigungen genoß und um das Jahr 1678 auch Leinungen und Mohrungen erwarb. Gehofen scheinen die Ebersteiner durch Verschwägerungen mit den Trebra's und Hake's erlangt zu haben. — Doch zur Sache!

Es war am 9. October 1683, als Frau Philippine von Eberstein, geborene von Werthern-Wirse, die Gutsfrau auf dem sogenannten Trebraischen oder neuen Hofe, welche durch anhaltende Nachtwachen am Lager ihres kranken Gatten sich ganz kraftlos und erschöpft fühlte, an Händen und Armen ein schmerzhaftes Kneipen empfand. Erstaunt und erschrocken blickte sie um sich, bemerkte aber Niemand, und doch dauerte die peinliche Empfindung, welche durch menschliche Nägel und Finger hervorgebracht zu werden schien, noch immer fort. Plötzlich aber vernahm Frau Philippine eine flüsternde Stimme, welche ganz deutlich die Worte aussprach: „Erschrecke nicht, ich will dein Glück! Gehe heute Abend, wenn es auf dem Thurme der Kirche sechs schlägt, nach dem Hof hinunter, dort wirst du mehr erfahren!"

Die Edelfrau glaubte anfänglich, es walte hier eine Sinnestäuschung ob, eiskalt aber überlief es sie, als da, wo das Kneipen stattgefunden, blutunterlaufene Stellen sichtbar wurden. Als eine fromme Dame suchte sie nunmehr Schutz und Trost in Bibel und Gesangbuch, denn sie war jetzt fest überzeugt, daß ihr eine Anfechtung des Teufels begegnet sei. Trotzdem aber wiederholte sich nach abgelaufener Frist das unheimliche Flüstern, das Kneipen und Drücken erfolgte viel heftiger und neben bittern Vorwürfen und Drohungen vernahm die erschrockene Frau abermalige Aufforderungen, mit auf den Hof hinabzusteigen und dort vergrabenes Geld zu heben.

Drei Tage hatten die Quälereien bereits gewährt, die Edelfrau aber den Bitten und Drohungen des geheimnißvollen Wesens auf Anrathen des Ortsgeistlichen, Pastor Thienemann, noch immer nicht Folge geleistet, da griff das Gespenst zu andern Mitteln, indem es zunächst in sichtbarer Gestalt auftrat. Es war eine kleine, zartgebaute, todtenblasse Nonne, mit einem Vorstecktüchlein vor dem Munde, in weißer Kleidung, ein rothes Kreuz auf dem Haupte und einen Rosenkranz in der Hand. Sie erschien Frau Philippinen, als diese gerade in der Bibel las, setzte sich ihr gegenüber und geberdete sich ganz mild und fromm; nach einiger Zeit aber begann sie die Frau von Eberstein anzureden. Von den übrigen im Zimmer anwesenden Personen wurde die Nonne weder gesehen, noch ihre Stimme gehört, nur das kleine zweijährige Töchterchen der Gutsfrau, welches noch nicht sprechen konnte, blickte und wies immer nach der Stelle, wo das Gespenst angeblich sitzen sollte.

„Glaube nicht, daß ich von Dir ablasse!" sagte die Nonne. „Nur Du allein kannst mir Ruhe verschaffen und zwar dadurch, daß Deine Hand das Geld hebt. Vor langen Jahren wurde ich auf diesem Edelhofe geboren und noch sehr jung in das Kloster Donndorf gebracht, wo ich aber bald gestorben bin. Drüben, in der Trebraischen Gruft wurde ich begraben. Mein Name war Anna von Trebra und Du mußt ja mein Bildniß kennen, das im Trebraischen Kirchenstüblein hängt."

Die Edelfrau wurde vor Grausen fast ohnmächtig. Wohl erinnerte sie sich des Bildes mit der blassen Gestalt in Cisterciensernonnentracht, welches nebst andern Epitaphien die Wand der Betstube zierte und grauenhafte Aehnlichkeit mit der geisterhaften Nonne zeigte.

„Wo die Capelle steht, nahe am Thore, liegt das Geld", fuhr die Erscheinung fort. „Es sei Dir ganz freigestellt, zu welcher Zeit und in wessen Begleitung Du es heben willst, selbst den Pfarrherrn und alle Hausgenossen magst Du mitbringen. Zum Zeichen aber, daß ich kein unseliges Wesen bin, sollt ihr dabei beten und singen und wenn das Werk gethan ist will ich in mein Grab gehen und nimmer wieder erscheinen. Einen Theil des Geldes sollst Du den Armen geben, es bleibt Dir noch genug übrig, außerdem aber hebe die dabei liegenden drei Ringe recht sorgfältig auf, denn in ihrer Erhaltung ruht das Wohl Deines Geschlechtes!"

In dieser Weise sprach die gespenstige Nonne noch mancherlei und als sie endlich mit traurig gesenktem Haupte das Gemach verließ, sah Philippine, wie die weiße Gestalt nach der Kirche ging und bei der Trebraischen Familiengruft verschwand. Aber trotz des frommen Gebahrens des Spukes rieth Magister Thienemann noch immer beichtväterlich von der Befolgung des so ungefährlichen Wunsches ab, obgleich die Nonne sich schon zufriedengestellt und das vergrabene Geld gesichert erklärte, wenn die Edelfrau nur ihre Schürze oder ein Tuch auf die Stelle breiten wollte, wo es angeblich vergraben lag.

Ohne Zweifel hatte die arme Frau von Eberstein es nur dem Starrsinn des Pastors zu danken, wenn ihre nervöse Erregung den höchsten Grad erreichte, denn gestattete Magister Thienemann den Wunsch des Nonnengespenstes, so würde wahrscheinlich durch die Nichtexistenz des Schatzes auch die des Spukes bewiesen worden sein. So aber glaubte die unglückliche Edelfrau sich immer heftigern Gewaltthätigkeiten des rachsüchtigen Geistes ausgesetzt. Ja, dieser faßte sie sogar, nach lange Zeit reichlich gespendeten Mißhandlungen, eines Tages am Kleide, um sie mit Gewalt nach der bezeichneten Stelle zu ziehen. Für ihr dabei geäußertes heftiges Widerstreben wurde Frau Philippine fürchterlich gepeinigt, sogar von häßlichen Larven erschreckt und das Nonnengespenst wich nun Tag und Nacht nicht mehr von ihrer Seite. Vergeblich suchten ihre Freunde und Bekannte einzureden, der Spuk sei ein Trugbild ihrer Phantasie, mit weinenden Augen entgegnete die Edelfrau, sie wünsche wohl, daß dem so sein möge, der Geist aber wäre wirklich da und ihn sehe auch ihr Töchterlein.

Unter diesen Drangsalen war ein Vierteljahr verschwunden und die heftigen Convulsionen und Paroxismen der geplagten Frau begannen in tiefe Schwermuth überzugehen, da entschloß man sich, die Leidende nach Bachra, einem Gute ihres Bruders zu bringen und so dem boshaften Geiste zu entrücken. Am 19. Januar 1684 sollte die Reise zu Schlitten vor sich gehen, als aber die Pferde eben anzogen, stand auf der Kufe — das Nonnengespenst. Vor Entsetzen außer sich entriß Philippine ihrem Begleiter, dem Hauptmann von Hundt, ein Pistol und feuerte dem Plagegeiste nach dem Gesicht, dadurch wurde das Uebel jedoch nur ärger. Die Frau von Eberstein wurde zur Erde und dann wieder in die Luft geworfen und mit den heftigsten Schlägen auf Wangen, Mund und Brust mißhandelt. Die Reise mußte unterbleiben und nun begannen Quälereien, wie sie der Spuk noch nicht verübt hatte. Er hielt der Geplagten, wenn sie schreien wollte, den Mund zu, hockte des Nachts auf ihr als centnerschwerer Alp und erfand ganz neue Peinigungen, war dies aber eine zeitlang geschehen, sprach das Nonnengespenst der Erschöpften höhnisch christlichen Trost zu und betete ihr aus dem Gesangbuche vor.

Die tiefbetrübte Familie wendete sich jetzt, nachdem alle Exorcismen des Pfarrherrn und seiner benachbarten Amtsbrüder vergeblich blieben, an die theologische Facultät der Universität Leipzig, welche wegen dieses wichtigen und unerhörten Falles so bedenklich wurde, daß sie auch die gleichen Facultäten zu Wittenberg und Jena zu Rathe zog. Die vereinigten Facultäten schrieben und disputirten viel über den Teufel und seine schlauen Praktiken und ließen sich sogar das Bild der gespenstigen Nonne aus dem Betstübchen der gehofischen Kirche zuschicken, aber auch dadurch wurde die Sache nicht besser. Gleich den Pastoren warnten auch die Professoren, dem Willen des Spukes Folge zu leisten, vergaßen aber leider, das interessante Bild nach Gehofen zurückzuschicken. Der Rahmen desselben, mit den Rändern des ausgetrennten Bildes, war in der dortigen, kürzlich erst abgebrochenen, uralten, dem heiligen Johannes gewidmeten Kirche noch vor 25 Jahren vorhanden. Auf dieses Bild aber scheint das Gespenst große Stücke gehalten zu haben, denn als eines Tages muthwillige Knaben dasselbe mit Ruthen geschlagen hatten, peinigte die Nonne Frau Philippinen so lange, bis die Uebelthäter exemplarisch gezüchtigt worden waren.

Mit dem beginnenden Frühjahre hatte sich in der Sache noch nichts geändert, als eines Tages auf dem Trebraischen Hofe ein Vetter des Besitzers zum Besuche eintraf, der bei einem brandenburgischen Kürassierregimente als Cornet stand. Diesem war die weltbekannte Geistergeschichte zwar auch nicht verborgen geblieben, als er aber die Leiden der unglücklichen Muhme aus eigner Anschauung kennen lernte, erwachte sein Zorn dergestalt, daß er das Gespenst, welches angeblich neben der Edelfrau im Bette lag, mit einigen soldatischen Grobheiten begrüßte und ihm peremtorisch befahl, unverzüglich nach der ihm gebührenden Stelle im Trebraischen Erbbegräbniß heimzukehren. Und siehe da — der Spuk gehorchte! Der Cornet war vermuthlich die erste Person, welche bei dieser verzweifelten Geschichte männliche Energie zeigte und dadurch das geängstigte Herz der Edelfrau so wohlthuend erleichterte, daß auch der böse Alp von ihr wich. Damit aber war die Sache noch nicht beendigt, denn obgleich das Nonnengespenst dem Gebote des Soldaten mit grimmigen Geberden gehorcht hatte, fand es sich doch bald wieder ein und begann seine Quälereien von Neuem.

Diese fanden jetzt nicht mehr bei Tage, sondern nur des Nachts statt, aber auch hier wußte der Cornet Rath zu schaffen. Bei einbrechendem Abend legte er sich der Muhme zur Rechten, während deren Gemahl die Stelle zur Linken einnahm, und als Frau Philippine die Ankunft des Quälgeistes meldete, wurde dieser abermals von dem herzhaften Vetter mit Spottreden und schlechten Witzen begrüßt. Diese Behandlung schien den Spuk zu frappiren. Nachdem er vergeblich versucht, seine Wuth an dem Cornet und dem Gemahl der Patientin auszulassen und doch auch dieser nicht habhaft werden konnte, kehrte er mit schrecklichen Drohungen in das Grab zurück.

Der Zustand Philippinens nahm jetzt eine tröstlichere Gestalt an. Das kecke, zuversichtliche Auftreten des Vetters scheint auch sie mit neuem Lebensmuthe erfüllt zu haben, denn das Gespenst zeigte sich immer seltener und schien auch seine bösartigen Eigenschaften abgelegt zu haben, indem es nur noch weinte, seufzte und betete. Endlich aber entschloß es sich gar, dem undankbaren Verwandten gänzlich den Rücken zu wenden, wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß hier doch alle fernere Mühe vergeblich sei. Am Sonntage Quasimodogeniti des Jahres 1684 nahm die Nonne für immer Abschied und die erfreute Edelfrau ließ durch öffentliches Kirchengebet Gott danken für ihre Befreiung aus der Gewalt des Spuks.

Seltsam ist es, daß im Kirchenarchive zu Gehofen sich nur wenige und unbedeutende Bemerkungen über diese, so vieles Aufsehen erregende Geistergeschichte vorfinden, wohl aber schrieb der Pfarrer M. Thienemann darüber eine kleine, jetzt höchst selten gewordene Broschüre, welche ihn allerdings als einen Mann bezeichnet, der sich keineswegs zum Seelenarzte einer nervenkranken Frau eignete. Zu gleicher Zeit aber setzte sich auch eine Unzahl anderer theologischer Federn in Bewegung und auf vielen Universitäten gab das Ereigniß Veranlassung zu den seltsamsten Disputationen. Noch im Jahre 1750 suchte ein thüringischer Pfarrer die Existenz des Teufels durch das gehofische Nonnengespenst zu beweisen und hob dabei namentlich hervor, daß die vielen, sogar theilweise blutigen Spuren der erlittenen Mißhandlungen, sowie das ganz unnatürliche Verdrehen und Emporwerfen des Körpers der geplagten Frau, doch wohl hinreichend bewiesen, es könne hier weder von Krankheit, noch von Verstellung die Rede sein. Merkwürdig bleibt übrigens, daß zwar alle von dem Nonnengespenst zu literarischer und rednerischer Thätigkeit angespornten Theologen die Leiden der Edelfrau und das Gebahren des Spukes schildern, keiner aber, mit Ausnahme eines Berichts vom Jahre 1721, das Ende des Ereignisses bespricht. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, ja es sind sogar einzelne versteckte Andeutungen vorhanden, daß die Forcecur des Kürassiercornets die geistlichen Herren in nicht geringe Verlegenheit brachte und diese sich eifrig bemühten, die Erinnerung an einen Teufelsspuk vergessen zu machen, der weder Kathederweisheit noch Exorcismus scheute, wohl aber dem determinirten Auftreten eines jungen, herzhaften Soldaten wich.

Miscellen.

Die Betsäule bei Zappendorf. In den katholischen Theilen Deutschlands findet man in Städten und Dörfern und vor ihren Thoren und Eingängen, sowie an den Heerstraßen und Wegen sogenannte Betsäulen oder Betstöcke, meist ganz einfach aus einem Holz- oder Steinschaft bestehend, der ein Christus- oder Marien- oder sonst ein Heiligenbild, auch wohl ein Bild oder Schnitzwerk aus der biblischen Geschichte trägt, manchmal in einem mit Glas verschlossenen Kästchen. Hin und wieder findet man diese Betsäulen aber auch schön verziert und in reicher Steinarbeit mehr oder weniger der Kunst angehörig. Sie sind theils zur Erbauung der Gläubigen allein, theils zum Andenken an eine That oder einen Unglücksfall, und um auf der Stelle desselben für die arme Seele zu beten, aufgestellt.

Unter den nicht eben zahlreichen aus alter Zeit noch erhaltenen zierlichen und kunstvollen Bildungen dieser Art, tritt vorzüglich hervor, die wahrscheinlich bedeutendste aller, die hohe Betsäule auf dem Wiener Berge bei Wien: die Spinnerin am Kreuz genannt. In dem meist protestantischen Norddeutschland, namentlich auch in unserm Sachsenland sind sehr wenige Betsäulen von einigem Kunstwerth erhalten, und nur das sogenannte Sibyllenthürmchen bei Erfurt, eine Betsäule vor dem Leipziger Thor bei Halle, eine zu Altenzelle und eine vor dem Eingange zu Schulpforte sind durch Abbildungen*) und sonst, da sie an belebten Stellen stehen, bekannt geworden. Alle diese sind von Stein, in spätgothischem Styl sehr zierlich gearbeitet und die Säule bei Halle v. J. 1454 besonders wohl erhalten.

Aber eine fast ganz unbekannte Betsäule steht, noch wohlerhalten, in wenig belebter einsamer Gegend an der sogenannten Kreuzbrücke über dem Flüßchen Salzke bei Zappendorf im Mannsfeld'schen, unweit Salzmünde an der Saale. Sie ist von Sandstein, 14 Fuß hoch, besteht im Wesentlichen aus einer flachen, auf einem achteckigen Schaft stehenden Tafel, deren Vorderseite die Kreuzigung in Relief darstellt und die Inschrift hat: „Nicolaum dem Gott genad. 1510." Die Hinterseite stellt die Kreuztragung dar, und auf der einen der schmalen Seitenwände ist ein Heiliger, auf der andern ein Bischof abgebildet.

Die Säule — oder das Kreuz, wie die umwohnenden Landleute es nennen — hat wahrscheinlich einer blutigen Gewaltthat ihre Entstehung zu verdanken. Etwas Geschichtliches über das Denkmal habe ich nicht erfahren können, und auch die sonst so geschwätzige Sage lautet darüber nur ganz dunkel und unbestimmt. **Stapel.**

*) S. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Von Puttrich.

Alte Jahreszahlen an der Stadtkirche zu Pirna. An den äußern Seiten der aus glatt bearbeitetem, reinem Sandsteine aufgeführten Umfassungsmauern der Stadtkirche zu Pirna findet man hier und da einzelne Jahreszahlen eingehauen, welche die chronikalische Nachricht bestätigen, daß diese prachtvolle Kirche in der Zeit von 1502 bis 1516 (also während der Reformationszeit) erbaut worden ist. So sieht man z. B. von der Pfarrgasse aus am zweiten Strebepfeiler der Nordseite die Zahl 1504; am nordwestlichen Pfeiler 1504; an der Nordseite über dem sogenannten Glöcknerthurme 1508; auf der Mittagsseite, zwischen der Thurmtreppe und der Sacristei in der obersten Steinlage 1510 (1510) eingehauen.

Das auf der Mittagsseite angebaute Chorhaus, unter welchem sich die Sacristei befindet, muß, wie die ganze Bauart und die Verbindung der Bausteine mit den Hauptmauern der Kirche ergiebt, gleichzeitig mit der Kirche selbst erbaut worden sein. Desto auffälliger erscheint es, daß man unter jedem der vier Fenster des Chorhauses, in der fünften Steinlage von oben, ganz klar, groß und tief eingehauen, die Zahlen 1716 wahrnimmt. Jeder liest sie für 1716, und Einsender gesteht selbst zu, daß er sie lange dafür angesehen, ohne in den vorhandenen Archivnachrichten die Spur eines Baues an der Kirche aus der Zeit von 1716 auffinden zu können.

Nun ist aber Pirna so glücklich, im Gerichtsarchive die Kauf- und Handelsbücher noch vollständig von 1431 an zu besitzen. Auf sorgfältiges Nachforschen in denselben fand sich im Handelsbuche Nr. 4 (die Zeit von 1512 bis 1531 umfassend), wo über jeder Pergamentseite die Jahreszahl geschrieben steht, auf dem 39. Blatte ganz deutlich die Zahl 1717 und einige Blätter weiter hinten 1716, während die übrigen Zahlen zugleich den Beweis geben, wie unsicher man damals in Darstellung der Zahlen noch gewesen ist; denn so findet man 1515 auch so dargestellt: 1⟍1⟍ und 1517 so: 151Λ u. s. w.

Eine weitere Bestätigung dafür, daß jene Zahlen an der Kirche wirklich 1516 und nicht 1716 heißen, ist aus einem alten Denkmale zu entnehmen, welches auf der äußern Morgenseite derselben Kirche, zur Burgstraße zu, zwischen zwei Pfeilern zu sehen ist. Dasselbe ist auch augenscheinlich von hohem Alter und, was auf seinen damaligen Werth schließen läßt, in den Bau dieser Mauer mit aufgenommen und eingebaut, nicht aber später erst eingemauert worden. Hier findet sich unter den drei erhaben gearbeiteten Figuren, deren mittelste (ein Heiliger) steht, während die beiden andern knieen, die Inschrift:

ANO DNI 1707 AM TAGE ANTONII IST
VORSCHEIT IACOBPE TASCH
DEM GOT GNAD.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses Monument vom Jahre 1505 herrührt.

Noch mehr Bestätigung erhält die Richtigkeit der obigen Zahlenentzifferung durch die Tab. III. (Notae quaedam numerales), welche dem sehr werthvollen „Handbuche für angehende Archivare und Registratoren von K. F. B. Zinkernagel. Nördlingen 1800" angefügt ist, woselbst alle bis zum 16. Jahrhundert üblich gewesenen Zahlzeichen aufgeführt sind und auch die 5 als 7, in der Zahl 1513 als 1713 dargestellt ist.

Gewiß finden sich auch anderwärts solche alte Zahlen, und deshalb schien es nicht überflüssig, an diesem Orte einmal die Aufmerksamkeit der Freunde des Alterthums darauf gelenkt zu haben. **Abendroth.**

Wie Hans die Bauern vergleicht. Ein Zug aus dem Leben Herzog Bernhards I. von Sachsen-Meiningen. — Nach dem Tode Ernst des Frommen übernahm sein ältester Sohn, Prinz Friedrich, die Regierung des Landes. Von den sechs übrigen Söhnen bekam jeder zum Behufe seiner einzelnen Hofhaltung gewisse Aemterrevenüen nach den Portionsanschlägen angewiesen. Bernhard, der dritte Sohn, erhielt seine Anweisung auf die Aemter Ichtershausen, Wachsenburg, Krannichfeld und Tonndorf und zog am 18. Juni 1676 mit seiner Familie und seinem Hofstaate nach Ichtershausen. Er ließ dort sogleich den Grundstein zu einem Schlosse legen, dem er nach seiner Gemahlin Marie Hedwig*) den Namen Marienburg gab. Während dasselbe noch im

*) Tochter des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, bekannt wegen ihrer schon in zartester Jugend bewiesenen standhaften Anhänglichkeit an den Protestantismus und wegen der vergeblichen Bemühungen der Jesuiten, sie für die römische Kirche zu gewinnen.

Bau begriffen war, wohnte der Herzog in dem ehemaligen Klostergebäude, wo noch heute zwei Räumlichkeiten den Namen „Bernhardsstube“ und „Bernhardskammer“ führen, die jetzt einen Theil der Wohnung des Amtmanns bilden. Rechts von seinen Gemächern, in dem Flügel, wo jetzt das Rentamt ist, war dazumal die Gerichtsstube mit den dazu gehörigen Localen.

Im Februar 1680 errichteten die sieben fürstlichen Brüder einen Erbsonderungsvergleich, infolge dessen Bernhard Stadt und Amt Meiningen, Amt Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen, Salzungen rc. erhielt und Stifter der herzoglich sachsen-meiningenschen Linie ward. Als Herzog Bernhard Abends von der Vertragsconferenz zurückkehrte und seiner Gemahlin mittheilte, daß ihm ein Theil der ehemaligen Grafschaft Henneberg*) als Loos zugefallen sei, erschrak die Herzogin sehr und sagte: „Das ist mein Todesloos, denn diese schwarze Henne wird mir den Tod bringen.“ Der Herzog beruhigte sie indessen mit den Worten: „Diese schwarze Henne soll mir wohl goldene Eier legen!“**) Einige Tage nachher fuhr der Herzog nach Meiningen, um sein neues Besitzthum in Augenschein zu nehmen. Als er über Winterstein hinaus in die Nähe des Gerbersteins kam, da wo die Straße an einem jähen Abgrund vorüberführt, wurden die Pferde scheu und gingen durch. Der Herzog war in der dringendsten Gefahr, in die Tiefe hinabgeschleudert zu werden, da sprang Hans, der baumstarke Kutscher, vom Sitze herab und bändigte die Pferde noch im entscheidenden Moment. Als so die Gefahr vollkommen vorüber war, sagte der Herzog zu dem treuen Diener: „Hans, bitte Dir eine Gnade aus, ich gewähre sie Dir bei meinem fürstlichen Worte.“ Hans erwiderte: „Ich will mich besenn.“ Nach mehreren Tagen fragte ihn der Herzog: „Hast Du Dich besonnen?“ „Ja, Durchlocht“, erwiderte der kräftige Wagenlenker, „Amtmo will ich wer, Amtmo von Ichtershause.“ „Bester Hans,“ entgegnete der Herzog, „das geht ja nicht, Du kannst ja weder lesen noch schreiben.“ Darauf Jener: „Thut nischt, ich weiß doch, was Gerechtigkeit is und es gieht itzt kei Gerechtigkeit mehr im Lan, drüm will ich Amtmo wer.“ Der Herzog gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn von der Idee abzubringen; er bot ihm zuletzt einen der Amtmannsbesoldung gleichkommenden Jahresgehalt; Alles umsonst, Hans blieb dabei: „Amtmo will ich wer, weils kei Gerechtigkeit mehr im Lan gieht und ich häh Euer Durchlocht fürstliches Wuurt!“ Um sein fürstliches Wort zu lösen, wendete sich Herzog Bernhard an die Regierung in Gotha, um anzufragen, ob es nicht irgend eine Form gäbe, unter der man, ohne der Sache zu schaden, dem Wunsche Hansens willfahren könne. Es erfolgte eine verneinende Antwort. Da aber Hans hartnäckig auf seinem Begehren beharrte, so wurde er zum Titularamtmann ernannt und ihm ein studirter Assessor zur Besorgung der Geschäfte beigegeben. Anfangs soll die Sache ganz gut gegangen sein. Bald aber liefen Klagen über Klagen ein. Eines Morgens saß Herzog Bernhard in seiner Stube, da erscholl plötzlich ein Wehgeschrei von dem Gerichtslocal zu ihm herüber. Er eilte hinüber, hörte dort noch deutlicher das Jammergeschrei, fand aber die Thüre fest verschlossen. Er schlug indessen durch mehrere Nebenstuben einen Weg nach der Amtsstube ein und fand dort Hans in voller Thätigkeit, indem er zwei Bäuerlein mit einer großen Hetzpeitsche aufs Furchtbarste durchlederte. Hans ließ sich Anfangs in seinem Gerechtigkeitseifer nicht stören. Endlich kam der Herzog zum Wort und rief dem allzu eifrigen Beamten zu: „Was in aller Welt machst Du denn da, Hans?“ „Ich vergleich' die verfluchten Kerls,“ erwiderte dieser mit Ruhe und voll amtlicher Würde, „ich vergleich' sie.“ Der Herzog lachte und entließ die geängstigten Bäuerlein. Um aber Hansens allzukräftigen Vergleichsversuchen ein Ziel zu setzen; wurde er in den Ruhestand versetzt.

So lebt die Geschichte im Munde des Volkes in Ichtershausen und der ganzen Umgegend und ich habe sie bei einem längeren Aufenthalt daselbst, behufs der Abfassung einer thüringisch-sächsischen Geschichte, von verschiedenen Seiten her vernommen. In Gotha hörte ich sie von Ernst dem Frommen erzählen, doch scheint mir die Ichtershäuser Tradition die richtige zu sein. **A. W. Müller.**

*) Die Grafschaft Henneberg war damals sehr verrufen wegen des in ihr vorkommenden Hexenunfugs.

**) Die Ahnung der Herzogin traf übrigens ein; sie starb, ehe der Hof noch nach Meinungen übersiedelte und wurde nur als Leiche dorthin gebracht.

Curiosum. Im zweiten Bande des historischen Werkes: „Das Vaterland der Sachsen“, welches zu Anfange der 1840er Jahre in Lieferungen verbreitet wurde und gleich dem „Sachsengrün“ die Aufgabe zu erfüllen strebte, das sächsische Volk mit den geschichtlichen Ereignissen seines schönen Vaterlandes, den Biographien seiner ausgezeichneten Männer (Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte u. s. w.) und den Schilderungen der Schicksale seiner Städte und Ortschaften von Zeit ihres Vorhandenseins bis auf unsere Tage bekannt zu machen, findet sich in der Aufzählung der Ereignisse, welche in frühestem Mittelalter Burg und Städtchen Kohren betroffen haben, folgendes Curiosum:

„Der bis 1220 häufig genannte Heinrich (Besitzer von Kohren) war zugleich Reichsvasall wegen seines Gutes Lipene (entweder Langenleuba-Niederhain oder Wendischleuba), überließ aber dasselbe dem Nürnberger Burggrafen Friedrich, welcher gleich denen von Kohren (zu denen benannter Heinrich gehörte) der bis jetzt so wenig beachteten großen Rochsburger zugehören dürfte.“

Die zu diesem Satze gehörende, durch zwei Sternchen bezeichnete Randbemerkung lautet folgendermaßen:

„Ist diese Vermuthung richtig, dann stammt auch das königlich preußische Haus ursprünglich aus Rochsburg. Jedenfalls ist dieses Schloß eines der interessantesten im Lande (Sachsen) und wir hoffen, es bald besonders zu besprechen.“

Leider findet sich die sonach angekündigte Besprechung des Schlosses Rochsburg nicht im folgenden dritten Theile. Der Tod rief den Redacteur dieses Werkes, Dr. Eduard Sommer, ab, ehe ein vierter Band davon vorbereitet worden war.

Da auf dem Gebiete der Geschichtsforschung nichts zu gering erscheinen kann, was irgendwie zur Erläuterung oder Widerlegung von Vermuthungen u. s. w. dient, so könnte vorstehendes Curiosum wohl als Anregung betrachtet werden, die alte Rochsburger Dynastengeschichte einer Aufmerksamkeit würdig zu finden. Das Ueberlassen des Gutes Lipene von Seiten Heinrichs von Kohren an den Nürnberger Burggrafen Friedrich scheint etwas auffällig. **Fr. Lubojatzky.**

Der bescheidene Rector. Magister Johann Seeger, im 18. Jahrhundert Rector der Stadtschule zu Wittenberg, hatte einen Kupferstich anfertigen lassen, auf welchem Christus am Kreuze und der Rector knieend zu dessen Füßen zu sehen war. Aus dem Munde des Letzteren gehen die Worte: „Liebster Herr Jesu, hast du mich lieb?“ Und aus dem Munde des Heilandes sieht man die Worte gehen: „Hochehrwürdiger, Vorachtbarer und Hochgelahrter Herr Magister Seeger, kaiserlich gekrönter Poet und wohlverordneter Rector der Stadtschule zu Wittenberg, ja ich habe dich lieb.“ 3.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Sonntag, den 15. September.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Merseburg in den ersten zehn Jahren unsers Jahrhunderts

von Dr. von Langenn.

(Schluß.)

Außerdem ward der Schaulust etwas geboten, wenn die Garnison ausrückte, um „im Feuer" zu exerciren. Da strömte viel Volks hinaus auf die Stoppelfelder, wo das starke vollzählige Bataillon aufgestellt war zunächst in geschlossener Colonne. Weit leuchteten die Bajonnette und die hervorragenden Spontons der Corporale bei heiterem Scheine der Herbstsonne. Die in jener Zeit erst eingeführten, zum Tirailliren bestimmten sogenannten Schützen machten sich in anziehender Weise durch ihre hellgrünen, auf dem Hute schwankenden großen Federbüsche bemerkbar. Man lauschte, besonders die Jugend, auf den Augenblick, wo das die Flintenhähne entfesselnde Wort die Truppen in Rauch hüllte und den Knall fernhin ertönen machte. Spielte nun beim Heimmarsche die sehr gute Militärmusik, und entfalteten sich zuweilen bei Anlaß mehr oder minder feierlicher Gelegenheiten die Fahnen, da waren die Straßen gefüllt mit Zuschauern, und man sah mit besonderem Vergnügen auf den und jenen in Reih und Glied Stehenden, der sammt seiner Familie zu den intimsten Freunden des älterlichen Hauses gehörte. Die Garnison war zumeist eingebürgert, an Casernen war nicht zu denken; die Hauptleute hatten ihre Compagnien mit noch immer einiger Analogie des Söldnerwesens. Der Feldwaibel spielte eine Rolle, welche manchem Hauptmanne nur das Aeußere der Gewalt übrig ließ. Viel Gerede und großes Trauern vernahm man, wenn es hieß: „über's Jahr trifft das Bataillon der Marsch nach Dresden", wo es ein Jahr bleiben mußte. Kam es zurück, so war ein viele Tage lang dauerndes Begrüßen unter Freunden und Verwandten.

Zu bestimmten Zeiten erschien ein mit dem Geschäft der Truppenmusterung betrauter General aus der Hauptstadt an der Elbe. Bei dieser Gelegenheit ward es auf dem Domplatze sehr lebendig und die hohen Thürme blickten nieder auf eine mit kriegerischem Glanze vor sich gehende Handlung. Das Bataillon zog in Compagnieen auf, sie postirten sich nacheinander der Kirche gegenüber. Vor der Front war der Mustertisch aufgeschlagen. Der General (Musterinspector) im Tressenhut, den weißer Federschmuck am Rande zierte, in blauer, goldgestickter, reicher Uniform, in rothem Beinkleid und hohen Stiefeln, über welche weiße feine Kanten bis zum Knie herausleuchteten, nahm die Mannschaft in Augenschein, prüfte ihre Ausrüstung und Haltung und fragte zuletzt, ob sie Sold und andere Gebührnisse richtig bekommen. Viele Fenster mit der Aussicht auf den Domplatz waren namentlich von der freudig erregten Knabenwelt besetzt.

In den Jahren, da der Kampf mit dem gewaltigen Feldherrn und Schlachtenkaiser immer näher rückte; in der Zeit, da bei Austerlitz Oesterreichs Doppeladler seine Schwingen nach vielfachen Kämpfen wieder hob und Preußen sich zur Niederlage auf den thüringischen Feldern (1806) aufsparen ließ, gab es auch in Merseburg manches Neue und Ungewöhnliche zu sehen. Es war um das Jahr 1803, als der König Friedrich Wilhelm III. mit seiner schönen, holdseligen Gemahlin, Louise, Merseburg auf einer Reise berührte. Bei solchen Gelegenheiten stand die Garnison in Parade aufgestellt längs dem beschriebenen Damme, die Front dem Gotthardtsteiche zugewendet. Die Trommeln wurden lebhaft gerührt, die Musik ertönte, die Fahnen flatterten und neigten sich, während die Mannschaft das Gewehr präsentirte und die Offiziere salutir-

ten. Die halbe Stadt war versammelt, jeder wollte die hohen Herrschaften sehen, jeder wollte sagen, daß er die schöne Königin geschaut. Auch die Jugend der Stadt war zahlreich vertreten, und als der Kutschenschlag geöffnet worden und die zur Rechten des Königs den Platz einnehmende Königin mit den Autoritäten der Stadt, dem Commandanten der Garnison und namentlich auch mit einem sächsischen Husarenoffizier sprach, auf dessen Brust sie das lichtblaue Kreuz des Ordens pour le mérite erblickte; als sie dem Neffen jenes Offiziers, den dieser an der Hand und dessen Mutter am Arme bis unsern des königlichen Wagens führte, eine Orange reichen ließ, da war dies ein wichtiger Gegenstand zu geselligem, dankbarem Gespräch. Es war noch jene glückliche Zeit, da nur Wenige gefunden werden mochten, welche edlen fürstlichen Persönlichkeiten nicht gern und mit freudigstem Gemüthe ihre Huldigung darzubringen bemüht waren.

Bald erschien das Jahr 1806. Die weiß und blau uniformirten Kriegsleute zogen aus von Merseburg, um auch dem Kampfe am Saalufer beizuwohnen, der ein namenloses Unglück über Deutschland brachte. Nun gab es abermals Manches zu schauen und zu besprechen. Ende September und Anfangs October 1806 durchzogen die prächtigen preußischen Regimenter die Stadt: die herrliche Reiterei und das stramme Fußvolk, die Grenadiere und die Potsdamer „Silbermänner". Aber sehr bald darauf gellten die französischen Trommeln in's Ohr der erschreckten Bewohner; unter den fremden Kriegsschaaren sah man erstaunt Regimenter mit den Adlern, die über der rothen Oriflamme sich eingekrallt zu halten schienen und an die Feldzeichen der Legionen erinnerten, welche in dem oder jenem Buche der väterlichen Bibliothek in Holzschnitt dargestellt waren. Da zogen einher die roßbeschweiften leichten Reiter und das gesindelartige Gemengsel anderer Heerhaufen, die bei Jena und Auerstädt sich geltend gemacht hatten.

In jener Zeit sah man Vieles, was man zu sehen nicht geahnet hatte. Die harmlosen Vergnügungen waren eine Zeit lang vorüber, doch fand sich dies, wenn auch immer etwas verändert, wieder, wie stets, auch in bewegter Zeit, doch das Gesellige sich geltend macht, gleich dem Immergrün auf Trümmern.

Eine Haupt- und Staatsaction war für Merseburg zu jeder Zeit der Stiftstag gewesen und er blieb es bis auf den letzten derselben. Schon die Seltenheit dieses staatsrechtlichen Acts spannte die Aufmerksamkeit der Bewohner und Aller, welche in irgend einer Beziehung zu ihm standen. Da der Landtag in Dresden nur alle sechs Jahre gehalten ward, so versammelten sich auch die Stiftsstände in der Regel nach gleichem Zwischenraume. Außerordentliche Zusammenkünfte wurden wohl ohne große Feierlichkeit und nur bei einzelnen, sehr dringenden Gelegenheiten berufen. Der seltene Stiftstag war schon in seiner Annäherung zu spüren. Man sah bereits mehrere Tage vor dem Beginn desselben Hofofficianten aus Dresden in ihrer besonderen Kleidung in der Stadt einherschreiten. Die nöthigen Räume des Schlosses wurden hergerichtet, die Behörden, Innungen und sonstige Corporationen bereiteten sich zum Empfange des Commissarius vor, der die Person des Landes- und Stiftsherrn vertrat. Von allen Seiten zog der Adel des Stifts ein, oft mit vielen Wagen, während die städtischen Deputirten eine stillere, weniger Aufsehen erregende Einfahrt hielten. Bekannte und Freunde derjenigen, welche an den Straßen wohnten, durch die der Einzug des landesherrlichen Beauftragten stattfand, erbaten sich bei Zeiten einen Platz, um die Solennität zu sehen. Erschien nun der Tag der letzteren, so waren die in Frage kommenden Straßen und Plätze gefüllt mit Zuschauern. Die Polizei, damals ein sehr sanftes Institut, weil die Sitte noch nicht so schwer aufrecht zu erhalten war und Merseburg sich ziemlich frei befand von maßlos waltender Masse der Bevölkerung, regelte mit leichter Mühe die Verhältnisse. Das Militär marschirte auf mit klingendem Spiele, die Innungen kamen in geordneten Zügen möglichst festlich gekleidet und durch Insignien des Handwerks bezeichnet.

Mittlerweile war der landesherrliche Gesandte beim Stiftstage, den wir meinen, Graf Einsiedel, auf dem obenerwähnten Jagdhause (Fasanerie) an der Leipziger Straße abgestiegen, hatte in dem fürstlichen Galawagen Platz genommen und der Zug setzte sich in Bewegung. Nach einem kurzen Zeitraume sah man den Postmeister dem Thore zur Burgstraße sich nahen, er eröffnete den Zug, ritt ein möglichst ausgewähltes Pferd, paradirte in der weithin leuchtenden, geschichtlich bedeutsamen, gelben, lichtblau aufgeschlagenen Postuniform, die Jägerei mit ihren Büchsen und goldenen oder silbernen Hornfesseln und eine Menge elegant gekleideter Reiter folgten den blasenden Postillonen, dann kam der Wagen des Gesandten mit sechs prächtig geschirrten Rossen bespannt. Dieser Galawagen zog in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich; vergoldete Kanten und Leisten, schöne Bouquets auf den Ecken der Wagendecke, spiegelhelle Glasscheiben an den Seiten, feine Malerei an den Schlägen: dies Alles nahm sich zierlich aus. Langsam bewegte sich der Zug unter dem Lauten der Glocken durch die Straßen nach dem Schlosse und bald verkündeten dort im würdigen Schloßhofe Trompeten und Pauken den Anfang der Feierlichkeiten des Stiftstages. Die Geschäfte hatten nicht eben große Schwierigkeiten, es war Alles geregelt und geordnet; die Zeit, zwar mit Krieg und künftigem Unheil drohend, war im Innern der Länder noch eine ruhige, die die Existenz stützenden Pfeiler standen in dieser Beziehung fest. Friedrich August regierte mit mildem Ernst sein freundliches, ergiebiges, fleißiges Sachsen. Doch denke man nicht, daß jene Stiftstage eine bloße Formalität gewesen. Es giebt in der Geschichte der Gesetzgebung Sachsens mehrere nach Verhältniß wichtige Anträge, welche von den Ständen der Stifter ausgingen und Anerkennung fanden.

Daß der Stiftstag zu manchen Festen Anlaß gab, versteht sich von selbst. Es thaten sich die schönen Säle des Schlosses auf zu den großen Stiftsbällen. Da sah man manchen reichen Schmuck der Damen, manche reiche Uniform und manches gestickte Staatskleid der Herren, und auf feierlich freudigem Kothurn bewegte sich unter reicher Musik die Polonaise, bis dann der fröhliche Walzer oder die damals vielfach in Uebung gebrachte Anglaise und die Allemande dem jüngeren Theile der Gesellschaft sein Recht einräumten. Die offene Tafel, versehen aus der während des Stiftstags anwesenden churfürstlichen Küche und Kellerei, bot mit fürstlicher Freigebigkeit einen die Feste hebenden und zierenden Genuß.

Auch die Häuser der durch Stellung Berechtigten und sociell Verpflichteten waren vorzugsweise zu dieser Zeit Zeugen heiterer Feste oder heiteren Zusammenkommens, und wer sich Abends durch die Domstraße oder über den spärlich erleuchteten Domplatz begab, dem fielen an mancher Curie und manchem Hause der Stiftsaristokratie die funkelnden Fenster auf; der wußte namentlich, daß der in der Stadt bekannte, mit schmelzgestickten Tapeten geschmückte Saal des Domherrn v. A. auf einen ausgewählten Kreis strahlte; oder daß die Curie des Domherrn v. B. eine Festlichkeit hegte, welche die Frau des Hauses als eine der Vertreterinnen vornehm feiner Sitte ebenso wie der gastfreundliche Herr Vielen werth machte. Zu jener Zeit rollten auch mehrere Stadtwagen mit hohen, reich mit Quasten und Schnuren behangenen Kutschersitzen durch die Straßen und über den stillen Schloßplatz.

Waren jene festlichen Tage vorzugsweise für die durch Lebens- oder Amtsverhältnisse Zutrittfähigen bestimmt, so fehlte es doch auch nicht an Gelegenheiten zur Fröhlichkeit für die übrigen Kreise der Gesellschaft und für den eigentlichen Bürgerstand. Wer im Sommer oder Herbst zur Stiftsstadt kam, der konnte manches Bürgerfest sehen. Im Schießgraben ward das Scheiben- oder Mannschießen gehalten, letzteres so geheißen, weil den Zielpunkt ein gewöhnlich sehr grausig dargestelltes, in buntesten Farben gemaltes Mannsbild abzugeben bestimmt war. Mit Janitscharenmusik zog die Schützengilde aus und vergnügte sich mehrere Tage. Auch der Fischzug im großen Gotthardtsteiche, je im dritten oder vierten Jahre wiederkehrend, gab Anlaß zu Vergnügungen. Die sogenannte Eselswiese zu Querfurt ward fleißig besucht. Der Kirschberg bot mancherlei Heiteres und des Theaters haben wir schon erwähnt.

Fremde besuchten Merseburg im Verhältniß selten blos um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu sehen. Doch wen der Weg aus anderen Ursachen an und in die Saalstadt führte, der ward wohl von Freunden und Bekannten aufgefordert, das etwa histo-

risch Merkwürdige zu beschauen. Da gab es denn auch immer für die etwas gereiftere Jugend in den Häusern jener Freunde eine angenehme Stunde, wenn sie wiederholt die alten Gegenstände im Dome betrachten und des Custos Erklärungen immer wieder hören konnte. Man sah dann gewöhnlich zuerst den Raben, dessen wir bereits gedachten. Er ist der sichtbare Träger jener Sage. Nie fehlte unter den Worten, welche man dem Vogel eingelernt hatte, der Ausruf „Spitzbube", den der Gefangene aber reichlich verpflegte seinem Vorfahren nach Jahrhunderten nachrief. Auch in mehreren Häusern der Stadt befand sich der Rabe in rohem Relief an irgend einer Steinwand im Innern des Gebäudes.

Im Dome ward zuerst das Schild einer Schildkröte besehen. Die Sage ging, daß letztere bei einem Baue im Dome in der Nacht eingerissen, was am Tage gebaut worden. Aber nicht blos die Sage waltet in den Gewölben des Domes, auch die Geschichte hat einige greifbare Andenken noch hier bewahrt. Mit Rührung betrachtete mancher Fremde und Einheimische, der Vergänglichkeit der irdischen Dinge gedenkend, die Tumba über dem Grabe Kaiser Rudolphs von Schwaben, welcher in dem Gefilde bei Mölsen und Gruna im Jahre 1080 tödtlich verwundet ward und den sein Anhänger, der Bischof Wernher nach Merseburg bringen ließ. Auf der Tumba stellt das plastische Bild die Gestalt des Kaisers dar. Auch die Hand, mit welcher er das Schwert gegen das rechtmäßige Oberhaupt des Reichs führte und die er in der Schlacht verlor, ward vorgezeigt, erregte aber zuweilen das Grauen der Beschauenden. Die angeblich vergifteten Pfeile aus der Ungarnschlacht wurden von den Herumführenden immer noch mit großer Vorsicht behandelt, dagegen der Mantel der heiligen Kunigunde, sowie derjenige Ottos I. mit Ehrfurcht, ersterer wohl noch immer von manchen sich Nachkommenschaft wünschenden Aeltern mit Sehnsucht gesehen. Die Bischofskapelle, mit Bildern und Wappen der Bischöfe geziert, gab ebenfalls einen Gegenstand geschichtlichen Erstaunens, wenn auch wohl nur Wenige der Ruhestätte des ehrwürdigen Chronisten, des Bischofs Dietmar von Merseburg, mit wahrer geschichtlicher Rührung gedenken mochten. Der alte Stein, der Dietmar's Grab bezeichnete, wich im vorigen Jahrhunderte einem neuen Denkmal. Manches Kunstwerk der Malerei zierte die Kathedrale und Meister Kranach's Name war auch hier durch Werke verherrlicht. Das sogenannte Hunnengrab, dessen wir erwähnten, wurde von Fremden zu sehen nicht vergessen.

Auch das nahe Halle verschaffte manche Unterhaltung. Die noch kräftigen Epigonen eines alten Volksstammes, die Halloren, kamen zuweilen nach Merseburg. Es war schauerlich zu hören, wenn die Hallorenknaben auf der Brücke der Saale sich erboten, für wenige Münzen in den Strom zu springen und ihre Kunst im Schwimmen durch solches Wagniß zu bewähren, das sie jedesmal ohne alle Gefährlichkeit überstanden. Doch auch anderweit hatten sich jene kühnen Männer verdient gemacht in Merseburg: sie hatten einst die Amtseinnahme — ein Haus, wo Viel des Geldes verwahrt ward — bei einem Feuer gerettet und zum Andenken an diese mit Gefahr verbundene Rettung kamen sie zuweilen unter Entfaltung einer Fahne in die Vorstadt Altenburg und erhielten dort ein Geschenk. Dies war ein erfreulicherer Anblick, als die Reihen neugeworbener nicht sächsischer Mannschaft, welche preußische Werber durch Merseburg gen Halle geleiteten. In solchen Zügen sah man traurige, wildfrohe oder auch der nächsten Zukunft gleichgültig entgegengehende Menschen.

Ein Fest für Viele, besonders für die Jugend war es, wenn sogenannte englische Bereiter ihr Glück in Merseburg versuchten, sei es im Freien auf irgend einem dazu verwilligten Platze, sei es auf der Reitbahn unfern dem Dome. Ward letztere bewilligt, so konnte man auf höheren Kunstwerth der Leistungen schließen. Jedenfalls begab man sich an's Fenster oder blieb auf der Straße stehen, wenn die Gesellschaft der sogenannten Künstler ihren solennen Umzug durch die Stadt zu Pferde hielten, wo Trompeten- und Paukenklang und die in hellsten Farben auffallend gekleidete Bande das Ohr und Auge der Schaulustigen auf Minuten fesselte. Erschien aber ein Kameel- oder Bärenführer mit gellender Pfeife und Tambourinklang, gefolgt von seinem höckerigen Thiere, worauf rothgekleidete Aeffchen halb kauerten und dem Publikum Fratzen schnitten; erhob sich dann der struppige Bär und tanzte mit lächerlich ungeschickter Stellung, dann war das jugendliche Publikum voll des heitersten Erstaunens, und manchem Knaben und manchem Mädchen fiel die Fabel des hochgeschätzten Gellert ein: „Ein Bär der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen." Denn Gellert, der treue freundliche Bildner und Lehrer deutscher Jugend, war ein beliebter Mann, und wenn seine schönen und erhebenden Lieder in Kirche und Haus erklangen und gelesen wurden, so waren die Fabeln das weitest verbreitete Jugendbuch. Da mußte im Schweiße des Angesichts manche Fabel gelernt werden. Welche Freude daher, wenn Petz wirklich erschien, aufrecht ging und auf polnisch schön tanzte, gerade wie Gellert es beschrieben hatte.

Die Polizei war schlaff, da für ihr Einschreiten sich wenig Gelegenheit bot. Es gab zwar Organe derselben, doch nur wenige. Das muthwillige Betteln wurde angeblich durch den Bettelvoigt in Schranken gehalten. Die wenig zahlreiche Polizei hatte wohl das mindest begrenzte Feld der Wirksamkeit, während die Jurisdiction an feine Grenzen gebunden war, namentlich waren in alter Zeit die Bischöfe eifersüchtig auf ihre prälatische Gerichtsbarkeit gewesen, wie dies die Geschichte von dem Zorne des Bischofs Friedrich beweist, der, wie die Chronik sagt, dem Rathe die Gerichtsbarkeit entzog und sehr ungnädig ward, als der Stadtrath „einen Pedellen vom Schlosse in der Stadt gefangen nehmen ließ und strafen wollte darum, daß er in den Gerichten der Stadt einen Bürger durch einen Pfeilschuß hatte tödten wollen."

Zur Zeit des Kriegs traten dergleichen etwaige Competenzstreitigkeiten in den Hintergrund. Bei Unordnungen Seiten der Soldateska zog sich die städtische und andere executive und präventive Gewalt nothwendig oft zurück und man war froh, wenn, soviel die Fremden betrifft, die Gensd'armes d'Élite ein stracklich Regiment ausübten, sobald sie von dem Bedrückten unmittelbar oder mittelbar angegangen wurden.

Von allgemeinen Calamitäten war in jener Zeit, von welcher wir sprechen, wenig zu spüren. Feuersbrunst und Wasserfluth verschonten die Stadt. Obgleich die sonst freundnachbarliche Saale die Gegend mit ihren Fluthen oft bespiegelte, auch der Neumarkt, sowie der Platz an dem Flüßchen Gösel oder Geysel zuweilen überschwemmt war, so ging doch der Schaden nicht in's Große. Brannte die Oesse irgend eines Hauses oder gar ein Dach, so gerieth die Stadt in ängstlichen Allarm, allein die, wenn auch den heutigen Erfordernissen gegenüber unvollkommenen Löschanstalten erfüllten den Zweck. Nur einmal gegen den Octobermond 1806 ergriff die Bewohner panischer Schrecken, denn preußische Pulverwagen hatten sich verfahren und ehe der Wirrwarr sich entknäueln konnte, ertönte Feuerruf in der Nähe, doch auch jetzt ward das Unglück abgewendet.

Schnell wechselten in jener Zeit der Erwartung, der Furcht und Hoffnung die Jahre. Dieser Wechsel ward womöglich feierlich begangen. Man erinnerte sich gerade bei dieser Gelegenheit des kurze Zeit zurückliegenden Antritts des neuen Jahrhunderts; man sprach viel von den Feierlichkeiten die begangen, von den Liedern die gesungen, von den Böllern, die abgefeuert worden waren. Man gedachte aber auch des Streites welcher über den wahren Anfang des Jahrhunderts mitunter sehr heftig geführt worden war. In diesen Erzählungen machte sich immer bei den älteren Personen eine elegische Erinnerung an die verlebten Jahre der Ruhe geltend, eine Sehnsucht nach begründetem gesichertem Frieden, wobei man an Sonn- und Feiertagen ein Gespräch von weitentferntem Kriege und Kriegsgeschrei gern sich gefallen läßt und darum in erhöhter Maße die alten sicheren Stätten liebt und glaubt es liege in ihnen ein schützender Zauber. Nur zu bald brachten die dreifarbigen gallischen Feldzeichen Unruhe in die friedlichen Anschauungen. Man fühlte, es war eine andere Zeit auf Sturmesflügeln herangekommen. Dennoch blieb der Jahreswechsel eine Gelegenheit, in alter herkömmlicher Form sich Wünsche darzubringen. Freunde sahen sich auf Augenblicke, Officianten eilten zu Vorgesetzten, namentlich aber die Gewerken brachten den

Kunden ihre Wünsche dar, um dafür einer klingenden kleinen Erkenntlichkeit sich zu erfreuen; die Stadtpfeifer spielten ernste und muntere Weisen, die Tambours schlugen manchen Wirbel; Zeitungsträger, Schornsteinfeger und Andere gingen in raschem Wechsel die Straßen auf und ab und der Briefträger empfahl sich mit einem möglichst solennen Carmen, worin nichts als gute briefliche Nachrichten und sonstige günstige Correspondenz gewünscht wurden.

Noch ist unter den für Schaulustige Interesse gewährenden Gelegenheiten der Zug der Rosse zu erwähnen, welcher vor der Ablieferung der letzteren nach Dresden durch die Hauptstraßen der Stadt geführt ward. Das Gestüt zu Merseburg, dessen Vorstand — Stallmeister — die gleiche Anstalt zu Wendelstein in Thüringen an der Unstrut unter seiner Aufsicht hatte, zog treffliche Rosse, welche durch Kraft und Ausdauer sich auszeichneten und sehr geschätzt wurden. Mancher Zug der edlen Thiere fand sich dann vor den Wagen des Dresdner Hofes. Vor dem Abgange der einzuliefernden Zöglinge des Gestütes wurde jener Zug mit ihnen durch die Stadt unternommen und Alles eilte hinzu, dies wirklich anziehende Schauspiel zu sehen. Das Kennerauge ebenso wie die noch kindische Freude des Knaben an Pferd und Reiter fand hier ernste und heitere Befriedigung.

Jeder dritte Herbst brachte den großen Fischzug im Gotthardtsteiche. Viele Hunderte von Menschen versammelten sich; auch das erwähnte Fischhaus war geöffnet. Doch bei weitem nachhaltiger war das Vergnügen des Eislaufes, wenn der schöne seeähnliche Teich mit der spiegelnden Eisdecke diese Freude gestattete. Es war dies fast regelmäßig alle Jahre der Fall. Man liebte den Schlittschuhlauf und Groß und Klein vergnügten sich auf dem Teiche, wo einige einfache, auf dem Eise und an dem Ufer errichtete Buden Erholung gewährten. Mancher ausgezeichnete Schlittschuhläufer hatte eine Art von Berühmtheit erlangt und zeigte in großem um ihn herum sich bildendem Kreise seine Kunst und Ausdauer.

In den Nachmittagsstunden der Weihnachtsfeiertage tummelte sich die Jugend mit den geschenkten Trommeln, Pfeifen und Trompeten oder anderen Lärm machenden Instrumenten in den Straßen und probirte die Weihnachtsgaben, oder ließ nicht eher nach, bis die letzteren zerstört waren. Auch sah man von Pappe gefertigte kriegerische Kopfbedeckungen, Nachbildungen dessen, was man kurz zuvor zum Gram der Bewohner bei den fremden, unwillkommenen Gästen als Original gesehen hatte.

Zur Zeit der sorgenfreien Ruhe war es sehr gewöhnlich, daß die Leute an milden Sommerabenden vor den Thüren auf den dort besonders angebrachten oder in die Thürgewände aus Stein eingearbeiteten Sitzen ausruheten und ein Bild behaglichen Wesens abgaben. Auch wurden kleine Ausflüge gemacht, namentlich gewahrte man auf dem grünen Revier der Wiesen nach Meischau zu viele an der Natur sich erfreuende Menschen und am Ufer der Saale war es für die Kinderwelt eine große Freude, Muscheln und Schneckenhäuser zu sammeln, welche dort in Unmassen durch das schönste Farbenspiel den Blick fesselten.

Ebenso ward der sogenannte „Werder" oft besucht von Alt und Jung. Es war dies eine sehr bedeutende Wiesenfläche, ebenfalls unmittelbar am rechten Saalufer, jedoch in entgegengesetzter Richtung von den Wiesen gen Meischau. Man gelangte dahin durch einen Weg, der unfern der Neumarktskirche von der Straße abging. Dieser Werder bestand aus den üppigsten Wiesen. Dort waren ziemlich große Gebäude, worin die Mutterpferde und Füllen aus der Stuterei auf Zeit untergebracht wurden und große Holzeinzäunungen, innerhalb welcher die heranwachsenden Pferde einen Theil ihrer Jugend verlebten. Die Gebäude selbst, zugleich der Aufbewahrung des trefflichen Wiesenheues dienend, zeigten durch ihre erhöhte Bauart auf Untersätzen von Stein, daß der Werder sehr oft Ueberschwemmungen der Saale ausgesetzt war, welche im Frühjahre und zuweilen im Hochsommer dieses Wiesenland mit ihren Wellen besuchte. Jener Werder mit seinen prächtigen rothen gelben und blauen Wiesenblumen war lustig zu schauen und die oft wilden, schalkhaft an die Vermachung herankommenden, dann schnell in Sätzen umkehrenden Füllen waren die Freude aller den grünen Plan Besuchenden.

Mehr noch als jetzt hatte in jener Zeit fast jede Stadt einige Bewohner, welche sich durch Tracht oder Benehmen, durch wunderliche Gewohnheiten oder auch dadurch auszeichneten, daß sie mit einem großen Kreise der Gesellschaft als verwandt angesehen wurden. Dergleichen sogenannter Originale gab es auch in Merseburg. Wer früh nach 10 Uhr den einen der von uns obenbezeichneten Baumgänge des Schloßgartens betrat, der traf wohl fast täglich, bei jedem Klima und Wetter den alten Herrn von O . . ., welcher sich eine dergestalt heftige Bewegung machte, daß die Fußhebung und die beinah rotirende Bewegung der Arme schon von weitem bemerkbar wurden. Zuweilen ritt derselbe im Sommer ohne Ueberkleid, die Aermel des Hemds zeigend, durch die Stadt, weil er nicht einsähe, warum er sich nicht die Güte thun solle, die sich jeder Bauer erweise. Oft gleichzeitig mit ihm erschien im Schloßgarten, jedoch nur an schönen sonnigen Tagen auf dem grünen Plane am niedlichen kleinen Teiche des Gartens ein Mann, höchst fein gekleidet, frisirt und gepudert, in weithin leuchtendem kornblumenblauem Frack, in weißem kurzem Beinkleid, chapeau bas und den zierlichen Stock mit goldenem Knopf und seidener Quaste führend. Jedes Kind kannte in ihm den Kammerrath R . . ., der sich zierlich bewegte, während sein erwähnter Genosse in dem Kastanienbaumgange eine Art ungeregelter Gehgymnastik trieb. Gewahrte man einen großen, finster aussehenden, in Jägergrün gekleideten Herrn auf einem nie veränderten, sogenannten Wurstwagen über die Straße fahren, der nie ein freundlich Gesicht machte, eine Art von Scheu erweckte, wenn er den Blick seiner großen blauen Augen umherwarf, so war man nicht in Zweifel, es sei der Oberforstmeister von N . . . Ihm war wohl noch der Stachel im Herzen darob, daß er einst wegen zu großer Hegung der edlen Hirsche und Rehe sich argen Verdruß zugezogen hatte. Eine freundliche Erscheinung war der auf starkem Wagen einherfahrende Stiftshauptmann von H . . . durch Wohlwollen und Reichthum, durch edlen Sinn ausgezeichnet, jedoch belastet mit einem überaus fleischigen Körper. Er war in der Stadt und Umgegend allgemein unter dem Namen des dicken H . . . bekannt. Eine ganz andere Figur dagegen zeigte sich fast immer zu Pferde, ein robuster Mann im Reitkleid, große, sehr schwer bespornte sogenannte Kanonenstiefel tragend, in einem derselben stets die Reitpeitsche führend, den dreieckigen Hut auf dem Haupte, zierlich und kunstgerecht das Roß handhabend. Man nahm ihn nicht für das, was er war; der Herr von der P . . . bekleidete die Würde eines Domherrn. Fast kein Regiment heimischer oder fremder Truppen rückte in Merseburg ein, welches jener ritterliche Domherr nicht in die Stadt leitete und unfern dem Musikzuge sich zeigte. Eine analoge Erscheinung aus der Frauenwelt war das Fräulein J . . . Sie zeigte sich oft zu Pferde, trug Mannskleider, war gerüstet mit Stiefeln und Sporen, führte stets eine Reitgerte und man konnte sie in ihrer äußeren Haltung ein Mannweib nennen — aber ihr Wesen war gut und edel.

Auch gab es sonst noch unter den Frauen Individuen, die als originell gelten konnten. Ein wohlwollender freundlicher Zug des Wesens und langjährige Gewohnheit hatten manche jener Matronen als einem großen Kreis von Familien engverbunden erscheinen lassen. Ueberall gern gesehen war das Fräulein von P . . .; die Tante v. S . . . war unter diesem Verwandtschaftsprädicat in der Stadt überall bekannt. Die Kinder staunten, wenn die eben so kluge als eines erfahrungsreichen Lebens sich erinnernde Frau von T . . . — die Mama T . . . genannt — von der Zeit erzählte, als in Dresden, wo früher ihr Gemahl angestellt gewesen war, die Moritzstraße und die Kreuzkirche während des siebenjährigen Krieges eingeschossen wurden, oder wenn sie festliche Tage des Hofes schilderte. Die Tracht dieser alten Damen gehörte selbst in den Tagen, wovon wir sprechen, einer vergangenen Zeit an.

So wie wir hier zu schildern versucht, war in seinen Hauptzügen Merseburg während der ersten zehn Jahre unseres Jahrhunderts. Manches hatte sich schon damals in anderen Orten

mehr modernisirt, namentlich im nahen Leipzig mit dem „stets das Neue suchenden und des Gewinnes wegen einzuführen trachtenden Handel, während Merseburg mit altem besonderem in voriger Weise sich haltendem Wesen als Repräsentant gelten konnte vergangener Zeit und des Sinnes derselben. Es gedieh damit ein trautes freundliches Leben. Die Erinnerung an jene Tage, die der Knabe erlebte und die erst dem Manne in Vergleichung zu anderen Erfahrungen und Erscheinungen recht zum Bewußtsein kamen, bleibt für's Leben theuer, ein Blick auf die Stätte der Jugend gleicht einer von den Strahlen der sinkenden Sonne noch mit frischer zusammengehaltener Kraft beleuchteten Stelle der Gegend.

Die Hirschgeweihe in Moritzburg.

(Schluß.)

Näher als Alles, was uns über den „grimmen Schelch" bekannt ist, steht eine kurze Nachricht, die sich in Geßners Thierbuch mit einer Abbildung findet. Unter der Ueberschrift: „Von den Brandhirschen (tragelaphus, id est Hircocervus ausgesprochen worden: Unsere Jäger sagen von dreierlei Hirschgeschlechtern, die in Gestalt, Namen und Stärke unterschieden sind. Das erste ist das allgemein bekannte, das von Aristoteles und Plinius genau beschrieben worden. Das



quorundam)" sagt er: „Diese (obenerwähnte) Abbildung sei ihm aus Meißen in Sachsen von einem dasigen Gelehrten und berühmten Poeten*) zugesendet und dabei Folgendes von ihm andere sei nicht so wohl bekannt, größer als das erste Geschlecht, feister, dicker von Haar und schwärzer und werde von den Deutschen Brandhirsch genannt, von der Farbe, die dem halbverbrannten Holze gleichkomme, auch in den dicken, wilden Wäldern nahe bei Böhmen gejagt."

Nachdem nun von dem Damhirsch die Rede ist, fährt

*) Dieser Gelehrte ist, wie sich aus der lateinischen Ausgabe von Geßners Thierbuch, Francf. MDCIII, ergiebt, Georg Fabricius, der damals Rector in Meißen war.

er also fort: „Tragelaphus hat den Namen empfangen vom Bock und Hirsch, denn er ist schier gebartet als der Bock, dann trägt er auch an seinem Schlauch langes, schwarzes Haar; er hat die Gestalt eines Hirschen, nur daß er größer und stärker ist, auch die Farbe des Hirschen, allein schwärzer, die Farbe aber am Rücken ist schier aschenfarb, der Bauch jedoch ganz schwarz ꝛc."

Daß hiernach der Berichterstatter Fabricius, sowie D. Conr. Geßner, nicht an eine zufällige Spielart, sondern an eine besondere Art von Hirschen geglaubt haben, läßt sich nicht bezweifeln. Leider aber fehlen alle Anhaltepunkte, um nach specifischen Unterscheidungszeichen die besondern Species festzustellen. Denn Größe und Stärke sind noch heute beim Hirsche sehr verschieden und in der Farbe habe ich selbst, bei geringer Erfahrung, einen Unterschied von einem sehr hellen gilblichen Roth bis zu einem sehr dunkeln Braun auch in der guten Zeit bemerken können. Selbst der Bart, der den Namen bedingt haben soll, könnte möglicherweise bei unserm Roth- oder Edelhirsche vorkommen, da nach der Brunft starke Hirsche zuweilen ein so dichtes und langes Haar an Kinn und Hals bekommen, daß man dasselbe für einen Bart halten kann. Auch die schwarze oder mindestens schwarzbraune Farbe am Bauch zeigt sich, besonders bei starken Hirschen, nach der Brunft fast in der Regel. Immerhin bleibt es beachtenswerth, daß die Ueberlieferung von dem Vorhandensein einer besondern Hirschart unter dem Namen Brandhirsch sehr allgemein angenommen und weit verbreitet gewesen ist, ein Umstand, der v. d. Hagen wahrscheinlich dazu verleitet hat, in seinem Wörterbuche zum Nibelungenliede bei dem Worte „Schelch" hinzuzusetzen: „Vielleicht der Brandhirsch, der noch in Böhmen häufig ist." Aber so oft auch in älteren Jagdbüchern und Naturgeschichten diese fast sagenhafte Ueberlieferung auftaucht, ist zu der wissenschaftlichen Feststellung der wesentlichsten Unterscheidungszeichen nur wenig Boden gegeben. Goeze sagt in seiner europ. Fauna, Th. III. S. 5, sogar: „Gewisse Umstände können bei den Thieren die Farbe verändern, welche man daher nicht als besondere Arten anzusehen hat. So giebt es in den böhmischen Wäldern Hirsche, welche von den Kohlenbrennereien, wo sie sich aufhalten, eine ganz dunkelbraune Brust und lange Zotten am Halse haben. Man nennt sie Brandhirsche." Freilich klingt dies etwas sonderbar, denn wiewohl der Hirsch den Kohlenmeilern nachzugehen liebt, ist kaum zu glauben, daß er dadurch sollte seine Farbe bleibend verändern und am Halse lange Zotten bekommen. Wäre es aber der Fall, so ließe sich nicht wohl einsehen, warum die im Harz nicht minder als in den böhmischen Gebirgen häufigen Kohlenbrennereien nicht denselben Einfluß auf das Haar des Hirschen äußere, und warum dann Goeze, der vorzugsweise im Harz seine eigenen Beobachtungen angestellt zu haben scheint, diese Spielart nicht selbst bemerkt haben sollte. Andere Naturgeschichten, wie die von Bechstein, Ocken u. a. übergehen diesen Brandhirsch oder tragelaphus sogar mit Stillschweigen. (Linné's Naturgeschichte habe ich leider nicht einsehen können.)

Buffon*) dagegen enthält eine Stelle, die für den vorliegenden Gegenstand in doppelter Hinsicht von Belang ist. Er beginnt damit, zu sagen, daß außer der ebengenannten Varietät (des corsischen Hirsches) es noch eine gebe, die im Deutschen „Brandhirtz", von den französischen Jägern aber „der Hirsch der Ardennen" genannt werde. Die Schreibart: „Brandhirtz" giebt schon die Vermuthung an die Hand, daß er den Geßner vor Augen gehabt habe. Allerdings hat auch Sonnini die betreffende Stelle aus Geßner in einer Note beigefügt. Nach der — leider nicht auf eigner Anschauung beruhenden — Beschreibung der Unterscheidungszeichen, entwickelt Buffon die Meinung, daß dieser Brandhirsch derselbe sein könne, der von dem Aristoteles hippelaphus und von Plinius tragelaphus genannt werde und in Indien schon zur Zeit Alexander des Großen bekannt gewesen sein solle. Schließlich spricht er sich dahin aus, daß man in diesem Hirsch eine besondre Art erkennen könne. Freilich aber sind auch die von ihm angeführten Unterscheidungszeichen nur äußerliche, die in dem Bart, der Mähne und dem Haar bestehen, wogegen immer Racenunterschiede an Knochen-, Zahn- und Wirbelbildungen, wie sie u. A. von Goldfuß an dem Schädel des Riesenhirsches und dem des Elens nachgewiesen worden, auch bei ihm nicht zu suchen sind, da es sich immer nur um mündliche Ueberlieferungen und darauf gebaute Vermuthungen handelt.

*) Hist. nat. etc. Ouvrage form. un Cours compl. d'Hist. Nat. redigé par C. S. Sonnini. Paris An VIII. T. 24. p. 117.

Ein Umstand ist aber in dieser Erwähnung von Buffon für uns noch von besonderem Interesse. In einem Vorhause des Erdgeschosses zu Moritzburg befindet sich ein altes, ziemlich vernachlässigtes Gemälde, das ein colossales Hirschgeweih mit einem Theile des Schädels darstellt. Dieses wunderbare Geweih ist, wie aus der nachstehenden Abbildung hervorgeht, 5 Ellen 4 Zoll hoch und 5 Ellen 3 Zoll weit. In seiner Mitte stehen folgende lateinische Verse:

Cervus in Ardenna monstrum memorabile sylva
Hoc gessi celsa notabile fronte decus.
Per multos crevi nulli violabilis annos,
Ipse mihique mea mole timendus eram.
Ludvico Rege undecimo regnante peremit
Letifera tristis missa sagitta manu.
Obstupuit praesens veniens mirabitur aetas
Naturam tantum mi genuisse caput.

Auf deutsch:

Ich, dieser Hirsch trug als ein merkwürdiges Ungeheuer im Ardenner Walde diesen Schmuck auf erhabner Stirn. Viele Jahre hindurch gedieh ich, ohne von irgend wem verletzt werden zu können und war durch meine große Gestalt mir und Andern furchtbar. Unter der Regierung des Königs Ludwig XI. durchbohrte mich ein trauriger Pfeil, der von todtbringender Hand entsendet war. Die Mitwelt staunte und die Nachwelt wird es bewundern, daß mir die Natur ein so großes Geweih (Haupt) erzeugt hatte.

Wo dieses Gemälde herrühre, welchen historischen Glauben es verdiene, darüber findet sich allerdings kein Anhalten, wenn nicht das in der untern Ecke rechts befindliche Wappen, das gleichfalls hier abgebildet ist, einen Schimmer von Hoffnung für eine annähernde Beantwortung der einen oder der andern Frage giebt. Sollte aber der Mangel jedes Nachweises hierüber die volle Berechtigung dazu geben, daß man dieses alte Bild mit seiner Inschrift für eine reine Fabel oder eine kurzweilige Erfindung ansehen dürfe? Ich glaube nicht. Wenn auch vielleicht der Maler dieser Schilderei es mit den Maßen seines Originals nicht genau genommen hat und daran etwas abzuhandeln ist, so trägt anderntheils wieder die Inschrift zu sehr das Gepräge des Ernstes und des Glaubens an die Sache, als daß eine unbedingte Verwerfung dieses Zeugnisses sofort gerechtfertigt sein könnte.

Jedenfalls verdient das Zusammentreffen der Angabe des Ardennenwaldes als der Heimath dieses „Monstrum memorabile" mit der Angabe Buffons, daß französische Jäger noch in seiner Zeit von einem besondern Ardennenhirsch sprechen, einer besondern Beachtung. Daß Buffons Aussage hinsichtlich ihrer Quelle mit diesem Bilde in irgend einem Zusammenhange oder das Bild hinsichtlich seiner Entstehung mit Buffons Aussage in irgend einer Beziehung stehe, ist kaum zu glauben. Fragt man, ob jene oder dieses Bild älter sei, so möchte ich mich für letztere Ansicht unbedingt aussprechen, da die Malerei und die Inschrift nach dem Inhalte und Styl sowohl als nach den Charakteren auf ein bedeutend höheres Alter, als das Zeitalter Buffons hinweisen.

Soll ich nun einen Schluß dieser Betrachtung ziehen, so bleibt freilich nicht viel mehr zu sagen, als: Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es außer unserm Edelhirsch noch eine besondere Art von Hirschen gegeben hat. Wahrscheinlich hat diese Art nur in den dichtesten und unzugänglichsten Wäldern — in Böhmen oder den Ardennen? — ihre Heimath gehabt

und ist mit der vorschreitenden Cultur und dem allmäligen Verschwinden aller Urwälder nach und nach erloschen. Würde diese Vermuthung durch genügende Beweise als Thatsache festgestellt, so könnte dann die fernere Frage, ob von den Moritzburger Geweihen einige dieser besondern Art angehören, einer fernern Erörterung unterliegen und möglicherweise ihre Erledigung finden. Indessen hat bei dem jetzigen Stand der Sache die Ansicht, daß alle diese Geweihe der Art angehören, langen Reihe von Jahren und in weiterem Umkreise ein einzelnes seltenes Vorkommniß gewesen sei. Wäre dies aber der Fall, so würde dadurch schon die Frage, ob sie einer besondern Art angehören, bedeutend in den Hintergrund treten. Gewiß aber ist der Umstand, daß zwischen diesen Geweihen und denen, die jetzt noch vorzukommen pflegen, wenn sie an Stärke auch noch so ausgezeichnet sind, eine große Verschiedenheit bestehe, der schwächste Grund für eine



die wir den Roth- oder Edelhirsch nennen, fast mehr als die Wahrscheinlichkeit für sich.

Vor allem Andern ist es von Bedeutung, daß wir zur Zeit noch nicht wissen, wie lang die Reihe der Jahre ist, in welcher die Moritzburger Geweihe zusammengebracht worden sind; wir wissen ferner nicht, ob sie nicht aus den verschiedensten, aus den unter sich entferntesten Gegenden stammen. Es ist nicht unmöglich, daß jedes einzelne derselben in einer solche Annahme. Denn wie sehr örtliche und andere Umstände, hinsichtlich der reichlichen und leicht aufzufindenden Nahrung, hinsichtlich der Ruhe und Freiheit, die der Edelhirsch genießt, auf seine vollkommene Ausbildung wirkt, ist allseitig bekannt.

Daß die Veränderungen der letzten fünfzig bis achtzig Jahre gerade in dieser Beziehung von dem wesentlichsten und für den Edelhirsch von dem nachtheiligsten Einfluß gewesen

sind, bedarf ebensowenig des Beweises. Denn Jedermann weiß, wie bei der minder pfleglichen Behandlung der Jagd und bei der gänzlich umgestalteten Bewirthschaftung der Forsten die Wildbahnen, die vor 80 bis 100 Jahren in vielen Theilen von Deutschland und Frankreich noch bestanden, gänzlich unmöglich geworden sind. Es ist dies eben eine Wirkung des ewigen Naturgesetzes, daß das Ursprüngliche dem weichen muß, was sich aus demselben herausbildet, mit andern Worten, daß die Jugend das Alter verdrängen muß, gleichviel, ob die werdende Jugend allemal besser und preiswürdiger ist, als das vergehende Alter.

Gleichwie der vielbesprochene Schelch unter den angeführten Umständen wahrscheinlich zuerst immer seltener geworden und dann gänzlich verschwunden ist, so wird es sicher auch dem Edelhirsche dereinst ergehen, wenn die Bodencultur in der Weise fortschreitet, wie sie in den letzten Menschenaltern den Anlauf genommen hat.

Wie dem auch sei, so ist mindestens soviel gewiß, daß die Moritzburger Geweihe zu den seltensten Erscheinungen dieser Art gehören und einer erschöpfendern Betrachtung, sowie einer sachkundigern Untersuchung, als die gegenwärtige, werth sind. H. von Friesen.

Bierausfälle im 17. Jahrhundert.

Das Bierbrauen war in den ältesten Zeiten jedem Einzelnen freigestellt. Später gaben sich vorzüglich die angesessenen Bürger in den Städten mit dem Braugeschäfte ab und dann suchten sie sich die Brauberechtigung gegen eine Abgabe für immer zu sichern. Je umfangreicher und einträglicher das Geschäft wurde, desto zäher hingen die Berechtigten an demselben, desto mehr häuften sich aber auch die Streitigkeiten über die Ausübung des Braurechts, sowie über die Ausschrotung und Verwendung des Bieres. In der Mitte des 15. Jahrhunderts erhielten verschiedene Städte Sachsens das Recht zu Ausübung des Bierzwanges im Umkreise von einer Meile (Bannmeile). Ausnahmen wurden durch besondere Regierungsverordnungen und durch Verträge bestimmt. Trotz der streng gezogenen Grenzen war doch die Vorliebe für den Biergenuß schon so groß, daß man mit dem einheimischen Getränke sich nicht begnügte, sondern aus der Ferne berühmtes Bier kommen ließ. „Torgisch" (Torgauer), „Wortzisch" (Wurzner), Schneebergisches u. a. Bier scheint um 1550 besonders gesucht gewesen zu sein. Bei Biermangel in einem Orte wurde es dem „Krüger" zuweilen gestattet, sich beim Gleitsmann der Stadt zu beklagen; dieser unterhandelte mit dem Stadtrathe und wirkte bei begründeten Beschwerden dem Krüger einen Zettel aus, kraft dessen anderes Bier geholt werden durfte. Bei widerrechtlicher Einführung fremden Gerstensaftes oder bei unbefugten Ausschänkungen verfuhren die Brauberechtigten der Städte oft mit gewaltiger Strenge. Sie sendeten Landsknechte und andere Boten auf die Dörfer aus, damit sie auskundschaften sollten, ob fremdes Bier verwerthet werde. Fand man dergleichen, so wurde das Bier sofort weggenommen, wobei es häufig zu Kampf und Streit kam. Solche Revisionen, meist von Bewehrten ausgeführt, wurden Bierausfälle genannt.

Reich an Nachrichten über Bierausfälle ist die Stadt Chemnitz, wo das Stadtbier schon im Jahre 1494 einen Ruf hatte, das Klosterbier aber außerordentlich beliebt war. Die dortige brauende Bürgerschaft übte ihren Bierzwang in der eifersüchtigsten Weise aus; sie sendete einzelne Mitberechtigte, gewöhnlich vom Rathsknechte begleitet, auf die umliegenden Dörfer und gestattete den Boten, das vorgefundene fremde Bier wegzunehmen, auszutrinken oder in den Sand laufen zu lassen. Stellten sich die Bierwirthe den Städtern hindernd entgegen, so entstanden in der Regel unangenehme Händel. Hierzu nun folgende Beispiele als Bilder vergangener Zeiten.

Die Bierausfälle waren in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine oft wiederkehrende Erscheinung. 1683 fielen die Chemnitzer in Altchemnitz ein, wo sie 5 Tonnen Bier erbeuteten, sowie in Neustadt und Stelzendorf, wo sie 3 Tonnen in Beschlag nahmen. Nach Höckericht wagten sich die Chemnitzer auch, waren aber an Zahl zu schwach und bekamen „derbe Schläge, die ihnen Niemand wieder abnahm."

Im Jahre 1686 gerieth der Rath zu Chemnitz mit dem Wirth im sogenannten Kellerhause, Paul Wieland, und dessen Eidam Knobloch in Streit. Zu diesen Männern zogen nämlich die Einwohner der Stadt schaarenweise hinaus, um das gute fremde Bier, das billiger war als das Stadtbier, zu trinken. Der Rath verbot „das Hinauslaufen und Zechen der Bürger" strengstens, doch ohne Erfolg. Der Amtmann begünstigte Wieland und Knobloch und schritt darum auf die Beschwerde des Raths nicht kräftig ein.

1691, in welchem Jahre man statt des seit 1607 eingeführten Kegels auf einem Bierfasse zum Zeichen des Bierausschänkens ein Reiß aushing, lief ein Bierausfall sehr übel ab. Zwölf Brauberechtigte aus Chemnitz gingen, begleitet vom Rathsknechte, nach Mittelbach. Beim dortigen Richter, der zugleich Schänkwirth war, fand man 4 Tonnen fremdes Bier. Ueber dasselbe fielen die zwölf her, tranken sich gehörig voll, zerschlugen dann die Fässer und ließen alles übrige Bier weglaufen. Als dies eben geschehen war, kamen die zwei Söhne des Richters und dessen Schwager, ein früherer Dragonerwachtmeister, vom Chemnitzer Markte zurück. Sie hörten von dem im Richterhause vorgekommenen Scandale, nahmen noch einige kräftige Einwohner von Mittelbach mit sich und stürzten sich dann auf die vom Bier zum Theil berauschten Chemnitzer, auf welche sie in wuthentbrannter Weise losschlugen. Es ging auf Leben und Tod. Der Leinweber Müller aus Chemnitz und der Rathsknecht blieben todt auf dem Platze liegen und die andern Chemnitzer waren mit bedeutenden Wunden bedeckt. Nur drei ihrer Genossen konnten sich durch die Flucht retten. Vierzehn Tage später hatten die Brauberechtigten schon wieder den Muth, einen Bierausfall anzustellen, doch geschah dies mit viel größerer Vorsicht. Man bewaffnete 36 Mann und sendete sie nach Oberwiesa. Hier fanden dieselben eine einzige Tonne fremdes Bier, welche sofort ausgetrunken und, ohne daß Jemand hindernd entgegen getreten wäre, in Stücken zerschlagen wurde.

Ein Bierausfall, welchen 24 Mann aus Chemnitz nach Würschnitz im Jahre 1692 unternahmen, ist deshalb merkwürdig, weil dabei ein Mörder durch einen Hund entdeckt wurde. Das Wirthshaus in Würschnitz, wo fremdes Bier verborgen liegen sollte, hatte eine ziemlich einsame Lage. Die Chemnitzer, denen ein Hund nachgelaufen war, kamen um Mitternacht vor dem Hause an, verschafften sich Eingang und traten in den Keller, um das fremde Bier aufzufinden. Der mitgebrachte Hund hatte sich ebenfalls mit in den Keller gedrängt; er begann zu schnuppern und zu scharren und führte dadurch auf die Entdeckung eines im Keller verscharrten Leichnams. Man holte sogleich den Ortsrichter herbei, welcher den Wirth, einen alten Soldaten, festnahm und verhörte. Der Wirth gestand darauf sehr bald, daß er einen wandernden Fleischergesellen erschlagen und im Keller begraben habe.

1698 schroteten einige Leute schon fremdes Bier nach Chemnitz ein, aber demohngeachtet unternahm man, mit Zähigkeit an alten Rechten hängend, einen Bierausfall nach Rottluff. Hier kam es zu einer tüchtigen Schlägerei. Zuletzt schloß der betroffene Wirth Lämmel mit der Chem-

nitzer Braugewerkschaft einen Vergleich ab, nach welchem er das Recht erhielt, in seinem Kellerhause fremdes Weißbier auszuschenken.

Im 18. Jahrhunderte kamen die Bierausfälle nicht oft mehr vor, da man die Differenzen in Bezug auf den Bierzwang lieber auf dem Rechtswege auszugleichen suchte. Die deshalb geführten Processe kosteten freilich oft sehr viel Geld und waren langwierig genug*). Die brauende Bürgerschaft in Chemnitz hatte 1723 auch einen Streit mit einigen Schänkwirthen in der Stadt und mit einem Kellerhauspachter, wegen des Ausschanks des damals beliebten Lichtewalder Breyhahns oder Weißbiers. Man suchte sich aber bald zu einigen.

Nachrichten über den letzten Versuch eines Bierausfalls der Chemnitzer Bürger finden sich im Jahre 1724. Es galt, einen Altchemnitzer Wirth zu überrumpeln. Der „Heldenzug" der städtischen Brauberechtigten begab sich in möglichster Stille hinaus, um den Sünder sicher zu fangen, aber die Sache war schon verrathen und man fand das Nest leer.

Was würden die eifersüchtigen Brauberechtigten vor 200 Jahren gesagt haben, wenn sich nur einige Stimmen für vollständige Gewerbefreiheit geltend zu machen versucht hätten! — Tempora mutantur nos et mutamur in illis.

*) In der Stadt Borna entstand gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts zwischen dem Stadtrathe und dem Herrn von Helldorf auf Kieritzsch ein Streit wegen unbefugten Bierverlags, welcher durch alle Instanzen ging. 11 Actenstücke wurden hin und her gesendet, bis endlich der Rath der Stadt obsiegte.

Robert Wolfram.

Miscellen.

Der Heerwurm. Bekanntlich bildet die Larve der Thomas-Trauermücke (Sciara Thomae) den in Thüringen nicht selten vorkommenden Heerwurm, über den Ludwig Bechstein sehr gute Beobachtungen angestellt hat. Schon im Jahre 1605 ist er gesehen worden, wie aus M. Joh. Arn. Zeitfuchs' Stolbergischer Kirchen- und Stadt-Historia (Franckfurth und Leipzig 1717, 4.) sich ergiebt, wo es S. 358 heißt: „Was Hr. D. Bähreus in Beschreibung des curieusen Hartzwaldes p. 62 anführet, daß einesmahl zweene Holtzhauer aus dem Gräflichen Stolbergisch-Hohnsteinischen Dorffe Sachswerffen, die Schönemänner genannt, nahe bey dem alten verfallenen Schloß Hartzburg einen Haselwurm getödtet, so 12 Werckschue lang und am Maule wie ein Hecht gestalt gewesen; das erinnert mich gelesen zu haben, wie daß anno 1605, als die hiesige Bürgerschafft nach dem Hayn gezogen, fremd Bier zu suchen, sichs begeben, daß eine unmäßliche Menge Würme, eines halben Kindes lang, über den Weg gezogen, daß der Zug bey dritthalb Elen lang gewesen, vorn wie ein Kopff, folgends bis an die Mitte 3 Finger breit, der Bauch eine Spanne und der Schwantz 3 Finger dick, hinden spitz zu, ein Wurm über dem andern liegend."

J. K. S.

Vom Jahre 1705 bis 1740 wurden in Dresden nicht weniger als 29 Verbrecher, Räuber und Mörder, hingerichtet, unter denen sich auch am 8. März 1715 der berüchtigte Lips Tullian mit seinen Genossen befand. t.

Sachsen-Chronik

vom 1. Januar bis 30. September 1861.

Denkmäler.

Die Enthüllung des Lutherdenkmals zu Möhra. Am 25. Juni strömten Tausende von Menschen nach einem Dörfchen, welches das Andenken an den großen Reformator geheiligt, nämlich nach dem kleinen Möhra (eine Stunde vom Bade Salzungen), dem Stammorte Luthers, wo vor dem Umzuge nach Eisfeld seine Eltern lebten und noch Seitenverwandte von ihm vorhanden sein sollen. Hier ward an diesem Tage, am Tage der Uebergabe der Augsburgischen Confession, das neue Lutherdenkmal, eine Zeichnung des talentvollen Hofbildhauers Müller in Meiningen, und gegossen in der Burgschmidt'schen Werkstätte in Nürnberg, feierlichst enthüllt. Es entstand dieses wahrhaft nationale Denkmal durch die Bemühungen eines hierfür zusammen getretenen Comité's in Meiningen und besonders den reichen Spenden des dasigen herzoglichen Hauses.

Am 18. August wurde in Hainichen die Errichtung eines Gellertdenkmals, die Erhaltung des Gellerthauses und die Verlegung der Kinderbewahranstalt in dasselbe von den zu diesem Zwecke sich gebildeten Comité's beschlossen.

Jubiläen.

Freiberg, 9. April. Die berühmte Belagerung Freibergs durch den schwedischen General Torstensohn, vom 27. December 1642 bis 17. Februar 1643, zerstörte auch die Hospital- oder St. Johanniskirche vor dem Petersthore — im Hospital selbst war Torstensohn's Hauptquartier —; die Freiberger Chronik sagt darüber: „Es ist mit höchster Verwunderung gesehen und befunden worden, wie die schöne, wohlgebaute und gezierte Hospitalkirche, darinnen doch der Feldmarschall Torstensohn sich selbst persönlich vielmal auffgehalten, schändlichen entweihet, das Crucifix auff dem Altar mit Feuer unchristlichen geschmäht, die Decke, Bohrkirchen, Cantzel, Bilder, Epithaphia und Stüle herausgenommen und verbrand, hingegen Pferde hineingestellet und alles lästerlichen deformiret gewesen." Ihr Wiederaufbau erfolgte erst 1660 und 1661 am 7. April — das ist wenigstens der wahrscheinlichste Tag —; und dieser Tag ward in Freiberg als 200jähriges Jubelfest feierlich begangen.

Am 8. Juli hat die sächsische Dampfschifffahrts-Gesellschaft das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens dadurch begangen, daß eine von der Generalversammlung bewilligte, nicht unbeträchtliche Summe unter die Beamten und Schiffsmannschaften zur Vertheilung gelangte und somit Denjenigen ein freudiger Gedenktag bereitet wurde, deren oft beschwerlicher Dienst einer solchen Anerkennung wohl werth ist. Die Gesellschaft besitzt zur Zeit 12 im besten Zustande befindliche Dampfschiffe für den Personenverkehr, 5 hölzerne Schleppschiffe, einen trefflichen Bauplatz in Blasewitz, an allen Stationen von Leitmeritz bis Torgau gute Landungsbrücken und an mehreren Punkten ihr eigenthümlich gehörige Gebäude. Die Zahl der im letzten Betriebsjahre beförderten Personen betrug auf der Oberelbe 496,332, auf der Unterelbe 264,786, zusammen 761,108, mithin 121,195 Personen mehr als im Vorjahre.

Den 21. August fand in Dresden im festlich decorirten Meinholdschen Saale das 50jährige Amtsjubiläum des allgemein hochgeachteten und in ganz Deutschland rühmlichst bekannten Hoforganisten Dr. Johann Schneider statt.

Ebenso feierte am 25. August der Kanzleirath Karl August Zschille, dessen Name als pädagogischer Schriftsteller und Kalligraph auch außerhalb Sachsens rühmlichst bekannt ist, sein 50jähriges Staatsdiener-Jubiläum. — Beide Jubilare empfingen an diesem Tage durch königliche Huld das Ritterkreuz des Albrechtsordens und von ihren Gönnern, Freunden und Verehrern zahlreiche Beweise der Hochachtung und Freundschaft.

Todesfälle.

Zu Gauernitz bei Meißen starb am 4. Januar die verwittwete Frau Fürstin Thekla von Schönburg-Waldenburg (die Mutter Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Otto Friedrich).

Die Verewigte, eine Tochter des Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt, war geboren am 23. Februar 1795, vermählt am 11. April 1817 mit dem Fürsten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg und Wittwe seit dem 16. Februar 1859.

Am 19. Januar wurde Professor Bretschneider, der Ordinarius an der Tertia der fürstlichen Landesschule zu Gera, von einem Spaziergange heimkehrend, vom Schlage betroffen und todt in seine Behausung gebracht.

Am 20. Januar starb plötzlich in Dresden Graf Carl von Einsiedel-Wolkenburg, Mitglied der ersten Kammer der Ständeversammlung, k. k. österreichischer Kämmerer und Obristlieutenant a. D. 2c. Die feierliche Einholung der von Dresden über Glauchau in Wolkenburg eintreffenden irdischen Hülle des Verstorbenen fand unter zahlreicher Betheiligung der Bewohner der Umgebung statt, und Nah und Fern fühlen Alle, die dem Verewigten nahe gestanden, den schmerzlichen Verlust, den der Tod eines Mannes herbeigeführt, der durch unermüdliche Güte und Liebe alle Herzen gewann.

Am 21. Januar fand unter ehrenvoller und ungewöhnlich zahlreicher Begleitung die Beerdigung des am 18. Januar in Gera verstorbenen Diaconus Theundorf statt, der vom Jahre 1815 an in Kirche und Schule segensreich gewirkt und sich in den Herzen vieler Tausende ein unlöschbares Andenken gesichert hat.

Nach längerem Leiden verschied in Leipzig am 24. Januar einer der gelehrtesten Schulmänner, Dr. Gottfried Stallbaum, Rector der Thomasschule und außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität. Derselbe war 1793 zu Zaasch bei Delitzsch geboren, wurde 1817 ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle, 1819 Quartus und darauf bis 1834 Tertius an der Thomasschule zu Leipzig, an welcher er dann im folgenden Jahre auch Rector wurde. Im Mai vorigen Jahres feierte er das 25jährige Jubiläum seines Rectorats und wurde bei dieser Feier von Sr. Majestät dem Könige mit dem Ritterkreuze des Albrechtsordens ausgezeichnet. (Die Bedeutung des Verstorbenen als Philolog ist allbekannt. Besonders verdient machte er sich auf diesem Gebiete durch die Herausgabe des Plato.)

Am 8. Februar starb zu Plauen im Voigtlande der emeritirte Prorector, Stadtrath und stellvertretende Landtagsabgeordnete Christian Gottlieb Pfretzschner, Ritter des Albrechtsordens, im 64. Jahre seines rastlos thätigen Lebens. Ein Schlagfluß führte ihn schnell und sanft seinem Ende zu, als er eben eine Arbeit, die von ihm seit fast 30 Jahren mit Vorliebe gepflegte Handwerkerschule betreffend, beendet hatte. Pfretzschner wirkte unermüdlich während eines 43jährigen Zeitraumes als Collaborator und Conrector am früheren Lyceum, als Prorector am Gymnasium, als Director der ehemaligen Gewerbe- und der noch blühenden Baugewerkenschule, als Director der ehemaligen Sonntags-, jetzigen Handwerkerschule, im ehrenvollen Ruhestande als Stadtverordneter, Stadtrath und stellvertretender Landtagsabgeordneter zum Wohle der Stadt und des Vaterlandes.

Zu Weimar starb am 12. Februar Capellmeister Chelard, der als Componist sich besonders durch seine große Oper „Macbeth" einen Namen erworben hat. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren und hatte sich schon seit mehreren Jahren von seinem Amte zurückgezogen.

Am 21. Februar starb zu Dresden der weit über die Grenzen Sachsens und des großen deutschen Vaterlandes hinaus rühmlichst bekannte Bildhauer Professor Rietschel. Am 15. December 1804 in Pulsnitz geboren, erwarb sich derselbe Ruhm und Stellung in der Kunstgeschichte durch seine Lessingstatue, die er, nach dem für Leipzig gearbeiteten Thaerdenkmal im Jahre 1853 für Braunschweig vollendete. Das größte Werk Rietschels, das auch sein letztes werden sollte, ist das Lutherdenkmal, welches in Worms aufgestellt werden soll. Die großartige, gestaltenreiche, cyklische Composition, die ein Denkmal des gesammten Reformationszeitalters werden soll, ist, so wie sie der Künstler entworfen hat, in der Tiefe ihres Gedankengehalts, in ihren neuen und glücklichen Motiven vielfach besprochen und geschildert worden. Außer der Gestalt des Wiclef ist nur noch das Modell der colossalen Lutherstatue fertig, in der sich die ganze Denkmalgruppe bekanntlich gipfelt. Diese Lutherstatue ist die Krone und der glänzendste Abschluß der epochemachenden Thätigkeit Rietschels. — Rietschel erhielt 1851 einen Ruf nach Wien, ebenso in den letzten Jahren nach Berlin, wo er seines verstorbenen Meisters Rauch Stelle einnehmen und mit dem Directorat der Academie betraut werden sollte; er lehnte beide Male ab. In Anerkennung dessen und überhaupt seiner Verdienste um die Kunst ließ ihm die sächsische Regierung eine Wohnung mit geräumigen und bequemen Atelierräumen erbauen, von der Gebrauch zu machen dem Künstler aber nur kurze Zeit vergönnt war. Durch verschiedene Orden wurden ihm ehrende Auszeichnungen zu Theil, die Universität Jena verlieh ihm ein Doctordiplom und die meisten Academien zählten ihn zu ihren Mitgliedern. Die größte Ehre aber ist wohl die, daß ihn Deutschland zu seinen nationalsten Künstlern rechnet, und Das, was in dem Herzen einer Nation Wiederklang findet, das besiegt das Todeselement, was in der Zeit liegt; der Name Ernst Rietschel wird fortleben.

Im Monat Februar starb im „Hotel Dietz" zu New-York der in Amerika rühmlich bekannte deutsche Geolog Ernst Häuser in der Blüthe seiner Jahre. Geboren zu Dresden, studirte er später auf der Bergacademie zu Freiberg seine Wissenschaft aufs Gründlichste und ging nach glänzend überstandener Prüfung nach Amerika, wo er sofort vom Staate New-Jersey als Staatsgeolog angestellt wurde. In dieser Stellung erwarb er sich bald eine ausgebreitete Bekanntschaft, entschloß sich aber auf Anrathen seiner Freunde, seine Wissenschaft auf eigene Hand zu betreiben, wo sich ihm bald ein großer und in pecuniärer Hinsicht vortheilhafter Wirkungskreis eröffnete, indem er von den ersten Bergwerkscompagnien des Landes mit geologischen Aufträgen überhäuft wurde. Seine geologischen Forschungen führten ihn durch einen großen Theil der Vereinigten Staaten und er setzte sich in den fernen Wildnissen oft den größten Strapazen aus. Da jedoch sein eiserner Wille dem von Natur nicht starken Körper zu viel zumuthete, zog er sich hier eine tödtliche Krankheit zu. Die Silberbergwerke in Arizona, denen er seit Jahren sein wissenschaftliches Dichten und Trachten gewidmet, sollte er nicht wieder sehen. Um bei seinen Angehörigen in Dresden Linderung und wo möglich Heilung seines Uebels zu suchen, kam er bis nach New-York, wo er sich nach Europa einschiffen wollte. Hier aber starb er trotz der freundlichsten Pflege. Viele amerikanische Zeitungen widmen unserm Landsmann höchst ehrende Necrologe, preisen seinen glänzenden Ruf als Geolog und nennen ihn als einen Mann von umfassender allgemeiner Bildung, voll Wahrheits- und Freiheitsliebe, ernst und bescheiden, voll Biederkeit und Rechtlichkeit.

Der Morgen des 2. Märzes versetzte das Königshaus Sachsens in tiefe Trauer durch den Tod der infolge eingetretener Zahnentwickelung verschiedenen Prinzessin Marie, Tochter Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen Georg und der Prinzessin Marie Anna. Sie starb im neunten Monat des ersten Lebensjahres.

Das Herzogthum Meiningen verlor am 5. März durch den Tod einen seiner tüchtigsten Männer. Staatsminister a. D. von Wechmar verschied plötzlich, von einem Spaziergange zurückgekehrt, infolge eines Schlagflusses. Einer edlen Familie entstammt, berief ihn das Vertrauen des Herzogs zu einer Zeit an die Spitze der Verwaltung, wo die Wogen der Revolution noch hoch gingen, im October 1849. Aber Herr von Wechmar wußte weise zu vermitteln. Er ließ die zweckmäßigen Reformen des Märzministeriums, besonders die von demselben bewirkte einfachere Behördenorganisation bestehen, vereinbarte hingegen mit dem Landtage ein ständisches Wahlgesetz an die Stelle des im Jahre 1848 zu Stande gekommenen demokratischen. Nach außen vertrat er eine maßvolle liberale Richtung und ihm verdankt das Land mehrere weise Gesetze, namentlich das neue Strafgesetzbuch und die auf das Anklageverfahren mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit basirte Strafproceßordnung.

Ein von seinen Mitbürgern aller Confessionen hochgeachteter Ehrenmann, der Banquier **Wilhelm Schie**, starb zu Dresden den 21. April.

Den 13. Mai hat die Leipziger erste Bürgerschule einen herben Verlust erlitten. Der auch in weitern Kreisen bekannte Oberlehrer ihrer Elementarklassen, Dr. **Vater**, ein allgemein geachteter und geliebter und von seinen Schülern und Schülerinnen verehrter Lehrer, ist ihr durch einen plötzlichen Tod entrissen worden, welcher den auch weit außerhalb der Orte seiner Wirksamkeit als einen der vorzüglichsten Elementarlehrer rühmlichst bekannten Pädagogen von tiefern innern körperlichen und geistigen Leiden befreite.

Am 15. Mai starb in Dresden der Kreisdirector a. D., Dr. **Johann Daniel Merbach**. Geboren am 14. April 1777 zu Dresden, trat derselbe im Jahre 1820 als Appellationsrath in den sächsischen Staatsdienst, wurde 1836 geheimer Regierungsrath und Vorstand der damaligen zweiten Abtheilung des Ministeriums des Innern, am 1. December 1840 Kreisdirector in Dresden und trat als solcher am 1. Juni 1849 in Pension, blieb aber bis zu seinem Tode Mitglied des Staatsraths und erhielt von vier Königen Sachsens, denen er ein treuer Diener gewesen, die ehrenvollsten Beweise huldvollen Wohlwollens und hohen Vertrauens.

Dr. **Friedrich August von Ammon**, königlich sächsischer Leibarzt und geh. Medicinalrath, zweiter Sohn des gleichnamigen berühmten Theologen, verschied am 18. Mai zu Dresden. Geboren am 20. September 1799 in Göttingen, erhielt er seinen classischen Schulunterricht auf dem Gymnasium zu Erlangen und von 1811 an in Schulpforte, studirte von 1818 bis 1821 zuerst in Leipzig und dann in Göttingen Medicin, und erwarb hier bei dem jährlichen academischen Preisausschreiben durch seine lateinische Schrift „über den krankhaften Schlaf" im Jahre 1820 den Preis. Nachdem er im folgenden Jahre das medicinische Doctorat erlangt hatte, verbrachte er die Zeit vom October 1821 bis Juni 1822 auf Reisen im südlichen Deutschland und in längerm Aufenthalte in Paris, und begab sich dann nach Dresden, um hier als practischer Arzt sich niederzulassen. Mehrere Jahre hindurch war er practischer Assistent des als eben so kühnen, wie umsichtigen Chirurgen berühmten Hofraths Dr. Hedenus, wurde 1824 mit dem Hofrath Dr. Pech und dem verstorbenen Dr. Weller Arzt des Augenkrankenheilvereins und speciell des durch diesen Verein begründeten Blindeninstitutes, dessen Arzt er auch noch längere Zeit blieb, als dasselbe 1831 als Blindenerziehungsanstalt vollständig in die Verwaltung des Staates überging. Im Jahre 1828 wurde er an der chirurgisch-medicinischen Academie als Professor der theoretischen Heilkunde und Director der Poliklinik angestellt, im Jahre 1837 Leibarzt und Hofrath, im Jahre 1844 ärztlicher Beisitzer des königlichen Ministerium des Innern und geh. Medicinalrath. Erkrankt im Anfang des Monats Mai, entriß ihn der Tod nach äußerst schmerzhaftem Krankenlager seiner segensreichen Thätigkeit. Am 23. Mai Morgens wurde seine irdische Hülle, und zwar wie er ausdrücklich gewünscht hatte, in einfacher Form dem Schooße der Erde übergeben. Ein langes Ehrengeleit seiner Verehrer, Freunde, Berufsgenossen und anderer Personen, an ihrer Spitze Se. Königl. Hoheit der Kronprinz und Se. Exc. der Herr Minister von Beust, gab lebendiges Zeugniß von der großen Achtung, Freundschaft und Liebe, welche der Entschlafene sich im Leben nach allen Seiten hin erworben hatte.

In Gera starb am 10. Juni der **Senior der Trillerstiftung**, der Stellmachermeister **Christian Adolph Triller**, Urenkel des durch die Errettung der von Kaufungen geraubten sächsischen Prinzen rühmlichst bekannten Köhlers. Da der Verstorbene keinen Sohn hinterläßt, so geht das Senoriat dieser Stiftung an einen andern Zweig der Familie über.

Am 21. Juni starb in Weimar der großherzogliche Oberbibliothekar, Hofrath Dr. L. **Preller**, infolge eines choleraartigen Anfalles; nur zwei Tage war er krank gewesen. Seit 1847 stand dieser ausgezeichnete Gelehrte der großherzoglichen Bibliothek vor; durch seine Forschungen im Gebiete der griechischen und römischen Mythologie hat er sich den Ruhm eines der ersten Gelehrten in diesem Theile der Alterthumswissenschaft erworben.

Am 1. Juli starb der Vorstand der Dresdener israelitischen Gemeinde, Dr. B. **Beer**. Seit einer Reihe von Jahren beschäftigte ihn eine Aufgabe, deren Beendigung ihm nicht vergönnt sein sollte, nämlich die großen Charaktere des alten Testamentes nach der jüdischen Tradition zu schildern. Nachdem er bereits früher eine kleinere Monographie Aarons im Wiener Jahrbuch für Israeliten von Jos. Wertheimer (Jahrg. 1856) veröffentlicht, gab er im Jahre 1859 das „Leben Abrahams nach Auffassung der jüdischen Sage mit erläuternden Anmerkungen und Nachweisungen" heraus (Leipzig, Oskar Leiner), ein ebenso von umfassender Gelehrsamkeit zeugendes, als von ernstem und edlem Geiste durchdrungenes interessantes Buch, und in den letztern Jahren arbeitete er an einem „Leben Mosi's", einem größern Werke, von dem man lebhaft wünschen muß, daß es sich in seinem Nachlasse vollendet und zur Herausgabe abgeschlossen finde.

Am 2. Juli Nachmittag 3 Uhr verlor das Gymnasium zu St. Thomä in Leipzig schon wieder sein Oberhaupt, den Rector desselben, Dr. **Lipsius**, der, als Nachfolger Stallbaums, nur wenige Monate in seinem Amte gewesen, nach längerer Krankheit verstorben ist.

Der Kronsyndicus, geh. Oberregierungsrath und Curator der Universität Halle, Professor Dr. **Pernice**, starb am 10. Juli in Halle nach kurzem Krankenlager am Nervenfieber.

Am 18. Juli starb in Dresden der geh. Medicinalrath und Director der königl. chirurgisch-medicinischen Akademie, Dr. **Ludwig Choulant**, dessen irdische Hülle eine große Anzahl seiner Verehrer, Freunde und Schüler zur letzten Ruhestätte auf dem katholischen Kirchhof geleitete. Schon im ersten Mannesalter wurde Choulant als einer der gelehrtesten deutschen Aerzte bekannt und als Schriftsteller berühmt. Seine zahlreichen Werke, wie z. B. seine Tafeln der Geschichte der Medicin, seine Handbücher und Bücherkunde für die ältere Medicin, sein Handbuch der Therapie und viele andere mehr verbreiteten seinen Ruf weit über Deutschlands Grenzen hinaus. — Ihm ersparte der Himmel den Kummer, die Aufhebung der chirurgisch-medicinischen Academie zu erleben, für welche er eine lange Reihe von Jahren so segensreich gewirkt.

In Weimar starb am 18. Juli der 86jährige pensionirte Kammermusikus **Schlömilch**, der schon Mitglied der Hofcapelle unter Schiller und Göthe gewesen. Als Clavierlehrer von Schillers Kindern war er täglich in dessen Familienkreise.

Den 7. August fand in Dresden das Begräbniß eines würdigen, 92 Jahre alten Veteranen der sächsischen Armee, des pensionirten Obristleutnant **von Köckritz** statt, der schon 1806 bei Jena mit gefochten und eine französische Kugel, von welcher er dort getroffen, mit ins Grab genommen hat. Dasselbe Bataillon, welches er zuletzt commandirt, erwies ihm am Begräbnißtage die militärischen Ehren.

Den 13. August verschied in Dresden im 78. Lebensjahre der weit über Sachsens Grenzen hinaus als vorzüglicher Pädagog bekannte und hochgeschätzte **August Manitius**, ehemaliger Director des Dresdener Freimaurerinstituts.

Kohlenfund.

Freudig begrüßte das Voigtland in der Mitte des Monats Mai den so überaus glücklichen Erfolg bei dem Teufen des **Hedwigschachtes bei Oelsnitz** und es muß dieses Ereigniß namentlich Denen zur großen Genugthuung gereichen, welche durch ihre technischen und wissenschaftlichen Gutachten dieses Unternehmen hervorrufen halfen. Hier sind die kühnsten Erwartungen noch weit übertroffen worden! Statt der in einem Gutachten vom 13. März 1856 in Aussicht gestellten durchschnittlichen Mächtigkeit der Kohlen von 7 bis 8 Ellen, hat man in dem Hedwigschachte bereits ein 22 Ellen 14 Zoll mächtiges Pechkohlenflötz durchsunken, eine in Sachsen noch unbekannte Stärke, da die des Rußkohlenflötzes in der Nähe des Albertschachtes bei Niedercainsdorf von 14 Ellen

und die des Planitzer Flötzes von 15 Ellen 19 Zoll (in 6 Abtheilungen) die größte Entwickelung von Steinkohlenflötzen in Sachsen bisher bezeichneten. Daß diese günstigen Verhältnisse in diesem, von dem südlichen Rande des erzgebirgischen Kohlenbassins weit nach der Mitte des Beckens hinein, gelegenen Schachte nicht allein die Hoffnungen für die unmittelbar angrenzenden Steinkohlenfelder, sondern auch für die in einer ähnlichen Entfernung von dem nördlichen Rande des Bassins gelegenen, wie Gersdorfer Vereins-Glück u. a., kräftig unterstützen müssen, wird von keinem Fachmanne bestritten werden. Der nächste Aufschluß über die Mitte des großen Kohlenbassins ist von dem hierfür maßgebenden und daher hochwichtigen Ferdinand-Schachte des Erlbach-Leipziger Vereins bald zu erwarten. Die allermeisten der neuern Steinkohlen-Unternehmungen in Sachsen haben die Grenzen der Sicherheit nicht überschritten. Sie bewegen sich entweder in dem großen, an so vielen Orten schon aufgeschlossenen Kohlenbassin zwischen Zwickau und Chemnitz, oder in jenem zwischen Nieder-Hermsdorf, Döhlen, Burgk, Hänichen und Kleba, welches von dem Plauenschen Grunde senkrecht durchschnitten wird. In diesen beiden für Sachsen wichtigsten Kohlenbassins ist die Steinkohlenformation von einer oft sehr mächtigen Ablagerung des sogenannten Rothliegenden überschüttet, während sie auf Thonschiefer oder auf krystallinischen Gebirgsarten aufgelagert ist.

Auffindung alter Münzen.

Zwickau, 10. März. In dem benachbarten Dorfe Härtensdorf bei Wildenfels, welches unter dem Namen Hartwigesdorf schon 1322 urkundlich vorkommt, ließ vor kurzem ein Gutsbesitzer eine nahe bei seinem Gehöfte gelegene Wiese drainiren und fand beim Grabenziehen unter einer Steinplatte einen Topf mit uralten Silbermünzen. Es zeigte sich, daß es wohlerhaltene Bracteaten von Silberblech und verschiedenem Gepräge, meist von der Größe eines Achtgroschenstücks waren und daß dieselben dem 12. und 13. Jahrhundert angehörten. Es ist dies der erste bekannte Fall, daß solche Bracteaten oder Hohlmünzen in den Umgebungen Zwickau's gefunden worden sind, und noch zu bemerken, daß die Münzen denjenigen, welche im vorigen Jahre bei Neudeck im Werdauer Walde gefunden worden sind, gleichen.

Naturereignisse.

Am Morgen des 10. April 1/24 Uhr fand in Voigtsberg ein kurzer Erdstoß, verbunden mit geringem donnerähnlichen Getöse, scheinbar in der Richtung von Südost nach Nordwest statt. Der Himmel war vollkommen rein und sternenhell, die Bewegung nicht, wie im August v. J., schaukelnd, sondern kürzer und mehr zitternd.

Ebenso hatte man in Grünhain am 3. Juli des Nachts kurz vor 11 Uhr in allen Theilen der Stadt eine Erderschütterung wahrgenommen, welche etwa den Eindruck machte, als wenn ein schwer beladenes Fuhrwerk rasch eine gepflasterte Straße entlang führe. Die Richtung war von Abend nach Morgen, die Temperatur war mäßig warm, der Himmel von leichtem Gewölk bedeckt.

Auch in Kallenberg bei Waldenburg ward eine ziemlich starke Erderschütterung zu derselben Zeit beobachtet, deren Dauer man auf 2 Minuten schätzte. Sie ging in der Richtung von SW nach NO.

Am 29. Mai Vormittags 11 Uhr begann ein Wolkenbruch in der Nähe von Pötzscha zu fallen, der aus fast stillstehendem Gewölk volle 1 1/4 Stunde lang Gewässer auf die Hochebene herabschickte, deren Abfall nach der Elbe die sächs.-böhm. Bahn einschneidet. Durch die zahlreichen Schluchten dieses Abfalls ergoß sich eine ungemein große Wassermasse in einer Ausdehnung von circa 1/8 Meile rechts und links vom Haltepunkte Pötzscha über die Bahn und führte aus diesen Schluchten gewaltige Steingeröllmassen, Felsstücke, Buschwerk und große Bäume mit herab, so daß die Gleise an mehrern Stellen tief darunter verschüttet wurden. Nur fünf Züge wurden wesentlich verspätet und schon Abends 5 Uhr desselben Tages war das linke Gleis, trotz des noch sehr heftig aus den Schluchten herabströmenden Wassers geräumt und am Dammbruch unterbaut, so daß die Züge wieder regelmäßig verkehren konnten.

Naturerscheinung.

Nach mehrern trüben Tagen wurde in Dresden am 2. Juli ein großer Komet von Abends 9 Uhr an mit bloßem Auge gesehen. Er stand zwischen dem großen Bär und Fuhrmann, im Luchs (beiläufig: AR. $VII^h\ 20^m\ \delta + 53^0$), hatte einen sehr hellen Kern und großen, von der Sonne abgewendeten Schweif. Nach der Ansicht der berühmtesten Astronomen soll dies derselbe Komet sein, welcher schon 1264 und 1556 sich gezeigt und der die Veranlassung dazu gegeben, daß Kaiser Karl V. den Entschluß gefaßt, seine Krone niederzulegen und sich in ein Kloster bei Placencia in Estramadura zurückzuziehen.

Feuersbrünste.

Die arme, erst im Jahre 1848 hart geprüfte Stadt Pausa ist am 8. Juni von einem neuen, schweren Unglück heimgesucht worden! Ein entsetzlicher Brand verbreitete sich 1/2 10 Uhr früh vom untern Theile des Marktes aus und legte, durch einen starken Südwestwind in ein aller menschlichen Hülfe trotzendes Feuermeer verwandelt, binnen wenig Stunden den dritten, meist nur leicht erbauten Theil der Stadt in Asche! Ungefähr 140 Familien mit 800 Personen verloren ihr Obdach und ihre Habe und kaum der achte Theil hat einiges Mobiliar versichert. Heftiges Flugfeuer trug die Flamme auch auf entfernter gelegene Gebäude, so daß es an verschiedenen Punkten der Stadt zu gleicher Zeit brannte, und nur wenig, sehr wenig gerettet werden konnte.

In Magdeburg gerieth am 9. Juni, Abends 1/2 9 Uhr, der nördliche Thurm der St. Ulrichskirche durch einen Blitzstrahl in Brand. Das Feuer ergriff sehr bald auch den südlichen Thurm und verbreitete sich von hier aus über die ganze gewaltige Bedachung der Kirche. Die Stadt schwebte fast eine Stunde lang in großer Gefahr, als nach dem Zusammenstürzen der Thürme die Glut und die Funken durch die stark bewegte Luft auf die nächstgelegenen Häuser zugetrieben wurden, in denen sich große Niederlagen brennbarer Stoffe (Spiritus u. s. w.) befinden und von welchen einige schon in Brand zu gerathen anfingen. Durch die Umsicht und Entschlossenheit der Feuerwehr und mit Hülfe der vor einigen Jahren eingerichteten Wasserkunst wurde jedoch die Gefahr beseitigt. Das starke Gewölbe der Kirche hatte dem Feuer Widerstand geleistet und auch das Innere der schönen alten Kirche blieb unversehrt erhalten.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Juni, gegen 12 Uhr, brach in der Stadt Elterlein in einer Scheune ein Feuer aus, welches in Zeit von zwei Stunden gegen 32 Wohngebäude nebst Hintergebäuden und Scheunen am obern und niedern Markte in Asche gelegt und wodurch gegen 80 Familien obdachlos wurden.

Gleiches Unglück traf die Stadt Plauen i. V. in der Nacht vom 28. zum 29. August. Durch eine Feuersbrunst wurden 25 Häuser und Scheunen der Neustadt vernichtet und die Bewohner der Stadt durch bald darauf erfolgten Wiederausbruch der Flammen, nachdem anscheinend alle Gefahr beseitigt schien, mit Angst und Schrecken gefüllt. Die wieder emporlodernden Flammen legten den Rest der Neustadt, sowie den Schloßberg bis auf wenige Häuser in Asche.

Auch die Stadt Oelsnitz i. V. traf am 28. August ein neues Brandunglück und nur der angestrengtesten Thätigkeit und umsichtigen Leitung wackerer Männer gelang es, die Kirche vor Zerstörung zu retten, als schon der Dachsims des einen Treppenthurmes brannte.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Dienstag, den 1. October.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Ein Rückblick

auf den ersten Jahrgang des Sachsengrün.

Mit Eröffnung des zweiten Jahrgangs dieser Zeitschrift treten jene Stunden lebhaft vor unsern Blick, in welchen wir den Entschluß faßten, ein culturgeschichtliches Organ zu gründen. Fürwahr, ein gewagtes Unternehmen bei der Ueberfluthung der journalistischen Tagespresse, bei der bedeutenden Anzahl allgemein verbreiteter und in den Familien eingebürgerter Unterhaltungsblätter, in einer Zeit, die so reich an welterschütternden Ereignissen und deren nächste Zukunft vielleicht bald die Lösung all' jener ernsten unheilvollen Wirren der Gegenwart übernehmen muß, welche die Aufmerksamkeit und die Besorgniß des gesammten Deutschlands erregen. Zu einer solchen Zeit — und noch jetzt nach Jahresfrist haben sich die politischen Verhältnisse nicht beruhigender gestaltet — traten wir mit einer Zeitschrift vor die Oeffentlichkeit, welche es sich zur Aufgabe gemacht, mit Berücksichtigung der Gegenwart in dem Reiche der Vergangenheit zu forschen und zu sammeln nach Allem, was der Culturgeschichte des Sachsenvolkes angehörig, der weiteren Verbreitung werth und in Gefahr ist, dem Verfall und der Vergessenheit anheimzufallen. Der erste Jahrgang liegt nun vollendet vor und wir glauben die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß wir, treu unserm Programm, wohl viel des wenig Bekannten und Werthvollen, auf historische Wahrheit begründet, mitgetheilt haben, sowie uns für unser mühvolles Streben vielseitig die Anerkennung zu Theil wurde, daß Sachsengrün sich des Beifalls aller Derer erfreue, die regen Antheil nehmen an der Geschichte des Sachsenvolkes aus Vergangenheit und Gegenwart.

Aber — culturgeschichtliche Zeitschrift! — wie vielversprechend und zugleich auch für Viele wie abschreckend, fürchtend, durch trockene, langweilige Schilderungen geschichtlicher Ereignisse oder antiker Gegenstände ermüdet zu werden! Was soll es mit solch einem Organ? — Ist ein Verlangen danach im Volke vorhanden? — Hat man ein solches bisher lebhaft vermißt? — Lohnt es wohl, jetzt in dem dunklen Schachte vergangener Jahrhunderte zu wühlen und zu graben nach Zeugen früherer Größe, Pracht, Kunstfertigkeit und Erinnerungen denkwürdiger Katastrophen, während die Gegenwart uns zahllose neue Wunderwerke der Welt zeigt, der menschliche Geist die höchsten Triumphe scharfsinniger Forschungen und Erfindungen errungen und geschichtliche Ereignisse von ernster, folgenschwerer Bedeutung sich rings um uns her kund geben und Deutschland unter Waffen halten?! — Was soll der Titel „Sachsengrün"? — Will man jetzt specifisches

Interesse erwecken für das Land und Volk der Sachsen, während rings um uns her Alles nach einem einigen Deutschland strebt?

Diese und viele andere derartige Fragen und Vorwürfe haben wir hören müssen; wir aber verweisen auf den ersten Jahrgang des Sachsengrün, in welchem die Gegenwart mit deren denkwürdigen Ereignissen auf dem Gebiete der Culturgeschichte ebenso vertreten ist, als die Vergangenheit; wir haben die Kunstbauten der Alberts- und Windbergsbahn, die Errichtung des zoologischen Gartens, die Geschichte des Steinkohlenbaues ꝛc., die Biographien kürzlich verstorbener denkwürdiger Männer, wie Märkel, den berühmten Entomologen ꝛc., ebenso der Mittheilung werth gehalten, wie die denkwürdigen Ereignisse und Zeugen vergangener Größe aus längst entschwundener Zeit. — Was den Titel „Sachsengrün“ (Rautenkranz) betrifft, so ist derselbe ein so harmloser, daß wohl jeder Unbefangene etwas verdecktes darunter nicht suchen wird, und was das Streben nach einem großen einigen Deutschland betrifft, so wünschen wir, daß in jedem deutschen Stamme sich die Culturgeschichte desselben bis in die untersten Volksschichten specieller als bisher verbreite, es würde dies die Liebe und Anhänglichkeit an das engere und große deutsche Vaterland kräftigen und befestigen helfen, denn es kann jeder dieser Bruderstämme nachweisen, wie reich er an großen Männern, wie hart geprüft er durch die Zerrissenheit Deutschlands, wie kräftig sich in allen deutschen Gauen seit Jahrhunderten Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe geregt und das deutsche Volk so viel des Großen und Herrlichen geschaffen — und dies zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, ist die Aufgabe einer culturgeschichtlichen Zeitschrift!

In dieser Weise werden wir nun den zweiten Jahrgang beginnen und hat auch Sachsengrün bis jetzt die Verbreitung noch nicht erlangt, die wir gehofft nach Verlauf eines Jahres, und deren es zur ferneren Lebensfähigkeit bedarf, so wird uns gewiß am Schlusse des zweiten Jahrgangs ein günstigeres Resultat erfreuen, denn wir werden, von bewährten geschichtskundigen Mitarbeitern unterstützt, dafür Sorge tragen, allen Kreisen unsrer Leser Unterhaltung zu gewähren und was trocken und ermüdend, aus den Spalten unsrer Zeitschrift fern halten und aus Originalquellen. das Wissenwertheste und Interessanteste der Vorzeit und Gegenwart bringen, soweit es in das Gebiet der Culturgeschichte gehört.

Die Herausgeber.

Bernardo Belotto genannt Canaletto

und dessen malerische Prospecte von Dresden und Pirna nebst dem Sonnenstein.

(Hierzu eine lithographische Copie nach Canaletto's Prospecte der Bergveste Sonnenstein nebst Pirna und dem Elbthale von Osten.)

Die Dresdener Gemäldegalerie, deren außerordentliche Schätze seit mehr denn einem Jahrhunderte in ganz Europa gekannt und gerühmt sind, und Herdern, als er 1803 längere Zeit in Dresdens Mauern verweilte, zu dem poetischen Herzensergusse veranlaßten:

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt,
Stille gesichert sei, Dresden-Olympia, uns!“

birgt auch einen, nicht allein für den Freund sächsischer Specialtopographie, sondern auch für den Kunstfreund unvergleichlichen Schatz. Wir meinen die bekannten Prospecte von Dresden und Pirna nebst dem Schlosse Sonnenstein, welche von dem kurfürstlich sächsischen und königlich polnischen Hofmaler Bernardo Belotto, genannt Canaletto, in den Jahren 1746 bis 1764 gemalt wurden.

Leider ist diesem Schatze von Landschaftsbildern seltenster Art erst in sehr neuer Zeit (1855) eine ihm lange Zeit vorenthaltene Würdigung wieder vollständig zu Theil geworden, nachdem er schon einmal (1833) durch den Staatsminister Bernhard von Lindenau auf Antrag des um die Galerie keineswegs unverdienten Directors Friedrich Matthäi*) so lange als ein Theil jener unter dem Namen „Galerie vaterländischer Prospecte“ bekannten und vielbesuchten Filialsammlung der Gemäldegalerie dem Publikum genießbar gemacht worden war, bis endlich die Räume dieser ansprechenden Separatsammlung auf allerhöchsten Befehl zum Atelier für Professor Ed. Bendemann eingeräumt werden mußten.

Vor 1817 war ein Theil dieser Prospecte auf den Corridors des brühl'schen Palais und in der Langgalerie auf dem brühl'schen Garten aufgestellt, während ein zweiter Theil bei Seite gesetzt stand und dem Staube und Moder überlassen war, seitdem im Jahre 1764 die 21 größten Canaletto'schen Prospecte von Dresden und Pirna rein aus Berücksichtigung des nicht eben in glänzenden Verhältnissen lebenden Malers aus dem gräflich brühl'schen Nachlasse vom sächsischen Hofe übernommen worden waren. Erst 1817 fanden auch sie eine Aufstellung in der jedoch wenig zugänglichen und noch weniger gepflegten Doublettengalerie.

Der luxuriöse, aber schlecht und spät oder auch gar nicht bezahlende Graf Heinrich von Brühl hatte nämlich zur Ausschmückung seiner Paläste und Schlösser in den Jahren 1747 bis 1752 13 Prospecte von Dresden, und in den Jahren 1753 bis 1755 noch 8 Prospecte von Pirna nebst dem Sonnensteine von Canaletto malen lassen. Brühl hatte jeden dieser fast 5 Fuß hohen und 7 bis 8 Fuß breiten Prospecte durchschnittlich um die unstreitig höchst geringfügige Summe von 200 Thlr. mit Canaletto accordirt, hatte jedoch dessenungeachtet den armen Maler nicht sofort bezahlt. Der ohnmächtige, als Hofmaler von Brühl freilich nur zu abhängige Künstler hatte überdies den allgewaltigen Premierminister, der sich bekanntlich nicht gern an seine Schuldigkeit erinnern ließ, auch deshalb nicht mahnen können, denn er mußte die Erbitterung desselben fürchten. Wehe dem, der Brühls Zorn erregte! Die specificirte Rechnung von 4200 Thlrn. war daher, als der König August III. am 5. October 1763 das Zeitliche segnete und 23 Tage darauf auch das schnelle Ableben des fast 30 Jahre in dem vom Kriege und durch unverzeihliche Verschwendung, sowie ministerielle Willkür geängstigten Sachsen gefürchteten Brühls erfolgte, noch unbezahlt.

Dazu kam noch das schmutzige, schmachvolle Benehmen der brühl'schen Erben, als der von der Ungunst der Zeit ebenfalls hart bedrückte Künstler seine gerechten Ansprüche gegen diese geltend machte. Als dieselben sich ungeachtet der reichen Hinterlassenschaft nicht willfährig zeigten, diese rückständige, so geringfügige Summe von 4200 Thlr. für die an den Erblasser auf Bestellung gelieferten Gemälde zu zahlen,

*) Von ihm erschien auch 1834 eine in der That sehr instructive Beschreibung der neuerrichteten Sammlung.

so schlug sich endlich der mit dem Mißgeschicke Canaletto's bekannt gewordene und theilnehmende Administrator, Prinz Xavier, in das Mittel und zahlte dem Canaletto gegen Uebernahme der fraglichen Prospecte die obige Summe aus.

Außerdem hatte aber der König August III. schon in den Jahren 1747 bis 1757, nächst einigen noch vorhandenen architectonischen Veduten von Venedig und einigen Landschaftscompositionen von Rom, mehre Prospecte von Dresden durch Canaletto für seine Gemäldegalerie ausführen lassen, die jedoch bereits vor 1770 wegen Mangel an Raume aus der äußern Galerie entfernt und in die Langgalerie des brühl'schen Gartens verwiesen worden waren, wo auch die in vieler Beziehung sehr interessanten, von 1733 bis 1750 gemalten Landschaften von Alexander Thiele*), welche jetzt leider wieder aus der Galerie verschwunden und den Freunden der vaterländischen Topographie unzugänglich geworden sind, ihre Aufstellung erhalten hatten.

Durch die Uebernahme der erwähnten Prospecte Canaletto's aus dem Nachlasse Brühls hatte die königliche Galerie allerdings mehre Doubletten erhalten, weshalb besonders einige kleinere Prospecte von Dresden Ende des vorigen Jahrhunderts vertauscht oder versteigert worden sind.

Das letzte Gemälde, welches von Canaletto für die Galerie 1764 für 200 Thlr. auf Vortrag des Geheimraths von Hagedorn von dem Administrator Xavier angekauft worden war, ist der von C. J. Holzmann**) in Kupferstich vervielfältigte Prospect der Ruine der beim Bombardement vom 19. Juli 1760 zerstörten Kreuzkirche, vor dem am 22. Juni 1765 erfolgten Einsturze des noch 210 Fuß hoch stehenden westlichen Theiles des Thurmes; ein unvergleichlich schönes und für den Dresdner höchst interessantes Architecturbild.

Uebrigens hat Canaletto selbst 18 Prospecte von Dresden, 6 von Pirna und 2 vom Königsteine auf Kupfer radirt, von welchen sogar noch jetzt 15 im königlichen Kupferstichcabinet (das Blatt, gr. Imperialfolio, à 15, 20, 25 Ngr. und 1 Thlr.) käuflich zu erlangen, doch leider die Platten dazu nicht mehr vorhanden sind. Sie sind in einer spielend leichten und geistreichen, freilich den Laien viel zu wenig ansprechenden Manier radirt. Die Blätter haben übrigens französische Unterschriften, und als ein Curiosum ist dabei zu erwähnen, daß Canaletto auf den ersten Drucken vom Prospecte des alten Wilsdruffer Thores, im guten Wahne, daß der Dresdener Volksausdruck „das Wilsche Thor" das „Wälsche Thor" bedeute, die Unterschrift: „Vue exterieure de la Porte d'Italie des Remparts de la ville de Dresden" angeordnet hatte, welche er jedoch bei dem zweiten Drucke in „de la Porte dit Wilsche Thor" abgeändert hat.

Unter den Prospecten Pirna's mit dem Sonnensteine besitzt die königliche Galerie noch zwei, welche nicht von Canaletto ebenfalls radirt wurden. Der eine bietet die Ansicht des Schlosses Sonnenstein von der östlich vorgelegten Bastion aus, in verkürztester Perspective gesehen, mit dem Herabblicke auf die östlichen, längs des Elbufers gelegenen Theile der Stadt Pirna, welcher in der lithographischen Beilage***) zu dieser Besprechung nach einer Aquarelle des Malers Rau in Dresden copirt ward.

Der andere dagegen, in architectonischer Beziehung unstreitig interessanteste Prospect Canaletto's, stellt den Marktplatz von Pirna dar, mit dem inmitten des Ringes gelegenen Rathhause und der Aussicht auf die Kirche und Schloßgasse, sowie die westliche Seite des Schlosses Sonnenstein.

Ueberdies sind noch einige Prospecte Canaletto's von Dresden historisch-topographisch höchst beachtenswerth. Zwei derselben sind es namentlich wegen der darauf noch im Baue begriffenen katholischen Hofkirche, und ein dritter wegen der vollen Thurmansicht der alten, 1760 ruinirten Kreuzkirche. Ein vierter, mit der äußern südlichen Ansicht des Zwingers vor der Ausschüttung des Festungsgrabens, sowie ein fünfter, mit der innern Hauptansicht des Zwingers, und ein sechster, mit der Ansicht des Neumarktes von der Moritzstraße aus gesehen, sind vornehmlich als Blicke in die Vergangenheit Dresdens vor 100 Jahren sehr zu beachten.

Auf allen Prospecten Dresdens von Canaletto wird der Beschauer allerdings einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Sonst und Jetzt gewahren, und bei den Prospecten mit der äußern, von Südost aufgenommenen Ansicht des Wilsdruffer Thores, sowie der Vedute von Altstadt-Dresden, von dem kleinen Gehege aus, im Jahre 1747 gemalt, wird Derjenige, welcher Dresden vor 1820 nicht gekannt hat, sicherlich in der damaligen Situirung der Bautencomplexe völlig irre sein.

Bernardo Belotto oder auch Bellotto, von ihm selbst zuweilen geschrieben, war 1721 in Venedig und zwar,

---

*) Diese bildeten von 1833 bis 1846 mit den Prospecten Canaletto's und den Teppichen nach Raffaels Patronen (früher im japanischen Palais) die gedachte Separatsammlung in dem mit der brühl'schen Terrasse verbundenen Hintergebäude des brühl'schen Palais.

**) Nachstich im Sammler zu Klemms Chronik von Dresden.

***) Canaletto hat namentlich in diesem Bilde gezeigt, bis zu welchem Grade das Interesse an einem an sich so einfachen architectonischen Sujet durch die Wahl der Ansicht, sowie einer günstigen Beleuchtung, und durch die kluge Verbindung einer passenden Staffage mit den architectonischen Massen, und endlich durch eine geistreiche Behandlung gesteigert zu werden vermag. Der aus dem Helldunkel heraustretende Vordergrund, welcher von einer einfachen Bastionsbrüstung mit einigen Schießscharten umschlossen ist, tritt durch die keineswegs gesuchte Staffage zu dem aus dem Mittelgrunde emporsteigenden Haupttheile des Prospectes, dem durch eine Mauer mit der Bastion verbundenen östlichen Eckthurme mit seinen durch Vertheidigung mittels Kanonen sich öffnenden Mauerluken, sowie der westlich daran stoßenden nördlichen Hauptfronte des Schlosses Sonnenstein und der südlich angrenzenden Rückseite des von der spätern Morgensonne beleuchteten südwestlichen Theils des Schlosses in ein das Ganze belebendes Wechselverhältniß, während die vom durchsichtigsten Helldunkel übergossene, in starker Verkürzung westlich laufende Hauptfronte mit ihren beiden vorgelegten Streichwehren, zu der stark besonnten Landschaft trefflich contrastirt. Die alte Stadt Pirna liegt so harmlos zu den felsigen Füßen ihrer Beherrscherin und Beschützerin, der alten, seit dem 13. Jahrhunderte oft umgestalteten und an Erlebnissen reichen Bergveste, die bereits den alten meißner Markgrafen als Grenzveste diente, während der Elbstrom, wie ein breites Silberband, von Osten nach Westen zum breitern, lachenden Thale sich hinschlängelt, die Füße der für Schifffahrt und Handel so wohlgelegenen und deshalb schon seit Jahrhunderten wohlhäbigen Stadt Pirna noch unmittelbar bespült. Das die Ferne durchspähende Auge findet endlich Rast an dem nach dem Elbthale abdachenden Hügellande des Erzgebirges und den in heiterer Bläue verschwimmenden meißner Weinbergen, während aus der Breite der Thalfläche die Thürme Dresdens, nach der Schwesterstadt herblickend, sich erheben. Die Elbe ist mittels einiger von blähenden Segeln stromaufwärts getriebener Frachtkähne belebt, deren gekehrtes Bild der Wasserspiegel wiedergiebt. Daß der umfangreiche Bautencomplex des Schlosses Sonnenstein ebenfalls nicht unbewohnt ist, kündigen die von dem auch zum Ganzen mitwirkende Nebendinge nicht übersehenden Maler vor den Fenstern angebrachten Blumenbreter, Vogelgebauer ꝛc. an. Der als Vordergrund dienende und zum Standpunkte gewählte Theil des östlichen Bollwerks, auf dem jetzt die Kirche der Anstalt erbaut ist, ist von zwei Kanonen, deren Zündlöcher bedacht sind, besetzt, und sie kehren ihre nöthigenfalls Verderben speienden Mündungen durch zwei Schießscharten dem befreundeten Thale zu, während auch aus den Oeffnungen der benachbarten Streichwehr gerichtete Röhre ihre Mündungen blicken lassen. An der vordern Kanone steht ein betagter Zeugwärter mit dem Hebebaume, während er, den rechten Arm auf ein Rad des Geschützes stützend, die offene Hand an seinen von einer Pelzmütze bedeckten, altersgrauen und gedankenvollen Kopf hält. Er scheint die Kanone erst aufgefahren zu haben, und es ist ihm dabei warm geworden, denn er hat das Hemd auf der Brust geöffnet. Hinter ihm sitzt, nach dem Thale zeigend, ein tollkühner Bube auf der Brüstung, während etwas weiterhin ein Tisch mit zwei Bänken und einem Sessel steht, an dem ein Bombardier bei einem Kruge Bier gemüthlich mit dem Festungsprofoße Karte spielt, wobei sich zwei Zuschauer aus der jungen Bevölkerung der Veste eingefunden haben. Auch der wachtstehende Artilleriefüsilier, mit seinem mächtigen Zopfe, lenkt seine Aufmerksamkeit auf die Spielenden, und der wahrscheinliche Garnisonprediger kehrt ihnen den Rücken zu und blickt über die jenseitige Brüstung in den innern Graben hinab. —

Auch bei diesem Prospecte Canaletto's sieht man recht deutlich, namentlich an der genauen Construction der Schlagschatten und der gelungenen perspectivischen Verkürzung, sowie der naturgetreuen Beleuchtung und den Streiflichtern, daß er sich, wie bekannt, bei seinen Aufnahmen der Camera obscura bediente.

wie er selbst erzählte, aus einem lombardischen oder friaulschen Grafengeschlechte geboren. Er war von Jugend auf, bei einem überwiegenden Talente zur Architecturmalerei, in der Schule seines Oheims, des venetianer Prospectmalers Antonio da Canale, zum wahren Künstler ausgebildet worden. Aus Dankbarkeit gegen seinen Pflegevater und Meister nannte er sich gewöhnlich auch selbst Canaletto, d. h. der kleine oder jüngere Canale, und auf der Mehrzahl seiner Bilder liest man daher auch die Bezeichnung: „Bernardo Belotto detto Canaletto.“ Ursprünglich war er ein genauer Nachahmer der Landschafts- und Architecturbehandlung seines Oheims, Canale, so daß es nur dem besten Kennerauge möglich ist, die Jugendgemälde Belotto's von denen Canale's wirklich zu unterscheiden. Dies ist namentlich bei den Prospecten von Venedig, Verona, Padua, Brescia, Mailand und den architectonischen Compositionen aus Roms Bauten und Ruinen von Belotto's Hand der Fall, die er zum Theile noch unter den Augen seines Oheims malte, der am 18. October 1697 zu Venedig geboren war und am 20. August 1768 daselbst starb. Dieser bildete sich ebenfalls seit 1719 erst in Rom recht eigentlich zum Architecturmaler aus, nachdem er zuvor in der Schule seines Vaters, Bernardo da Canale, vorgebildet worden war.

Schon sehr jung machte Belotto von Venedig aus Studienausflüge, besonders nach Rom, Verona, Brescia, Padua und Mailand, und erwarb sich bei seinem gründlichen Studium nach den Palästen, sowie mittelalterlichen und antiken Bauwerken gedachter Städte, die er theilweise zu Veduten, theilweise aber auch zu componirten Landschaftsbildern benutzte, baldigst einen Ruhm als Architecturmaler sogar im Auslande.

Er erhielt daher auch 1745, in seinem 21. Lebensjahre, vom Könige August III. den Ruf nach Dresden, als Hofmaler und Professor der Landschaftsmalerei an dasiger Maleracademie, während damals sein Oheim sich nach England begab. Daß auch Belotto in London gewesen sei, entbehrt jedes Nachweises, obgleich es mehre Prospecte Londons giebt, welche seine Bezeichnung tragen, aber unbedingt von Canale gemalt sind.

Alle Gemälde Belotto's zeigen in der That eine Auffassung, die selbst Nebendingen einen wahrhaft überraschenden Reiz abzugewinnen verstand. Dabei ist darin die Perspective bis in die kleinsten Details mit einer unvergleichlichen Harmonie und Präcision gehandhabt. Ueberdies waltet sowohl in der Lineatur-, als in der Luftperspective eine unübertreffliche Wahrheit und in dem Vortrage eine technische Eleganz, sowie in dem naturgetreuen Colorit eine Schönheit und milde Gradation der Tinten und eine große Kraft in der Beleuchtung. Besonders aber ist er in dem Wechselverhältnisse und richtigem Contraste von Licht und Schatten, von Streiflichtern und Reflexen, und selbst im Helldunkel ein unvergleichlicher Meister. Eine meisterhafte Technik bei einem breiten Pinsel und geringer Impastirung der Flächen zeigt sich überall, und der Tadel, daß seine Tinten in den Schatten oft zu schwer seien, trifft wohl mehr das Material der Farbe, die im Laufe der Zeit nicht gleichmäßig nachdunkelte.

Uebrigens wird es dem Kenner keineswegs entgehen, daß sich Canaletto's Arbeiten im Allgemeinen von denen seines Oheims durch eine auffallendere Wahrheit, namentlich in den Fernen, in der Luftperspective und im Wasserspiegel, unterscheiden, und daß vornehmlich in Canaletto's Bildern eine noch größere Bestimmtheit und Sicherheit der Zeichnung und des Pinsels herrscht, der bei der längsten und feinsten Linie nicht strauchelte und sich keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließ. Im Tone sind die Gemälde Canaletto's zwar weniger warm, als die seines Oheims, aber wahrer, und es ist nicht zu übersehen, daß Ersterer die klimatischen Erscheinungen genau beobachtete und nach dem Himmelsstriche weise zu sondern verstand, weshalb seine Prospecte südlicher Gegenden auch einen bei Weitem wärmern Ton zeigen und in dieser Beziehung mit denen seines Meisters den Vergleich aushalten. Das Kreidige und Trockene in mehren seiner Gemälde mag übrigens ebenfalls von materiellen Ursachen herbeigeführt worden sein.

Die Staffage, die er doch unbedingt selbst angab, obschon er sie nicht selbst ausführte, ist stets so richtig an ihrem Platze und so characteristisch in der Haltung, daß sie zur Vollendung des Ganzen wesentlich beiträgt, auch nie aus ihrer Statistenrolle und innern Harmonie der Darstellung heraustritt und Unruhe verbreitet. — Die Staffage zu seinen in Italien gemalten Prospecten ist, sowie die zu den Bildern seines Oheims, meistens von dem Venetianer Giovanni Battista Tiepolo (geb. 1692, gest. 1769) gemalt, während die Staffagen zu den von ihm in Sachsen gemalten Prospecten, welche die königliche Galerie besitzt, durchgängig von Stefano Torelli besorgt wurden. Dieser Künstler und Freund Canaletto's war 1712 zu Bologna geboren und ward durch den Kurprinzen Friedrich Christian in Rom für den Dresdener Hof engagirt. Er trat 1741 seine Stellung als Hofmaler Augusts III., mit einem Gehalte von 20 Thlr. monatlich, an. Torelli malte gemeinschaftlich mit Franz Xaver Carl Palco (geb. zu Breslau 1724, gest. zu Prag 1767) in der neuen katholischen Hofkirche das Altarblatt und den Plafond in der Nepomukcapelle, während er allein das Altarblatt in der Bennocapelle, sowie den Plafond in der Sacramentscapelle malte, und außerdem die Zeichnungen zu den 78 von Mattielli in Stein ausgeführten und von L. Zucchi in Kupfer gestochenen Statuen auf den äußeren Balustraden, sowie am Thurme und in den untern Nischen derselben Kirche besorgte, und für jede 8 Ducaten Honorar erhielt.

Zu Canaletto zurückkehrend, ist noch zu erwähnen, daß er, wie so mancher bedeutende Künstler der Vorzeit, nicht eben in den glänzendsten Verhältnissen lebte, da die brühl'sche Finanzwirthschaft und der siebenjährige Krieg selbst den sächsischen Hof außer Stand gesetzt hatte, die für ihn arbeitenden Künstler gehörig zu honoriren, während der Adel, sowie die kunstsinnigen Staatsbeamten und vornehmen Bürger Dresdens ebenfalls an der allgemeinen Geldnoth litten.

Canaletto war wiederholt im Auftrage des Königs in Warschau, und Belege dafür besitzt ebenfalls die königliche Galerie in 4 architectonischen Bildern, welche Ansichten von Treppen und Säulenhallen im sächsischen Palaste zu Warschau zeigen, und, in die Zimmertäfelung eingelassen, als Superporten gedient haben.

Als er nach dem Tode Augusts III. und bei der großen Verarmung der Residenz, welche eine völlige Erdrückung alles Kunstsinnes herbeiführen mußte, keine hinlängliche Beschäftigung mehr in Dresden fand, begab er sich zu Ende der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts ganz nach Warschau, und starb daselbst in sehr dürftigen Umständen, hochbejahrt, am 17. October 1780.

Außer den genannten Prospecten besitzt die königliche Galerie noch vier italienische Prospecte (zwei aus Verona, einen aus Venedig und einen aus der Gegend zwischen Padua und Venedig) von Canaletto's Hand, von denen der eine 1748 gemalt ist. Sie nähern sich in der Behandlung mehr der Manier des Canale, während von Letzterem die Galerie ebenfalls 6 Prospecte aus Venedig besitzt.

Die gedachten Gemälde Canale's und Canaletto's sind seit 1855 im neuen Museum in der Parterregalerie, in dem 42., 43., 44., 45. und 46. Cabinete aufgestellt und finden fort und fort ihre Freunde und Bewunderer. Die Kunstkenner sind aber darüber einverstanden, daß Canaletto ein Künstler war, der in der echt malerischen, aber wahren Darstellung architectonischer Gegenstände, die er sich auch zur vorherrschenden Aufgabe stellte, bis jetzt noch unübertroffen, ja sogar unerreicht dasteht.

Dr. W. Schäfer.

Veit Hans Schnorr von Carolsfeld.

Die deutsche Kunstgeschichte verzeichnet in ihren Büchern neben den Namen der Meister, deren Werke selbst zu unvergänglicher Bedeutung und zum dauernden Ruhm ihrer



Veit Hans Schnorr von Carolsfeld.

Urheber gelangt sind, auch eine Reihe von merkwürdigen Erscheinungen in den Erinnerungen an die Männer, deren Begeisterung für ihren Beruf, deren menschliche Charaktergröße ihnen auch bei geringerem Künstlerruhme die Beachtung der Nachwelt erworben. Ein solcher Name ist Veit Hans Schnorr von Carolsfeld, dessen Persönlichkeit und Werkstätte der beiliegende Holzschnitt nach einer im königlichen Kupferstichcabinet aufbewahrten Zeichnung wiedergiebt.

Im Schlosse Pleißenburg zu Leipzig, das mit seinem wohlbekannten Thurme als Wahrzeichen dieser Stadt genügend bekannt ist, lebte von 1816 bis 1842 Schnorr als Director der dortigen Kunstacademie. Dieselben Räume im westlichen Schloßflügel, nahe der Proviantkammer des Militärs, in denen Oeser den jungen Göthe unterrichtete und deren Reiz dieser in „Wahrheit und Dichtung" so anziehend beschreibt,

(es ist dieselbe Localität, die, wenn auch in veränderter Gestalt, noch heute Kaserne und Kunstanstalt vereinigt), waren Zeuge der jahrelangen unverdrossenen Arbeit und des redlichen Strebens des Mannes, der sich am Ende seiner Tage in seltener Weise sagen durfte, daß er in reiner Begeisterung nach einem hohen Ziele gerungen. Der Auffassungsweise unsrer Zeit gegenüber erscheint allerdings eine Natur so selbstlosen Strebens, wie Schnorr es war, beinahe räthselhaft, — wir müssen zu ihrem Verständniß uns das ganze Wesen der Zeit zurückrufen, die am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts die geistige Wiedergeburt unsers Volkes sich vollenden sah und in der die Werthschätzung geistiger Güter noch in weitern Kreisen Beispiele von Opferfreudigkeit hervorrief, als wir jetzt zu vermuthen geneigt sind. Schnorr's Biographie bietet ganz das Bild unermüdeten Strebens und Ringens, das ohne Erwartung des Erfolges dem vorgesteckten Ziel um seiner selbst willen nachstrebt, und es ist eine belohnende Empfindung, die Früchte gerade dieses Lebens, das an und für sich ohne äußern Lohn verlaufen, in dem Ruhm eines Sohnes gereift zu sehen, dessen Bildung die ernsteste Sorge treuer Vaterliebe gewesen war.

Schnorr entstammte dem sächsischen Erzgebirge und war zu Schneeberg im Jahre 1764 geboren. Die Traditionen seiner dort seit lange angesehenen Familie belebte die Erzählung von der Abstammung derselben aus Schweden oder Island und die Verbindung mit dem Sänger der Edda Snorri Sturleson. Wie so vielen der Kunst zugewendeten Gemüthern ging es auch ihm, daß die Umgebung seiner Jugendzeit den Trieb zur Ergreifung der Malerei, einer in den Ansichten so vieler Menschen brodlosen Kunst, nicht verstand. Schnorr mußte Jura studiren und wohl oder übel bis zum Eintritt ins bürgerliche Amt den ungern erwählten Beruf durchkosten. Schon als Student war er daran gewesen, die mühsam beherrschte Leidenschaft zur Kunst zur Lebensführerin zu wählen; er genoß nämlich in Leipzig, wo er studirte, unter Oeser den Unterricht der dortigen Zeichnenacademie, wie ihn früher, gleich Göthe, eine größere Anzahl der studirenden Jünglinge benutzt hatte, da in jenen Zeiten die Pflege der bildenden Kunst in den gebildeten Kreisen zum guten Ton gehörte. Adam Friedrich Oeser war damals ein berühmter Name und Schnorr mochte wohl sich seines Unterrichts erfreuen. Wenn uns die Bedeutung dieses Mannes seinen Werken gegenüber heute unbegreiflich erscheint, wenn wir auch nicht den leisesten Reiz mehr in seinen nebelhaften Gestalten, seinen rosa-grau-grünen Fleischtönen finden können, so dürfen wir doch uns über die Anerkennung der Zeitgenossen nicht wundern, denen thatsächlich nichts Besseres geboten wurde. Oeser wollte von Schnorr's Entschluß, sich der Kunst zu widmen, lange nichts wissen, erkannte aber doch schließlich, daß sein Zureden nichts fruchtete und widmete sich Schnorr's künstlerischer Ausbildung so weit, daß dieser bereits 1788 mit Erfolg selbstständig als Künstler aufzutreten vermochte. Mit einer allerdings auch nur in jener idealen Zeit verständlichen Kühnheit gründete er im selben Jahre seinen Hausstand, zu dessen Sicherung er erst in Königsberg, dann in Magdeburg Stellungen als Zeichnenlehrer annahm, an beiden Orten jedoch sich so unbefriedigt fühlte, daß er 1790 nach Leipzig zurückkehrte, um, theils weiter studirend, theils mit Verdienstarbeiten beschäftigt, frei der Kunst zu leben. Hier war es, wo Schnorr mit Seume Freundschaft schloß, den er später auf seinem Spaziergange nach Syrakus bis Wien begleitete und in diesen Jahren, während deren er des Umganges mit Leipziger Kunstfreunden und sonstigen geistigen Notabilitäten genoß, entstand der größte Theil jener zahlreichen Radirungen, Zeichnungen und Portraits, meist zu den damals in hoher Gunst stehenden „Bücherkupfern“, die uns von seinem redlichen Streben nach immerwährender Vervollkommnung, dem er auch unter äußerlich drückenden Umständen mit treuester Beharrlichkeit anhing, Zeugniß geben. Bekannt ist die Erzählung, wie er, den Ertrag einer kleinen Erbschaft zum Ankauf eines Gemäldes von Guido Reni benutzend, aussprach: „Wir können Erdäpfel essen, aber ich muß etwas Schönes sehen und haben, das giebt eine Nahrung, die ich brauche, und ist auch ein Capital für meine Familie.“ 1801 brachte die erwähnte Reise in Begleitung Seume's, die ihn nach Wien, Linz, München, Augsburg, Straßburg und Paris führte, eine Unterbrechung und Anregung in die arbeits- und mühevollen Tage, die sein Leben in jenen Jahren ausfüllten.

Inzwischen war aber auch daheim im Kreise der Seinigen die Sorge für dieselben zu einer in höherem Sinne geweihten geworden. Seine beiden Söhne, Ludwig (geboren 1789), Julius (geboren 1794) und seine Tochter Ottilie zeigten die vom Vater ererbte Neigung zur bildenden Kunst in so hohem Grade, daß ihre Ausbildung für diesen Beruf keinem Zweifel unterlag und hier erleben wir das in der Kunstgeschichte häufig wiederkehrende Schauspiel, daß des minder erfolgreichen strebsamen Vaters künstlerische Treue in begabteren Söhnen eine glückliche Vollendung findet. Kann ja für die Naturen, denen der Keim des künstlerischen Genius in die Wiege gelegt worden, nichts Förderlicheres gedacht werden, als die unendlich wichtigen Anschauungen der Kindheit bereits im Sinne künftigen Strebens zu empfangen. Dem weichen Gemüthe der Jugend prägt sich in bildsamster Gestalt die Grundanschauung der Kunst im practischen Sinne auf eine Weise ein, wie sie in späteren Lebensjahren nur in bittersten Kämpfen, nur in heroischer Ueberwindung aller in andern Lebenskreisen gefaßten Anschauungen gewonnen wird. Die künstlerische Entwickelung Julius Schnorr's, der seinem väterlichen Namen ruhmvolle Dauer für alle Zukunft errungen hat, zu verfolgen, ist hier nicht der Ort, aber merkwürdig ist die Stufe, die er als 17jähriger Jüngling unter der Anleitung seines Vaters in Leipzig bereits erreicht hatte, als ihn die glückliche Führung seines Schicksals nach Wien und dort in jenen Kreis führte, der die deutsche Kunst aus ihren Fesseln zu erlösen und auf die Spitze des höchsten Ruhmes zu bringen bestimmt war. Im Kupferstichcabinet zu Dresden befindet sich eine Zeichnung des jüngsten Gerichts, die, noch in Leipzig ausgeführt, in Behandlung und Auffassung des Gegenstandes, lebendiger Formengebung und technischer Fertigkeit gleich laut für die Begabung des Jünglings, wie für die treffliche Schule des Vaters spricht.

Im Jahre 1816 wurde Schnorr Director der Leipziger Kunstacademie und bezog jene oben geschilderten Räume, in denen ihn unsere Abbildung zeigt. Wohl mochten jetzt die Nachrichten über die Fortschritte seiner Söhne für den Vater der Gegenstand des tiefsten Antheils sein; wohl mochte er, dessen Studienzeit in so ganz andere Anschauungen gefallen war, mit Erstaunen hören und sehen, welch neues Evangelium der Kunst in Wien und dann in Rom, wohin sich Julius 1818 mit Veit, Overbeck und den andern ersten Meistern des Aufschwungs gewendet hatte, gepredigt ward. Die ungeschwächte Bewunderung, mit welcher wir jetzt J. Schnorr's Jugendarbeiten betrachten, wie zum Beispiel das Almosen des heiligen Rochus im städtischen Museum zu Leipzig (früher im Besitze des langjährigen Freundes seines Vaters, J. A. G. Weigel), eine wie eigenthümliche muß sie im Kreise der Leipziger Kunstfreunde gewesen sein, die an dem Gedeihen des jungen Künstlers regen Antheil nahmen, und wie mußte das Glück des Vaters sich steigern, als mit so unerhörtem Erfolge der Ruhm der jungen römisch-deutschen Schule und mit ihr Julius Schnorr's sich ausbreitete. Nicht ohne Rührung können wir jetzt es lesen, wie am 13. Januar 1819 Julius Schnorr aus Rom schreibt: „— — Aber habet nur Geduld, auch unsre theuern Freunde bitte ich herzlich darum, glaubet, daß ich Alles aufbiete, was in meinen Kräften steht, um Eurer Liebe und Ihrer Großmuth würdig zu sein. Jetzt

ist noch die Zeit, wo wir beiderseits durch Vertrauen bestehen können. Sie in ihrer Zufriedenheit mit mir, ich als verzehrender Mensch; denn noch habe ich nichts Bedeutendes vollendet." 2c. 2c. Wer dürfte, auf der Höhe künstlerischen Schaffens stehend, sich rühmen, so bescheidenen Sinnes begonnen zu haben? —

Leider blieben Veit Hans Schnorr's spätere Jahre neben den erfreulichen Nachrichten von den Fortschritten seiner Söhne, der glücklichen Verheirathung seiner Töchter*) nicht ohne trübe Erfahrung. Im Jahre 1819 starb ihm ein hoffnungsvoller Sohn Eduard, der sich zu Wien der Architecturmalerei gewidmet hatte. Besondern Kummer aber bereitete ihm die im Jahre 1830 erfolgte Umgestaltung und Schmälerung der Leipziger Kunstacademie.

Thätig bis zur Abnahme seiner Kräfte, mit gewissenhafter Treue der Ausbildung seiner Schüler, unter denen G. Jäger, G. A. Hennig und F. Gießmann in weitesten Kreisen bekannt wurden, sich widmend, lebte er im vertrauten Umgang mit einem kleinen Kreise wackerer Kunstfreunde in Leipzig bis zu seinem Tode im Jahre 1841.

Sein Angedenken in diesen Blättern mit wenigen Worten ins Gedächtniß zurückzurufen, war der Zweck dieser Zeilen; es wird nicht vergehen, so lange des Namens Schnorr in der deutschen Kunstwelt gedacht wird. A. v. Z.

*) Die als Miniaturmalerin geschätzte Ottilie vermählte sich mit dem bekannten verdienstvollen Schulrath Blochmann, dem Gründer des Blochmannschen Instituts in Dresden, und lebt gegenwärtig in Erlangen. Eine jüngere, Charlotte, Gattin des geh. Justizraths Krug in Dresden, hat sich als Dichterin besonders durch das Epos „Anna und Lisbeth", sowie die reizende Dichtung „der Alpensee" bekannt gemacht.

Die Sachsen in Aerschot, im Jahre 1489.

Ein Kriegsbild früherer Tage.

So oft auch Albrecht der Beherzte, „der deutsche Hector" und „die rechte Hand des Reichs" genannt, vom deutschen Kaiserhause Undank erfahren hatte, so blieb er doch diesem mit inniger Treue ergeben. Wie einst Saul gegen David lieblos auftrat, so lieblos und undankbar behandelte Kaiser Friedrich III. den Albrecht; wie aber Jonathan den David sich zum Freunde erkor, so neigte sich das Herz des Erzherzogs Maximilian mit treuester Anhänglichkeit dem Albrecht zu.

Maximilian wurde 1486 zum römischen König ernannt. Der Kampf in den Niederlanden brach los. Maximilians Gemahlin, Maria von Burgund, die Erbin der Niederlande, war vom Pferde gestürzt und gestorben. Der Vater übernahm für seine Kinder, Philipp und Margaretha, die Regentschaft. Flandern wollte ihn als Vormund nicht anerkennen und da die Einwohner dieser Provinz Maximilian in Brügge sogar gefangen nahmen, so machte sich unter Andern auch Albrecht der Beherzte auf, um die widerspenstigen Flandern zum Gehorsam zu zwingen und somit dem Freunde zu seinem Rechte zu verhelfen, der eben aus seiner Gefangenschaft wieder befreit worden war.

Albrecht, mit dem Oberbefehl über die Truppen betraut, besiegte die Aufständischen; in wenigen Monaten unterwarf er Flandern und Brabant, so daß er am 29. August 1489 mit Siegesgepränge in Brüssel Einzug halten konnte.

Nicht jede Stadt der genannten Provinzen war während der Kämpfe so leicht zu erobern; besonders hartnäckig zeigte sich das Städtchen Aerschot in Brabant. Die Bürger von Aerschot hatten ihre Thore verriegelt und verschlossen, und auf ihren festen Mauern hielten sie unausgesetzt Wache, um beim Andringen des Feindes sogleich gemeinsam den Kampf zu beginnen. Jeder waffenfähige Mann stand gerüstet da und verschiedene Krieger hatten sich mit den sonst friedlichen Bürgern verbunden.

Albrecht zog mit seiner kampfgeübten Schaar am letzten April 1489 vor die Stadt, umzingelte dieselbe und forderte die Bürger auf, die Schlüssel zur Stadt zu senden, sich zu ergeben und ihren rechtmäßigen Fürsten in Treue und Gehorsam anzuerkennen.

Dazu hatten aber die Aerschoter nicht die mindeste Lust. Sie schlugen Albrechts Verlangen rundum ab und seinen Boten sendeten sie Armbrustschüsse nach. Dies empörte den Herzog, daher beschloß er, die Stadt sofort beschießen zu lassen und sie im Sturme einzunehmen.

Man fuhr die schwerfälligen Donnerbüchsen vor, man brachte die sogenannten Sturmböcke, sowie die Sturmleitern; die Hakenbüchsen wurden geladen und der Kampf begann. Die großen Kugeln aus den Geschossen des herzoglichen Heeres rissen bald Löcher in die Stadtmauer. Die Aerschoter erbebten nicht. Jetzt rückte Albrechts Heer mit den Sturmleitern auf die Breschen zu, um die Mauern zu erklettern und im Handgemenge den Kampf zu entscheiden. Dies bemerkte der heldenmüthige Graf Wilhelm von Aremberg, welcher das Commando in dem Städtchen übernommen und zur Vertheidigung desselben die kriegsgeübtesten Veranstaltungen getroffen hatte. Er rief sofort seine wackeren Mannen zusammen und warf sich mit ihnen den Anstürmenden kühn entgegen.

Albrechts Truppen wichen. Der Herzog bemerkte dies und führte die Seinen sofort zum neuen Sturme an, wobei noch wüthender gekämpft wurde, als beim ersten Versuche; aber auch dies blieb erfolglos. Viele Brave waren gefallen und Aerschot hielt sich immer noch.

„Eine Schande wär's, der Stadt den Sieg zu lassen!" meinten die herzoglichen Krieger, und kaum hatte Albrecht zum Rückzuge blasen lassen, so forderte sein Heer, zum dritten Male gegen die Mauern geführt zu werden.

Eine Pause entstand. In der Stadt war's still und im herzoglichen Lager ließ sich kaum ein Laut vernehmen. Es war die unheimliche Stille, welche größern Erscheinungen vorausgeht.

Auf den Mauern und Thürmen von Aerschot wurde auf einmal Leben. Die Bürger hatten bemerkt, daß ihre Gegner ohne großes Aufsehen die Sturmleitern an die Mauern legten. Einzelne Krieger stiegen schon auf den Leitern empor, um in die Stadt einzudringen. Da ließen ihre Schützen auf Arembergs Commando sofort aus ihren Donnerbüchsen Kugeln und gehackte Metallstücken auf die Feinde regnen und die Reihen Albrechts wurden bedeutend gelichtet. Viele seiner Krieger stürzten von den Sturmleitern und rissen dabei andre Genossen unter sich mit in das Grab. Was die Hakenbüchsen verschonten, wußten die Armbrustschützen zu vernichten. Zudem kam noch, daß die Aerschoter Bürger Eisenhaken an den Leitern hinabließen und dieselben, wenn sie angehakt werden konnten, an den Mauern emporzogen, auch mit sogenannten Wallgabeln erschienen, um andre Sturmleitern umzustürzen und die zu zerschmettern, welche sich auf denselben fest erhalten hatten. Endlich hoben sie noch die bereitstehenden Steinkörbe auf die Mauern und schleuderten den Inhalt derselben auf den Feind nieder, wobei noch viele den Tod fanden.

Der Sturm ward wieder abgeschlagen. Albrecht hatte an tausend Mann verloren, — ein Verlust, der, dem kleinen Feinde gegenüber, bei der damaligen Weise Krieg zu führen, sehr bedeutend war.

„Wir werden noch siegen!" rief Albrecht seiner Krieger-

schaar zu, befahl aber zugleich, das Lager abzubrechen und zog mit den Truppen von dannen.

Jubelruf durchtönte das Städtchen Aerschot. Die Bürger wußten kaum, was sie in ihrer Freude thun sollten. Sang und Klang, Lust und Spiel wechselten ab im bunten Gemisch. Der Humpen kreiste von einer Hand zur andern; die siegestrunkenen Köpfe wurden bald von wirklicher Trunkenheit befallen und der bisher bewiesene Muth gestaltete sich zum Uebermuthe.

Um den abgezogenen Feind recht ordentlich zu höhnen, schlachteten die Aerschoter ein Schwein, brachten dasselbe auf ihre Stadtmauer, suchten ihm eine sitzende Stellung zu geben und banden ihm an die Vorderbeine einen Wergrocken, dem sie später noch eine Spindel hinzufügten, damit das Schwein die Gestalt einer Spinnerin haben sollte. Der Einfall Einiger gefiel den Bewohnern der Stadt gar sehr. Sie tanzten wie unsinnig umher, spotteten auf die weggelaufenen Feinde und riefen über die Mauern hinab ihm nach: „Seht diese Spinnerin! Wenn sie ihren Rocken abgesponnen hat, soll auch Herzog Albrecht Aerschot erobern!"

Der Herzog und die Seinen hörten diesen Spott nicht, doch erhielten sie bald durch einzelne Krieger davon Kunde. Albrecht schwieg dazu und sprach nur: „Wir werden noch siegen!"

Die Aerschoter hatten mit dem Einbruche der Nacht fast ohne Ausnahme recht schwere Köpfe bekommen und dennoch blieben sie in ihren Weinhäusern, um sich ganz niederzutrinken. Nach Mitternacht hielten sich nur Wenige aufrecht; auf die Uebrigen hatte sich der Schlaf mit seinen bleiernen Flügeln gelegt. Es war eine recht wüste Walpurgisnacht, die das siegreiche Aerschot feierte.

Während nun die Aerschoter schwelgten und tobten, benutzte Herzog Albrecht dieselbe Nacht, seine Krieger um sich zu versammeln und zum neuen Zuge nach der widerstrebenden Stadt zu rüsten. Eine tüchtige Schaar stand dem „deutschen Hector" zur Seite und zwar, wie er es wünschte, viel Fußvolk und wenig Reiter.

„Wohlan denn," rief Albrecht seinen schlagfertigen Kriegern zu, „lasset uns noch einmal den Kampf versuchen! Die Spötter von Aerschot haben eine strenge Lehre verdient, sie mögen fallen durch unser Schwert! Wehe aber dem unter Euch, welcher sich an Greisen, Kranken, Weibern und Kindern in der Stadt vergreift!"

Mit Freuden versprachen die Krieger ihrem Herrn den pünktlichsten Gehorsam, denn sie kannten seine unerbittliche Strenge, und todesmuthig traten sie in den Zug, welcher eben nach Aerschot abging. Nach Mitternacht kam die Schaar vor den Mauern der Stadt an. Tiefe Stille herrschte rings umher. Voran gingen die Träger der Sturmböcke in Begleitung der Zimmerleute mit ihren Aexten. Dicht dahinter kam das Fußvolk.

Alles war bereit. Auf Befehl Albrechts zerschmetterten die Sturmböcke mit wenigen gewaltigen Schlägen die Pfosten des Stadtthores, das krachend zusammenstürzte, indem die Zimmerer mit ihren Aexten in wenigen Minuten freie Bahn machten.

Fast ganz Aerschot lag im wüsten Traume. Wer auch das Dröhnen am Thore draußen hörte, konnte sich doch, vom Rausche betäubt, nicht aus dem Schlafe finden. Kein Wächter war auf seinem Platze.

Albrecht vertheilte sogleich seine Truppen. Einige blieben am Thore und in den Gassen, aber die Hauptmacht zog ohne Hinderniß bis auf den Marktplatz.

Das Geklirr und Gepolter der An- und Einrückenden hatte endlich doch einige Schläfer erweckt, aber sie kamen zu spät, um den Feind verdrängen zu können, denn schon prasselten die Thüren ihrer Häuser von den Schlägen der Krieger zusammen und schon plünderten diese als Sieger die Kisten und Kasten der übermüthigen Bürgerschaft.

Einige Aerschoter stürzten, nachdem der Schreck sie nüchtern gemacht hatte, wuthentbrannt auf die Gassen; hier aber wurden sie von Albrechts Kriegern sofort empfangen und ohne Gnade niedergehauen. Wohl entwickelte sich nach und nach ein Straßenkampf, doch derselbe hatte nicht den mindesten Erfolg. Zuletzt zogen sich die Aerschoter in ihre Häuser zurück und schossen aus den Fenstern herab auf den Feind. Man antwortete ihnen aus den Gassen in gleicher Weise. Die Gefahr für die wehrlosen Greise, Weiber und Kinder verdoppelte sich.

Das Unglück war noch nicht aufs Höchste gestiegen, da schoß ein Hakenschütz nach einem Hause, auf welchem sich das Nest eines Storches befand. Der brennende Pfropf blieb in dem von der Frühlingssonne ausgetrockneten Neste liegen und bald gerieth dieses in Brand, stürzte brennend auf das Schindeldach, zündete dasselbe sofort an und „Feuer! Feuer!" kreischten die Stimmen der Weiber durch die schwer betroffene Stadt.

Die Flamme loderte von dem brennenden Hause wild empor. Ein Wind erhob sich und trieb die Lohe auf andre Dächer. Diese wurden vom Feuer ebenfalls ergriffen — das Element war einmal entfesselt und nach wenig Stunden stand fast die ganze Stadt in hellen Flammen.

Albrecht sendete beim Ausbruch des Feuers sogleich Trompeter in den Gassen Aerschots umher und ließ das Signal der Waffenruhe geben, verbot auch zugleich jede fernere Gewaltthätigkeit und erlaubte allen Bewohnern der Stadt, sich hinaus ins Freie zu retten. Nun zogen die armen Frauen mit ihren Kindern, sowie wankende Greise und matte Kranke aus ihren freundlichen Wohnsitzen hinweg. Sie mußten ihre ganze Habe den Flammen zum Raube lassen, denn bei dem schnellen Umsichgreifen des Feuers war weder an ein Löschen, noch an die Rettung einigen Besitzthums zu denken.

Dem Herzog Albrecht muß es aber zum Ruhme nachgesagt werden, daß er gegen die Hülflosen und Abgebrannten sich im höchsten Grade theilnehmend bewies, denn er gebot allen seinen Kriegern, die Verarmten und Verlassenen mit aller Liebe und Milde zu behandeln, sowie er sich auch befleißigte, ihre Noth nach Kräften zu lindern. — Eines vermochte er freilich nicht, — die gefallenen Bürger der Stadt ihren Familien wieder zurückzugeben; doch, daß sie fielen, war die Folge ihres Uebermuths.

Robert Wolfram.

Die Zigeuner in Sachsen.

Die Zigeuner, sonst auch Zeugitone, Cyngeras, Zyganos genannt, sollen ihren Namen von dem eines Vogels erhalten haben, der kein gewisses Nest und keinen bestimmten Aufenthalt hatte, sondern unstät und heimathslos umherirrte!

Ist auch das Erscheinen der Zigeuner in andern, östlicher gelegenen Ländern, in eine frühere Zeit zu versetzen, so bemerkt doch ein alter deutscher Geschichtsschreiber, Aventinus (hieß anfänglich Johannes Thurmairs, war aus Abensberg in Bayern gebürtig und lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts), im Verein mit dem zu gleicher Zeit lebenden berühmten Historiker Albertus Krantzius*), in einer sächsischen Chronika über ihr Auftreten speciell in Sachsen Nachstehen-

*) Dieser Krantzius war ein Zeitgenosse Luthers; er starb den 7. December 1517. Als er kurz vor seinem Tode den Dr. Luther predigen hörte, erkannte er zwar an, daß eine Kirchenreformation von Nöthen sei, zweifelte aber, daß Luther durchdringen würde, und gebrauchte dabei die bekannten Worte: „O! Du guter Bruder, gehe dafür in Deine Cellen, und bitte, Gott wolle Dir gnädig sein!"

des: „Im Jahre 1417 ließen sich zum ersten Male in unserm Lande unbekannte Leute sehen; sie waren von dunkler Gesichtsfarbe, hielten sich in ihrer Kleidung, sowie in allen anderen Sachen unreinlich und schmutzig und lebten ein wüstes, regelloses Leben. Dabei waren sie geschwind im Stehlen, besonders ihre Weiber, denn die Männer nährten sich von dem, was die Weiber zusammengeraubt hatten!"

Im gemeinen Leben wurden die Zigeuner auch Dattern genannt, die Welschen aber hatten ihnen den Namen Cyanas beigelegt. Bei ihrem ersten Erscheinen in Sachsen und den angrenzenden Ländern standen sie unter einem Oberhaupte, das sie sich selbst erwählt hatten und das sie ihren König nannten, er hieß Zindelone. Die Zigeuner selbst gaben vor, aus Aegypten zu stammen, aus diesem ihrem Stammlande wären sie deshalb von Gott vertrieben worden, weil ihre frühesten Vorfahren einst die Jungfrau Maria mit ihrem Kindlein nicht hätten aufnehmen und beherbergen wollen, nun müßten sie in diesem unstäten Umherwandern Gottes Strafe erkennen und fühlen.

Als nun im Laufe der Zeit die Wanderungen und das zwecklose, ja straffällige Umhertreiben dieses unstäten, diebischen und verschlagenen Volkes in Sachsen immermehr überhand nahmen, erließ der Herzog Albrecht von Sachsen ein offenes und allgemeines Ausschreiben gegen dasselbe. Es war jedoch ungemein schwer, die Bewohner Sachsens, besonders der Dörfer, die sich damals wegen ihrer vereinzelten offenen Lage weniger schützen konnten, als die Städte, zu einem entschiedenen Auftreten gegen die Zigeuner zu vermögen, weil sich dieses Gesindel dem gemeinen Volke gegenüber stets den Anschein zu geben und zu erhalten wußte, als sei es im Besitze geheimer Mittel und Kräfte, und besonders schreckten sie die Leute, daß sie vorgaben, durch Künste der Zauberei denselben überall schaden zu können, welche Drohungen sich gewöhnlich auf das Vieh der Bauern erstreckten, wenn dieselben den Zigeunern ihren Willen und ihre Forderungen nicht so erfüllten, wie sie verlangten. Nebenbei beschäftigten sich die Zigeunerweiber auch mit Wahrsagen, Kartenschlagen und Versprechen des Bösen durch geheime Zauberformeln, welche angeblichen Künste sie sich von dem leichtgläubigen Landvolke sehr gut bezahlt zu machen wußten, dann aber verschwanden, um nicht wieder zu kommen. So ließ sich denn zu damaligen Zeiten des Aberglaubens das bethörte Landvolk durch dieses Zigeunergesindel ungestraft belügen, betrügen, bestehlen und sonst bevortheilen, ja Einzelne wurden durch sie, durch angelegte Feuersbrünste, um ihr ganzes Hab und Gut gebracht, ganz nach Gefallen dieser schlauen Orientalen, die, nachdem sie ihre Rache gekühlt, spurlos verschwanden, um nie an diesen Ort ihres Verbrechens zurückzukehren. Die Zigeuner waren somit eine wahre Landplage der damaligen Zeit, denn sie hielten die Bewohner ganzer Länderstrecken in Furcht und Schrecken.

In dem Ausschreiben Herzog Albrechts, worin er seine Sachsen vor diesem frechen, räuberischen Gesindel warnen und sicher stellen wollte, heißt es:

„Ein Volk, wie man aus gewisser Erfahrung hat, auf der Wanderschaft gezeugt, dem Müssiggang ergeben, hat keinen gewissen Sitz, noch Vaterland, sondern zeucht also herumb und nährt sich von der Weiber Diebstahl, halten sich ganz für sich, achten keine Religion, leben in den Tag hinein, wandern aus einem Land ins andere, kommen nach ezlichen Jahren wieder, theilen sich aber also, daß die, so einmal an einem Orte gewesen, nicht wieder an denselben kommen, als erst nach vielen Jahren. Nehmen allerlei Volk aus allen Landen von Weibs- und Mannspersonen willig auf, die sich zu ihnen schlagen wollen. Eine wunderbare Vermischung von allerlei Leuten, allerlei Sprachen kundig, und den Bauern am allermeisten auffäßig, denn, wenn dieselben im Felde arbeiten, finden sie sich unterdessen in den Häusern ein, räumen auf und nehmen mit, was ihnen im Wege liegt. Auch giebt man ihnen schuld, daß sie Kundschafter und Landesverräther sind."

Ein gleiches scharfes Verbot gegen die Zigeuner ließ auch Heinrich der Fromme ergehen. Als Grund zu dieser noch strengern Maßregel gegen dieses unstäte Gesindel wird folgende Thatsache bezeichnet, die zugleich das beste Zeugniß giebt, wie weit die Zigeuner zu den damaligen Zeiten sich über alle Theile der Erde verbreitet hatten und wie bekannt ihnen alle Länder, ja selbst einzelne Personen in denselben waren, so daß sie solche nach Jahren und in ganz entfernten Orten, auch unter Verkleidung, wieder zu erkennen vermochten.

Heinrich der Fromme, Herzog von Sachsen, unternahm nämlich, nach der Sitte jener Zeit, im Jahre 1498 eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. In seinem frommen Eifer wollte dieser Fürst in jenem fernen Lande, um sich ungestörter seinen Andachtsübungen an den heiligen Orten hingeben zu können, ganz unerkannt bleiben und hatte dazu die umsichtigsten Anordnungen getroffen. Diese Standesverheimlichung wäre demselben in Palästina auch gelungen, aber dortige Zigeuner erkannten ihn und verriethen seinen hohen Rang. Von dieser Zeit an war Heinrich der Fromme für sein ganzes Leben gegen diese Menschen erbittert, was für Sachsen die wohlthätigen Folgen hatte, daß dieser Fürst nach seiner Rückkunft aus dem gelobten Lande Alles aufbot, um Sachsen von diesem gefährlichen Gesindel zu säubern!

Ein Hauptgrund der Gefährlichkeit der Zigeuner war auch der, daß sie alle flüchtigen Verbrecher, mochten es Mörder, Räuber, Diebe und dergleichen sein, willig und gern unter sich aufnahmen, in welchen Fällen diese Verbrecher durch die List und Verschlagenheit der Zigeuner meist in Sicherheit kamen und dadurch der verdienten Strafe in ihrem Vaterlande entgingen! Unter allen möglichen Verkleidungen wurden die Verbrecher, die sich einmal den Zigeunern in die Arme geworfen hatten, schnell auf verborgenen Wegen, unter Benutzung geheimer Schlupfwinkel, in entfernte Gegenden und Länder geschafft und dadurch dem Arme der Gerechtigkeit meist für immer entzogen.

In Sachsen mußten oftmals Soldaten ausziehen gegen solche Zigeunerbanden. So unternahmen Flemmingsche Dragoner im Jahre 1698 einen derartigen Streifzug gegen Zigeunerbanden, die sich in den Schönburgischen Wäldern herumtrieben und in den Dörfern raubten und plünderten. Desgleichen wurde von dem Landesherrn unter dem 17. October 1711 eine abermalige allgemeine Durchsuchung der Wälder wegen der Zigeunerbanden angeordnet, die sich besonders im Erzgebirge herumtrieben. Im Jahre 1715 waren die Zigeuner sogar Ursache von Brandstiftungen und in diesem Jahre wurde gegen diese Banden zu deren besserer Verfolgung in Sachsen ein besonderes, militärisch organisirtes Corps errichtet, die Straßenbereiter. Es waren dies die Vorläufer unsrer jetzigen Gensd'armerie. — Weggebrannt wurden unter Anderm durch Zigeuner auch die beiden Rittergüter in Mosel bei Zwickau am 11. Februar 1757.

Der berühmte Geschichtsforscher Wagenseil sagt über die Zigeuner Folgendes: „Die ersten Zigeuner sind Juden gewesen, die sich in der um die Mitte des 14. Jahrhunderts wider dieses Volk aus Anlaß der damals wüthenden Pest erregten harten Verfolgung zusammengeschlagen, und, damit sie desto sicherer wären, gaben sie einen ganz fremden und fernen Ursprung an, welche Angabe dann sowohl durch die Zeit, in welcher diese Leute zuerst erschienen, als durch die vielen jüdischen und hebräischen Wörter, die sich in der Zigeunersprache untermischt finden, bestärkt wurde. Auch in der Türkei war eine Art dieser Zigeuner zu finden, dort wurden sie aber Torloquen genannt."

Alban Gumbrecht.

Ein reicher Fundgrübner.

Wer hätte nicht von dem ehemaligen Glanze der Bergstadt Annaberg gehört! Wie ein strahlendes Meteor erstand sie in wüster wilder Gegend, welche letztere in dem ursprünglichen Stadtnamen „Schreckenberg" hinlänglich als im höchsten Grade unwirthlich bezeichnet sich findet. Der Silberreichthum der dortigen Gruben bewirkte gleichsam wie durch Zauberei das ungemein schnelle Aufblühen dieser Bergstadt; der Reichthum ihrer Fundgrübner und Verleger war sprichwörtlich nicht nur in der Umgegend, sondern auch im ganzen Sachsenlande; aber leider erwies es sich auch hier, daß der Reichthum des Menschen Feind ist, sobald er nicht mit Vernunft benutzt wird, sondern nur als Mittel zur Befriedigung thöriger Eitelkeit und sinnlicher Gelüste.

Lassen wir aus den vielen Beweisen so schlimmer Verwendung einer Glücksgabe, wie der Reichthum, den die Silbergruben spendeten, für die Fundgrübner doch unstreitig war, nur einen einzigen hier folgen, der vom Uebermuth des Reichthums und vom traurigen Ende des Reichen ein so schlagendes Zeugniß giebt, wie es wohl selten als warnendes Beispiel in den Städtechroniken verzeichnet gefunden werden dürfte.

Kaspar Kirschner, gewöhnlich mit seinem rechten Namen Fleischmann genannt (warum dieser Mann zwei Namen führte, ist in der Chronik nirgends aufzufinden) gehörte zu den glücklichsten, d. h. reichsten Fundgrübnern seiner Vaterstadt. Er besaß 8 Kuxe allein auf dem himmlischen Heer, das damals so enorme Ausbeute gab und war noch obendrein ein „stattlicher Verleger frembder Gewercken".

Es ist nicht sehr zu verwundern, daß ein Mann wie er, dem der Reichthum so zu sagen, täglich neu zuwuchs, sich selbst als eine besonders ausgezeichnete Persönlichkeit betrachtete und sich auch als solche von seinen Mitbürgern angesehen sah. In der Chronik wird er als ein beredter, ansehnlicher und verständiger Mann geschildert, der es an freigebigen Spenden für die Schulen nicht hat mangeln lassen. Aus allem, was wir hinsichtlich seines äußeren und inneren Menschen in der Chronik angedeutet finden, dürfen wir mit Ueberzeugung annehmen, daß trotz des Uebermuthes, zu welchem der Reichthum ihn gebracht hatte, der Mann jenes traurige Anhängsel der Hoffahrt, Jeden, der sich beziehendlich der Glücksgüter nicht mit ihm messen konnte, geringzuschätzen, nicht besaß, im Gegentheil jene Großmuth seine Tugend nannte, die den Verschwender sogar liebenswürdig erscheinen läßt. Was seine äußere Persönlichkeit anlangt, muß er allerdings ein Mann von Gewicht gewesen sein, denn bei einer scherzhaften Gelegenheit, wo er und ein gewisser Herr Heinrich Körndörfer in der Stadt-Rathswaage sich 1554 wiegen ließen, hatte er das Vergnügen, auf 2 Centner 15 Pfund, während der Andere 3 Pfund weniger wog, seine Leibesfülle tarirt zu sehen.

Von ihm ward damals geschrieben:

„Zu Annaberg, in Meissen, hat ein Mann gewohnet, welcher aus den Silbergruben einen Fürstlichen Reichthum erlanget, daher er auch sehr hochmüthig worden. Wenn er sich in's Bad begeben wollen (Wiesenbad, 1 Stunde von Annaberg), ist er auf einem kostbaren Pferde geritten, mit vielen Dienern umgeben. Im Bade trug man ihm für ein Becken mit Malvasier angefüllet, und Semmel auf Kohlen geröstet, damit man ihm die Fußsohlen reiben mußte, den Appetit zum Essen und Trinken zu befördern. So offt, als er im Bade war, versammelten sich viele arme Leute, welche das in Wein eingeweichte Semmelbrod begierig zu sich nahmen und sich damit ergötzten."

Sonach streifte bei dem reichen Fundgrüber der Hochmuth in Narrheit über und es ist nur folgerecht, wenn wir in der Chronik lesen, daß er für sich und seine Dienerschaft nicht Platz genug in einem Hause hatte, und deshalb eins aus zwei Häusern machte, indem er ein zweites zu seinem von der Mutter auf ihn vererbten kaufte. Damit alle Welt wisse, wer da wohne, ließ er sein Bild aus Stein daselbst befestigen.

Des Mannes Schicksale waren sonderbar genug. Zu Herzog Georg des Bärtigen Lebenszeit war er bereits im Rathe, indeß gezwungen auszutreten, sobald der Herzog in Erfahrung gebracht, daß er ein Martiner (Lutheraner wurden damals so genannt) geworden sei. Nach Herzog Georgs Tode ward er sogleich wieder restituiret und 1540 zum Bürgermeister gewählt.

Diese hohe Stellung mochte den Hochmüthigen nur als eine Vergeltung für seine Verdienste erscheinen und gab ihm gewiß öfterer Gelegenheit, seine Verschwendungslust im größten Maßstabe zu offenbaren. Die Chronik deutet an, daß die Ausrichtung von Festmahlen, welche bei Rathswahlen und dergleichen Vorkommnissen abgehalten zu werden pflegten, aus seinem Beutel bezahlt wurde und sämmtliche Rathsherren und ihre Sippschaften, Männer und Weiber, dabei das Gehen verlernt hätten, weshalb sie nach Hause gefahren werden mußten.

Wie lange er erster Bürgermeister geblieben, ist nicht genau zu ermitteln, denn schon 1542 findet sich ein gewisser Leonhard Buchsteiger, 1544 aber Johann Staffel, ein „stattlicher Verleger", als Bürgermeister genannt; aber sicher ist es, daß er 1547 eine Hauptstimme im Rathe hatte und im Verein mit dem genannten, als Consul fungirenden Johann Staffel, die dem Herzog Moritz als Erbe zugehörende Stadt Annaberg dem kurfürstlichen Obrist Thumbshirn ohne Schwertstreich und Vertheidigungsversuch übergab. Diese Treulosigkeit büßten Kaspar Kirschner und Johann Staffel schwer genug. Kaum war der Krieg mit der Mühlberger Schlacht zu Ende gekommen und Herzog Moritz hatte seines entthronten Vetters Kurhut zum Lohne erhalten, als er auch unverweilt über die Verräther in Annaberg die strengste Untersuchung verhängte. Hanns Staffel und Kaspar Kirschner wurden ihrer Rathsämter entsetzt und jedenfalls in's Gefängniß gebracht. Staffels ganzes Vermögen ging bei dem nun in Gang gebrachten Processe verloren und der Mann starb schon im nächsten Jahre in Kummer.

Kaspar Kirschner rettete mit Mühe und Noth seinen Kopf vor der Bekanntschaft mit dem Schwerte des Scharfrichters, aber sein Vermögen war so sehr erschöpft, daß er sich einige Jahre später genöthigt sah, sein großes Haus an den Annaberger Rath für 1600 Gulden zu verkaufen. So lange er noch Geld hatte, blieben ihm seine früheren guten Freunde gewogen, aber mit dem letzten Groschen war auch der letzte Freund weg. Eine schwere Demüthigung mußte es für den Uebermüthigen sein, als der Rath, nachdem er im Verlaufe der Jahre gänzlich verarmte, ihm Almosen zufließen ließ und die Erlaubniß ihm ertheilte, vor den Kirch- und Hausthüren und bei Hochzeiten ein Scherflein, von barmherzigen Seelen gespendet, einsammeln zu dürfen, in Betracht, daß er der Stadt früher Wohlthaten erzeigt habe.

Es ist zu beklagen, daß der Chronikschreiber nirgends der Familie und Verwandtschaft dieses von so schrecklichem Wechsel vom Ueberfluß zur drückendsten Armuth Geprüften erwähnt, und seine Erzählung mit den Worten schließt: „daß er (beim Almoseneinsammeln nämlich) ohne Scheu gestanden, daß ihm seine Blindheit und Hochmuth gestürtzet." Er starb endlich 1572 den 26. Januar bei seinem Eidam Michael Siegeln. Er war in seinen guten Umständen zugleich Schulherr gewesen und hatte der hiesigen Schule viel zu Gute gethan.

Dieser Michael Siegel kann demnach nicht in Annaberg wohnhaft gewesen sein, er würde sonst den so tief gesunkenen Schwiegervater, wenigstens seiner eigenen Ehre willen, nicht als das öffentliche Mitleid ansprechenden Bettler haben herumgehen lassen.

Welche entsetzliche Demüthigung hat der Verarmte nach den Tagen seines Glückes und gepeinigt von dessen Erinnerungen ertragen müssen! Eine schwere Mahnung an die Zeit seines Dünkels hatte ihm jedoch der Tod, mitleidiger als das Leben, erspart. Sein vom Rathe ihm abgekauftes Haus wurde 1576 als Superintendur benutzt und sein steinernes Bild bei Gelegenheit einiger Baulichkeiten als Unterlage für eine Thürschwelle verwendet.

Nichts erinnerte mehr an den reichen zum Bettler gewordenen Fundgrübner, nur die Chronik bewahrte seinen Namen und sein Schicksal als warnendes Beispiel auf für die Nachkommen, und wenn auch nicht in diesem Sinne hier erzählt, so ist es sicher doch ein denkwürdiger Lebenslauf, in welchem die Lichter und Schatten jener lange verflossenen Zeit grell genug sich hervorheben. **Fr. Lubojatzky.**

Die Ruttersdorfer Schuhe*).

Altenburger Sage von Dr. Krause.

Nicht alle Zeiten waren so, wie die jetzigen, wo der Bauer fast ein Edelmann ist, und es ihm oft gleich thut an Essen und Trinken, an Reiten und Spielen, an Reichthum und Glanz, es gab auch Jahre und lange Jahre, in denen der Bauer unterducken mußte vor dem gestrengen Ritter, wo er wachte, wenn der Ritter schlief, wo er hungerte und fror, wenn der Ritter in seinem Burgsaale am warmem Kamine schwelgte. So ist es auch vor Zeiten in Ruttersdorf gewesen, da waren die Bauern herunter, daß sie sich nicht mehr konnten sehen lassen, ja sie hatten allesammt keine Schuhe mehr und schämten sich, daß sie barfüßig zum Tisch des Herrn gehen sollten; da gingen sie lieber eine Zeit lang gar nicht. Als aber ihre Seelen hungerten nach der himmlischen Speise, traten sie endlich zusammen, gaben ihr Scherflein in eine Hand, gewöhnlich einen Heller, keines über einen Pfennig, und ließen sich ein Paar Gemeindeschuhe machen, die in der Kirche verwahrt wurden. Dann gingen sie nach einander, jeden Sonntag ein Anderer, zum heiligen Tische Gottes, und jeder zog die Abendmahlsschuhe an, damit der Herr nicht zornig werde, wenn einer in bloßen Füßen ihm nahe. Jetzt ist es anders, denn einen Kirchenrock, lang und von gutem Tuche, hat Jeder, und Gemeindeschuhe brauchen sie gar nicht mehr.

*) Im Volksmunde.

Miscellen.

Zur Geschichte der Stadt Ostritz. Im Jahre 1346 ward in Löbau der für die Folgezeit so wichtige Sechsstädtebund zwischen Görlitz, Budissin, Kamenz, Löbau, Zittau und Lauban geschlossen, ein Schutz- und Trutzbündniß, das in den Jahren 1449 und 1496 innerer Spaltung und Uneinigkeit wegen wieder befestigt und neu bestätigt werden mußte. Schon seit den ältesten Zeiten dominirten Zittau und Görlitz und in ihrem speciellen Interesse lag es daher, wie leicht einzusehen, daß die andern Städte verhindert würden, zu größerem Ansehen und größerer Selbstständigkeit zu gelangen. Dies gelang so ziemlich bei den übrigen verbündeten Städten selbst, aber in deren Mitte wollte eine siebente Stadt sich aufschwingen, nämlich das nahe der jetzt preußischen Grenze gelegene Ostritz. Schon lange hatte der dortige Rath mit Zittau verhandelt, da es Thore, Stadtmauern und ein eigenes Rathhaus zu besitzen sehnlichst begehrte. Zu solchem Ansinnen hatte aber Zittau ein entschiedenes Nein gesagt und wenn dies einmal ausgesprochen war, dann waren alle Vorstellungen vergeblich. Die Ostritzer wußten dies gar wohl und handelten deshalb auf eigene Weise. Im Jahre 1368 begann der Bau der Thore, Stadtmauern und des Rathhauses. Der hochweise Rath Zittau's schaute diesem kühnen Beginnen ganz gelassen zu und ließ die Mauern, Thore und das Rathhaus immer höher und höher steigen. Als man aber mit dem kostspieligen Baue nun bald zu Ende ging und die Ostritzer Bürger, stolz auf ihr Glück, sich über den guten Ausgang eines Unternehmens freuten, das früher doch Manchem unter ihnen allzu verwegen und herausfordernd geschienen hatte, da erscholl auf einmal zu ihrem Schrecken Waffengeklirr, Pferdetraben und der regelmäßige Tactschritt einer Kriegerschaar. Die Zittauer kamen, mit ihnen die Görlitzer und Löbauer. Als man nun die Zimmerleute erblickte, welche mit ihren Handwerksgeräthen den Bewaffneten folgten, da wußte man den Grund ihres unerwarteten Besuchs. Die Mannschaft wurde vertheilt und unter ihrem Schutze begannen die Zimmerleute die Ringmauern und Thore einzureißen, die nothwendigsten Bedingungen für eine Stadt der damaligen Zeit. Während man noch hier arbeitete, da erschien auf einmal eine andere Schaar. Schwarz gekleidet, die Rosenkränze in den Händen, erschien eine Schaar Nonnen aus dem nahen Kloster St. Marienthal, zu dem Ostritz gehörte, an der Spitze die Abbatissin. Aus guten Gründen hatten diese eine Machtvergrößerung von Ostritz begünstigt und sich der süßen Hoffnung hingegeben, dadurch selbst zu größerem Einflusse zu gelangen, einem Traume, aus dem sie durch die schallenden Tritte der bei ihren stillen Mauern vorbeiziehenden Krieger unsanft geweckt worden waren. Einen Widerstand der Ostritzer konnten sie nicht hoffen, glaubten dagegen sicher, wenn sie selbst erscheinen würden, den Zorn der Zittauer brechen und sie zum Abzug bewegen zu können. Deshalb kamen die schwarzen Klosterjungfrauen zu den halbfertigen Thoren von Ostritz eingezogen, still, sanft, friedlich, und setzten sich, während die Abbatissin mit dem feindlichen Hauptmann unterhandelte, wie Johannes de Gubin sagt, „under daz rathus", angestaunt von den bärtigen Landsknechten, welche hier Wache hielten. Doch war es der Abbatissin nicht gelungen, weder durch ihre Schönheit, wenn sie deren besessen hat, noch durch ihre weibliche Rednergabe, die ihr sicher eigen gewesen, jenen umzustimmen. Er hatte Befehl erhalten und dies genügte. Die Jungfrauen mußten unverrichteter Sache fortziehen und kehrten traurig heim. Die Thore und Mauern, ebenso auch das Rathhaus wurden niedergerissen und sind bis heute noch nicht wieder aufgebaut worden. **Z.**

Ueber Feuersegen. In der diesen Aberglauben betreffenden Mittheilung in Nr. 8 d. Bl. werden Thatsachen berührt, welche vor mehr denn hundert Jahren sich zugetragen. Im Eingange jener Notiz wird auch bemerkt, daß in vielen Gegenden die sogenannten Feuersegen gewöhnlich gewesen seien. Man sollte nach alle dem kaum für möglich halten, daß dergleichen Thorheiten noch bis in die neuere Zeit ihre Anhänger und Verehrer gefunden. Und doch ist dies leider der Fall. Einsender hatte vor mehreren Jahren Veranlassung, Acten des vormaligen königlich sächsischen Justizamtes N.... einzusehen, welche in den Jahren 1832 flg. ergangen waren und die Aufschrift führten: „Amt N. Acte, die wegen der in hiesiger Gegend bestehenden Schatzgräbergesellschaft angestellten Untersuchungen betreffend."

Es hatten sich nämlich um jene Zeit in der Gegend von N. zahlreiche Personen, zum Theil dem bemittelten Bauernstande rc. angehörig, durch schlaue Betrüger verleiten lassen, eine Genossenschaft zu bilden, welche einen angeblich in Jerusalem liegenden Schatz von mährchenhaftem Werthe heben und dann unter sich vertheilen wollte. Vermittelst zahlreicher Geldspenden waren auch die fabelhaften Millionen bereits

bis nach Böhmen, in die Nähe der sächsischen Grenze — angeblich — gelangt, und es bedurfte nur noch einer letzten Anstrengung (aus Geld- und Betopfern zusammengesetzt), als die Behörden von dem ganzen, ziemlich groben Schwindel Kenntniß erhielten und einschritten.

Es gelang nicht, die Gauner, welche die leichtgläubigen Landleute geprellt hatten, ausfindig zu machen. Ihre Spuren verloren sich nach der böhmischen Grenze hin und die ganze Untersuchung endigte damit, daß den Betrogenen auf Anordnung der Regierungsbehörde durch einen Geistlichen das Unsittliche und Thörichte ihres ganzen Treibens eindringlich zu Gemüthe geführt ward.

In diesen Acten nun, welche begreiflicher Weise mannichfache Beiträge zur Charakteristik des Aberglauben überhaupt enthalten, fand sich auch ein sogenannter Feuersegen, dessen Mittheilung vielleicht nicht uninteressant sein dürfte, da dergleichen von den Gläubigen meist geheim gehalten werden, und daher wohl nur wenige Gebildete eine Vorstellung davon haben, welch' crasser Unsinn und welcher Mißbrauch der Religion hierbei sein Wesen treibt.

Das Schriftstück lautet — lediglich mit Verbesserung der Orthographie — folgendermaßen:

Ein geistlicher Feuersegen,
und wahrhaft approbirter Feuersegen
von dem alten ägyptischen Könige.

Bis (Sey) willkommen, Du Feuergast,
Greif' nicht weiter, als Du gefaßt.

Das zahl' ich Dir, Feuer, zur Buße, im Namen Gottes des Vaters, der uns erschaffen hat (†), im Namen des Sohnes, der uns erlöset hat (†), im Namen Gottes, des heiligen Geistes, der uns geheiligt hat (†).

Ich gebiete Dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die Alles thut und Alles schafft,
Du wollest stille steh'n
Und nicht weiter geh'n,
So wahr Christus stund am Jordan,
Da ihn taufte der Johannes, heiliger Mann.

Das zahl' ich Dir, Feuer, zur Buße rc.

So wahr Maria behielt ihre Jungfrauschaft
Vor allen Damen, und sie behielt so keusch und rein,
Drum stelle, Feuer, Dein Wüthen ein.

Das zahl' ich Dir, Feuer, zur Buße rc.

Ich gebiete Dir, Feuer, Du wollest legen Deine Wuth
Vor Jesu Christi theures Blut,
Das er für uns vergossen hat,
Für unsre Sünd' und Missethat.

Das zahl' ich Dir, Feuer, zur Buße rc.

Jesu Nazarenus, ein König der Juden,
Hilf uns aus diesen Feuersnöthen,
Segne Feuer und Gluth,
Daß es weiter keinen Schaden thut,
Stille steht,
Nicht weiter geht.
Das Feuer muß versprochen werden,
Sonst macht es große Noth auf Erden
Und trübet Manchen sehr,
Daß ers vergisset nimmermehr,
Drum sei ein Jeder drauf bedacht
Und nehme diese Lehr' in Acht.

Mein Gott und inbrünstiger Richter, erhöre diesen meinen Segen, um Deines bittern Leidens und Sterbens willen! Amen.

So geht der Weg des Lebens.

Ed. Leonhardt.

Versteinerungen in der Umgegend von Chemnitz. Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts bemühte sich der Edelsteininspector Frenzel, die Umgegend von Chemnitz in geologischer und mineralogischer Beziehung zu erforschen, wobei er besonders dem sogenannten „Holzsteine" größere Aufmerksamkeit widmete. Die Chemnitzer Chronik theilt hierüber Einiges in zerstreuten Sätzen mit, welche zusammengefaßt etwa Folgendes enthalten: Im Jahre 1743 durchsuchte Frenzel in einstündiger Entfernung von Chemnitz die Hilbersdorfer Flur. Dort fand er eine versteinerte Birke, vollkommen rund, aufrecht stehend und noch mit ganzer Rinde, sowie mit Aesten und Wurzeln versehen. Am Wurzelende war der Baum über zwei Ellen stark; er wog viele Centner. Ein Stück davon wurde in das Naturaliencabinet nach Dresden gesendet. Zur Fortschaffung des Fundes baute man einen eigenen starken Rollwagen, der bei damaliger Beschaffenheit der Straßen von 16 Pferden gezogen ward.

1752 entdeckte Frenzel in der Nähe des rothen Vorwerkes, unfern der Herrenteiche, einen außerordentlich großen versteinerten Stamm mit Wurzeln und Aesten, welcher lange für eine Buche oder Eiche gehalten wurde. Die gelehrten Forscher kamen erst im Jahre 1835 zu der Ueberzeugung, daß der riesige Baum eine Coniferenart, also ein Zapfenträger oder Nadelholzbaum sei. Kaum 5 Ellen von dem riesigen Stamme entfernt fand Frenzel noch einen andern, mit Aesten und Zweigen versehenen birkenähnlichen Baum. Derselbe hatte 3/4 Elle im Durchschnitt, war weiß, roth und schwarz gefasert und wog gegen 100 Centner. Der unermüdliche Forscher gab 1769 ein Schriftchen heraus, welches „ein Verzeichniß der Edelsteine, Fossilien, Naturalien, Erdarten und Versteinerungen" enthielt, wie er dieselben in den Jahren 1740, 1743, 1744 und 1752 aufgefunden hatte. In dem Büchlein findet sich u. A. auch eine ganz versteinerte Eiche mit kenntlichem Splint, mit Aesten und Wurzeln, erwähnt, die Frenzel 1740 im Gablenzbache fand, sowie insbesondere eine im Dorfe Hilbersdorf 1743 entdeckte Versteinerung, die sich bei einer Schwere von 1½ Centner durch ihr schönes Ansehen auszeichnete. Das Ganze zeigte im Querschnitte scharfgezeichnete sternförmige oder strahlende Flecken und hatte ganz das Ansehen von Agat, jedoch noch größere Härte. Es wurde nach Dresden in die königliche Galerie abgeliefert. Die andern Stücke wurden im Zeisigwalde gefunden und bestanden in einem 5 bis 6 Centner schweren hohlen Klotz, in einem Klotz von 10 Centnern und in vielen kleinern Stücken, meist im sogenannten Holzbache. Man benutzte diesen Holzstein und er war eine Zeit lang sehr gesucht zu allerhand kleinern Geräthschaften, wie sie von Drechslern und Bildschnitzern gefertigt werden. **Wfr.**

Seltsame Strafe. Der Einwohner Kegler in Schneeberg hatte von den dasigen Weibern gesagt: er wolle alle frommen Weiber auf einem Karren vor Schneeberg fahren. Diese Scherzrede bekam ihm aber übel. Er wurde 1493 gefänglich eingezogen und mußte zur Strafe die große Pfütze auf dem Markte auf seine Kosten ausfüllen und pflastern lassen, obschon er wider dieses Urtheil an Herzog Georgen appelliret hatte. — Daher ist dieser Fleck noch lange nachher das Keglerpflaster genannt worden. 11.

Die Pest, welche im Juni 1552 anfing und bis zu Ende des Jahres dauerte, wüthete so sehr, daß während dieser Zeit in Meißen ungefähr 2000 Menschen von derselben hingerafft wurden. Als merkwürdig wird bei dieser Pest über das Ende einer Frau berichtet, Namens Agathe Altermann, welche vier Jahre lang blutigen Schweiß geschwitzt, der nicht zu vertreiben war, da, wenn man denselben an einer Stelle abwischte, wieder an einer andern ganze Blutstropfen hervortraten. In diesem Zustande soll sie bis zu ihrem Tode, welcher am 19. October erfolgte, verblieben sein. 12.

Im Monat October 1554 wurden eine Stunde von Meißen, gegen Westen, viele Heerden Fledermäuse erblickt welche zwei Tage lang auf den Aeckern herumkrochen oder auch über denselben herumflogen, da doch diese Thiere niemals heerdenweise und stets nur Abends im Dunkeln herumzuflattern pflegen. 12.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

☞ Hierzu eine Lithographie: Die Bergveste Sonnenstein nebst Pirna und dem Elbthale von Osten. ☜

Dienstag, den 15. October 1861.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Die Leichen im Erbbegräbniß des Schlosses zu Riesa.

Der Umstand, daß fast in allen nur irgend speciellen geographischen oder statistischen Werken eine Notiz über die durch Unverweslichkeit der in ihr beigesetzten Leichen denkwürdige Gruft des Schlosses zu Riesa sich findet, hat es dahin gebracht, daß weithin der Volksmund davon redet und danach fragt. Es dürfte daher nicht ungeeignet erscheinen, hierorts einen authentischen Bericht auf Grund einer am 24. September 1828 erfolgten urkundlichen Niederschrift zu erstatten, welche, von dem dermaligen (seit 1824 im Besitze der Herrschaft Riesa befindlichen) Kirchenpatron, Herrn Curt Robert Freiherrn von Welck, sowie von dem damaligen Ortspfarrer Carl Friedrich Richter und dem Arzte Dr. Steinmetz unterzeichnet, in hiesigem Pfarrarchiv aufbewahrt wird.

Um nämlich aus dem Augenschein eine gegründete Ueberzeugung von der conservationskräftigen Beschaffenheit jener Gruft zu gewinnen und soviel möglich dem Ursachlichen dieser Erscheinung nachzuforschen, ließ Herr Amtshauptmann Freiherr von Welck-Riesa, unter Zeugenschaft der beiden Obengenannten, am 24. September 1828 die Sandsteinplatten aufheben, welche den Fußboden hinter dem Altar der Kirche bilden, unter dem die Gruft sich befindet. Nach dieser Eröffnung gewahrte man eine große Anzahl von Särgen, deren hin und wieder zwei bis drei aufeinandergesetzt waren; das Umfassungsgemäuer bestand aus Bruchstein mit Ziegeln und pirnaischem Sandstein; der Fußboden war gewöhnliches Erdreich. Dieser Befund bot keinen Aufschluß über den Grund jener Unverweslichkeit. Wohl aber bemerkte man an der nördlichen, wie an der südlichen Seite der Gruft je eine Oeffnung, mehr als 4 Ellen hoch, über der immerhin feuchten Luftschicht am Boden, und man glaubte dem in dieser reineren und trockneren Region strömenden Luftzuge mit größter Wahrscheinlichkeit das Conservatorische der Begräbnißstätte zuschreiben zu dürfen. Da jedoch von den 50 hier aufgestellten Särgen einige so übereinandergesetzt waren, daß sie die erwähnte nördliche Oeffnung fast gänzlich neutralisirten, so verschritt man, nachdem die Hoffnung, es werde ein Durchbrechen der westlichen Wand genügende Räumlichkeit schaffen, sich nicht verwirklicht hatte, mit ephoraler Genehmigung zu einer Translocation von 20 Särgen, die sammt ihrem Inhalte als nicht conservirt sich darstellten, in diejenige Gruft, welche, unter der herrschaftlichen Empore an die Nordseite der Kirche stoßend, mit einem offenen Ausgang in den sogenannten „Nonnengarten" versehen und schon früher zu Begräbnissen verwendet worden war; wie denn am 26. Juli 1709 Frau Dorothea Elise von Bock, geb. Birkholz, des damaligen Rittergutspachters Ehefrau, und am 30. Juli desselben Jahres deren Sohn daselbst beigesetzt worden sind. Nach erfolgter Uebertragung der 20, nunmehr numerirten Särge, wurde diese Gruft zugemauert.

Es sei nun gestattet, zunächst einen Blick auf Das zu werfen, was jene 30 in der Erbgruft belassenen und ebenfalls numerirten Särge theils an Beweisen für die mehr oder minder bemerkbare Conservation, theils an culturgeschichtlichem Interesse bieten!

Nr. 1. Großer schwarzer eichener Sarg mit Verzierungen und zinnernen Handhaben, enthält den Leichnam der am 6. October 1740 verstorbenen Erb-, Lehn- und Gerichtsherrin auf Riesa, Frau Sophie Christiane, verw. Kammer-

herrin von Wehlen, geb. von Waldau; Gesicht und Hände bedeutend moderfleckig; Kleidung: weißes Häubchen, langes, sehr schweres, graues Stoffkleid mit braunen Schleifen.

Nr. 2. Kleiner, weiß und grün angestrichener Sarg; Leichnam eines Mädchens von etwa 3 Jahren; Kopf und Gesicht fest und hart, das Fleisch verkalkt, doch mit einigen Moderflecken. Person und Todesjahr unbekannt. Kleidung: weiß und grün; zu beiden Seiten des Kopfes sehr schöne Kronen von Klosterarbeit.

Nr. 3. Kleiner schwarzer Sarg; Leichnam eines 4 Jahre alten Knaben, verkalkt, mit weißen Haaren am Kopf. Kleidung: grünseidenes Wamms und dergleichen Beinkleider mit weißen Spitzen verbrämt, lichtbraune hohe Stiefeln mit großen Stulpen.

Nr. 4. Kleiner, buntgemalter Sarg; Leichnam eines unbekannten Mädchens von 6 Monaten; das Fleisch völlig zusammengetrocknet, der Kopf sehr gut erhalten. Kleidung: rother Brustlatz und Rock, sehr zierlich mit grünem Band besetzt, rothgestickte Schürze, an deren unterem Ende die Buchstaben K. E. v. G. und die Jahreszahl 1637, weißes Häubchen mit Spitzen.

Nr. 5. Kleiner, schwarzer Sarg; Leichnam mit bedeutenden Moderflecken am Kopf und ganz abgefallenen Füßen; Person: Dor. Elis. von Felgenhauer, starb den 6. September 1686, 5 Jahre alt. Langes Kleid mit schwarzer Druckerei.

Nr. 6 u. 7. Schwarze Kindersärge von 1685 und 1682; der Leichnam Nr. 7 moderfleckig, grünseiden gekleidet.

Nr. 8. Großer, brauner Sarg; verkalkter Leichnam. Person und Todesjahr unbekannt. Kleidung: schwarzes Sammetkleid mit weißen Spitzen.

Nr. 9. Mittelgroßer Sarg; Caspar Christoph von Felgenhauer, Ch. L. von Felgenhauer's auf Riesa ältester Sohn, starb den 4. September 1686. Vollkommen gut erhalten, am Haupte langes, braunes Haar. Kleidung: langer grauer Tuchrock mit breiten, rosaen Aufschlägen und weißen Spitzen, hohe, vorn sehr breite Schuhe von ungegerbtem Leder.

Nr. 10. Eichener Sarg; Maria Magdalena von Felgenhauer, geb. von Bünau, des bei Nr. 9 genannten Chr. L. von Felgenhauer Ehefrau, starb am 14. October 1676, 22 Jahr alt; ganz gut erhalten. Kleidung: schwarzseidener Ueberwurf; darunter schweres, weißseidenes Kleid mit sehr schönen aufgenähten, schwarzen Spitzen.

Nr. 11. Kleiner Sarg mit gut conservirtem Leichnam eines Mädchens, das in ein rosaseidenes Kleid mit grünen Schleifen gekleidet ist.

Nr. 12. Großer, schwarzer Sarg; wahrscheinlich mehrerwähnter Chr. L. von Felgenhauer auf Riesa, starb am 19. Mai 1707, 57 Jahre alt; die oberen Extremitäten verkalkt, die unteren lederartig. Kleidung: schwarzes Koller (ganz gut erhalten), weite, schwarze, kurze Beinkleider, hohe lichtbraune Stiefeln mit zierlich ausgezackten Stulpen, schwarzes Sammetläppchen mit weißen Spitzen. Im Schooß des Leichnams lag ein Gebetbuch, auf dessen Schale das Familienwappen; die Blätter, in denen einige kleine, sauber colorirte Heiligenbilder liegen, sind vollkommen gut und frisch erhalten.

Nr. 13. Sarg wie Nr. 12; wahrscheinlich des Vorgedachten zweite Ehefrau, Johanna Margarethe, starb ziemlich bejahrt. Leichnam sehr gut erhalten. Schwarzseidenes Kleid mit weißen Spitzen. Im Schooß ein Gebetbuch, wie bei Nr. 12, doch ohne Wappen; im Buch kleine Heiligenbilder, sowie der nur an den Ecken verfaulte Brief eines Arztes, worin derselbe den Gebrauch eines Arcanum gegen das Podagra zeigt.

Nr. 14. Großer, unverzierter Sarg; eine unbekannte Dame mit großer Perrücke von natürlichen Haaren; Kopf und Hände verkalkt. Kleidung: weißes Seidenkleid mit Rosaschleifen.

Nr. 15. Schwerer, eichener Sarg mit dergleichen Verzierungen; Rosina Hanisch, des Kaufmanns Caspar Hanisch zu Pirna Wittwe, Mutter des Commerzienrath Hanisch auf Riesa, starb am 29. April 1755, 77 Jahr alt. Verkalkter Leichnam. Weißes Atlaskleid.

Nr. 16. Sarg wie Nr. 15. Vorgedachter Commerzienrath Johann Christoph Hanisch, Herr auf Riesa, starb am 16. Februar 1774, 65 Jahre alt. Ganz vermoderter Leichnam in weißem Sterbekleide; die kurze weiße Perrücke ist allein erhalten.

Nr. 17. Sarg wie Nr. 15, nur mit Zinnschild auf dem Deckel, Name und Todesdatum (14. April 1808) anzeigend. Dr. Ernst Gottfried Freiherr von Odeleben, genannt Hanisch auf Riesa, starb 65 Jahre alt. Das Gesicht etwas vermodert. Blauseidener Hofrock.

Nr. 18 bis 21. Kleine, braune Särge von Kindern des Dr. Hanisch (1775, 1776, 1777, 1782); die Leichname vermodert.

Nr. 22. Sarg wie Nr. 15. Ernst Ferd. Maxim. Freiherr von Odeleben auf Naundorf und Roda, Stiftregierungsrath zu Wurzen, starb am 25. Juli 1809. Verkalkter Leichnam in schwarzem Hofrock und schwarzseidenen Unterkleidern.

Nr. 23. Großer, eichener Sarg. Unbekannter, sehr gut erhaltener weiblicher Leichnam, in Rosa gekleidet, mit Blumenkrone.

Nr. 24. Schwarzer Doppelsarg mit weißem Kreuz. Unbekannter, ganz verkalkter Mannesleichnam. Schwarzes Käppchen, schwarzseidenes Koller mit Schlitzen, dergleichen Beinkleider mit Schlitzchen, hohe, lichtbraune, am Knie umgeschlagene und ausgezackte Stiefeln.

Nr. 25. Eichener Sarg, auf welchem ein Crucifix. Sehr gut erhaltener Leichnam einer ganz schwarz gekleideten, unbekannten ältlichen Dame, deren Gesichtszüge denen der Leiche unter Nr. 1 ähneln.

Nr. 26. Sarg eines unbekannten Mädchens von 3 Jahren; Leichnam etwas modrig mit langem, blonden Haupthaare. Kleidung: rosa mit grünen Schleifen.

Nr. 27. Schwarzer, eisenbeschlagener Sarg. Gut erhaltener Leichnam eines 5jährigen Knaben. Ledernes Wamms, hohe, vorn sehr breite Schuhe.

Nr. 28. Sarg wie Nr. 27. Etwas modriger Leichnam eines 6jährigen Knaben. Kleidung: rothes Tuchwamms mit dergleichen Atlasschleifen mit Aiguilletten, weite, kurze, rothe Tuchbeinkleider, lichtbraune Stiefeln mit großen Schlappstulpen, sehr breite Sporenleder mit silbernen (?) Sporen.

Nr. 29. Großer, eichener Sarg, ohne Verzierung, mit eisernen Handhaben. Gut erhaltener, unbekannter Mannesleichnam. Ganz altes Costüm, wie Nr. 14, die Stiefeln mit großen Schlappstulpen.

Nr. 30. Sehr alter, großer schwarzer Sarg mit verkalktem männlichen Leichnam. Braune Alongenperrücke, schwarzer, weiter Mantel, wie ein Priesterrock, sehr lange, weiße Halskrause.

Diese 30 Särge bilden dermalen den Inhalt der denkwürdigen Gruft, welche jedoch in Anbetracht dessen, daß jede Eröffnung derselben dem Zustande ihrer Leichname entschiedenen Nachtheil bringt, zugemauert ist.

Von den 20 unter die herrschaftliche Capelle translocirten Särgen, deren Leichname größtentheils verwest sind, hebe ich nur Folgendes hervor: Nr. 8 enthält den in Leinwand eingeschlagenen, völlig vermoderten Leichnam eines ganz kleinen Kindes. Nr. 11. Großer, eichener Sarg mit 8 bunten Engelsköpfchen und schwarzen Leistchen, birgt eine sehr vermoderte weibliche Leiche in schwarzem Sammet, deren Fußknochen ganz zerfallen. Nr. 20. Großer, schwarzer, im Boden ganz verfaulter Sarg, stand hart an der nördlichen Mauer; nur der Schädel, die Hände und einzelne Knochen waren vom

Leichnam übrig; dabei ein schwarzes, männliches Costüm, ein ziemlich gut erhaltenes Gebetbuch und zwei Hühnereier. Beim Aufheben zerfiel der Sarg; die Ueberreste des Leichnams wurden auf ein Bret gelegt, offen in die Gruft hinüber getragen und dort mit den alten Sargstücken überdeckt.

Noch ist aber eines andern Befundes zu gedenken. Zur linken, wie zur rechten Seite der Stufen, welche in das Erbbegräbniß führen, dicht vor der hölzernen Eingangsthüre, fand sich je eine kleinere Gruft mit 2 Särgen. Man öffnete die linksgelegene und den der Oeffnung zunächst stehenden Doppelsarg. Sein weiblicher Leichnam, dessen Haut und Fleisch völlig lederartig und braun waren und dessen Zähne, gut erhalten, noch feststanden, hatte auf der Brust ein Papier und eine Reihe Glasperlen an schwarzem Bande. Unter dem linken Knie befand sich ein großes metallnes Schloß mit Haken und ein Gürtel als Strumpfband, unter dem Schlosse eine Unterlage von zwei französischen Kartenblättern, die Vier in Treff, die Drei in Pik. In einer im Sarg befindlichen Schachtel war eine leere Nußschale. Am rechten Fuß war kein Strumpfband, übrigens die Kleidung ganz vermodert.

Die Vermuthung, es könne dies der Leichnam der am 17. Juli 1674 im 47. Lebensjahre allhier verstorbenen Magdalena Ficker, geb. Felgenhauer, Erbfrau auf Riesa und Niederaumbach, Wittwe des Dr. Georg Abel Ficker, sein, fand sich bestätigt, als man im danebenstehenden Sarg auf der Brust eines gänzlich verwesten männlichen Leichnams, dessen Knochen und Füße völlig abgefault waren, außer einem Siegelring eine goldene Kette mit Medaillon vorfand. Die Kette nämlich (ebenso wie der Ring ganz wohl erhalten und ohne alle Spuren von Feuchtigkeit oder Moder), aus 35 emaillirten Gliedern durchbrochner Arbeit bestehend, trug an drei kleinen, sehr stark vergoldeten Kettchen, deren mittlere drei, die beiden äußern acht Glieder hatten, ein ovales Medaillon, dessen eine Seite das Bild des Heilands, dessen andere Seite aber ein weibliches Porträt zeigt, das in Zügen und Kopfbau dem Leichnam des Nebensarges auffallend ähnlich ist und noch außerdem mit einem auf hiesigem Kirchboden aufgefundenen lebensgroßen Bildniß jener Erbherrin übereinkommt. An dem untern Ende des Medaillons sind drei Perlen, jede an einem goldenen Gliede befestigt. Obgedachter Siegelring besteht aus einem im Goldreif eingesetzten achteckigen weißlichen Stein; das in denselben gestochene Petschaft stimmt ganz mit demjenigen überein, welches sich auf der, dem Dr. Ficker von seiner Wittwe errichteten, über den zum Kirchenschiff führenden Stufen der herrschaftlichen Capelle aufgehangenen Gedächtnißtafel befindet. Ring und Kette sind, da eine Wiedereröffnung jener 2 Särge nicht rathsam sein dürfte, „als ein Paar höchst interessante Monumente eines der ältesten Besitzer von Riesa" aus dessen Sarg herausgenommen und als Depositum im Gotteskasten hiesiger Kirche verwahrt.

Von einer Eröffnung der rechts von den Stufen zur Erbgruft gelegenen Nebengruft hat man umsomehr absehen zu dürfen geglaubt, als eine schon früher erfolgte Nachforschung nur Verwesung, nichts Wesentliches constatirt hatte.

C. Voigtländer.

Bernhard von Lindenau.

In dem alten Freihofe der Neustadt zu Altenburg ging am 11. Juni 1779 ein Stern auf und in seiner äußeren Erscheinung am 21. Mai 1854 unter, welchen der Himmel den Menschen sandte, damit die leuchtenden Bahnen, die er am Firmamente der Zeit beschrieb, den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern den ewigen Zug vom Staube zum Lichte vorzeichnen sollten.

Welche Fülle von Licht, Liebe und Leben liegt zwischen diesem Auf- und Niedergange! Welche Segnungen ruhen auf dieser, drei Viertheile eines Jahrhunderts umfassenden Wallfahrt eines der begabtesten Priester der Wissenschaft und Humanität! Selten umleuchtet der Weltgeist Ein Haupt mit so viel Strahlen des Geistes, noch seltener vereint er mit diesen die liebende Hingabe für die hohen und heiligen Interessen des Volks und das schöne Bedürfniß, alles Denken und Fühlen des Individuums in der Gesammtheit aufgehen zu lassen.

Bernhard von Lindenau war einer dieser Erleuchteten. Von ihm mochte die verwaiste Menschheit an seinem Grabe sagen: „Vom Himmel ist er gekommen, zum Himmel ist er zurückgekehrt, aber der Erde hat er die leuchtenden Spuren seines Ganges aufgedrückt." Von ihm mochte Friedrich Jacobs bei seinem Scheiden von Gotha sagen: „Wenn es den Menschen verstattet wäre, über irgend ein Loos, das der Himmel über ihn verhängt, mit der göttlichen Vorsehung zu rechten, so würden wir es uns jetzt verstattet glauben, wo sie diese Momente der frohsten Erwartung durch einen so bittern Verlust trübt"; und von ihm kann man mit den Worten des deutschesten unsrer Sänger sagen:

„Er war Einer,
Welchen die Götter, die Seligen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind, Venus im Arme gewiegt.
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset.
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt."

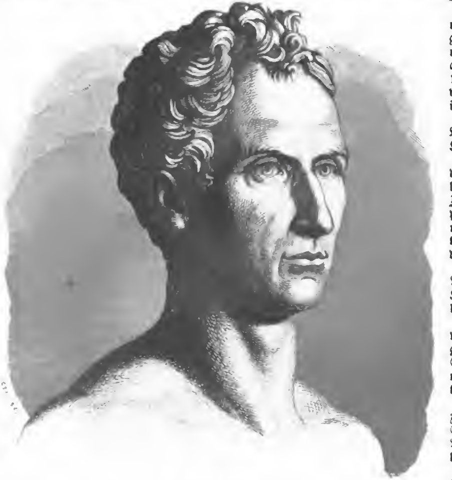
Er hat es verdient, wie Wenige, daß das Volk mit Liebe von ihm rede, denn er hat es warm und treu in seinem großen Herzen getragen. Er vergaß es nicht, wenn er die Weisheit des Schöpfers aus der Sternenschrift des Firmamentes las; er vergaß es nicht, wenn er an den Werken der Kunst die Ideale der Schönheit erforschte, und nicht, wenn auf dem Dornenpfade der Pflicht der Ernst des Lebens mit dem Wohlwollen des Weltbürgers in Conflict gerieth. Wenn irgend möglich, gewann in solchem Streite das letztere den Sieg; wenn nicht, linderte die Humanität, was die Nothwendigkeit versagte. Darum wird auch sein Andenken im Volke gesegnet sein, denn er bewährte den Adel der Geburt durch den Adel des Geistes, der Gesinnung und des Herzens. Alles was groß und schön, Alles was edel und gut war, fand in seinem reichen Herzen eine Heimath; jedes redliche Streben durfte — von ihm erkannt — seiner menschenfreundlichen Förderung gewiß sein, und wie er im Forschen und Wirken rastlos seinen hohen Zielen zustrebte, war er auch unermüdet, sich mitleidend und mitfühlend an den Schicksalen Einzelner und Aller zu betheiligen.

Der Schlüssel zu einer so seltenen Individualität lag in dem ihm eigenen Streben: Wissenschaft und Kunst dem Leben dienstbar zu machen und in die hohle Schaale der conventionellen Verhältnisse den reinen Kern der Humanität hinein zu tragen. Auf die Höhen des Lebens gestellt, vergaß er doch nie, nach unten zu schauen. Der Flügelschlag des Geistes hob sein Auge zu den Sternen, der sympathetische Zug des Herzens zog es in die Tiefen der Armuth und des Kampfes mit dem Staube. Der innere Reichthum schloß ihm die Reiche der Natur und Kunst auf; der äußere bildete Menschen und trocknete Thränen.

So war Bernhard von Lindenau nicht allein der Ausdruck der erhabensten Tugenden des Menschen, sondern auch der Träger der höchsten Ideen des Schönen und Guten, und wenn dieses Bild einer edlen Menschennatur noch einer Verklärung bedurfte, so war sie ihm durch jene innige Liebe für das engere und größere Vaterland gegeben, welche nicht das Produkt seines Verstandes, sondern der reinste Ausfluß sei-

nes reichen Herzens war. Wohl hat man seinem staatsmännischen Wirken den Vorwurf einer zu idealen und weltbürgerlichen Richtung gemacht, aber wir wollen diejenigen seiner Vorgänger nicht beneiden, welche es verstanden, mehr die Regeln ihres Machiavell, als die ewigen Gesetze der Natur, mehr den Diplomaten, als den Menschen in ihrer staatsmännischen Thätigkeit vorwalten zu lassen. Lieber wird die Nachwelt ihre Betrachtung an dem Bilde eines Mannes ausruhen lassen, dessen ganzes Streben auf harmonische Ausbildung und naturgemäße Entwickelung der gesellschaftlichen und staatlichen Zustände gerichtet war; lieber ihre Entschlüsse für das Leben an dem Bilde eines Mannes aufrichten, der in dem Rathe der Weisheit auch dem Herzen eine Stimme gönnte und den hohen Sinn des Menschen niemals dem Calcul zum Opfer brachte.

Schwer wird es der Feder, im Anschauen eines solchen Bildes bei den begleitenden Umständen zu verweilen, welche die Stationen seines Lebensganges bildeten. Allein, obwohl Derjenige, dem es vergönnt war, es im Leben auffassen zu können, versucht wird, es lieber als ganze Erscheinung festzuhalten, so kann doch die Erinnerung an einen großen Sohn unsers Vaterlandes durch eine biographische Skizze sich der Pflicht nicht entschlagen, auch bei den die Staffage bildenden Thatsachen zu verweilen.



Bernhard von Lindenau
(nach der 1837 von Hoffmann aus Gera modellirten Büste auf der königl. Bibliothek zu Dresden).

Die Universität zu Leipzig war es, welche dem Jünglinge die erste Milch der Wissenschaft reichte; aber schon im 19. Jahre sehen wir ihn als Assessor im Kammercollegium zu Altenburg die erste Stufe seines gewählten Berufes betreten. Wohl mochte dieser seine Seele nicht genügend befriedigt und ausgefüllt haben, denn das eifrige Studium der Naturwissenschaften regte ihn an, den Actenstaub von den Flügeln seines Genius zu schütteln und mit hohem Fluge den Sternen zuzusteuern. 1801 Kammerrath geworden, folgte er 1804 einem Rufe, die Leitung der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha zu übernehmen, welche Baron von Zach seit 1787 geführt hatte. Hier knüpfte sich zwischen dem älteren und jüngeren Manne ein Freundschaftsbund bis über die Sterne hinaus, und als Letzterer nach baldiger Zurückkehr in seine amtliche Stellung mit Beibehaltung derselben 1808 Director der Sternwarte auf dem Seeberge ward, fand der Name Lindenau bald ein Echo in den Sälen der Wissenschaft und allen Kreisen der gebildeten Welt. 1809 begleitete er das französische Ingenieurcorps bei den Vermessungen im Fichtelgebirge als Gehilfe und lebte dann, schon viel genannt und viel geehrt, still und anspruchslos seinen wissenschaftlichen Studien.

Als ihn der Herzog August Emil vom Seeberge an seine Seite rief, damit er die Sterne seines Geistes und die Weisheit, die er denen des Himmels abgelesen hatte, in das profane Leben leuchten lasse, begannen auch am Firmamente seiner innern Welt neue Sterne heraufzuziehen.

„Wie von einem der größten und weisesten Menschen des Alterthums gerühmt wird, daß er die Weisheit vom Himmel auf die Erde herabgerufen, so stieg auch er aus den erhabenen Räumen, an denen seine Blicke allein zu hängen schienen, in den engen Kreis nützlicher Geschäfte herab.“ *) Die Freundschaft des Herzogs und die Liebe aller Edlen war sein Lohn und nachdem er den Herzog Karl August von Weimar 1814 als Generaladjutant nach Frankreich begleitet hatte, trat er nach kurzem Weilen auf dem Seeberge 1815 wieder in die verlassene Stellung in Altenburg zurück.

1817 ward er Vicepräsident der Kammer und 1818 Vice-Landschaftsdirector in Altenburg. Von dieser Zeit datirt seine politische Laufbahn und mit ungetrübtem Blicke sah er der Zeit und ihren Krankheiten ins Auge. Mit sanfter Hand wollte er sie heilen, aber erst späteren Zeiten wurde im Sturme gewährt, was im Schooße der Ruhe naturgemäß gezeitigt werden konnte.

1820 vom Herzog August zu Sachsen-Gotha und Altenburg als Geheimer Rath und Minister nach Gotha berufen, wirkte er mit Umsicht, Liebe und unermüdeter Geduld in einer so gesegneten Weise, daß Friedrich Jacobs ihm im Namen des Landes mit Recht nachrufen konnte: „Wenn jener Kanzler eines französischen Königs den Anforderungen des bedrängten Landes mit der Entschuldigung auswich: er sei nicht des Landes, sondern des Königs Rath, so war Lindenau der Rathgeber des Landes, wie seines Fürsten, und seine Freundschaft zu ihm wuchs in dem Maße, in welchem der Dank des ihm verpflichteten Volkes lauter und inniger wurde. Seinen Namen feierte jeder Mund, denn jede nützliche Anstalt, jedes Unternehmen, das dem Lande Vortheil verhieß, Alles, was zur Aufmunterung der Wissenschaft, zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Beförderung des Fleißes, des Handels und der Gewerbe, was zur Veredelung der

*) Friedrich Jacobs in Gotha's Dank. 1826.

Ansichten des bürgerlichen Lebens und seiner Geschäfte beitrug, fand in ihm einen aufmerksamen Beobachter, einen kundigen Berather und einen ermunternden Vorgänger." Ehre dem Staatsmanne, dem solche Nachrufe nicht aus Schmeichelei, sondern aus wärmster Ueberzeugung folgen! Bernhard von Lindenau verdiente sie, denn er war der Edelsten einer und daß er seine Sorge für das anvertraute Volk durch das natürliche Wohlwollen eines guten Herzens erhöhte, erhob ihn zu einem der Seltensten. In seiner Stellung verblieb er auch während der Regierung Herzog Friedrichs IV., mit welchem die gothaische Linie 1825 ausstarb und während der gemeinschaftlichen Zwischenregierung bis zur Theilung der gotha-altenburgischen Lande im Jahre 1826. Der Dank Gotha's begleitete ihn, als er seine Entlassung nahm und nach Altenburg, wo er zum Landschaftsdirector erwählt worden war, zurückkehrte.

Mochte man dem edlen Manne in letzterer Beziehung auch nachsagen, daß er die Sträflinge allzuwarm im Herzen getragen habe, so wird doch sein Werk von dem dankbaren Sachsenlande noch heute als ein Werk reinster Humanität geehrt, welche selbst in dem Gefallenen den Menschen nicht übersieht, sondern zu retten sucht.

1843 schied er freiwillig aus dem Staatsdienste, verzichtete auf seine Pension zu Gunsten der Unterstützung junger Künstler und gering dotirter Geistlicher und Schullehrer im Königreiche Sachsen und Herzogthume Altenburg und zog sich dann, nach einer wahrhaften Triumphreise durch Deutschland und Italien, auf seinen Pohlhof in Altenburg zurück, um hier als Weiser seinen Lebensabend der Kunst und Wissenschaft zu widmen.

Nur seine beibehaltene Stellung als Landschaftsdirector und seine Wahl zur deutschen Nationalversammlung unterbrachen noch vorübergehend das Stillleben des würdigen Greises, dessen Geist sich während dieser Zeit mit der Ausführung seiner großartigen Stiftungen, dieses schönen Vermächtnisses an sein liebes Vaterland, unausgesetzt beschäftigte.



Der Pohlhof in Altenburg.

1827 trat er als Geheimer Rath in die Dienste des Königreichs Sachsen, vertrat dieses und die Niederlande am deutschen Bundestage, war daselbst einer der ersten Anreger zum mitteldeutschen Handelsvereine und übernahm im Jahre 1830 das von Einsiedel'sche Erbe als Cabinetsminister zu Dresden. Hier fand er ein ebenso reiches als bewegtes Feld für seine Thätigkeit. Als Minister des Innern nahm er an der Neugestaltung der Staatsverfassung und Abfassung der Constitutionsacte (1831) den lebhaftesten und zugleich innigsten Antheil, denn ihm war die Constitution kein Stück Papier, sondern ein aus der Zeit herausgewachsenes Bedürfniß und er hat sie treu und ehrlich gehalten.

Nach diesen Reformationen wandte sich seine Thätigkeit auf die Organisation der Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft und der Landesstraf- und Versorgungsanstalten, deren Leitung er sich als Präsident des Gesammtministerium ausdrücklich vorbehalten hatte.

Sein Lebensabend war umglänzt von der Ruhe, die einem schönen Tage folgt und die das Bewußtsein treuer Wirksamkeit auch dann in edle Seelen gießt, wenn die Schatten des Lebens länger werden und die Sonne des Daseins den müden Erdenpilger an den Heimgang mahnt. In der zehnten Vormittagsstunde des 21. im Maimonde 1854 gab Bernhard von Lindenau dem Staube sein irdisch Theil zurück, während sein unsterblicher Geist emporstieg zu den Sternen, deren Zuge sein Auge hienieden so oft in die Sphären des Himmels gefolgt war.

Am Morgen des Himmelfahrtstages wurde seine Hülle auf dem Friedhofe zu Altenburg an der Seite seiner Aeltern, nach seiner Anordnung ohne Sarg, nur mit Moos und Erde

überdeckt, zur Ruhe gebracht. Als Leid tragend konnte nicht nur die Stadt, sondern auch das Land und die ganze gebildete Menschheit betrachtet werden. Allen hatte er gelebt, Allen war er geschieden!

Aber sein Gedächtniß lebt nicht nur fort durch seine Werke, sondern auch durch sein Vermächtniß, dieser heiligen Urkunde eines edlen Herzens, dieses schönen Documentes der Liebe eines Sterbenden für die Lebenden und Kommenden. Der Entschlafene hinterließ nicht Weib und Kind, die ganze Menschheit war seine Familie. Der Schatten, der einst in sein Leben gefallen war, sollte eine Quelle des Lichtes werden; das Opfer des Einzelnen ein Opfer für Alle!

Sein Testament war eine Offenbarung seines Herzens. Außer der schon früher im Schlosse aufgestellten Sammlung japanesischer und chinesischer Bilder und Gefäße vermachte er dem Lande alle seine reichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft mit dem zur theilweisen Aufstellung 1845 und 1846 im Pohlhofe erbauten Gebäude. Ferner setzte er ein Kapital von 60,000 Thalern aus, dessen Zinsen theils zum Besten von Dienern der Kirche und Schule, theils zur Ausbildung von Landeskindern in Fächern der Kunst und Technik und theils zu Prämien für treuverdiente Dienstboten verwendet werden sollten. Auch das Herzogthum Gotha war mit Stiftungen bedacht worden, und wie er durch diese, dem freien Schaffen des Geistes, wie dem treuen Dienen im Leben dargebrachte Widmung seine hohe Gesinnung und reiche Liebe offenbarte, so schmückte er sie auch mit dankbarer Freundschaft durch den Namen: „Lindenau-Zach'sche Stiftung", gleichsam zur Andeutung, daß die Verbrüderung edler Menschen auch andere veredelt und an andern gesegnet wird.

Uns aber, denen die Vorsehung noch gönnet, die Wonne des Daseins zu genießen und unser Streben zu lobenswerthen Zielen im Anschauen von Vorbildern, wie Bernhard von Lindenau, aufzurichten, uns ziemt es, sein Andenken im Volke heilig zu halten und heimisch zu machen. Sein Geist ruhe auf unsern Entschlüssen für das Schöne und Gute; seine Liebe erwärme unsre Herzen für die Leiden und Freuden Anderer; seine Gesinnung begeistre unsre Seelen zu edlen Thaten und sein Wohlwollen lehre unsre Gemüther stille und duldsam zu sein.

Wenn aber der blasse Freund einst auch die Fackel vor uns neigt und unser brechendes Auge die Sterne des Lebens unter und die Strahlen der Ewigkeit aufgehen sieht, dann möge die Ruhe der Gerechten unsre Schläfe umleuchten und der letzte Flügelschlag vom Staube zur Vollendung ein Flug zur Heimath sein; dann laßt uns heiter und ruhig dem Herrn unsre Seele befehlen, wie Bernhard von Lindenau!

Richard Glaß.

Ein merkwürdiger Fund.

Zu den reichsten, herrlichsten Gegenden unsers Vaterlandes gehört vor Allem auch die sogenannte „güldene Aue", das weite, von der Helme und Unstrut durchströmte Thal, von dem schon der heimkehrende Kreuzritter Bodo von Stolberg zu sagen pflegte: „Es sei ihm lieber als das ganze gelobte Land!" Und in der That, die Natur hat über dieses Stückchen Erde ihr reichstes Füllhorn ausgegossen, so daß die uralte Benennung der güldenen Aue als Sachsens Kornkammer vollkommen gerechtfertigt ist. Schweift das Auge aber über die waldbekränzten Höhen, so blickt von steiler Bergeskuppe gen Abend die altehrwürdige Kyffhäuserburg mit ihrem unerschöpflichen Sagenschatze herüber, die finstere Stirn gleich einer Sturmhaube durch graues Gemäuer gedeckt, und Abends, beim Niedergange der Sonne, von einem wunderbaren Feuermeere umflossen. Seitwärts von der uralten Kaiserpfalz Wallhausen dräut noch jetzt die einst so gefürchtete Beyernaumburg, der Schrecken des friedlichen Kaufmanns, und nach Morgen hin schmiegt sich an die waldige Höhe Allstedt, eine zweite Kaiserpfalz, wo vor drei Jahrhunderten Thomas Münzer den furchtbaren Bauernaufstand vorbereitete. Das Kloster Roßleben mit seinen hellen Mauern, die gewaltige Ruine Wendelstein, Memleben, wo die zwei größten Kaiser Deutschlands endeten, Wiehe, das alte Stammhaus der Werthern, und Kloster Donndorf — sie bilden den herrlichen Ring, welcher das paradiesische Thal umgiebt; droben aber, wo nur ein schmaler Paß den Eingang gewährt, da lagern auf steiler Höhe die trauernden Ruinen der Sachsenburgen, über ein Jahrtausend hindurch die Wächter des Engpasses, bis die wachsende Civilisation ihrer Dienste nicht mehr bedurfte und sie in sich zusammenstürzten gleich der Zeit, welche sie aufgethürmt.

Gegenüber den Sachsenburgen liegt friedlich und freundlich das Dorf Gorschleben, mit so unschuldiger Physiognomie, daß der vorüberziehende Wanderer nimmer zu ahnen wagt, dasselbe könne ein Schauplatz beachtungswerther geschichtlicher Begebenheiten und klangreicher Sagen oder wohl gar reich an alterthümlichen Merkwürdigkeiten sein. Abgesehen von den altgermanischen Grabhügeln, welche sich längs der Schmücke hinziehen, des Stufenberges, auf dem einst der Gott Stuffo verehrt wurde, dem Drachenthale, wo ein häßlicher Wurm allerlei Raub und Mord verübte, der Hexenwiese, auf der 1657 die arme Elisabeth Esperstedtin aus Bilzingsleben als Hexe lebendig verbrannt wurde und des Atrabrunnens, an dessen Rande vor vielen Jahrhunderten Graf Georg von Beichlingen zuerst das reizende Hirtenkind Atra sah — ist schon das Dorf an und für sich unbedingt eines der interessantesten des Thales und selbst der Spuk fehlt nicht in den Ruinen einer verfallenen Kirche und den wenigen Ueberbleibseln des kleinen Nonnenklosters, welches ein Collegiatstift der Cistercienserinnen zu Frankenhausen war. Die Tradition erzählt, daß Beatrix von Holckendorf, die von ihrem wüsten Vater an einen ähnlichen Wüstling für feiles Gold verkauft worden, sich vor der drohenden Schande in dieses Klösterlein flüchtete, aber gleich darauf wahnsinnig wurde und starb. Bald aber verbreitete sich die schauerliche Kunde, daß sie noch als Nonne die Mauern des Klosters durchirre und von Vielen war sie gesehen und gehört worden, wie sie im Sterbekleide durch Corridore und Kreuzgänge huschte und dabei bisweilen ein widernatürliches heiseres Geschrei ausstieß. Selbst nach Aufhebung des Klosters wollten die Leute noch immer einstimmigen Horagesang vernehmen und man sah eine weiße Gestalt wandeln, vor der sich Thüren und Fenster von selbst öffneten; auch rollte bisweilen des Nachts ein Wagen in den Hof, aus welchem eine weiße Frau stieg, worauf Alles wieder verschwand. Als späterhin auf dem Klosterraume ein neues Gebäude errichtet wurde, fand man den Eckstein sieben Mal verrückt und ein spottender Meister brach beim Bau des Gerüstes den Hals. Nicht selten störte die wandelnde Geisternonne um Mitternacht die Schläfer durch Klopfen und Pochen, auch band sie Pferde los und Morgens fand man diese zitternd und erhitzt, als hätten sie die ganze Nacht hindurch schwere Lasten gezogen.

Das Dorf Gorschleben besitzt nicht weniger als sechs Edelhöfe, unter welchen natürlich eine große Abstufung des Grundbesitzes stattfindet. Man findet diese Zerspaltungen der ursprünglichen Hauptgüter in mehrere Höfe in der güldenen Aue sehr häufig und zwar entstanden dieselben insgemein im 16. Jahrhundert. Noch im Jahre 1570 befanden sich in Gorschleben nur zwei Rittersitze, von denen der größere der Familie von Germar, der andere denen von Harstall

gehörte. Das Dorf stand früher entfernter vom Ufer der Unstrut und von diesem alten Orte sind noch einige Ruinen der Kirche übrig, deren Steine man leider 1802 zum Bau der Pfarrgartenmauer benutzte. Die Kirche war Johannes dem Täufer geweiht, das später erbaute Gotteshaus aber widmete man nach der schon vorhandenen Kapelle des Klosters dem heiligen Bonifacius und dieses, nun auch fast ein halbes Jahrtausend alte Gebäude hat sich bis heute mit all' seinen werthvollen Alterthümern trefflich erhalten. Ein Stein am Glockenthurme trägt die Inschrift: „Sit Nomen Dei benedictum. A. D. MCCCCXV“ und in der Kirchhalle hängt ein Bildniß des berühmten Musikers und Chronologen Seth Calvisius, welcher am 21. Februar 1556 zu Gorschleben als der Sohn eines Tagelöhners und einer Hebamme geboren wurde.

Wenn aber die Sage aus den epheuumwucherten Ruinen der Johanniskirche und den düstern Hallen der Edelsitze uns grauenhafte Dinge zuflüstert, so liefert Gorschleben auch eine ächt romantische, als Thatsache documentirte Geschichte, welche den Beweis giebt, daß in der verfallenen Johanniskirche ein Schatz verborgen war und ihre Mauern einst eine blutige That schauten, erzeugt durch Neid und Eifersucht. Jahrhunderte lang hatte das Geheimniß in tiefer Verborgenheit geruht, da brachte ein Zufall es ans Tageslicht und mit inniger Theilnahme blickt man auf das Schicksal eines Brautpaares, welches, am Ziele seiner Sehnsucht, der Niederträchtigkeit eines Schurken erlag und sein Hochzeitsbett im Grunde des Kirchleins fand.

Es war am 17. April 1827, als eine Anzahl junger Leute, namentlich Zöglinge der Klosterschule Roßleben, bei einem Ausfluge nach den Sachsenburgen auch das Dorf Gorschleben besuchten, und, aufmerksam gemacht auf die alte interessante Bonifaciuskirche, sich deren Merkwürdigkeiten zeigen ließen. Bei dieser Gelegenheit hob Einer der jungen Leute an einer dahängenden uralten Votivtafel und war nicht wenig überrascht, als eine zusammengeschnürte Pergamentrolle hinter dem Bilde herabfiel. Die Verkündigung dieses Fundes erregte natürlich allgemeine Neugierde und so wurde denn zu sofortiger Eröffnung der geheimnißvollen Schrift geschritten, deren Inhalt eine außerordentliche Aufregung hervorrief. Das halbvermoderte Pergament bezeugt, daß noch an vielen scheinbar ganz unbedeutenden Orten eine Fülle des reichhaltigsten Stoffes zu Romanzen und Erzählungen verborgen liegt, von welchem selbst die Einwohnerschaft keine Ahnung hat. Die Gorschlebener wissen von dem Drachen, dem Atrabrunnen, der Geisternonne und der verbrannten Hexe zu erzählen, aber Niemand nannte noch die schöne Stella von Germar, deren Geschichte mindestens ebenso poetisch ist, als die der holden Atra und des Grafen Georg.

Wir theilen unsern Lesern den Inhalt des aufgefundenen Pergaments, mit Abänderung der alterthümlichen Orthographie, wörtlich mit:

S. B. C.

1) Wenn Moder mein Gebein frißt und Du einst diese Schrift auffindest, wer Du auch immer sein mögest, denke mit Liebe meiner armen Seele, die hier ein Bekenntniß ausschüttet, was nit sein sollt, der Gegenwart zu Nutz, die es alsbald verdammen wird, das Best hinwegnehmen und meiner spotten macht mit Schalksmienen, vielmehr soll solch mein Bekenntniß und Offenbarthun, so meines Gottes Wille es ist, frommen Denen, die weit nach uns sein werden, sich allen Vortheil, Beyspiel und Lehre nehmende und daraus schauende; was Arges der Teufel † † † und seine Cumpanen die Wege schlichen.

2) Es hatten, nehmlich damit ich nit zurückgehe in der Geschichte und was nachher zu wissen dient, die Herren Grafen von Beichlingen Friedrich und Gerhardt dem hochwürdigen Abt Sybold das Dorf Gorisleben als ein Sitzthum, soweit es ihnen, Anno 1338 abgegeben und ein groß Recht übern Ort eingeräumt, was nachher und wie es komme braucht und mißbraucht worden ist, auch deshalb wegen mehreren Besitzern nit selten Hader entstanden ist.

3) Solch Vorfall hat aber mein lieber Confrater und würdiger Pfarrherr Ganglof Waldenbeck als freundlich und verständlich niederschrieben, was mit großer Lust ich lese, da er aber als Historicus mit seinem Compendio nit gedacht Dessen, was ich nun erzähle und nach und nach berühren werd, weil es mehr eigen und geheime Sachen betrifft, auch meist nach seinem Tode sich zugetragen, so hab ich es über mich nommen, meinen Schwestern und Brüdern, so in später Zeit leben, ein Bild von Engeln und Teufeln † † † und meinen harten Kämpfen zu lassen.

4) Ich lebte damalen noch auf der Vikarey, als aus Italia heimkehrte Herr Georg Sado von Germar mit seiner lieben Tochter Stella, 15 Jahre alt. Dieser gute Herr hatte vor vielen Jahren seine Frauen in Italia gefreiet,

5) und sie sodann auf sein hieriges am Wasserwechsel liegendes Sitzthum bracht.

6) Als aber nach einigen Jahren die Italianerin von argem Heimweh befallen, krankte und siechte und nicht Ruhe fand in unserer trüben Luft, gab Herr Sado alsbald ihren Bitten nach und führte sie mit der 9 Jahre alten Tochter hinweg nach ihrer villam, wo sie nach 5 Jahren starb, und suchten nun Vater wie Tochter mit großem Schatz an Geld und edlem Gestein beladen ihre Heimath wieder auf.

7) Und war dermalen als sie kommen grad mein sehr lieber und treuer Confrater, der Herr Pfarr Waldenbeck am Fieber hier lägerig, deswegen ich mit der Bitte angegangen wurde, zu Hr. Sado zu kommen, da ich denn auch nit weilte, hinging und mit großer Liebe und Verehrung, als ich nicht erwarten mocht, ansehen und empfangen worden und ein schön Zutrauen von Stund an zwischen uns Wurzel faßt.

8) Herr Sado, dem eine gewisse Schweremuth befallen, bedurfte oft geistlichen Trostes um so mehr, als damalen große Neuerungen in der Kirche vorgegangen und Lutheri Lehren allwegen sich ausbreiteten, er aber nit von alter Lehr und Glauben lassen wollt, auch immer viel Gräuels wegen derlei Umwälzung am Tagesgespräch waren und ich ihm immer vorsagen mußt, daß Lutheri Lehr das eben nit wollt, sondern bloß argen Mißbrauch und Sudel steuern sollt, daß aber von den Anhängern, so müßig, süchtig und hölzige Töpfe wären, gleich Alles auf die Spitz stellt würde und so Unheil statt Friden käme, so war die gar liebelich erblühende Tochter, Hr. Sados Stella, gar mit meiner Meynung und tröstete mit sein gläubigen Worten wie vom heil. Geist angeweht und ich nit so nachsprechen kann, ihren lieben Vater, damit er Ruhe möcht in sein Herz gießen und sich nit allzusehr zerstreuen lassen von der Welt Händeln, sodann der rechte wahre Glauben und die rechte wahre Kirch in den Herzen sich erbauen müßt, über welche nit hat Gewalt ein Mächtiger auf Erden, sondern der allmächtige Gott und seine Heiligen im Himmel.

9) So verging eine Zeit lang in guten Vertrau und Vertragen, woran auch mein gar liebwerther Herr Pfarr theilnahm dahin, als Christoph von Altendorff sich viel bei Hr. Sado, der Tochter Willen zu schaffen machte, welche aber vermeint, daß das nit der Mann für sie sei und so gar wenig Reden an ihn setzte, aber doch Sanftmüthigkeit und um des Anstandes Willen selbigen schonte.

10) Als aber gedachter von Altendorff dringlicher worden, hat sie mir ihr Herz erschlossen und mir mit heitern Worten sagt, wie schon ein Bild drinhänge, dem sie Liebe gelobt, denn als ihr Hr. Vater mit ihr Schäfts halber nach der Mutter sel. Hinscheiden sich fast ein Jahr in der Stadt aufhalten, hätt ein edler Herr aus Thüringen, genannt Erwin von Hausen, welcher in des Kaisers Heer bei einem wallonischen Kürassirer-Regimente als Leutenant in dem Orte standen, mit ihr Bekanntschaft macht und war als Landsmann alle Tag in ihre Wohnung kommen und wär sie oft allein mit ihm im Garten und Stuben gewesen und hätten Freud aneinander funden und große Lieb, fast also, daß sie sich Treue schworen auf immerdar.

11) Wie der Abschiedstag kommen, wär Hr. Erwin eine große Strecke Wegs mit ritten, am ersten Ruheplatz aber dem Vater sein Begehr geoffenbaret, welcher auch nichts Absonderliches gegen aufbringen können.

12) Hr. Erwin wäre sodann unter Zusage, in 5 Jahren in Thüringen heimzukehren, mit dem Gelübde, Eid und Händedruck, was alles sie ihm erwiedert, von ihr schieden.

13) Nachdem hat sie mich beten, Hr. Altendorff auf gute Weise von sein Vorhaben abzulenken, daß sie mag Ruhe haben vor ihm.

14) Konnt aber nit sogleich an ihn kommen, sindemal er mich wenig achtet und oft hämischen Blickes anschauete.

15) Endlich hab aber meiner Furchtsamkeit ein End' macht und ihn vorstellt, wie die Jungfer Stella nit konnt eingehen auf sein Antrag, weil sie durch feyerlich Gelübd anders gebunden, was ein edler Herr zu gut schätzen müßet.

16) Wider Vermuthung war Hr. Altendorff ganz freundlich, dankt auch vor die Nachricht, verhieß auch abzustehen von seiner Neigung, aber das war eitel Schein, denn ihm wohnte im Herzen der Schalk.

17) In dieser Zeit nun war 1539 noch ein armer von Adel, Hr. Friedemann von Harras, aus dessen Stamm vor vielen Jahren die Vikarei fundirt worden, hierher kommen, welcher sich bei Hr. Herzog Heinrichen F. G. bittend erwürket, die Einkünfte und Nutzungen solcher Vikarei, auf der ich saß, auf seine Lebzeit zu genießen, weshalb ich, als solch fürstl. Befehlig mir bekannt worden, alsbald gern darauf verzichtet, in Maßen Hr. Waldenbeck fort und fort siechte und mir Zuspruch geschah, solch Stelle nach seinem seligen Ende zu erhalten.

18) Wie es denn auch gar nicht lange dauerte, daß mein lieber Bruder und Freund aus dieser Welt zu seiner Himmelsfreude geschieden ist d. G. g. s., worauf ich Pfarrherr worden.

19) Als nun gedachter Hr. Friedemann von Harras schon ziemlich bejahret mit seiner jungen Frauen auf der Vikarei Einzug gehalten, hat sich auch alsbald Hr. Altendorff bei ihm eingethan und ist um die Frauen herumgangen, so daß Jungfer Stella jetzt Ruhe vor ihm hatte und seiner gänzlich los zu sein vermeinte, zumalen er nur ganz ferne ihr nahete.

20) Hr. Friedemann hat aber solche Fürstl. Gnade nit lange genossen, sondern ist darauf plötzlich verschieden und hat dann die Wittib von Neuem beim Herzog Mauritio F. G. Bitte eingeleget, solche Vikarey Nutzung auf ihr Lebelang gnädig zu überlassen, was ihr auch brieflich zugesichert worden mit dem Bemerk, daß nach derselben Tode die Vikarey wieder der Kirchen heimfallen sollt.

21) Hr. Altendorff hat darauf des Harras Wittib gefreiet und hat eben nit schön Verwaltung auf dem überlassenen Sitzthum trieben, sondern ist gar liederlich umgangen, weshalb auch die Einkünfte nit zureichten und er Pfiff und Schlenker im Kopf trug.

22) Hr. Sado, am meist aber die edle Jungfer Stella, welche insgeheim viele Arme unterstützt hat und Segen spendet, auch Kranke heimsucht und Trost geben, wo sie konnt, harrte sehnlich der Zeit, wo der Freund aus fernem Land kommen sollt, da die Frist abgelaufen war.

23) Und als wir einstmals auf den Berg an das Holz gangen, allwo Hr. Sado einen Thurm aufbauen lassen, gewahrt die edle Jungfer Stella von der Zinne unten am Dorf auf dem Wege von Eltesleben her zween Reiter kommen und sieht vor ein Helm ein hohen Federbusch wehen und ihr ahnet, es sei Hr. Erwin, sein Wort zu lösen.

24) Alsbald bittet sie uns mit heimzukehren, eilet aber immer voraus, daß wir nit folgen konnten und als wir in die Stuben traten, ja da hat Hr. Erwin ihre Hand faßt und beide waren stumm vor heller, klarer Freude, die wie Abendschimmer, wie Regen Tröpflein unter Thränen Perlen aus den blauen Augen leuchtete.

25) Nun war große Lust alle Tag auf Hr. Sados Sitzthum.

26) Hr. Erwin, daß er seinen Abscheid aus des Kaisers Heer nommen und nun im Lande bleiben wollt auf seines Bruders Rittersitz zu Ebenheim oder auch hier, wenn es Hr. Sado erlauben möcht und Stella sein Ehgemahl werden wollt, worin aller Sinn gern stund.

27) Es war aber der Weilen Hr. Altendorffs Frauen verstorben und seine Einkünft nach Wegfall der Vikarey Nutzung nit wohl aussehend, weshalb ihm Hr. Sados Vermögen gar sehr am Herzen lag und er ungern vernahm, daß ein Brautigam ankommen.

28) Dieweil er nun ein arger Pfaffenfeind war und ein gottloser Kirchenverächter, also geschah auch, daß durch seine Beihülfe wegen unrichtiger Deutung eines alten Vertrags mit dem Kloster Oldisleben mit der Zustimmung der Oberen zur Sachsenburg die Vikarey der Kirche abermalen vorenthalten war, wobei der von Altendorff wohl einen Schwenzelpfennig erhalten haben wird.

29) Wollte aber gerne das Alles ihm verzeihen, wäre sein Schalksherz dabei in Ruhe blieben und hätte nit gar arge Pläne schmiedet, wie mit Wehmuth und innersten Schmerz allgleich denken werd.

30) Ach, es war ein schön Zeit, auf welch ein gar fürchterlich Nacht folgen sollt.

31) Hr. Sado besaß nehmlich pachtweiß einen Garten, früher ein Kirchhof und der Kirchen gehörig, oben am Wasser gegen das Pferdsrieth über, in welchen die alt verfallene Kirch im Geschatte von Erlen und Rüstern steht, welchen Platz Jungfräulein Stella allzusehr liebte, da sie ihren Vater bittende vermocht, mit dem Besitzer des Gartens einen freien Vergleich abzuschließen.

32) Dorthin ging das Jungfräulein, die alt Kirch besuchen, gar oft.

33) Allda ist ein Kreuz unterm Hochaltar von wundersamen Steinen aus dem Jesusbilde, vor welchen sie nit selten kniete und neues Heil für ihre Seelen erflehete.

34) Ebenso wandelte sie auch mit ihrem Herzensfreunde, Hr. Erwin, nach jenem Garten und blieben oftmalen bis zu später Nachtzeit.

35) Nun war etliches Tages Hr. Erwin, da ihn die edle Jungfer wegen einiges Gebrestes nit geleiten kunnt, allein hingangen.

36) Gegen des Abends kam ich zu Hr. Sado, wo mich die Jungfer bittsam angeht, ihren Freund, dieweilen es schon spät in Herbst und dunkel, an ihrer Statt abzuholen.

37) Ich gehe dann und nehme Hr. Erwins Knecht mit, kunnten Hr. Erwin aber nit sogleich im Garten finden, auch auf Rufen keine Antwort erhalten, traten dann in die Kirchenbogen und sehen beim Mondenscheine,

der durch die Spalten fällt, Hr. Erwin am Boden liegen ohne Leben.

38) Alsbald fällt aber ein Schauder über mich, faß ihn an und greiff überall in Blut, so daß wir bald gewahren, wie Hr. Erwin ohne Leben.

39) Alsbald eil ich in Schreck und Schmerz zurück, stürz zu Hr. Sado und will ihm heimlich melden, aber die edle Jungfer war böser Ahnung, fragt, was ist meinem Erwin, meinem trauten Freund begegnet? Und ich konnt's weiter nit bergen, vor großer Angst das Unglück, da wird sie still und bittet mich, mit ihr zu gehen und eilet in die Kirchen.

40) All Müh war ohn Erfolg, die Leich war in den Gartenthurm getragen, Stella will nit von ihm, ließ sein Grab mauern in der Kirch und darinn legen und versetzen ihres Freundes irdische Hülle.

41) So war alle Hoffnung zertrümmert und Niemand weiß von wannen es kommen und auf was Weise es kommen, die edle Jungfer wußt sich jedoch in ihr Schicksal mit frommen Herzen zu fassen, klagte auch nit zu sehr, wandelte aber alltäglich zum Grabe des Liebsten.

42) Hr. Sado starb auch bald darauf und sein Hr. Bruder nahm Sitz im Gute, wo Jungfer Stella auch bliebe und war eine große Freundin der Armen.

43) Es war aber noch nit ein halb Jahr vorüber, da kam Hr. Altendorff und macht sich allerlei Geschäft um die Jungfer, sie aber wollt von ihm nit wissen und lehnte allemal seine Anträge ab, das mocht Hr. Altendorff nit recht sein, doch behielt er immer freundliche Miene und bat die edle Stella um ein Darlehn, das sie nit versagt.

44) Nach dieser Zeit wurde das Fräulein krank, schwach und immer schwächer, so daß sie vermeint, der gute Gott werde sie hinwegnehmen aus dieser Welt. Sie vertheilt deshalb ihr Gut und bat mich, ihren Willen zu besorgen.

45) Einen Theil überließ sie ihres Hr. Vaters Bruder, einen Theil den Armen, einen Theil der Kirche, welchen sie mir allzugleich zur Verwahrung übergab, ehe aber alles confirmiret, ist Jungfer Stella aus diesem Erdenthale schieden zu ewiger Freud und nahm Hr. Barthol von Germar alles in Besitz, außer 9000 Goldgülden, welche ich schon hatte, aber ich nit sagte.

46) Obgleich nun das Kloster Oldisleben Anno 1525 im Bauernlärmen zerstöret worden, wobei viele alte, schöne Nachrichten über Gorisleben, welche dorthin kommen, verloren gangen, so ermaßten sich doch die Oberen des Orts auch jetzt noch allerlei Rechte und verlangten einen großen Theil von der seel. Stella Reichthum, schickten auch als Legaten, welcher sie vorher erst aufhetzet und dazu spernirt hat, Hr. Altendorff, der aber darüber mit Hr. Barthol von Germar so in Hader gerieth, daß der Letzte ihn die Wehre durch den Leib stieß, worüber groß Unheil entstanden und Hr. Barthol flüchtig geworden auf einige Zeit.

47) Deshalb und weil ich das Geld nit sicher glaubt bei solch bedenklicher Zeit, da auch die Amts-Oberen gegen die Kirchen feindlich gesinnet, habe ich mir einen Vertrauten aus der Gemeinde erwählet, einen gar verschwiegenen Mann, des Namens Chilian Großen und das Geld mit dessen Beihülf zwischen Hr. Erwins und Jungfer Stella Gräber in der St. Johanniskirche in die Erde gesenkt, da es jetzt von keinem Nutz sein konnte.

48) Schon alsbald während des Arbeitens, was wir bei Lampenscheine des Nachts vorgenommen, ächzet und seufzet Große gar tief und war nachher von immer mehr Angst befallen. Auf mein Fragen, was ihm ankommen, seufzt er abermalen, fragt sodann, ob er gehalten sei, ein erzwungen Eid zu halten? Ohne meine Antwort darauf sagt er weiter, ach ich bin in großer Zwiespalt mit meinen Gewissen, mag auch die Hölle mein Lohn sein, hier auf dieser Stelle habe ich die Mörder des Junker Erwin gesehen. Was, riefe ich mit Bestürzung — erzähle und Große sagte mit Zittern:

49) Ich gehe einstmalen vor der Kirchen hier vorbei, höre Menschenstimmen ganz dumpf, Furcht fällt über mich, als ich Gott im Gebet anrufe, daß er mir Stärke giebt, alle Furcht zu überwinden und trete unter seinen Beistand in die Halle, da scheint das Mondslicht durch die gebrochenen Bogen und ich erkenne den von Altendorff mit einem Gesellen, wie sie mordisch über den Junker Erwin herfallen.

50) Alsbald entschlupfet mir ein Schrei, daß die Beiden aufschrecken und faßt mich Christoph von Altendorff am Schlund und drohet mir den Hals zuzudrehen, wo ich nit gleich stumm würde wie ein Fisch.

51) Darauf fassen sie mich, lassen den von Hausen im Blute liegen und schleppen mich in des Mordgesellen Caspar Roße Haus, halten über mich langen Rath, ich aber zittere in Todesangst, nachher spricht der von Altendorff,

52) Schlechter Hund, dein Leben sollt du haben, wenn du schwörst nit zu verrathen auf keinerlei Weise, was du gesehen und was wir gethan, wilt du aber nit schwören, so fährst gleich zum Teufel † † †.

53) Was sollt ich thun, in großer Herzensangst, sollt ich hinfahren in meiner Sünd, was konnt auch allzumalen mein Todt nutzen und entschloß mich, den Eyd zu thun, wenn ich frey ausgehen dürft.

54) Alsbald hab ich, wie er mir vorsagt, schwören müssen bei dem dreieinigen Gott auf die Wunde Christi und was ich sonst zu meinem Heil glaubte, nichts zu sagen von irgend einen und sollt des Himmels Seligkeit nit schmecken und den Teuffel † † †. Die ganze Hölle sollt Macht haben über mich in meinen Sterbenstündlein, jeder Trost verschwinden und alle erdenkliche Angst auf mich fallen, wenn ich anders thät, als mir geheißen.

55) So hab ich schworen und mein Gott, jetzt hab ich den Eyd brochen.

56) Alsbald fing er stärker an zu zittern, ich führte ihn daheim, saß die ganze Nacht vor seinem Bett, ließ mir das Gesagte wiederholen, schrieb es auf und sprach ihm Trost zu, in der 4. Morgenstund ist er ruhig auf sein Bekenntniß verschieden.

57) Hab darauf zu Caspar Roße schickt und war derselbe in selber Nacht kurze Zeit vor Großen auch storben und hatten seine Kinder sagt: er hat einen Geist sehen.

Dies ist die unglückliche Geschichte.

Gott gebe Frieden Allen.

A M E N.

Fahrenbruck,
P. L.

Dieser merkwürdigen Schrift war noch in lateinischer Sprache ein Testament des Pfarrers Fahrenbruck beigefügt, dessen Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Testament.

Im Namen der heil. untheilbaren Dreieinigkeit. Der Friede und die Gnade Gottes sei mit Euch Allen. Amen!

S. B. L.

Wenn meine Gebeine schon längst verweset sein werden und du, wer du auch seist, diese von der Mauer verborgene Schrift auf dem Boden finden wirst, dürftest du vielleicht nicht daran denken, für meine

Seele, welche die gegenwärtige Bekanntmachung erläßt, zu beten. Und doch könnte diese Bekanntmachung den Anwesenden sehr nützlich sein, wenn sie dieselbe nicht zu verspotten geneigt wären. Daher möchte mein Geständniß und meine Kundmachung vielmehr mit Gottes Hülfe den spätern Nachkommen nützlich sein.

1) Gehe frommer Christ in die von Wiesen und Gärten umgebenen Mauern der Johanniskirche, welche auf dem rechten Ufer des bei Gorisleben strömenden Flusses auf einer Erhöhung liegt und du wirst auf dem Boden neben dem Altar unter dem steinernen Kruzifixe zwei Grabmäler erblicken. Zwischen ihnen mit einem Deckel verschlossen liegt in einem Dreifuße ein Schatz von Edelgestein vergraben, welchen die edle Tochter Sados von Germar, mit Namen Stella, sterbend zurückgelassen hatte. Grabe im Namen der Dreieinigkeit das Grabmal auf, doch mit der Vorsicht, die links und rechts liegenden Gebeine zu schonen, damit du nicht die Manen erzürnest. Von dem dir mit Gottes Hülfe zu Theil gewordenen Schatze mache drei Theile, den einen behalte selbst, den zweiten gieb den Armen und den dritten der Kirche. Da Stella so testiret hat, so hüte dich, das Testament zu brechen, damit dich nicht Strafe treffe.
2) Dann wende dich, du Glücklicher, nach dem Thurme der St. Bonifaciuskirche, welche weiter unten etwas links liegt; gehe hinein und du wirst auf der Mittagseite einen beschriebenen Stein finden; zähle aus diesem Winkel 9 Schritte gegen Westen und schlage neben der Mauer ein, da wirst du eine goldene Kette ausgraben, welche du behalten kannst.
3) Komm nun, geneigter Leser, und folge mir stumm nach dem Orte, den ich dir bezeichnen will, wo herrliche Kleinodien von großem Werth verborgen sind. Steige auf dem Fußwege nach Heldrungen auf den Weinberg, dessen Spitze Schmücke genannt wird; linker Hand nach dem Walde zu suche einen Grabhügel von großem Umfang, wo eine große mit den Zeichen $X\,E\,\overset{\pi}{\underset{+}{}}\,g\,+$ bezeichnete Eiche steht. Unter diesem Hügel wirst du erblicken die goldenen mit Edelgestein besetzten Armbänder der Tochter Sados von Germar, der edlen Stella, welche wegen der Bosheit jetziger Zeit vergraben worden sind.

Ach, es war eine mit verdorbenen Sitten und schändlichen Lastern erfüllte Zeit.

Gottes Gnade sei mit dir.

Amen.

Man kann sich denken, welches ungemeine Aufsehen der Fund dieses merkwürdigen Berichts hervorrief, und die Regierung schickte unverzüglich einen Commissar, um an den bezeichneten Stellen Nachgrabungen anstellen zu lassen. Die genannte Eiche aber war sammt dem bezeichneten Hügel nicht mehr vorhanden, ebenso fehlte in der Kirche der als Punkt angeführte beschriebene Stein. Als man jedoch den Boden der Johanniskirche aufgrub, zeigten sich die sichersten Spuren, daß hier schon vor langer Zeit gierige Schatzgräberhände, und dieses Mal wohl nicht ohne Erfolg, die Gräber durchwühlt hatten. Wahrscheinlich geschah dies im 30jährigen Kriege, wo in der wüsten Kirche oft Soldaten bivouakirten. Man fand eine elfenbeinerne Haarnadel, einige unächte Perlen, Nesteln und durcheinander liegende Todtengebeine nebst zwei Schädeln jugendlicher Personen. Der kleinere, noch mit schönen vollständigen Zahnreihen geschmückt, war ohne Zweifel ein Ueberbleibsel der unglücklichen Stella.

Otto Moser.

Das steinerne Kreuz an der heiligen Dreifaltigkeitskirche in Zittau.

Sage.

Die heilige Dreifaltigkeitskirche ist eine der drei kleineren Begräbnißkirchen Zittau's und wird, weil sie vor dem Weberthore gelegen ist, allgemein kurzweg Weberkirche genannt. Gottesdienst pflegt in derselben nur an einzelnen bestimmten Tagen des Jahres gehalten zu werden oder auch bei Gelegenheit von Begräbnissen und sie ist deshalb die übrige Zeit verschlossen. Kommt man von Westen auf der Neusalzaer Straße in die Stadt, so kann man bald, nachdem man in die ersten Häuser der Vorstadt eingetreten ist, das zwar in alterthümlichem Style aufgeführte, aber nichtsdestoweniger zierliche und schöne Kirchlein gewahr werden, das einen um so freundlicheren Anblick gewährt, da sie frei dasteht und die äußere Umfassungsmauer den Neuerungen, welche seit etwa fünf Jahren zur Verschönerung der inneren und äußeren Stadt unternommen worden sind, zum Opfer gefallen ist. Tritt man vor die Stufen, die zu dem einfachen, aus Sandstein gehauenen Portale emporführen, so wird man bald hinter dem ersten Pfeiler, welcher sich an der linken Seite desselben befindet, ein etwa 1½ Ellen langes steinernes Kreuz gewahr werden, das fest in die Mauer der Kirche eingefügt ist. Seine Form verräth ein ziemlich hohes Alter, ebenso das Messer, welches in dasselbe eingemeißelt ist. Ueber letzterem, in der Mitte des Kreuzes, befindet sich eine kleine Nische. Links neben diesem, in einer Entfernung von etwa 3 Fuß, ist in einen der Sandsteinquadern, aus welchen der Unterbau der Kirche besteht, ein langes gebogenes Schwert eingehauen, das große Aehnlichkeit mit einem Türkensäbel besitzt. Eine Inschrift, die auf demselben früher sich befunden hat, ist unglücklicher Weise im Laufe der Zeit durch die Ungunst der Witterung so verwischt worden, daß man jetzt nicht einen einzigen Buchstaben derselben, sondern nur einzelne Erhöhungen und Vertiefungen erkennen kann. Wie nun so oft die Volkspoesie um einsame Kreuze am Wege, um alte, verwitterte Denksteine, um verfallenes Gemäuer der Vorzeit ihre duftigen wilden Rosen geschlungen hat, so schmückt eine Sage auch diesen merkwürdigen Stein, eine Sage, welche in ihrer Einfachheit doch recht deutlich die immer geschäftige Phantasie und die tiefe Poesie unsers Volkes erkennen lassen kann, die würdig ist, auch durch den Buchstaben unsern Nachkommen überliefert zu werden, da zu befürchten ist, daß bei der so materiellen Richtung unsrer Zeit bald diese schönen Sagen vielleicht aus der lebendigen Tradition verschwunden und vergessen sein werden. Man erzählt aber Folgendes:

Der Senat der Sechsstadt Zittau hatte, da es ihm nicht an Gelde fehlte und er die übrigen Sechsstädte gern übertreffen wollte, einen berühmten italienischen Baumeister herrufen lassen, um den Bau der neuen Kirche zu leiten. Der Meister, dessen Name uns freilich von der Sage nicht überliefert worden ist, kam und rüstig begann der Bau, da er fleißige und geschickte Gesellen hatte. Doch waren diese ihrem Herrn nicht gewogen, denn auch die kleinsten Versehen wurden hart gerügt und oft führte der aufbrausende und jähzornige Sinn, der dem Oberherrn, wie fast allen Italienern, eigen war, Hader und Streit unter den Bauleuten herbei. Unter diesen war besonders Einer, ein junger, blonder Gesell, der auf sich den Haß des Italieners gezogen hatte, weil er in stolzem Selbstbewußtsein und wohl auch bisweilen in jugendlichem Uebermuthe dem anmaßenden Sinne des Herrn keck die Stirne bot. Durch ein solches Benehmen

regte er aber auch seine Mituntergebenen gegen ihren Meister auf, so daß dieselben auch dann oft jenen opponirten, wo er im Rechte war. Als nun einst der Jüngling in Vermessenheit die Worte ausgesprochen hatte, er wolle dem Fremden zeigen, daß auch hier Meister in der edlen Baukunst gefunden würden, daß er ebensoviel leisten könne, wie jener, so forderte dieser eine Probe und man kam auf beiden Seiten überein, seine Kunst an zwei noch unvollendeten Strebepfeilern zu zeigen. Wer von Beiden zuerst den seinigen ohne Tadel vollendet haben würde, der solle Sieger sein. Rüstig ging es an die Arbeit. Meister und Geselle ruhten nie, Schlaf erquickte sie nicht; kaum gönnten sie sich zum Essen Zeit und wenn der Eine durch Ruhe seine Kräfte erfrischen wollte, so trieb ihn die Furcht, daß der Gegner ihn unterdessen zuvorkommen möge, zu neuer Thätigkeit an. Zwei Tage und zwei Nächte waren so vergangen und die Pfeiler ihrer Vollendung bald nahe, als die Kraft des Meisters, die an eine anhaltende und schwere Arbeit nicht mehr gewöhnt war, immer mehr zu erschlaffen begann, obgleich er selbst sah, daß, wenn er nicht alle Kraft der Muskeln zusammennehme und auf das Höchste steigerte, der Jüngling eher seinen Pfeiler vollenden würde, als er. Fieberhaft zitternd in Folge der großen Erschöpfung und Angst setzte er Stein auf Stein. Doch waren seine Mühen umsonst. Zu der Mittagsstunde des dritten Tages erscholl vom andern Pfeiler der freudige Ruf: „Fertig!“ herüber, der eine Leichenblässe auf dem Antlitze des Meisters hervorrief. Unten jubelten und schrieen die andern Gesellen und die Volksmenge, welche dem eigenthümlichen Wettkampfe mit immer größerem Interesse, mit steigender Theilnahme zugeschaut hatte. Der Meister steigt vom Gerüst herab, um sich von unten den Bau des andern Pfeilers zu betrachten, um vielleicht irgend einen kleinen Fehler an demselben zu entdecken. Alles ist nach den Regeln der Kunst, kein Mangel irgendwo zu finden, auch nicht der geringste. Auch der Jüngling ist herabgekommen. Freude strahlt sein Antlitz, nur aus den Augen blitzt kecker Uebermuth und Hohn hervor. Da glänzt ein blanker Dolch in der Luft. Von der sichern Hand des Meisters ins Herz getroffen, sinkt der Jüngling nieder und haucht zu den Füßen jenes seinen Geist aus. Ruhig, ja fast Freude und Genugthuung über seine Blutthat empfindend, stellte sich der Welsche dem Gerichte, welches das Todesurtheil über ihn fällte. Ohne Reue zu äußern erlitt er den Tod durch Henkershand. Sein Haupt, feurig anzusehen, rollt jetzt in der Nacht mitunter noch über den Kirchhof.

Zum ewigen Andenken an diese Begebenheit hat man an den beiden Pfeilern, die jetzt noch im Munde des Volkes die „Wettepfeiler“ heißen und sich an der Westseite der Kirche befinden, zwei Nischen anbringen und das Kreuz mit dem Dolche und Schwerte in die Mauer einfügen lassen. Z.

Miscellen.

Der Stadt Suhl Ursprung und Name, der Suhler Fleischregen und die Croaten daselbst. Die blühende Gewerbsstadt Suhl, berühmt durch ihre Gewehrfabriken, war anfänglich ein bloser Hof unter der jetzigen Pfarrkirche am Ringbach gelegen, vergrößerte sich aber später, als sich daselbst das Bergwerk hob und man Soolquellen fand und daraus Salz gewann. Von diesen Soolen oder Sulen soll des Ortes Namen entstanden sein; doch wollen Andere ihn von den fabelhaften Grafen von Henneberg ableiten, die aus Italien gekommen und sich von der Sule (Säule) genannt haben. Lange hat man den nachherigen Flecken „von der Soole“ geheißen und später schrieb man zum Unterschied von anderen Orten gleichen Namens: Suhl unter der bloßen Laibe oder Laube, einem großen Stück des Thüringer Waldes. Gleichwohl führte Suhl früher in seinem Stadtwappen eine Fußsohle. —

Am 5. Mai 1238 entstand ein großes Ungewitter auf dem Wald, der Laibe und dem Flecken Suhl, wobei große Stücken fettes Fleisch von 10—12 Pfund mit dem Regen vom Himmel fielen, welche von Hunden und Vögeln begierig gefressen wurden. Was übrig blieb, ward gegen Abend durch die Sonnenhitze wie Eis geschmolzen, daher auch noch bis heutigen Tag eine Wiese bei Suhl die Fleischwiese heißt; dieselbe liegt, wenn man von Suhl aus nach der Goldlauter geht, am Wege rechter Hand zwischen Suhl und Lauter. Eben dort ist auch das Brodwieschen gelegen, von dem man sagt, es sei im dreißigjährigen Kriege bei der großen Hungersnoth gegen einen Laib Brod hingegeben worden. —

Im dreißigjährigen Kriege, am 15. October 1634, brach ein fürchterliches Unglück über Suhl herein. Mitten im Gottesdienst entstand plötzlich das Geschrei: der Feind! der Feind! Der Croatengeneral, Graf Isolani, war mit seinen Horden im Anzuge. Herzog Wilhelm von Sachsen, schwedischer General-Lieutenant, ließ sogleich Alarm blasen und sprengte mit seiner Reiterschaar die Rückbrache hinter Suhler-Neudorf hinauf, ward aber von dem anrückenden Croatenschwarm bald zurückgeworfen, welcher sich mit Geschrei und Getümmel der Stadt näherte, in welche sich ihrer von der Heerstraße abgelegenen Lage wegen viele fremde Leute mit ihren Habseligkeiten geflüchtet hatten, so daß Kutschen, Wagen und Vieh sogar die Straßen versperrten.

Die offene Stadt konnte sich nicht lange halten und bald entstand eine allgemeine Flucht. Der Herzog mit seinen Reisigen entwich über die Röder, der Amtsschultheiß und die Geistlichkeit verließen die Stadt, auch auf den Dornberg hinauf kroch eine bunte Menge. Aeltern und Kinder wurden von einander weggedrängt und nur Alte, Kranke und Schwache, einem sichern Tod entgegen sehend, blieben in der Stadt zurück. Nun begann das Wüthen der Croaten in ihrer gewohnten Weise, 83 Personen wurden theils auf der Stelle erschlagen, theils, um Geld zu erpressen, auf jede nur ersinnliche Weise zu Tode gemartert. Unzählige wurden zu Krüppeln gehauen, auf der Flucht ergriffen und gemordet oder in die Stadt, an die Schweife der Pferde gebunden, zurückgeschleppt, um ihre Schätze zu offenbaren. Die Croaten legten den Gefangenen Schraubenstöcke an, banden sie mit Stricken, gossen ihnen Schwedentränke, d. h. Mistpfütze ein und wütheten mit Gräueln und Plünderung eine ganze Nacht hindurch, schleppten auch mehrere Einwohner als Gefangene fort. Am andern Morgen fielen einige Rathsherren dem Isolani zu Füßen und baten ihn flehentlich, die Stadt vor Feuer zu bewahren, aber er hörte sie nicht an, ließ seine Horden gewähren und marschirte weiter. Da stieg früh 8 Uhr eine Feuersäule in die Höhe und Nachmittags drei Uhr lagen 769 Häuser in Asche, zwei Kirchen, zwei Schulen, zwei Herrschaftshäuser, zwei Rathhäuser, drei Rathsmühlen, die Wohnungen der Geistlichen und Lehrer, vier Eisenhämmer und Rohrschmieden ꝛc. Menschen und Vieh kamen in dem Feuer elendlich um. Vom Kirchengut blieb wunderbarer Weise nichts übrig, als das umflorte Crucifix, welches man bei Leichenbegängnissen vorzutragen pflegte, da solches mitten in der Gluth unverletzt an der Mauer stehen geblieben war. Fünfzig entlegene Hütten etwa waren vom Feuer verschont worden. Endlich kehrten nach und nach die Entflohenen zurück und am 26. Mai wurde auf der Mühlwiese unter freiem Himmel wieder die erste Predigt gehalten, dann wurde die Stadt allmählig wieder aufgebaut. ×.

Die ersten Hußaren in Sachsen. Bekanntlich rief Matthias I. (Corvinus) von Ungarn durch den an die Prälaten und Edelleute erlassenen Befehl, sich 1458 mit ihren Reitern in dem königlichen Lager einzufinden, diese Truppengattung ins Leben. Nach diesem königlichen Befehle mußten je 20 Häuser im Ungarreiche einen Mann beritten stellen, woraus der „Hußar", d. h. ein Zwanziglöhner, weil er von Zwanzigen, „Husz" den „Ar", die Löhnung oder den Sold erhielt, entstand.*) Die ersten ungarischen Hußaren, welche in Sachsen fast 100 Jahre später mit dem Heere Karls V. erschienen, waren ein sonderbares, aber auch gefürchtetes Corps und verbreiteten besonders in Leipzig, wo sie vor der Mühlberger Schlacht 1547 einritten, einen panischen Schrecken. Sie waren nicht etwa, wie im 30jährigen Kriege, leichte Reiter, sondern vielmehr Panzerreiter mit Helmen und Lanzen, welche schon durch die an ihren Panzern und Helmen angebrachten größern und kleinern Flügel ein eigenthümliches Aussehen erhielten, welches groteske Costüm noch dadurch an schreckhafter Sonderbarkeit gewann, daß sie, von den Schultern herabhängend, statt der Mäntel Leopardenhäute trugen. Außerdem führten sie nächst der großen bogigen Säbel lange Lanzen mit bunten Fähnchen. Ihnen ging der schreckende Ruf von barbarischen Kriegern voraus, und als sie in Leipzig einritten, trugen sie die abgehauenen Köpfe der erschlagenen Feinde auf ihren Lanzenspitzen, worin sie ihren Stolz fanden. Im 30jährigen Kriege bildeten die ungarischen Hußaren unter dem sehr gefürchteten Namen „Croaten" (beim Volke „Krabbater" genannt) die leichten Reiter bei den Armeecorps des Tilly und besonders Wallensteins.

Die erste Spur von Hußaren bei der sächsischen Armee finden wir unter Johann Georg II., der seine Leibgarden beträchtlich vermehrte. Dieser Kurfürst errichtete nämlich eine prächtig bekleidete und ausgerüstete Compagnie berittene Croaten, 75 Mann stark, welche jedoch sein Nachfolger, Johann Georg III., der Kostspieligkeit halber wieder abschaffte. Zwar hatte Friedrich August I. während des Krieges in Polen und Pommern wieder zwei Compagnien Hußaren errichtet, sie wurden jedoch nach dem Altranstädter Frieden in Uhlanen umgestaltet. Während des letzten schlesischen Kriegs errichtete der Rittmeister Schill auf Veranlassung des Prinzen Xavier eine Schwadron Hußaren, welche blos zu Streifzügen verwendet wurden und unter ihrem tapfern und gewandten Anführer sich sehr auszeichneten. Jedoch auch sie wurden nach dem Hubertusburger Frieden aufgehoben und unter das Sacken'sche Regiment Chevauxlegers eingereiht. Bei der Reorganisirung der Armee seit 1790 erhielt am 1. October 1791 der Obristleutnant Christian Gottlieb von Süßmilch, genannt Hörnig, der 1794 Obrist ward, die kurfürstliche Ordre, ein Regiment Hußaren, 8 Schwadronen stark, zu formiren. Die erste Hälfte dieses Hußarenregiments entstand durch Abgabe von 64 Mann incl. 8 Unteroffizieren aus jedem der sieben Feldregimenter Cavallerie und der vier Regimenter Chevauxlegers, zusammen 448 Mann mit nur 256 Pferden, während die Ergänzung des Regiments (1065 Mann und 1002 Pferde stark) durch neue Werbung und polnische Remonte geschah, die Offiziere dazu aus allen Cavallerieregimentern ausgehoben wurden. Im Jahre 1792 wurde jedoch dieses Hußarenregiment auf kurfürstlichen Befehl noch durch 306 Mann und 302 Pferde vermehrt. Es wohnte den Feldzügen von 1793 bis 1796 am Rheine bei, war 1806 mit bei Saalfeld und Jena, folgte bis 1813 der französischen Armee und stand stets in hoher Achtung selbst bei Napoleon I. Unser jetziger allverehrter König Johann war sein letzter Chef und es wurde 1822 in das jetzige zweite leichte Reiterregiment umgestaltet. Jeder, der sich noch auf dieses Hußarenregiment entsinnen kann, wird sich mit Freuden an dieses muntere und tapfere Corps erinnern, das Sachsen seit seiner Entstehung stets Ehre gemacht hat. Ihre Uniformirung, welche es 1791 erhielt, erfuhr bis 1822 mehrmalige Abänderungen, namentlich hinsichtlich der hohen anfänglichen Filzhüte in Czakos und der ursprünglichen weißen Dolmans mit blauem Besatze in blaue mit weißen Schnuren. 6.

*) Unter König Sigismund bestand das Gesetz, daß je 30 Häuser einen Mann stellen mußten, weshalb man diese Krieger „Harminczar" nannte.

Wirkung einer Predigt. Im Jahre 1451 predigte zu Erfurt ein Barfüßermönch, Erbanus Capistranus, von der Cavate des Domes herunter und schalt heftig auf das Spielen und den eingerissenen Luxus. Diese Predigt ergriff die Zuhörer so sehr, daß eine Menge Spieler ihre Bretspiele, die Jungfrauen ihre Zöpfe, die sie in die Haare geflochten hatten, und die Weiber ihre Wulste haufenweise vor die Cavate trugen und unten an den Stufen verbrannten. Solches geschah am St. Johannistage 1451. Wenn in unserer Zeit eine Predigt gegen den Kleiderluxus solche Wirkung hervorbringen könnte, welche Berge von Crinolinen würde man da sich aufthürmen sehen! 11.

Inschriften an Häusern. In einem Berichte über das Voigtland (Leipziger Zeitung 1860) wurde gesagt und bedauert, daß daselbst — und wohl auch in andern Theilen des Sachsenlandes — Inschriften an Kirchen, Schulen, öffentlichen und Privatgebäuden nicht mehr angebracht und, wo sich dergleichen vorfänden, nicht sorgfältig genug erhalten würden. In Mühltroff, einer kleinen, aber alten Stadt des Voigtlandes (sie hat die Stadtgerechtigkeit vielleicht schon im 13., gewiß zu Anfange des 14. Jahrhunderts erhalten), steht unter andern noch ältern Häusern eins „erbauet im Jahre Christi 1687", welches früher mit vielen weisen Sprüchen und sinnvollen Reimen bemalt gewesen zu sein scheint, von denen gegenwärtig noch drei lesbar sind:

Behalt' bei Dir, was heimlich ist,
Des Menschen Herz steckt voller List;
Dein bester Freund auf diesen Tag
Morgen Dein Todfeind werden mag.

O edler Fried', o köstlich' Ruh',
Nichts ist so theu'r und werth, als Du!

Mit GOTT Dein Sach' thu' fangen an,
So wird's ein'n guten Fortgang han. e.

Ein Leutespruch. Das Bisthum Naumburg-Zeitz ward 968 zuerst in Zeitz errichtet und sein erster Bischof hieß Hugo. Als aber der vierte Bischof, Hildeward, 1028 die Cathedralkirche nach Naumburg verlegte, galt dieses als Haupt-, Zeitz als Nebenstift. Vom siebenten Bischof, Eppo, wird erzählt, daß er in einem Würzburgischen Bach ertrunken sei und daß die Leute damals gesagt hätten: „Weil er so manch Glas Wein in dasigem Stift ausgestochen, hätte er auch das dasige Wasser billig kosten müssen." 12.

Ein Seitenstück zur Prager Defenstration. Einen sonderlichen Ausgang nahm der Reichstag, welchen Kaiser Friedrich I. 1183 zu Erfurt hielt. In großer Anzahl waren die Fürsten und Großen versammelt. Plötzlich brach der Saal, in welchem sie saßen, zusammen, und Viele stürzten in eine darunter befindliche Cloake. Unter ihnen war ein Heinrich von Schwarzburg, der bisher sich oft mit den Worten verschworen gehabt: „Wo ich dies oder das gesagt oder gethan habe, will ich in einer Cloake ersaufen." Selbst der Kaiser ward nur mit Mühe gerettet, indem er sich an einem Fenster festhielt. 12.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Freitag, den 1. November 1861.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. V. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Schloß Tenneberg.

Tenneberg, auf dem langen, schmalen Burgberge gleichen Namens oberhalb des gothaischen Städtchens Waltershausen gelegen, ist eine sehr alte Burg, deren Standort Landgraf Balthasar 1392 dadurch veränderte, daß er sie abbrechen und ungefähr 200 Schritte weiter vorn am Berge auf dem Abhang desselben aufbauen ließ. Sie lag hinter dem jetzigen Amtsvogteigebäude und eine Vertiefung zwischen dem zu diesem gehörigen Garten und der Fortsetzung des Berges deutet auf den alten Burggarten hin. Noch vor 50 Jahren waren Grundmauern und einige andere Mauerreste sichtbar. Dem ehemaligen Burgplatze, jetzt einem Garten, nach zu schließen, hat sie nicht ganz die Größe des heutigen Schlosses gehabt; von der Form, Bauart und der Zeit der Erbauung derselben ist jedoch durchaus nichts bekannt.

Die Geschichte Tennebergs zerfällt daher in zwei Perioden, in die der alten Burg und die der neuen, und ist besonders deswegen von großem Interesse, weil sie von den Schlössern der Landgrafen von Thüringen die einzige ist, in welcher noch jetzt Ortsverwaltung und Justizpflege gehandhabt wird, während von der Wartburg dieselbe schon unter Herzog Johann Ernst von Sachsen-Eisenach († 23. Oct. 1637) herunter in die Stadt verlegt wurde. Noch erhöht wird dieses Interesse dadurch, daß die alte Burg häufig die Residenz der landgräflichen Prinzen war und auch die neue oft den Landesherren auf längere oder kürzere Zeit zum Aufenthaltsorte diente, sowie zum Witthum der Fürstinnen.

Tenneberg war mit dem dazu gehörigen Amtsbezirk gleich Gotha Mainzer Lehen bis zum Jahre 1666 und gehörte ursprünglich zur Grafschaft Mühlberg, denn als Landgraf Albrecht der Unartige 1290 Thüringen an König Adolph von Nassau verkaufte, beschwerte sich der Erzbischof von Mainz darüber, daß jener die zur Grafschaft gehörige Burg Tenneberg unrechtmäßiger Weise veräußere. Meinhardt I. von Mühlberg (um's Jahr 1040), ein Zweig des Stammes der Grafen von Orlamünde, welche zugleich Markgrafen von Meißen und Thüringen waren, scheint auf einige Stücke Land in der Gegend der Burg Mühlberg und des thüringer Waldes angewiesen worden zu sein und er oder einer seiner Nachkommen diese Burg zum Wohnsitz gewählt und sich nach ihr benannt zu haben. So auch mag vielleicht Tenneberg ursprünglich eine Veste der alten Markgrafen von Thüringen am Saume des Waldes gewesen und an die Grafschaft Mühlberg gekommen sein.

Landgraf Ludwig III. erwarb dieselbe um's Jahr 1176 und hat sie zuerst seinem Bruder Herrmann, dem er 1181 die Würde als Pfalzgraf von Sachsen abtrat, zum Sitz angewiesen, da dieser auch Graf von Tenneberg*) hieß, wie ungefähr 100 Jahre später der junge Landgraf Albrecht, bekannter unter dem Namen Apitz. Der jüngste Sohn des Landgrafen Herrmann, Conrad, hatte sie ebenfalls zu seinem Wohnsitz und hier wurde vielleicht die Anregung zur Heiligsprechung seiner Schwägerin Elisabeth veranlaßt, da der Papst noch mehrere Jahre nach ihrem Tode mit derselben zurückhielt, obgleich sie in dem frommen Wandel der Fürstin begründet war. Landgraf Conrad, ein Mann von Leidenschaftlichkeit, stand in sehr vertrautem Verhältniß zum Abt Eckardt von

*) Tenzel supplem. Histor. Goth. II. pag. 51.

Reinhardtsbrunn, was in der Nähe des Klosters und der Burg Tenneberg seinen Grund haben mochte.

Als der Erzbischof Siegfried von Mainz im Jahre 1232 von der Abtei Geld erpressen wollte, das diese dem Erzstifte laut der Stiftung zu bezahlen nicht schuldig war, so verweigerte Eckardt die auferlegte Steuer, wurde aber zur Rechtfertigung vom Erzbischof nach Erfurt geladen, als dieser daselbst auf dem Petersberg weilte. Im Capitelshause der Chorherren der heiligen Maria wurde der Abt einer dreitägigen Züchtigung durch Ruthenstreiche unterworfen. Am dritten Tage kam Landgraf Conrad zufällig durch Erfurt und in derselben Stunde ging sein Freund am Oberkörper entblößt und Ruthen tragend in das Capitelshaus. Dies erfuhren einige von des Landgrafen Leuten und benachrichtigten ihn sofort davon. Da stürzte er sich wuthentbrannt nach dem Hause, zog den Dolch, faßte den Erzbischof bei den Haaren, um ihn zu durchbohren, wurde aber von den Umstehenden daran verhindert. Dafür aber suchte er sich auf andere Weise an ihm zu rächen. Er zog verheerend in das Gebiet desselben, belagerte die Stadt Fritzlar, zerstörte die Vorstädte und zog dann wieder ab. Als eine Anzahl Weiber von den Mauern den Rückzug der Feinde sah, verhöhnten sie dieselben durch Schreien und Schimpfen und drehten ihnen den Rücken zu, indem sie eine höchst unanständige Geberde machten. Da kehrte voll Entrüstung das Kriegsvolk um und verwüstete die Stadt vollends mit Feuer und Schwert. Conrad führte als Gefangene den Bischof von Worms und den Probst Günther von Fritzlar, den Probst Heinrich von Heiligenstadt, mehrere Stiftsherren und fast 200 Kriegsleute mit sich fort. Viele Menschen waren dabei verbrannt, andere erschlagen und der Ritter Friedrich von Treffurt*) mit seinen Leuten schändete mit räuberischer Hand Kirchen und Altäre**).

Aber die Reue über diese Frevel blieb beim Landgrafen nicht aus. Eines Tages saß er auf Tenneberg mit seinen Rittern Hartmann von Feldrungen und Dietrich von Grundingen und einigen von den Seinen im Gespräch, da kam eine Dirne zu ihm und bat um ein Almosen. Conrad ermahnte sie mit ernsten Worten, einen besseren Lebenswandel zu führen und gestattete ihr, als sie dies gelobte, an gewissen Tagen zu ihm kommen zu dürfen, um eine Unterstützung zu erhalten. Die Nacht nach diesem Ereigniß konnte er vor Unruhe darüber nicht schlafen, als er sein eigenes sündiges Leben überschaute und es mit dem der Dirne verglich, die doch nur aus Armuth sich der Sünde ergeben hatte. Am andern Morgen theilte er den beiden Rittern mit, wie ihn die Reue gepackt habe, und auch sie stellten ähnliche Betrachtungen an. Sie gelobten zusammen Buße zu thun und wallfahrteten mit bloßen Füßen und halb nackt zur Capelle des heiligen Nicolaus in Gladbach (unweit Marburg), damit ihnen Gott einen Rath gebe, was sie in dieser Lage thun sollten. Als Conrad seine Sünden bekannt hatte, gab ihm der Geist von oben ein, daß er zum Herrn selbst (dem Papst) gehen solle, und dieser legte ihm auf, in den deutschen Orden zu treten. Auf der Rückkehr entsagte der Landgraf seiner Verlobten, der Tochter des Herzogs von Oestreich; um seinen frommen Vorsatz auszuführen, theilte er ihn seinen Vögten mit und ersuchte sie, ebenfalls zum Dienste Gottes in den Orden zu gehen. Sie gehorchten. Während dies geschah, raubte einer seiner Ritter in dem Tenneberger Gebiet und indem er von dem Streifzug zurückkehrte, kam ihm eiligst ein Diener mit der Nachricht entgegen, daß seine Gemahlin über der Niederkunft sammt dem Kinde gestorben sei. Da erwägte der Ritter, daß dies eine Strafe dafür sei, daß er seinen Herrn, den Landgrafen Conrad, vom Eintritt in den deutschen Orden hatte zurückhalten wollen. Er stattete also den gemachten Raub den Eigenthümern zurück und begab sich zu seinem Herrn auf Gnade oder Ungnade. Da fuhr ihn dieser an: „Wie wagst Du es, vor mir zu erscheinen?" — „Im Vertrauen auf Eure Nachsicht, da ich den Entschluß gefaßt habe, wie Ihr in den deutschen Orden zu treten". — Darüber war der Landgraf hoch erfreut und begab sich mit ihm und den beiden Rittern des Tennebergs, Hartmann und Dietrich und vielen Edlen zu den Brüdern des deutschen Ordens in Marburg, wo sie eingekleidet wurden*).

Beim Papst Gregor IX. erlangte er zunächst die Lossprechung vom Banne wegen der Einäscherung von Fritzlar und die Verleihung des Ringes, eine bischöfliche Auszeichnung für seinen Freund Eckardt zu Reinhardtsbrunn (1231). Im folgenden Jahre 1232 trat er in den deutschen Orden und nun betrieb er 1233 die Heiligsprechung seiner Schwägerin Elisabeth, für deren Schutz er in ihrer Bedrängniß durch seinen Bruder Heinrich Raspe nichts gethan hatte, auf's Eifrigste; sie erfolgte das Jahr darauf. 1236 wurde Conrad nach dem Tode Herrmanns von Salza Großmeister des Ordens und stand auf der Seite der päpstlichen Partei im Reiche.

Nach seines Bruders Heinrich Raspe's Tod (1247) entstanden um die Erbfolge in Thüringen bekanntlich die bittersten Kämpfe und den herrenlosen Zustand vor Markgraf Heinrich des Erlauchten kräftigem Einschreiten benutzte der Adel zu seinen selbstsüchtigen Zwecken durch Anlegung von Raubnestern und Streifereien, so daß die Vögte der Burgen in der Beschützung der Leute, die innerhalb ihres Bezirkes wohnten, häufig machtlos waren. So bemächtigten sich zwei Ritter in dem Bezirk von Tenneberg, in dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Hörselgau wohnhaft, Ludwig von Hörselgau und Johannes Atze (Asce) des Tenneberger Schloßvogtes und führten ihn gefangen hinweg, um alles Vieh bis in die Gegend von Eisenach rauben zu können.

Als nach beendigtem Erbfolgestreit Landgraf Albrecht der Entartete, gewöhnlich Unartige genannt, zur Regierung gelangt war, befand sich als Burgvogt hier Heinrich von Arnstadt. Ein Beispiel von dem verschwenderischen Sinn des Landgrafen, der aus irgend welcher Geldverlegenheit Weißensee an den Landgrafen von Hessen verpfändet hatte, giebt uns folgender Charakterzug. Als er eines Tages im Jahre 1273 nach Reinhardtsbrunn 100 Pferde gesendet hatte, schlief er in der Nacht des heiligen Lucas auf Tenneberg. Da wurde er plötzlich geweckt, weil ein Eilbote meldete, daß der hessische Vogt zu Weißensee, Willekind, die Pferde geraubt habe. Erzürnt fuhr er auf, daß man ihn — wegen einer solchen Kleinigkeit im Schlafe störe.

Im Jahre 1289 versetzte er die Advocatie (Gerichtshalterei) daselbst an den Ritter Heinrich von Mila auf ein Jahr für 20 Mark Silber; der Abt Marquard von Reinhardtsbrunn, besorgt, es möchte ihm durch diese Nachbarschaft Gefahr drohen, überbot diesen, erhielt die Vogteigerechtigkeit für 30 Mark und setzte seinen Jäger, Friedrich Gyz, als Vogt auf Tenneberg. In den Streitigkeiten mit seinen Söhnen Heinrich, Friedrich (dem Gebissenen) und Dietrich (Dietzmann) gab der Landgraf seinem mit Kunigunde von Eisenberg erzeugten Sohne Albrecht, gewöhnlich Apitz genannt, die Burgen Tenneberg, Brandenberg, Breitenbach, Witecke und Brandenfels mit den Einkünften derselben als sein Eigenthum und Apitz wählte Tenneberg zu seinem Sitz, schrieb sich Albrecht der Jüngere von Gottesgnaden, auch Graf von Tenneberg**), und hatte seinen Hofstaat. Unter diesem waren besonders Ludwig von Hörselgau, Hullmann von Hahn und Friedrich Gyze, den wir jetzt mit der Ritterwürde bekleidet finden.

*) Die Herren von Treffurt zeichneten sich im Mittelalter als gute Schnapphähne aus.

**) Annal. Reinhardtsbr. 213 u. 214.

*) Tenzel Supplem. II. Histor. Goth. pag. 575.

**) Avemann, Kirchbergische Chronik III. 183.

Apitz trieb als junger Wüstling hier mancherlei Unfug und brandmarkte gleich in der ersten Zeit (1291) seinen fürstlichen Namen, indem er, durch schlechte Rathgeber verleitet, den Raubritter spielte. Daß er schlecht berathen war, sehen wir aus dem Namen Ludwig von Hörselgau, von dem wir eben hörten, daß er Räubereien getrieben. Der Prinz unternahm nämlich in dem Klostergebiete von Reinhardtsbrunn, besonders in den Dörfern Friedrichsrode und Ernstrode, eine Streiferei, um das Vieh zu rauben, doch die Unternehmung fiel ziemlich unglücklich aus. Die Reinhardtsbrunner, sowohl Mönche als Laienbrüder, Gesinde und Bauern der Dörfer nahmen den Räubern das Vieh weg und der junge Landgraf kam dabei fast um's Leben, indem ihn ein Laienbruder mit einer Heugabel erstechen wollte. Nur die Fürbitte eines anderen Laienbruders rettete ihn aus der Gefahr. Er begab sich darauf zu seinem Vater auf Wartburg, um ihm die erfahrene Kränkung mit Thränen zu klagen. Hierdurch gerührt, befahl der zärtliche Vater seinem Vogt von Gotha, Heinrich von Mila, daß er alles Bewegliche in und um Reinhardtsbrunn wegnehmen und das Gebiet des Klosters verwüsten solle, damit seinem lieben Sohne für die erlittene Lebensgefahr Genugthuung würde.

Der Vogt versprach, sofort den Befehl zu vollziehen, schickte aber heimlich Boten dahin, weil er einen Sohn im Kloster hatte, und benachrichtigte den Abt von dem ihm gewordenen Auftrag, mit dem Bedeuten, soviel als möglich fortzuschaffen. Hierauf kam er selbst zur Vollstreckung des Befehls, fand aber nichts vor und klagte dies dem Landgrafen auf Wartburg. Dieser schickte ihn nun mit 20 Reisigen nach Tenneberg und Waltershausen, um mit den Reinhardtsbrunnern handgemein zu werden. Nachdem sich Heinrich von Wila mit seinen Leuten 14 Tage daselbst aufgehalten, aber nichts ausgeführt hatte, kehrte er zum Landgrafen zurück und schloß zwischen ihm und dem Abt einen Vergleich ab, nach welchem dieser jenem 3½ Mark Silber zur Buße zahlen sollte, worauf Alles abgemacht war.

Es war jener Raubzug um so unedler, da Reinhardtsbrunn, als unter der Schirmvogtei der Landgrafen stehend, unter dem besonderen Schutze Tennebergs und seines Herrn, Apitz, stand. Der junge Landgraf zeigte sich übrigens später liebreicher gegen das Kloster, denn er befreite es (4. December 1295) von einer Steuer von 8 Mark Silber für die genannte Schutzvogtei; freilich hatte ihn der Abt durch ein Geschenk von 25 Mark für den Steuerverlust zu gewinnen gewußt. Apitz sagt in der Urkunde mit etwas heuchlerischem Anstrich: „Wir Albrecht der Jüngere, Landgraf von Thüringen, Sohn des Landgrafen Albrecht, in die Fußtapfen unserer erlauchten Ahnen, welche Reinhardtsbrunn stets begünstigten, zu treten uns bemühend, haben von dem Abt und den Brüdern, die uns immer sehr ergeben gewesen, 25 Mark zum freiwilligen Geschenk erhalten." — Er fuhr übrigens mit seiner Freigebigkeit fort und schenkte das Jahr darauf dem Kloster einen Hof in Waltershausen. In der Urkunde darüber erwähnt er auch seiner Gemahlin, jedoch ohne ihren Namen zu nennen. Von ihr ist nichts bekannt, ebensowenig, ob er mit ihr Kinder erzeugt habe; wahrscheinlich war sie seiner Persönlichkeit gleich würdig.

Sein Erbe in der Herrschaft Tenneberg war sein Halbbruder Dietzmann, der den Erlaß des Schutzzolls erneuerte.

Nur ein Jahr erfreute er sich dieser Besitzung, denn er starb 1307 zur Adventszeit, wie bekannt, durch Meuchelmord.

Nach dem Tode Dietzmanns bekam sein Bruder Friedrich der Gebissene Tenneberg wie andere Burgen dadurch, daß er dessen Vögte nach Erfurt zu sich berief und sie durch Geld und Versprechungen dazu vermochte, daß sie ihm seines Bruders feste Plätze überantworteten.

Friedrich vermachte seiner Gemahlin unter andern Plätzen auch Tenneberg zum Wittwensitz, was bei vielen Fürsten nach ihm bis in die neuere Zeit zum Gebrauch wurde. Leider veruneinigte sich ihr Sohn Friedrich II. (der Ernsthafte) über das Witthum, doch wurde von dessen Schwiegervater Kaiser Ludwig dem Baier auf Wartburg der Streit 1333 dahin geschlichtet, daß die Landgräfin-Mutter Tenneberg, Jena und Gotha zum Leibgeding erhielt. Sie hatte auch ihren Amtmann daselbst, Dietrich von Uelleben, „Richter zu Tenneberg".

Von jetzt an kommen auf der Burg eine Zeit lang als Burgmannen die Herren von Laucha und Teutleben vor, welche das Burggut, das auf dem Grund des jetzigen Schlosses stand, eigenthümlich erhalten hatten. Dieses Burggut kaufte Friedrich II. dritter Sohn, Landgraf Balthasar 1391, wahrscheinlich weil die Burg selbst baufällig geworden war, und baute daraus das heutige Schloß Tenneberg in Hufeisenform, welche es noch gegenwärtig hat, trotz der vielen Reparaturen während der fast fünfhundertjährigen Zeit. Der Burgvogt Ludwig von Varnroda siedelte aus der alten in die neue Burg über und Albrecht von Greußen wurde Amtmann. Wir lernen denselben hier in seiner Amtsthätigkeit kennen, und zwar in einem Rechtsgebrauch, der in culturhistorischer Beziehung interessant ist.

Zu den vielen Maßregeln, die im Mittelalter angewendet wurden, um Leute aller Stände zur getreuen Haltung geleisteter Eide — im grellen Widerspruch gegen die Tradition von der alten deutschen Treue — zu zwingen, gehörte für den Adelsstand das sogenannte Einreiten der Ritter, auch Einlager genannt. Derjenige nämlich, der als Geißel oder Bürge eines anderen diente, mußte in gewissen Fällen zur Einhaltung der Bürgschaftspflicht gewöhnlich mit einem Knecht und zwei Pferden in „eine gemeine Herberge einreiten", in der er mit denselben so lange „einlag", bis z. B. die Schuld, für die er sich verbürgt hatte, bezahlt war. Wenn gleich auch der Weg von dem Edelsitz oder der Burg nach dem Gasthofe einer Stadt so kurz war, daß es viel natürlicher gewesen, dahin zu Fuße zu gehen, so mußte dennoch geritten werden, wie z. B. von Tenneberg herab bis an den Fuß des Burgberges nach Waltershausen.

Der Rechtsfall hier war nun folgender: Im Jahre 1394 bestätigte der Landgraf Balthasar, daß sein Burgmann Lutze (Ludwig) von Varnroda das 10 Minuten von Waltershausen gelegene Dorf Ibenhain anderweit an den Rath der genannten Stadt verpfänden durfte, welches Lutze's Mutter, Sophie von Varnroda, einer Familie von Stumrode auf Wiederkauf abgekauft hatte. Bei dieser Verpfändung stellte der Burgmann als Bürgen seinen Bruder Fritz von Varnroda, Heinrich von Laucha und dessen Bruder Otto, Kunemund von Bohlstädt und Andere. Bei den Unterschriften dieser Bürgen fehlte das Siegel des Letzteren in der Verpfändungsurkunde. Dieses gelobte der Amtmann Albrecht von Greußen beizubringen, mit dem Versprechen, daß, wenn dasselbe binnen 14 Nächten nicht an dem Document hing, er in eine gemeine Herberge einreiten würde, wo sie ihn so lange verwahren sollten, bis er das Fehlende beigebracht hätte. —

Eine andere Verpflichtung bei Bürgschaften war folgende: Wenn nämlich von der im Contract bestimmten Anzahl Bürgen einer durch Wegzug in ein anderes Land oder durch Absterben wegfällig geworden war, so waren die übrigen verpflichtet, einen andern unbescholtenen zu stellen, und jeder von ihnen mußte in der Zeit bis zur Beibringung des neuen einreiten und so lange Einlager halten und „nicht eher über die Schwelle gehen", bis die Zahl der Bürgen wieder ergänzt war. Starb einer derselben während des Einlagers, so wurde seine Leiche dem gegebenen Worte gemäß im buchstäblichen Sinne unter der Schwelle weggezogen. Die Zahl der gestellten Bürgen war oft sehr beträchtlich, und daß die Leute als fröhliche Zecher dem Wirthe der Herberge willkommene Gäste waren, läßt sich denken, zumal wenn durch eine größere Anzahl die Gelegenheit zum Zechen um so ver-

führerischer wurde und dann die Summen für die Gastereien, die man Gieselmahle (von den gestellten Geißeln) nannte, unter der Kreide zu anständigen Posten heranwuchsen; denn bei wichtigen Pfandschaften kamen sogar 20 Reisige mit ihren Knechten und Pferden zum Einreiten. In dem Pfandbrief eines Kurfürsten von Cöln von 1472 ist sogar von 50 Reisigen die Rede. — Beim Einlager in Schuldsachen wollte man den Schuldner durch den von ihm zu machenden Aufwand zwingen, eher die Zahlung zu leisten; aber gerade dieses sonderbare Mittel führte vom Zwecke ab und in neue Schulden, woran die Nachkommen mancher Ritter noch zu bußen haben. Luther, dem diese Unsitte ein Dorn im Auge war, eiferte mit strenger Rüge dagegen und führt einen Fall an. „Was soll dieß schändliche Schinden, Rauben und Placken in öffentlicher Herberge, wo der Adel sich verderbet und verschlinget? Es haben jetzt viel Edelleut auf M. List um 20 Gulden Willen 300 Gulden verprasset; wäre es nicht besser, jeder hätte 5 Gulden erleget und den armen List gelöset? Will uns der Türke nicht fressen, die Pestilenz nicht aufreiben, der Kaiser nicht dämpfen, verzehren wir uns selbst durch Geiz und Wucher. Gott erbarme es, oder wo das nicht hilft, schlage der jüngste Tag drein! Amen.“ — Der Reichstagsabschied von 1577 verbot endlich den Gebrauch des Einreitens.

Landgraf Balthasar hatte schon 1374 Tenneberg mit Waltershausen sowie Gotha seiner ersten Gemahlin Margarethe bald nach seiner Vermählung als Leibgeding ausgesetzt und als er seinen 1385 gebornen Sohn Friedrich IV. in seinem 7. Jahre (1392) mit des Landgrafen Herrmann von Hessen Tochter, Margarethe, verlobte, so setzte er ihr ein Leibgeding, 24,000 Gulden werth, an Tenneberg und Waltershausen aus, jedoch verweigerte der Papst wegen der Verwandtschaft der Verlobten im dritten Grade die Dispensation. Als später sich Landgraf Friedrich IV. (1407) mit der Tochter des Grafen Günther XXIX. von Schwarzburg, Anna, vermählte, so setzte er ihr Tenneberg, Waltershausen und Kevernberg nebst einem Theil von den jährlichen Stadtrenten zu Sangerhausen zum Leibgeding aus, und im Jahre 1409 ließ er Conrad von Utterod, der in sein Gebiet verheerend eingefallen war, auf Tenneberg Urfehde schwören. Von dem Erben Friedrich IV. († 1440), dem Herzog Wilhelm von Sachsen, der in der Theilung mit seinem Bruder die thüringischen und fränkischen Besitzungen erhielt, wurde Tenneberg ebenfalls zum Witthum seiner Gemahlin Anna bestimmt (20. Juni 1446), aber 1477 auf 15 Jahre an den Grafen Ernst von Gleichen für 2800 Gulden verpfändet. Das Tenneberger Burggut lag jetzt am Fuße des Burgberges und hieß — wie heute noch — die Kemnate. Ein solches Gut mit den dazu gehörigen Grundstücken diente als Besoldungsstück der Burgmannen einer Burg statt baaren Geldes und unter Herzog Wilhelm finden wir auf demselben Lips von Barnroda. Als nach des Herzogs Tode (1482) sein Neffe, der Kurfürst Ernst von Sachsen, Thüringen als Erbe erhalten hatte, so schenkte er das zu der Kemnate gehörige „Herrenland“, 7 Hufen, 1484 den Bürgern von Waltershausen zur Hebung ihres Wohlstandes. Nach seinem Tode 1485 folgten seine Söhne Friedrich der Weise und Johann der Beständige. Eines Amtmannes auf Tenneberg aus dieser Zeit, Namens Urbanus Schlorf, müssen wir deshalb rühmlich gedenken, weil er eine thüringische Chronik schrieb, die unter die besseren dieser Art gehört. Sie ist im Manuscript auf dem Schloß Friedenstein zu Gotha verwahrt und bis jetzt noch nicht in Druck gekommen.



Schloß Tenneberg.

(Schluß folgt.)

Der Kiffhäuser.

Unter den zahlreichen Stätten Deutschlands, an denen aus alter Zeit die Erinnerung großer Thaten haftet oder bedeutender Menschen, oder wo großartige Sagen ihre Wurzeln haben, nimmt der Kiffhäuser eine hervorragende Stelle ein. — Der teutoburger Wald erinnert an eine der ersten Großthaten unsers Volkes und seines Führers; der Dom zu Aachen redet laut von seinem gewaltigen Erbauer, dessen Gebeine er umschließt; auf den Schlachtfeldern Heinrich I. und Otto I., hauptsächlich bei Merseburg und auf dem Lechfelde, retteten diese Helden, sowie auf dem Schlachtfelde bei Liegnitz ein anderer Heinrich, deutsche Gesittung gegen barbarische Horden aus dem Osten; auf dem Walserfelde wird die letzte große Schlacht für Deutschlands Wiedervereinigung geschlagen werden; im Hörselberge lebt der Tannhäuser bei Frau Venus, wo vor dem Eingange warnend der treue Eckard Wache hält; im Kiffhäuser aber schläft Kaiser Friedrich den langen, langen Schlaf, geduldig auf die Auferstehung Deutschlands wartend.

Zwischen der Stadt Frankenhausen, wo im 16. Jahrhundert das Bauernheer seine letzte Niederlage fand, und dem Städtchen Kelbra an der Helme, hebt sich ein mit Laubwald bedecktes Gebirge empor, das nahe bei letzterem Ort die Ruinen der Rothenburg trägt. Hier fällt das Gebirge steil ab in die gesegnete goldene Aue, und dieselbe stets scharf begrenzend, steigt sein Kamm südöstlich etwa 1/4 Meile weit allmälig höher, wo endlich dicht bei dem an seinem Fuße liegenden großen Dorfe Tilleda der Bergzug seinen höchsten Gipfel, etwa 1500 Fuß über dem Meere, erreicht und hier mit den Trümmern der Burg Kiffhausen gekrönt ist.



Der Kiffhäuser.

Die Sage läßt den alten Barbarossa bei seinen Lebzeiten hier wohnen, und, seit er die Oberwelt verlassen, in den unterirdischen Kammern des Berges schlafen. Er sitzt an einem Tisch, durch dessen Steinplatte sein Bart bereits hindurch gewachsen ist; um den Berg fliegt seitdem ein unheilverkündendes Rabenheer und ehe sich dieses nicht entfernt, darf Barbarossa nicht wieder herauf zur Oberwelt, wo er einst aufs Neue den Kaiserthron besteigen soll. Der Schläfer erwacht von Zeit zu Zeit aus dem unruhigen Schlummer und fragt dann seinen Zwerg, ob die Raben noch fliegen. Der schaut hinaus und bringt die schlimme Kunde: „Die Raben fliegen noch!" — Und Barbarossa versinkt wieder in den langen Schlaf.

Dies die Sage. — Aus der Geschichte ergiebt sich Folgendes:

Der Ort Tilleda wird schon im 8. Jahrhundert genannt, und hier sollen die sächsischen Kaiser ein Schloß gehabt haben, wo im Jahre 974 Otto II. anwesend war und im Jahre 1191 Kaiser Heinrich VI. mit Heinrich dem Löwen zusammen kam. Es wird von Holz gewesen sein, denn Spuren desselben finden sich nirgends mehr. Die Burg Kiffhausen dagegen, die im Jahre 1070 von Heinrich IV. erobert und 50 Jahre später von den Sachsen drei Jahre lang belagert und endlich zerstört, wahrscheinlich aber bald wieder aufgebaut wurde, zeigt noch die ausgedehntesten Trümmer, die aber seit jener Zeit nicht weiter erwähnt werden. Nirgends findet man, daß Kaiser Barbarossa in der Burg gehauset hat. Sie wird in ihren Anfängen schon in der frühesten Zeit bestanden haben und ihre Stätte in der vorchristlichen Zeit wahrscheinlich der Götterverehrung geweiht gewesen sein. Zu diesen Annahmen veranlaßt einestheils die überaus schöne, gesicherte und beherrschende Lage auf steiler Bergspitze, am Saume der lachenden fruchtbaren Ebene und des dichten Forstes zugleich, mit seinen einsamen tief und steil eingeschnittenen Schluchten, anderntheils die befremdende Erscheinung der Raben in der Sage, die an die Raben Wodans erinnern. Dieser wurde hier vielleicht in der Urzeit verehrt. Nach dem Sturz der Götter blieb die Erinnerung noch an dieser Stätte haften und je mehr jene unbestimmt und nebelhaft wurde und je mehr das deutsche Volk, besonders nach dem Ausgang der Hohenstaufen, in Jammer und Noth versank, je eifriger suchte sich die Hoffnung an der nächsten Größe aufzuranken. Barbarossa war der hervorragende Held für diese Hoffnung, die ihn einst wiederkommen und den Thron herrlich aufrichten läßt. Die Raben Wodans sind nun bei ihm und wie sie Jenem aus aller Welt Nachrichten zubrachten, so ist ihr Dasein oder Verschwinden auch für den Kaiser die entscheidende Nachricht, daß seine Zeit gekommen ist.

Die Trümmer liegen an dem Rande des Steinbruchs, der die Steine zu den Bauwerken geliefert hat und wo noch heutiges Tages sehr gute Mühlsteine gebrochen werden. Es ist der rothe ältere Sandstein von conglomeratartigem Ansehen, mit eingesprengten feinen und groben Quarzstücken bis zu Faustgröße. Wie man an den ältesten Gebäudetheilen sieht, ist er sehr wenig der Verwitterung unterworfen und bildet in Verbindung mit dem steinharten Gipsmörtel das festeste Mauerwerk. Die Wände des Steinbruchs sind sehr zerklüftet und manche Spalten, schmale Höhlen bildend, scheinen tief in das Innere des Berges unter den Ruinen hineinzureichen. Diese Bildungen mögen der Sage mannichfachen Vorschub geleistet haben, welche den Kaiser über große Schätze, die in den unterirdischen Hallen aufgehäuft liegen, gebieten läßt.

Die Burgtrümmer, in ihrem Gewirre von Mauern, Gewölben und mit Eichengestrüpp bewachsenen Steinhaufen, lassen kaum noch die Bestimmung und den Zusammenhang

einzelner Baue erkennen. Man findet noch zum Theil die mit Thürmen besetzte Umfassungsmauer, die dicht an dem steilen Bergabhange nach der Ebene zu steht. An der entgegengesetzten Seite führt der geschlängelte Weg von Tilleda aus, mittelst eines im Kreisbogen gewölbten Thores, durch einen Mauerwall in die Burg. Nur die Anlage eines einzigen Gebäudes läßt sich noch vollständig erkennen und läßt in seiner Architectur auf sein Alter schließen. Dies ist die Burgcapelle, die als selbstständiges Gebäude im Hofe liegt. Sie besteht aus einem einfachen Schiff, im Innern 24 Fuß lang und 19 Fuß breit, dem Chorraum, 13 Fuß lang und 14 Fuß breit, und einer halbkreisförmigen Altarnische gegen Osten, deren Umfassungsmauer kaum noch über den Grund emporragt. Die Giebel und Seitenmauern des Schiffs und des Chors sind noch zum Theil erhalten. Die kleinen Fenster im Schiff sind halbkreisförmig geschlossen, wie auch der Gurtbogen zwischen Schiff und Chor; die ganze Architectur zeigt den Styl der Zeit um das Jahr 1200, doch werden einige Abweichungen davon dem 15. Jahrhundert zuzuschreiben sein, die im Jahre 1433 neu geweihet wurde, vorher wahrscheinlich erneuert und verändert worden ist. Seit der Reformation hat man sie verfallen lassen.

Nordwestlich von diesen Ueberbleibseln der Burg und nur durch einen quer über den Bergrücken in den Felsen gehauenen tiefen und breiten Graben von ihnen getrennt, hebt sich eine kegelförmige, steile Bergspitze etwa 100 bis 150 Fuß hoch über den Bergkamm und 20 bis 30 Fuß über den Burgtrümmern empor, welche ehemals auch ummauert war und jetzt nur noch einen viereckigen Thurm trägt. Dieser, 34 Fuß im Geviert, unten mit 9½ Fuß dicken Mauern, die sich oben bis auf 4 Fuß durch die innern Absätze der etwa 10 Fuß hohen Stockwerke verjüngen, ist in allen vier Säulen noch etwa 50 Fuß hoch. Die Nord- und Ostseite aber trägt auf dem hier stattfindenden Absatz noch eine ungefähr 15 Fuß hohe Mauer, die auf den andern Seiten nicht mehr vorhanden ist. Etwa 20 Fuß hoch vom Fuß des Thurmes findet sich an der Ostseite, also gegen die tiefer liegende Burg gekehrt, der Eingang. Nur ein paar kleine Fensteröffnungen und einige Licht- und Luftschlitze findet man am Thurme, dessen Inneres, hoch mit Schutt gefüllt, noch die Spuren einer Treppe in der Mauer und eines Kamins, sonst nur die kahle Mauer zeigt.

Der hierbei abgebildete Thurm besteht in der äußern und innern Fläche ganz aus sehr tüchtig zusammengefügten Quadern, zwischen denen die übrige Masse der Mauer aus rohen Bruchsteinen, in Gipsmörtel eingeworfen, gebildet ist. Jedenfalls hat der vorhin gedachte Graben die Steine geliefert. Der obere Theil des Thurmes über dem Absatze hat ein ganz ähnliches glattes Quadermauerwerk, als das der Capelle, und ist gewiß aus derselben Zeit. Der untere Theil aber, der diesen Thurm zu dem merkwürdigsten Bau der Ruinen macht, besteht aus Kropfquadern, d. h. solchen, deren Außenfläche nur etwa zwei Zoll breit am Rande herum glatt bearbeitet, übrigens aber so roh gelassen ist, wie man sie aus dem Bruch gebracht hat, so daß die Kröpfe zum Theil um sechs Zoll vor dem Rand vorstehen. Eine Bauart, die weder in dem romanischen noch dem gothischen Style liegt und in Deutschland in dieser Zeit als ein Fremdling erscheint, der frühesten Cultur und einem anderen Volke angehörig. Nur in späteren Zeiten des Mittelalters kommt diese Bauart mehr oder minder ausgebildet und aus Italien herstammend hin und wieder in Deutschland vor und wird Rustik oder Bossage genannt. Sie findet sich in manchen der ältesten griechischen und römischen Gebäude angewandt und giebt bei dem in Rede stehenden Thurme Zeugniß von dem höchsten Alter. Er muß im unteren Theile bei der Zerstörung der Burg im 12. Jahrhundert allein übrig geblieben, aber damals schon sehr alt gewesen sein, denn mehrere bedeutende Sprünge in dem Kropfmauerwerk besonders der nördlichen Seite, nach oben sich erweiternd, gehen nur bis zum Absatz und sind hier von dem gedachten glatten Mauerwerk überbaut. Da nun in keinem Theile der Ruinen sonst Kropfmauerwerk gefunden wird, so scheint aus allen diesem hervorzugehen, daß dasselbe einem viel früheren Zeitalter, als der Bau der übrigen Ruinen angehört. Man weiß aber, daß in dem ersten Jahrtausend unsrer Zeitrechnung die Burgen der deutschen und slavischen Völker fast durchgängig aus Holz gebaut wurden, da die Kunst der Steinbearbeitung noch nicht verbreitet war. Und so scheint es, daß unser Thurm bei seiner ausgebildeten Technik einem andern Volke seine Entstehung verdankt und zwar — den Römern. Als diese im Anfang unsrer Zeitrechnung im südlichen und westlichen Deutschland festen Fuß gefaßt und von da aus ihre Heereszüge bis zur Elbe ausdehnten, können sie leicht dies Gebirge berührt und den die ganze Gegend und einen höchst fruchtbaren Landstrich beherrschenden Berg für ihre Zwecke geeignet gefunden und befestigt haben. Die Steine fanden sich am Orte, der Gips ganz in der Nähe und an geübten Händen zu solcher Arbeit fehlte es dem römischen Heere nicht. In späterer Zeit wurde der letzte Rest dieser zum Theil wahrscheinlich aus Holz bestehenden Werke, unser Thurm, mit in die neueren Befestigungen gezogen, und so ist er uns, wenn auch zum Theil sehr zerstört, dennoch als ehrwürdiger Zeuge der frühesten Kunde aus unsrer Geschichte vom Geschicke wohlwollend erhalten.

Ein uralter Thurm auf dem Schlosse zu Eger, 30 Fuß im Geviert, und ein solcher Thurm auf dem Kalsmunt bei Wetzlar, 34 Fuß im Geviert, beides Kropfsteinbauten, werden, obgleich keine schlagenden Gründe dafür zeugen, auch den Römern zugeschrieben und sind dem auf dem Kiffhäuser überaus ähnlich. Eine Thurmruine in Lindau, 35 Fuß im Geviert, und eine in Regensburg, 43 Fuß im Geviert, die beide ebenfalls aus Kropfquadern bestehen und jedenfalls römisch sind, haben genau das Gepräge des Kiffhäuser Thurmes und weisen fast mit Bestimmtheit auf ein gleiches Alter und gleiche Herkunft mit demselben hin. **Stapel.**

Die Königin-Marienhütte zu Cainsdorf bei Zwickau.

Die Königin-Marienhütte zu Cainsdorf, sie steht als ein Centralpunkt sächsischer Industrie, als ein feuriges Meteor sächsischen Fleißes, sächsischer Gründlichkeit und Ausdauer, und als eine weithin gesegnete Hütte und sorgsame Mutter sächsischer Betriebsamkeit, ja als eine alma mater der ganzen Umgegend jetzt vor uns mit ihren Schlotten und Hohöfen, mit all ihren Werken und Maschinen, getrieben durch des Dampfes Kraft — vor uns, im Geiste, als ein gemeinsames Ganze, unzertrennlich, gleich dem menschlichen Körper in seiner Gesammtheit, ein Theil muß dem anderen hülfreich und unterstützend die Hand bieten, arbeiten zum Besten des großen Ganzen, kämpfen in ununterbrochener Dauer mit zweien der gefährlichsten und mächtigsten Elemente, dem Wasser und dem Feuer.

Unser Schiller singt ja so schön von ihm, dem feurigen Elemente, und seine Worte tönen uns hier, in den Räumen dieser großen Hütte doppelt hehr entgegen:

> Wohlthätig ist des Feuers Macht,
> Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.
> Und was er bildet, was er schafft,
> Das dankt er dieser Himmelskraft.

Hier sieht man diese Kraft in ihrer ganzen Größe, aber

fest gekettet an den Willen des Menschen, getreu folgend dem ihr gesteckten Ziele, wenn aus dem geöffneten feurigen Mund die glühend-flüssige Masse hervorbringt, als

gelt' es, Felsen zu verglasen;

sie erstarrt in ihrem Feuer, in ihrer Glut, sie schmiegt sich in die ihr gegebene Form ein und erkaltet,

Denn die Elemente hassen
Das Gebild aus Menschenhand

hier nicht; — zum Besten des großen Ganzen, zum Besten des Einzelnen, ja zum Besten des gesammten Vaterlandes, und das Licht und die Kraft dieses Elementes, die Güte des sächsischen Eisens, das hier erzeugt und verarbeitet wird: dies Alles verbreitet sich nicht blos in der Nähe dieser gewaltigen Hütte, nein, es reicht weithin seine eisernen Arme in ganz Deutschland. Es bezeugen ja auch die Eisenbahnen die Producte der Königin-Marienhütte; viele jener eisernen Stränge, die uns verbinden mit Süd und Nord, mit West und Ost, sie sind hier gesponnen worden am flüssig-feurigen Rocken, von ehernen Walzen gesponnen unter selbst erzeugtem Blitz und Donner, geschmiedet und gegossen durch die gebändigte Gewalt des Feuers, denn dieses Element bearbeitet sich hier selbst zum Vortheil und zur Freude Sachsens, und die Menschenhand tritt nur als Vermittler, als Bildner der feurigen Masse auf.

Und so wollen wir denn näher eingehen auf die Entstehung dieser gesegneten Hütte, nicht als Techniker, was anderen Händen überlassen sein möge, sondern auf den Ursprung, die Gründungsgeschichte dieses für Sachsen so wichtigen Etablissements.

Nachdem schon seit längerer Zeit von Seiten mehrerer intelligenter, für die Hebung der sächsischen Industrie begeisterter Persönlichkeiten der Zwickauer Gegend der Wunsch, ja der innere Beruf rege geworden war, die Coaks- und die Steinkohlen-Industrie auch in Sachsen heimisch zu machen, und nachdem diese Idee besonders bestärkt worden war durch die Auffindung beträchtlicher Eisensteinmittel auf der Grube „Neugeboren Kindlein" zu Stenn, einem Ort, der blos eine Stunde in westlicher Richtung von der jetzigen Marienhütte entfernt liegt, verbanden sich in dem Jahre 1838 die Herren Kammerherr Georg Heinrich Wolf von Arnim auf Planitz, Irfersgrün und Voigtsgrün, Stadtrath Wilhelm Hering und Maschinenbauer David Hering, um zu diesem Zwecke zur Bildung einer Actiengesellschaft aufzufordern. Zu gleicher Zeit traten diese Herren zu dem genannten Behufe besonders wegen Uebernahme der dabei nöthigen merkantilen Geschäfte mit dem Handlungshause Schönberg, Weber und Compagnie in Verbindung und es erschien nun von diesem Consortium unter dem 1. October 1838 ein Prospect, in welchem zur Actienzeichnung für eine „Sächsische Eisen-Compagnie" aufgefordert wurde. In diesem Prospect, an dessen Aufstellung und Bearbeitung sich besonders die Herren Bergrath (gegenwärtig Berghauptmann) Freiherr von Beust, Geh. Referendar von Weissenbach und auch mehrere Professoren der Freiberger Bergacademie betheiligten, ward versprochen, unter alleiniger Anwendung von sächsischem Coaks bei den Hohöfen und von Steinkohlen beim Puddel- und Schweißproceß*), in zwei Hohöfen jährlich wenigstens 60,000 Centner Roheisen zu erzeugen, von dem die eine Hälfte zu Gußwaaren, die andere aber zu Walzeisen verwendet und verarbeitet werden sollte.

Bei einem Grundcapital von 500,000 Thlr., bestehend aus tausend Actien à 500 Thlr., wurde, bei den damaligen Preisen von

2⅔ Thlr. für 1 Centner graues Gießerei-Roheisen,
5½ „ „ 1 „ Gußwaaren,
6—7 Thlr. für 1 Centner Walzeisen von mittleren und
8—9 „ „ 1 „ Walzeisen von kleinen Dimensionen (Feineisen),

nach voller Inbetriebsetzung des Werkes eine Dividende von 12 Procent in Aussicht gestellt. Der Prospect selbst wurde nur privatim ausgegeben und dabei erklärt, daß nach Zeichnung von 300 Stück Actien die Gesellschaft als constituirt anzusehen sei, was durch die starke Theilnahme von Seiten der Gründer selbst auch bereits unter dem 1. Novbr. 1838 geschehen konnte. Man suchte nun bei der hohen Staatsregierung um die Bestätigung dieser Actiengesellschaft nach; bei der Gründlichkeit aber, mit welcher dieses für Sachsens Industrie so wichtige Unternehmen, das voraussichtlich von großer und tief eingreifender Bedeutung sein mußte, von der Regierung nach allen Seiten hin einer sehr genauen und sorgsamen Prüfung unterworfen wurde, konnte es nicht verwundern, daß die nachgesuchte Concession zur Erbauung dieses Hüttenwerkes nicht sogleich erfolgte. Daß die hohe Staatsregierung jedoch dem ganzen Unternehmen freundlich gesinnt war, erhellte daraus, daß sie schon vor der definitiven Bestätigung bereits die Erlaubniß zu Abhaltung einer Generalversammlung sämmtlicher Actionäre ertheilte. Vom oben genannten Gründungscomité der sächsischen Eisen-Compagnie erging deshalb unter dem 6. Juli 1839 die öffentliche Einladung zur ersten Generalversammlung für den 5. August 1839 in Zwickau.

In dieser ersten Generalversammlung wurde zuvörderst der Ausschuß der Gesellschaft aus den Herren Bergrath von Beust, Maschinendirector Brendel, Bergamtsassessor von Herder, Bergmeister Graf von Holzendorf, Amtsrath Leuckart und Zehntner Tittel erwählt und gebildet, von diesen wurden dann die Herren Kammerherr von Arnim auf Planitz ꝛc., Stadtrath W. Hering in Zwickau und Anger auf Eythra als Directoren dieses neu zu begründenden Werkes ernannt. Als Bevollmächtigte wurden die Herren Schönberg, Weber und Compagnie in Leipzig bestätigt, doch wirkte man später mit aller nur möglichen Kraft dahin, Alles zur Administration des Werkes Gehörige nach Zwickau, resp. auf die Hütte selbst zu verlegen, um so Alles in der Nähe zu haben und dadurch die Verwaltung des Ganzen zu vereinfachen. Dies geschah aber leider nicht eher, als bis die Hütte in den alleinigen Besitz und unter die vorzugsweise oberste Leitung des Herrn Kammerherrn von Arnim auf Planitz kam.

Das neu errichtete Werk, die Hütte, die für die sächsische Industrie eine neue Pflanzstätte und für einen weiten Umkreis eine Spenderin von Arbeit und Verdienst werden sollte, erhielt mit allerhöchster Genehmigung den Namen „Königin-Marienhütte".

Bald baute die Gesellschaft auf zehn eigenen Eisensteingruben und war außerdem noch auf zwei anderen derartigen Grubenbauten betheiligt. Wegen des eigenen Bergbaues der Hütte war auch schon der erste Beamtete, in Person des Herrn Factor Richter, mit Anfang des Quartals Trinitatis an- und in Pflicht genommen worden. In dem der ersten Generalversammlung vorgelegten Geschäftsberichte wurden besonders mehrere Bedenken erledigt, die theils in dieser Versammlung, theils in öffentlichen Blättern gegen das ganze Unternehmen laut geworden waren.

Am meisten fürchtete man, für den projectirten Betrieb nicht genug Steinkohlen und dann eben auch nicht genug Eisenstein (jährlich 6000 Fuder für einen Hohofen) erhalten zu können. Es wurde deshalb zur Widerlegung dieser Befürchtung eine Berechnung aufgestellt, aus der sich auf den bis dort bekannten Steinkohlensätzen eine wahrscheinliche Menge von 63,872,800 Karren ergab. — Kurze Zeit darauf erbohrte man jedoch im Felde des erzgebirgischen Steinkohlenbauvereins das erste abbauwürdige Flötz; es war dies ein Ereigniß, was alle bisher für das Emporblühen der

*) Puddelöfen sind Ofen, in denen das im Hohofen erzeugte Roheisen zu Schmiedeeisen umgearbeitet wird, während in den Schweißöfen dieses Schmiedeeisen zur ferneren Verarbeitung wieder erhitzt wird.

Marienhütte gehegten Befürchtungen zu nichte machte und Hoffnungen erweckte, die im Laufe der Zeit durch fernerweite Auffindung abbauwürdiger Flötze in der näheren Umgegend noch sehr weit übertroffen worden sind.

Gegründeter erschien auf den ersten Blick der mögliche Mangel an Eisenstein, doch ging das Gründungscomité und später das Directorium auch nicht mit der Idee um, den Eisensteinbergbau in der alten Weise fort zu betreiben, sondern auch auf den Stand zu bringen, den er der übrigen Industrie angemessen mit der Zeit einnehmen mußte; welche Resultate durch solche Verbesserungen erzielt werden konnten, zeigte bereits damals die später acquirirte Eisensteingrube „Neugeboren Kindlein".

Ein Bedenken im Hüttenbetriebe muß hier noch erwähnt werden, es ist dies der Zweifel, daß es überhaupt möglich sei, mit Zwickauer Coaks Eisen zu erblasen, ein Glaube und eine Befürchtung, die beide lange Zeit in unserem Erzgebirge tief eingewurzelt waren, und ein Vorurtheil, das nicht einmal die Zeit mit ihren Lehren, mit ihren Erfahrungen ganz zu besiegen vermochte, denn kaum sollte man es glauben, daß noch jetzt solche ungegründete Zweifel hier und da ihr Feld behaupten, ein Feld, das vielleicht die Mißgunst und der Neid erst empfänglich machen und bearbeiten. Diesen Zweifeln an der ganzen Ausführbarkeit des Unternehmens überhaupt war es zuzuschreiben, daß schon bei der ersten Generalversammlung eine Denkschrift, wenn auch erfolglos, eingegeben wurde, nach welcher die vier obererzgebirgischen Werke Schönheide, Wildenthal, Neidhardtsthal und Breitenhof angekauft und consolidirt werden sollten, damit dann in zwei großen Hohöfen bei Holzkohlen und etwa versuchsweise bei einem Zusatz von einem Dritttheil Coaks Eisen erblasen würde.

Waren auch die verschiedenen Hindernisse und Anfeindungen, welche die neue Hütte zu erfahren hatte, groß, so ging doch das Directorium auf dem einmal betretenen Wege muthig weiter, acquirirte Eisensteingruben, trat in Unterhandlung mit dem schweizer Ingenieur Sulzberger wegen Uebernahme des Baues und der ersten Inbetriebsetzung des Werkes, welche Unterhandlungen den 15. November 1839 zum Abschluß kamen, erwirkte die Concession, die ebenfalls im November desselben Jahres erfolgte, unterhandelte wegen des Bauplatzes in dem nahen Dorfe Wilkau und betrieb besonders den eigenen Bergbau in solcher Stärke, daß man im Januar 1840 mit Eisenstein zum Betriebe eines Hohofens auf ein Jahr versorgt war. Die Anzahl der eigenen Eisensteingruben betrug damals 18, auf denen 118 Bergleute angelegt waren.

Am 21. April 1840, Dienstag in der vierten Woche des Quartals Trinitatis, endlich wurde der erste Spatenstich zur Hütte gethan, aber nicht, wie im Anfange beabsichtigt worden war, in dem Dorfe Wilkau auf den Brunnerschen Grundstücken, sondern auf dem zum Rittergute Planitz gehörigen Mühlenfelde zu Nieder-Cainsdorf. Diese Abänderung des ursprünglichen Bauplanes fand auf Veranlassung des Herrn Oberingenieur Sulzberger statt, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens, daß die Wasserkraft, ein Mühlgraben der nahen Mulde, mit welcher das Walzwerk betrieben werden sollte, hier auf dem neu erwählten Platze ganz dieselbe war (die Gebläsemaschinen der Hohöfen sollten mit Dampf getrieben werden); zweitens, daß das Terrain sich zur Anlage von Hohöfen besser eignete, indem alle Gichtaufzüge*) unnöthig wurden; drittens, daß dieser Platz weit näher an den Kohlenfeldern gelegen war, die Kohlen also mit geringeren Kosten herbeigeschafft werden konnten, ein Umstand, der bei einer Entfernung von einer halben Stunde und bei den Massen der voraussichtlichen Consumtion an Steinkohlen für den Betrieb des ganzen Werkes allerdings von großer Bedeutung sein mußte; viertens, daß der neue Platz mit Mühle und Gasthof gegen einen jährlich zu entrichtenden Erbzins von der Rittergutsherrschaft zu acquiriren war, wobei der Gesellschaft gegen den Wilkauer Platz ein Capital von 70,000 Thalern zur Verfügung blieb; fünftens, daß die Gesellschaft es nur hier mit einem Grundbesitzer zu thun hatte, der bei dem ganzen Unternehmen selbst sehr stark betheiligt war und sechstens, daß Neubauten von Straßen und Brücken unterbleiben konnten.

*) Gichtaufzüge sind Maschinen zum Fördern der Schmelzmassen nach dem höchsten Theile des Hohofens, die „Gicht" genannt.

Zu Ende des Jahres 1840, wo noch derselbe Ausschuß, sowie dasselbe Directorium der Gesellschaft vorstand, war bereits die Maschinenbauwerkstatt mit Wasserrad und eine provisorische Gießerei fertig; beide Baulichkeiten hatten die Herren Ingenieure Dorning und Johnson inne, welche den Bau auf dem Hüttenplatz übernommen hatten. Außerdem waren die Erdarbeiten bewältigt; die 240 Ellen lange und 25 Ellen hohe Terrassenmauer hinter den jetzigen alten Hohöfen vollendet; der erste Hohofen war im Rauchgemäuer 14 Ellen über die Hüttensohle heraus und bei dem zweiten war man mit den Fundamentbauten beschäftigt. Hatte man auch bestimmt, vor der Hand nur einen Hohofen aufzuführen und in Betrieb zu setzen, so legte man doch, der billigeren und bequemeren Arbeit halber, sogleich den Grund mit zu dem zweiten Hohofen.

Am 10. December 1840 wurde die von Faber du Faur in Wasseralfingen gemachte Erfindung: die Hohofengase zum Puddel- und Schweißproceß zu verwenden, angekauft, hierbei wurde, außer den Ersparnissen an Brennmaterial, noch ein höchst günstiges Abbrandverhältniß vom Roheisen bis zur fertigen Waare in Aussicht gestellt. Diese Erfindung hatte aber, wie überall, kein Glück und keine Zukunft, so auch auf der Marienhütte, besonders da hier noch ein Hohofenbetrieb mit vielen Unterbrechungen in den ersten Jahren stattfand. Die vielen Versuche aber, welche nach dieser Seite hin auf der Hütte angestellt wurden, erforderten nicht allein viel Zeit, sondern auch viel Geld.

Den 31. Mai 1842 wurde der erste Hohofen, der Arnimofen, zum ersten Male angeblasen, doch hatte er anfänglich nur immer Campagnen*) von sehr kurzer Dauer; so ging die erste nur bis zum 11. Juli. Fast schien es, als sollten die Recht behalten, welche bezweifelten, daß mit Zwickauer Coaks gutes, brauchbares Eisen, und zwar mit Vortheil, verschmolzen werden könne.

Unter dem 22. December 1842 erfolgte nun endlich die Bestätigung der Statuten von Seiten der hohen Staatsregierung. In einer am 22. Mai stattgefundenen Generalversammlung änderte sich der Ausschuß und dann auch das Directorium, in welchem Herr Dr. Peschke in Leipzig Vorsitzender wurde.

Da trotz vieler Bemühungen es nur gelungen war, 686 Stück Actien, statt 1000 Stück, unterzubringen, die Grubenbaue ganz bedeutende Summen Geldes gekostet hatten und die ersten Campagnen beim Hohofenbetrieb durchaus nicht rentabel waren, verlor die sächsische Eisen-Compagnie den Muth, besonders da die Gelder knapp wurden. Das Directorium trat in Folge dessen mit den Herren Gebrüder von Arnim wegen Uebernahme des ganzen Werks in Unterhandlungen, welche endlich soweit gediehen, daß die genannten Herren, die zudem die Hauptactionäre waren, die Hütte pachtweise vom Monat Januar 1844 an übernahmen und zugleich die Verpflichtung eingingen, das Werk gegen Bezahlung in Actien weiter zu bauen. In einer Generalver-

*) Campagnen oder Hüttenreisen sind die Zeitperioden, in welchen ein Hohofen in einem ununterbrochenen Betrieb sich befindet, ohne daß er einer inneren Reparatur bedarf, die ein Ausgehenlassen des Feuers bedingt.

sammlung vom 18. Juni 1844 erhielt dieser Pachtvertrag die erforderliche Bestätigung.

Jetzt erst, nachdem die Leitung der Königin-Marienhütte in den Händen des Herrn Kammerherrn von Arnim auf Planitz rc. allein lag, hatte das Unternehmen die nöthige Lebensfähigkeit erhalten. Den ersten und besten Beweis dafür lieferte die am 26. August 1844 begonnene fünfte Campagne des Arnimofens, sie währte 96 Wochen, und hiermit war nicht allein der glänzende Beweis geliefert, daß mit Zwickauer Coaks doch gutes Eisen, und zwar in längeren Hüttenreisen gewonnen werden könne, sondern die Marienhütte hatte sich dadurch auch die von der hohen Staatsregierung ausgesetzte Prämie von 1000 Thalern für den Hohofen erworben, der ein Jahr ununterbrochen auf gutes, brauchbares, graues Eisen bei Anwendung von Coaks allein im Betrieb gewesen war.

Zur Erlangung eines so überaus günstigen Resultats trug besonders der bessere Coaks bei, den man nach vielseitigen Bemühungen und Versuchen nun auch hier aus klaren Kohlen mittelst Aufbereitung in den noch jetzt im Zwickauer Kohlenrevier gebräuchlichen Coaksöfen gewann. Dieses sehr wichtige Ergebniß in dieser Hinsicht ist besonders dem rastlosen Streben des jetzigen Generalbevollmächtigten der von Arnimschen Berg- und Hüttenverwaltung, Herrn Oberhüttenmeister A. Schildbach und dem Herrn Ingenieur David Hering in Zwickau zu danken; es wurde ja dadurch nicht allein der zum Hütten- und Eisenbahnbetrieb so nöthige Coaks erzeugt, sondern es fand dadurch auch zugleich eine Verwerthung der bisher nutzlosen klaren Kohlen statt, durch welche dem gesammten Kohlenbergbau der Zwickauer Gegend noch große Summen erhalten und zugeführt wurden. Auf der Marienhütte wurde durch diese Neuerung ein sehr verbesserter Betrieb der Hohöfen hergestellt, dessen specielle Leitung, eben von der fünften Campagne an, dem jetzigen Hüttenmeister, Herrn Rühle von Lilienstern, übertragen worden war.

Als Concurrent trat in dieser Hinsicht die Friedrich-Augusthütte im Plauenschen Grunde bei Dresden auf. Nachdem man nun die Ueberzeugung allseitig gewonnen hatte, daß den Herren Gebrüder von Arnim an dem gedeihlichen Aufschwunge der Marienhütte besonders viel gelegen war, stellte man denselben fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Besonders war dies der Fall bei dem Baue eines Walzwerkes. Hier hatten die Herren von Arnim sehr bald eingesehen, daß es viel zweckmäßiger sei, die verschiedenen Walzen und überhaupt alles gangbare Zeug mittelst Dampf, statt, wie nach dem Sulzbergerschen Plane projectirt war, mit Wasser zu betreiben, besonders da diese Dampfkessel zu ihrer Heizung keine besonderen Kohlen bedurften, sondern von den abgehenden Gasen der Schweiß- und Puddelöfen geheizt werden konnten. Die Pläne zu diesen Verbesserungsbauten wurden von dem Ingenieur Herrenkohl entworfen, doch mußte zur Ausführung derselben die Genehmigung des Directoriums der sächsischen Eisen-Compagnie erfolgen und dies geschah in einer Generalversammlung vom 22. November 1847 mit der Bedingung: „daß bei Uebernahme des Werkes von Seiten der Compagnie nach Ablauf der Pachtzeit, im Fall dieselbe das nach den Plänen von Herrenkohl gebaute Walzwerk nicht für gut befinden wolle, die Herren Gebrüder von Arnim verbunden seien, solches ganz nach dem Sulzbergerschen System wieder herzustellen.“ Hierbei ist zu bemerken, daß die Pachtzeit nur fünf Jahre betrug, also mit dem Ende des Jahres 1849 aufhörte, daher eine Bedingung, welche den ganzen Muth und das volle Vertrauen der Herren von Arnim zu den neuen Plänen in Anspruch nahm, wenn diese Herren sich dem umfangreichen und kostspieligen Baue und allen damit verbundenen, so bedeutenden Risiko's unterziehen wollten.

Dieser Muth, dieses Vertrauen, das die Herren zu ihrer Schöpfung hatten, der Geist, der sie beseelte, zu wirken für das allgemeine Beste, damit zugleich der Segen aus der großen, so Vielen Nahrung und Unterhalt spendenden Hütte sich fort und fort hin verbreite in jene dürftigern Hütten, wo der fleißige Arbeiter nach des Tages Last und Mühe Erholung und Ruhe sucht, dies Alles ließ ihnen den Bau mit einer solchen Energie betreiben, daß bereits im Monat Mai 1848 der Betrieb des Walzwerkes beginnen konnte. Wie practisch diese neuen Anlagen waren, ergab sich daraus, daß noch in diesem Jahre 20,000 Centner Eisenbahnschienen an die sächsisch-bayerische Staatseisenbahn mit nur zwölf Puddel- und Schweißöfen geliefert werden konnten.

Der Hohofenbetrieb war während dieser Zeit auch in erfreulicher Weise fortgeschritten und man hatte am 25. October 1846 bereits den zweiten Hohofen, den Isoldaofen, in Betrieb setzen können. Bei diesem neuen Hohofen hatte man die Freude, die erste Campagne bis auf 91 Wochen auszudehnen. Der Pachtcontract, der mit Ende des Jahres 1849 ablief, wurde schließlich noch um anderthalb Jahr verlängert, so daß Anfang Juli 1851 das ganze Werk von der sächsischen Eisen-Compagnie übernommen und betrieben werden sollte, doch kam es vorher noch mit den Herren Gebrüder von Arnim zu einem Vertrag, nach welchem diese Herren die Marienhütte mit Activis und Passivis übernahmen. Sie führten nun das Werk unter der Firma „von Arnimsche Berg- und Hüttenverwaltung“ fort. Nach obigem Vertrage war es den Actionären freigestellt und gestattet, entweder als stille Theilhaber einer zu diesem Zwecke zu bildenden Societät beizutreten oder 55 Procent des Baarwerthes der Actien anzunehmen. — Die stillen Theilhaber haben Theil am Gewinn und Verlust und werden vertreten durch einen Bevollmächtigten, der stets auf fünf Jahre gewählt ist. Dieser Bevollmächtigte hat nicht allein das Recht, sich die Geschäftsbücher vorlegen zu lassen, sondern auch das Recht der Mitabstimmung bei Feststellung der jährlichen Dividende, bei neuen Erwerbungen und Veräußerungen von Grundeigenthum, bei Ausdehnung der Werksanlagen und bei Einrichtung neuer und Aufgabe alter Betriebsbranchen.

Ein harter Schlag und ein unersetzlicher Verlust traf die Königin-Marienhütte durch den am 9. October 1855 erfolgten, viel zu frühen Tod des Herrn Kammerherrn Georg Heinrich Wolf von Arnim auf Planitz rc., der sich noch in seinen letzten Lebensstunden eifrig mit dem Wohle und der Zukunft des ganzen Werkes beschäftigte. Er bestimmte noch vor seinem schnellen Hingang in die Hütten des ewigen Friedens, daß zwei neue große Hohöfen gebaut werden sollten, um den Ankauf von fremdem Roheisen sowohl für das Walzwerk als für die Gießerei künftig nicht mehr nöthig zu haben. Georg Heinrich Wolf von Arnim, der Herr, der um die Marienhütte sowie um Alle, die in geistiger und körperlicher Beziehung diesen ausgedehnten Werken ihre Kräfte widmeten, so große Verdienste hatte, Er, der unablässig sorgte für das Wohl und das Gedeihen des großen Ganzen, Er, der ein weithin leuchtender Glanzpunkt war unter Sachsens, ja Deutschlands hervorragenden Männern der Industrie, Er war nicht mehr! Doch ein ehernes Denkmal hat Er sich in seinen Werken gestiftet und aufgerichtet bei der dankbaren Nachwelt. Seine irdische Hülle schlummert auf dem Friedhofe zu Planitz. Herrn von Arnims Grabmal sollte, gleich dem Herders, den Nachruf in goldenen Lettern tragen:

Hier ruht der Hütte treuester Freund!

Die Marienhütte ging in Folge dieses schmerzlichen Todesfalles auf die Erben des Herrn Kammerherrn von Arnim, auf dessen hinterlassene Gemahlin, Frau Isolda von Arnim, geborene Gräfin zur Lippe, und auf deren noch minorenne

Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, über, für welche letztere dann Herr Henning von Arnim auf Crossen, zugleich ein Mitbesitzer der Hütte, als Vormund ernannt wurde. Durch die eifrige Fürsorge Herrn Henning von Arnims für die Schöpfung seines Bruders und, zugleich mit der hinterlassenen Frau Witwe desselben, beseelt für das fernerweite gedeihliche Fortschreiten dieses großen Hüttenwerks, begann nach den letzten sorgenden Bestimmungen des Heimgegangenen auch bereits im Frühjahr 1856 der Bau zweier neuen Hohöfen, von denen der erste im October 1858 und der zweite im Frühjahre 1859 angeblasen und in Betrieb genommen wurde. Diese Oefen stehen augenblicklich noch in ihrer ersten Campagne mit gutem Betrieb. —

Daß der Ertrag eines so umfassenden Werkes, wie die Königin-Marienhütte ist, nach den verschiedenen Conjuncturen auch ein sehr verschiedener sein mußte, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung. Die Fortschritte in der Ausdehnung des Werkes und die große Bedeutung desselben für die sächsische Eisenerzeugung, Verarbeitung und Verwendung ergeben sich am Besten aus nachstehenden kurzen statistischen Notizen, die einen flüchtigen Einblick gestatten in die ehernen Massen, welche mit enormen Hülfsmitteln, Maschinen und Werkzeugen hier zu Tage gefördert und verarbeitet werden. Einzeln auf alles dieses hier einzugehen und ein Detail des großen Ganzen zu geben, das würde den Zweck und den Raum dieser Blätter weit überschreiten, es fällt auch dasselbe, wie schon erwähnt, der Technik anheim. Aus diesem Grunde folgen daher blos nachstehende summarische Angaben. Auf der Königin-Marienhütte sind jetzt im Betrieb 1) vier Hohöfen, davon der eine auf Gießerei-Roheisen, die anderen auf Roheisen zum Puddelproceß; 2) die Gießerei, theilweise direct aus dem Hohofen; 3) die Maschinenbauwerkstatt; 4) das Walzwerk mit 44 Oefen, 2 Walzensträngen mit 9 Walzenpaaren und 3 Dampfhämmern; 5) die Coakserei; 6) die Ziegelei, hauptsächlich für die nöthigen Chamottsteine; 7) die Emaillirhütte; 8) 12 Dampfmaschinen mit zusammen 550 Pferdekräften, die größte Dampfmaschine befindet sich beim Arnim- und bei dem Isolda-Hohofen; sie allein hat 100 Pferdekraft; eine andere Dampfmaschine, die 13., von 20 Pferdekraft, wird in der nächsten Zeit noch aufgestellt werden; außerdem befindet sich bei der Maschinenbauwerkstatt noch ein Wasserrad von 20 Pferdekraft. — Es wurden unter Anderem erzeugt in den Jahren

	Roheisen		Stabeisen und Schienen		Gußwaaren	
1844	7191	Ctnr.	—	Ctnr.	7415	Ctnr.
1845	17,683	"	—	"	8550	"
1850	33,701	"	50,547	"	11,800	"
1855	88,462	"	199,996	"	29,923	"
1858	117,235	"	266,527	"	50,752	"
1860	225,264	"	238,965	"	33,778	"

Die Production der Hütte an Roheisen hat sich also in 17 Jahren ca. um das Einunddreißigfache gesteigert. — Sind dies auch blos die Angaben auf einzelne und verschiedene Betriebsjahre und kann man hieraus die Production der Marienhütte im Ganzen keineswegs übersehen, so ergiebt sich doch aus diesen Zahlen schon die enorme Gesammtmasse nur auf die oben aufgeführten sechs verschiedenen Jahre von ca. 1,387,789 Centner auf der Königin-Marienhütte producirten und verarbeiteten Eisens!

Daß der Personalbestand eines so großartigen und umfassenden Hüttenwerkes auch ein sehr zahlreicher sein muß, dies bedingt ja die Anlage des Ganzen und es sei deshalb vergönnt, die Gesammtsumme desselben hier noch in Kürze beizufügen: 1 Director und Bevollmächtigter, wie schon erwähnt Herr Oberhüttenmeister A. Schildbach; 2 Oberbeamtete; 27 Beamtete und Werkführer; ca. 1260 Arbeiter auf der Hütte; 450 Eisenstein-Bergleute, die unter 4 besonderen Bergbeamteten stehen.

Trotz der Größe der Königin-Marienhütte erzeugt sie doch bis jetzt in ihrem Walzwerke hauptsächlich nur Eisen für den Eisenbahnbedarf der sächsisch-bayerischen, preußischen und thüringischen Bahnen, doch ist in der Anlage der Hütte und bei dem Eisenerz- und Kohlenreichthum Sachsens, besonders in der nächsten Umgebung, in der sich die so bedeutenden von Arnimschen Kohlenwerke selbst befinden, begründet, daß dieselbe einer solchen Erweiterung und Vergrößerung fähig ist, um in Zukunft den ganzen Bedarf Sachsens auch in allen anderen Eisensorten zu erzeugen und zu decken. Dazu wünschen wir der Königin-Marienhütte das beste Gedeihen, ihr ein herzliches und freudiges „Glück auf!" zurufend und uns anschließend an die schönen Worte Schillers:

Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steh' dieses Werkes Pracht!

Alban Gumprecht.

Ein heiliges Grab in Thüringen.

Lenkt man seine Schritte von dem gewerbthätigen, in der Reformation so berühmt gewordenen, am Fuße des Thüringerwaldes gar anmuthig gelegenen Schmalkalden aufwärts durch den belebten Grund der Still und von diesem dann in den des Lauterbachs, so gelangt man unweit der bekannten Bistor'schen Gewehrfabrik, ¼ Stunde unterhalb des Dorfes Asbach, an eine viereckige, noch mit einer ziemlich guten steinernen Mauer umgebenen Stelle, welche den Namen des heiligen Grabes trägt.

Die Sage erzählt, ein im 14. Jahrhundert aus dem heiligen Lande zurückgekehrter Ritter, dessen Name jedoch unbekannt, sei einst in diese anmuthige Gegend gekommen. Dieser Ritter — vielleicht einer von dem Kreuzzuge eines deutschen Kaisers — hatte in seiner frommen Schwärmerei diese Gegend sehr ähnlich mit derjenigen des heiligen Grabes bei Jerusalem gefunden. Die hohen, terrassenförmigen, jetzt größtentheils angebauten Kalkflötzberge um jene Stelle waren seiner frommen Einbildung die Berge von Golgatha; die Nähe der Stadt Schmalkalden war ihm Jerusalems Nähe am heiligen Grabe; der von Asbach herabeilende Lauterbach wurde ihm zum Kidron und der kleine Garten endlich am Abhange eines Berges mußte ihm zum Oelberg dienen. Kurzum, Alles glich seinen Vorstellungen nach jener geheiligten Gegend im Morgenlande. Diese Stätte nun schien ihm geeignet zur Errichtung einer Kapelle. Er that es alsbald, umgab die Kapelle mit einer Mauer und legte dem Heiligthume den Namen des heiligen Grabes bei.

Dabei wird noch erwähnt, was bemerkenswerth ist, daß, da der Ritter nach seiner Zurückkunft aus dem Morgenlande nicht mehr ganz sicher in allen Nebenumständen des Heiligthums gewesen, er noch eine zweite Fahrt dorthin unternommen habe, um die Lücken in seinem Gedächtnisse auszufüllen. Denn er mochte ganz richtig erkennen, daß zu einem solchen Werke selbst Dinge untergeordneter Art Bedeutung gewännen.

Als den Gründer und Stifter dieses heiligen Grabes haben Einige den Grafen Heinrich XI. (XII.) von Henneberg und seine Gemahlin Mechtilde genannt. Von diesem Grafen sei die Anlage zu demselben im Jahre 1400 entworfen worden. Dies wird aber nicht blos durch die weiter unten erwähnte bischöfliche Bestätigung der Kapelle widerlegt, sondern es beweisen das Gegentheil u. a. die Vermächt-

nisse und Documente, welche ergeben, daß die Kapelle schon im Jahre 1358 und 1371 bestanden, zu einer Zeit also, wo besagter Graf Heinrich noch gar nicht regierte.

Die Kapelle ward der Andacht fahrender Pilger gewidmet und der heiligen Jungfrau geweiht. Der Bischof von Würzburg, in dessen Sprengel der Ort lag, bestätigte sie im Jahr 1365 zu einem Gotteshaus. Zugleich ertheilte er dem Stadtrathe zu Schmalkalden das Patronatsrecht über dieselbe, wie es urkundlich ist. Die Kapelle hatte zwei Altäre, deren jedem ein besonderer Vicar vorstand. Einer dieser Altäre war der heiligen Margarethe, der andere dem Ritter St. Georg geweiht. Zu dieser Zeit brannte ein ewiges Licht in diesem Gotteshause.

Es war Anfangs nur ein Kaplan an der Kapelle zum heiligen Grabe angestellt. Da aber bald wegen Zunahme der dahin strömenden Waller das kleine Gotteshaus dieselben nicht mehr zu fassen vermochte, auch die priesterlichen Verrichtungen von einem Geistlichen nicht wohl allein versehen werden konnten, so entstand neben der ersten noch eine zweite Kapelle und wurde dem Kaplan noch ein Gehülfe beigeordnet.

Mit Bewilligung des Landgrafen Heinrich von Hessen wurde das heilige Grab 1362 von der Parochie Schmalkalden getrennt und in ein Stiftslehen verwandelt.

Die Bischöfe und Prälaten hatten sich den vierten Theil des Pilgeropfers an der Kapelle zum heiligen Grabe zugeeignet. Da man dies aber für einen Eingriff in die Rechte des Papstes ansah, so wurde darüber 1522 zu Nürnberg eine förmliche Klage erhoben. In wessen Vortheil dieser Streit geschlichtet wurde, ist nicht erwähnt.

Die Kapelle zum heiligen Grabe war, wie zu erwarten steht, nicht ohne beträchtliches Vermögen. Dasselbe erwuchs ihr eines Theils aus der großen Frequenz, welcher sie sich von Nah und Fern erfreute, andern Theils aber aus den Schenkungen frommer, für ihr Seelenheil besorgter Gönner aus dem Ritter- und Bürgerstande. So hatte sie u. a. die Lehnsgerechtigkeit über zwei Güter zu Schmalkalden und Asbach, auch über etliche Güter und Zinsen zu Unterwallbach, zu Virnau und Gefälle und dergleichen in verschiedenen umliegenden Ortschaften.

Bei einer Belehnung schwuren die Lehnsleute dieser Güter: „der Kirche unserer lieben Frauen zum heiligen Grabe das Beste zu werben und unserm gnädigen Herrn zu Henneberg getreu zu sein; des Lehnsherrn Ge- und Verbot möglichst zu halten, gehorsam zu sein, Zins und Dienst zu jeglicher Zeit zu geben, nichts davon abzuwenden, noch zu verkaufen und zu versetzen."

Die Stabung war: „Als ich mit Wort unterrichtet bin, das will ich alles stets und vest halten, ohne alles Gefehrte, als mir Gott helfe und die heilige Belehnung, so leiste ich dieses mit allem Recht, wie es von Alters Herkommen ist".

Max Bergholð.

Spielende Mönche.

Altenburger Sage von Dr. Krause.

Es waren einmal Abends — es ist noch gar nicht sehr lange her, kaum vierzig oder fünfzig Jahre — in der alten Garküche, die in der Teichgasse zu Altenburg liegt, viele Gäste versammelt und der Wirth mußte eilig Treppe auf, Treppe ab rennen, um aus dem Keller zu holen, was die durstigen Kehlen zu trinken verlangten. Als es aber gegen Mitternacht wurde und die Lust der Zecher immer größer, dachte der Wirth, ihnen etwas ganz Besonderes zu thun, denn er hatte ganz hinten in seinem Keller, der früher zu einem Klosterkeller gehört, noch einen ganz alten Wein liegen, den er nur hergab, wenn er viel Geld daraus zu lösen gedachte. Und das geschähe heute, meinte er. Er nahm daher sein großes Schlüsselbund von der Wand und ging hinab in den Keller. Er konnte aber die richtige Thür gar nicht finden, lief lange in den Gängen hin und her, endlich aber stand er vor einem Eingang, welcher ihm der rechte schien. Er probirte seinen Schlüssel, er schloß; der Wirth trat ein, aber fast wäre er erstaunt, als er von fern aus dem Gange ein Licht schimmern sah. Er ging darauf zu und sah nun an einem viereckigen Tische vier Mönche sitzen; die braunen Kutten waren heruntergeschlagen und ihre nackten Köpfe sichtbar. Keiner redete ein Wort, keiner sah sich nach dem Eindringling um; sie hatten Alle Karten in der Hand und spielten, aber was, konnte der Wirth nicht erkennen, da auf dem Spieltisch nur ein einziges rußiges Lämpchen brannte; sein Licht in der Laterne war aber lange schon verlöscht. Er mochte wohl auch etwas Angst gehabt haben ob der gespenstigen Erscheinung. Lange suchte er vergebens von der Stelle zu kommen, denn er war wie angezaubert, aber endlich gelang es; er tappte durch die offene Thür wieder aus dem Gange hinaus, suchte lange mit den Händen an den Wänden hingreifend nach dem Ausgange, konnte ihn jedoch nicht finden. Endlich hörte er seine Frau im Keller seinen Namen rufen, er fand so den Ausgang und als er nun vor war im Keller, wo er seine Bierfässer hatte, waren schon Nachbarn und Gevattern da, zu hören, was ihm im Keller passirt sei, denn seit mehr als vierundzwanzig Stunden habe er seine Wirthsstube verlassen. Er erzählte nun, was er gesehen, aber Niemand wollte ihm recht glauben; er glaubte aber auch, daß er nur eine Stunde ausgewesen. Als man nun an das Tageslicht kam und er sein schwarzes Sammetkäppchen, das er trug, abnahm, sah man, daß in der Zeit, wo er im Keller gewesen, sein braunes Haar schneeweis geworden war.

Der Wirth ist nicht wieder zu weit in seinen Keller hineingegangen; Andere, welche den bösen Gang gesucht haben, fanden ihn nicht.

Miscellen.

Die zwei Kreuze bei Burg Karlsfriede. Ueber das Lausitzer Gebirge führt nach Böhmen, zunächst nach der 4 Stunden von Zittau gelegenen Stadt Gabel der Paß von Lückendorf. Die Straße, in den schwarzen dunklen Fichtenwald eingetreten, schlängelt sich an dem Berge hinauf und bietet so eine wunderschöne Aussicht dar nach den Auen und Bergen der Oberlausitz, Böhmens und Schlesiens. Hat man den sogenannten „Museisteinberg" hinter sich, so dehnen sich bald links von der Straße schöne frische Wildwiesen aus, umrahmt von herrlichem Nadelholze. Manchem Wanderer wird hier in stiller Dämmerungsstunde der prächtige Anblick grasender Rehe zu Theil. Schon mehrmals waren mir bei einer von diesen Wiesenflächen zu beiden Seiten eines Weges, der über dieselbe führte, zwei Kreuze aufgefallen, die hier am Boden lagen, ihrer ganzen Form nach auch nie aufgerichtet gewesen sein konnten. Dieselben befanden sich aber unweit der alten Burgruine Karlsfriede, welche tiefer im Walde liegt. Endlich erzählte mir bei einem Ausfluge in das Gebirge ein alter Bauer folgende Sage über diese beiden Kreuze, die, soviel mir bis jetzt bekannt ist, noch nirgends aufgezeichnet worden ist. Umsomehr scheint mir eine Bekanntmachung derselben am Platze zu sein.

„Da ist aber vor langen, langen Zeiten hierher ein Einsiedler gekommen aus fremdem Lande, um seine großen Sünden in stiller Abgeschiedenheit zu büßen, denn er war einst ein großer Mörder gewesen. Der hat sich auf der Wiese eine Hütte gebaut und darum einen Garten; in diesem hat er aber von dem Samen, den er mitgebracht, sein

Gemüse sich gezogen. Die Leute nun, die um ihn in einzelnen Hütten wohnten, waren ein wildes Geschlecht, lebten untereinander in Feindschaft und beschäftigten sich allein mit der Jagd, die ihnen ihren Lebensunterhalt bot. Den Ackerbau kannten sie nicht. Da war aber nun der alte Einsiedler thätig und er lehrte sie den Boden urbar zu machen, und die Liebe zu ihren Mitmenschen, so daß diese Menschen bald fromm und gesittet wurden und auch viel Getreide auf ihren Feldern bauten. Das nun schafften sie in die Stadt (Zittau) und nach Böhmen, auch bauten sie bald eine bessere Straße als die frühere war. Da trieben die Zittauer viel Handel auf dieser Straße und als der Einsiedler alt und schwach wurde und nicht mehr seinen Garten zu bearbeiten vermochte, da setzten ihm die dankbaren Handelsleute Brod und Wein auf die Kreuze, die am Wege standen. Eines Tages blieb aber das Brod unberührt und Niemand holte das Geschenk, denn der Einsiedler lag in seiner Hütte und war gestorben."

So erzählte mir der biedere Alte. Mit einem Händedruck schieden wir, ich eilte tiefer in den dunkelgrünen Wald.

B.

Der Winter des Jahres 1420 war im Meißner Lande so lau, daß die Bäume am 20. März, die Weinstöcke aber am 24. April schon blühten. 12.

Literarische Neuigkeiten.

Gedichte von Eduard Kauffer.

Bei Otto Purfürst in Leipzig ist kürzlich eine zweite Auflage der Gedichte von Eduard Kauffer erschienen, während in der gegenwärtigen Zeit eine Unzahl von Dichtungen nicht bis zu einer ersten Auflage gelangen. Ein Blick in diese Gedichtsammlung Kauffers giebt uns zu erkennen, daß wir es mit einem gewandten Lyriker zu thun haben, dessen bilderreiche Phantasie uns einen duftenden Strauß poetischen Blüthenschmuckes gepflückt. Er lauscht an der verschlossenen Pforte der geheimen Werkstätte der Natur und forscht mit geistig tiefem Blick nach Lösung der dunkeln Räthsel derselben; mit warmem Gefühl singt er von alle Dem, was das Herz mit Wonne und Schmerz erfüllt und bekundet in all seinen Liedern dichterische Weihe; und giebt es an diesen Gedichten irgend etwas zu rügen, so ist es die Sorglosigkeit, mit welcher hin und wieder gegen die Regeln der Metrik gefehlt wird, wobei man durchfühlt, daß der Dichter, dessen Sprache so schwunghaft und reich an poetischen Schönheiten ist, mit leichter Mühe Härten des Rhythmus und einen Reimverstoß hätte vermeiden können, dies aber eben zu leicht genommen hat. Die Ausstattung des Werkes ist elegant und des Inhalts würdig.

Wir theilen drei dieser Gedichte mit, um unsere Leser auf diese zweite Auflage der lieblichen Dichtungen Kauffers aufmerksam zu machen, und wie bereits schon einzelne derselben, z. B. „Blauäugelein", beliebte Gesangsstücke geworden sind, so werden gewiß noch viele dieser Gedichte den Liedercomponisten willkommene Texte liefern.

Das Frühroth leuchtet ins Thal hinein.

Das Frühroth leuchtet ins Thal hinein,
Die Lerchen singen, die Hähne schrei'n.

Wach auf! so mahnt der Morgenhauch,
Die Knospen küssend vom Rosenstrauch.

Wach auf, wach auf! so ruft und hallt
Mit goldenen Kronen der Eichenwald.

Und die Wiese grün und der Himmel blau,
Und der Bach voll Feuer, die Trift voll Thau,

Und mein Herz so voll und die Brust so weit
In der fröhlichen, friedlichen Morgenzeit!

Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Sage.*)

Wenn in der Nacht von Sanct Johannes
Elf Schläge zittern durch die Luft,
Regt sich's im Drang uralten Bannes
Hoch auf dem Berg mit süßem Duft.
Ein Schauer geht durchs Waldesdunkel
Wie eines Kobolds Spukgestalt,
Und eine Blume mit Gefunkel
Sproßt lilienschlank aus finstrem Spalt.

An jedem Blatt ein Silberrändchen
Schließt leuchtend ein das weichste Grün —
Die Blume roth mit weißem Käntchen,
Ihr Kelch ein magisch Glüh'n und Sprüh'n.
Der Stengel blau und blau der Stempel,
Die Wurzel Gold in goldnem Moos!
So duftend durch der Bergtrift Tempel
Erwartet sie ihr dunkles Loos.

Und näher weht und immer näher
Die kalte todte Mitternacht . . .
Im Walde schreit erschreckt der Häher,
Der Gnom entsteigt dem dunklen Schacht.
Da seufzt und sinkt das stolze Wunder,
Des blühenden Räthsels duft'ge Schrift,
Von ihm nur rauscht noch der Hollunder
Ein trübes Märchen durch die Luft.

Nur wen der Unschuld Reize schmücken,
Wem kein Vergeh'n die Brust beschwert,
Kann die geweihte Blume pflücken,
Die ihm das reichste Glück gewährt.
Kein Andrer wag' um sie zu werben.
Wie Feuer brennt sie seine Hand,
Er stirbt ein tausendfaches Sterben
Und seine Spur verweht der Sand! —

Die Heinichen auf Oybin.

Sage.**)

Am Abend aller Seelen, da rauscht es auf Oybin,
Wie wenn viel Beter nieder im stillen Dome knie'n.

Da wispert's und da flüstert's mit Stimmchen leis und fein,
Schwebt summend auf wie Bienen aus düstrem Felsgestein.

Das sind des Berges Hein'chen, sich sammelnd Paar für Paar,
Der Tiefe Zwerge, wallend zur Kirche Schaar für Schaar.

In ihrer Mitte schreitet der Priester lange Reih'
Die tragen Kerzen und Fackeln und stimmen die Litanei.

Und wenn vom Chor die Orgel die ersten Töne sät,
Bekleiden sich die Trümmer mit alter Majestät.

Da schießt zu sonnigen Lauben ein Wald voll Säulen auf
Und weiße Gottestauben entschweben jedem Knauf.

Da leuchtets an den Wänden mit überirdischem Schein,
Die Heiligen in den Blenden schau'n ernsten Blickes darein.

Und die Fensterrosen blühen wie steinerner Kelche Pracht
Und die Strebepfeiler glühen wie Riesen in feuriger Tracht.

Da schlägt es Eins vom Thurme, da rauscht es auf Oybin,
Wie wenn erschrockne Vögel durchs Dickicht raschelnd flieh'n.

Ein ängstlich Trippeln und Trappeln erstirbt in naher Kluft
Und Alles ist verschwunden, verklungen in Nacht und Luft.

In tiefem Schweigen stehen die Trümmer wie zuvor
Und Spinnwebkränze wehen von oben wie weißer Flor.

Windhalm und Ranke wiegen sich auf der Mauern Saum
Und Dorf und Thäler liegen unten im herbstlichen Traum.

---

*) Auf demjenigen Theile des Löbauer Berges, welcher wegen der darauf wachsenden Kräuter der Kräutergarten heißt, blüht der Sage nach in der Johannisnacht mit dem Glockenschlage Elf eine wunderbare Blume. Wer reines Herzens ist, kann, wie eine alte Handschrift sagt, „dieselbe leicht aus der Erde reißen und dadurch zu hohen Ehren und vielem Geld gelangen, sintemalen die große starke Wurz, sowie das Blümlein selbst von purem Gold, Silber und köstlichen Gesteins ist. Wer sich aber nit fest und sicher weiß, der berühr es ja nit, sonst verliert er sein Leben, wofür ihn Gott behüt!"

**) Diese Sage findet sich in Gräve's Volkssagen und volksthümlichen Denkmalen der Lausitz (Bautzen 1839) S. 168. 3.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Freitag, den 15. November 1861.



Culturgeschichtliche Zeitschrift
aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,
herausgegeben von
Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Sachsenbuße

war von jeher und ist noch ein so oft vorkommendes Wort, daß es wohl der Mühe lohnt, dem Laien, aber auch nur diesem, einen kurzen Begriff davon zu geben. Diese Buße oder Strafe finden wir in dem ältesten, wie in dem allerneuesten Rechte. Das neue Civilgesetzbuch für Sachsen bestimmt, daß, wenn Jemand einem Anderen die persönliche Freiheit widerrechtlich entzogen, oder durch falsche Angaben deren Entziehung veranlaßt, er verpflichtet ist, die entzogene Freiheit ihm wieder zu verschaffen, den entzogenen Verdienst und sonst verursachten Schaden nach richterlichem Ermessen zu ersetzen und ihm auch außerdem für jeden Tag einer Gefangenhaltung den Betrag von 1 Thlr. 10 Ngr. (eben die sogenannte „Sachsenbuße") zu bezahlen.

Die juristische Seite dieser Strafe gehört nicht hierher. Hier will und kann ich nur deren Geschichte und den Ursprung ihres Namens einer kurzen Beleuchtung unterziehen.

Gefängniß kannten die Römer nicht als Strafe, sondern nur als Versicherung der Person eines Verbrechers; aber auch schon die damaligen Gesetze machten Richter und Private für eine von ihnen verschuldete ungerechte Gefangenhaltung verantwortlich. Das war nun eine sehr natürliche Verbindlichkeit, welche das Gerechtigkeitsgefühl auch in spätere Zeiten übertrug und die sich daher auch in das „Sachsenrecht" und in den „Sachsenspiegel" einbürgerte. Im Letzteren heißt es im 34. Artikel des zweiten Buchs: „Wer eines anderen Mannes Knecht schlägt, fahet oder beraubet, von Recht soll er ihnen beyden Buß geben", und „Wer also einen Mann gefangen hat, der muß derhalb antworten" (d. h. Rede stehen, sich verantworten), und im 45. Artikel des dritten Buchs: „Den schöpfbaren freien Leuten giebt man 30 Schillinge zu Buße pfündiger (nach Anderen „Wendischer") Pfennige, der sollen 20 Schillinge eine Mark wiegen." Ein solcher Schilling hatte aber zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Werth. Häufig wird er als „ein alter Silbergroschen" (zum Unterschied von dem geringeren „Bauerngroschen") bezeichnet. Aeltere Urthel erkannten daher: „daß er ihm das ausgestandene Gefängniß mit 30 Schilling Pfennig oder 40 Silbergroschen zu verbüßen schuldig"; spätere bedienten sich des Ausdrucks: „daß er das ausgestandene Gefängniß, so lange dasselbe gewährt, jeden Tag und jede Woche mit zwei alten Schock (zu je 20 Gr.) zu verbüßen"; noch spätere verurtheilten Beklagten in „die verwirkte Sachsenbuße wegen des auf sein (Beklagtens) Ansuchen erlittenen unrechtmäßigen Gefängnisses, und zwar für jeden Tag und Nacht, da er wirklich in Haft gewesen, mit 40 Groschen zu verbüßen".

Das war, das ist die „Sachsenbuße". Warum aber Sachsenbuße? Ich deutete dies oben bereits an. Sie war ein, zwar aus älterer Zeit datirender, bestimmt aber erst in dem sogenannten gemeinen „Sachsenrechte", womit man die seit dem 13. Jahrhundert gangbaren Rechtsbücher des Mittelalters, namentlich den „Sachsenspiegel" mit seinen Glossen, das „Magdeburgische Weichbild", ebenfalls mit seinen Glossen (zu Anfang des 14. Jahrhunderts), die etwas spätere Görlitzer „Handschrift des Lehnsrechts" und das „Schlesische Landrecht", oder den sogenannten vermehrten Sachsenspiegel, endlich die verschiedenen Magdeburger und andere Schöppenurthel bezeichnete, ausgesprochener Rechtssatz und erhielt daher von diesem ihren ersten, bestimmt bezeichneten Quell ihren Namen.

Das aber führt mich nun auf diese Quelle selbst, und darum noch einige Worte von dem „Sachsenspiegel“. Ich folge dabei den eben so gründlichen als gelehrten Aufzeichnungen des als Hessen-Kasselscher Geheimrath 1723 verstorbenen berühmten Rechtsgelehrten Ludovici, des verdienten Herausgebers des „Sachsenspiegel“ (1720) in seiner Vorrede vom 30. December 1719.

Ueber den Namen „Sachsenspiegel“ giebt Titelblatt und Titelbild eines Manuscripts aus dem 14. Jahrhundert nähere Auskunft. Ein Weib schaut in einen Spiegel und hält in der linken Hand ein beschriebenes Blatt Papier, an dessen Schlusse es heißt: „Spieghel der Sassen*). Also is das Boch genant. Weychbildt Sachsen-Recht is hye aen bekant. Als ym eeme Spieghel der Vrauwen Ein Antlitz vael mogen schauren.“

Das deutsche Recht bestand bis in's 12. Jahrhundert in ungeschriebenen Gebräuchen und Gewohnheiten, bis ein anhaltischer (Andere nennen ihn einen sächsischen) Edler Epko von Repkow, oder Repgowo, oder Reppchow, dessen Familie noch bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Gegend von Bitterfeld und Jeßnitz zu finden gewesen sein soll, anfing, dieselben zu sammeln. Es kann dies nicht vor dem Jahre 1215 und nicht nach 1235 geschehen sein, denn im 3. Artikel des ersten Buchs des Sachsenspiegel wird sich auf eine Verordnung des Papstes (Innocenz III.) bezogen, welche vom Jahre 1215 herrührt, und das Weglassen des Hauses Braunschweig-Lüneburg im 62. Artikel des dritten Buchs aus dem kaiserlichen Gütercomplex läßt annehmen, daß dieser Artikel vor 1235 gefertigt worden, da Braunschweig auf dem Reichstage zu Mainz 1235 kaiserliches Lehn wurde, als solches aber in jenes Verzeichniß gehört haben würde.

Die Veranlassung der Repko'schen Sammlung soll ein in der Gegend des Harzes begüterter anhaltischer Hofbeamter, Graf Hugo von Falkenstein, gegeben haben, und Repkow selbst sagt in seiner gereimten Vorrede: „Nun danket alle gemein Dem Herrn von Falkenstein, Der da ist Graf Hugo genannt, Daß in Deutsch Sprach ist gewant Dis Buch durch seine Bete Eck von Repkau es thete.“ Aus diesem Schlusse folgern nun aber Viele, und das mit Recht, daß Graf Falkenstein nur die Veranlassung der deutschen Uebersetzung des (längst ganz verloren gegangenen) lateinischen Urtextes gewesen sei. Einige ältere Geschichtsschreiber wollen außerdem aber auch noch behaupten, der Sachsenspiegel sei nichts weiter, als ein deutsches patriotisches Paroli auf des Papstes Gregor IX. (von 1227 bis 1241) Decretalen, eine Sammlung canonischer Rechtssprüche und päpstlicher Verordnungen. So viel ist gewiß, der Sachsenspiegel fand in Rom so wenig Beifall, als das päpstliche Recht in Deutschland; — indeß, ob jener gleich nur Privatsammlung war, und trotz aller klerikalen Anfechtungen, gelangte er doch bald zu großem Ansehen in und außer Deutschland. Man richtete und sprach nach ihm in Polen, Dänemark, Liefland, Preußen, Siebenbürgen und den Niederlanden, so daß endlich Papst Gregor XI. (von 1370 bis 1378), auf Veranlassung eines Augustinermönchs von Klenkol, welcher ein Buch über die Irrthümer des Sachsenspiegel geschrieben hatte, 1373 selbst eine Bannbulle gegen ihn schleuderte.

Unbestritten hat der gute Sachsenspiegel viele und große Mängel, was aber gar nicht wundern kann, wenn man den damaligen rohen Rechtszustand überhaupt, die gering wissenschaftliche Bildung jener Zeit und die Herkulesarbeit eines einzigen blosen Privatmannes in Erwägung zieht. Es währte daher auch nicht lange, so fanden sich Ausleger, Erklärer, Berichtiger, Glossatoren, deren Berichtigungen — Glossen — ein märkischer Edelmann, Johann von Buch, zu Anfang des 14. Jahrhunderts sammelte.

Von den Glossatoren führe ich nur an: den Domherrn (späteren Bischof zu Naumburg) Dominian (nach Anderen Theoderich) von Bocksdorf, den Erzbischof Burkhardt zu Magdeburg, der wegen seiner Unbeliebtheit im Jahre 1325 ermordet wurde (die Grabschrift im Dome zu Magdeburg sagt: „pro iure tuendo necatus“), den Graf Otto von Falkenstein (zu Anfang des 13. Jahrhunderts; Vollrath von Dunleben oder Dreyleben, Conrad von Roßlau; den von Lemwenden, Landtewemden, Leuenwenden oder Leienwenden; den Heinrich von Berteleben, Betesleben oder Benterleben; Nicolaus von Back, oder von Bock, auch Claus Buck genannt (wahrscheinlich der obengenannte Johann Buch). Der beste Sammler der Glossen aber war Burkhardt von Mangelfeld. Mit diesem ist — um dies gelegentlich hier einzuschalten — dem gelehrten Heigius ein rechter Zeitschnitzer passirt, wenn er behauptet, Dr. Mangelfeld habe seine Glosse von 974 bis 978 gefertigt; denn abgesehen davon, daß es im 10. Jahrhunderte noch keine Doctores juris gab, diese vielmehr erst ein Erzeugniß des 13. Jahrhunderts sind*), so hätte der gelehrte Mann doch auch finden können, daß im Jahre 972 eine Glosse zu einem erst im Jahre 1215 bearbeiteten Werke eine Unmöglichkeit gewesen sein müsse.

Der Verfasser des „Sachsenspiegel“ war, nach der Meinung der vorzüglichsten Gelehrten, auch der Verfasser des bald darauf zu Stande gebrachten „Sächsischen Lehnrechts“, einer ähnlichen Sammlung, wie jener, und des „Sächsischen Weichbildes“, welches Letztere aber von Anderen bestritten wird, da nach ihnen das „Weichbild“ aus dem 14. Jahrhunderte originiren solle, eine Meinung, die auch Ludovici sehr umständlich ausführet.

Doch genug von „Sachsenbuße“ und „Sachsenspiegel“, für den Gelehrten zu wenig und für den Laien vielleicht zu viel.

*) Zu den Sachsen zählte der „Sachsenspiegel“ im 62. Artikel des dritten Buchs: die fünf Pfalzen zu Gura, Werla, Goßlar, Wallenhausen, Alstädt und Merseburg, das Herzogthum Sachsen, die Pfalz, Mark Brandenburg, Landgrafschaft Thüringen, die Marken Meißen und Lausitz, die Grafschaft Ascherssleben, die Erzbisthümer Magdeburg (mit den Bisthümern Naumburg, Merseburg und Havelberg), Mainz (in Ansehung der sächsischen Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Verden und Belbern, Köln (in Ansehung der sächsischen Bisthümer Offenburg, Minden und Münster) und Bremen (mit den Bisthümern Lübeck, Schwerin und Ratzeburg).

*) Kaiser Lothar's gelehrter Canzler Irnerius, der erste Glossator und als solcher wie wegen seiner Gelehrsamkeit Lucerna juris (Leuchte des Rechts) genannt, führte, als er das römische Recht in den Gerichtshöfen zur Geltung brachte und Lehrstellen für die Pandecten begründete, zwar schon 1130 den Doctorgrad in den juristischen Schulen ein; die öffentliche und allgemeine Autorität erlangte dieser Titel aber erst, als spätere Päpste den Universitäten das Privilegium, Doctores canonum und decretalium zu ernennen, ertheilten. Jedenfalls aber gab es 978 noch keine Doctoren der Rechte.

Ackermann, Appellationsrath.

Gelehrte sächsische Bauern.

1. Johann George Pahlitzsch.

Wenn wir einen Blick in den Zustand der Bauern im vorigen Jahrhundert werfen, so muß es uns mit Freude und Bewunderung erfüllen, unter den Bauern Männer anzutreffen, die, wie Johann George Pahlitzsch, durch eigene Kraft eine bedeutende wissenschaftliche Bildung sich erwarben, dabei aber mit unverdrossenem Fleiße ihrem Berufe treu blieben.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm in

ganz Deutschland, auch in Sachsen, der Bauer in der bürgerlichen Gesellschaft eine sehr untergeordnete Stellung ein. Ein großer Theil der Bauern war noch leibeigen, ein anderer hörig und an die Scholle gebunden, mindestens aber mit Frohnen und Lasten aller Art gedrückt. Nur in den von der Natur begünstigten Landstrichen hatte es der Bauer zu einigem Wohlstand gebracht, in den übrigen war sein Loos Armuth und Entbehrung. Die Dorfschulen waren in einem elenden Zustande, zumal in den von größeren Städten abgelegenen Ortschaften. Der Bauer galt für dumm, grob und roh und war, wenn er die Erzeugnisse seines Fleißes in die Stadt auf den Markt brachte, Gegenstand der Verachtung, Ziel oft sehr plumpen Witzes und grober Uebervortheilung. Was wunder, wenn er mißtrauisch wurde und seinerseits alle ihm zu Gebote stehende Pfiffigkeit und Schlauheit aufbot? Noch in den Gedichten des trefflichen Gellert und den Lustspielen des vorigen Jahrhunderts spielt der Bauer dem Junker, Amtmann und Bürger gegenüber eine sehr jammervolle Rolle. Und so war denn die Bildungsstufe des Bauersmannes im vorigen Jahrhunderte eine sehr niedrige, und es erregte schon Aufmerksamkeit, wenn ein Bauer das Lesen, Schreiben und Rechnen verstand; denn hatte er auch in der Schule das Alles gelernt, so hatte der aus der Schule in den Hirtenstand übertretende Knabe selten Lust, seltener noch Anlaß, das meist widerwärtig Erlernte fortzutreiben, und als Knecht fehlte ihm sogar nicht selten die Zeit dazu.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse brachte der Bauernstand Männer hervor, die mit eiserner Kraft und aus innerem Trieb sich ungewöhnliche Kenntnisse in Fächern erwarben, deren Studium zu jener Zeit überhaupt nur selten und nur beiläufig meist von Aerzten betrieben wurde — wir meinen die Naturwissenschaften.

Derartige Erscheinungen mußten das größte Aufsehen erregen. So lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Sommerfeld bei Leipzig Christ. Arnold, in Cossebaude Johann Ludewig, Christian Gärtner in Tolkewitz und Johann George Pahlitzsch in Prohlis bei Dresden, die sich sämmtlich einen Namen als Astronomen erworben, dabei aber als fleißige Landleute ihrem eigentlichen Berufe treu blieben.

Wir verweilen diesmal bei dem letztgenannten, dessen Bild wir nach dem von Graff gemalten, von Schulze im Jahre 1782 in Paris gestochenen Blatte mittheilen.

Johann George Pahlitzsch ward am 11. Mai 1723 zu Prohlis bei Dresden geboren. Sein Vater, ein sehr fleißiger und redlicher Landwirth, starb, als der Sohn ein halbes Jahr alt war; seine Mutter verheirathete sich anderweit. Der Knabe, als künftiger Erbe des nicht unbedeutenden Meiergutes, ward früh von seinem Stiefvater streng zu den ländlichen Arbeiten angehalten, schon als er die Schule in Leubnitz besuchte, wo er gleich den übrigen Bauerkindern Lesen, Schreiben und Rechnen und aus dem kleinen Katechismus Luther's lernte. Vor diesen aber zeichnete er sich dadurch aus, daß ihm das Lernen nur Lust war und daß er Alles mit Leichtigkeit begriff. Vor Allem aber suchte er sich Bücher zu verschaffen und bemühte sich dann durch Fragen über das Gelesene weiter zu belehren. Vor den Knaben seines Alters zeichnete er sich durch ein stilles, ernstes Wesen aus; Alles beachtete er aufmerksam und nachdenkend. Am liebsten las er theologische Bücher, deren er schon im zwölften Jahre seines Alters eine ziemliche Menge zusammen geschleppt hatte, die er alle mit Aufmerksamkeit und Ausdauer zur größten Verwunderung seiner Umgebung durchlas. Kein Mensch im Kirchspiel war aufmerksamer auf den Prediger, als der junge Pahlitzsch. Er schrieb stets die Predigt Wort für Wort nach, um sie dann nochmals durchlesen zu können. Pahlitzsch versicherte noch in späteren Jahren, daß ihm dies Verfahren eine heilsame Denkübung gewesen.

In seinem zwölften Jahre fand der junge Pahlitzsch unter den theologischen Schriften ein Werk, das für ihn von der größten Bedeutung ward. Es waren die Betrachtungen der Werke Gottes aus der Natur von Lesser. Das war die schönste Nahrung für den jungen, wissensdurstigen Geist. Pahlitzsch las das Buch mehrmals durch und es öffnete sich ihm eine neue Welt. Von nun an sah er die Natur mit anderen Augen an; seine ländlichen Beschäftigungen brachten ihn derselben näher. Er fragte nun Landleute, Schäfer und Tagelöhner nach den Eigenschaften der Pflanzen, der Thiere, nach deren Nutzen, und vermehrte so die aus seinem werthen Buche geschöpften Notizen. Er betrachtete Alles mit größter Aufmerksamkeit, und begann nun auch Pflanzen und Thiere aller Art nach Hause zu tragen und so den Grund zu einer ansehnlichen Naturaliensammlung zu legen. Nächstdem strebte er nach Büchern, aus denen er seine Kenntnisse vermehren konnte. Wenn er zum Jahrmarkt oder sonst in Geschäften nach Dresden kam, ging er in die Bücherladen, um dort nach geeigneten Büchern zu fragen, die er theils entlehnte, theils aber auch käuflich an sich brachte.

Sein Stiefvater hielt ihn aber fortwährend mit großer Strenge an, seine ländlichen Arbeiten zu verrichten. Er durfte durchaus zu keiner anderen Zeit lesen, als Sonntags oder an Winterabenden eine kleine Stunde. Er hatte stets eine kleine Hallische Bibel mit Goldschnitt bei sich, die er einst auf dem Dresdener Jahrmarkte gekauft. In dieser las er dann in einer heimlichen Viertelstunde zwischen der Landarbeit.

In seinem dreizehnten Jahre war die Aufmerksamkeit des wißbegierigen Knaben auch dem Sternenhimmel zugewendet. Er befand sich eines Abends in Geschäften in der Mühle. Bei dem Müller war dessen Zeichnenlehrer; beide Männer standen in der Thür und betrachteten die Sterne, deren einige der Lehrer dem Müller mit Namen nannte. Pahlitzsch lauschte aus der Ferne dem Gespräche der beiden Männer, die es sehr übel vermerkt und mit einem Nasenstüber geahndet haben würden, wenn der wißbegierige Knabe näher getreten wäre, um zuzuhören. Aus diesem Gespräche vernahm Pahlitzsch, daß dort oben am Himmel ein Stern stehe, der, abweichend von den übrigen, immer auf einer Stelle stehen bleibe und der der Polarstern genannt werde. Er selbst konnte von der Mühle aus den Stern nicht sehen. Eine Frage durfte er sich nicht erlauben; was blieb ihm übrig, als auf eigene Rechnung den stillstehenden Stern unter den übrigen herauszusuchen? Nach tausend vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, den Stern zu finden. Das war ihm eine unbeschreibliche Freude und er ging nun von diesem Stern aus den Himmel durch; er betrachtete die Sternbilder, um deren regelmäßigen Gang kennen zu lernen; er selbst versuchte die Gruppirung der Sterne zusammen zu finden, ohne jedoch die Namen, die ihnen die Astronomen gegeben haben, zu kennen. Er wandte sich nun an Schäfer, Jäger und Landleute, von diesen lernte er nun zunächst die Namen, welche sie den Sternbildern geben. So lernte er den Orion als Peters-Jacobsstab oder Sense, die Lyra als Hackschaar kennen. Bei einem Besuch in Dresden begab er sich in einen Bücherladen und fragte erröthend nach einem Buche, worin die Beschreibung der Sterne enthalten wäre. Man nannte ihm Peschel. Nun sammelte er sich die zum Ankauf nöthige Summe und holte sich das Buch. Mit ausdauernder Aufmerksamkeit gab er sich dem Studium der Astronomie hin und kaufte Bücher und eine Himmelskarte.

So kam denn unter steten Hindernissen sein einundzwanzigstes Jahr heran, wo er sein väterliches Erbe übernahm und nun mehr Freiheit für seine Studien gewann. Jetzt vernahm er denn auch, daß der Zwirnhändler Christian Gärtner im benachbarten Tolkewitz ein Kenner der Astronomie und im Besitze von Ferngläsern sei. Bei Gelegenheit einer Mond-

finsterniß suchte er Gärtner's Bekanntschaft, und bei diesem sah denn Pahlitzsch, im Jahre 1745, den Himmel zum erstenmal durch einen Tubus. Pahlitzsch, jetzt sein eigener Herr, hatte nun Mittel und Freiheit, seine Studien kräftiger fortzuführen. Er vermehrte seinen Büchervorrath, seine astronomischen Instrumente, besuchte Gärtner öfter, vernachlässigte aber seine ländlichen Arbeiten und Geschäfte in keiner Weise und widmete nur die Sonntage und die Abendstunden der Wissenschaft.

Indessen machte Pahlitzsch gelehrte Bekanntschaften. Zunächst erwarb er sich in dem Inspector des mathematischen Salon und Bibliothekar der Königin, Haubold, einen Gönner, dem er seine meteorologischen Beobachtungen darbrachte. Durch Haubold sah Pahlitzsch nun auch den mathematischen Salon, der ihn in das größte Staunen und innigste Bewunderung versetzte. Von nun an strebte er nach dem Besitz mathematischer und physikalischer Instrumente, in deren Handhabung er gar bald große Fertigkeit erlangte. Er selbst half hier und da mit geschickter Hand nach.

Seitdem wurden die Kenner der Naturwissenschaften in Dresden aufmerksam auf den lernbegierigen Landmann in Prohlis. Hofrath Korn schenkte ihm einige botanische Bücher, und nun legte sich Pahlitzsch ein Herbarium an und bildete seinen Krautgarten am Hause zu einem botanischen Garten aus; seine Gönner und Freunde unterstützten ihn, so daß schon im Jahre 1758 dieser Garten sehr schöne ausländische Pflanzen aufzuweisen hatte.



Johann George Pahlitzsch.

Pahlitzsch war nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß ohne Kenntniß der lateinischen Sprache sein Studium ein sehr unvollkommenes bleiben würde, und so warf er sich denn mit dem ihm eigenthümlichen Eifer auf dieses Fach, so daß er in seinen Mannesjahren des Lateinischen so weit mächtig geworden war, physikalische Bücher mit Leichtigkeit zu lesen.

Durch sorgfältige Wirthschaftführung erwarb sich Pahlitzsch die Mittel zum Ankauf von Büchern, Mikroskopen, Elektrisirmaschinen, Fernrohren und anderen gelehrten Werkzeugen, sowie zur weiteren Ausbildung seiner Naturaliensammlung. Mit Haubold, Schulze, Gärtner und anderen Gelehrten stand er in stetem Verkehr. Der Beichtvater der Königin, Pater Hermann, ein großer Kenner der Physik, Pahlitzschens Gönner, machte diesen im Jahre 1756 darauf aufmerksam, daß man in England die Polypen entdeckt. Pahlitzsch kaufte ein darauf bezügliches Buch von Schäfer, und begann nun diesen Thieren auch in seiner Umgebung nachzuspüren. Im Juni 1758 fand er denn auch in Sachsen Polypen. Er theilte diese Entdeckung seinem Freunde Hermann mit und dieser zeigte diese Geschöpfe der Königin, die dem glücklichen Auffinder die größten Lobsprüche ertheilte.

Mittlerweile war der Krieg über Sachsen hereingebrochen. Pahlitzsch lud seine kostbare Bibliothek auf und schaffte sie in die Stadt herein zu seinem Freunde, dem Legationsrath Dr. Schulze. Leider verbrannten diese Bücher beim Bombardement. Seine Instrumente vergrub er in seinem Garten. Der Krieg brachte seiner Wirthschaft großen Schaden, ihm selbst aber manchen hohen Besuch. Prinz Heinrich von Preußen unterhielt sich mehrmals mit ihm und beschenkte ihn mit einem großen Tubus. Der österreichische Oberst Baron von Montmarin ward sein Freund.

Am ersten Weihnachtstage des Jahres 1758 hatte Pahlitzsch einmal nach seinen vergrabenen Instrumenten gesehen; er nahm den Tubus vor und reinigte die angelaufenen Gläser, und da der Himmel eben schön gestirnt war, richtete er das Instrument gegen denselben. Man erwartete damals den 1682 von Halley angekündigten Kometen, Pahlitzsch hatte öfter mit Inspector Haubold von demselben gesprochen. Jetzt bemerkte er einen Flecken am Himmel, der bei näherer Betrachtung sich als der erwartete Irrstern erwies. Pahlitzsch theilte seine Bemerkung dem Kurprinzen mit und seine Freunde machten sie in dem Dresdener gelehrten Anzeiger bekannt, worauf Professor Heinsius eine kleine eigene Schrift herausgab.

So wurde nun Pahlitzsch auch außerhalb seiner Heimath bekannt. Im Jahre 1759 wandte sich die Pariser Academie der Wissenschaften an den Astronomen in Prohlis, ertheilte ihm große Lobsprüche und bat, daß er ihr von Zeit zu Zeit seine Beobachtungen zusenden möge. Ebenso traten die Lon-

doner Astronomen mit ihm in Verbindung, andere Academien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede.

Von Schweden aus ward er auf die Infusorien aufmerksam gemacht; auch dieser Thierclasse widmete er nun seine besondere Aufmerksamkeit.

Der Krieg hatte seinen Wohlstand sehr erschüttert. Durch angestrengten Fleiß brachte er aber seine Wirthschaft wieder empor, richtete seinen botanischen Garten wieder ein, erweiterte seine Naturaliensammlung und verkehrte wieder mit Gelehrten. So stieg sein Ruf immer mehr.

Dabei baute er stets sein Land mit eigener Hand, lebte schlicht und recht in der einfachen Weise seiner Väter und hielt den Pflug, an den ihn die Vorsehung gewiesen hatte, stets für sein größtes Glück, aller seiner Aufmerksamkeit und Kräfte würdig.

Pahlitzsch verlor seine erste Frau und die Tochter, die sie ihm geboren. Seine zweite Frau (aus dem Dorfe Plauen) brachte ihm ein ansehnliches Gut zu. Sie gebar ihm zwei Söhne, von denen aber nur einer den Vater überlebte und unterstützte und eine Tochter. Von seiner dritten Frau hatte er eine Tochter, die aber 1779 starb.

Pahlitzsch's Ruf veranlaßte seinen Landesherrn, Kurfürst Friedrich August den Gerechten, ihm mehrere Frohndiensttage auf dem Ostravorwerke in Friedrichstadt zu erlassen. Kurz vorher (1778) hatte ihm Prinz Heinrich von Preußen den ganzen Linné in 17 prächtigen Bänden als Geschenk gesendet, Prinz Leopold aber einen vortrefflichen Dollond'schen Tubus und Buffon's Naturgeschichte in 18 schönen Bänden. Derselbe Prinz hat den ländlichen Naturforscher öfter mit seinem persönlichen Besuche beehrt, ihn auch mehrfach zur Tafel geladen, als er in dem Feldzuge von 1778 bei Dresden stand. Pahlitzsch's alter Freund und Gönner, Baron Montmarin, erfreute ihn durch Zuschriften.

Von seiner Person entwerfen Zeitgenossen folgendes Bild: Pahlitzsch ist von Person vollkommen edel und deutsch gebildet, ziemlich groß, stark und ansehnlich. Die Höhe seines Körpers geht über die Mittelstatur hinaus. Seine Glieder sind stark und knochig, Schultern und Leib stark, sein Wuchs ebenmäßig. Kopf und Brust trägt er vorgeneigt, sein Gang aber ist der schwerfällige, langsame des schwer arbeitenden Landmannes. Sein Gesicht, das hier, wie schon erwähnt, nach einer Zeichnung von Anton Graff mitgetheilt wird, ist edel und schön; Edelmuth und Biederkeit, Wohlwollen und Verstand sprechen aus seinen Zügen und Güte aus seinen blauen Augen. Seine Sprache ist gar nicht rauh, hart oder bäurisch, sondern sanft und biegsam, besonders wenn er von Herzen und schnell spricht, und dabei hat sein Gesicht einen sehr freundlichen Ausdruck. Sein schwarzbraunes Haar trägt er einfach von der Stirn hinausgestrichen und im Hause, nach damaliger Art der Landleute, mit einem Hauptkamme festgehalten. Seine Kleidung war einfach, anständig und reinlich; er trug den Brustlatz mit silbernen Knöpfen und bei der Arbeit die Leinwandschürze. Ging er zur Stadt, so geschah dies in der Tracht des wohlhabenden Landmannes.

Pahlitzsch's Lebensart war sehr verständig. Je nach der Jahreszeit stand er Morgens um drei oder um fünf Uhr auf und dann kam die Zeit, in welcher er die Besuche seiner Gönner und Freunde, oder Derer, die seine Sammlungen sehen wollten, annahm. Dabei war er sehr gefällig und geduldig. An Tagen, wo kein Morgenbesuch eintraf, durchwanderte er einen Theil seiner an seinen Hof angrenzenden Felder und genoß den schönen Anblick des Elbthales, sammelte Insecten und Pflanzen. Der Tag war der Berufsarbeit gewidmet und darin ward er von seinem jüngsten Sohne kräftig unterstützt, der ein fleißiger und geschickter Landwirth war.

Als einst ein hochgestellter Staatsmann Pahlitzsch bei der Arbeit und in der Schürze überraschte und ihm seine Verwunderung darüber aussprach, antwortete Pahlitzsch lächelnd mit Kästner's Epigramm:

> Es ist kein Sterblicher noch nie so hoch gestiegen,
> Als Kepler stieg; er starb den Hungertod.
> Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
> D'rum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Der Minister klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Da hat Er wohl vollkommen Recht, mein lieber Pahlitzsch!"

In seinen späteren Jahren, als sein jüngster Sohn Johann Gottlob sich der Arbeit kräftiger annehmen konnte, gönnte Pahlitzsch sich eher eine Mußestunde, und sah es gern, wenn man ihn auch zu anderer Zeit, als des Morgens, besuchte; er selbst kam nun auch öfter nach der Stadt und besuchte seine Freunde, bei denen er stets willkommen war und von denen er öfter zur Tafel gezogen wurde.

Pahlitzsch war sehr wohlthätig gegen die Armen und Nothleidenden, dabei ein wahrhaft frommer Mann und fleißiger Besucher der Predigten.

Pahlitzsch's Umgebung, sein Hauswesen und seine Sammlungen zeugten von einem Geiste strenger Ordnung. Seine Naturaliensammlung war sehr ansehnlich und die Anordnung verrieth ein ernstes, tiefeingreifendes Studium. Er verwandte seine Ersparnisse auf deren Vermehrung, seine Pflanzensammlung aber hatte er meist selbst eingetragen, eben so viele Insecten selbst gezogen und zubereitet. Seine Conchyliensammlung galt als eine der vollständigsten und schönsten in hiesiger Gegend und sein botanischer Garten wurde von den Kennern bewundert und oft besucht; sein Herbarium war das Supplement desselben.

Alle diese Naturalien und Präparate, sowie die astronomischen und physikalischen Instrumente waren in besonderen Zimmern des Seitengebäudes seines Hofes aufgestellt. Alle diese Naturalien hütete er sorgfältig vor dem Blicke seiner Dienstleute und Nachbarn, denn, sagte er, die Landleute sind sehr geneigt, mich für einen Sonderling oder Zauberer zu halten, und wenn ich ihnen alles Dieses zeigen und die Kräfte der Natur durch die Luftpumpe oder durch die Elektrisirmaschine empfinden lassen wollte, so würden sie mich vielleicht beneiden und mir diese Sachen zu entwenden suchen, wenn sie den Werth derselben verstünden.

Seine astronomischen Beobachtungen stellte er auf einer ihm gehörigen kleinen Anhöhe vor seinem Hause an, Nachts, wo ihn die Nachbarn nicht beobachten und stören konnten. Die Bauern nannten ihn weit und breit „den Sternguker von Prohlis". So eifrig Pahlitzsch in seinen Studien war, so ungern schrieb er, seine astronomischen Beobachtungen ausgenommen. Diese ließ er meist in die Leipziger Zeitung und den gelehrten Dresdener Anzeiger setzen.

Pahlitzsch starb am 22. Februar 1788 und wurde auf dem Kirchhofe zu Leubnitz bestattet, wo ihm später das noch vorhandene kleine Denkmal errichtet wurde. Es befindet sich an der Nordseite der Kirche und besteht aus einem Würfel, über den sich eine cannelirte, abgebrochene Säule erhebt. Das Ganze ist etwa sieben Fuß hoch. Am Würfel liest man:

> Dem forschenden Wandrer ein Muster
> Als Vater, als Gatte, als Freund.
> Den Lohn seiner Tugend erwartend,
> Schläft Pahlitzsch in dieser Behausung.

G. Klemm.

Schloß Tenneberg.

(Schluß.)

Im Jahre 1495 war Herzog Johann selbst auf Tenneberg. Der Stadtrath zu Waltershausen, von der Absicht seines Besuchs unterrichtet, beschloß den Fürsten auf eine würdige Weise durch einen Trunk edlen Weins zu bewillkommnen und hielt es daher für angemessen, ihm ein Nösel Malvasier zu kredenzen. Um das kostbare Getränk herbeizuschaffen, schickte er den Stadtknecht zu Pferde 7 Stunden weit nach Erfurt und dieser brachte denn den edelsten der Forster, jedoch in einer etwas größeren Quantität als ein Nösel, zur Mitergötzlichkeit eines hohen Rathes nach Waltershausen; die Rechnung für Reisegebühren, Roß u. dergl., sogar das Strickchen, mit dem die Flasche an den Sattelknopf befestigt war, befindet sich in der alten Rathsrechnung von 1495 verzeichnet. — Im Jahre 1497 war auch der Kurfürst Friedrich mit seinem Bruder, dem Herzog, hier und als der Letzte (1500) seine Vermählung mit Sophie, Tochter des Herzog Magnus von Mecklenburg, feierte, verehrten die Waltershäuser ein silbernes und übergoldetes Gefäß (Becher?) zum Hochzeitsgeschenk und Er Heinrich Kaufmann und Er Herrmann Rottermund, die Rathsmeister, brachten es selbst nach Torgau.

Später verursachten ihm die Waltershäuser viel Kummer, als ein großer Theil derselben mit den aufrührerischen Bauern der Umgegend die Perle der thüringischen Klöster, Reinhardtsbrunn, 1525 nach Ostern erstürmte, in Brand steckte und die Mönche verjagte, über welchen letzteren Umstand er sich wohl am leichtesten beruhigte, da ihm oder vielmehr seiner reformatorischen Partei eine Arbeit erspart wurde. Allein ein großer Schatz von goldenen und silbernen Kostbarkeiten wurde geraubt, Gemälde und andere plastische Arbeiten, eine herrliche Bibliothek für 3000 Gulden an Werth, einer Summe, die damals als ein großer Reichthum zu betrachten war, vernichtet. Alle Hülfe, die der Herzog von Weimar aus, wohin ihm ein Eilbote die Nachricht von dem Ueberfall des Klosters brachte, den Mönchen sandte, war fruchtlos; sein Abgesandter an der Spitze der Unterhändler, Hyeronimus von Grumsdorf, mußte sogar ohne Stiefel wieder wegreiten. Die Aufrührerischen waren nicht zu bändigen; vom Weine der Klosterkeller berauscht, zerschlugen sie, was sie nicht mit fortnehmen konnten. Als sie aber entnüchtert waren, trieb sie der Amtmann auf Tenneberg, Tiezmann von Goldacker, zu Paaren, ließ überall Haussuchung thun und das Geraubte auf einen Wagen auf dem Markte zu Waltershausen tragen und nach Weimar schaffen. Vielleicht aber war der Amtmann selbst mit Schuld an der Erhebung des Volkes gegen Adel und Geistlichkeit, denn er war ein tyrannischer Edelmann, der die Feudallasten seinen Amtsunterthanen sehr fühlbar machte. So wird von ihm erzählt, daß er, ein Feinschmecker, den Rheinwein sehr liebte, ein Getränk, das deshalb sehr selten war, weil nach einem kurfürstlichen Erlaß „nur solcher Wein getrunken werden sollte, der in Unserer Gebrüder (Friedrich und Johann) Landen gebaut würde". Der Amtmann machte daher in der ausgedehntesten und unbarmherzigsten Weise von den Frohndiensten der Bauern Gebrauch, indem er nach Belieben dieselben zur Frohne an den Rhein schickte, um sich Wein holen zu lassen.

Aus der Zeit Johann Friedrich des Großmüthigen müssen wir eines Amtmanns auf Tenneberg Erwähnung thun, Peter von Könitz. Als der Kurfürst am 12. December 1553 auf Schloß Grimmenstein zu Gotha sein Testament aufsetzte, war dieser unter den Zeugen, und als nach dem Tode des Fürsten (1554) seine 3 Söhne die Regierung antreten wollten, schickten sie, um vom Kaiser die Lehen zu empfangen, den Kanzler Dr. Brück und den Amtmann in diesem ehrenvollen Auftrag zu jenem nach Brüssel.

Unter der Regierung Herzog Johann Friedrich des Mittlern, des ältesten der 3 Söhne, tritt Tenneberg mehr als unter seinem Vater, Johann Friedrich dem Großmüthigen, in der Geschichte hervor. Als nämlich in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (24. März 1547) im Schmalkaldischen Kriege der Kurfürst Freiheit und Land verloren hatte, wurden dessen Söhnen von ihrem Vetter Moritz, an den Beides gefallen war, zur Versicherung der ihnen versprochenen jährlichen Einkünfte von 50,000 Gulden verschiedene Aemter eingeräumt und unter diesen Amt Tenneberg.

Im Jahre 1546 verlegte der Herzog sein Hoflager von Weimar nach Gotha, wegen der größeren Festigkeit dieser Stadt, und als noch in demselben Jahre die Pest in Weimar ausbrach, verlegte er auf den Rath des fränkischen Ritters Wilhelm von Grumbach, der bei ihm bereits Zuflucht gefunden hatte, am 8. November die Regierung nebst der ganzen Canzlei auf Tenneberg.

In der Theilung der ernestinischen Lande (1572) zwischen des gefangenen Herzogs Bruder, Johann Wilhelm (1567—1570), und dessen Neffen, behielt jener den weimarischen Antheil und diese, Johann Casimir und Johann Ernst, den coburg-gothaischen, und Tenneberg bekam einen eifrigen Verehrer an ersterem; Johann Casimir, ein gefeierter Nimrod seiner Zeit, erkor ihn zu seinem Jagdschloß in hiesiger Gegend und erbaute zur Befriedigung seiner Waidlust am Burgberge das große Jagdzeughaus, eines der größten weit und breit, und ernannte den Amtmann auf Tenneberg zugleich „zum Forstmeister in Thüringen", d. h. für seine thüringischen Besitzungen. Auch das Schloß selbst ließ er in baulicherem Zustand erhalten und wohnte 1622 über einen Monat hier, um die Truppen zu beobachten, die Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg für Spanien geworben hatte. Die Jagdstücke, Bilder vom sogenannten eingestellten Jagen, mit denen er verschiedene Zimmer des Schlosses zierte, hängen jetzt in Reinhardtsbrunn.

Als nach seinem kinderlosen Tode (1633) sein Bruder, Johann Ernst von Eisenach, seine Besitzungen geerbt hatte, so nahm sich auch dieser des Tennebergs an, denn er verbesserte dadurch den Brunnen, daß er aus ergiebigeren Quellen die neue Leitung herstellte, die 7½ Schock Röhren erforderte (1636).

Als von den 3 Söhnen des Herzogs Johann von Weimar Ernst als Herzog Ernst I. (Fromme) von Gotha diesen Landestheil erhielt, residirte er im ersten Jahre seiner Regierung, 1640 vom April bis 24. October, auf Tenneberg, weil der Grimmenstein zu Gotha seit der Schleifung desselben in Folge der Grumbachschen Händel schon länger als 70 Jahre zerstört lag und sich in Gotha kein zur Residenz geeignetes Gebäude fand, wozu nun das Kaufhaus, das jetzige Rathhaus, eingerichtet wurde; erst später baute er den Friedenstein. Den 24. Februar huldigten ihm nun auf unserem Schlosse die Aemter Tenneberg, Reinhardtsbrunn, Georgenthal und Schwarzwald. Amtmann war der bisherige Schösser Andreas Wex. Den 12. August hielt er hier einen Landtag, um wegen der Gelder für Verpflegung des in Erfurt einquartirten Dubaltischen Regiments Schweden nach Verhältniß der einzelnen Lande Berathung zu halten und überhaupt die traurige Lage der Unterthanen durch die Lasten des 30jährigen Krieges nach Kräften zu mildern.

Im Jahre 1666 erlangte er vom Erzbischof Johann Philipp von Mainz die Entsagung der mainzischen Lehnsgerechtigkeit an Gotha, Stadt und Schloß, wie auch Amt Tenneberg und Waltershausen.

Das Amtspersonal bestand damals aus 3 Personen, dem

Amtmann, der gewöhnlich Amtsschösser hieß, dem Amtsschreiber und dem Amtsrichter. Der erste hatte die Justiz und einen Theil der Verwaltung und Steuereinnahme, der zweite die fürstlichen Einkünfte an Gefällen und Lehen, der dritte war Protocollist des Amtmanns, hatte die Registratur, Citationen, Executionen, Inventuren und Criminalsachen zu besorgen. Die Einkünfte (laut Amtsbeschreibung von 1666) aus dem Amte waren 3525 Gulden (zu 21 alten Groschen) 6 gr. 3 pf. 1½ Heller; gegenwärtig betragen sie über 150,000 Thlr., wobei freilich der veränderte Geldeswerth mit zu berücksichtigen ist, und anstatt der 3 Amtspersonen sind jetzt 3 besondere große Aemter, Landrathsamt, Justizamt und Rentamt mit beträchtlichen Personalen.

Daß bei der Frömmigkeit des Herzogs auf Tenneberg der Gottesdienst gepflegt wurde, ist natürlich und wahrscheinlich ließ er eine Hauptreparatur oder Vergrößerung der Schloßcapelle vornehmen, da sie am 25. Juli 1667 eingeweiht wurde. Er benutzte den Tenneberg auch als Staatsgefängniß; Reinhardt von Stein (zum Liebenstein) saß z. B. hier wegen Räubereien, die er sich an seinem Schwager hatte im 30jährigen Kriege zu Schulden kommen lassen.

Der alte, ehemals in der vorderen Ecke des Hofes rechts stehende, viereckige Thurm enthielt die Gefängnisse, an der Zahl 6, von denen nur 2 heizbar waren. Um von dem Justizverfahren der damaligen Zeit einige Beispiele crimineller Art anzuführen, wollen wir den Herrn Amtsrichter Johann Aschenbach Gerichtstag halten lassen. Auf dem Wege in die Amtsstube kommen wir auf dem Hof an den Gefängnißthüren vorüber und hören aus einem vergitterten Fenster herab die kreischenden Gebete einer Alten, der die Folter das unfreiwillige Geständniß erpreßt hat, daß sie eine Hexe sei, die mit dem Teufel und Drachen nächtliche Buhlschaft gepflogen. Vor der Gerichtsstube steht in einer Fenstervertiefung ein Ehemann, der ein Mädchen verführt hat, in Ketten gefesselt und „obgleich er den Kopf verwirkt hat, so ist er auf Fußfall seines Weibes und der Kinder von Sr. fürstlichen Gnaden begnadigt und dem heiligen Ehestand zu Ehren aus dem Fürstenthum Sachsen mit dem Staupenschlag verwiesen, an den Galgen geschlagen und zu den Kosten verurtheilt worden". — Dort sitzt eine vom Jenaischen Schöppenstuhl verurtheilte Kindesmörderin; der Spruch lautet: „sie soll gesäckt werden, ist jedoch zum Schwerte begnadigt, der Körper aufs Rad, zum Säcken ist des Wassers halber keine Gelegenheit, denn das Urtheil und Recht war, daß sie in einen Sack gestecket, ins Wasser geworfen und ertränket werden soll". — Dort schiebt der Landknecht eine leichtsinnige Dirne mit verführerischen Augen vor sich her; sie steigt in das eiserne Gitter „der Jungfernzucht"; der Amtsfrohne verschließt es und ungeduldig harret seiner der Schinderknecht, der eben die Folterleiter in ihre dunkle Ecke stellt, denn dieser hat noch eilig einem Briefträger falscher Brandbriefe ein Ohr abzuschneiden, den Staupbesen zu geben und mit dem „Wappner" über die Grenze zu bringen. — Ein anderer Kerl, der auf dem Felde Pflüge gestohlen hat, ist nach peinlicher Frage zum Strange verurtheilt, aber durch Gnade zum Schwerte gelangt. — Wieder soll der Schinderknecht einen Mann, der einen Sack Gemüse gestohlen und den er deshalb schon ans Halseisen gestellt hat, noch „durch den Korb springen lassen", auch muß noch ein betrügerischer Kornkipper wegen Unfugs auf dem Markt beim Fruchtkauf mit dem „Judenhut" bestraft werden.

Herzog Friedrich I., seinem Vater durch französische Sitten sehr unähnlich, weilte ebenfalls gern auf Tenneberg, und daß er bei seiner Neigung zu Festlichkeiten manches heitere Banket hier hielt, geht daraus hervor, daß er nach seiner Rückkehr von dem Entsatze der von den Türken belagerten Stadt Wien 1683 hier ein Trinkgefäß in Form eines Rebhuhns als Willkommen für frohe Gesellschaft mit der Bestimmung aufstellte, daß Alle, die mit ihm oder nach ihm den Pokal leeren würden, ihre Namen und einen Denkspruch in das dazu bestimmte Buch einzeichnen sollten. Zum Andenken an diese ritterliche Sitte wird der sehenswerthe Pokal nebst dem Buch im Kunstcabinet auf dem Friedenstein zu Gotha aufbewahrt. Das Stammbuch führt den Titel: „Buch zum Fürstlichen Willkommen auf dem Fürstlichen Schlosse und Jagdhause Tenneberg und das friedsame Rebhuhn, welches der Durchl. Fürst und Herr Friedrich I. ꝛc. zu einem Willkommen auf dem Fürstlichen Schlosse und Jagdhause Tenneberg zur Erweckung und Erhaltung herzgemeinter Liebe und Eintracht höchst löblich gestiftet". Der Herzog schrieb eigenhändig folgende Stiftungsurkunde in dasselbe:

„Nachdem ich diesen Willkommen Anhero Auf dieses Amt- und Jagdhaus constituirt, Also mache mitt Unterschrifft Als Fundator den Anfang mit dem Ersuchen, daß Alle diejenigen, so gegenwärtigen, auf der andern Seiten Seiner Größe nach gemalten Willkommen Auf diesem Hause Tenneberg austrinken werden, Ihren Nahmen, Alter und Eingedenk-Spruch darbei zeichnen mögen, bey Straffe, wenn Solches nicht geschiehet, der Willkomen nochmalen ausgetrunken werden muß.

„Dieses geschehen, im Schloß und Ambthause Tenneberg, im Monat December, den 22. Tag des 1683. Jahres nach Christi Gebuhrt, während der Tafel umb 3 Uhr.

„Zum Andenken setze Ich diese geringen Reime herbey:
„Im Unglück allzeit fröhlich sein, Ist Kunst und macht doch gleichwohl Pein.

Friedrich H. z. S."

Man sieht hieraus, daß der Fürst nicht gerade, um Grillen zu fangen, hier verweilte, wenn ihm das Treiben der Residenz nicht behagte. Sein Sohn Friedrich II. setzte seiner Gemahlin Magdalene Auguste, gebornen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Tenneberg und Waltershausen zum Witthum aus und ließ ihr am 7. September 1696 auf dem Schlosse mit großem Gepränge huldigen. Ihm verdankt es hauptsächlich sein modernes Aeußere, obgleich an der ganzen Form fast nichts geändert ist. Es war aber auch eine gründliche Reparatur nöthig, da es bis 1714 so baufällig geworden war, daß es in wenigen Jahren unbewohnbar gewesen sein würde. Er veränderte den Stand des Thurmes, indem er den alten, an dem vordern Winkel des Hofes aufsteigenden, starken, viereckigen, wegen des Baues des Banketsaales abtragen und den jetzigen auf dem Dache über dem Portal errichten (1729), nachdem er bereits die Capelle bedeutend hatte erweitern (1721) und die Zugbrücke in die jetzige Bogenbrücke umwandeln lassen. Um für seinen Hofstaat mehr Raum im Schlosse zu gewinnen, baute er für den Amtmann das gegenüber liegende Amthaus (1729), das in späteren Jahren, wie noch jetzt, die Dienstwohnung des Oberbeamten des Rentwesens wurde. Der Titel des letzteren war Amtsvoigt. — Er benutzte Tenneberg häufig, wie sein Vater, als Lustschloß und trat in Bezug auf seine Lustbarkeiten in die Fußtapfen desselben. Denn als er nach Antritt seiner Selbstregierung in froher Gesellschaft hier war, schrieb er sich in das obengenannte Stammbuch auf folgende Art ein:

„Demnach Ich zum erstenmahl nach der mit Gott angetretenen Landesregierung allhier auf Tenneberg angelangt, Und mich erinnernd, Was gestalt meines Hochseel. Herrn Vaters Gnaden im Monat December Anno 1683 einen sogenannten Willkomen aus Fürstlicher Wohlmeinung und auf Treu und Redlichkeit abzielender Intention hierher gestiffted: Als habe auch ich mich schuldig erachtet Solches von Sr. Hochseel. Gnaden fundirte und hinterlassene, angenehme und werthefte Andenken zu erneuern und zu continuiren. Demnach habe ich Solches hiermit aus Gleicher Wohlmeinung und Intention renuvelliren wollen, Und den Anfang darzu sowohl Ich selbsten gemacht, Als auch durch

die angenehme und liebe Gäste (welche dann den Vorgesetzten Willkomen, nach Ihren auf der andern Seite befindlichen schrifft. Bekändniß, redlich Bescheid gethan) machen lassen. So geschehen auf meinem Schloß und Ambhauß Tenneberg, den 3. Tag des Monats August Im Jahr Christi 1694.

Zum Andenken setze ich diesen geringen Reimen darbey:
Die Treu und Redlichkeit geht durch die ganze Welt,
Untreu sich selbsten schlecht (schlägt) und durch sich selbsten fällt.

„Friedrich H. z. S. Meines Alters Achtzehn Jahr und Sechs Tage.
Symbolum: Amore et Prudentia."

Hierauf folgen die Namen von 10 Gästen, unter denen sich neben fürstlichen und hochadligen Personen auch der Name eines Bürgerlichen, des Kammerjunkers Friedrich Wilhelm Stange, befindet. Späterhin ist Herzog Friedrich II. noch häufig hier gewesen und hat noch oft die um ihn versammelten Gäste sich in das Stammbuch einschreiben lassen, er selbst aber hat die eigenhändige Einzeichnung nicht wiederholt. Er führte auch adelige Amtleute, unter dem Titel Amtshauptleute hier ein, z. B. Lebrecht von Watzdorf, dann Erdmann von Watzdorf, welcher letztere auch noch unter Herzog Friedrich III. hier war.

Als der junge Herzog Ernst August Constantin von Weimar wegen seiner Minderjährigkeit unter die Vormundschaft des Herzogs gekommen war und sich deshalb am gothaischen Hofe aufhielt, wohnte er mehrere Jahre während des Sommers auf Tenneberg. Herzog Friedrich III. vergrößerte das Amt Tenneberg dadurch, daß er 1748 das Amt Reinhardtsbrunn mit demselben vereinigte, dann die beiden Aemter für längere Zeit wieder sonderte und 1757 wieder vereinigte, bis sie sein Sohn Herzog Ernst II. 1789 abermals trennte. Dieser kam selten hierher, da er Reinhardtsbrunn als Lustschloß vorzog; ebenso hielt auch sein Sohn, Herzog August, fast nie hier Hof, sondern war lieber in der Familie des Amtmanns Manso, eines fein gebildeten Mannes, welcher der Familie des Philosophen Manso angehörte und vom Herzog wie ein Freund behandelt wurde.

Herzog Ernst I. von Coburg-Gotha, in der Absicht, Tenneberg wieder völlig zu einem Lustschloß für Besuche mit einem größeren Hofstaat herzustellen, entfernte den Amtmann aus demselben und setzte Castellane hierher; durch die Erbauung des jetzigen Schlosses Reinhardtsbrunn zog er jedoch den Aufenthalt in diesem Elysium vor und zu einer Verschönerung der im Laufe der Jahre alles Glanzes beraubten herrschaftlichen Zimmer des Schlosses Tenneberg kam es deshalb nicht.

Eine bedeutende Veränderung nahm er jedoch mit der Verfassung des Amtes vor, wie dies mit den Aemtern des gothaischen Landes überhaupt geschah. Die Aemter wurden Justizämter genannt und die Amtsvogteien in Rentämter verwandelt, indem der Amtmann mit der Steuereinnahme gar nichts mehr zu thun hatte, sondern dieselbe mit der Lehnsverwaltung der bisherigen Amtsvogteien den aus letzteren verwandelten Rentämtern zuertheilt wurde.

Unter seinem Sohne, des jetzt regierenden Herzog Ernst II. Hoheit, wurde dem 1848 neu eintretenden Amtmann Wilhelm Regel nicht blos die Wohnung wieder auf Tenneberg angewiesen, sondern auch das Justizamt in die Abtheilung der Justiz und die der Criminal- und Polizeiverwaltung getrennt, wobei für jede Abtheilung ein besonderer Justizamtmann vorhanden war. Am 1. Juli 1858 ging jedoch eine abermalige wichtige Veränderung vor sich, indem aus der Abtheilung I. (Verwaltung) ein Landrathsamt gebildet ward, wie dies auch für Gotha und Ohrdruff geschah. Der Justizamtmann Regel wurde Landrath und dem Landrathsamt Tenneberg die Polizeiverwaltung der 3 Justizämter zu Tenneberg, Thal und Friedrichswerth unterstellt.

Die früheren herrschaftlichen Zimmer bewohnt jetzt der Justizamtmann Carl Ausfeld, so daß der Herzog selbst keines mehr zu seiner besonderen Verfügung hat. In den unteren Räumen ist das Local für das Justizamt und das Rentamt, in einem der oberen das Landrathsamt. Der Eingang ist in der Fronte, die die Giebelseite des Schlosses bildet, wenn man diejenige so nennen will, die die Form des Hufeisens an seinen beiden Enden schließt. Die Kirche, noch in gutem Stand, wird von den Schloßbewohnern zuweilen zu Taufen benutzt.

Die Aussicht ist wegen der Lage des Schlosses auf einem schmalen Vorberge des Thüringer Waldes reizend und wird um so entzückender, wenn man vom Schloßplatz aufwärts auf dem Promenadenwege des Rückens weiter steigt, bis zu dem Punkte, von wo aus das in Nr. 3 gegebene Bild gezeichnet ist. Der Blick über Tenneberg hinweg zeigt uns im nordwestlichen Hintergrunde den 1½ Stunde entfernten Sagenberg, den Hörselberg mit seinem scharf gekrümmten Rücken, seinen fast kahlen Flanken und seiner im Lichte oft wechselnden Färbung. Von West nach Ost lacht uns das Grün des aufsteigenden Waldes, nach Nord und Ost eine weite Fläche mit blinkenden Dörfern.

Dr. Polack.

Die Mönchskirche in Bautzen*).

Bautzen bietet den Freunden alterthümlicher Gebäude und malerischer Ansichten manchen Reiz. Es giebt hier viel Stellen, die ich — der schon über 10 Jahre an diesem Orte weilt — immer wieder mit neuem Interesse besuche und mich an ihrem Anblicke erfreue. Die Chroniken wissen von hier viel Merkwürdiges zu erzählen. Auch ist die Pietät der Bewohner anzuerkennen, die schwer an die Trennung von ihren alten Thürmen, Mauern und Wällen gehen, wenn die Nothwendigkeit oder auch — von maßgebender Stelle aus — nur der Wunsch, Neues, Modernes herzustellen, sie da oder dort beseitigen will. Ich bin überzeugt, es wird, wenn nur ein Anfang gemacht worden, von hier aus in diesen Blättern noch manche des Gegenstandes wegen lesenswerthe Mittheilung erscheinen. Für diesmal will ich nur auf eine Oertlichkeit aufmerksam machen, von welcher wenig gesprochen, die selten den durchreisenden Fremden gezeigt wird, die aber mir merkwürdig und interessant genug ist, um etwaige Besucher, die Bautzen noch nicht gesehen, stets dahin zu führen — welche es mir dann auch immer gedankt haben —; eine bewohnte Ruine mitten in der Stadt: die alte Mönchskirche.

Wenn man von dem Bautzener Fleischmarkte aus durch die große Brüdergasse unter einigen der dieser Stadt eigenthümlichen steinernen Bogen hinweg, durch welche in den schmalen Gassen die einander gegenüberstehenden Häuser verbunden werden, in der Richtung nach dem Schlosse Ortenburg geht, so gelangt man bald an einen kleinen Platz, — „an der Mönchskirche", — von welchem fast die ganze linke Seite durch den — einen Theil der umstehenden Häuser überragenden — Ueberrest einer, etwa 60 Schritt langen, aus Ziegelsteinen errichteten, dicken Mauer eingenommen wird, der man deutlich anerkennt, daß sie zu einer Kirche gehört

*) Ich wähle auch im schriftlichen Ausdrucke diese deutsche Schreibweise, da sie im Gespräche von Jedermann angewendet wird, wenn man auch hier zu Lande bei Allem, was geschrieben oder gedruckt wird, den alten wendischen Namen Budissin mit Beharrlichkeit beibehält.

hat, denn man bemerkt in derselben sechs gothische Kirchenfenster von verschiedener Höhe. Zwei derselben sind nach oben zerbrochen bis zum Mauerrande; bei den vier anderen sieht man in ihren Spitzen noch Bruchstücke von Verzierungen, und von einem der letzteren stützt sich ein Bogen auf das Dach eines daneben stehenden neuen Hauses. Ein großes, wohlerhaltenes Portal in Spitzbogenform führt von dieser Seite in die Kirche und ist durch ein hölzernes Thor verschlossen. —

Diese Mauer bildet die nördliche Seite eines unregelmäßigen Vierecks, welches nach Osten von der Hohen-Gasse, nach Süden von der Heringsgasse und nach Westen von dem Seminargäßchen eingeschlossen wird. Der ganze Raum innerhalb dieses Vierecks wurde ehedem von einem Franziskanerkloster eingenommen und führt jetzt den allgemeinen Namen: Mönchskirche, wenn auch die zu dem Kloster gehörende Kirche nur in dem nördlichen Theile des Raumes sich befand. Die drei zu den obengenannten Gassen gehörenden Seiten des Vierecks bestehen aus gewöhnlichen Häusern neuerer Bauart, von denen an der nordöstlichen Ecke ein Gefängnißgebäude, an der südöstlichen der Gasthof „zum Lamm" und an der südwestlichen das ehemalige Seminar besonders massiv gebaut sind, und erregen durch ihr Aussehen weder unser Interesse, noch unsere Neugierde. Begiebt man sich aber von der Hohengasse aus unmittelbar neben dem Gefängnisse, an einem abgebrochenen Stücke Schwibbogen vorüber, in das Innere, so bietet sich uns sogleich ein Anblick, dessen Sonderbarkeit uns fesselt. Zwischen den übriggebliebenen Mauern, Spitzbogen und Strebepfeilern des alten Klosters befinden sich, angeklebt an die Ueberreste längstvergangener Jahrhunderte, — unregelmäßig hingebaut, je nachdem ein Platz sich da oder dort fand, — eine Anzahl kleiner Häuser, welche armen Bewohnern der Stadt Obdach geben. Sie bestehen größtentheils aus Lehmfachwänden und sind mit Schindeln gedeckt; aber eine oder zwei Wände der darin befindlichen Zimmer werden durch die Mauern gebildet, zwischen denen einst die Mönche hausten. Ich habe achtzehn solcher Häuschen gezählt. Der Weg, der zwischen ihnen hindurch und in dieselben führt, ist ganz unregelmäßig gebrochen. Man kann nicht zehn Schritte geradaus gehen. Nur der Raum zwischen den vier Mauern der alten Kirche und ein anderer kleinerer Platz, der ebenfalls von Mauern umgeben ist, sind ohne Wohnungen. Zwischen den eingemauerten Grabsteinen des Ersteren wird die Wäsche der jetzigen Generation getrocknet und in dem Anderen steht unter hingeworfenem Schutt ein einsamer wilder Kirschbaum. In dem letzteren Platze standen früher zwei Häuser, welche, nachdem sie wegen Baufälligkeit abgebrochen worden, nicht wieder aufgebaut werden durften. Ich halte dafür, daß diese beiden Räume, ringsum von hohen Mauern geschützt, den Inwohnern der Mönchskirche die erste Zuflucht gewähren können, wenn einmal dort Feuer ausbrechen sollte und, wie es bei dieser Oertlichkeit möglich, nicht gelöscht werden könnte, sondern rasch um sich greifen würde. Es giebt nämlich — wenn ich das immer verschlossene Thor abrechne, das von der Nordseite in die eigentliche Kirchenruine führt — außer dem vorhin erwähnten Eingange nur noch einen zweiten stets offenen, welcher, ebenfalls von der Hohengasse aus, durch einen engen, niedrigen, vielleicht auch von der Klosterzeit herstammenden gewölbten Gang in das Innere der Mönchskirche führt. Auf diesen Wegen müßte sich, wenn es innerhalb an jedem bergenden Raume fehlte, Alles, was helfen oder sich retten wollte, zusammendrängen, und nicht Alle würden Rettung vor dem Flammentode finden können. — Aus diesem Grunde und um den Platz später zu anderen Zwecken zu benutzen, läßt man die Häuser der Mönchskirche allmählig eingehen. — Kleine Blumengärten etwa von sechs Schritt Länge und zwei Schritt Breite, von Stacketen umfaßt, sind ungeachtet des sehr beschränkten Raumes vor einigen Häuschen angelegt, ein paar Obstbäume und Weinstöcke bemerkt man an den Mauern und vor manchem Fenster sieht man im Sommer Breter mit einfachen Topfgewächsen, was dem Ganzen ein freundliches Aussehen giebt. — Das sind die Beobachtungen, die sich dem durch diese Räume Wandernden auf seinem kurzen Wege zunächst bieten. — Die hier folgenden geschichtlichen Notizen habe ich größtentheils den beiden Büchern: 1) die merkwürdigsten Schicksale der Oberlausitz und ihrer alten Hauptstadt Budissin u. s. w. von August Böhland, Lehrer an der Bürgerschule, 1831; 2) Chronik der Stadt Budissin von Carl Wilke, 1843, sowie Techell's Annalen entnommen. — Letztere sind ein handschriftliches Werk, welches von einem Kupferschmiedmeister und hiesigem Bürger, der in vorzüglichem Andenken steht, mit der größten Beharrlichkeit viele Jahre hintereinander, unter Benutzung aller nur aufzufindenden Quellen in 14 dicken Folianten, zu welchen er ungefähr 300 Buch Papier verwendet hat, bearbeitet worden ist. Diese Annalen werden fast bei jeder Gelegenheit benutzt, wo Rückblicke auf Bautzens Vergangenheit gethan werden sollen.

Wilke beklagt den Mangel an Nachrichten über das Kloster in den vorhandenen Chroniken. Es sei z. B. kein Verzeichniß der Guardiane zu finden, und nur einen Namen derselben hat man in einem Vertrage des Klosters zu Zittau mit dem dortigen Stadtrathe gefunden, worin — jedenfalls als Zeugen — nachfolgende Namen aufgeführt sind: Her Thyme von Schawinforst, gardian czu Budissin, Her Johannes von Lebenberg, lesemeister (lector) czu Budissin. Die Jahreszahl, wann dieser Vertrag geschlossen, ist in Wilke's Chronik nicht mit angegeben. — Wenn man bedenkt, wie die Stadt einst Zeuge und oft sehr thätige Theilnehmerin an wichtigen, erschütternden Ereignissen gewesen ist, so läßt sich erklären, daß die Chroniken vielmehr auf diese ihre Aufmerksamkeit gerichtet und diesen ihre Arbeit gewidmet haben, als dem Gedächtniß der Brüderschaft der „grauen Mönche", welche daneben ihr beschauliches Leben führten, es sich auch zu Zeiten recht wohl sein ließen, Niemand störten und von Niemand gestört wurden. — Wir dagegen, in deren Zeiten es Krieg — nur in großartigerem Maßstabe —, Grausamkeiten — wenn auch nicht mehr so ausgesucht marternd — und Verrath giebt, so gut, wie damals, wir fühlen uns beim Rückblick in die ferne Vergangenheit zuweilen mehr angezogen von Zuständen, die uns fremd sind und wie Sagen erscheinen, z. B. dem Treiben und Wirken in den Klöstern, und nehmen mit Bedauern die Lücken wahr, welche hierüber in den Chroniken offen bleiben.

Im Jahre 1218 kamen Franziskaner nach Bautzen und baten den Stadtrath um einen Platz zur Erbauung eines Klosters. Es wurde ihnen zu diesem Zwecke ein freier, mit Bäumen besetzter Platz angewiesen, auf welchem zwei Kretscham (Schänken) standen. Bruno der Zweite, ein Herr von Baruth und 21. Bischof von Meißen, nahm sich dieses Baues mit Thätigkeit an und verlegte, um demselben sowohl, als auch dem gleichzeitigen der hiesigen Domkirche nahe zu sein, seinen Sitz 1219 von Meißen nach Stolpen. Der Bau begann mit Hülfe der Stadt und des Landes zur Regierungszeit des Königs Przmislaus Ottokar I. von Böhmen, noch zu Lebzeiten des heiligen Franziskus, und ehe dieser 1226 zu Assissi in Italien starb, konnte schon die Franziskanerkirche des hiesigen Klosters 1225 eingeweiht werden. —

Die ersten Einkünfte des Klosters mögen in Gaben der Frömmigkeit von Stadt und Land bestanden haben. Im Jahre 1110 wurden die Franziskaner durch den Landvoigt Albrecht von Colditz mit den Wäldern „am böhmischen Stege" belehnt. Hier soll bis 1200 ein wüster Wald gewesen sein, der dem Bischofe von Meißen gehörte und worin sich ein Einsiedler aufhielt. Als in der Folge die Mönche den Wald erhielten, ließen sie einen Theil desselben niederhauen und legten ein Vorwerk an, aus welchem später das

Dorf Mönchswalde — 1½ Stunde südlich von Bautzen, an der Spree gelegen — geworden ist. Auch haben die Franziskaner dort eine Kapelle erbaut, worin sich stets zwei Mönche befanden. Nach Eingang des Klosters ist dieselbe verfallen. —

Die furchtbaren Brände, von welchen die Stadt wiederholt heimgesucht wurde, erstreckten sich auch über das Kloster, das 1401 ganz eingeäschert wurde und 1441 zum Theil — die Kirche — in Flammen aufging. Doch wurde es nach diesen Ereignissen schnell wieder aufgebaut und auch vergrößert. Nach dem großen Brande von 1598 blieb es — damals schon verlassen — in Ruinen liegen.

Die Franziskanerkirche ist die letzte Ruhestätte manches hohen geistlichen oder weltlichen Herren. — 1266 starb Albrecht der Zweite, Bischof von Meißen, ein Herr von Mutzschen, in Bautzen und wurde im Kloster beigesetzt. — 1405 begab sich der Bischof von Meißen, Johann der Dritte, ein Herr von Kittlitz und Baruth, nach Bautzen zur Ruhe. Er war sehr alt und hatte sein Amt aufgegeben. Er starb am 29. Februar 1408 und wurde in der Franziskanerkirche beigesetzt. — Im Jahr 1464 starb in Bautzen am 19. November der damalige Landvoigt John von Wartenberg, Sohn Sigismunds von Wartenberg, eines erklärten Feindes der Oberlausitzer, dem sie das Schloß Tetschen zerstörten, der aber auch 1394 bei seinem Einfalle in die Lausitz die Dörfer um Bautzen verheerte, den Bewohnern Nasen und Ohren abschneiden ließ und sie so verstümmelt in die Stadt schickte. Anfangs setzte John die Feindschaft gegen die Sechsstädte*) fort, bis er endlich ihr Freund und 1460 sogar ihr Landvoigt wurde. Er wurde in der Franziskanerkirche links in einem Schwibbogen an der Kanzel beigesetzt. Sein Grabstein, auf welchem er bewaffnet fast in Lebensgröße abgebildet war, hatte nach Manlius diese Umschrift: „1464 (dort steht 1468) am Tage Elisabeth starb Herr Jhon, Edler von Wartenberg". — An der Wand waren die Zeichen seiner Ritterschaft, Schild und Helm, befestigt, mit der deutschen Ueberschrift: „Jhon von Wartenberg, Voit der Sechslande und Städte Budissin, Görlitz u. s. w." Offenbar ist dies derselbe Grabstein, den man später bei einem Baue fand, aber — zertrümmerte! Noch sind zwei Grabsteine vorhanden, die es wohl verdienten, daß man ihre Schrift abzeichnete und zu entziffern suchte. Auf dem Einen ist ein Bischof im Ornat, vielleicht Johannes der Dritte, auf dem Andern blos das Wappen der Freiherren von Megaw (Megau) befindlich.

Im Jahr 1482 waren 300 (nach Anderen 500) fratres in dem Kloster.

Die Reformation fand bald zahlreiche Bekenner in der Stadt. Aus diesem Grunde mochten die Zuflüsse, welche das Kloster empfangen, bedeutend abnehmen. Auch traten — nach den Annalen — Mönche zum Lutherthum über. Deshalb verließen viele Franziskaner das Kloster. Mehrere derselben nahmen werthvolle Sachen mit, und da der Guardian der Sache keinen Einhalt thun konnte, so übergab er 1524, weil er — nach den Annalen — dem Rathe geneigter war, als dem Domstifte, die Kirchenkleinodien der städtischen Behörde. Diese ließ Alles aufnehmen und meldete dies dem Könige Ludwig von Böhmen. — 1554 wurde der Thurm der Klosterkirche, weil man seinen Einsturz befürchtete, abgetragen. — 1558 waren nur noch drei Mönche vorhanden: Nicolaus Rost, Melchior Pollmann und Matthäus Lowasitz (nach Wilke, — Mathias Losawitz nach Böhland und Techell), welche dem Rathe die Einkünfte des Klosters übergaben und zugleich um Unterstützung bis zu ihrem Tode baten. Der letztgenannte Mönch*) starb 1587, hatte seit 1561 das Kloster allein bewohnt, alle Amts- und Klosterpflichten treulich verrichtet, und ruht nun auch in ihm. — 1563 wurde der bedeckte Gang vom Kloster nach dem Mönchsthurme (nahe der Fischerpforte), der über die Heringsgasse geführt, abgebrochen.

*) Die Sechsstädte waren eine Verbindung der Städte: Budissin, Görlitz, Camenz, Löbau, Zittau und Lauban, zunächst zur bewaffneten Abwehr des räuberischen Adels. Sie waren einst sehr wehrhaft, mächtig und gefürchtet.

Dieser dicke Thurm, von welchem bei den Belagerungen im Hussitenkriege die Bürger dem Feinde am meisten geschadet und tapferen Widerstand geleistet hatten, steht noch jetzt fast unverletzt da, dient einem Tuchfabrikanten zur Aufbewahrung seiner Wollvorräthe, ist umhüllt von einem schönen dichten Epheumantel, umgeben von zum Theil sehr altem Gemäuer und freundlichen Gärten, die in Terrassen nach der Spree hinabsteigen, und bietet eine der malerischen Ansichten, die immer fesseln und an denen Bautzen so reich ist. — Der untere, südliche, an die Heringsgasse grenzende Raum des Klosters war ehedem ein sehr schöner Garten.

Zwölf Jahre nach dem Tode des letzten Mönchs — 1598 — legte eine Feuersbrunst das Kloster in Asche, aus welcher es nicht wieder erstand. Nach dem Brande gab es lang dauernde, sehr erbitterte Streitigkeiten zwischen dem Capitel (Domstift) und dem Rathe um das Besitzrecht über die wüsten Trümmer. Ersteres berief sich vorzüglich auf kaiserliche Schenkungsurkunden, Letzterer entgegnete: Er habe einst den Franziskanern den Platz zur Erbauung des Klosters überlassen; seit dieses nicht mehr bestehe, gehöre Grund und Boden nach wie vor der Stadt. Das Capitel muß zur Wahrung seiner Ansprüche Geistliche in den Ruinen gelassen haben; denn vom Jahre 1619 wird erzählt, daß der Rath selbige mit Gewalt aus dem Kloster vertrieben hätte. — 1620 ließ der Rath den Anfang mit dem Abtragen der Ruinen machen, welche Arbeit

*) Ich kann, an diesen Punkt gelangt, das Geständniß nicht verhehlen, daß ich nicht vermocht habe, die hierüber herrschende Unklarheit aufzuhellen. Bei meiner kleinen Arbeit hatte ich mir eben nur die Aufgabe gestellt, auf eine interessante Oertlichkeit Bautzens aufmerksam zu machen und mit möglichster Treue aus einigen mir als zuverlässig bezeichneten Quellen einen kurzen geschichtlichen Abriß davon zu geben; nicht aber in verschiedenen Archiven umher zu spüren und Staubwolken solchen Ursprunges mich umhüllen zu lassen. — Die Angaben in Betreff der letzten Mönche mußten für mich unstreitig von Interesse sein. Ich erhielt aber bei dieser Gelegenheit einen kleinen Begriff von den Beschwerden und Kümmernissen, denen der gewissenhafte Forscher so oft ausgesetzt ist; denn ich fand Folgendes:

Böhland giebt S. 135 „nur noch zwei im Jahre 1558 übriggebliebene Mönche": Nicolaus Rost und Melchior Pollmann an, läßt aber S. 144 im Jahre 1587 einen Dritten den Math. Losawitz, als letzten Mönch sterben.

Wilke nennt S. 308 als letzte Mönche: Rost, Pollmann und Lowasitz und stört nur etwas durch die andere Schreibart des letzteren Namens.

Techell führt Bd. II, S. 158 zwei letzte Mönche an: Rost und Losawitz. Ueber letzteren Namen scheint er in Ungewißheit gewesen zu sein. denn man liest ihn auf einer radirten Stelle.

Alle drei Quellen sind aber an den betreffenden Stellen darin übereinstimmend, daß die Kleinodien und Einkünfte von den letzten Mönchen dem Rathe übergeben worden seien und daß der letzte Mönch Losawitz oder Lowasitz geheißen habe.

Nun finde ich gleichwohl in Techell's Annalen Bd. IV, S. 575 bei Erwähnung einer Beschwerdeschrift des Domstifts gegen den Rath vom Jahre 1696 folgende Stelle: „— — daß von dem letzten Ordensbruder S. Francisci, Michael Pollmann'en, welcher nach Absterben der anderen allein übrig verblieben, hiesiges Mönchskloster Pertinenzien auf gewisse Maße gegen Haltung jährlicher Sacrorum, Unserem Dom-Capit. eigenthümlich eingeräumt und übergeben worden, welche Documenta tempore contagionisnn: 1681 Ihr. Kssl. Dchl. Preißwürdigen Gedächtniß, bei den geeigneten gewaltsamen Einfall Wir damals originaliter vorgezeigt und soviel dadurch erhalten: Daß höchstgedachte Kssl. Dchl. in großen Ungnaden die attendirte Violenz dem Gegentheile verweisen lassen u. s. w. — —"

Ob nun Pollmann oder Losawitz der letzte Mönch gewesen? — ob Ersterer nicht vielleicht im Widerspruche mit den beiden anderen Mönchen — die sich an den Stadtrath gewendet — mit dem Domstifte Verhandlungen gepflogen hat und deshalb von diesem genannt worden ist? — ob in der gedachten Streitschrift die Erbitterung nicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Genauigkeit der Angabe gehabt hat? — Das zu entscheiden — wenn überhaupt noch eine Aufklärung erlangt werden kann — muß anderen Forschungen überlassen bleiben.

jedoch nach Einspruch des Domstiftes auf Geheiß des Hofes unterblieb. — Auch der Adel wurde durch das Niederreißen der Trümmer erbittert, weil er den Platz gern zum Burglehen hätte ziehen mögen. Das Burglehen grenzt nämlich unmittelbar an die Mönchskirche und besteht aus einer Anzahl von Häusern, die von Edelleuten in der Nähe des Schlosses erbaut wurden, um sie — besonders zu Zeiten der Anwesenheit der Könige in Bautzen — zu bewohnen. Man sieht noch jetzt die Wappen der Nostitz, Gersdorff, Rechenberg, Ziegler, Klipphausen, Metzrath u. s. w. über den Hausthüren dieser zum Theil kleinen und unscheinbaren Gebäude. — Jedenfalls war der Adel am wenigsten zu Ansprüchen auf die Mönchskirche berechtigt und hat solche auch später nicht mehr erhoben.

Die Streitigkeiten zwischen Capitel und Rath wurden in Betreff des Klosters doch endlich zu Gunsten des Ersteren entschieden.

Im Jahre 1696 findet man zuerst der neuen Bewohner der Mönchskirche erwähnt, welche damals von 2 Bürgern, 2 Italienern und sonst lauter Bauern angefüllt gewesen sei. Jedenfalls sind die kleinen Häuser bald nach 1620 — nach der Zeit, als der Rath die Trümmer niederreißen lassen wollte — erbaut worden, denn der Rath sagt: Er hätte zwar den Bauten widersprochen, es aber nicht durchsetzen können, weil er in dem dreißigjährigen Kriege Vieles hätte übersehen müssen. — Im Interesse des Domstiftes lag es damals, diese kleinen Wohnungen zwischen den Trümmern entstehen zu lassen; denn, nachdem sie vorhanden, hatte es mit dem Zerstören der Ruinen Seiten des Stadtrathes seine Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten. — Die Häuser waren und sind Eigenthum der Erbauer oder deren Erben und Käufer. Das Capitel erhob von denselben einen jährlichen geringen Zins und setzte auch dort Richter und Schöppen ein. — Jetzt, da das Domstift in seinem Besitzrechte nicht mehr angefochten wird, ist auch ihm daran gelegen, die Häuser nach und nach beseitigen zu lassen, weshalb Neubauten nicht mehr gestattet werden. Dagegen übt die kleinere Bevölkerung, um so lange wie möglich hier Dach und Fach zu behalten, unter sich eine strenge Feuerpolizei aus. Nach 9 Uhr Abends darf in keinem Hause mehr Licht oder Feuer gebrannt werden.

Ich habe in dem Vorstehenden der Streitigkeiten zwischen Domstift und Stadtrath erwähnt und versichere, daß ich viel darüber habe lesen müssen; nicht allein von Zwisten wegen der Mönchskirche, sondern auch wegen anderer kirchlichen Angelegenheiten, zwischen Katholiken und Protestanten und den Geistlichen beider Bekenntnisse. Es ist oft mit einer Gehässigkeit und Kleinlichkeit gestritten worden, daß man darüber erstaunen muß. Wenn man damit vergleicht, wie neuerdings zwischen den Bekennern beider Lehren Einigkeit, gegenseitige Achtung und Anerkennung herrscht, wie in unserer Stadt die Diener des Herrn in einem und demselben Gotteshause beide Lehren predigen und bei Ausübung ihres Amtes möglichste Rücksicht einander zeigen, so kann dies nur erfreuen; denn der Mahnung unseres gemeinschaftlichen Heilandes zur Nächstenliebe sieht man sicherlich besser folgen, als ehedem.

S.

Zur Geschichte des Aberglaubens in der Oberlausitz.

Schon in alter Zeit herrschte in unserer Gegend, d. h. in der näheren Umgebung der Sechsstadt Zittau, wie wohl auch anderwärts, ein unbedingter Glaube an sogenannte „Himmelsbriefe“, so daß ein Jeder, der einen solchen bei sich trug, in der festen Ueberzeugung lebte, daß ihm weder Stich, noch Hieb schaden, noch irgend ein Unglück begegnen könne. Von einem derartigen Aberglauben hat man in der neuesten Zeit nichts mehr vernommen, bis endlich, es mögen etwa zwei Jahre vergangen sein, in Nieder-Oderwitz, einem nordwestlich von Zittau gelegenen Dorfe, ein solcher Brief wieder auftauchte und in zahllosen Abschriften durch den ganzen Ort verbreitet wurde. Nur mit Mühe gelang es dem Schreiber dieses, von einem alten Ehepaare das gedruckte Original des Briefes zu erlangen, da Niemand gern einen solchen aus den Händen giebt, um nicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, die segenbringenden Wirkungen desselben entbehren zu müssen.

Man erzählt aber folgende Geschichte von seiner Herkunft: Einst kam oben in Dänemark beim Flusse Dohna (wo dieser liegt, ist unbekannt) ein Engel vom Himmel hernieder und schwebte längere Zeit über der Erde, diesen Brief in den Händen haltend. Keinem Menschen reichte er ihn, und nur einem alten Einsiedler, der in der Nähe haus'te und als er die Erzählung dieses Wunders vernommen hatte, herbeigekommen war, gab er ihn, damit er verkündige die Weissagungen und Gebote des Herrn, welche in demselben enthalten waren. Er that es und Viele wurden fromm. Als er aber sein Ende herannahen sah, gab er den Himmelsbrief einem nahen Geistlichen, der ein frommer Mann war und ihn seiner Kirche schenkte. Hier (die nähere Ortsbestimmung dieser Kirche fehlt in der mündlichen Tradition) befindet er sich noch heutigen Tages über dem Altare, getragen von Engeln, und er neigt sich vor Jedem, der gläubig an ihn herantritt, und hat schon viele Wunder verrichtet. Still bleibt er aber vor dem Zweifler an der Gnade des Herrn.

Also lautet die Sage, die zwar poetisch, im Einzelnen aber ziemlich unbestimmt ist. Wir werden gleich näher sehen können, wo ihr Grund zu finden sei. Betrachten wir daher den „Himmelsbrief“ selbst genauer. Er ist in groß Quart und gehört, wie man aus Druck und Papier leicht erkennen kann, der neueren Zeit an; vielleicht fällt seine Abfassung in der Form, wie er uns vorliegt, in das Ende des vorigen oder den Anfang dieses Jahrhunderts. Oben befindet sich ein Engel mit einer Sternenkrone über dem Haupte, einem Palmenzweige und einer Posaune in den Händen, ziemlich roh gezeichnet und gemalt. Zu beiden Seiten befinden sich einzelne Verse, die, der ganzen Sprache und dem volksthümlichen Tone nach, einer älteren Zeit anzugehören scheinen. Ich will nur zwei von ihnen anführen:

> Gewiß ist der Tod, ungewiß ist der Tag,
> Die Stund' auch Niemand wissen mag,
> Darum trau' auf Gott und denk' dabey:
> Daß jede Stunde die letzte sey.
> In Leyden habe guten Muth,
> Und liebe den, der Leyd dir thut.
>
> Freu' dich von Herzen in Schwachheit,
> Das ist die ganze Vollkommenheit.
> So geht es zu in aller Zeit:
> Thu' mir die Lieb', ich thu' dir Leid,
> Hilf mir auf, ich stoß' dich nieder,
> Ehr' mich groß, ich schänd' dich wieder.
> Sage nicht Alles, was du weißt,
> Glaube nicht Alles, was du hörst,
> Richte nicht Alles, was du siehst.

Man sieht, daß in diesen Versen gute Sittenregeln enthalten sind, die wir in ähnlicher Weise auch in der Bibel antreffen. Darunter befindet sich die Ueberschrift selbst:

„Himmelsbrief, welcher mit güldenen Buchstaben geschrieben, und ist zu sehen in der Michaeliskirche zu St. Germain, wird genannt Gredoria, allwo der Brief über der Taufe schwebet. Wer ihn angreifen will, von dem weichet er, wer ihn abschreiben will, zu dem neiget er sich und thut sich selbst auf.“

Die untere Hälfte des ganzen Blattes ist dann wieder

in zwei gleiche Theile getheilt, von denen der eine, links, den eigentlichen Himmelsbrief, der andere dagegen, rechts, „ein schönes christliches Gebet, alle Tage und Stunden zu beten", enthält. Der Brief selbst beginnt mit den Geboten Gottes an die Menschen, recht und brav zu handeln, fleißig in die Kirche zu gehen, des Sonntags nicht zu arbeiten an den Gütern, noch sich die Haare zu kräuseln, sondern demüthig zu sein, die Hoffahrt der Welt zu lassen und den Armen zu geben. „Dann," verheißt der Herr, „wird es euch wohl ergehen zeitlich und ewiglich, sonst will ich euch strafen mit Pestilenz, Krieg und theurer Zeit, und will euch verderben, denn sobald ich euch erschaffen habe, sobald kann ich euch auch wieder vernichten." Speciell sich aber auf den Brief und dessen Wirkungen wendend, spricht Gott dann weiter: „Wer aber diesem Brief nicht glaubet und sich nicht darnach richtet, der wird kein Glück und Segen haben. Diesen Brief soll einer dem andern geschrieben oder gedruckt zukommen lassen, und wenn ihr so viel Sünden gethan hättet, als Sand am Meere, als Laub auf den Bäumen und Sterne am Himmel sind, sollen sie euch vergeben werden, wenn ihr glaubet und thut, was dieser Brief euch lehret und saget; wer das aber nicht glaubet, der soll sterben. — Wer den Brief in seinem Hause hat oder bei sich trägt, dem wird kein Donnerwetter schaden, und ihr sollt vor Feuer und Wasser behütet werden. Welche Frau den Brief bei sich träget, und sich darnach richtet, die wird eine liebliche Frucht und fröhlichen Anblick auf die Erde bringen. Haltet meine Gebote, die ich euch durch den Engel Michael gesandt habe."

Also schließt der eigentliche Brief selbst. Das Gebet, welches daneben steht, ist aus einer langen Reihe kurzer, gereimter Sittensprüche zusammengesetzt, von denen wir den Anfang anführen wollen: „Gott bescheeret, Hoffnung ernähret. Ach Gott, ich bitt', verlaß mich nicht! Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, den will er nicht verlassen; ob schon die Feinde dich verfolgen und hassen, so trau' auf Gott, er wird dich auch in keiner Noth verlassen. Es schließt mit dem Verse:

Nicht Teufel, Welt und Tod soll mich von Jesu wenden,
Denn Jesu ist mein Schutz, ich bin in seinen Händen.

Das ist der Inhalt des ganzen Briefes. Wie wir gesehen haben, war schon in der eigentlichen Ueberschrift der Grund der Sage vorhanden, die vom Volksmunde über den Ursprung und die Herkunft des Briefes erzählt wird, nur daß hier, wie es das Volk eben liebt, mannichfache Zusätze, aber auch Veränderungen hinzu gekommen sind. Freilich läßt es sich nicht erklären, warum der Ort der Handlung aus Frankreich nach Dänemark verlegt worden ist und auch der Name eines dänischen Flusses Dohna ist räthselhaft und in keiner Geographie aufzufinden. Wie es uns wenigstens scheint, ist der vorliegende Himmelsbrief ein neuer, mit verschiedenen Erweiterungen versehener Abdruck eines älteren Briefes, worauf auch der ganze Charakter der Sprache und des Satzbaues zu deuten scheint, der in mehreren Beziehungen doch allzusehr von der heutigen abweicht. Es wäre daher sehr wünschenswerth, ältere solche „Himmelsbriefe", um eine Vergleichung mit ihnen anstellen zu können, zu veröffentlichen, als wichtige Documente für die Geschichte des Aberglaubens in unserem Volke und auf diese Weise der Nachwelt zu bewahren. J.

Miscellen.

Sub rosa. Die Römer hingen über die Tische, an welchen sie zechten, eine Rose auf, um die Gäste an Verschwiegenheit zu mahnen, eine Sitte, an welche noch jetzt das bekannte „sub rosa" erinnert und die sich länger, als man etwa zu denken geneigt ist, erhalten hat. Denn in Zittau, wo das Brauwesen stark betrieben wurde, befinden sich in einem Bierhofe an dem nordöstlichen Ende des Marktes alte, mächtige Keller, die ihrer ganzen Einrichtung nach zu Schänkräumen benutzt worden sind. Denn nicht nur sind die einzelnen Bogen mit mannichfacher, schöner Bildhauerarbeit geziert, sondern oben an der Decke war eine prächtige volle Rose eingehauen, eine Ermahnung an den reichen Bürger, ihren wartenden Ehehälften die in trauter Genossenschaft geführten Gespräche nicht zu referiren. R. J.

Sächsisches Sprichwort. Jacobus Andreae, einer der eifrigsten Verfasser der Concordienformel, mußte im Jahre 1580 Dresden und alle kurfürstlichen Lande auf Befehl des Kurfürsten verlassen. Andreae versuchte durch den Kanzler eine Audienz zu erhalten, und schmeichelte sich, durch dringliches Bitten im Lande bleiben zu dürfen. Zwar wurde ihm eine Unterredung mit dem Kurfürsten gestattet, die aber nichts Anderes zur Folge hatte, als daß August ihn mit den Worten entließ: „Ziehet hin! Ziehet hin!" Da man eben einen Kutschwagen nach Heidelberg an den Pfalzgrafen Casimir schicken wollte, wurde Andreae auf denselben gesetzt und es wurde ihm ein Freibrief eingehändigt. Ein Einspänner wurde ihm beigegeben, der aber den Befehl hatte, sich unterwegs keinen Fuß breit von Andreae zu entfernen, dem Letzteren kein Nachtlager in einer Stadt zu gewähren und jede Unterhaltung, mit wem es auch sei, zu verhindern und zu verbieten. Auf solche schimpfliche Weise wurde jener gefürchtete Theolog aus den sächsischen Landen verwiesen. Da nun das sächsische Land, wie vor Zeiten durch die Schwaben mit Feuer und Schwert verheert, so auch in diesen Jahren (1575 bis 1580) durch die Schwaben Rott und Schmidtlin an Geld und Gut einerseits und an Seel' und Gewissen, Friede und Ruhe andererseits hart mitgenommen worden war, entstand das Sprichwort:

Gott gebe, daß müsse fressen die Raben
All Schaben und schnöde Schwaben,
So den Fürst, Landt und Leuthen schaden. 2.

Sprechsaal.

Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge, von Gustav Mosen, Gymnasiallehrer in Zwickau. Zwickau, Volksschriftenverein. 1861. Durch Weinhold's treffliche Behandlung der Weihnachtsspiele im Osten und Süden Deutschlands wurden die Männer der Wissenschaft angeregt, auch auf diesen bedeutsamen Zweig der Volkspoesie ihr Augenmerk zu richten und durch weitere Forschungen die Literaturgeschichte in einem ihrer wichtigsten Capitel zu bereichern. Wie viel über die Oberammergauer Passionsspiele geschrieben worden ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Wir begrüßen nun dankbar in dem vorliegenden Büchlein einen ebenso interessanten, als wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte unseres Vaterlandes, der uns recht eigentlich zeigt, wie viel Schätze für die culturhistorische Forschung das Erzgebirge in seinen Thälern und Waldungen birgt. Der Verfasser geht vom Ursprunge des Schauspieles aus und bald zu seinem ihm vorliegenden Stoffe über, nach kurzer Charakteristik der Oberammergauer Aufführungen. Der Raum verbietet uns, näher auf das Mitgetheilte einzugehen und das Interessante zu berühren, das sich in ausgedehntem Maße vorfindet. Wir wünschen dem Büchlein daher recht viele und recht aufmerksame Leser. Doch können wir nicht umhin, hier zugleich einige Einwendungen zu machen. Der Stoff erforderte eine wissenschaftliche, kritische Behandlung, die hier freilich nicht gegeben worden ist. Allerdings stand der Verfasser auf dem Boden des Volksschriftenvereins und wollte eben mit seinem Büchlein in das Volk wirken und dasselbe auf sein eigenes Dichten aufmerksam machen. Wir hoffen daher, daß derselbe in einem größeren Werke die einzelnen Schauspiele in ihrem inneren Zusammenhange und ihrer historischen Entwickelung schildern werde. Dann hat er zuletzt ein Musterschauspiel mitgetheilt, zu welchem er mannichfache Elemente aus den anderen Weihnachtsspielen genommen. Wir glauben aber nicht, daß dasselbe weite Verbreitung erlangen und die wirklichen Volksdramen verdrängen wird. Denn das Volk weiß sehr wohl zu unterscheiden zwischen dem, was es selbst und dem, was ein Gelehrter dichtet. Die heitere Naivetät und Kindlichkeit fehlt, welche uns in den aus dem Volke selbst emporgewachsenen Weihnachtsspielen anheimelt. R. J.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Sonntag, den 1. December 1861.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

Die sächsischen Bäder.

Wieder fallen die müden Blätter auf unseren Weg; wieder ist die Zeit der Sommerfrischen zu Ende und die Bäder haben ihre sommerlichen Gäste schon längst nach Hause gesendet. Es ist in der That ein gar bedeutendes Capital, welches heutzutage durch das Wort „Badecur" in Bewegung gesetzt wird, und es ist immerhin am Platze, einmal einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf unsere sächsischen Bäder zu werfen.

Nicht so gar lange ist es, daß unser Sachsen in Bezug auf Badeleben, auf Badecomfort und Bäderbesuch sich mächtig emporgeschwungen hat, wenn auch mehrere unserer vaterländischen Bäder schon vor mehr als 160 Jahren sich einer glänzenden Frequenz erfreuten. Aber noch in den zwanziger Jahren durfte es Sachsen nicht wagen, in die Reihen der Staaten zu treten, welche, mochten nun die Bäder ein Bedürfniß oder ein Luxus sein, in vorderster Linie genannt wurden. Das ist jetzt anders. Zeigen auch die statistischen Tabellen der böhmischen und rheinischen Badeorte bedeutendere Zahlen, repräsentiren diese auch mächtigere Summen, so ist doch mit der Hebung unserer Bäder, namentlich Elster's, Schandau's, der beiden Bäder bei Radeberg, Wolkenstein's, Wiesenbad's, des Marienborns bei Camenz und derer im Bielgrunde ein veränderter und günstiger Stand eingetreten, und es ist eine sehr gerechtfertigte Fürsorge der Regierung wie der Privaten, den ersten Bädern des Landes jede mögliche Unterstützung zu gewähren.

In unseren sächsischen Bädern sind in diesem Jahre über 4000 Personen als Gäste, oder durch Gäste veranlaßt, zu Besuch gewesen; wir nehmen hierbei die niedrigsten Zahlen nach den Frequenztabellen an. Wir rechnen nur den durchschnittlichen Aufenthalt einer Person zu vierzehn Tagen und die durchschnittlichen Ausgaben einer Person zu nur 2 Thlr. auf den Tag, da wir Reise- und Fahrkosten, ärztliche und Badesalairs, Wohnungs-, Tisch-, Wäsch-, Aufwarte-, Concert- ꝛc. Kosten einrechnen, Reich und Arm, Gelegenheitskäufe, Gelegenheitsreisen und andere ungeahnte Dinge im Durchschnitt ansetzen, und dennoch repräsentirt dies schon ein Capital von weit über 100,000 Thlr.; in Wahrheit aber ist dieses Capital ein weit höheres und auch durch Annäherung nur schwer zu berechnen. Der Frequenzliste nach folgen die sächsischen Bäder auf einander:

Elster	mit	1566	Pers.	(bis 1. Sept.)
Schandau	„	793	„	(bis 17. Aug.)
Augustusbad bei Radeberg	„	384	„	(bis 6. Sept.)
Warmbad bei Wolkenstein	„	378	„	(bis 5. Sept.)
Hermannsbad bei Radeberg	„	215	„	(bis 3. Sept.)
Marienborn bei Camenz	„	175	„	(bis 29. Aug.)
Schweizermühle im Bielgrunde	„	160	„	(bis 31. Aug.)
Wiesenbad bei Annaberg	„	112	„	(bis 10. Aug.)
Hermannsbad bei Lausigk	„	105	„	(bis 14. Aug.)
Königsbrunn (Wasserheilanstalt)	„	101	„	(bis 15. Aug.)
Grünthal	„	95	„	(bis 15. Aug.)
Neustadt bei Stolpen	„	45	„	(bis 17. Aug.)
Pausa	„	31	„	(bis 25. Juli)
Tharand	„	30	„	(bis 24. Aug.)
Johann-Georgenbad in Berggießhübel	„	16	„	(bis 9. Aug.)

Orte mit weniger hervortretendem Badecharakter sind Hohenstein und Zittau (das schwachmineralische Augustusbad), sowie Loschwitz wegen der Traubencur. Anders freilich in den eigentlichen Badeorten. Daher ist es gekommen, daß in den ersten

Orten dieser Reihe ein großer Theil der Bevölkerung an das Badeleben gewiesen ist, daß die Größe und Zahl der Gasthäuser, sowie zahlreiche Professionisten und Händler in diesen Orten nur dadurch zu erklären sind. Ja, die Erfahrung bestätigt, daß der Badegast, der aus Mode und Zerstreuungssucht zum Bade reis't, in der Regel am meisten consumirt. Zum Glück hat keins der sächsischen Bäder einen üblen Ruf; kein Croupier zerstört die Ruhe der Familien, wie die Erwartungen des ruhebedürftigen Patienten. Wohl aber hat eine weise Rücksichtnahme dafür gesorgt, daß Nichts am nöthigen Badecomfort fehlt. Herrliche Spaziergänge, eine günstige Umgebung, eine freundliche und gesittete Umwohnerschaft, dazu pünctliche ärztliche Fürsorge und die Billigkeit der Station hat die meisten unserer Bäder zu Ruhm gebracht und auch ihren Namen in's Ausland getragen. In Elster und Schandau treffen wir die meisten Ausländer unserer Bäder, wie denn mehrere der schöngelegensten Bäder auch als Nachcuren benutzt werden, in denen der rückreisende Ausländer oft monatelang gehalten wird.

Das am meisten florirende sächsische Bad ist Elster in allen den letzten Jahren geblieben. Mit freudigster Genugthuung konnte der Patriot nur zustimmen, wenn die Landesvertretung, in rechter Erwägung der Heilkraft jener Quellen, dem Orte auch mehrfach äußere Zier verlieh, und dies um so mehr, als Elster auch manchen hajischen Badereisenden, der blose Erholung und Zerstreuung suchte, in seinem Laufe nach dem Süden aufhielt, ja in diesem Jahre neben den 995 Curgästen noch 571 begleitende Personen gemeldet waren. — Manche andere unserer Bäder haben bessere Zeiten gehabt, und verdienen ihres mittelbaren wie des unmittelbaren Einflusses wegen heute noch nicht, daß man sie so wenig beachtet. Hierher rechnen wir gerade unser überaus reizend gelegenes Bad Berggießhübel, welches schon vor zweihundert Jahren in Aufnahme kam. Wir verstehen unter dem mittelbaren Einflusse eines Bades die Entwöhnung von den alltäglichen, alten Verhältnissen durch neue Luft, veränderte Kost und Wohnung, neue Gegend, neue Gesellschaft, neue Gedanken und Hingabe an die Curzwecke; unter dem unmittelbaren aber den aus dem Genusse des eigentlichen Badens und Brunnentrinkens erwachsenden Einfluß Aus beiden Einflüssen erklärt sich die größere Sicherheit des Heilerfolgs am Curorte, und die Physiognomie eines Badeortes ist darum gar nicht so unbedeutend, als sie Vielen erscheinen möchte.

Man unterscheidet in der Regel blose Kaltwasserbäder, Thermen, Schlammbäder, Stahlbäder, Schwefelbäder, Fichtennadelbäder mit Genuß des Fichtennadelsäuerling, Salzbäder ꝛc. Letztere hat Sachsen nicht mehr, wohl aber die anderen in Auswahl, und so mancher Kranke rühmt ein vaterländisches Bethesda. Denn die wunderbar erscheinende Heilkraft der Wässer ruht auf den verschiedenen Mischungstheilen derselben. Die chemischen Bestandtheile der Bäder sind fast alle auch in unserem Leibe enthalten; vermöge ihrer Menge und Mischung wirken sie aber reizend und belebend auf unsern Körper ein. Entweder regen sie wirklich auf, wie Eisen, Jod und Kohlensäure, oder sie vermehren die Ausscheidungen, wie Salze und Alkalien, oder führen endlich, wie bei Eisen, zugleich mangelnde Stoffe herzu. Diese anfänglich oft deutlicher hervortretende Aufregung pflegt man das Brunnenfieber zu nennen, welches auch unsere Badeorte im Schwachen hervorrufen. Die darum bedungene Zerstreuung und Ruhe ist Pflicht des Curgastes und der Grund zu so vielen Zerstreuungen in Badeorten.

Neben dem wohlerworbenen Rufe der Einfachheit, Bequemlichkeit und Billigkeit kennzeichnet unsere sächsischen Bäder noch ein anderer Umstand, der nämlich, daß man in der Regel dieselben nicht bis in den Spätherbst besucht, wie die südlicheren. Der Grund dazu liegt in der meist hohen und gebirgigen Lage unserer besuchtesten Bäder. Gichtischen und Gelähmten ist ohnedies Juni, Juli und August die geeignetste Curzeit; ebenso sind die eigentlichen Badecuren in Elster, Wolkenstein, Wiesenbad ꝛc. mit Recht im heißen Sommer üblich, indeß die eigentlichen Trinkcuren, wie man sie in Königsbrunn, in dem Struveschen Etablissement zu Dresden ꝛc. hat, unstreitig im Frühjahre am wirksamsten sind. Moorbäder, wie sie an mehrern sächsischen Orten bräuchlich sind, sind Wannenbäder in gemeinem oder auch Mineralwasser, mit Moorerde gemischt. Nadelbäder sind Tharand, Zittau ꝛc., und werden diese von Kranken aufgesucht, welche über Gliederreißen und Gelenksteifigkeit klagen. Der aus frischen Nadeln destillirte Nadelbalsam, welcher Gerbstoff, ätherisches Oel und etwas Ameisensäure enthält, wird dem Kranken in's Wannenbad gegossen. Unsere prächtigen erzgebirgischen und lausitzer Wälder bieten von selbst Veranlassung zu solchen Bädern. Als unser Schwefelbad nennen wir Grünthal. Eigentlich kohlensaure Mineralwässer oder Säuerlinge, wie Selters, Flinsberg und Liebwerda, hat Sachsen zwar nicht, aber sein größter Quellenschatz das sind seine segensreichen Eisenwässer, so unser Radeberg, welches sehr starke und darum nie zum Trinken, sondern nur zu Bädern verwandte Quellen hat. Es sei hiermit Herrmannsbad wie Augustusbad namentlich auch den Frauen empfohlen. Tharand, Schandau und Berggießhübel, selbst das Buschbad bei Meißen, welches gegenwärtig der Pflege Geistesschwacher und Geisteskranker dient, Zittau und Roßwein haben eisenhaltige Quellen. Unsere oben schon erwähnte Perle unter den Bädern, unser voigtländisches Elster, gehört aber zu den alkalisch-salinischen Wässern, welche außer Eisen auch noch kohlensaures Natron enthalten. Zwar liegt es auch 1460 Fuß hoch über der Nordsee, aber doch mild, sonnig und gesund; seine Umgebungen sind lieblich und großartig zugleich und nur Schandau im Sandsteingebirge des meißener Hochlandes hat noch entschieden bedeutendere landschaftliche Reize. Elster ist zwar neuerdings erst so bedeutend in der Gunst des Publicums gestiegen, ist aber ein schon alter Badeort, denn es war schon zur Zeit der Johann-George als Bad in Brauch. Seine sechs Brunnen heißen: Marien-, Alberts-, Königs-, Salz-, Johannis- und Moritzquelle. Da diese Quellen, mit Ausnahme der Salzquelle, die vorzugsweise natronhaltig ist, reich an Eisen sind, so sind sie ganz besonders empfohlen für schlaffe, abgearbeitete, blutarme Leiber. Sie fördern den Stoffumsatz, beleben den Blutumlauf und kräftigen, sind aber auch für Reconvalescenten sehr heilsame Bäder. — Gehe auch ferner Segen von den wohlthätigen Heilquellen unseres Vaterlandes aus!

M.

Die verschiedenen Stände des 16. Jahrhunderts in Wort und Bild

nach einem Geschichtsschreiber aus der Mitte desselben.

Unsere Zeichnung, treu nach Holzschnitten einer illustrirten Weltgeschichte*) von 1548 copirt, stellt die Trachten der einzelnen Stände dar; zur Linken sieht der Leser im Vordergrund einen Narren von Profession, dahinter Edelleute, neben diesen in der Mitte Geistlichkeit, einen Prälaten und eine Nonne; nach rechts von diesen Bürgerleute, als den vordersten derselben einen Patricier, das Schwert an der Seite, in

*) Kosmographie von Sebastian Musterus, wahrscheinlich einem Schweizer, von 1548.

der Linken eine Art Beutel oder etwas dem Aehnlichen tragend, vielleicht als Zeichen des Reichthums. Neben diesem, zur Rechten des Lesers, Bauern, trotz ihrer ärmlichen Kleidung mit einem kurzen Schwert behangen. In der Mitte der Scene sieht man, im Vordergrund sitzend, zwei Leute, die wahrscheinlich dem Handelsstande angehören und von denen der Eine einen Juden darzustellen scheint. Dies Bild ist bis in die kleinsten Details der Treue wegen nach den Originalzeichnungen zusammengestellt, und daß es keinen Anspruch auf künstlerischen Werth macht, hat gerade hierin seinen Grund. Da die einzelnen Figuren die deutschen Trachten der Stände aus der angegebenen Zeit darstellen, so geben wir in derselben zugleich die unserer sächsischen Vorfahren und suchen hierdurch dem Zwecke der vorliegenden Zeitschrift zu entsprechen, umsomehr, als die meisten Zeichnungen, die uns die Vorzeit vergegenwärtigen sollen, zu sehr den Stempel künstlerischer Ausführung auf Kosten der historischen Treue an sich tragen.

In dem Narren von Profession sehen wir in der Vorzeit den personificirten Ausdruck der ungeschminkten Wahrheit, die vor Fürsten und Herren sich erkühnen durfte, was oft wohlmeinende Ehrlichkeit sich nicht getraute.

Von dem Adel macht der gleichzeitige Chronist keine sehr ehrenvolle Schilderung, indem er sagt: „Wann der Kaiser des Kaiserthums halber in Noth ist und er vermehret (nämlich zum Heerbann) seine Fürsten, Grafen und Edlen, so sprechen sie, daß sie gefreiet sind und Niemand dienen als dem, der ihnen Geld giebt, darzu lassen sie auch ihre Unterthanen nicht dienen, und sagen doch, daß der Kaiser ihr Oberherr sei. Diese Leute meinen, daß ihr Adel nicht wenig geschwächt wird, wenn sie sollten Kaufmannschaft oder ein Handwerk treiben oder so einer eine unedle Hausfrau nehme oder sollte einer wohnen wie ein anderer Bürger in einer fremden Stadt. Sie hangen gemeinlich dem Jagen an und meinen, es gehöre ihnen allein aus langjährigem Brauch, den Anderen verbieten sie es bei Verlust der Augen, ja an etlichen Orten ist es verboten bei Kopfabhauen. Doch was schädliche Thiere sind, die mag jedermann fangen. Es essen auch die Edlen gar lustbarlich und kleiden sich köstlich, zieren sich mit Gold, Silber und Seiden, sonderlich die Weiber in und außer dem Hause. Und wann sie ausgehen, folget ihnen ein Haufe Gesinde nach und gehen so langsam und sittlich und machen so wohlbedachte Schritte in ihrem Gang, daß das gemeine Volk sie allerwegs an ihren Geberden erkennet. Wann der Weg nicht sonderlich ist, gehen sie nicht zu Fuß, denn sie meinen, es wäre ihnen unehrlich und eine Urkunde der Dürftigkeit, aber sie rauben, wann sie Noth angeht, schmehen sich ihren ein Theil nicht, besonders nachdem der Thurnier in Abgang kommen ist. Wenn ihnen eine Schmach von Jemand begegnet, tragen sie es selten mit dem Rechte aus, sondern sie versammeln ihre reisige Gespannen und rächen sich mit dem Schwert, Feuer und Raub und zwingen also die ihnen Widerdruß haben gethan, zu der Genugthuung.“

Aus dieser Schilderung des Chronisten spricht neben dem Tadel ein gewisses Maß von Neid, mit dem er, ein Bürgerlicher, auf den Adel sieht. Nichts weniger aber als beneidenswerth ist die Lage der Letzteren, wenn wir das Urtheil eines Ritters aus demselben Jahrhundert hören. Es ist das des gelehrten Ulrich von Hutten in einem Briefe an seinen Freund Pirkheimer vom Jahre 1518.

„Sollte ich mich,“ schreibt er, „etwa auf meiner ritterlichen Burg einsperren? Kein Leben ist mühseliger und unruhiger, als das auf unseren Burgen. Wir sehen auf die Aecker, Wälder und Berge, welche uns ernähren. Die Bauern, welche unsere Fluren, Weinberge, Wiesen und Wälder bebauen, sind äußerst arm. Was wir von ihnen erhalten, ist sehr wenig, und dieses Wenige muß unter drückenden Sorgen errungen werden. Wir müssen uns stets dem Schutze eines mächtigen Fürsten unterwerfen, und selbst dann stehen wir in Gefahr, wenn wir die Burg nur auf kurze Zeit verlassen, einem von Denen in die Hände zu fallen, die mit unserem Schirmherrn in Fehde leben. Um solchen Unfällen zu entgehen, müssen wir mit großen Kosten viele Pferde und ein zahlreiches Gefolge halten. Wir dürfen uns nicht zwei Ackerlängen von unserer Burg entfernen, ohne von dem Kopf bis zu den Füßen bewaffnet zu sein; so müssen wir das nächste Dorf besuchen, so auf die Jagd und zum Fischfang gehen. Kein Tag vergeht, ohne daß zwischen unsern Bauern und denen unserer Nachbarn Streitigkeiten entstehen. Die sollen wir nun schlichten. Geben wir zu viel nach, so schaden wir den Unsrigen, oder bestehen wir zu hartnäckig auf unserem Rechte, so ziehen wir uns Fehden zu. Und diese Nachbarn sind nicht etwa Fremde, es sind vielmehr unsere Verwandten und unsere Brüder. Dieses ist die Muße und das Vergnügen, die wir auf dem Lande genießen. Selbst unsere Burgen sind nicht zum Vergnügen, sondern zur Sicherheit gebaut, und zur Befestigung mit Wällen und Gräben umgeben; sie sind deshalb auch eng und den größten Theil ihres Raumes nehmen Rüstkammern und Viehställe ein. Eine dunkle Kammer ist mit Geschützen, mit Pech und Schwefel und anderen, zum Kriege nothwendigen Dingen gefüllt. Täglich sieht man Ritter kommen und gehen, und unter diesen finden sich oft Räuber, Mörder und Diebe, denen durch jene die Burg offen steht, oder die uns unbekannt sind oder die sich uns aufdrängen. Unaufhörlich hört man das Blöken der Schafe, das Bellen der Hunde und das Brüllen des Rindviehs, man hört die kreischenden Stimmen der in den Feldern und Weinbergen arbeitenden Menschen, das Gerassel der Wagen, und auf unserer Burg, die in der Nähe großer Wälder liegt, auch das Heulen der Wölfe. Jeder Tag hat seine Sorgen und Mühen. Es müssen die Fruchtfelder bestellt, die Weingärten besorgt, die Wiesen gereinigt, es müssen Bäume gepflanzt werden. Da heißt es dann gepflügt und gedüngt, gemäht und gedroschen“ ꝛc.

Wie unendlich verschieden ist diese Schilderung aus der eigenen Feder eines Ritters der damaligen Zeit von der eines Ritterromanschreibers späterer Tage, der ohne tiefere Kenntniß der Geschichte von der alten deutschen Treue im idealen Sinne fabelt! Denn ein Jahrhundert nach dem anderen sucht sie in dem verflossenen, und wie die beiden Genannten über Mangel an loyaler Gesinnung des Adels im 16. Jahrhundert klagen, ebenso thut es ein thüringer Chronist aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, Johannes Rohte, der schon das 14. Jahrhundert desselben Gebrechens beschuldigt, indem er vom Jahre 1393 klagt: „Treue und Wahrheit finden die Fürsten jetzt selten an ihren Mannen, wie sie es ehemals vor Jahren kannten“. Daß geraubt und gebrandschatzt wird, darüber wundert er sich nicht, sondern nur darüber, daß der Freund dem Freunde, der Diener dem Herrn nicht redlich dabei hilft. Der Ausdruck: „ehrbar Leute“ für Ritter ist nur titulär, wie „arm Mann“ für Bauer. Wir gehen noch weiter zurück, um Beweise für unsere Behauptung zu liefern. „Lassen wir,“ sagt ein Chronist aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, „den Jüngling mit allen Freuden zur Schwertleite gelangen (Ritter werden), da fängt erst seine Arbeit an: er muß spät und früh um diese arme Ehre sorgen, wie er seine Lehen Tag für Tag mehren möge; volle Treue oder Huld darf er von seinen nächsten Verwandten nicht erwarten“. Die Troubadours aller Jahrhunderte klagen in ihren Liedern, die gute alte Ritterzeit sei verschwunden. Auch die gerühmte Körperstärke der alten Ritter im Vergleich mit anderen Leuten scheint mehr traditionell zu sein; vor Antiochien litten 1098 die Edelleute weit mehr, als die Bauern, „denn der Bauer ist viel härter, als der zartgewöhnte Ritter“, sagt Rudolf von Caen.

Hören wir unsern Chronisten von 1548 weiter über den Bürgerstand.

„Der andere Stand,“ sagt er, „ist der der Bürger, die

in den Städten wohnen, von denen ein Theil dem Kaiser, die anderen den Fürsten oder den geistlichen Prälaten unterworfen sind. Die dem Kaiser gehorsam sind, haben viel Freiheiten, Gebräuche und Satzungen, deren sie sich ins Gemein bedienen. Alle Jahre wählen sie aus den Bürgern einen Städte- oder Bürgermeister, an dem die höchste Gewalt steht. In den Malefizen oder Uebelthaten urtheilen sie nach Vernunft und Gewohnheit, das sie sonst auch pflegten zu thun in anderen bürgerlichen Händeln und Zänken, doch mag man zu dem Kaiser appelliren. Es sind in allen Reichsstädten zweierlei Bürger. Etliche sind Junker und von den großen Geschlechtern geboren, die anderen sind schlechte (schlichte) Bürger. Diese treiben Kaufmannschaft oder Handwerk, aber die anderen, die man Patricier nennt, leben von ihrem väterlichen Erbe und von Zinß und Gülden. Und wenn einer aus den gemeinen Bürgern zu großem Reichthum kommt und will sich zu ihnen schlagen oder mit ihnen Gemeinschaft machen, nehmen sie ihn nicht in ihre Gemeine. Doch was der Stadt Regiment anbetrifft, wird unter den Bürgern kein Unterschied gemacht, sondern werden beide zu



Narr — Edelleute — Prälat — Nonne — Bürgersleute — Patricier — Bauern
Handelsleute

Trachten des 16. Jahrhunderts.

den Aemtern genommen, besonders die Einheimischen. Die Städte sind gemeiniglich wohl bewahrt von Natur und Kunst, sind mit starken Mauern, Gräben, Bollwerken, Thürmen, Schütten und anderem Gewehr umfaßt, daß man ihnen nicht bald beikommen kann."

Ehe wir zur Schilderung übergehen, die uns der Chronist vom Bauernstande macht, wollen wir die Verhältnisse darlegen, unter denen die Städte durch raschere Zunahme ihrer Einwohner sich erweiterten, und zwar wie dies in Thüringen nachweisbar ist. Die angeführten Verhältnisse werden alsdann deutlicher erhellen.

Das Beispiel der Hauptstadt, wie wir Eisenach, an dem Regierungssitz der Landgrafen von Thüringen gelegen, nennen können, wirkte jedenfalls mächtig auf die übrigen Städte. Schon Landgraf Herrmann hatte für die Hebung der Stadt Eisenach durch bessere Organisirung der Zünfte bezüglich der Verlegung derselben in besondere Straßen viel gewirkt; später traf Albrecht der Entartete manche wohlthätige Einrichtung zur Wohlfahrt des Volkes. Um die Bürgerschaft der Stadt Eisenach, der er im Jahre 1286 neue Statuten gab, zu vermehren, suchte er die Aufnahme flüchtiger Leibeigener vom Lande in die Stadt zu erleichtern. Es kam nämlich bei der Schwierigkeit der Loskaufung eines Leibeigenen und unfreien Bauers, die gewöhnlich 1 bis 2 Mark (1 Mark 14 Thlr.) kostete*), häufig vor, daß Unfreie, die von dem ihnen überlassenen Grundstücke nur schlechten Ertrag hatten, in Städte entwichen. Trotz des kaiserlichen Verbotes gegen die Aufnahme Solcher in den freien Bürgerstand, wurde in einzelnen Ländern dagegen gehandelt. So setzte Landgraf Albrecht, diesem Verbot zuwider, für die Stadt Eisenach fest, wer in derselben sich Jahr und Tag aufgehalten hätte und nicht zurückgefordert worden wäre, sollte freier Bürger werden; hätte aber Jemand ein Recht an ihn vor den fürstlichen Richter oder Schöppen der Stadtgemeinde gebracht, so sollte er doch nicht dem Kläger ausgeliefert werden, sondern alle Stadtthore wurden geöffnet und „er konnte in Frieden gehen, wohin er wollte". Diese gegen die Grundherren allerdings willkürliche und nachtheilige Maßregel machte die Wiedererlangung der entlaufenen Leibeigenen fast unmöglich, verminderte aber die Masse der Unfreien bedeutend und bevölkerte nebenbei die Städte. Was die Verfassung des städtischen Regimentes betrifft, so läßt sich in Eisenach derselbe Gang jener wahrnehmen, wie man ihn in den meisten deutschen und vorzüglich thüringischen Städten findet. Letztere schlossen sich, wie schon angedeutet, sowohl rücksichtlich der Verfassung, als auch der Stadtrechte, gewöhnlich an Eisenach an. Im Anfange war das Regiment auf das **monarchische** Princip gegründet, so lange der landesherrliche Präfectus oder Schultheis im Rathe präsidirte. Diese Periode schließt mit Landgraf Albrecht's Regierung, indem er der Stadt Eisenach in der erwähnten Ertheilung der neuen Statuten das Recht verlieh, eigene Bürgermeister zu wählen. Diese zweite Entwickelungsperiode ist deshalb die **aristokratische** zu nennen, weil die Wahl aus der Mitte der bevorzugten Geschlechter (Patricier) erfolgte. Der Herrschaft dieses Stadtadels machte die Einsetzung der Vierherren unter der Regierung des Landgrafen Balthasar im Jahre 1384 ein Ende. Die Stadtgemeinden nämlich, überall jener Bevorzugung der Patricier in Verleihung der städtischen Aemter überdrüssig,

*) 10 Mark war der damalige Preis einer Hufe Land; es läßt sich daher nach jetzigem Länderwerth berechnen, wie viel ein Leibeigener jetzt kosten würde. Ein Pfund Brod kostete 1 bis 1½ Pfennig.

begannen fast in ganz Deutschland einen solchen Kampf gegen dieselben, daß die Streitigkeiten der beiden Parteien hier und da einen blutigen Charakter annahmen, der an die Kämpfe der Patricier und Plebejer im alten Rom erinnert. In manchen Orten erlangte das auf diese Weise begründete demokratische Princip auf weniger stürmischem Wege seine Geltung, so auch im genannten Jahre 1384, vermittelst jener Vertretung der Gemeinde im Rathe durch die Vierherren, auch „von der Gemeinde Erkorene" und „geschworene Vormünder der Gemeinde" genannt. Die Bürgerschaft verlangte volle Gleichberechtigung und setzte es 1387 beim Landgrafen Balthasar durch, daß der aus zwei Consilien bestehende Rath noch ein drittes Consilium von zwölf Räthen aufnehmen mußte. Die Handwerker sagten, das Stadtregiment werde sehr schlecht verwaltet; wenn sie hingegen in den Stadtrath aufgenommen würden, so wollten sie dem Landgrafen 200 Schock Groschen schenken und der gemeinen Stadt aus allen Schulden helfen. Allein diese Neuerung brachte in Eisenach eine solche Verwirrung hervor, daß sie 1392 wieder abgeschafft und statt der drei Räthe wieder zwei eingesetzt werden mußten. Man behielt aber die Zahl von 36 Mitgliedern bei und gab jedem Consilium 18 Mitglieder, welche wieder ein Jahr um das andere regierten. Bald darauf wurde die Zahl 36 auf 24 für beide Consilien reducirt; die Zahl 12 umfaßte das im Jahre regierende Collegium. Zu diesen gesellten sich, wie früher, vier Vormünder*).

Indessen dauerte die Bevorzugung der Patricierfamilien in den Rathswahlen vieler Städte noch sehr lange Zeit, so daß sich jene Parteikämpfe oft wiederholten, wovon uns noch aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts der Parteikampf in Erfurt im sogenannten tollen Jahre (1509 bis 1510) als Beispiel in Thüringen am bekanntesten ist.

*) W. Reim, „Das Stadtregiment u. d. Schöppenstuhl zu Eisenach" in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte. 2. Band. Seite 166 flg.

Der dritte Stand, der der Bauern, war im Mittelalter himmelweit verschieden von dem heutigen; sie waren die Lastthiere anderer Stände. Wie stattlich sieht ein Dorf jetzt aus im Vergleich mit ehemals. Halten wir das Bild eines solchen aus dem 16. Jahrhundert mit dem eines der Jetztzeit zusammen und hören, was der Chronist von den Bauern aus jenem Jahrhundert sagt: „Die führen gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem anderen abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesinde und Vieh. Ihre Häuser sind schlechte Häuser, von Koth und Holz gemacht, auf das Erdreich gesetzt und mit Stroh gedeckt. Ihre Speiße ist schwarz Roggenbrod, Haferbrei oder gekochte Erbsen mit Linsen. Wasser und Molken ist ihr Trank. Eine zwilch Gippe (Jacke), zween Bundschuh (gebundene Schuhe?) und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruhe, über früh und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächsten Städte zu verkaufen, was sie Nutzung überkommen auf dem Feld und von dem Vieh und kaufen ein dargegen, was sie bedürfen, denn sie haben keine oder gar wenig Handwerksleute bei ihnen sitzen. Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bauen, säen, die Frucht abschneiden und in die Scheuer führen, Holz hauen und Gräben machen. Da ist nichts, was das arme Volk nicht thun müßte und ohne Verlust nicht aufschieben dürfte. Was solche harte Dienstbarkeit in dem armen Volk gegen ihre Oberen bringe, ist man in kurz verrückten Jahren wohl inne worden. Es ist kein stählerner Bogen so gut, wenn man ihn zu hoch spannt, bricht er."

Der Chronist meint hiermit den Aufstand der Bauern 1525 gegen den Adel und die Geistlichkeit, der freilich ihr Loos nur wenig besserte.

Dr. Polack.

Die Entstehung und Gründung der evangelischen Brüdergemeinde zu Neu-Dietendorf*).

Nicht weit von Gotha liegt in einem anmuthigen und fruchtbaren Thale an der Apfelstedt der Ort Neu-Dietendorf, welcher durch die Gründung einer evangelischen Brüdergemeinde vor etwa einhundert Jahren in der Geschichte des gothaischen Landes eine besondere Wichtigkeit erlangt hat.

Ursprünglich stand an der Stelle des jetzt so blühenden Ortes ein freies Rittergut, der sogenannte Altenhof, welcher seit 1736 dem ebenso durch seine Gewandtheit und Feinheit im Umgange als durch seinen epikureischen Sinn bekannten Grafen Gustav Adolf von Gotter gehörte. Dieser ließ alsbald nach der Besitznahme des Gutes eine Reihe von Häusern der Apfelstedt entlang bauen und zog fleißige Ausländer herbei, um Wollenzeugfabriken anzulegen. Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha ertheilte dem Orte Pfarr- und Schulrechte und verlieh dem Grafen (1737) das Patronatsrecht. Doch sollten zu den Stellen nur Landeskinder berufen werden dürfen.

Schon damals hatten hier und da in Thüringen einzelne Personen sich zu den mährischen Brüdern, um ihres frommen und stillen Wandels willen, hingezogen gefühlt. Aber ein äußeres Band der Vereinigung fehlte. Vielfach gedrückt und nicht selten verspottet, sehnten sich diese Leute nach einer Gemeinschaft. Um diese herbeiführen zu können, hatte ein Freund der Brüdergemeinde, der Graf Balthasar von Promnitz, im Jahre 1742 die ganze Besitzung dem Grafen Gotter abgekauft.

*) Aus den Acten des ehemaligen Oberconsistoriums und des Haus- und Staatsarchives zu Gotha entnommen.

Der eigentliche Stifter der evangelischen Brüdergemeinden, Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf, war damals gerade auf einer Reise in Amerika begriffen. Er scheint jedoch mit diesem Kaufe zu Gunsten der Brüder keineswegs einverstanden gewesen zu sein. „Da ich zurückkam," so schreibt er selbst, „hatten sich die mährischen Brüder, theils ohne mein Vorwissen, theils gegen meinen Rath, verleiten lassen, auf eine ihnen gemachte, ganz ungegründete Hoffnung einen Ort im Gothaischen anzukaufen.... Ich kann nicht leugnen, daß ich zu der Zeit mehr Neigung verspürte, meinem Volke Buße zu predigen, als Theil an ihrer Herrlichkeit zu nehmen. Ich habe es auch treulich gethan."

Das Gesuch um Errichtung einer mährischen Gemeinde, welche unter ihren eigenen Bischöfen stehen sollte, war vom Herzog Friedrich III., als der gothaischen Landes- und Kirchenverfassung entgegen, abgeschlagen worden. Zinzendorf, dieses voraussehend, hatte darum gleich nach seiner Zurückkunft aus Amerika unterm 1. März 1743 von London aus ein Verwahrungsschreiben an den Herzog gerichtet, worin er erklärte, daß die mährischen Brüder ihn um die Sache nicht, wie es sich wohl gebührte, gefragt hätten; „weil wir aber Brüder sind," fährt er fort, „und unser seliges Joch Niemanden drücken muß, so will ich diese Sache an und vor sich selbst nicht hindern, da ich zumal nicht weiß, ob nicht die Erhörung des theuren Bet-Ernst's seiner langwierigen Fürbitte im Himmel vor sein Volk und seine Erben in Ew. Durchlaucht Person soll erfüllt werden, wozu Sie Sich bisher recht schön angelassen haben. Nur einen Umstand lege ich zur Beherzigung vor, ohne welchen ich in die Pflanzung der mährischen

Kirche im Gothaischen nicht willigen kann. Lutherisch glauben, lehren und auch in externis wandeln mögen sie wie in Herrnhut, und ich muß uns nur von dem Patron ausbingen, daß er ihnen keinen Pastorem, ohne sie zu fragen, setze; denn sonst sind sie keine Gemeinde zu nennen. Wir Bischöfe und Vorsteher der Kirche müssen unter unserem Volke das Recht behalten, was wir in Europa und allen Welttheilen haben, und unter dem Consistorio zu stehen, kann uns nicht zugemuthet werden. Unser Ordinations- und übriges Kirchen-Recht ist durch ganz Deutschland erkannt, und wird in allen großbritannischen in- und auswärtigen Landen täglich geübt. Wir leben nirgends mehr in Ecclesia pressa, als in Ober-Lausitz, welches nicht nur ein böhmisch Lehen unter gewissen Compactatis und peremtorischen Verfassungen ist, davon die hohe Obrigkeit uns zu gefallen weder kann noch darf weichen, sondern auch darum gewissermaßen extraordinär ist, weil der katholische Decanus zu Bautzen inspectionem ecclesiasticam prätendirt, und obgleich nicht in contradictorio, doch in vielen Stücken der voluntariæ jurisdictionis possessor ist. Gleichwohl stehen wir nicht unter seinem Consistorio, noch unter einem in- oder ausländischen anderen, sondern unter der persona Seren. Electoria, der durch sein geheimes Consilium immediate oder per Commissarios mit uns handelt. Unter dergleichen Conditionen können wir uns auch im Gothaischen niederlassen, und wer die Commissarii sind, ist uns gleich" rc.

Ungeachtet des Verbots des Grafen von Zinzendorf hatte sich dennoch zu Neu-Dietendorf, ganz gegen sein Vorwissen und gegen seinen Rath, eine Brüdergemeinde gegründet, die sich zur lutherischen Kirche hielt und den vom herzoglichen Oberconsistorium schon im Jahre 1741 eingesetzten Pfarrer Joh. Andr. Heyn als ihren Seelsorger anerkannte. Auch in den benachbarten Dörfern und sogar in Gotha befanden sich Einzelne, die sich zu dieser Brüdergemeinde hielten. Als nun Heyn im Jahre 1743 nach Frauenzimmer in's Würtembergische berufen ward, entstanden über die Besetzung der Pfarrerstelle höchst ärgerliche Streitigkeiten zwischen dem herzoglichen Oberconsistorium zu Gotha und den mehrfach wechselnden Besitzern des Altenhofs als Patronatsherren. Infolge davon blieb die Pfarrei beinahe zehn Jahre unbesetzt, und es ist nothwendig, darüber folgende Mittheilungen zu machen, die bis jetzt noch nicht durch den Druck öffentlich bekannt geworden sind.

Das herzogliche Oberconsistorium stand, als die mährischen Brüder in Neu-Dietendorf sich zu einer Gemeinde gründeten (1742), unter der Leitung des Vicepräsidenten und Oberhofpredigers Ernst Salomon Cyprian, eines Mannes, der durch seinen redlichen Eifer für das Lutherthum ganz unbestrittene Verdienste um unsere evangelisch-lutherische Kirche sich erworben hat. Der Ausspruch Augustin's: „Qui non celat, non amat" war sein Wahlspruch. Bei aller gründlichen Gelehrsamkeit aber, bei noch so tief gehendem Urtheile, bei aller berechnenden Klugheit — wobei er jedoch der Wahrheit nie etwas vergab — erregte er durch sein aufbrausendes und jähzorniges Wesen, sowie durch seine hartnäckige Unbeugsamkeit in seinen einmal gefaßten Entschließungen und überhaupt durch seine Unduldsamkeit, Härte und Herrschsucht in religiösen Dingen, mehr Furcht und Haß, als Vertrauen und Liebe. Er war einer der erbittertsten Hauptgegner der Union zwischen Reformirten und Lutheranern und vereitelte dieselbe durch seine heftige und scharfe Polemik. Seinem Fürsten, der ihn durch Ehrenbezeugungen aller Art verwöhnt hatte, bereitete er dadurch manche Unannehmlichkeit. Ebenso trat er mit großer Entschiedenheit und so lange er lebte auch mit sichtbarem Erfolge gegen die freigeisterische Richtung der geistvollen Herzogin Louise Dorothea, der Gemahlin Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha, auf, und er scheute sich nicht, sie einst in der Beichtrede mit den Worten anzureden: „Durchlauchtigste, gnädigste Herzogin; große, große, erhabene Sünderin". Ja, er ging soweit, in einer Predigt, wo er von den verschiedenen Meinungen der Welt redete, mehrere Male, mit Anspielung auf die Abstammung der Herzogin von Meiningen, den zweideutigen Satz hinzustellen: „Aus Meinungen kommt alles Uebel!" *)

Dieser Mann nun, der mit unerschütterlicher Festigkeit an dem lutherischen Glauben hing, wachte mit strenger Gewissenhaftigkeit über die Kirchenzucht und trat als Hauptgegner der mährischen Brüder im Gothaischen auf.

Anfangs zeigte sich Cyprian milder gesinnt gegen die mährischen Brüder, als später. Zinzendorf hatte sogar im Mai des Jahres 1738 Cyprian persönlich in Gotha besucht und er schrieb darüber an seine Gemahlin, er habe mit ihm „etliche Stunden sehr herzlich und aufrichtig geredet". Cyprian selbst rühmt noch im Jahre 1739 in einem Schreiben an den Herzog (20./8.) dessen Milde gegen die mährischen Brüder. Der Herzog habe den Ruhm, den allergelindesten Weg eingeschlagen zu haben, da hingegen das kursächsische Edict vom 1. Juli 1737 wider die Zinzendorf'schen Anstalten, welches der König eigenhändig unterschrieben habe, ziemlich hart klinge. Zinzendorf hielt auch am 25. Juni 1740 eine Synode der Brüder zu Gotha ab, die jedoch keineswegs den Zweck hatte, mehr Anhänger in den gothaischen Landen zu gewinnen. Der Herzog zeichnete bei dieser Gelegenheit einzelne Glieder der Synode durch entgegenkommende Freundlichkeit aus und erlaubte sogar, als ein Mitglied, Georg Adam v. Schweinitz, starb, daß Zinzendorf die Absignirung seiner Effecten übernahm.

Doch schon zu Anfang des Jahres 1743 hatte sich das Oberconsistorium genöthigt gesehen, dem gothaischen Bürger und Knopfmacher Johann Wilhelm Lückardt, welcher zu der Neu-Dietendorfer Gemeinde sich hielt und in Gemeinschaft mit einigen Anderen Erbauungsstunden und Zusammenkünfte (Conventikel) abhielt, diese bei zehn Thaler Strafe zu untersagen. Lückardt bat zwar (27. Februar 1743) um Aufhebung dieses Verbots, allein vergeblich.

Weil die mährischen Brüder vollständige Unabhängigkeit vom Oberconsistorium verlangten, so hatte Cyprian selbst, der ihnen eine solche Anmaßung nie vergeben konnte, in einem Schreiben (25. Februar 1743) dem Herzog die Gründe auseinander gesetzt, nach welchen sich die fernerweite Duldung der mährischen Brüder im Lande, vom religiösen Standpuncte aus betrachtet, durchaus nicht rechtfertigen ließe.

Die in diesem Schreiben ausgesprochenen, der evangelischen Brüdergemeinde ungünstigen, wohl auch nicht ganz unbefangenen und einseitigen Ansichten finden sich in ähnlicher Weise in den Oberconsistorialacten wieder, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Cyprian es war, der, mit unermüdlichem Eifer über den Gerechtsamen seines Fürsten in kirchlichen Dingen wachend, durch seinen gewichtigen Einfluß im Oberconsistorium seiner subjectiven Ansicht Eingang zu verschaffen wußte und dadurch in kirchlichen Angelegenheiten den Ausschlag gab. Theils sind die Concepte, hauptsächlich dann, wenn die Sache besonders wichtig war, von seiner eigenen Hand abgefaßt, theils hat er sie durch Aenderung verbessert und verschärft.

So heißt es in jenen Acten: „Die eingenisteten Anhänger der mährischen Brüderschaft bildeten keine Gemeinde nach hiesiger Landesart, hätten keinen Schulzen, keine Heimbürgen, keinen Inspector disciplinæ, kein Seelenregister, keine Altaristen, keine Kirchenrechnung. Sie negligirten alle unsere publica lege eingeführten Bücher und brächten dagegen lauter fanatisches Zeug in's Land. Sie seien nicht orthodox in der Lehre vom Gehorsam, den man einer christlichen Obrigkeit leisten müsse (Röm. 12. 2), in der Lehre vom geruhigen und stillen Leben der Christen (1. Tim. 2. 2), von Meidung eines ketzerischen Menschen (Tit. 3. 10), von

*) Meiningen wird noch heute vom Volke Meinungen genannt.

der Zertrennung und dem Sectenwesen (Röm. 16. 17), von der bei Vermeidung des ewigen Fluchs anbefohlenen Reinbehaltung des Evangelii Jesu Christi (Gal. 1. 9) und frevelten durch ihre Conventikel, worin auch Weiber und Laquaien predigten, unaufhörlich am landesherrlichen Kirchengesetz vom Jahre 1715, § 8. Dagegen sei es eine nichtige Entschuldigung, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen; denn der Graf Zinzendorf sei kein Gott; es seien auch seine Tartüffereien und frevelhafte, in Länder, wo er nichts zu befehlen habe, geschickte Hauskirchenordnungen, ohne welche die Gottseligkeit 1700 Jahre in der Christenheit geübt worden sei, keine göttliche, sondern närrische, hochmüthig-eigenwillige Verordnungen, die der Landesherrschaft, welche die rechte Frömmigkeit Jedermann erlaube und befehle, Hoheitsrechte offenbar antasteten und beeinträchtigten. Sie müßten in solche Schranken gesetzt werden, daß sie die lutherische Kirchenverfassung nicht verschmähten, und der guten Zucht und Disciplin aus einem diesen Sectirern eigenen Dünkel Hohn sprächen. Denn was könne man von dieser Art Leuten Gedeihliches erwarten, welche durch unnöthige Trennung die Heuchelei auf den Thron setzten, die fleischlichen Geburten ihrer Einbildungskraft für himmlische Erleuchtung ausgäben und gleichsam mit dem Heilande eine unmittelbare Gemeinschaft zu haben vermeinten, welcher sie, obwohl ohne Beruf, der doch bei allen Propheten und Aposteln ein äußerliches Zeichen zum Grunde gehabt, unter die Heiden gehen heiße, bei welchen sie lauter Zank und Streit in einer Sache erweckten, deren essentielle Beschaffenheit in einer liebthätigen Einigkeit bestehen sollte."

Wenn man nun auch zugiebt, daß in den heftigen Angriffen und harten Beschuldigungen Cyprian's gegen die Brüdergemeinde einzelne Wahrheiten enthalten sind, so erscheint doch der Ton und die ganze Haltung als ein ungeziemender und nicht gerechtfertigter, und die Zukunft bewies es, daß die Leute nicht so schlechte und ungehorsame Unterthanen waren, als sie von Cyprian dargestellt wurden.

Zinzendorf, der bis dahin sich gar nicht in die Neu-Dietendorfer Händel gemischt hatte, beklagte sich zuerst unter dem 7. Juni 1743 beim Herzog Friedrich über solche Härte und Unduldsamkeit von seiten des Oberconsistorium, welches ohne Ursache erbittert sei. Er konnte sich wohl darauf berufen, daß er aus eigener Bewegung die Gründung einer Brüdergemeinde zu Neu-Dietendorf sogleich, nachdem er Kunde davon erhalten, wieder aufgehoben und den Grafen von Promnitz für schadlos gehalten hatte. Er konnte auch wohl darauf hindeuten, daß, sowie den Brüdern unverdientes Leiden und Schaden durch solche Behandlung zu wege gebracht, auch dem herzoglichen Hause nicht eben Ruhm und Vortheil erwachsen werde. Die Brüder selbst ließen Alles mit christlicher Gelassenheit über sich ergehen; sie wußten solcher Unbill nur Geduld und ihren Wandel entgegen zu stellen. Dennoch hörte die Verfolgung gegen sie keineswegs auf, im Gegentheil kam sie durch den schon oben erwähnten Abgang des Pfarrers Heyn (1743) erst recht zum Ausbruch. —

Der Graf von Promnitz hatte nämlich, als Patronatsherr, zu der erledigten Pfarrerstelle den Pfarrer Melchior Grund zu Hoheneiche bei Saalfeld berufen. Das Oberconsistorium verweigerte aber die Bestätigung, weil der Vorgeschlagene kein Landeskind war, auch das vom Consistorium zu Altenburg ausgestellte Zeugniß dahin lautete, daß Grund sich nicht für einen Ort eigene, wo besondere Wachsamkeit nöthig sei gegen Einschleichung gefährlicher und der reinen evangelischen Lehre und Kirchenruhe entgegen laufender Grundsätze. —

Nach dem bald darauf (2. Februar 1744) erfolgten Tode des Grafen von Promnitz ward dessen Gemahlin, eine geborene Gräfin von Erbach, mit dem Verluste des Patronatrechts bedroht, wenn sie nicht einen anderen Pfarrer nach Neu-Dietendorf berufe. Sie schlug deshalb den Candidaten Karl Rudolf Reichel vor, welcher damals Hauslehrer beim Geheimrath und Kammerpräsident von Oppel zu Altenburg war. Allein auch er wurde vom Oberconsistorium zu Gotha nicht bestätigt, weil er für einen Anhänger der Herrnhuter galt. Die Gräfin von Promnitz ließ die nun wiederholt an sie ergangene Aufforderung, einen anderen Pfarrer zu berufen, unberücksichtigt, und als ihr eine letzte Frist hierzu gesetzt ward, wählte sie, um allem weiteren Verdrusse zu entgehen, den Ausweg, die ganze Besitzung an die Gemahlin des Grafen von Zinzendorf, Erdmuth Dorothea, käuflich abzutreten. Aber auch diese Verhandlungen zerschlugen sich, weil man von seiten des Oberconsistorium darauf bestand, daß die Käuferin, bevor der Kauf confirmirt werde, durch einen Revers sich unter Anderem verbindlich machen sollte, bei Verlust des Patronatrechts, nach Feststellung eines Fonds zur Pfarrbesoldung, ein Landeskind, welches nicht mit sectirerischen Grundsätzen behaftet sei, zum Pfarr- und Schuldienst zu berufen, die Conventikel einzustellen, die Liturgie beizubehalten, nur das gothaische Gesangbuch und die gothaischen Lehrbücher in Gebrauch zu nehmen und überhaupt in kirchlichen Dingen den Verordnungen des Oberconsistorium ohne die mindeste Einrede sich zu fügen.

Das Oberconsistorium rieth endlich, da auch ein neuer Verkauf des Gutes an die Gräfin Sophia Augusta von Promnitz (1748) gescheitert war, die Grundstücke subhastiren zu lassen und die widerspenstigen Sectirer aus dem Lande zu schaffen. Eine solche Gewaltmaßregel schien indessen dem Herzog doch nicht angemessen. Er bestellte vielmehr eine besondere Commission, welche die gegen weltliche und geistliche Verfassungen eingerissenen Unordnungen zu Neu-Dietendorf gründlich untersuchen sollte. Die Folge dieser Untersuchung war, daß der größere Theil der Einwohner zu Neu-Dietendorf, da sie Gewissens halber den getroffenen harten Anordnungen sich nicht unterwerfen konnten, nach anderen Brüdergemeinden, besonders in die von Zinzendorf neu gegründete zu Herrenhaag in der Wetterau wegzogen (1748). Die wenigen Zurückbleibenden hielten sich zu der benachbarten Kirche in Alt-Dietendorf und hofften auf eine günstigere Wendung der Dinge, die auch nicht lange auf sich warten ließ. —

Der Freiherr Günther Urban Anton von Lüdeke hatte zu Anfang des Jahres 1753 die Besitzungen von Neu-Dietendorf käuflich an sich gebracht und da er den schon von der Gräfin von Zinzendorf ehedem verlangten Revers unterzeichnete, war der Kauf auch confirmirt worden. Schon damals war die öffentliche Stimmung für die Brüdergemeinde eine weit günstigere geworden. Ihr eifriger Hauptgegner, Cyprian, war bereits 1745 gestorben. Aber man hatte auch die Gemeinde nach und nach von einer besseren Seite kennen gelernt und wendete auf sie den Grundsatz an: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Der Herzog selbst, sowie viele Mitglieder der Collegien, hatten durch öftere Besuche in Neu-Dietendorf sich persönlich von den zweckmäßigen und guten Einrichtungen des Ortes und der Gemeinde überzeugt. Die Gemeindeglieder erwiesen sich nicht blos als fromme, sondern auch als sittliche, wahrheitsgetreue, fleißige und ordnungliebende Leute, die Anderen zum Muster aufgestellt werden konnten. Die benachbarten Geistlichen rühmten den stillen Wandel der Brüder und sprachen mit Achtung von ihnen. Dazu kam, daß das gute Beispiel, welches sie gaben, auch bei Hofe, wo einige Brüder als Bediente angestellt waren, nicht unbemerkt blieb. Wenn man nun auch von seiten der Behörden mit Zugeständnissen zu Gunsten der Gemeinde noch zögerte, so ließ man doch, trotz der scharfen Anordnungen des Oberconsistorium in kirchlichen Dingen, seit 1752 es geschehen, daß die Gemeinde durch auswärtige Glieder sich wieder verstärkte, ja, man ließ nicht undeutlich merken, daß man eine Zunahme der Gemeinde wünsche und die Brü-

der bei etwaiger Erweiterung ihrer Fabriken unterstützen werde. Ein Candidat, Johann Friedrich Früauf, welcher Erzieher der Kinder des Generalsuperintendenten Löw zu Gotha war und dessen Zuneigung zur Brüdergemeinde allgemein bekannt war, so daß diese mit Vertrauen ihm entgegen kommen konnten, wurde von Lübeke schon im Jahre 1753 zum Pfarrer von Neu-Dietendorf berufen und vom Oberconsistorium — diesmal ohne Widerspruch — bestätigt. Früauf ließ den Brüdern die Freiheit, außer dem öffentlichen Gottesdienste sich durch häusliche Andacht zu erbauen, wie es auch in anderen Brüdergemeinden üblich war.



Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf.

Durch diese veränderten günstigen Umstände mehrte sich die Gemeinde in wenigen Jahren sehr ansehnlich und es ließen sich theils auswärtige Brüder nieder, die durch ihren Fleiß die Wohlhabenheit des Ortes beförderten, theils Bewohner aus den umliegenden Ortschaften, welche durch ihre Herzensstimmung zu dem eigenthümlichen Wesen der Brüder sich hingezogen fühlten.

Der längst gehegte Wunsch, Gewissensfreiheit bei ihren Gemeindeordnungen und Privatgottesdiensten von dem Fürsten zugesichert zu erhalten, unter dessen Schutze sie standen, sollte auch bald in Erfüllung gehen. Der Syndicus Köber aus Leipzig, von der Direction der Bruder-Unität beauftragt, bat in einem Schreiben an den Herzog (6. Mai 1763) um ein besonderes Privilegium und Versicherungsdecret für die Neu-Dietendorfer Gemeinde. Obgleich nun das beim herzoglichen Oberconsistorium eingeholte Gutachten für Nichtgewährung dieses Gesuches einstimmig sich aussprach, so ertheilte der Herzog demungeachtet unterm 12. März 1764 „der zur unveränderten Augsburgischen Confession sich bekennenden evangelischen Brüdergemeinde, in dem Vertrauen, daß sie wie bisher die Landesgesetze beobachten und die gewöhnliche Erbhuldigungspflicht leisteten, auch die landesüblichen Abgaben entrichteten und als treue und gehorsame Unterthanen sich erwiesen, alle und jede den übrigen angesessenen und unangesessenen Landeseinwohnern zustehende Freiheiten, Rechte und Befugnisse. Sie sollen ungekränkt freie und öffentliche Religionsübung haben, mit völliger Gewissensfreiheit, der Augsburgischen Confession und der gothaischen Kirchenordnung gemäß, mit Beibehaltung ihrer Disciplin und Ordnung, insofern solche der Kirchenordnung und eingeführten Liturgie nicht entgegenlaufe." Ferner sollten sie Macht und Gewalt haben, über ihr Vermögen nach willkürlichem Gutbefinden unter den Lebendigen und auf den Todesfall zu disponiren und dasselbe, es bestehe in Baarschaft oder Effecten, gegen Erlegung der üblichen Abgaben an Abzugs- oder Collatoralgeld außer Landes verabfolgen zu lassen. Endlich wurde ihnen die vollständigste Exemtion von der Landes- und Heerfolge und vom Zwange bei Werbungen und Militärdiensten zugesichert.

So war zu Neu-Dietendorf eine evangelische Brüdergemeinde fest begründet worden und das Land hat die Freiheiten und Zugeständnisse, welche Herzog Friedrich ihnen machte, nie zu bereuen gehabt. Von ihrem ersten Anfange an hat diese Gemeinde zu den friedlichsten im Lande gehört. Unordnungen, Hader und Streit sind bei ihr fast niemals zum offenen Ausbruch gekommen. Durch ihre große Ordnung und Reinlichkeit, durch ihre Betriebsamkeit, ihren unermüdeten Fleiß und praktische Geschicklichkeit, durch ihr kluges und stilles, aber stets redliches Wesen in Handel und Wandel, durch ihre brüderliche Eintracht haben sie den Ort sehr bald zu einem der wohlhabendsten und blühendsten im Lande gemacht.

Dr. August Beck.

Das Geschlecht derer von Bünau.

Der vor nicht langer Zeit in den Zeitungen annoncirte Geschlechtstag, welchen die Herren aus dem Stamme derer von Bünau dieses Jahr wiederum im Hotel de Pologne zu Leipzig abgehalten, ist ganz dazu geeignet, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf die interessanten Sagen, Sitten und historischen Merkwürdigkeiten zu leiten, die mit dem Stammbaum dieses Geschlechtes emporblühten.

Das Wappen derselben, ein vierfach getheilter Schild, enthält in 2 Abtheilungen viereckig markirte Felder, während sich in den anderen zwei Löwenköpfe über einer Lilie befinden; der Kurhut mit zwei Pfauenfedern und ein Helm, mit zwei aufstrebenden Flügeln geschmückt, stehen auf der oberen Kante des Schildes und Alles dies bezeugt, daß sich das Geschlecht durch Tapferkeit und Auszeichnung hervorthat. Obgleich nun der Stammbaum derer v. Bünau mehrere Jahrhunderte zurück wurzelt, so vermag doch Niemand mit Bestimmtheit zu sagen: Wer der eigentliche Stammvater dieses alten und berühmten Geschlechtes sei und wann und wo er gelebt habe. Eine Sage, welche die Entstehung des Familiennamens behandelt, erzählt darüber Folgendes:

Zur Zeit, als das Faustrecht die deutschen Gauen unsicher machte, fanden sich auch Ritter, welche diesem Unwesen wacker entgegensteuerten und mit eben derselben Gewalt gegen die Raubhorden kämpften, mit welcher diese die reisenden Kaufleute und schutzlosen Wanderer plünderten. Einer dieser wackern Ritter, der sich auf einer Aue angesiedelt hatte, focht tapfer gegen die Wegelagerer, und da sein Fleiß in diesen Kampfeswerken sich sattsam bewährte, auch die Spitze seiner Lanze nie das Ziel verfehlte und tödlich stach, so wuchs der Respect vor dem Unermüdlichen auf solch' hohe Weise, daß man damals allgemein zu sagen pflegte: „der Ritter auf der Aue steche wie eine Biene", woraus man den Namen Bienaue zog, der sich später in Bünau umformte.

Freilich schenken uns Sagen nie eine verbürgte Nachricht, aber einen Anhalt gewähren sie doch und man nimmt

denselben um so dankbarer an, wenn er der einzige Leitfaden ist, der uns die Auffindung irgend einer Spur zu sichern vermöchte.

Das Geschlecht gehörte zu den reichsten und angesehensten Deutschlands. Seine Besitzungen in Meißen reichten bis weit nach Thüringen hinein. So prangt noch heutzutage an dem Schlosse Zschorna bei Radeburg und Schönfeld bei Pillnitz, beides frühere Jagdschlösser, das Wappen der Bünau's. Auch Pillnitz und Radeburg gehörten zu den Besitzthümern der Familie und ein Herr der letzteren war so reich, daß er der Stadt Meißen ungefähr 400 fl. borgte, wovon noch heutzutage von der Behörde daselbst das Meißner Geschoß erhoben wird. Urkundlich wird diese Thatsache noch in der geschriebenen Radeburger Originalchronik, dem sogenannten „grünen Buche" bestätigt.

Immer weiter breitete sich das wachsende Geschlecht aus (die Häuser Töppeln, Seuslitz und Lauenstein finden sich jetzt vertreten), immer mächtiger blühte der Stamm empor und die Tapferkeit desselben erreichte einen so hohen Grad, daß in einem Tage in der Schlacht am weißen Berge bei Prag 200 Bünauische Ritter fielen. Sie fielen als Anhänger der Hussiten und sonach als Feinde ihres eignen Kaisers. Diesem Umstande ist es vielleicht zuzuschreiben, daß ihnen fast sämmtliche Güter confiscirt wurden. Auch hängt wohl mit dieser starken Verminderung der Familie durch den Schlachtentod die Sage zusammen, welche uns über die Merkwürdigkeit der noch jetzt gebräuchlichen männlichen Taufnamen Auskunft giebt.

In der Familie v. Bünau bestehen nämlich äußerst wohlthätige Stiftungen, welche sich bei der Herrenkasse in Hülfsleistungen zu dem Beruf der jungen Sprößlinge, bei der Damenkasse aber in Unterstützung der Wittwen und Waisen äußern. Keiner der jungen Leute aber kann auf die Nutznießungen dieser Einrichtungen geltenden Anspruch erheben, wenn er nicht in das Geschlechtsregister eingetragen ist und einen der Namen: Günther, Heinrich oder Rudolph, außer diesen aber keinen anderen nebenbei führt. 1650 ward diese Bestimmung erneuert und 1858 auf dem damals abgehaltenen Geschlechtstage zu Leipzig wieder bestätigt.

Der Grund dazu soll, einer Sage nach, in dem Umstand gelegen haben, daß einst das so zahlreiche Geschlecht bis auf drei Glieder ausstarb, welche vorbemerkte drei Namen führten. Zum Gedächtniß daran gelobten die drei Letzten des blühenden Stammes, daß jeder neuerstehende Sproß einen dieser Namen führen solle. Dies ist nun bis heute geschehen und geschieht immer noch; da aber die Familie sich wieder im ausgedehntesten Maßstabe ausgebreitet hat, so stehen die Fälle nicht vereinzelt da, in welchem mehrere Günther und Heinriche ꝛc. im Kinderkreis existiren. Wies doch einer der Zweige drei Günther, drei Rudolphs und ebensoviel Heinriche gleichzeitig auf und mußten die Knaben beim Rufen durch hinzugefügte Zahlen: Günther I., II., III. ꝛc. markirt werden.

Noch weist eine andere Sage darauf hin: daß ein Heinrich von Bünau, welcher eine Kaiserkrönung vollzogen, da er Erzbischof und Kurfürst in Mainz war, wegen nichtssagenden Scheingründen seine Abdankung erhalten habe; vorher aber, als derselbe noch in Gunst stand, bat er den Kaiser: daß er dem Wappen seiner Familie anstatt des zweiten Helmes den Kurhut aufsetzen, den Nachkommen seines Stammes nur die Führung der Namen: Günther, Heinrich oder Rudolph erlauben und das Geld, welches er durch die Verwaltung seines Bisthumes erworben, den Seinen vererben dürfe. Zu diesen Bitten ertheilte der Kaiser gnädigst seine Zustimmung und das Erbtheil, das in ungeheueren Summen bestand, wandte man dazu an, um der Familie mehrere Stammhäuser anzukaufen, welche sie jetzt noch besitzt.

So weit die Sage, die, mit der Wirklichkeit verwebt, uns einen Einblick in merkwürdige Bestimmungen gewährt, die auf jeden Fall den Reiz des Mittelalters erhöhen, dem sie ihre Entstehung verdanken und das Interesse für eine Familie erregen, die noch jetzt eine der angesehensten und weitverbreitetsten des Sachsenlandes ist.

Fr. Biehle.

Ein Frauenbrief vom Jahre 1666.

Einen wichtigen Wendepunct in der Sittengeschichte Deutschlands bildet bekanntlich das Zeitalter des galanten, ritterlichen Königs Ludwig XIV. von Frankreich, indem es dazu beitrug, zunächst den wüsten, trinklustigen und ungebildeten Adel zu cultiviren und ihm Geschmack nicht nur an gesittetem Wesen, sondern auch an Künsten und Wissenschaften beizubringen. Junker, die früher nur gejagt, sich bei jeder passenden Gelegenheit betrunken und ohne Ansehen der Person mit der Faust oder dem Degen gerauft und ihre Bauern maltraitirt hatten, verwandelten sich jetzt in anständige, elegante Cavaliers, welche das Ausland besuchten, Künsten und Wissenschaften huldigten, Hofchargen nachsuchten und eifrig bemüht waren, ihren Kindern eine gute Erziehung, natürlich nach französischem Zuschnitt, geben zu lassen. Vor Allem war es für eine distinguirte Person nöthig, der französischen Sprache, selbst auf Kosten der Muttersprache, vollständig mächtig zu sein.

Wie sehr zu jener Zeit die deutsche Sprache vernachlässigt wurde, dies wollen wir durch nachstehenden deutschen Brief einer jungen, hochstehenden Dame beweisen, von der sich auch einige äußerst correct und elegant geschriebene französische Briefe in unseren Händen befinden. Dieselbe war eine Muhme und Pflegetochter des berühmten Geheimraths und Großcanzlers Benedict Carpzow und in seinem Hause auf das Sorgfältigste erzogen worden. Ihr Vater, Friedrich von Beichling, besaß in Cölleda ein Gut, und ihr Bruder, Gottfried Hermann, heirathete Perpetua von Lüttichau aus dem Hause Zschora, wodurch die bisher unbekannte Familie in Verwandtschaft mit dem reichsten und vornehmsten Adel Sachsens gelangte. Den Glanzpunct aber erreichten die Beichling's durch die rasche Erhebung eines Sohnes des genannten Oberconsistorialpräsidenten Gottfried Hermann von Beichling, des berüchtigten Großcanzlers Wolfgang Dietrich, der zwar, durch die Gräfin Kosel und den Grafen Flemming gestürzt und sogar auf den Königstein gebracht, später aber begnadigt wurde und, noch immer in hohem Ansehen, 1726 auf seinem ererbten Gute Zschora starb. — Ein Abkömmling dieser berühmten Beichling's zählt jetzt zu den Mitgliedern des würtembergischen Königshauses. —

Die Briefstellerin, Martha Sophia von Beichling, heirathete im Jahre 1665 den Kammerjunker Wolf von Lindenau auf Machern, Polenz, Gotha und Eulenfeld, zugleich auch Besitzer einer schönen Mühle vor Wurzen und eines Hauses in Leipzig. Er wurde durch den Einfluß seines mächtigen Schwagers und Neffen 1681 Oberküchenmeister, 1688 Oberlandfischmeister und 1702 Amtshauptmann der Aemter Wurzen, Leipzig und Mutzschen, und starb im Jahre 1710. Seine Gemahlin war ihm schon im Jahre 1673 nach siebenjähriger Ehe im Tode vorangegangen. — Der Brief ist an ihre Schwägerin, die Wittwe Friedrichs von Beichling in Cölleda gerichtet.

„Gott zum Schönstz gruß Vielgeliebte fraw schweßter,

aus Irem schreiben habe ich Er sehen das ihr euch gottlob bey guther Ge Suntheit befinnet, welches unß Sehre Erfreiligen zu Vernehmen geweßen. Unser Ohrts haben wir den liben Gott auch noch for gude Gesunneit zu dankken, der hahle nur Ferner iber unß mit seiner genathe und behite unß vor all unklick. Mein liebester lest dienstlichen gerüßen und auch die anne Catriene. Die kinner sind woll aufgehopfen und der fridrich wird so got Will auf der firstenschull zu meisen ein feines lernen. Und berücht ich sie, daß ich balde nacher leibzig fahren Werde Will ich schonst die Hauben be Sorgen und kann sie mir daß gelt Schonst mit gelegenheit Zu Schücken. Die mitze wird sie durch Hanß Bolern den botten entfangen habn. Daß sie in ihren bedrihbeten Zustande keine gedanken hat tut mir leith, aber der liebe Gott Wird Schonst Weiter Helfen, da doch die kinner gud Geraden. Die jungbfer Sahlie grüset sie auch zu daußent Mahlen freudlichen und Bitte, sie wold doch for das Klein Ermlich bißigen Kuche nicht danck, sie häthe uhr Sache vor so viel Wolde ich mich zu daukn. Heden wir nor gewost das ihr wein leß zum Ende wehr, wir heden sie wohl wohlen Bitten daß sie mehr zu Unß Komen, eß wahr Kein Mensch bey unß Alß die Fr. baße miltitzin mit ihren Mettigen und vedter schleinitz. Nun lebe sie wohl, befehlte sie den liben Gott biß zu die leipziger Oßter Mese dienstfreundliche Be Grüßung

D F S E W

Martha Sophia
Von Lindenauen.

Datum Machern den 5 1666."

So schrieb eine junge, den vernehmsten Familien Sachsens angehörige Dame vor 200 Jahren. Was würde jetzt wohl ein schlichter Handwerker sagen, wenn die Schulbildung seiner Tochter sich nicht weiter erstrecken sollte, als auf die Herstellung eines Styls und einer Orthographie, wie sie damals die genannte Edelfrau handhabte?

O. Moser.

Das Eisenberger Wappen*).

Altenburger Sage von Dr. Krause.

In dem Eisenberger Wappen befindet sich das Brustbild eines Mohren, um dessen Stirn eine weiße Binde gewunden ist. Darüber erzählt man Verschiedenes.

Ein Graf von Eisenberg hatte einen Mohren zu seinem Diener, der ihm verdächtig war, mit der Gräfin verbotenen Umgang zu pflegen. Der Graf verurtheilte den Mohren zum Tode, und schon stand der Scharfrichter bereit, mit dem Beile das Haupt des Verurtheilten, um dessen Augen eine weiße Binde gelegt war, abzuschlagen, als durch eine wunderbare Fügung Gottes der Graf die Unschuld seines Dieners erkannte. Lange noch diente der Mohr seinem Herrn, und dieser nahm dessen Bild zum Andenken an seine Rettung und Gottes Weisheit in sein Wappen auf.

Oder wie man sonst erzählt:

Als Markgraf Dietrich der Bedrängte sein Land verloren hatte, nahm er das Kreuz und wallfahrte nach Jerusalem zu dem heiligen Grabe. Dahin war er wohl gut gelangt, aber wieder heim zu kommen, das war schwer, denn um ihn waren die Feinde, und er wußte nicht, wie er ihren Augen entgehen sollte. Da endlich steckte ihn sein treuer Diener, ein Mohr, in ein Faß und schaffte es zu Schiffe, bewachte auch das Gefäß mit dem edeln Weine, bis es glücklich in Italien gelandet war. Als danach der Markgraf sein Land wieder errungen hatte, lebten Herr und Diener in Eisenberg. Die Feinde des Markgrafen aber machten von Neuem einen bösen Plan; sie wollten ihn auf seinem Schlosse tödten und hatten auch den Mohren mit in ihre Gemeinschaft gezogen. Der aber gedachte der großen Noth, die er um seinen Herrn und mit ihm schon früher ausgestanden, und wie alle die Mühe vergeblich gewesen, wenn jener von seinen Feinden jetzt getödtet würde, und dabei fiel ihm die alte Liebe und Treue auch wieder ein. Da ging er zu seinem Herrn, entdeckte ihm den Verrath und rettete ihn.

Seit dem Tage führte der Markgraf den treuen Mohren, einen weißen Turban um das Haupt geschlungen, in seinem Wappen.

*) Bode, Eisenberger Chronik.

Miscellen.

Die Schloßkirche zu Wittenberg. Uebersicht der Geschichte derselben bis auf die gegenwärtige Zeit. — Unter diesem Titel hat der Verein für Heimathskunde des Kurkreises durch dessen Schriftführer, Herrn Gymnasiallehrer G. Stier, zur Säcularerinnerung an die beiden Jahre 1560 und 1760 ein Schriftchen herausgegeben, welches mit Beginn des Jahres 1860 erschien und bei der damals nahe bevorstehenden Feier des 300jährigen Todestages Philipp Melanchthon's zur Belebung jener großen Erinnerungen beitragen sollte, welche sich an diese Todtenfeier knüpfen. Wohl wurde der Schloßkirche Wittenbergs in Deutschlands Reformationsgeschichte eine bedeutungsreiche, wichtige Rolle zugetheilt, und folgen wir dem Verfasser in seinem Werke, so finden wir, daß sich schon im Jahre 1306 an der Wittenberger Hofburg der damals regierenden Fürsten des askanischen Hauses eine Kapelle angebaut befunden habe, welche Rudolf I. auf Veranlassung seiner Gemahlin Kunigunde, Tochter eines polnischen Königs, vergrößerte und verschönerte, ihr die Einkünfte verschiedener Dörfer zuwies und welche der Papst, so wie Erzbischöfe und Bischöfe, mit Privilegien und Geschenken reichlich bedachten. Die kostbarste Reliquie für die damalige Zeit besaß diese Kapelle in einem blutgetränkten Dorn, angeblich aus der Schmerzenskrone des Erlösers, welche der Sohn Rudolf I. als Lohn für seine Kriegsthaten gegen die Engländer bei Crecy von Philipp VI., König von Frankreich, erhalten hatte. Alle späteren Herzöge und Kurfürsten beschenkten die Kapelle ebenfalls, und als die Herrschaft über Wittenberg von den Askaniern, deren Mannesstamm 1422 ausstarb, an die Fürsten des Hauses Wettin überging, so war es Kurfürst Friedrich der Weise, welcher Wittenberg zu seiner Residenz sich erwählte und an Stelle der leer stehenden und verfallenen Hofburg und der Kapelle ein neues Kurfürstenschloß und eine neue Schloßkirche erbaute, welche, reich dotirt, im Jahre 1499 vollendet wurde.

Daß diese, mit Reliquien so außergewöhnlich zahlreich geschmückte Kirche (sie enthält in vielen kostbaren Schreinen 5005 Stück) die erste war, welche der neuen Lehre sich geöffnet und an deren Thüren Luther am 31. October 1517 die berühmten 95 Sätze gegen Tetzel's Ablaßkram anschlug; daß in ihr Friedrich der Weise, die kurfürstlichen Brüder Friedrich und Johann, sowie die großen Reformatoren Luther und Melanchthon ruhen, dies Alles ist allgemeiner bekannt, weniger bekannt aber das Schicksal dieses historisch wichtig gewordenen Gotteshauses während der späteren Jahrhunderte und Kämpfe zwischen der ernestinischen und albertinischen Linie, sowie während der dreißigjährigen, siebenjährigen und napoleonischen Kriege, wodurch diese Kirche zu wiederholten Malen in Schutt und Asche gelegt wurde, aus welcher dieselbe mit dem Reformationsjubiläum 1817 neu erstand.

Dies Alles theilt das Stier'sche Werkchen ausführlich mit, und Alle, die ein reges Interesse an der Hauptstadt des früheren sächsischen Kurkreises und der Metropole der Refor-

mation haben, werden viel des Wissenswerthen in der Geschichte der Schloßkirche zu Wittenberg finden, welcher zugleich ein Verzeichniß derjenigen Personen beigegeben ist, die in deren Grüften ruhen. 3.

Der Herzog Wilhelm Christian von Holstein-Wiesenburg und das alte Jägerhaus bei dem sogenannten „Ochsenkopf" auf dem sächsischen Fichtelberg. Den Namen „Ochsenkopf" führt ein Theil des Bergabhanges und des darauf befindlichen Waldreviers auf der Spitze des großen Fichtelberges im sächsischen Erzgebirge. Die Gestalt eines Ochsenkopfes soll dort in einem Felsen eingehauen gewesen sein, und man sagt, daß dieser Name noch von den fränkischen Einwanderern herstamme, die die Gegend um den Fichtelberg herum einst zuerst angebaut haben.

Das frühere, am „Ochsenkopf" befindliche Jägerhaus ist merkwürdig in der Geschichte Sachsens geworden. Zuerst wurde es im dreißigjährigen Kriege von den Schweden überfallen, in Brand gesteckt und gänzlich niedergebrannt. Der Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen ließ es hierauf wieder aufbauen, und es muß dieses neue Jägerhaus ein für seine Zeit und seine Lage ziemlich stattliches Gebäude gewesen sein, weil es später ein Herzog zu einem Aufenthaltsort auf längere Zeit für sich selbst auserwählte, dessen Sterbehaus es auch werden sollte. Es war dies der Herzog Wilhelm Christian von Holstein-Wiesenburg, ein Bruder des damals regierenden Herzogs Friedrich von Holstein. Beide waren die Söhne des Herzogs Philipp Ludwig von Holstein-Sonderburg, der die Wiesenburger Linie durch den Ankauf des Schlosses und der Herrschaft Wiesenburg bei Zwickau gründete. Diese Besitzung hatte er im Jahre 1664 vom Kurfürst von Sachsen käuflich an sich gebracht, und die Herzöge von Holstein besaßen diese Herrschaft bis zum Jahre 1724, wo dieselbe der Kurfürst von Sachsen vom Herzog Leopold von Holstein nach dem Tode seines Vaters, des kaiserlichen Generalfeldmarschalls Herzog Friedrich von Holstein, der am 7. October 1724 auf dem Schlosse zu Wiesenburg erfolgte, um den Preis von 130,000 Thlr. wieder zurückkaufte. Um auf den zuerst genannten Herzog Wilhelm Christian von Holstein zurückzukommen, so war derselbe am 15. Januar 1661 geboren und wurde später Generalmajor in kurfürstlich sächsischen Diensten. Uneinigkeiten mit dem Herzog Friedrich, seinem älteren Bruder, mögen ihn von dessen Schlosse Wiesenburg fern gehalten haben, er bewohnte daher, wie schon oben erwähnt wurde, das Forsthaus am Fichtelberge, und zwar achtzehn Jahre lang, vom Jahre 1693 bis zum Jahre 1711, und starb auch hier am 23. Februar 1711.

Es sind somit im sächsischen Erzgebirge innerhalb zwölf Jahren zwei Herzöge von Holstein gestorben, die beide Söhne einer Sächsin waren, nämlich der am 18. December 1697 gestorbenen Gräfin Magdalena Christina von Reuß-Plauen und dritte Gemahlin des Herzogs Philipp Ludwig von Holstein, der selbst außer Landes, und zwar zu Ober-Kratzau im jetzigen bayrischen Voigtlande, am 10. März 1689 starb.

Das alte Sterbehaus des Herzogs Wilhelm Christian von Holstein ist dem Wechsel der Zeit auch anheim gefallen und dort ist längst verklungen die Kunde von dem Tode dieses Fürsten, und daß ihm einst seine Sterbestunde hier in einer der rauhesten Gegenden Sachsens schlug. 13.

Die Goldwäsche in der Saale. Zu den Gold führenden Flüssen Deutschlands gehört auch die Saale. Noch vor etwa anderthalbhundert Jahren wurde häufig Gold in ihr gewaschen. So unterhielt z. B. noch zu Ende des 17. Jahrhunderts Frau Susanne Struve geb. Berlichin in Jena, Wittwe des zu seiner Zeit berühmten Jena'schen Rechtsgelehrten Hofrath Georg Adam Struve, eine in chemischen Kenntnissen wohl erfahrene Frau, eine ansehnliche Goldwäsche in der Saale zwischen den Dörfern Schöps und Maua, etwa 1½ Stunde von Jena entfernt. Der eigentliche Bezirk der Saale, wo sie Gold führt, scheint der ganze Strom vom Ursprunge auf dem Fichtelgebirge bis zu dem Einflusse in die Elbe zu sein. Natürlich dürfte aber die Ausbeute nicht an allen Stellen gleich ergiebig sein. Die Hauptstellen, wo sich Goldwäschen befanden, waren bei Schwarza, wo an manchem Tage 19 Drachmen Gold gewaschen worden sein sollen, ferner zwischen den oben genannten Dörfern Schöps und Maua, ingleichen bei Wöllnitz und bei Comsdorf. Das Goldwaschen fand meist unter den Wehren, um die Brückenpfeiler herum oder sonst an tiefen Stellen, statt. Wahrscheinlich haben sich auch bei Saalfeld und oberhalb des Dorfes Schwarza, da, wo sich der Fluß gleiches Namens in die Saale ergießt, vielleicht auch im Voigtlande, solche Goldwäschen befunden. Die beste Zeit der Goldwäsche war im Sommer und Frühjahre, weil um diese Zeit die Saale auszutreten pflegt. Das Gold selbst fand man theils im Sande, theils in Kiesel- und anderen Steinen. Im großherzoglichen Museum zu Jena wird noch dergleichen rohes Saalgold in Staub und in Körnern aufbewahrt. Von verarbeitetem Saalgold befindet sich noch ein hinterlassenes Andenken der oben erwähnten Frau Hofrath Struve bei der Jena'schen Stadtkirche. Es ist dies eine kleine runde Hostienschachtel in der Größe eines Speciesthalers in der Rundung, in deren Deckel eine runde Platte von solchem Golde in der Größe eines Doppellouisd'or und von der Stärke eines starken Messerrückens gefaßt ist. Die äußere Aufschrift lautet:

Durch Gottes Seegen hat Susanna Struvin G. Berlichin
dieses Golt aus der Saale waschen lassen.

Im Inneren befindet sich die Inschrift:

Gott allein die Ehr : Anno 1687.

Noch im Jahre 1786 soll bei dem fürstlich schwarzburg-rudolstädter Fürstenhause eine lange Kette von Saalgold aufbewahrt worden sein. Ausgeprägt ist solches Gold auch worden, namentlich soll Herzog Ernst Friedrich zu Hildburghausen im Jahre 1760 eine Münze aus Saalgold haben schlagen lassen, auf deren einen Seite sich das Brustbild des Herzogs mit der Umschrift:

Ernestus Friedericus. Dux. Saxon.
J. C. M. A. et W.

auf der andern aber die Inschrift:

Zu Schwarzbrunn aus der Goldwäsche.
Der Schwarbrunn
giebt Gold,
dergleichen bricht
Schalkau,
Das Salz scheenckt
Lindenau
Gott ist dem
Lande hold. Hildburghausen
1716.

befunden hat.

Von der in der Umgegend von Jena betriebenen Goldwäscherei hat sich folgende Sage erhalten:

Italienische Siebmacher, die ihr Nachtquartier im Kruge zu Wogau hatten, entdeckten, als sie ihre Siebe in dem Gembdenbache, da, wo er unterhalb Wenigenjena in die Saale einmündet, wässerten, daß sich Goldstaub darin angehängt hatte. Ganz im Stillen betrieben sie nun mehrere Jahre lang die Goldwäscherei, sammelten sich große Reichthümer und verschwanden plötzlich spurlos. Einige Jahre später hatte der Sohn des Wirths in Wogau das Unglück,

beim Dreschen aus Unvorsichtigkeit eine Magd mit dem Dreschflegel zu erschlagen. Er floh aus Furcht vor der Strafe aus der Heimath und kam nach langem Umherschweifen nach Mailand. Dort fand er einen jener Siebmacher, die in seines Vaters Kruge zu Wogau Herberge hatten, als reichen Kaufherrn wieder. Die Goldwäscherei in dem Gembdenbache hatte den Grund zu seinem Reichthume gelegt. Der Italiener nahm sich des jungen Deutschen freundlich an, unterstützte ihn und verhalf ihm zu einer glücklichen Lage.

A. H—n.

Friedrich Myconius, eigentlich Mecum, der treue Reformationsgehülfe (geb. am 26. December 1491 zu Lichtenfels in Franken, gestorben als Superintendent zu Gotha am 8. April 1546) — derselbe, welcher im Erzgebirge, und zwar im damals Ernestinischen Städtchen Buchholz, zuerst die Reformation einführte — berichtet zur städtischen Sittengeschichte seiner Zeit wörtlich Folgendes über Gotha:

„Anno 1480 und umb dieselbe Zeit, als Hertzog Wilhelm alt war und anno 1484 absturbe, und das Land fiel an Hertzog Ernsten, darnach an Hertzog Friedrichen, den Weissen, und Hertzog Johannsen, seinen Bruder, die noch jung waren, do wurffen sich etliche hie im Rath auf, hengten die anderen an sich, daß Sie es machten, wie sie es wollten; und wurden in wenig Jahren sehr reich und gewaltig. Do erwehleten Sie im Rath nur ihre Freund, und die sie wusten, die es mit Ihnen halten würden, oder deren sie mächtig seyn kunten. Gingen auch mit der Stadt Gut umb, wie sie wolten: und wenn man rechnen solt, so rechneten sie einander selbst, und quittirten einander, wie es ihnen gefiel, daß auch die Stadt in der allerfriedlichsten fröligsten Zeit darüber in Schulden kam. Wenn sie einen in Rath erkohren, der muste darnach alle zu Gaste bitten, und köstliche Mahlzeiten bestellen, daß es manchen über 100 und mehr Gulden kostet: also zerfrassen sie ihn. Darans folget, daß man nicht denken durfft, wenn man Leuth in Rath wehlen solte, wie weisse, wie erfahren, wie geschickt, wie fromm und trew er were, sondern nur wie viel er zu fressen und zu sauffen zu geben hätte. Und do 's hernach anno 1488 abgeschafft ward, erdachten Sie doch, daß, wen sie in Rath wehleten, der must sobald er confirmirt ward, jedem Rathsherrn einen Gulden schenken, daß er ihn gewehlet hätte. Und dieses währet noch bis ins Jahr Christi 1524. Und waren die Ersten, mit denen es abgeschafft wurde: Hr. Caspar Eisnach, der dies Jahr 1542 noch lebet, und Hr. Claus Baringer, der das nechste Jahr derfür verschieden. Die Bürgermeister, Cämmerer, Weinmeister und Ambtsherren aßen und trunken vielmehr unter dem Rathhaus, und zehreten, bestelleten die Mahlzeit von der gemeinen Stadt Einkommen, und ließen 's ihnen sehr sauer werden, guten Muth zu haben und viel umbzubringen. Wer ein Wort derwider redet und klaget, den wurffen sie in Thurm, oder vertrieben sie gar aus der Stadt, wie einen sehr ehrlichen Mann, Hanß vom Berge genannt, von der Gemeine, und viel andern treuen ehrlichen Lenten geschehen. Das Geschosse machten sie auch also, daß die Reichen und Rathsherren alle ihre Güter mit dem Geschoß vom Breuen verschossieten und ledig ausgingen. Aber der arme gemeine Mann muste die Bürden tragen, und sein Wenig desto theuerer verschossen. Wenn sie der Gemeine rechneten, so satzten sie nur Summa Summarum, also viel Ausgaben: do must jedermann Amen zu sagen. Do aber die gantz Gemeind endlich über solchen Zehren, Prangen, Geitzen, Stocken, Thürmen, Vertreiben und Tyrannisiren verdrossen wurd, und es kläglich an die Landes-Fürsten gelangen ließ, die Sachen etlichmahl von den obgemeldeten beyden Chur- und Fürsten, die hierum hieher kamen, verhöret wurde, do wolt sich die muthwillige Rotte im Rath an der Stadt und Gemeine rechnen, und vergaben die Freyen der Stadt und verschrieben den Dörffern das Mältzen, Brauen und andere Freyheiten mehr, ohne alles Bewilligen der Gemeind. Also kamen die Freyheit hinweg. Und sonderlich war einer, Gothart John genannt, der überaus ein groß Gut zusammenbracht, der fürnehmsten einer im Rath, die das Rädlein trieben, aber Gott hat fast alle diese Geschlecht also gestrafft, daß ihre Kinder, bei trefflichen großen Gut, endlich entweder gar zu Bettlern oder je ins größte Armuth kommen."

Im weiteren Verlaufe des Berichts erzählt dann Myconius, wie es besser geworden. 12.

Neumeister's Neujahrwunsch an seine Gemeinde. Der als Dichter geistlicher Lieder bekannte Erdmann Neumeister führte stets eine kernige Sprache in seinen Kanzelvorträgen und gehörte zu seiner Zeit zu den Bekämpfern des Pietismus. Als er Hofdiaconus in Weißenfels war, brachte er folgenden handfesten Wunsch seiner Gemeine zum Neujahre dar:

„Ich wünsche jedermann den Donner und den Hagel
Des Wortes, daß es Euch durch Herz und Seele dringt.
Die ganze Welt hängt ja die Gottesfurcht an'n Nagel
Und dieses ist der Zwang, der ihre Herzen zwingt.
Brecht Hals und Bein entzwei, Ihr Aeltern und Kinder,
Dem Adam, welcher Euch zum Bösen stets erweckt.
Den Teufel wünsch ich Euch, Ihr unbekehrten Sünder!
Nicht zwar, daß er Euch hol', vielmehr Euch nur erschreckt.
Ich selbsten will nach Nichts, als Mord und Todtschlag ringen
Des Fleisches, welches uns zum Uebel nur erhebt;
Der Himmel lasse nur den Wunsch also gelingen,
So heißt es recht vergnügt — so heiß es wohl gelebt!" —

Diese Worte, mit gehörigem Nachdruck gesprochen und durch absonderliche Pausen unterbrochen, mögen allerdings einen eigenthümlich schreckenden Eindruck auf die Hörer gemacht haben. Erdmann Neumeister war zu Uechtritz bei Weißenfels 1670 geboren, studirte zu Leipzig und ward 1697 Pfarrer zu Bibra. Seine außerordentliche Gabe in der Kanzelberedtsamkeit verschaffte ihn den Ruf des Herzogs Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, dem er als Hofdiaconus 1704 folgte. Nach dem Tode seines Fürsten, bei dem er sehr wohl gelitten war, ward er 1737 Superintendent zu Sorau und folgte baldigst dem Rufe zum Pastorate von St. Jacob nach Hamburg, wo er 1756 starb. — Außerdem war er als der gewaltigste Gegner der damaligen pietistischen Umtriebe in Deutschland bekannt, und er pflegte Spener den „geheimen Secretarium des Herrn Jesu" zu nennen, „der diesem von seiner Lehre mehr vertraut habe, als den Aposteln". 6.

Sprechsaal.

Da der in Nr. 2 S. 18 flg. dieser Zeitschrift enthaltene Artikel, „ein merkwürdiger Fund", von Otto Moser, nach verschiedenen Seiten hin besonderes Interesse erregt zu haben scheint, so diene hiermit zur Nachricht, daß derselbe von Punct 1 an bis zum Worte Amen eine beglaubigte Abschrift der im Pfarrarchiv zu Gorschleben aufbewahrten Originalurkunde ist.

Berichtigung. In Nr. 3, S. 31, Sp. 1, Z. 8 v. o. lies: der Menschenhand statt „aus Menschenhand". S. 31, Sp. 2, Z. 5 v. u.: Steinkohlenflötzen statt „sätzen". S. 32, Sp. 2, Z. 8 v. o.: nun statt „nur". S. 32, Sp. 2, Z. 20 v. u.: erschmolzen statt „verschmolzen". S. 34, Sp. 1, Z. 6 v. o.: Wittwe statt „Witwe". S. 34, Sp. 1, Z. 6 v. u.: Hohöfen statt „Hohofen". S. 34, Sp. 2, Z. 15 v. u.: sächsischen, bayrischen statt „sächsisch-bayrischen".

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

Sonntag, den 15. December 1861.



Culturgeschichtliche Zeitschrift

aus sämmtlichen Landen Sächsischen Stammes,

herausgegeben von

Hofrath Dr. G. Klemm, K. S. Oberbibliothekar, Pastor A. B. Richard und Archivar E. Gottwald.

Monatlich 2 Nummern von 1 bis 1½ Bogen Text mit Lithographien und Holzschnitten. Preis vierteljährlich 20 Neugroschen.

An die Abonnenten des Sachsengrün.

Mit Nr. 6 des zweiten Jahrganges dieser Zeitschrift hört

Sachsengrün

auf, in der bisherigen Form zu erscheinen.

Dankbar gedenken wir der ehrenvollen Anerkennung, welche dem Wirken dieser cultur-historischen Zeitschrift aus allen Kreisen seiner Leser zu Theil ward, dankbar des bereitwilligen Entgegenkommens unserer geehrten Mitarbeiter und des günstigen Urtheils, welche die gelesensten und geachtetsten Zeitschriften unaufgefordert über dieselbe aussprachen. Vor Allem aber unsern Dank den verehrten Mitgliedern der Redaction des Sachsengrün, für deren treuen unermüdlichen Eifer, diesem Werke in allen Schichten des Volkes Eingang zu verschaffen, für deren Umsicht und Tact bei Wahl und Verwendung der eingegangenen Manuscripte, und für das sorgsame Bestreben derselben, allen Classen unserer Leser Neues und Interessantes aus dem culturgeschichtlichen Gebiete der Gegenwart und Vergangenheit zu bieten. — Wir selbst aber können auch uns das Zeugniß geben, daß wir weder Anstrengungen noch Opfer gescheut, um für unsere Zeitschrift die anerkanntesten Schriftsteller und berühmtesten Künstler zu gewinnen und ihr diejenige Verbreitung zu verschaffen, welche erforderlich war, um das Fortbestehen derselben zu sichern. Allein wir gelangten bald auch zu der bittern Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Zeit einem Unternehmen nicht günstig sei, welches, treu seinem Programm, fern von aller Polemik, fern von aller politischen Parteifärbung, nur die Verbreitung vaterländischer Culturgeschichte sich zur Aufgabe gemacht. Die zahlreiche Betheiligung, welche in Dresden für Sachsengrün sich kund gab, konnte leider die Theilnahmlosigkeit in den Provinzen und in den thüringischen Staaten nicht aufwiegen, wo trotz aller Bemühungen der tüchtigsten Geschichtsforscher nicht das geringste Interesse für dasselbe zu erwecken war; wir gelangten

daher zu der Erkenntniß, daß ein Verlangen nach einem solchen Organe in dem weitern Kreise des sächsischen Volks gegenwärtig nicht vorhanden ist, und daß alle ferneren Versuche ebenso erfolglos bleiben würden, als alle die dafür von uns bereits gebrachten sehr bedeutenden Opfer.

Wir sehen daher von einem ferneren Erscheinen des Sachsengrün in der bisherigen Weise für jetzt ab, wohl aber soll diese Zeitschrift baldigst in anderer Form und mit erweiterten Grenzen des bisher festgehaltenen Programms erscheinen und seiner Zeit das Nähere hierüber öffentlich bekannt gemacht werden.

Dresden, im December 1861. **Die Verlagshandlung des Sachsengrün.**

Gelehrte sächsische Bauern.

2. Johannes Ludewig.

Bedeutender noch als Pahlitzsch erscheint Johannes Ludewig in Cossebaude bei Dresden, indem er unter weit drückenderen, aller Anregung entbehrenden Verhältnissen, in bitterer Armuth aufwuchs und bei weitem später der Wissenschaft sich zuwendete.

Johannes Ludewig war im Jahre 1715 geboren; im 6. Jahre seines Alters kam er in die Schule, lernte zunächst lesen, im folgenden Jahre begann der Schreibunterricht, aber erst im 10. Lebensjahre die Anleitung zum Rechnen. Der Knabe las gern was ihm vorkam, vor allem geistliche und weltliche Geschichtsbücher. Das Rechnen aber nahm gar keinen Fortgang. Johannes Ludewig sagt in seiner Selbstbiographie: „Als die Schuljahre zu Ende und ich der Kuhhirtenzunft einverleibt wurde, so war bei mir der Eifer und der Fleiß zum Lesen und zum Schreiben um ein Merkliches gemindert, indem insgemein bei einem jeden Mitgliede solcher liederlichen Gesellschaft durch allerlei kindische und affenmäßige Werke die Uebung im Guten gehindert und erstickt wird. Als ich aber dieser Gesellschaft wiederum entwachsen und nun in die Gemeinschaft der wilden Jugend aufgenommen wurde, so ließ ich zwar das Bücherlesen nicht ganz, doch meist untergehen, das Schreiben wurde aber gar in Vergessenheit gestellt, die Tinte vertrocknete, die Federn gingen verloren, und muß ich gestehen, daß ich wohl in zwei Jahren kaum eine Feder angerührt habe." Als Ursache giebt der Schreiber die Freude an weltlichen Lustbarkeiten und die Liebe zum Frauenzimmer an.

Indessen die gute Natur siegte, zunächst fühlte er den Trieb, sich vor Anderen auszuzeichnen und zwar zunächst durch Lesen und Schreiben. Er holte die Schreibwerkzeuge wieder vor, dann aber kaufte er sich im Herbste 1735 eine kleine Handbibel, aus der er sich sodann Auszüge machte, die zwei Bücher Papier füllten. Dadurch erlangte er in Führung der Feder große Fertigkeit. Bald darauf ward ihm das Amt eines Generalacciseinnehmers in seinem Dorfe angetragen, und nun stellte sich bei ihm das Bedürfniß ein, auch im Rechnen Kenntnisse zu erlangen. Im März 1736 wurde Ludewig als Einnehmer in Pflicht genommen, obschon er kaum nothdürftig das Addiren und Subtrahiren verstand und daher entsetzliche Noth mit der Amtsführung hatte. Da erinnerte er sich, bei einem seiner Mitschüler ein gedrucktes Rechnenbuch gesehen zu haben und eilte, sich in den Besitz desselben zu setzen. Mit rastlosem Fleiß rechnete er nun ein Exempel nach dem andern, bis er denn am 14. Januar 1738 das letzte der Regel de Tri glücklich überwunden hatte.

Aus der Vorrede zu diesem Rechnenbuche, die er gewissenhaft gelesen, hatte er erfahren, daß damit keineswegs die gesammte Rechnenkunst abgethan sei, sondern daß es vielmehr Bücher gebe, die Anleitung zu weiterer Ausbildung darbieten. Er begab sich daher im September genannten Jahres nach der Stadt und kaufte sich Peschecks Rechnenstunden, die er während des Winters mit der ihm eigenthümlichen Emsigkeit durchstudirte.

Der Generalaccis-Commissar Hoffmann, welcher zuerst auf Ludewig aufmerksam wurde, sagt in seiner Vorrede zu dessen Biographie in Bezug hierauf: „Ludewig mußte Generalaccis-Einnehmer seines Dorfes werden und konnte trotz manchem Stadtquatember-Einnehmer nicht rechnen. Seine erste Rechnung, die er ablegte, war daher falsch und er mußte anfänglich mehr ersetzen, als er Einnahmegebühren hatte, die ihm jährlich oft nicht mehr eintrugen, als circa 18 Groschen. Sein Amt abzugeben, dieß litt seine Ehre nicht, daher lernte er rechnen und zwar mit Hülfe von Pescheck's Rechnenbuch so gut, daß keine seiner späteren Rechnungen je wieder einen Fehler enthielten."

Der Trieb nach weiterer Vervollkommnung führte den strebsamen Bauersmann abermals in den Buchladen, er wollte sich Peschecks Vorhof der Rechnenkunst kaufen. Neben diesem Buche stand der Vorhof der Meßkunst von demselben Verfasser. Als der Buchhändler ihm diesen dargereicht und er denselben aufgeschlagen, erstaunte er, darin an Statt der Zahlen Figuren zu finden. Er kaufte indessen beide Bände, weil ihm der Buchhändler gesagt, er werde aus diesem Buche eine feine Wissenschaft erlernen. „Das Wort Wissenschaft", bemerkt Ludewig, „welches meinen Ohren angenehm zu hören war, erregte gleichsam einen Bewegungsgrund des Willens in mir, das Buch zu kaufen, that solches auch wirklich und trug solches in der Hoffnung, vielleicht etwas daraus zu erlernen, nach Hause."

Ludewig betrachtete, zu Hause angekommen, seinen Vorhof der Meßkunst näher, da jedoch zum Studium und zur Ausführung der Regeln vor Allem Zeit nöthig war, ihm aber solche damals nicht übrig blieb, da in der Wirthschaft die Arbeit drängte, legte er das Buch zur Seite. Als jedoch der wegen seiner furchtbaren Kälte berühmte Winter des Jahres 1740 eingetreten und außerhalb der Wohnung keine Arbeit verrichtet werden konnte, holte er die Meßkunst wieder hervor, verschaffte sich Papier und die nothwendigsten Instrumente und hatte Ende März 1740 seinen Vorhof der Meßkunst glücklich bis zum letzten Exempel durchgearbeitet. „Ueber diese wenige Erkenntniß", bemerkt er, „erwuchs in mir nicht weniger, als über die Rechen-Kunst, eine große Freude, welche gleichfalls einen Trieb, immer weiter zu gehen, mit sich brachte. Zu dem Ende bekam ich Lust, einige Proben im Großen und auf dem Felde zu versuchen." Da fehlte es aber wieder an Mitteln. Er wußte sich jedoch zu helfen. „Ich machte mir", berichtet er, „aus einem hölzernen Teller ein Scheiben-Instrument oder Winkelmesser, ließ mir vom Tischler einen Riegel und Visir darauf machen, welches ich an einen eichenen spitzigen Pfahl, an Statt des Statives, befestigte, so daß ich selbigen horizontal und vertical stellen konnte, ließ mir auch eine zwanzigschuhige Meßschnure machen,

verfertigte mir einige Stäblein und zog damit hinaus und maß auf einem ebenen Felde vermittelst abgesteckter Standlinien die Perpendicularhöhe eines an die Elbe stoßenden, auf 300 Schuh erhabenen Hügels, auch viele von einander entfernte, diesseits und jenseits der Elbe gelegene Objecte, welche ich, nach geschehener Observation, weil ich dazumal von trigonometrischer Rechnung noch nichts verstunde, vermittels des kleinen Maasstabes und Transporteurs aufs Papier zeichnete und damit solche Höhen und Weiten zur Wissenschaft brachte. Mit dieser Uebung fuhr ich immer nach Gelegenheit weiter fort, so daß ich mir den Sommer des 1740er Jahres, und zwar des Sonntags nach geendigtem Gottesdienst, immerzu ein Vergnügen machte."

Ludewig begnügte sich aber damit keineswegs. Er schritt nun zur Trigonometrie und kaufte sich einige dazu anleitende Bücher, deren fleißiges Studium den nächsten Herbst und Winter ausfüllte.

Durch den Kalender, namentlich durch eine Vorrede eines seiner Bücher, war Ludewig zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Sternkunde eine ihm ebenfalls erreichbare Wissenschaft sein müsse. Er befragte sich daher bei seinem Buchhändler, der ihm dann in Peschecks Vorhof der Sternwissenschaft ein erwünschtes Hülfsmittel verschaffte. Er ließ nun alles Andere liegen und studirte mit rastlosem Eifer sein Buch, prägte sich die Gestalt der Sternbilder ein, kaufte dann das Zimmermann'sche Coniglobium, das er sich über zwei Kegel von Pappe aufzog und begann nun den Himmel in sternenhellen Nächten zu betrachten. Er hatte dazu ein kleines Tischchen auf einen hochgelegenen Ort gestellt, worauf er den nördlichen Himmelskegel stellte und nun mit einem Wachslichtchen erleuchtete. Er schreibt davon: „Wollte ich nun die Asterismen kennen und von den andern unterscheiden lernen, so legte ich den Conus dergestalt nach der Erhöhung des Pols auf, daß der Punkt des Aequators, welcher zur selben Zeit durch den Meridian unter der Erde ging, den Tisch berührte und eine solche Stellung erhielt, daß die Sterne auf dem Kegel, wie die am Himmel standen. Hierauf nahm ich mir, auf einmal nur ein Sternbild zu erlernen, vor, erleuchtete mit dem Lichte dasselbe und weil die Sterne in einer feinern Größe darauf gebildet waren, so ließen sich dieselber gar deutlich erkennen. Und da sich die Sterne im Conus, wie am Firmament rechts vorstellten und man das Sternbild in demselben mit dem Gesicht gefaßt, so durfte man nur die Augen von demselben stracks gen Himmel wenden und die Gegend zugleich mit in Acht nehmen, alsdann konnte man das Sternbild leicht erkennen und von andern unterscheiden. Doch diente mir hierzu eine Erleichterung, daß ich nach der Ordnung vorschritt, indem ich beim Pol anfing und immer von einem Sternbild zum nächst anliegenden fortging und also durch dieses Mittel und anhaltender Uebung in kurzer Zeit die vornehmsten Sternbilder kennen, als auch die vornehmsten Sterne in denselben ihrer Größe nach unterscheiden konnte."

Vom November 1740 bis Ostern des folgenden Jahres studirte Ludewig seinen Vorhof der Sternwissenschaft mit größter Gewissenhaftigkeit und machte sich am gestirnten Himmel heimisch. Er bekennt in seinen Aufzeichnungen, daß ihm diese Grundlegung in der Astronomie eine unaussprechliche Freude gewährt habe.

Ebenso fand er es für unentbehrlich, sich nach grammatikalischen Anweisungen mit der lateinischen Sprache bekannt zu machen und Schaumburg's sächsisches Recht mit ernstem Nachdenken zu wiederholten Malen zu durchlesen, „weil", wie er sagte, „im bürgerlichen Leben ihm viel vorgekommen, was von den Rechten der Natur abweiche oder aus diesen sich nicht erklären ließ."

Im Monat August 1741 zeigte ihm ein Einwohner von Cossebaude ein Buch und bat ihn, ihm zu sagen, was dasselbe denn eigentlich enthalte. Dieses Buch führte den Titel: kurze und richtige Anweisung zur gründlichen Erkenntniß Gottes, des Menschen und der Welt, insbesondere der Weltwissenschaft und verbreitete sich über Geschichte, Geographie, Geometrie, Astronomie, Wappenkunde 2c. Das dritte Capitel dieses Buches, welches von den Haupttheilen der Gelehrsamkeit und vorzugsweise die Frage behandelte, was zur Philosophie gehöre, erregte Ludewigs besondere Aufmerksamkeit und da die Vernunftlehre als erste Grundlage eines philosophischen Studiums genannt wurde, daher ohne Logik ein Verständniß derselben unmöglich sei, so war sein erster Gang nach Dresden zu einem Buchhändler, welchen er bat, ihm zu sagen, welcher Gelehrte die besten und für den Laien verständlichsten philosophischen Schriften geschrieben. Der Buchhändler gab dem wißbegierigen Bauer Wolff's deutsche Philosophie und dieser begann nun, allen Fleiß auf das Studium dieses Buches zu verwenden. Eben so studirte er Geschichte und Geographie, vervollkommnete sich in seinen astronomischen Kenntnissen und namentlich gab er dem Studium der Physik sich mit dem freudigsten Eifer hin, um immer tiefer in deren Geheimnisse sich einzuweihen.

„Schwer wurde mir", sagt Ludewig in seiner Lebensbeschreibung, „als ich zu Anfang des Jahres 1747 mich ernster als bisher mit der Astronomie beschäftigte, die sphärische Trigonometrie zu erlernen, indem die Aufgaben derselben nach der verbesserten Regel durch die Logarithmos gerechnet wurden, so ich aber in der gradlinigten Trigonometrie dadurch nie, sondern nach der Tabula Sinuum dieselbe zu berechnen gelernt hatte, doch ging es noch wohl an, mit einer obzwar noch unvollkommenen Wissenschaft der sphärischen Trigonometrie zur Astronomie zu schreiten, maßen man bei der sphärischen Aufgabe die Triangel auf dem Globo, obwohl nicht accurat in den kleinsten Theilen, doch nach den Graden und den 1/10 eines Grades abmessen kann, also auch bei Berechnung der Bewegung der Planeten um die Sonne, des Mondes um die Erde, der Anomalien, der Parallaxe, mehr die gradlinigte, als die sphärische gebraucht wird, wandte daher Fleiß an, so daß ich von besagter Zeit an durch die Astronomie und Geographie hindurch und mit denselben zu Ausgang des Winters 1748 zu Ende kam."

Kahrel's Recht der Natur, Beyer's neue Erd- und Himmelskugel, Gottsched's erster Grund der Weltweisheit, Musig's Licht der Weisheit, Dr. Krüger's und Sturm's Physik, sowie Bion's mathematische Werkschule, waren die Lehrbücher, in welchen er bis zum Jahre 1749 unabläßig studirte und vorzugsweise war es Kahrel's Recht der Natur und Gottsched's Schriften, welche ihm ein neues Gebiet für sein Denken und Forschen erschlossen, während er nebenbei durch sein Studium der Logik die Klarheit seiner Denkkraft auch auf seine Schreibweise durch die Folgerichtigkeit seiner Sätze und Schlüsse übertrug. Seine deutsche Sprachwissenschaft bereicherte er durch Gottsched's Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, Hallbauer's Oratorien und Fabrici's philosophische Redekunst, schenkte Schmotther's canzleimäßigem Schreiber und Rechner ernste Beachtung und setzte sein Studium mit ununterbrochenem Eifer fort.

Ueber die am 26. October 1753 eingetretene Sonnenfinsterniß gab Ludewig eine besondere Abhandlung heraus, die genügend bewies, welche bedeutende Kenntnisse dieser einfache Mann in der Astronomie besaß und wie heimisch derselbe in der Sternenwelt war. Ueber seine philosophischen und mathematischen Kenntnisse aber sagte der damals berühmte Leipziger Professor der Physik, Johann Heinrich Winkler, welchen der kurfürstliche Oberaccis-Commissar Hoffmann ersucht, den philosophischen Bauer aus Cossebaude zu examiniren:

„Dieser Johann Ludewig hat in der Philosophie und Mathematik eine große Kenntniß. Er redet nicht aus dem

bloßen Gedächtniß, wie er etwa die Sachen gelesen und behalten hat. Nein, er urtheilt von den Sachen mit Einsicht und Verstand. Ich habe in die Länge und in die Quere 3 Stunden aus der Philosophie und Mathematik mit ihm discurirt, ihm schwere Sachen vorgelegt und ihm Zweifel gemacht; aber er hat mir Alles gründlich beantwortet. Er ist wirklich ein Philosophus und Mathematikus und beschämt manchen Gelehrten, der auf Universitäten gelebt rc."

Bis kurz vor seinem Tode kam Ludewig, der zwar Generalaccis-Einnehmer und Dorfrichter von Cossebaude, dabei aber immer nur ein armer Viertelhüfner war, alle Wochen ein oder zwei Mal mit seinen erbauten Feld- oder Weinbergsfrüchten auf dem Rücken oder Schiebekarren, oft barfuß, durch den Ostraschlag herein und hielt auf dem dresdener Altmarkte unter den übrigen Landleuten feil. Er mußte von Vielen, wenn er seine Waare nicht unter dem Preis ablassen wollte, sich einen dummen Bauer schimpfen lassen, die nicht den hundertsten Theil von dem wußten, was er durch sich selbst gelernt; hier aber auf dem Markte suchten ihn die berühmtesten Gelehrten Dresdens auf, um ihn kennen zu lernen. —

Im Jahre 1756 brach der 7jährige Krieg aus; seit dieser Zeit verlautet nichts mehr von diesem merkwürdigen Bauer, der in der damaligen gelehrten Welt Dresdens hochgeachtet und von seinen Freunden und Gemeindemitgliedern allgemein geehrt und geliebt wurde. Sein Todestag ist unbekannt und seine irdische Hülle ruht muthmaßlich auf dem Friedhofe zu Cossebaude.



Johannes Ludewig.

Volle Anerkennung eines so regen geistigen Strebens werden noch spätere Jahrhunderte allen jenen Männern zollen, die, wie Ludewig und Pahlitzsch, zu einer Zeit sich wissenschaftlichen Studien hingaben, wo der Bauernstand von dem Joch der Frohndienste niedergedrückt, das, was er der Scholle abgewann, die er bebaute, nicht einmal sein Eigenthum nennen konnte, wo nur spärliche Hülfsmittel ihm zur Fortbildung geboten wurden, und es einer eisernen Energie bedurfte, um als Bauer aus sich selbst sich Bahn zu brechen zu einer höheren wissenschaftlichen Kenntniß. **K. — Gd.**

Schloß Rochsburg.

Unter den wohlerhaltenen Burgen Sachsens ist Rochsburg unstreitig die größte und am malerisch-schönsten gelegene. Auf einem gegen 120 Ellen hohen Gebirgsvorsprung, umgeben von geschmackvollen Parkanlagen, liegt die Burg am linken Ufer der Zwickauer Mulde, die von Wolkenburg, Thierbach und Penig in großen Bogen über Rochsburg und Lunzenau nordwestlich über Altzschillen, Wechselburg, Rochlitz ꝛc. nach Colditz und Sermuth geht und dort sich mit der östlichen Mulde verbindet. Die romantische Lage Rochsburgs läßt sich am bezeichnendsten mit der des Schlosses Wesenstein vergleichen; wie dort, so sind auch hier die dies prachtvolle Ritterschloß umgebenden Gebirgsausläufe höher als der Schloßberg, und nur von sehr wenig weit entlegenen Puncten, wie z. B. vom miegebäuden gebildet wird und in länglicher Form mit einem Pulverthurme endigt. Das eigentliche Schloß, in Quadrat gebaut, stößt an diesen äußeren Hof, und durch einen Flügel des Schlosses steigt man auf einer breiten Treppe in dessen inneren Hof, denn das Schloß selbst krönt die Spitze des Berges. In seinem Innern enthält es in drei Etagen (der äußeren Mauerhöhe nach fünf Etagen Höhe) die schön eingerichteten herrschaftlichen Wohnzimmer, mehrere Säle mit alterthümlicher Ausmöblirung, die Schloßkirche und den 55 Ellen hohen, ungeheueren, dicken Haupt- oder Verließthurm, welcher in seiner Bauart den Thürmen von Choren und Gnandstein ähnelt, aber ein haubenähnliches Schieferdach trägt.



Schloß Rochsburg.

Rochlitzer Berge oder der Langenberger Höhe bei Hohenstein, kann man den Hauptthurm Rochsburgs erblicken. – Vor dem Eingange, in der Richtung nach Nordwest, scheidet ein in den Felsen gesprengter Graben die Burg vom westlichen Gebäude, über welchen eine Zugbrücke führt, die jedoch schon längst nicht mehr aufgezogen und niedergelassen wird, sondern fest auf einem Bogen ruht. Ehe man jedoch zu derselben gelangt, muß man einen runden, mit hohen Mauern umgebenen Vorhof durchschreiten und gelangt dann von der Brücke aus durch das erste, zum Theil in Felsen gehauene Schloßthor. Dieses führt zwischen dem eigentlichen Schloß und einem kleinen, vom Castellan bewohnten Thurme in den Zwinger, welcher nördlich von den hohen Mauern des Schlosses, südlich von einer Ringmauer mit bedecktem Gange und Schießscharten eingefaßt ist. Am Ende des Zwingers, welcher die Gestalt eines langen Hofes hat, biegt das zweite Thor in den äußeren Schloßhof, welcher meist von Oecono-

Die Kirche, im westlichen Flügel des Schlosses befindlich, wurde im Jahre 1500 erbaut, erhielt im Jahre 1576 für den Altar eine kunstvolle, von Adam Lorenz in Freiberg gefertigte Tafel. Der in derselben predigende Pfarrer des Dorfes Rochsburg führt den Titel eines Hofpredigers, und der erste dieser Hofprediger war der im Jahre 1576 angetretene Pastor Held, der einzige, welcher nicht zugleich Pfarrer im Dorfe war, und später als Pfarrer in Burgstädt starb. Vor diesem Pastor war der Dorfpfarrer zugleich Schloßprediger, aber nicht mit dem Titel eines Hofpredigers, denn als solche durften sich die späteren Burgprediger nur nennen, nachdem Kurfürst August im Jahre 1560 aus ganz besonderer Gewogenheit dem damaligen Besitzer von Rochsburg Wolf von Am Ende gestattet hatte, daß der in dessen Schlosse predigende Geistliche den Titel Hofprediger führen durfte. Das Schloß ist durchweg mit Schiefer gedeckt und mit einer großen Anzahl Ziergiebeln versehen, welche das stattliche Aussehen dieser Ritter-

burg erhöhen; der Hauptthurm und die viereckigen, 40 Ellen hohen Pulverthürme sind mit Blitzableitern versehen.

Der Ursprung des Schlosses ist unbekannt, und viele Geschichtschreiber sprechen die Vermuthung aus, es sei dieselbe Burg, die früher die Keßigsburg genannt wurde; urkundlich aber war die Burg im Jahre 1200 vorhanden. In diesem Jahre befand sich der Ritter Günther von Rochesberg bei einem allgemeinen Landgerichte, welches Markgraf Friedrich auf dem Callenberge bei Oschatz hielt, unter den Vasallen dieses Fürsten. Einige leiten den Namen der Burg von Rochus her, Andere vom deutschen Worte Ruck, d. i. Richter; aber die in älteren Schriften gebräuchliche Schreibart Roßbergk macht auch diese Ableitung unwahrscheinlich; auch findet man diese Burg häufig Rozberg und Rozburg geschrieben. Das gegenwärtige Aussehen der Burg mag sich wohl durch mancherlei bauliche Veränderungen in verschiedenen Zeitperioden gestaltet haben, und der Hauptthurm vielleicht der älteste Theil der Burg sein, obwohl sein Dach infolge eines Brandes im Jahre 1582 eine modernere Gestalt erhalten hat. Auch hat angeblich im Jahre 1547 eine arge Feuersbrunst das Schloß verheert, und zwar angelegt durch die Kriegsvölker des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, weil Wolf von Am Ende (damaliger Besitzer von Rochsburg) sich mit Herzog Moritz gegen Kurfürst Johann Friedrich zum Kriege verbunden hatte. Nach dem Brande im Jahre 1547, welcher das Innere des Schlosses so wie die Kirche gänzlich ruinirte, wurde ein Hauptbau desselben nöthig, und nach Beendigung desselben residirte ein Wolf von Schönburg fortwährend in Rochsburg, welches auch später die Residenz der Herren von Schönburg blieb, die damals auf einen sehr starken Hofstaat hielten und das Schloß nur in den Jahren 1575 und 1576 der Pest wegen verließen und nach Penig zogen, dann aber wieder nach Rochsburg zurückkehrten. Ebenso hielten sich auch in früheren Zeiten die gefürsteten Burggrafen von Leisnig oft hier auf und nicht nur zur Sommerluft und Jagd, sondern auch während der Winterzeit.

Das Schloß ist mit eingehegten Gärten und angenehmen Spaziergängen umgeben, welche bald in's Freie, bald an felsigen Bergen hinauf nach allen Richtungen führen, mit immer neuen Aussichten das Auge entzückend. Vorzüglich reizend ist das Bild, welches sich dem Blicke von der Zugbrücke herab auf die Mühle, das Wehr, die Fähre und das Dorf bietet; überaus lieblich ist das Thal von Rochsburg nach Lunzenau, aber von wahrhaft erhabener und seltener Naturschönheit der Muldengrund zwischen Rochsburg und Penig, früher fast gänzlich unbekannt und erst in neuerer Zeit mehr besucht. In vielfachen, oft jähen Windungen hat hier der Strom das mit dem Rochsburger Forste und einem zur Peniger Herrschaft gehörigen Walde bedeckte Gebirge durchgraben. Die Berge streben steil empor, und ungefähr drei Viertelstunden von Rochsburg findet man eine Gruppe von Felsen, welche an Höhe denen des Plauenschen Grundes bei Dresden nicht nachstehen. Weiter oben zeigt ein Fels von 80 Ellen Höhe fast an seinem Gipfel den Eingang zu einer Höhle, ebenso ist auch im Schloßgraben der Eingang zu einer solchen sichtbar. Ueberhaupt giebt es hier mehrere interessante Klüfte und wirkliche Höhlen, welche im Erzgebirge so selten, z. B. die Altmannskluft, das Brauseloch &c. Ein trefflicher Granitbruch findet sich in der Nähe der erwähnten Felsengruppe, und in das Hauptthal laufen mehrere finstere, verwaldete Seitenthäler, die zum großen Theile nur Jägern und Holzschlägern bekannt sind. Sagen, die sonst bei keinem alten Schlosse fehlen, knüpfen sich nicht an Rochsburg.

Die Herrschaft Rochsburg, deren Residenz das eben beschriebene Schloß ist, begreift gegenwärtig die Städte Burgstädt und Lunzenau, 9 Dörfer und 5 Dorftheile in sich, bildete ursprünglich nur ein altschriftsässiges meißnisches Rittergut, führte aber ihres bedeutenden Umfanges wegen schon seit vielen Jahrhunderten den Namen einer Herrschaft. Bis in das 14. Jahrhundert waren es die Burggrafen von Altenburg, welche hier die Burgen Rochsburg, Drachenfels, Liebchenstein &c. besaßen, und zwar nicht als kaiserliche Statthalter, sondern als erbliche Besitzer. Rochsburg selbst kommt, wie schon oben erwähnt, im 13. Jahrhundert als Besitzung der Burggrafen von Altenburg vor, und zwar wird als der erste Besitzer der Burg Burggraf Albrecht II. genannt Bei dessen Ableben erhielt sein Sohn Dietrich Rochsburg und dieser, hier residirend, führte später den Titel eines Herrn von Rochsburg, welcher letztere auch später von den Burggrafen von Leisnig beibehalten wurde, als Rochsburg im Jahre 1320 durch Verheirathung des burggräflich altenburgschen Fräuleins Elisabeth mit Otto I. von Leisnig an dies Geschlecht kam, dessen Nachkommen die fürstliche Würde erhielten und Rochsburg gegen 180 Jahre besaßen. Später (1484) wurde diese Herrschaft an Herzog Albrecht verpfändet und nicht wieder eingelöst, und dieser belehnte damit die Ritter von Am Ende (1518), wie denn Wolf von Am Ende, Oberst und Statthalter des Bischof Philipp von Zeitz, auch geheimer Rath der Kurfürsten Moritz und August, der letzte Besitzer war, denn er verkaufte die Herrschaft Rochsburg für 60,000 Gulden an die Vormünder der Herren von Schönburg, Johann Ernst, Georg, Hugo und Wolf. Bei der Theilung unter den Brüdern übernahm Wolf von Schönburg die Herrschaften Rochsburg, Penig und Wechselburg, und seitdem ist erstere nie wieder von den Besitzungen der Herren von Schönburg getrennt worden; sie gehört gegenwärtig Sr. Erlaucht dem Grafen Alban von Schönburg. Berühmt sind die Rochsburger Schäfereien und die Zucht auf denselben ist so veredelt worden, daß selbst die besten österreichischen Stammschäfereien im südlichen Mähren nie so hohe Wollpreise erlangt haben, als die Rochsburger, und der Handel mit dem Stammvieh und Hammeln, welche letztere eine ausgezeichnete Größe erlangen, ist ein bedeutender, europäisch berühmt gewordener.

Aus dem zu Rochsburg gehörigen Städtchen Lunzenau war Anna Sophia Apitzsch gebürtig, welche, durch Heydrich's Lustspiel unter dem Namen „Prinz Lieschen" bekannt, das Land durchzog, sich für den Kurprinzen Friedrich August ausgab und nach mehrfach verübten Unfug 1716 dem Zuchthause zu Waldheim übergeben wurde. **Ed. Gottwald.**

Der Kaffee im Jahre 1775.

Wenn man das Königreich Sachsen als das Land der Kaffeetrinker bezeichnet, so dürfen wir voraussetzen, daß wenigstens für seine Bewohner die nachstehenden Kaffeenotizen von einigem Interesse sein werden.

Es war am Dreikönigstage 1775, als der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel das Budget des verflossenen Jahres, wie wir vermuthen, mit prüfendem Auge revidirte und ein geringeres Plus oder ein größeres Minus als er erwartete bemerkte. Das Ergebniß seiner landesväterlich-fiscalischen Fürsorge war ein an den Kurfürst von Sachsen, und wahrscheinlich auch an andere höhere deutsche Reichsfürsten, erlassenes Schreiben, welches also lautete:

„Unsere freundvetterliche Dienste, auch was wir sonst mehr liebes und gutes vermögen, jederzeit zuvor;

Durchlauchtigster &c.

Es ist wohl eine Reichskundige Sache, daß der ein-

geführte Caffee-Trank bis zum höchsten Mißbrauch besonders in den letzten Jahren sich eingeschlichen, und allgemein, die Folgen hiervon aber so nachtheilig und schädlich werden, daß der Handwerker sowohl als der Landmann seine Geschäfte dadurch versäumt (durch Kaffeetrinken?!), sein Vermögen und Nahrung geschwächet und daß vornehmlich durch die immer stärker gewordene Einführung dieses Gewächses ungeheuere Summen aus- und dagegen keine Entschädigung in Teutschland wieder eingegangen.

In allen diesem und mehr andern Betracht, haben Wir Uns schon seit verschiedenen Jahren bewogen gefunden, den Gebrauch des bemelten Caffé durch die in Unsern Landen emanirte Ordnungen resp. einzuschränken und gänzlich zu verbieten, lassen auch darüber mit solchem Nachdruck und Strenge halten, daß wir dem abgezielten Endzweck, zum Besten Unserer Landes Unterthanen, immer näher zu kommen hoffen.

Nachdem aber dessen ohngeachtet derselbe ehender völlig nicht wird erreicht werden können, bis andere Unsere Herrn Reichs-Mit-Stände und benachbarte ein gleiches Verbot in ihren Staaten ergehn lassen: So haben bei Ew. Lbd. darauf den Freundvetterlichen Antrag thun und Denenselben anheim geben wollen; Ob Ihro nicht gefällig sey, in Dero Landen ein ähnliches Verbot geben zu lassen, und dadurch erwürcken zu helfen, daß dieses eingeschlichene Uebel wieder und vollkommen abgeschaft, mithin das fremde, sehr kostbare Gewächse nach und nach gänzlich verbannt werden möge.

Wir zweifeln nicht, Ew. Lbd. werden das Vortheilhafte Unseres Antrags einzusehn und Uns Deroselben desfalls genommene gefällige Entschließung Freundvetterlich zu eröffnen belieben und annebst versichert seyn, daß Ihro Wir zu Erweisung aller angenehmen Freundvetterlichen Dienst Gefälligkeiten stets bereit und geflissen verbleiben.

Caßel den 6. Januarii 1775."

Nach einer Notiz, welche diesem Schreiben im geheimen Cabinet beigefügt ward, war in Hessen nach Schließung sämmtlicher Kaffeeschänken „allen den Untergerichten unterworfenen Unterthanen ohne Unterschied, insbesondere Bürgern, Bauern, Handwerksgesellen, Tagelöhnern und Gesinde, ingleichen den geringern Hofbedienten und vom Militär den Unterofficiers und Gemeinen, der Gebrauch des Caffees bei Strafe des Wegebaues oder andrer öffentlichen Arbeit untersagt und die honoratiores so unter den hohen Gerichten unmittelbar stehen, Officiers, vornehme Kaufleute und Fabrikanten von dem Verbot zwar ausgenommen, jedoch der Impost auf den Caffee bis zur Hälfte des Verkaufspreises erhöht".

Ein ähnliches Kaffeedict erließ auch der Bischof von Paderborn, Wilhelm Anton, unter dem 25. Februar 1777, während König Friedrich II. bekanntlich einige Jahre später zwar das Kaffeetrinken nicht beschränkte, aber das Kaffeebrennen für ein Regal erklärte.

Im geheimen Cabinet kam die Sache in die Hände des damaligen geheimen Kammer- und Bergraths, geheimen Cabinetsecretairs Friedrich Wilhelm Ferber, eines der fähigsten Beamten jener Zeit, dem sich unter Friedrich August dem Gerechten eine höhere Laufbahn erschloß*). Das Gutachten, welches Ferber abgab, lautete dahin: „daß ein dergleichen Verbot und respective höhere Impostirung überhaupt, besonders aber in hiesigen commercirenden Landen und in den Gegenden derselben, wo eben bei Gelegenheit der stärkern Handlung der mehrste Caffee consumiret wird, jemals zu einer völligen Wirksamkeit gebracht werden könne, ist sehr zu zweifeln. Vermuthlich dürfte in den meisten Orten solches nur die Würkung hervorbringen, daß der Caffee heimlich eingebracht, gekauft und genossen, dadurch aber eines Theils die nicht unbeträchtlichen landesherrlichen Einkünfte vom Caffee mit unterschlagen, andern Theils der Handel mit solchem und der Gewinn auf diesen Handel den Nachbarn zugewiesen würde.

Demnächst ist sehr unausgemacht, ob ein solches Verbot im ganzen genommen fürträglich sey? Denn wenn auch dadurch die Consumtion von Bier und Brandwein in etwas vermehrt würde, So ist doch letzterer der Gesundheit nicht weniger nachtheilig als der Caffee. Ueberdem würde die Vermehrung des Abgangs von beyden mit der Verminderung der Consumtion des Caffee in keinem Verhältniß stehn. Denn bei den Aermeren vertritt der Caffee öfters zugleich die Stelle der Mahlzeit und würde, wenn er nicht erlaubt wäre, mit einer Suppe ersetzt werden. Folglich würde, so viel den unmittelbaren Einfluß auf die landesherrlichen Revenuen anbetrifft, schwerlich bei den Abgaben von Bier und Brandwein so viel zuwachsen, als beim Caffee abginge. Der hauptsächlichste Vortheil wäre eigentlich in der Erhaltung des Landes Vermögens zu suchen, von welchem weniger außer Landes gehen würde. Doch auch dieser Vortheil würde zum Theil in hiesigen Landen durch die inländischen Waaren, so im Wechsel des Caffee ausgesendet werden und durch die wohlfeilen Preiße ersezet, welche manche Fabricanten, absonderlich Frauenzimmer zum Theil auch deswegen mit ihrer Arbeit machen können, weil sie den Caffee als ein wohlfeileres Nahrungsmittel betrachten. Bei diesen Umständen scheint kaum nöthig, über den Antrag annoch ein vorgängiges Gutachten zu vernehmen."

Wenn wir uns vergegenwärtigen, welche beschränkte Ansichten damals die meisten Regierungen befolgten, wie weit sie noch von gesunden national-ökonomischen Grundsätzen entfernt waren, so muß es erfreulich sein, wenn wir sehen, daß Ferber einen freiern Blick gewonnen, namentlich erkannt hatte, daß der Handel sich nicht entwickeln kann, ja daß er aufhören muß, wenn jeder Staat blos ausführen (verkaufen), nicht aber einführen (kaufen) lassen will.

Ferber's Ansichten fanden auch die Genehmigung des Kurfürsten, und es ward auf das hessische Schreiben unter dem 11. März 1775 erwiedert: „es wolle die Commercialverfassung des Landes, daß die bereits wegen der Besteuerung des Caffees getroffene Verfügung noch weiter erstreckt werde, nicht gestatten".

Rücksichtlich des Verbrauchs des Kaffee's in der damaligen Zeit finden wir in einem Berichte des geheimen Consiliums vom Jahre 1783 bemerkt, daß in den Jahren 1774 bis 1776 in Leipzig 84,948¼ Centner, also jährlich durchschnittlich 26,316 Centner Kaffee, der Centner durchschnittlich zu 16 Thaler, eingegangen waren, davon 808 Centner als Durchgang außer Landes; außerdem waren über Cottbus einige tausend Centner eingeführt worden, also im Ganzen etwa 31,000 Centner jährlich. In die accisbaren Städte waren davon eingebracht während der Jahre 1774 bis 1776 5111 Centner, wobei die fixirten Städte, u. a. Leipzig, nicht gerechnet waren, so daß der Verbrauch im ganzen Lande etwa auf jährlich 9000 Centner berechnet ward.

v. W.

*) Er ward durch kaiserliches Diplom vom 29. November 1776 in den Adelstand und durch kaiserliches Diplom vom 24. April 1789 in den Freiherrnstand erhoben. Er starb am 25. October 1801 als geheimer Rath, geheimer Finanzrath, Vicedirector der Commerciendeputation.

Fürst und Priester.

Ein Blatt aus der Geschichte der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Noch lag der Winter mit seiner erstarrenden Gewalt auf Sachsens Fluren, noch hatten sich die geschmolzenen Schneemassen nicht zu den verheerenden Wasserströmen des Jahres 1416 gestaltet, da war schon Freude die Fülle im Hause des Sachsenfürsten Friedrich des Streitbaren, denn ihm hatte Katharina von Braunschweig am 28. Februar 1416 den zweiten Sohn, Siegismund, geboren. — Von allen Seiten kamen die Verehrer des glücklichen Aelternpaares, um demselben zu dem erfreulichen Ereignisse Glück zu wünschen. Männer in der buntfarbigsten Kleidung mit befiederten Barets und in geschlitzten Pluderhosen drängten sich durch die Räume des Schlosses; an den silbernen Wehrgehenken klimperten die glitzernden Schellen, und spitze Schuhe, theuere Mäntel, Schauben und Gogeln machten sich im buntesten Gemisch sichtbar. Grafen, Vasallen, Barone und Edle stolzirten in den Prunkgewändern ihrer prachtsüchtigen Zeit einher und gaben ein Vorspiel zu dem großen Aufzuge, in welchem am 13. April 1417 Friedrich der Streitbare in der Mitte von achtzehn Grafen und vierhundert Edelleuten auf dem Costnitzer Concil erschien, zu welchem um die geistlichen Väter sich über zweitausend fahrende Frauen und gemeine Weiber versammelt hatten.

In einer Zeit also, in welcher die Prunksucht zu einer gewaltigen Höhe gestiegen war, wo die Sittenlosigkeit durch die leicht zu erlangende Vergebung der Sünden maßlos wuchs, wo die Völlerei nicht mehr auffällig erschien und wo die unzüchtigen Tänze, sowie die später so verrufenen gemeinschaftlichen Bäder zu Steigerung der sinnlichen Lust unendlich viel beitrugen, in einer solchen Zeit, deren Auswüchse selbst der redliche, einsichtsvolle Friedrich in seiner Liebe zur Sitteneinfachheit nicht zu unterdrücken vermochte, wurde Prinz Siegismund geboren. Ihn schien die Natur mit großen Geisteskräften nicht ausgerüstet zu haben, daher bei seiner Entwickelung vom Knaben zum Jünglinge sich schon erkennen ließ, daß er dem ritterlichen Vorbilde seines tapfern Vaters, der Strenge mit Milde wohl zu paaren wußte, weniger nachstreben werde.

Friedrich der Streitbare starb mitten in der Noth, welche die Hussiten über Sachsen herbeigeführt hatten, am 4. Januar 1428 auf dem Schlosse zu Altenburg. Nur zwei seiner Söhne, Friedrich und Wilhelm, waren in der Todesstunde bei ihm; ihnen rief er mit der letzten Kraft eines Sterbenden zu: „Lasset es Euere Sorge sein, daß Ihr das Vaterland bei Frieden erhaltet. Solches wird leicht geschehen können, wenn Ihr in der Furcht Gottes, auch in brüderlicher Liebe und Eintracht lebet, die Unterthanen treulich schützet und ihr Bestes fördert. Darum ermahne ich Euch ernstlich, daß Ihr einträchtig sein und Einer dem Anderen nachgeben und vergeben sollt.“

Siegismund, damals zwölf Jahre alt, und sein sechsjähriger Bruder Heinrich befanden sich, als ihr Vater die Augen schloß, bei ihrem Oheim, dem Herzog von Braunschweig. Die Trauerkunde ging ihnen durch Eilboten zu, durch welche sie zugleich nach dem älterlichen Hause zurückgerufen wurden. — Weinen und Klagen tönte durch die Räume des großen Altenburger Schlosses, denn die kräftige Säule war gebrochen, auf welche Sachsen vertrauensvoll sich stützte; Bangigkeit ergriff die Herzen der Landeseinwohner, denn die furchtbaren Hussiten drohten den Sachsen mit Brand, Verwüstung und Mord, und der kriegsgeübte, heldenmüthige Wettiner, dessen Name den wilden Schaaren Furcht einflößte, war nicht mehr. — Man hüllte die Leiche des streitbaren Friedrich in ein schwarzwollenes Gewand, legte sie in einen Sarg von Kiefernholz und brachte sie in aller Stille nach Meißen. Hier im Dome, wo Friedrich schon früher seine Begräbnißkapelle für sich und seine Nachkommen errichtet hatte, versenkte man den Landesvater an verborgener Stelle in ein ungewöhnlich tiefes Grab; in Altenburg aber wurde zum Scheine ein Grabmal aufgestellt und vorgegeben, die Hussiten möchten die Gebeine ihres fürstlichen Feindes aufsuchen und in ihrer Rachsucht unwürdig damit verfahren.

Friedrich der Streitbare war todt. Seine noch unmündigen Söhne regierten das verwaiste Land gemeinschaftlich. Friedrich (II.) der Sanftmüthige empfing die Kurwürde und vollzog entweder allein oder in Verbindung mit seinem Bruder Siegismund die fürstlichen Erlasse. — Die ersten Jahre ihrer Regierung wurden durch Ungemach aller Art getrübt. Die Hussiten, die den eisernen Arm des streitbaren Friedrich nun nicht mehr zu fürchten brauchten, überflutheten 1429 das arme Sachsen wieder, verwüsteten den meißner Kreis und die Lausitz, erschlugen die Einwohner zu Hunderten, zerstörten die Weinberge, verschütteten die Bergwerke, legten Städte und Dörfer in Asche, hieben den Mönchen die Arme und Beine ab, peitschten die Nonnen und thaten noch viel Aergeres mit ihnen. Gleich furchtbar wütheten die entmenschten Schaaren im Jahre 1430 im westlichen Theile Sachsens. Ihre gräßlichen Thaten sind kaum zu beschreiben. Wie litt das arme Oster- und Pleißnerland, besonders das unglückliche Plauen! 900 Menschen bluteten dort unter den Händen der rachgierigen Hussiten; Einige wurden selbst lebendig begraben. Hundert sächsische Städte und Schlösser lagen verwüstet da, von 1400 Dörfern standen nur noch Ruinen und 3000 Wagen, beladen mit geraubter Beute, schleppten die Rotten der Hussiten aus dem Sachsenlande mit sich fort.

Solche Schreckenstage durften nach dem Willen der fürstlichen Brüder nicht wieder über ihre Unterthanen hereinbrechen. Friedrich II. und Siegismund schlossen sich darum 1431 dem deutschen Heere, das, gegen 100,000 Mann stark, den Hussiten entgegenrückte und leider nur durch schimpfliche Flucht beim Anrücken Prokop's sich auszeichnete, an. Einige Waffenthaten mochten dabei immer vorkommen, die erwähnenswerth waren. So führte Siegismund vierzehn Fähnlein sächsischer Reiter gegen Bilin, wobei er nicht nur die Stadt und die Burg Spitzberg, sondern auch mehr als hundert Dörfer erobert haben soll. Bei Tauß stand und floh er ebenfalls mit. Kräftiger und erfolgreicher drängten die Sachsen in Verbindung mit den Lausitzern kurz vorher die Hussiten von der Belagerung Reichenbachs zurück.

Mitten in den Wirren des parteiwüthigen Kampfes suchte die Kirche durch Concilberathungen einen Weg zum Frieden auf. Den gemäßigteren Hussiten ward der Gebrauch des Kelches beim Abendmahle gestattet und nun wurden auch die strengeren Taboriten überwunden. Hörten auch die verheerenden Züge der Hussiten damals noch nicht auf, so blieb doch Sachsen von ferneren Bedrückungen durch die grausamen Horden unberührt.

Während die Friedenshoffnungen im Lande der Wettiner Platz ergriffen, wehte auf der heimathlichen Burg der sächsischen Fürsten die Trauerfahne. Prinz Heinrich war am 22. Juli 1435 gestorben und seine Ländertheile fielen nun den drei Brüdern Friedrich, Siegismund und Wilhelm zu. Diese Drei beschlossen auf den Rath ihrer Mutter eine Landestheilung, wobei Friedrich, als Erstgeborner, die Kurwürde und das Herzogthum Sachsen nebst einen Theil der meißner Ländereien und mit ihnen Dresden, Pirna, Tharandt ꝛc. erhielt. Die Städte Meißen, Weißenfels und Altenburg wurden als Regierungssitze bestimmt.

Nur ein volles Jahr lang blieb der auf neun Jahre abgeschlossene Theilungsvertrag in Giltigkeit. Herzog Siegismund beschloß, in den geistlichen Stand überzutreten und sich mit einer ihm auszusetzenden Leibzucht zu begnügen, in-

dessen Wilhelm die Verwaltung seines Landes den eingesetzten Schöffen, Rentmeistern und Voigten überließ, sich selbst aber zu seinem Vetter, dem thüringischen Landgraf Friedrich den Friedfertigen, begab, um hier gegen eine jährliche Zusteuer von hundert Neuschock Groschen und zehn Fudern Weins einige Jahre hinzubringen und sich zu dem späteren unheilvollen Bruderkriege aufstacheln zu lassen.

Siegismund's Lebensverhältnisse nahmen einen eigenthümlichen Gang. Auf den jungen Mann hatten die lockeren Sitten seiner Zeit jedenfalls besonderen Einfluß geübt, sowie Freunde und Rathgeber sicher das Ihre beitrugen, um die Leidenschaft des Fürstensohnes anzufachen und ihm zu besserer Befriedigung seiner Liebessehnsucht den Uebertritt in den geistlichen Stand räthlich erscheinen zu lassen.

Nicht weit von der Stadt Weida lag das Kloster Mildenfurth, das von den schieferartigen Felsen stattlich herabschaute und von schönen Waldungen eingeschlossen war. So einladend nun auch das freundliche Thal der Weida dem stillen Wanderer erschien, so blieb dasselbe doch den Insassen des Klosters, den frommen Nonnen, verschlossen. Manch frommes Gebet derselben stieg aus den ernsten Mauern zum Himmel empor, doch mochten auch viele Seufzer dem Herzen solcher Jungfrauen entquellen, die entweder in schwärmerischer Richtung ihres Gemüths oder gezwungen den Schleier genommen und das Klostergelübde abgelegt hatten. Zu den Letzteren gehörte auch Adelheid von Lohma, eine herrliche, blühende Jungfrau. Sie war wider ihren Willen nach dem Tode ihres Vaters auf Veranstaltung ihres Bruders in's Kloster gebracht worden und sah sich von dem heiteren, sonnigen Leben für immer abgeschlossen; in ihr aber wohnte nicht der mindeste Hang zu klösterlicher Stille und zu selbstbeschaulicher Zurückgezogenheit, vielmehr sehnte sie sich nach unschuldig-heiteren Stunden des Lebens, nach dem Glücke, von welchem Tausende außerhalb der Klostermauern beseligt wurden und nach dem Umgange mit frohen, guten Menschen, die in rühriger Thätigkeit, in gegenseitiger Theilnahme und Liebe den Zweck ihres Erdenlebens suchten und fanden. — Daher kam es denn auch, daß sich die arme Adelheid im hohen Grade unglücklich fühlte, daß sie oft sehnsüchtig von ihrer Zelle aus hinaus in das frohe, bunte Treiben der Menschen blickte und sich allstündlich aus dem traurigen Stillleben einer Nonne herauswünschte. Wie gern hätte sie ihren Aufenthalt im Kloster mit dem einfachsten, bescheidendsten Erdenglücke vertauscht! Aber eine Wächterin stand über ihr, die dergleichen Wünschen und Hoffnungen mit unerbittlicher Strenge entgegentrat — die ernste Aebtissin des Klosters. Diese war die Tante Adelheid's, die Schwester von Adelheid's Vater. Gerade zu ihr hatte der Bruder die jungfräuliche, lebenslustige Schwester gebracht, damit sie pünctlichst zu Beobachtung der Ordensregeln angehalten und nach und nach das Glück und Weh des Erdenseins vergessen lernen sollte.

Von Adelheid's Aufenthalt unter den Nonnen zu Mildenfurth empfing der junge Herzog Siegismund Kunde. Er lenkte seine Schritte bald öfter nach der freundlichen Stadt Weida, durchstreifte wiederholt die angenehmen Thäler der Elster und der Weida, ergötzte sich vom Krippenberge hinter dem Schlosse Osterburg aus an der lieblichen Landschaft, die vor seinen Blicken sich ausbreitete und sah gern hinüber nach dem Kloster, wo die arme Adelheid ihre Stunden gleich einer Gefangenen vertrauerte. Dorthin zog ihn sein Herz; dort Einlaß zu finden, konnte ihm, dem kurfürstlichen Herrn, nicht schwer werden.

Wohlan denn, in's Kloster! dachte Siegismund bei sich, verließ sein Schloß, das mit seinem merkwürdigen alten Thurme heute noch an die Zeiten der ehemaligen Voigte von Weida erinnert, schritt über den hohen Bergrücken hin und nahete sich den stillen Mauern, hinter welchen verborgen die keuschen Bräute des Himmels wohnten.

Ihn, den Landesherrn, empfing die Aebtissin mit der ihm schuldigen Ehrerbietung; ihm, dem künftigen geistlichen Fürsten, mußte auch eine größere Annäherung an die jungfräulichen Schwestern gestattet werden, als anderen Männern, welche die geweihte Stätte betraten, erlaubt wurde. Natürlich war die Aebtissin bei seinem Gange durch das Kloster und bei der Betrachtung der Zellen und ihrer Inwohnerinnen eine eben so wachsame als würdevolle Begleiterin.

Siegismund, der junge, kräftige, mannhafte Fürst, hatte mehrere Hallen und Gemächer schon durchschritten und dabei einige Nonnen gleich Schatten flüchtig vorüber eilen oder sie gesenkten und umhüllten Hauptes der Andacht pflegen sehen, da trat ihm eine Klosterjungfrau entgegen, deren leuchtendes Auge seine ganze Seele durchdrang. Ihr Gang, ihr Benehmen, ihr schönes Antlitz, der Liebreiz ihres ganzen Wesens wirkte so mächtig auf den fürstlichen Jüngling ein, daß dieser wie eingewurzelt stehen blieb und durch glühende Blicke auf der unsichtbaren Brücke zwischen zwei Herzen seine Gefühle in die wallende Brust der erröthenden Jungfrau hinübergleiten ließ. Siegismund brauchte nicht nach dem Namen der lieblichen Nonne zu fragen. Sie nur konnte es sein und keine andere: Adelheid von Lohma. Sie war es auch. —

Zwei kurze Augenblicke hatten hingereicht, die Herzen des Landesherrn und der Nonne zu verschwistern. Bebend verneigte sich Adelheid vor dem Fürstensohne und eilte hinweg, um den Blicken der strengen Aebtissin nicht zu begegnen. Siegismund vermied es, sich zu verrathen, daher schritt er mit der würdigen Oberin weiter und verabschiedete sich an der Klosterpforte mit dem Wunsche, in den stillen Räumen bald wieder Eintritt nehmen zu dürfen. Ihm, dem gnädigen Herrn, dessen geistliche Lebensbahn schon halb und halb eröffnet war, konnte der Wunsch nicht versagt werden.

Siegismund wiederholte seine Besuche im Kloster. Mit Zustimmung der Aebtissin und meist in ihrer Gegenwart unterhielt er sich oft mit älteren und jüngeren Schwestern, doch alles Dies hatte für ihn keinen Reiz; sein glühendes Verlangen drängte ihn zu Adelheid hin. Anfangs begegneten Beide sich nur flüchtig, obgleich der Funke, welcher ihr Innerstes getroffen hatte, schon als mächtige Flamme aufloderte. Als es aber einst dem Siegismund gelang, mit Adelheid allein zu sein, als der schöne Jüngling der herrlichen Jungfrau unbewacht seine feurigen Empfindungen zu erkennen gab, als seine Hand die ihrige ergriff und er sie im Sturme seiner Gefühle an sich zog, da erzitterte die Nonne im Wonneschauer der ersten Liebe, da dachte sie weder des Ortes, wo sie war, noch ihres gethanen Gelübdes, und aus ihren Augen leuchtete das Geständniß, das über die Lippen einer keuschen Himmelsbraut, die der Welt für immer entsagte, nicht gehen durfte.

Knisternde Tritte ließen sich im Klostergange vernehmen. Man kommt! rief Adelheid und trat erst hocherröthend, dann fast erbleichend einige Schritte zurück. Siegismund sammelte sich schnell und begrüßte mit jugendlicher Gewandtheit die herzugetretene Aebtissin. Diese mochte vorzüglich in den Mienen der Adelheid eine ungewöhnliche Erregung erkennen, daher sie ihr ein Zeichen gab, sich zu entfernen; nachdem dies aber geschehen war, wendete sie sich mit großer Artigkeit an Siegismund, hieß ihn als ihren gnädigen Herrn in ihrem armen Kloster willkommen und sprach sogar ihre Freude und ihren Dank für sein fürstliches Wohlwollen, bewiesen durch sein öfteres Erscheinen, unumwunden aus.

Siegismund fand sich später im Kloster noch öfterer ein, sprach oft mit der Priorin und einzelnen Nonnen, wurde stets mit gleicher Zuvorkommenheit und Ehrerbietung behandelt, konnte jedoch, trotz der verschiedenartigsten Versuche, es nicht ermöglichen, den Gegenstand seiner Sehnsucht zu sehen und zu sprechen, denn Adelheid von Lohma wurde von ihm fern gehalten und war streng bedeutet worden, dem fürst-

lichen Herrn stets auszuweichen und jede weitere Begegnung mit ihm als strafwürdiges Benehmen anzusehen.

Die arme Adelheid, überall mit Argusangen bewacht, verlebte nun Tage der Wehmuth und der Trauer. In ihrem Herzen regte sich die Sehnsucht nach der lieben Außenwelt, aus welcher sie wider Willen hinweggerissen worden war, und doch sah sie sich durch ein Gelübde gefesselt, das ihr alle Hoffnungsblumen eines heiteren, glücklichen Jugendlebens für immer geknickt hatte. Dieser Zustand versetzte sie in einen Kampf mit ihrem eigenen Innern, der um so gefährlicher wurde, je weniger die lebensfrohe Jungfrau im Stande war, sich einer theilnehmenden Seele vertrauungsvoll mittheilen zu können. Zu ihren Ohren drangen nur die ernsten Ermahnungen ihrer Tante Priorin, sowie die selbstbeschaulichen Andachtsübungen der Schwestern, aber ein Wort für den eigenthümlichen Zustand ihres Herzens, ein Trost für ihr Seelenleid in ihrer Abgeschiedenheit blieb ihr gänzlich versagt. —

Siegismund hatte noch oft eine Zusammenkunft mit Adelheid erstrebt, aber stets vergeblich. Was ihm, dem Fürsten und Herrn, nicht gelang, das glaubte er als Geistlicher erreichen zu können. Er wendete sich darum an den Merseburger Bischof Johannes von Bose und bat diesen um die priesterliche Weihe. Einen Wunsch der Art wollte der Bischof dem Herzog nicht versagen und so empfing Siegismund die Priesterwürde und mit ihr das Recht, ungehindert in die Klöster eintreten zu dürfen.

Der junge fürstliche Priester begab sich nach seiner Weihung wieder nach Weida, von wo aus er nun unangemeldet das Kloster Mildenfurth betrat. Da er dem geistlichen Stande angehörte, so glaubte die Aebtissin nicht mehr verpflichtet zu sein, jeden seiner Schritte aufmerksam zu bewachen, und daher kam es, daß Siegismund recht oft im Kloster sich aufhielt und besonders bei der Nonne Adelheid lange verweilte. Beide waren im innigsten Einverständnisse; sie gestanden sich nun offen, was ihre Herzen bewegte und verlebten in der sonst so einsamen Zelle die seligsten Stunden. Je öfter der Priester bei der Nonne sich einfand, desto sorgloser wurden Beide, desto mächtiger fühlten sie sich aber auch von der Allgewalt ihrer jugendlichen Neigung ergriffen. Die Aebtissin ward gar bald gewahr, daß der Fürst selbst unter dem Priestergewande seiner Liebe zu Adelheid nicht entsagen konnte; sie bedachte auch, daß er für den Fall, daß die Nonne ihres Klostergelübdes entbunden werden möchte, vermöge seines fürstlichen Ranges die Tochter des Ritters von Lohma nicht die seine nennen durfte, und darum beschloß sie, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen über die ganze Angelegenheit Kunde zu geben. Friedrich ließ an Siegismund sofort dringende Ermahnungen zu einem würdigeren Verhalten ergehen, doch fruchteten dieselben nur wenig; da aber bei der Nichtbeachtung der wohlgemeinten Erinnerungen die fürstliche Ehre gleich der Priesterwürde verletzt ward, so wurden strengere Maßregeln angeordnet. — Im Jahre 1436 ging Siegismund, aus dem Kloster zurückkehrend, der Stadt Weida zu, da überfielen ihn einige Ritter und nöthigten ihn, nach dem Willen seines fürstlichen Bruders seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen und sich ungesäumt nach Freiburg an der Unstrut zu wenden. Siegismund gab nach nnd lebte etwa zwei Jahre auf dem Freiburger Schlosse in Gesellschaft von sechs Rittern, die ihm als Wächter beigegeben wurden. Adelheid von Lohma war nun allein mit ihrer Liebe und ihrem Leid. Ob Siegismund sie wieder sah, ob sie nun im Kloster gerade am besten aufgehoben war, ob sie noch lange lebte oder bald den Frieden im Grabe fand, darüber ist nichts Gewisses zu sagen.

Siegismund's Haft war nur kurze Zeit beengender Natur. Die Ritter gestatteten ihm mit jedem Tage freiere Bewegung, und schon im Jahre 1439 erschien vor ihm ein Ehrenbote seines Bruders, des Kurfürsten, mit der Meldung, daß er, der Gefangene, vollständig frei sein solle und vom Domcapitel zu Würzburg zum Domherrn allda ernannt worden sei. Bald reiste Siegismund in Gesellschaft seines Bruders Friedrich an den Ort seiner Bestimmung ab, wo er im Jahre 1440 das Bisthum überkam und somit zum Nachfolger eines der angesehensten geistlichen Fürsten Deutschlands bestimmt wurde.

Während Friedrich der Sanftmüthige die Befreiung und Erhebung Siegismund's vorbereitete, war er so glücklich, als treuer Beistand des edlen Königs Albrecht II., den Hussiten zwischen Brix und Bilin am 23. September 1438 ein Treffen zu liefern, in welchem er einen herrlichen Sieg erfocht und die Macht der schrecklichen Feinde dermaßen brach, daß sie die Lust verloren, ihre länderverwüstenden Züge fortzusetzen.

Siegismund entfernte sich durch sein Verhalten von dem Musterbilde seines kurfürstlichen Bruders mit jedem Jahre mehr und mehr. In seinem Jünglingsalter gegen das Urtheil der Welt schon ziemlich gleichgiltig, gab er sich später dem Hange zu einem verschwenderischen, unordentlichen Leben ärger hin. Einzelne Domherren, die streng auf gute Sitte hielten, verließen seine Partei, und nur der mächtigen, hervorragenden Stellung seiner Brüder hatte er es zu verdanken, daß er den bischöflichen Stuhl zu Würzburg einnehmen durfte. Trotz der Ermahnungen des sanftmüthigen Friedrich blieb Siegismund bei seiner lockeren Lebensweise, daher die Domcapitularen oft mit Mißbehagen seiner gedachten.

Nur kurze Zeit bekleidete Siegismund seine hohe geistliche Würde. Der Verlust derselben wurde schon dadurch vorbereitet, daß auf der Kirchenversammlung zu Basel der Papst Eugen IV. abgesetzt und statt seiner Felix V. als Kirchenoberhaupt angenommen wurde. Eugen IV. wollte seine Entsetzung nicht dulden, er berief darum eine Kirchenversammlung nach Ferrara und brachte dort, in Verbindung mit fünf Erzbischöfen, achtzehn Bischöfen und zehn Aebten, die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu Stande.

Die deutschen Fürsten waren mit dem Beschlusse des Baseler Concils durchaus nicht einverstanden. Der abgesetzte Eugen behielt noch mächtigen Einfluß und der neugewählte Felix stand auf sehr schwachen Füßen. Beide Päpste schickten Abgeordnete nach Würzburg, um dort ihre Anrechte an den Papsthut vertheidigen und ihre Stellung, Deutschland und seinen Fürsten gegenüber, sichern zu lassen. Die päpstlichen Legaten benahmen sich aber sehr ungeschickt, denn sie griffen sich auf's Heftigste an, halfen sich mit Schmähungen aller Art und machten durch ihr unwürdiges Begegnen auf die Würzburger Domherren einen sehr üblen Eindruck.

Das ganze Domcapitel blieb dem Papst Eugen zugethan; mit ihm hielten es auch die sächsischen Fürsten, Friedrich und Wilhelm. Nur Siegismund fiel auf andere Gedanken. Er hatte den neuen Papst Felix erstehen sehen und war unbedächtig genug, diesen um die Bestätigung seiner bischöflichen Würde anzugehen. Dies war ein Staatsfehler. Felix, selbst noch auf schwankendem Boden, war natürlich sogleich bereit, die gewünschte Bestätigung auszusprechen, denn er hoffte, sich dadurch einen mächtigen Freund zu erkaufen.

Siegismund ahnte kaum, was ihm bevorstand. Seiner Meinung nach war er nun vollkommen legal bestätigt, darum eilte er nach Würzburg, um sich huldigen zu lassen. Hier wollte man ihn nicht einmal in die Stadt einlassen, besann sich aber noch eines Anderen und empfing den Bischof als — Domherrn. Siegismund fühlte sich hierdurch schwer verletzt und gerieth mit dem Domcapitel in die ärgerlichsten Streitigkeiten, die zuletzt in wirkliche Befehdungen ausarteten. Bei solchen Wirren konnte es nicht fehlen, daß man über Siegismund's ungebundenes Leben mit der unerbittlichsten Strenge richtete und daß man ihm aus Widerwillen und Aerger mehr Untugenden andichtete, als er wirklich besaß. Die Erbitterung wuchs. Schon waren die Domcapitularen

zu dem Entschlusse gekommen, ihr Stift dem deutschen Orden zu übergeben, da trat unter ihnen der Probst Gregor von Heimburg auf und schilderte mit beredtem Munde die Gefahren, welche die Abtretung des Stifts und die Steigerung des Streites mit Siegismund im Gefolge haben werde. Dies führte die Domherren zu neuen Berathschlagungen, deren Ergebniß darin bestand, daß man den Bischof Siegismund vor der Hand seines Amtes entsetzen und eine Interimsregierung errichten wolle.

Siegismund erfuhr dies. Es war gerade zum Osterfeste, an welchem er im feierlichen Ornate Hochamt hielt. Der Augenblick war ihm günstig, denn im Dome standen die Andächtigen in Menge versammelt, die ihm zum größten Theil mit Liebe anhingen. Er wußte wohl, daß er, der manchem Armen geholfen und gegen Jedermann mild und freundlich gewesen war, Vieler Herzen für sich hatte. In seiner feierlichen Rede berührte er bald die unangenehmen Händel, in welche er sich versetzt sah, und er sprach so bewegt, so väterlich herzlich zu dem Volke, daß dieses fast ohne Ausnahme Partei für ihn ergriff. Als er aus dem Dome trat, näherten sich ihm an der großen Pforte mehrere Domherren, machten ihm Vorhalt wegen seiner allerdings sehr eindrucksvollen Rede und ergingen sich in heftigen Auslassungen. Einige aus dem Volke bemerkten dies und glaubten, man wolle sich Siegismund's bemächtigen.

Der Bischof soll gefangen werden! hieß es unter der Menge, die ohnehin schon in einer gewissen Aufregung den Dom verlassen hatte. Die Stimmen wurden lauter, und durch das verworrene Gerede auf dem Domplatze erscholl der Ruf: Zu den Waffen!

Zu den Waffen! schrieen bald Hunderte von bischöflichen Anhängern. Der Lärm wuchs mit jeder Minute. Die Sturmglocken ertönten, und Alles drängte sich nach der Pforte des Domes, nach welchem sich die Domherren in Angst und Bangen flüchteten.

Gewiß wäre die Sache für das Capitel sehr übel abgelaufen, hätte Siegismund die Volksstimmung zu seinem Gunsten benutzen wollen. Dies verschmähte er aber; er trat vielmehr mit Ruhe und Würde dem Volke entgegen, sprach zu demselben in versöhnlichen Worten und brachte es dahin, daß die aufgeregte Menge sich zurückzog. So wurde die Ordnung wieder hergestellt.

Doch die Domherren verharrten in ihrer Gehässigkeit, welche eine Wiedervereinigung der Parteien geradezu unmöglich machte. Siegismund wurde von ihnen kaum noch beachtet, ja sie riefen sogar den Weihbischof aus Mainz nach Würzburg und baten ihn, ihre Angelegenheiten zu leiten. — Dies war zu viel für Siegismund; im Aerger über die unaufhörlichen Anfeindungen ließ er den Mainzer Bischof auf einem Spazierritte einfangen und nach Kissingen in Haft bringen. Der Gewaltstreich mißlang aber gänzlich, denn nun wendeten sich die Bürger Würzburgs, die Siegismund wegen seines würdevollen, ehrenwerthen Verhaltens gegen seine Widersacher bisher in Schutz genommen hatten, ebenfalls gegen ihn; die Bürger fielen von ihm ab und ließen es ruhig zu, daß die Domherren ihren Bischof Siegismund — aus der Stadt vertrieben.

Das Domcapitel zu Würzburg berichtete die ganze Angelegenheit an den Kaiser Friedrich III., welcher in Frankfurt Reichstag hielt. Hier kam die Sache zur Entscheidung; man beschloß am 14. August 1442: Bischof Siegismund verläßt seinen Sitz zu Würzburg für immer, erhält dort eine geeignete Privatwohnung, bekommt vom Capitel 15,000 Silbergroschen zu seinem Unterhalte und empfängt den Titel eines Bischofs von Alexandrien. —

Papst Eugen IV. gab zu dem Beschlusse seine Genehmigung. Siegismund trat in das Privatleben zurück. Ihm folgte als Regent des Bisthums der Domherr Gottfried Schenk von Limburg.

Nach der Absetzung Siegismund's gingen die geistlichen Herren zu Würzburg in ihrem gehässigen Verfolgungseifer so weit, daß sie beschlossen, ihm nicht einmal die bedungene Summe zu seinem Unterhalte zu zahlen. So weit wollten es aber seine Brüder doch nicht kommen lassen, ungeachtet sie mit seinem sonstigen Verhalten unzufrieden waren; Friedrich und Wilhelm rüsteten sich vielmehr und zogen nach Würzburg, um für den ehemaligen Bischof zu fordern, was der Reichstag ihm bestimmt hatte. Die Würzburger hatten dies vorausgesehen und deshalb sich kurz vorher mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg verbunden. Als nun die Sachsen anrückten, kamen auch die Brandenburger zur Unterstützung des Würzburger Heeres herbei und der Kampf begann; „doch," sagt ein alter Geschichtschreiber, „nach einem kleinen Treffen wollten die beiden Brüder sich nicht ferner um die Bischofsmütze zerren, und führten ihren Bruder mit sich nach Meißen".

Friedrich der Sanftmüthige gab dem Siegismund einen kleinen Hofstaat und wies ihm das Schloß Scharfenstein zur Wohnung an. — Dem weltlichen Leben wieder zugeführt, trachtete der frühere Bischof wieder nach Länderbesitz; er verband sich sogar mit dem Meißener Burggrafen, sowie mit böhmischen Edelleuten zu einem Complot gegen seine Brüder, und wurde, als seine Pläne zur Kenntniß seiner Brüder kamen, als Gefangener nach dem Schlosse Rechlitz gebracht. Hier starb er, 47 Jahre alt, am 24. Decbr. 1463 an der Wassersucht. Er liegt im Dome zu Meißen begraben.

Vielfach mag Siegismund bei seiner lockeren Lebensweise und bei den Sitten seiner Zeit gefehlt haben, doch sprechen auch gewisse Züge seines Charakters zu seinen Gunsten. Die Geistlichkeit, welche damals die Wissenschaft zu repräsentiren hatte und meist mit eigener Feder die Seiten der vaterländischen Geschichte füllen half, hat in der Feindschaft gegen Siegismund über denselben sicher kein allzumildes Urtheil gefällt.

Robert Wolfram.

Miscellen.

Erster Vorschlag zu einer Taubstummen-Anstalt in Sachsen im Jahre 1698. — **Johannes Fieger aus Seidenberg** in der Oberlausitz reichte unter dem 18. Januar 1698 ein Schreiben ein, worin er sagte: „Ew. K. Maj. und Churf. Durchl. geruhen allergnädigst sich in Allerunterthänigkeit vortragen zu lassen, welcher Gestalt ich mich eine geraume Zeit her auf weltliche und mechanische Dinge gelegt und unter andern, mit Gottes Hülfe ausgefunden, taubgeborene und daher stumme Leute, dafern sie nur sonst ihre Sprachorgane und fähigen Verstand richtig haben und bei mäßigem Alter sind, zur Sprache zu befördern und darzu literas congruas und eine neue Art zu buchstabiren, nebst einem 1 mal 1 ohne Ziffern, auch überdies zur Musik neue und leichtere, durch mancherlei Tactstriche eingetheilte Linien-Noten, mit dem Clavier congruis systematibus dadurch auch Componisten ihre Manieren deutlicher als mit den alten, vorstellen können, inventirt habe. Womit zum Lobe Gottes meinem Nächsten gerne dienen und deswegen eine Taubstummen-Schule zu errichten, auch darneben allerhand berühmter Meister musikalische Stücke mit gedachten meinen neuen Noten und systematibus drucken und herausgeben möchte, darbei aber befürchte, es möchten diese meine Erfindungen von Anderen bald nachgemacht und daher nicht nur allein mir meine darauf verwendete Kosten nicht wieder erstattet, sondern auch, wenn ein Jeder daran arbeiten mag, sich also immer Einer auf den Andern verlassend, sel-

bige zu keiner Perfection gebracht werden. Als geschieht an Ew. K. M. und Churf. Durchl. mein allerunterthänigistes Bitten, Sie wollen allergnädigst geruhen, zu Beförderung dieses nützlichen Werks mir ein solches privilegium allergnädigst ertheilen, daß in den Churf. sächsischen Landen Niemand neben mir, binnen 20 Jahren, keine Taubstummen Schule aufrichten und halten, noch von meinem congrue gestellten A. B. C., neuem Buchstabiren, 1 mal 1 ohne Ziffern; und binnen 10 Jahren mit solchen meinen neuen oder mit sothanen Tactstrichen eingetheilten alten systematibus und Noten keine musikalischen Stücke drucken noch verkaufen solle."

Auf Verwendung der Landesregierung ward denn auch Fiegern unter dem 19. Januar 1698 das erbetene Privilegium auf zehn Jahre ertheilt mit den Worten, daß er „wo es ihm gefällig und gelegen sein möchte, eine Stummen Schule errichten und halten, die dazu dienlichen literas, sammt dem Einmal Eins ohne Ziffern, ingleichen die musikalischen systemata, notas und Stücke verfertigen und alles dergleichen, was seine eigene Erfindung sei, exerciren, nebst ihm aber selbst Niemanden solches nachzuthun, nachzudrucken, noch zu publiciren verstattet und zugelassen sein solle."

Fieger scheint aber seinen Plan, eine Taubstummenanstalt zu errichten, nicht zur Ausführung gebracht zu haben, wenigstens ist es uns nicht gelungen, etwas Weiteres über die Sache aufzufinden. Erst fast hundert Jahre später, unter dem 8. Juli 1777, bot der damalige Cantor zu Eppendorf bei Hamburg, Samuel Heinicke, der mit vielem Erfolg sich dem Unterricht der Taubstummen gewidmet hatte, dem Kurfürsten von Sachsen seine Dienste an.

Der einflußreiche und verdienstvolle damalige geheime Kammer- und Bergrath, geheimer Cabinetssecretair Friedrich Wilhelm von Ferber, nahm sich lebhaft des Antrags an, indem er u. a. in seinem Vortrage an den Kurfürsten bemerkte, daß „das Beispiel der (von Heinicke unterrichteten) v. Vietinghof, welche zu Hamburg zur Communion zugelassen und vorher förmlich vor vielen Anwesenden über die christliche Lehre examinirt worden, viel Aufsehen gemacht habe".

Heinicke erklärte sich bereit, für eine Pension von 400 Thaler den unentgeldlichen Unterricht der Taubstummen zu übernehmen und errichtete nach seiner Uebersiedelung nach Leipzig zu Anfang des Jahres 1778 das dortige Taubstummeninstitut in dem Hause des Kriegsraths Faber vor dem Petersthore.

Seitdem ist diese Anstalt erweitert und verbessert, auch bekanntlich in Dresden eine Taubstummenanstalt errichtet worden. Dadurch ist es gelungen, einer großen Anzahl solcher Unglücklichen die Möglichkeit, sich ihr Brod zu erwerben, zu sichern, ja es ist manches Talent zur Blüthe und Entwickelung gebracht worden, das im Innern schlummerte, weil ihm die Fühlhörner fehlten, die es mit der Außenwelt in Verbindung setzen konnten. Man sagt zwar, Raphael würde ein großer Maler geworden sein, wenn er auch ohne Hände geboren worden wäre; möglich, daß er mit den Füßen zu malen gelernt haben würde: es ist dies also viel weniger paradox, als die Behauptung, daß ein Stummer als Prediger glänzen könne und selbst dafür finden wir einen Beleg in einem Briefe des französischen Gesandten, Grafen Galean des Issards, der dem sächsischen Kurprinzen Friedrich Christian am 8. December 1748 aus Warschau Folgendes meldet: „Es befindet sich jetzt am Hofe ein stummer polnischer Edelmann, der sehr unterhaltend ist. Ich wünsche, daß ihn der König mit nach Sachsen bringe: nichts ist merkwürdiger als die Intelligenz dieses Mannes. Neulich hielt er uns während des Diners eine Predigt über die sieben Todtsünden, wobei er das ganze Feuer, die ganze Kraft, das ganze Pathos eines Bourdaloue (des berühmtesten Kanzelredners seiner Zeit in Frankreich, starb 1704) entwickelte, während er zugleich die vollendete Komik eines Erzpossenreißers zeigte."

Wahrscheinlich hat dieser sonderbare Hofcavalier, der sonach die Gegensätze der geistlichen Beredtsamkeit des ernsten Bourdaloue mit der des barocken Abraham a Sancta Clara (oder, wie er eigentlich hieß, Ulrich Megerle) zu vereinigen wußte, seine pantomimischen Künste später auch in Dresden gezeigt. v. W.

Die Inschrift über der Thüre des Försterhauses, am Eingange des Parkes bei Siebeneichen (in der Nähe von Meißen), lautet wie folgt:

Nach Christy geburt im MXCI Jhar*)
Wart dieser Garten umbmauert gar
Desgleichen die Wasserkunst daneben
Durch Nickel von Miltitz verfertiget eben.
Er hat gelebt drei und sechtzig Jahr
Christus sein Seel in Ruhe bewahr
Der erhalt die lieben Erben sein
In wahren Glauben beständig sein
Zu meiden allen Calvinischen Schein
So wieder Gotts Wort streitet Heucheley
Das vorleih ihnen Herr Jesu Christ
Der du die Wahrheit selber bist. Amen.

Dieses Denkmal giebt die Gesinnung zu erkennen, welche damals gegen den Calvinismus genährt wurde. 2.

*) Soll wohl heißen: 1591.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Woldemar Türk in Dresden. — Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.